Schriften

von

Eduard Boas.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

Heitere Novellen

von

Eduard Boas.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

	Seite
Ein Buchbinder	1
Benno's Jugendleben	77
Hiſtoriſche Novellen	261

Ein Buchbinder.

Handwerkernovelle.

Erstes Capitel.

Nach der Stadt Seebrück führet von der Residenz eine bequeme, mit Kirsch- und Aepfelbäumen gesäumte Chausseestraße, welche sich um so besser erhalten zeigt, als sie im Ganzen nur wenig befahren wird. Jene Allee war nun mit Blüthenschnee und rosigen Knöspchen überschüttet, die Sonne lachte wie ein frohes Götterauge herab, und aus dem grünen Moos des Grabens am Wege streckten sich rothe und blaue Blumenhäupter empor. Die Erde hatte einmal wieder völlig ihre Auferstehung gefeiert, und das Pfingstfest war nahe. Zur Rechten lag ein glatter See, von Rohr und Schilf eingefaßt; dort ließen wilde Enten ihr Quaken vernehmen, und zur Linken, im Laubholz der Hügelkette, sangen die Vögel ihre schallenden Lieder.

Auf dieser Straße wanderte ein Handwerksbursche vergnügt seines Weges, oft still stehend, um sich die Baumblüthen zu betrachten, oder um dem Waldgesange zu lauschen. Er war klein und stämmig gewachsen, und sein frisches Gesicht hatte die Farbe kirschrother Gesundheit. Das weißblonde Haar kräuselte sich in solcher Dicke um sein Haupt, daß es wie das Haupt eines völlig ergrauten Negers aussah; halbmondförmig zog sich ein wo möglich noch

hellerer Backenbart ihm über die Wangen, seine grauen Augen hatten einen Ausdruck, der zwischen Beschränktheit und Wißbegierde die Mitte hielt, und um den breiten Mund glänzte ein Zug von Selbstgefälligkeit. Der Gesell ging übrigens mit größerer Sorgfalt gekleidet, als das sonst der Fall zu sein pflegt. Eine grüne Kappe von Wachstuch überzog seinen Hut, ein lilafarbenes Staubhemde mit Frisuren und rothen Schnurbesätzen paßte gut dazu; er trug schwarzblaue Handschuhe und hatte ein Rohrstöckchen in der rechten Hand. Kein schweres Bündel belastete seinen Rücken, sondern das zierliche Seehundfelleisen war mit kleinen Rädern und mit einer Deichsel versehen, welche der Wanderer in der Linken hielt, und sein Gepäck nachrollen ließ.

Es ist etwas eigen Poetisches um das freie, einsame Durchdieweltziehen der Handwerksburschen, die niemals zu versäumen haben, sich nirgends einen Umweg machen, überall fremd und doch überall heimisch sind. Kein Baum, kein Thurm, kein Haus, kein Stein entgeht ihrer Aufmerksamkeit; jeden Reisenden, der ihnen begegnet, grüßen sie zutraulich; mit jedem Fußgänger lassen sie sich in Gespräche ein. Die Kundschaft in ihrer Brieftasche ist das allgemein gültige Accreditiv, das sie bei sich führen, und in jeder Stadt erhalten sie darauf freies Nachtlager in der Herberge und einen Zehrpfennig zum Weitergehen. Kommt der Spätherbst mit seinem kalten Wind und Regen, dann suchen sie sich, wie die Schwalben, ein warmes Winterplätzchen, und kommen mit dem Frühjahr wieder auf die Landstraßen heraus. Sie sind immer aufgeräumt, spaßhaft, neugierig und gesund.

Unſer Wanderer hatte in der Zeit von einer Viertelſtunde ſich die Inſchrift eines Denkſteins, der die Stelle bezeichnete, wo einſt Jemand von einem umſchlagenden Wagen getödtet worden war, in das Reiſebuch notirt, mit einer friſchen Bauerdirne getändelt und mit einem Frachtfuhrmanne darüber geſprochen, wie lange das ſchöne Wetter wohl noch anhalten würde. Dann ſah er eine ſtattliche Extrapoſt vorüberrollen, in der ein einzelner Mann ſchlafend ſaß, und der Geſell wunderte ſich, wie man auf der Reiſe in einer ſo ſchönen Gegend nur ſchlafen könne. Er ſetzte ſich, um ein wenig auszuruhen, auf eine willkommene Raſenbank, und hörte aus der Ferne Geſang ertönen, der ihm verkündete, daß noch andere Handwerksburſchen herannahten. Die Strophen, die er vernahm, lauteten:

Preßburg in der Ungern
Hat mich ganz bezwungern;
Breslau in der Schleſing
Bin ich auch geweſing,
Das gefällt mir wohl.

Moskau in der Rußland,
Viele Leder ſind mir da bekannt:
Juchten und Kordwan;
Zucker und Marzipan
Ißt man allda zum Frühſtück.

Haben einen weiten Gang!
Fort in's Tirc — elerland!
Frankreich, in Paris,
Wo ich meine Stiefeln ließ,
Iſt allda ein Lazareth.

Nun adje, Heidelberg,
Biſt 'ne rechte Staatsherberg;

Iſt ganz ſtill,
Wenn man will
Singen die ganze Nacht.

Nun adje, du werthe Stadt!
Weil es ausgeregnet hat,
Mit dem Parapleh
Geh ich nach der See,
Wenn ich komm' vom großen Faß.

Die luſtige Melodie des neckiſchen Reiſeliedchens ſchallte hell durch die blaue Luft, und drei kräftige Geſellen, mit Ränzeln und Knotenſtöcken, ſchritten heran. Als ſie des Kameraden auf der weichen Bank anſichtig wurden, grüßten ſie ihn durch Anfaſſen ihrer Wachstuchhüte, und der Eine ſprach:

— Guten Tag, Landsmann! Rück' ä Biſſel zu, und mach' uns auch Platz.

— Mit Vergnügen! ſagte der Angeredete. Das Frühjahrswetter iſt ſchön und hold, aber es ermüdet leicht.

— Element, Menſch! biſt Du ein Bönhaſe? rief der Andere, als er und ſeine Gefährten ſich niedergelaſſen hatten. Du redeſt ja wie ein Schreiber, aber nicht wie ein ehrlicher Wanderburſch. — Alle Wetter! und Du biſt wohl beim ſchweren Gepäck angeſtellt, denn ſtatt, wie ein anderes Mutterkind, ſein Bündel auf dem Rücken zu tragen, fährſt Du es auf einer Karoſſe mit in der Welt herum. Wo haſt Du denn die Pferde dazu? fragte er, ſich umſchauend, und ſeine beiden Kameraden brachen ob des Witzes in ein lautes Gelächter aus.

Der Verſpottete ſchien gekränkt und ſagte mit gewiſſem Stolze: Ich bin ein Buchbinder!

— Ja so! fiel der Andere ein, dem es leid zu thun schien, daß er einen Gesellen beschämt hatte. Ja so! Na, dann nimm's nicht übel. Sieh einmal, wir geschlossenen Zünfte haben unsere bestimmten Regeln und Anordnungen, wie wir unser Ränzel packen, schnüren und tragen müssen; ob es viereckig oder rund sei, ob es in ein ledernes Felleisen oder in eine gefärbte Zeugkappe eingeschlossen, ob es auf dem Rücken, oder auf einer Achsel, oder von der Schulter zur Hüfte hin getragen werde. Alte, ehrbare Sitten dürfen nicht in Verfall kommen, und Ordnung ist zu allen Dingen gut. So erkennen wir zünftige Gesellen uns im ersten Augenblick, und sehen, ob es ein Maurer, ein Schlosser, ein Gerber oder ein Müller ist, der an uns vorüberwandert. Wenn Du aber blos ein Buchbinder bist, so wirst Du wohl von keinerlei Urkunden und Gesetzen etwas zu wissen brauchen, und ich bitte also um Verzeihung, wenn ich Dich vorhin beleidigt habe. Ich werde Dir nun sagen, wer wir sind: Ich bin der ehrbare Maurergesell Peter Balling aus Regenspurg . . . das hier ist der ehrbare Maurergesell Fritz Leese aus Chemnitz, und jen's ist der ehrbare Zimmergesell Edeward Riehnke aus Cöpenick. — So! — Nun berichte uns auch, wie Du heißest und wo Du her bist?

— Ich heiße Zebedäus Bims, erwiederte der Buchbinder, dem die Gesellschaft der handfesten Männer durchaus nicht zu behagen schien, der aber doch nicht den Muth besaß, sie abzulehnen. Ich heiße Zebedäus Bims und bin aus Parchwitz in Schlesien gebürtig.

— Es freit mich, Se kennen zu lernen! sagte der Chemnitzer. Was is'n des Wahrzeechen von Ihre Faterstadt?

— Ein Wahrzeichen? — Was verſtehen Sie darunter? erkundigte ſich Bims.

— Aber, Juſter! Se weren doch wiſſen, was en Wahrzeechen is! meinte Fritz Leeſe.

— Nein! entgegnete der Andere. Ich bin damit nicht bekannt.

Die drei Geſellen ſchauten einander an, ſchnitten ganz ſonderbare Geſichter, und platzten auf einmal mit donnerndem Gelächter los.

— Komm' her, Bruder! begann endlich der Regensburger, nachdem er ſich mit dem Rockärmel die Thränen des Lachens aus den Augen gewiſcht hatte. Komm' her, ich will Dir's aus einander ſetzen. Sieh' mal, wenn man in eine Stadt kommt, dann will man ſich doch gern etwas Abſonderliches merken. Große Häuſer, Thürme, Schlöſſer und Mauern taugen dazu nicht recht, denn die findet man dort ſo gut als hier, alſo merkt man ſich das Wahrzeichen. Das Wahrzeichen aber iſt eine Merkwürdigkeit . . . oder auch keine Merkwürdigkeit . . . ein gewiſſes Ding — ein Bild . . . oder auch kein Bild . . . ich weiß nicht recht, wie ich ſagen ſoll . . . kurz! Etwas, woran unbedachtſame Menſchen tagtäglich vorübergehen, ohne ſich darum zu bekümmern, das aber ein Jeder, der vom Handwerk iſt, genau weiß und kennt. Verſteh'ſt Du nun, Bruder Parchwitzer, was ein Wahrzeichen iſt?

— Nein! ſagte der Buchbinder.

— Wie, Du verſtehſt es noch immer nich? fragte der Cöpnicker im zornigen Ton.

— Ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, geſtand Bims.

— Heeren Se, begann der Sachse jetzt, einer großen Fassungsgabe scheinen Se sich eben nich zu erfreien, Barchwitzer, aber ich will Se's erkleeren. Sind Se in Dreesen jewesen?

— Ja, ich reis'te durch!

— Na, denn haben Se doch jewiß des Prückenmännchen jeseh'n?

— Nein!

— Herr Jeeses! Sagen Se mer nur, Barchwitzer, wenn Se in Dreesen des Prückenmännchen nich jeseh'n haben, was haben Se da denn jesehn? — De große Prücke über de Elbe kennen Se doch? Na jut! An dem fierten Veiler, nach Abend zu, is en kleenes zusammenjeducktes Männechen in den Steen jehauen, was den Paumeister von dieser Prücke vorstellen soll, und das is's Dreesener Wahrzeechen!

— Ja woll! rief Edeward Niehnke. Det Brückenmänneken is alljemein bekannt. In Berlin is det Wahrzeechen der jroße Kurfürscht uf de lange Brücke. Wie manch scheenet Mal bin ick an ihm vorüber jejangen, als ick bei de Nehfschandeller stund. Aberscht der jroße Kurfürscht is et eijentlich nich, sondern det Hufeisen von den ussehobenen Vorderfuß an sein Pferd. Und dieses Hufeisen is nich dran, sondern et is janz und jar verjessen worden, weshalb sich och der Bildhauer eijenhändig in de Spree jestirzt und eene betrübte Witwe mit mehrere Kinder hinterlassen haben soll.

— Das Wahrzeichen von Wien habe ich mir auch in Augenschein genommen, sprach der Regensburger. Nahe beim Stephansthurm, an der linken Ecke der Kärntnerstraße,

steht ein uralter Baumstamm, der aus jener grauen Zeit herrührt, wo der Wiener Wald bis hierher reichte. Ein Schlossergesell, ein ganz gottsgrammer Mensch, konnte sein Meisterstück nicht fertig kriegen, und all' seine Kameraden verspotteten ihn. Da verschrieb er seine Seele dem Bösen, und mit dessen Hilfe machte er nun ein großes eisernes Schloß, welches den Baum an die Mauer eines Hauses befestigt, und das weder durch Schlüssel noch durch Dietriche jemals aufgesprengt werden kann. Früher schlug jeder wandernde Handwerksbursch, um seinen Abscheu wider die lästerliche That zu beweisen, einen Nagel in den Stamm, wodurch derselbe nach und nach so bedeckt wurde, daß nicht ein einzig leeres Fleckchen dran zu finden ist. Hiervon bekam das Ding und der ganze Platz, auf dem es steht, den Namen „Stock im Eisen", und er ist das Wahrzeichen Wiens.

— Na, Parchwitzer Filosof, fragte der Cöpenicker, nu wirste doch hoffentlich bejriffen haben, wat en Wahrzeechen is?

— Ja wohl! versetzte Bims verlegen.

— Sonst hätt' ich es Dir ooch können noch deutlicher machen, sprach der Erstere, aufstehend und sein Tornister wiedernehmend.

Die Andern folgten seinem Beispiel, und man schritt rüstig vorwärts, sich den Weg mit heitern Geschichten und Liedern kürzend. Zebedäus zog sein Wäglein hinter sich her, und sowohl der Chemnitzer, als der Cöpenicker kamen einige Male damit in Collision, wobei jener dann den Buchbinder um Entschuldigung bat, dieser aber stets einen lauten Fluch ausstieß. So erreichten sie gegen Mittag ein Wirthshaus an der Heerstraße, dessen buntes Aushänge-

schild in etwas mißlungener Darstellung zeigte, wie eben ein Frachtwagen, ein Einspänner und mehrere Wanderbursche dort einkehrten. Unten in der großen Stube befand sich aber nur die dicke, schläfrige Wirthin, die unseren Bekannten mit classischer Ruhe einen rothen Napf voll kalter Milch, ein halbes Schwarzbrod und etwas Butter vorsetzte, während ihre schweren Holzpantoffeln im langsamsten Takt über die Dielen klapperten.

Man streckte sich lang auf die Bänke, legte die Ränzel unter den Kopf und sprach kein Wort. Als man sich so ein Viertelstündchen gedehnt hatte, erhoben sich die vier Gesellen, aßen mit großer Behaglichkeit und ließen sich auch die Reiseflaschen füllen. Dann machte die Wirthin ihre Rechnung, unsere Bekannten zogen die Lederbeutelchen hervor, an welche ein Petschaft und ein Schlüssel angebunden waren, bezahlten die billige Zeche und marschirten ab.

Zweites Capitel.

Während sie weiter gingen, gab es einen eifrigen Streit zwischen dem Maurergesellen Balling und dem Zimmergesellen Niehnke, welcher darüber entscheiden sollte, ob das Maurer- oder Zimmerhandwerk älter und ehrwürdiger sei. Beide Theile hatten Vertheidiger voll Dialektik und Begeisterung gefunden, denn sowohl der Regensburger als der Cöpenicker würden sich eher gegenseitig todtgeschlagen, als den geringsten Schatten auf ihren Handwerken haben ruhen lassen. Wären auch nicht die vielen Förmlichkeiten, Gesetze und Vorschriften als Beweise da, daß die Innungen recht aus dem Herzen des Mittelalters stammen, so wür-

den uns doch der Fachstolz und die Kampflust, die sich in ihnen erhielten, deutlich davon überzeugen, denn sie sind echt mittelalterliche Tugenden. Es giebt keinen größeren Kastengeist, als den unter den deutschen Handwerksgesellen; jeder hält seine Profession für die achtbarste, ehrenvollste und — was besonders bezeichnend ist — für die älteste.

— Ein Kind weiß es — sprach Peter Balling, Maurergeselle aus Regensburg — ein Kind weiß es, daß es keine würdigere und keine so von allen Kaisern und Königen verbriefte Zunft giebt, als das Gewerk der Maurer und Steinhauer. Es ist das ursprüngliche Fach; ohne uns könnten die Menschen nicht in festen Häusern wohnen, könnten nicht in die Kirche beten gehen, und könnten ihre Städte nicht durch starke Mauern wider die Feinde schützen. Ohne uns würde Ordnung, Friede und Sicherheit aufhören, denn alle andere Professionisten sind nur unsere Helfershelfer; sie halten sich an das, was wir gegründet haben. Wer meinen Worten nicht glauben will, der braucht nur daran zu denken, daß die tüchtigsten und höchsten Leute in ganz Europia unsere Brüder sind; daß Prinzen, Fürsten und Grafen sich's zu einer Ehre rechnen, wenn sie sich Maurer nennen dürfen —

— Wie meenst Du'n des? fragte der Zimmergesell.

— Ich meine die Freimaurer! entgegnete Balling.

— Jotte doch! rief Riehnke. Des is ja janz was anders!

— Nein! sprach der Regensburger, indem er mit seinem knorrigen Wanderstock hart auf den Boden stieß. Nein, es ist Eins, denn alle Maurer halten zusammen und stehen Alle für Einen, und Einer für Alle. Nennen sich unsere edelen Zunftgenossen nicht selbst: die uralte und

ehrwürdige Brüderschaft der freien und angenommenen Maurer? Führen sie nicht Hammer, Kelle und Schurz, wie wir? Und wenn sie auch nicht auf die Gerüste steigen, mauern sie nicht, wie männiglich weiß, in ihrer geschlossenen Loge? Ja, ja! Es giebt kein älteres und achtbareres Handwerk in der Welt, und man muß stolz sein, wenn man dazu gehört, denn auch König Salomon, der in Jerusalem den Tempel baute, war ein Maurer.

— König Salomon? meinte der Cöpenicker verwundert und verletzt. Na, Regensburjer, da sitzte denn doch uf'n Irrthum. König Salomon schmeichelte sich nie een Maurer zu sind, sondern een Zimmermann war er, wie es in unserm alten Spruche heeßt:

„Es saß der König Salomon
Auf seines Vaters David's Thron,
Und ließe bauen zu der Zeit
Den Tempel Jottes schön und weit.
König Hiram thät dazu jeben
Cedern- und Tannenholz gar eben;
Denn es hatte auf Libanon
Achtzigtausend Zimmerleut Salomon,
Die zimmerten das Holz durchaus
Zum Tempel, wie zum Königshaus.
So hoch, wie Ihr jetzt habt jehört,
Hat Jott das Zimmerhandwerk jeehrt.

War nicht auch der heilige Joseph en Zimmermann, und hatte er nicht die Krippe jezimmert, in der unser Herr Jesus Christus lag? — Kann düses irgend Ener bestreiten? — Nee! — Aber noch ville höher ruf reicht unser Stammboom. Vater Noah is een rechter, echter Zimmermann jewesen:

Jetzt red't den frommen Noah an,
Und ſprach: das menſchlich Geſchlecht muß dran:
Ob ſeiner Laſter muß es ſein Leben
Durch allgemeine Sündfluth hergeben.
Drum baue, ohne lang zu raſten,
Von Tannenholz dir einen Kaſten:
Hoch dreißig Ellen, fünfzig weit,
Und lang dreihundert; zur Sicherheit
Für dich und die Deinen wohl zugericht't,
Von innen und außen mit Pech verſicht.
Von allen Erdthieren groß und klein,
Muß auch ein Männlein und Fräulein hinein,
Auch Speis und Futter — drum ſind drei Böden
Und Kammern in dem Kaſten vonnöthen,
Auch bring auf der Seite ein Fenſter an,
Und mach in der Mitt' eine Thür daran. —
Weil er nun ſolches hat vollend't,
So wird er Zimmermann genennt.

Doch das is ebenfalls noch nich das Heechſte — fuhr Niehnke fort, ohne ſich durch die Maurer unterbrechen zu laſſen — denn unſer alter Spruch erzählt, daß ſojar Adam, nachdem ihn der Herrjott aus'm Paradieſe jeſtoßen hatte, ſich auf's Zimmerhandwerk legte. Heert man zu:

Adam ſtund elend und troſtlos,
Bedeckt mit Feigenblättern blos;
Da baute er ſich jar ſchwind
Eine Hütte vor Regen und Wind.
An vier Ort' thät' er Zwieſelbäum' ſtecken,
Legt Riegel drein und thut's bedecken
Mit Leimen, Erd und Kalk vermiſcht,
Damit hinein kein Regen fließt,
Und wohnte da mit ſeinem Weibe,
Einer Ripp' aus ſeinem Leibe,
Wie dies im Buche Geneſis

Beſchrieben ſteht als janz jewiß.
Darum mit Fug man ſagen kann,
Schon Adam war ein Zimmermann. —

Jetzt ging dem Eifernden, der in ſeiner Aufregung ſo haſtige Schritte machte, daß Bims völlig galoppiren mußte, um nur mitzukommen, vor allem Sprechen und Declamiren doch endlich der Athem aus. Die eintretende augenblickliche Pauſe benutzte Peter Balling, um ihm ſogleich in's Wort zu fallen, und er begann:

— Nun mach' ein Ende mit Deinen Reimereien und Salbadereien, Cöpnicker, ſonſt reißt mir die Geduld aus. Es iſt ja doch keine Vernunft darin, ſondern lauter klappernder und klimpernder Unſinn.

— Bruder Regensburjer! rief der Zimmergeſell. Unſere juten alten Sprüche willſt Du verachten? Heer' mal, Bruder! Bei Jott, wenn wir nich zuſammen achtzig Meilen verjniejt und verdräjlich durch die Welt jeloofen wären, ick ſchlüje Dir reene zu Appelmuß. — Unſere juten, alten Sprüche willſt Du verachten, die keen anderes Handwerk ufweiſen kann, die alle ſo luſtig, un doch ſo fromm und moraliſch ſind? Das is nich Recht von Dir, Bruder! — Und Niehnke's Stimme war zuletzt ganz betrübt geworden.

Dem Regensburger aber that es leid, daß er den treuen Gefährten ſo tief gekränkt hatte, und er ſprach begütigend: Na, na! Böſe war es nicht gemeint, Kamerad! Es iſt immer eine ſchöne Sache um einen fidelen und gottesfürchtigen Handwerksſpruch, aber man hört ja nicht ein Sterbenswort von Euren Reden. Da ſteht Ihr oben auf dem Giebel des gerichteten Hauſes, und ſchreit, daß Ihr ſo

rothbraun im Geſichte werdet, wie mein Stock, und Ihr vergeßt dabei ganz, daß Ihr nur für die Wolken und für die Schwalben predigt, denn unten auf der Straße kann Euch Keiner verſtehn.

— Nee, werklich, Keebnicker! ſagte Fritz Leeſe aus Chemnitz. Es iſt mer noch niemals meechlich jewesen, eene eenzige Silbe von Euren Bredigten loszukriejen. Se kennen recht ſcheene ſind, alleene aber mir jefällt en Fefferkuchenverſch, den ich verſtehe, zehnmal beſſer, als de greeßte Beredſamkeit, die ich nich heere.

Dies Argument war nicht leicht niederzuſchlagen, und Riehnke verſank in Gedanken. Endlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben; er erhob ſein ſinnendes Auge und ſprach: Zwarſch is et jejen alle Sitte un Ordnung, daß en ornlicher Zimmerjeſelle ſeine Rede, ſtatt uf en fertiget Jebeide, uf de offne Landſtraße hält, aberſch Noth kennt kein Jebot. Eh' ick unſre Sprüche von Eire rohen Gemiether antaſten laſſe, lieberſch will ick Eich eene Baurede halten, daß Eich ſämmtliche Haare zu Berge ſteijen ſollen.

Riehnke pflückte ſich nun im Chauſſeegraben einen mächtigen Blumenſtrauß, und fragte den Buchbinder, ob er ihm ſeine Reiſeflaſche leihen wolle. Hierauf legte er Stock und Ränzel ab, und erkletterte einen hohen Haufen zerſchlagener Steine. Als er dort feſten Fuß gefaßt hatte, nahm er den Strauß in die linke, die entkorkte Flaſche aber in die rechte Hand, und rief ſeinen Gefährten, die erwartungsvoll mitten im Wege ſtanden, noch ein: Na nu, uſjepaßt! zu. Sich ein gar würdiges Anſehen gebend, begann er endlich den langen Sermon, der aus Scherz und Frömmigkeit

recht naiv zusammengesetzt war. Am Schlusse desselben ließ er den Bauherrn sammt seinem Ehegespiel, alle künftigen Besitzer des Hauses und alle Diejenigen leben, die darin ein- und ausgehen würden. Dann brachte er dem Meister, der ganzen Zunft, sämmtlichen schönen Jungfern und den Zuhörern ein kräftiges Hoch! wobei Riehnke niemals verfehlte, die Flasche an den Mund zu führen und ihren Inhalt über die Lippen glucksen zu lassen. Staunend sahen ihm die Andern zu, und Peter Balling rief:

— Verflirte Kerls sind's, die Zimmergesellen! Sie bringen nur darum so viele Gesundheiten aus, um öfter einen Schluck nehmen zu können.

— Sehre wahr, Rejenschburjer! stimmte der Sachse bei. Doch wund'r ich mich nur, daß se sich nich krank trinken bei den vielen Gesundheeten.

Schallendes Gelächter folgte diesem Witz, indeß Riehnke ließ sich durchaus nicht stören. Er brachte die Strohflasche zum Schluß noch einmal an den Mund, allein — ob er das Haupt auch immer tiefer in den Nacken überbog — kein Tropfen benetzte ihm die Lippen... der schöne Quell war versiegt. Nachdem er, um ganz sicher zu sein, das Gefäß tüchtig geschüttelt hatte, gab er es dem Buchbinder zurück, und stieg vom Steinhaufen herunter. Der Regensburger reichte ihm sogleich die Hand. Er gestand sein Unrecht, lobte den Spruch des Gesellen, und sprach: Maurer und Zimmerleute gehören zusammen, als die beiden ersten Zünfte, und es gebühret sich, daß sie gute Freundschaft halten.

Peter Balling und der Cöpenicker umarmten sich; sie küßten sich rechts und links den Mund. Nächstdem geschah

daſſelbe zwiſchen dem Letztern und Fritz Leeſe, und endlich mußte auch der Parchwitzer daran, der ſich nur ungern dem brüderlichen Druck des Erhitzten zu überlaſſen ſchien.

Drittes Capitel.

Im Glanz der Abendſonne ſahen unſere Wanderer, als ſie den Gipfel eines Berges erreicht hatten, die Stadt Seebrück unten im Thale liegen, und ſie nahm ſich bei dieſer Beleuchtung ſehr gut aus. Die vier Thürme des Ortes ſchwammen im Duſte; die Scheiben der Kirchen, des Schloſſes und des gothiſchen Rathhauſes flammten wie Feuer, und der Strom, der drüben mit vielfachen Krümmungen eine ſaftgrüne Bruchgegend durchſchnitt und unter einer Brücke an der Stadt vorüberfloß, ſchien aus der feuerrothen Maſſe eines geſchmolzenen Metalls zu beſtehen. Der Anblick war freundlich lockend, und die Geſellen verdoppelten ihre Schritte.

Wie nahe aber Seebrück auch ausgeſehen hatte, ſo mußten ſie doch noch ein gutes Stück zuſchreiten, und als ſie die Vorſtadt erreichten, lag ſchon Abenddunkel zwiſchen den Bäumen und Häuſern. Der Cöpenicker trennte ſich hier von ſeinen Reiſegefährten, und die Maurer gingen, wie der Handwerksgebrauch es forderte, nicht ſeitwärts auf dem Fußſteige, ſondern mitten in der Straße, zogen die Handſchuhe aus, drückten den Hut feſt in die Stirn und knöpften drei Knöpfe an ihren Ueberröcken zu. Als ſie ans Thor kamen, löſten ſie den rechten Riemen des Ränzels auf, und nahmen ihn auf die linke Schulter, ſo daß das Felleiſen auf dieſer Seite hing. Beim Thorſchreiber erkundig-

ten ſie ſich, wo die Maurerherberge ſei, und verfolgten dann geradewegs die beſchriebenen Straßen, ohne ſich irgendwo zu verweilen.

— Wo wirſt Du denn bleiben, Buchbinder? fragte Balling.

— Ich weiß es nicht, denn ich bin hier ganz unbekannt, entgegnete der Angeredete zaghaft.

— So komm nur mit, beruhigte ihn der gutmüthige Regensburger, und warte vor der Thür, bis unſere Aufwanderung vorüber iſt. In den Handwerksſaal darfſt Du freilich nicht eintreten, aber der Herbergsvater wird ſich wohl willig finden laſſen, Dir für die Nacht ein Lager aufzumachen.

Man hatte jetzt das Haus erreicht, an welchem ein ſchwebendes Schild, mit vergoldeter Kelle und Hammer, verrieth, daß hier die Einkehr der Maurer ſei, und dieſe traten alſo in den dunklen Flur. Obgleich die Fenſterläden des Erdgeſchoſſes verſchloſſen waren, ſo konnte man durch die Spalten doch bemerken, daß es erleuchtet war, und innen hörte man lautes Stimmengewirr. Dreimal klopfte der Regensburger mit ſeinem Stock an die Stubenthür, worauf die Herbergsmutter, eine muntere alte Frau, heraustrat.

— Iſt der fremden Maurergeſellen Herberge hier? fragte er, obgleich er es wußte.

Die Wirthin nickte ihm freundlich zu.

— Sind ehrbare fremde Maurergeſellen hier, die hier in Arbeit ſtehen? fuhr unſer Bekannter fort, und als ihm auch dieſe Frage bejaht wurde, fügte er hinzu: Wir wünſchen gerne einen zu ſprechen.

Die Frau ging nun zurück; bald kam ein Gesell auf den Flur heraus, und die drei Maurer begrüßten sich dadurch, daß sie mit der rechten Hand an die Hüte griffen. Am linken Handgelenk der Ankömmlinge schwebten vorschriftsmäßig die Stöcke, und sie trugen ihr Gepäck noch auf dem Rücken. Balling sprach zu dem Kameraden:

— Sind Sie ein ehrbarer Maurergesell, der hier in Arbeit steht?

— Ja! sagte der Einheimische, und in demselben Moment flogen die Fetteisen der Fremden bis in die Ellenbogen hinab.

— Wir hätten Sie gerne auf ein paar Worte allein gesprochen, fuhr Balling fort. Der Gesell entgegnete: Kann recht gerne geschehn, Gesellschaft! worauf er mit dem Regensburger bei Seite trat, und dieser seinen Handwerksgruß begann:

— Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft! Ich habe einen freundlichen Gruß abzustatten von einem ehrbaren und hochlöblichen Handwerk aus der Reichs-, Kauf- und Handelsstadt Nürnberg, von den ehrbaren Alt- und Ladenmeistern, sämmtlichen Mitmeistern, ehrbaren Altgesellen, einheimischen und fremden Gesellen, wie ich sie dort verlassen habe und allhier in der Stadt Seebrück antreffe, an die ehrbaren Alt- und Ladenmeister, sämmtliche Mitmeister, ehrbare Altgesellen, einheimische und fremde Gesellen, wie ich sie hier antreffe, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst.

In gleicher schwerfälliger Weise dankte der Gesell, an den dieser Spruch gerichtet war, und dann wiederholte der Chemnitzer die Formalität. Nachdem die Reisenden nun

das Gepäck abgelegt hatten, wurden sie in die Bierstube eingeführt, wo mehrere Junggesellen saßen, die noch nicht in den Handwerkssaal kommen durften. Der letztere stieß ans Trinkzimmer, und da dort eben Versammlung war, so vernahm man einen rechten Heidenlärm hinter der Thür. Ohne die Wachstuchhüte zu lüften, nahmen unsere Bekannten die ihnen angewiesenen Plätze am Tische ein, und der Gesell, der sie empfangen, ein Koblenzer, setzte sich ihnen gegenüber. Jetzt brachte der Herbergsvater das übliche Geschenk, nämlich ein Glas Bier und ein Glas Branntewein für jeden der Eingewanderten. Der Koblenzer ergriff das überschäumende Bierglas, drückte dabei seinen Zeigefinger auf den Tisch, und trank den Anderen zu. Sie erwiederten den Trunk, und nachdem das einige Male geschehen war, stand der Gastgeber auf, neigte sich über den Tisch und sprach, die rechte Hand an den Hut legend, zu den Fremden, die sich ihm in derselben Weise entgegenbogen:

— Also mit Gunst! Gesellschaft, das Geschenk ist so weit verflossen, bis auf das, was in Krügen und Gläsern ist. Wenn Sie wollen weiter trinken, müssen Sie für Ihr eigen Geld weiter klingen, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Also mit Gunst!

Vorschriftsmäßig erfolgte hierauf die Antwort:

— Also mit Gunst und Ehrbarkeit, Gesellschaft! Sie sollen vielmal bedankt sein für das ehrbare Geschenk, das Sie uns gehalten haben. Sollte es sein, daß ich heute oder morgen Sie mal wieder treffe, so werde ich Ihnen das ehrbare Geschenk so halten, wie Sie es mir halten, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst!

Nun erſt reichten die Fremden und der Einheimiſche einander die Hände, bewillkommten ſich und nannten einander ihre Namen. Der Koblenzer ging, um ihren Eintritt in den Handwerksſaal zu beantragen, und Balling ſprach mit dem Herbergsvater wegen des Buchbinders. Der gefällige Wirth, auf deſſen feiſtem Antlitz ein ganzes Bierkönigthum mit Rubinen, Granaten und Carneolen prangte, wogegen die weiße baumwollene Schlafmütze ſehr gut abſtach, war gern bereit, und wackelte hinaus, um ihn zu rufen. Er führte den Parchwitzer in ein Hinterſtübchen, wo mehrere Streulager aufgeſchlagen waren, brachte ihm Abendeſſen und einen Trunk, und ließ ihn dann allein. Bims ſchätzte ſich glücklich, ein ſo gutes Quartier bekommen zu haben, er ſtillte ſeine Eßluſt, machte ſich's dann bequem, und ſtreckte ſich auf dem Lager aus. Allein, wie müde er auch ſein mochte, es kam kein Schlaf in ſeine Augen, denn das Kämmerchen ſtieß an den Handwerksſaal, und in dieſem tobte, ſchrie und rumorte man ohne Unterlaß. Der Buchbinder konnte bei den dazwiſchen eintretenden Verhandlungen, während welcher der Lärm verſtummte, jedes Wort vernehmen, und da ihm alles neu war, ſo lauſchte er aufmerkſam auf die ſeltſamen Reden und Gebräuche.

Schon nach den wenigen kurzen Grüßen, die ich mitgetheilt habe, werden meine Leſer ſich vorſtellen können, in welchen geſchraubten Phraſen unſere jungen Handwerker mit einander verkehren. Aber das iſt nur eine leiſe Andeutung, denn müßte ich nicht befürchten, daß es zu ſehr ermüden würde, ſo wollte ich ihre langen, ernſthaften Geſpräche hier wiedergeben, wie ſie, aus lauter wohlſtudirten Floskeln

zusammengesetzt, einmal wie das andere Mal in der Versammlung gehalten werden. Dagegen ist das Hoferemoniel eine wahre Schrankenlosigkeit, der deutsche Kanzleistyl, mit all seinen Formen und Normen, ein leichtsinniges Getändel. Jedes gesprochene Wort, jede Bewegung, wo man den Hut hinstellt, ob man ihn mit der rechten oder linken Hand anfaßt, wie man das Trinkglas ergreift und die Tabackspfeife hält, das Alles wird genau geprüft, gerügt und unerbittlich bestraft, wenn es nicht nach der Regel war. Das ganze Gesellenleben ist eine geschlossene Loge, die sich hundert kleine Riegel und Schranken aus dem Mittelalter bewahrt hat, und dadurch das Eindringen der Uneingeweihten verhindert.

Längst hatte drinnen die Versammlung begonnen, welche stets auf folgende Weise eröffnet wird. Der erwählte Wortführer ergreift das Reglement, ein mit Bändern verziertes hölzernes Scepter, welches als Zeichen seiner Würde dient, und klopft damit in der Bierstube dreimal in gleichen Absätzen auf den Tisch. Jeder Anwesende hebt die Hand an den Hut, und Jener spricht:

— Also mit Gunst und Erlaubniß! Die ganze ehrbare Gesellschaft wird ein wenig Gehör geben und so gut sein, ihren ehrbaren Eintritt zu nehmen in den ehrbaren Handwerkssaal, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst. Also mit Gunst und Erlaubniß, die ganze ehrbare Gesellschaft soll vielmal bedankt und bedeckt sein, also mit Gunst.

Hierauf erwiedern die Gesellen unisono: Wir bedanken uns!

Jetzt geht zuerst der Wortführer, vom Deputirten beglei-

tet, in den Saal, ſtellen ein Licht auf die Tafel, ſetzen die Handwerkskanne daneben und legen auch zwei Stücke Kreide hin, um vorkommende Fehler damit vermerken zu können. Abermals läßt der Wortführer drei Schläge ertönen, und die an der Thüre wartenden Geſellen treten ein, indem ſie mit dumpfem Gemurmel ſagen:

— Alſo mit Gunſt und Erlaubniß, daß ich meinen Eintritt nehme in den ehrbaren Handwerksſaal, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, alſo mit Gunſt.

Es geht nun noch lange ſo weiter, dann werden Klagen angebracht und Briefe verleſen. Mitten in dieſen Verhandlungen war man begriffen, als Bims ſich auf ſeinem Lager hin- und herwarf, und man ſchritt darauf zur Examination einiger Junggeſellen, die ſich die Brüderſchaft erwandern wollten. Nachdem dieſelbe abgehalten worden, ohne daß man von ihren endloſen Förmlichkeiten nur ein Jota ausgelaſſen hätte, trat derjenige Geſell vor, der dem Neophyten Unterricht ertheilt, und begann folgenden Brüderſchaftsſpruch zu ſeinem Eleven:

— Jetzt will ich es Dir bringen aus Luſt und lieblichen Dingen. Feſte Dinge dieſer Erde müſſen unverändert ſein; willſt Du jetzt mein Bruder werden, ſo geſchieht es bei einem Glaſe Bier oder Wein. So mußt Du mit Mund und Hand — hier reichten ſich beide die Hände — ewig halten Bruderſtand. Sonne, Mond und Sterne ſtehen ewiglich, ſind auch jederzeit beweglich; ſo mußt Du auch ſein und bleiben ewig treuer Bruder mein, gleich wie wir Maurer verarbeiten harte Felſen, Kalk und Stein, das weder Feuer noch Waſſer verzehren kann, alſo iſt unſere Brüderſchaft ein feſter Schluß, und das iſt was, gleich wie es heißt: durch Hitze und Schweiß, durch Regen, Schnee und

kaltes Eis bin ich gereist. — Lieber Bruder, willst Du auch wissen, woher ich bin und wie ich heiß'? Mit Gunst, Friedrich Kuschke werde ich genannt, Deutschland ist mein Vaterland, in Hamburg darin bin ich erzogen und geboren und zu einem rechtschaffenen Maurergesellen auserkoren. — Lieber Bruder, willst Du auch wissen, wie mein ehrbarer Lehrmeister hat geheißen? Mit Gunst, Möbus wird er genannt. — Lieber Bruder, willst Du auch wissen, wie meine beiden Schenkgesellen haben geheißen? Runge und Häberlein werden sie genannt. Lieber Bruder, so Du höreſt mein, Dein oder die drei eben genannten Namen schimpfen oder schmähen, es mag sein beim Tisch, Bank, Bier oder Wein, oder wo sonst noch rechtschaffene Maurergesellen beisammen sein, so bitte ich Dich, suche sie zu verdeffendiren, so es sein kann; kann es aber nicht sein, so bitte ich Dich, setze Dich nieder, schreibe ein kleines Briefelein, gieb es auf, laß es wandern von einer Stadt zur andern, von einer Beförderung zu der andern, es mag dann gehen zu Wasser und zu Land, endlich kommt es doch in meine Hand; so werde ich mich aufmachen und suchen in acht oder vierzehn Tagen bei Dir zu sein, und suchen mein, Dein und die drei genannten Namen selbst zu verdeffendiren, wie es einem rechtschaffenen Maurergesellen thut gebühren. Desselbengleichen will ich an Dir vollbringen, aus Lust und lieblichen Dingen, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst. Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkskanne von der ehrbaren Handwerkstafel auf und zu mir nehmen mag, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst.

Proſ't, Bruder! auf du und du!
Aus dieſem trink' ich Dir eins zu!
Es geſchieht nicht aus Hunger und Durſt,
Sondern aus brüderlicher Liebe und Luſt;
Es geſchieht nicht aus Haß und Neid,
Sondern aus brüderlicher Liebe und Einigkeit.

Jetzt trink' ich mein, Dein und aller rechtſchaffenen Maurergeſellen ihre Geſundheit:

Alle, die hier um uns ſtehen
Und auf grüner Haide gehen,
In guter Arbeit ſtehen und nach guter Arbeit trachten,
Und das ehrbare Handwerk der Maurer und Steinhauer hochachten!
Vivant hoch!

Es wurde nun getrunken, dann legte der Junggeſell gegen jeden der Anweſenden die Brüderſchaft auf gleiche Weiſe ab, es wurde dabei wieder getrunken, und man merkte ſcharf auf alle Fehler, die der Neuling machte. Er mußte ſich mit einer Geldſtrafe auslöſen, und dafür wurde abermals getrunken. Endlich verſiegte dieſe Quelle, aber die Kehlen unſerer Verſammlung waren trocken vom Rauchen und Sprechen, und es mußte alſo ein neuer Brunnen eröffnet werden, deshalb nahm man Klageſachen vor. Da hatte der Eine neulich ſein Halstuch bei der Arbeit abgeknüpft und es fortgelegt, ſtatt es gleich einem Gürtel um den Leib zu binden, ein Andrer hatte Handwerksgeräth über die Straße getragen, ohne ein Tuch darum zu wickeln, und ein Dritter war gar vom Bau einige Schritte in die Straße hingetreten, um den Meiſter auf etwas aufmerkſam zu machen, und hatte vergeſſen, zu dieſem Zweck ſeine Pantoffeln aus- und dafür Stiefeln anzuziehen.

Jedes dieser Capitalvergehen wurde mit der üblichen Strafe belegt, und der Betrag dann sogleich flüssig gemacht. Weigerte sich aber ein Angeklagter, die Buße zu erlegen, so mußte er seinen polnischen Austritt nehmen, wie es genannt wird. Die Gesellen bilden dabei zwei Reihen, und diese muß er passiren, wie beim Spießruthenlaufen. Ein wildes Hurrah! ertönt, der Ruf: Hinaus mit ihm! schallt hindurch, und der Sparsame oder Geldentblößte bekommt furchtbare Faustschläge auf Kopf und Rücken und Gesicht. So erreicht er endlich, bluttriefend, den Hausflur, und sein Hut kommt ihm nachgeflogen.

Als nun Keiner mehr eine Klage anzubringen hatte, rief man von allen Seiten: Casse überschießen! Ich weiß viel Geld, darf es nur nicht holen!

— Ist die Gesellschaft damit zufrieden — fragte der Wortführer — wenn wir die Casse überschießen?

— Es ist löblich! donnerte die Versammlung, und die eingegangenen Strafgelder wurden durchgezählt. Hierauf begann der Sprecher:

— Also mit Gunst: die Gesellschaft hat dreiundzwanzig Thaler zu verzehren. In was ist die Gesellschaft Willens, es zu verzehren?

— In Bier und warmem Punsch! scholl die erwartete Antwort zurück.

— Nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, oder in Friedʼ und Einigkeit? fragte jener.

— Nach Handwerksgebrauch! schrie jubelnd die Gesellschaft.

— Die Gesellschaft soll vielmal bedankt und bedeckt sein! sagte der Wortführer.

Wir bedanken uns! erwiederten Alle, ihre Hüte nehmend. Der Zwang hatte nun ein Ende, und wild johlte das Lied durch die niedrigen Räume:

Victoria! Victoria! Wir Maurer beisammen u. s. w.

Die bestellten Getränke wurden aufgetragen, und man lud die Zugereisten in den Handwerkssaal, die, wenn sie auch noch so erschöpft, oder vom Regen durchnäßt gewesen wären, es sich doch nicht hätten bequem machen dürfen. Als Balling und Leese eintraten, reichte man ihnen die Hände, schüttelte sie kräftig zum Willkommen, und brachte ihnen weiße Gypspfeifen. Der Regensburger, ein alter, vielgewanderter Gesell, traf manchen Bekannten hier, und sie erzählten sich gegenseitig von ihren Reisen und Schicksalen, wobei den Gläsern und Krügen tüchtig zugesprochen und weder das Bier noch der Punsch verschmäht wurde.

Immer lauter, immer seliger ward die Versammlung. Blauer Tabacksqualm und Dunst erfüllte das Gemach so dicht, daß die Lichter nur trübe durchschimmern konnten, und stürmische Gesänge erbrausten. Die Gesellen tranken und johlten, so lange ihre Kehlen es aushielten, was just bis zu dem Augenblick dauerte, wo der letzte Krug geleert war. Dann gingen oder taumelten sie aus der Herberge, und Bims, der unglückselige Buchbinder, konnte nun endlich schlafen.

Viertes Capitel.

Am andern Morgen machte unser Parchwitzer sehr sorgfältig Toilette. Er verbrauchte viel Wasser, um seinen blonden Haaren einige Glätte beizubringen, der grüne

Wachstaffethut wurde sauber abgewischt und keck auf's Haupt gedrückt. Nun steckte Bims die saffianene Brieftasche ein, und schritt zuerst nach der Polizei, dann aber that er sich nach einem Meister um. Schon hatte er vergeblich an mehrere Thüren geklopft, als er in das Haus des Buchbinders Trappe eintrat. Dies stand, mit seiner niedrigen und schmalen Front, in einer breiten und belebten Straße, recht demüthig zwischen fünfstöckigen stolzen Gebäuden. Trappe hätte zwar seiner Wohnung auch noch etliche Stockwerke aufsetzen können, aber er leistete lieber auf den Miethzins Verzicht, und ließ das liebe Häuschen ganz so, wie er es von seinen Eltern ererbt hatte. Dem zugewanderten Gesellen gefiel es hier, und mit größerer Freundlichkeit, als ihm sonst eigen war, da er es vorzog, sich stets einen gewissen verdrießlichen Ernst zu bewahren, bat er den Meister um Arbeit.

— Ei nun! antwortete Trappe, indem er höflich sein grünes Sammetkäppchen auf dem Haupte rückte. An Arbeit fehlt es, Gott sei Dank! nicht, und mein Gesell hat sich vor acht Tagen aus Unvorsichtigkeit so in die Hand geschnitten, daß er jetzt im Lazareth liegen muß. Zeigen Sie mir doch einmal Ihre Papiere!

Bims holte die Brieftasche heraus, gab Kundschaft und Zeugnisse dem Meister, und da dieser darin nur Löbliches fand, so waren die Bedingungen bald geschlossen. Der Parchwitzer holte seine Felleisen-Equipage aus der Herberge ab, bezahlte die kleine Zeche, und nach einer Stunde saß er bereits, mit blauer Leinwandschürze angethan, an der Hestlade in Trappe's Werkstätte.

Er mußte sich wohl behaglich fühlen in der neuen Um-

gebung, denn in dem Hause des Buchbinders war es still, hell und sauber, wie in einem Kirchlein. Betrat man den kühlen Hausflur, so lag zur rechten Hand die Arbeitsstube mit ihren Schränken und Pressen, mit dem eigen aufgeschichteten Vorrath von Pappen, mit den blanken Messingstempeln zum Vergolden und den Leim- und Kleistertiegeln. Nirgends sah man Lederstreifen oder Papierschnitzel unordentlich umherliegen, sondern das Alles wurde gleich sorgsam unter den großen Tisch gefegt, und die Sonnenstrahlen fielen angenehm durch grüne Leinwandrouleaur herein. Gegenüber befand sich das Wohn-, Putz- und Speisezimmer der Familie Trappe, und hier blitzten Möbel und Scheiben, Gardinen und Tischdecken voll Reinlichkeit. Eine Hauptzierde des Gemaches war der blankpolirte Glasschrank, in dem die fertig gebundenen Bibeln und Bücher mit ihrer schimmernden Vergoldung standen, und dazwischen waren hin und wieder buntgemalte Porzellantassen angebracht, in denen dunkelrothe, guterhaltene Aepfel lagen.

Dies Zimmer war aber auch die Freude der Frau Trappe, eines kleinen, blonden Weibchens von etwa vierzig Jahren. Ihre Haube, ihre faltige Schürze zeigten sich immer weiß, wie frischgefallener Schnee, und ihr lächelndes, gesundes Antlitz konnte über nichts so mürrisch werden, als wenn Jemand Schmutzflecke in die gute Stube brachte. Sie ließ den ganzen Tag scheuern, putzen und waschen, half selbst dabei, und ihre Gardinen hinter den spiegelklaren Scheiben sahen gewöhnlich sauberer und zierlicher aus, als es bei manchen vornehm stolzen Nachbarsleuten der Fall war. Frau Trappe fand Wohlgefallen an dem neuen Gesellen, denn man merkte wohl, daß er ordentlicher Leute

Kind ſei. Er machte niemals Kleiſterflecke, und ehe er Mittags zu Tiſche kam, wuſch er ſich und zog den Sonntagsrock an. Dafür begrüßte ihn aber auch ein recht freundliches: Guten Tag, Mosjöh Bims! Wollen Sie ſich nicht ſetzen? und er bekam ſtets ein braunes, ſaftiges Stückchen, wenn es Braten gab.

Es gefiel der Meiſterin ebenfalls, daß der Geſell ſich nicht ſo viel auf der Herberge umhertrieb, ſondern ſich beſſere Geſellſchaft ſuchte. Die Buchbinder haben nämlich ihre Herbergen und Handwerksgebräuche wie andere Innungen, aber Zebedäus wußte beinahe nichts davon. In Parchwitz wohnte nur ein einziger Buchbinder, und ſeit mehrern Menſchenaltern hatte ſich dieſes Fach in der Bims'ſchen Familie fortgeerbt. Die jungen Bimſe wanderten nicht, ſondern lernten das Handwerk bei ihrem Vater, und unterſtützten ihn, bis er ihnen ſpäter die Buchbinderei übergab. Unſer Held war der Erſte ſeines Stammes, der den Reiſeſtab ergriffen, weil ihn ein innerer poetiſcher Drang trieb, ſich außerhalb Parchwitz die Welt zu beſchauen. Sein Eintritt in Seebrück, wo er bei den Maurern übernachtete, hatte ihm Abneigung gegen das Herbergsleben beigebracht, und er berührte jenes Haus, wo die Buchbinder einwanderten, mit keinem Fuße.

Dagegen führte ihn ſein Weg jeden Abend nach einer Gartentabagie, wo ſich eine ſehr anſtändige Geſellſchaft verſammelte, um Bier zu trinken und Kegel zu ſchieben. Bims ſchloß ſich namentlich an zwei Perſonen an, die dort zu den Stammgäſten gehörten. Der eine war Schreiber bei einem Advokaten, doch ließ er ſich von den Kellnerinnen „Herr Actuarius!“ tituliren, und der andere war ein Chirurgus

dritter Classe. Hatte nun dieser auch das Malheur gehabt, wegen Mangels aller anatomischen Kenntnisse im Examen durchzufallen, so mußte das wohl mehr Malice vom Examinator gewesen sein, denn kaum ließ Jemand in der Tabagie sich ein Beefsteak oder eine Hammelkarbonade geben, so nannte der Chirurg augenblicklich die lateinischen Namen der Muskeln, woraus jene Stücke geschnitten waren. Der Schreiber wußte bei allen Veranlassungen die bezüglichen Paragraphen des Landrechts anzuführen, wogegen Bims ohne Unterlaß klassische Stellen aus Dichtern und Prosaikern citirte.

Der Gesell besaß nämlich ein gutes Gedächtniß, und da er es nicht lassen konnte, beim Glätten, Heften und Beschneiden in die Bogen hineinzugucken, so hatte er sich nach und nach eine wahrhaft universelle Belesenheit verschafft. Ueber das einzelne Bruchstück, das ihm just in die Augen gefallen, ging seine Bekanntschaft mit dem Werke freilich nicht, doch darauf kam es auch nicht an. Er brachte fortwährend Citate vor, sie mochten passen, wie sie wollten, und das ist etwas, wodurch sich heut zu Tage noch ganz andere Leute ein Ansehen verschaffen, als unser Bims. Eben so wenig störte es ihn, daß er niemals den rechten Namen des Autors behielt, und so geschah es denn, daß er jedesmal die Phrasen falschen Verfassern unterschob, wodurch zuweilen recht komische Zusammenfügungen entstanden. Seine Freunde waren indeß von aller Kleinigkeitskrämerei entfernt, sie erstaunten über des Buchbinders vielseitige Bildung, und ehrten ihn hoch.

Auch bei seinem Meister fand Bims die größte Anerkennung, denn alle Arbeiten, die aus seinen Händen her-

vorgingen, waren sauber und gut. Der neue Gesell behandelte die Leute artig, und Trappe's Kundschaft nahm mit jedem Tage zu. Jedediäus mußte sich wacker rühren, wollte er alles zur gehörigen Zeit fertig schaffen, und vom Lesen in den Büchern war jetzt nicht sehr die Rede, sogar die Abendspaziergänge fielen zuweilen aus. So willig und eifrig der Parchwitzer sonst aber auch sein mochte, der Meister bemerkte doch, daß er oft Viertelstunden müßig vor der Hestlade saß, während sein Auge träumerisch durch's Fenster schaute. Trappe verfolgte einmal des Gesellen Blick, und fand, daß derselbe geradewegs nach der Beletage des gegenüberliegenden Hauses hineilte, wo sich ein blasses Mädchengesicht hinter den Scheiben zeigte.

Kein Wort ließ der Alte davon merken, denn Bims brachte die verlorne Zeit reichlich wieder ein. Trappe entsann sich, daß er's in seinen Junggesellenjahren auch nicht anders gemacht, und er freute sich nur über seine große Menschenkenntniß. Hatte er doch des Parchwitzers innerste Gedanken errathen, und es waltete dabei keine Täuschung ob, denn wenige Tage nach der Entdeckung entspann sich beim Mittagsessen folgendes Gespräch zwischen Bims und der Meisterin.

— Wissen Sie nicht, wer da drüben im ersten Stocke wohnt, Frau Meisterin? fragte der Gesell.

— Im gelben Hause, das dem Kupferschmied gehört? .. Ja wohl, Mosjöh Bims — entgegnete die gesprächige Frau, den Löffel aus der Hand legend — da wohnt die Majorin von Milbenrüssel. Herr Gott, ist das eine stolze Madam! Wenn Sie ausgeht, verfehle ich nicht, ihr einen höflichen Knix zu machen, denn man weiß doch auch,

was Lebensart iſt, aber kaum daß ſie Einem dankt. Wenn die Hutfedern nicht ein Bischen nickten, man merkte gar nicht, daß ſie ſich verbeugt hätte. Das thut gerade, als ob ihnen ein Stock im Rücken angewachſen wär', und als ob's der liebe Gott aus beſſerm Fleiſch und Blut gemacht habe. Nun, ich wünſche ihr gewiß nichts Böſes, aber Hochmuth kommt vor dem Fall! Wir ſind doch auch ehrliche Leute, und es thät' ihr gewiß keine Schande an, wenn ſie mir höflich dankte, denn ein gutes altes Sprüchwort heißt: „wie Einer grüßt, ſo dankt man."

Frau Trappe hätte den Fluß ihrer Rede gewiß noch lange nicht unterbrochen, aber das Dienſtmädchen brachte ſpiegelblanke Zinnteller, und ſetzte dann eine große Schüſſel voll dampfender Milchhirſe auf den Tiſch. Die Wirthin legte nun den beiden Andern mächtige Portionen vor, und nöthigte ſie zum Eſſen. Der Geſell hatte ihrer Erzählung ſehr aufmerkſam zugehört, doch trotzdem aß er ſich erſt gehörig ſatt, ehe er die Unterhaltung fortſetzte.

— Hat die Majorin denn auch Kinder? begann er das Geſpräch wieder, nachdem er den letzten Biſſen Hirſe verzehrt.

Eine Tochter hat ſie, ſagte die Meiſterin. Ich dächte, Sie müßten die ältliche Mamſell kennen, weil ſie den ganzen Tag am Fenſter ſitzt. Das heißt, von eilf Uhr an, denn um halb zehn Uhr ſteht Fräulein Athanaſia erſt auf, und über eine Stunde bringt ſie vor dem Spiegel zu. Ach, lieber Gott, iſt das eine Kindererziehung! Na, man ſieht ja aber auch, was dabei heraus kommt. Die Scheiben ſind ſo blind, daß man kaum noch bemerkt, was für ſchwarze Gardinen dahinter hängen. Und die Wäſche . . ach, die Wäſche! 's iſt 'ne ordentliche Schande, das zu ſehn! Riß

an Riß und Flick an Flick; wenn der Schuster die Löcher ausgebessert hätte, schlechter hätt' er's auch nicht machen können. In die Seele hinein sollten sie sich schämen, aber das zieht seidne Kleider darüber, und thut dann, als wär's zu viel, die Leute freundlich zu grüßen.

— Alte, Alte! drohte der Meister lächelnd. Wer wird so bös auf seine Nebenmenschen reden!

Ist's denn nicht die Wahrheit, was ich sage? rief Frau Trappe. Da sitzt die Mamsell Athanasia, und liest Tag ein, Tag aus unnütze Romanbücher, die ihr den Kopf noch mehr verdrehen. Darum ist sie auch nur krank und nimmt immerfort Medicin ein. Hätte sie sich von Jugend auf um die Wirthschaft gekümmert, hätte den Staub, der fingerdick auf den schönen Möbeln liegt, selber abgewischt, so würde sie gesund geblieben sein und würde einen Mann bekommen haben. Nun aber hat sie bereits ihre fünf und zwanzig auf dem Rücken . . .

— Das merkt man ihr gar nicht an! schaltete Zebedäus ein.

— Und Keiner denkt dran, sie zu freien — fuhr die Meisterin fort, ohne sich stören zu lassen — denn die Männer sind vernünftiger; sie wissen wohl, daß bei all' dem Zeichnen und Malen und überstudirten Wesen nichts herauskommt, daß davon keine Ehe glücklich wird. Sie nehmen sich, wenn sie auch noch so vornehm sind, lieber ein gutgezognes Mädchen, das die Wirthschaft versteht; solch hochnäsige, untaugliche Fräuleins aber, wie die Athanasia, lassen sie sitzen.

Meister Trappe stand auf, eine gesegnete Mahlzeit wünschend, Bims folgte ihm, und beide gingen an die Ar-

beit. Auf den letzteren hatten die Worte der Meisterin einen ganz anderen Eindruck gemacht, als zu erwarten war. Für alles Vornehme, Aetherische, Romantische trug er eine gewisse angeborne Vorliebe im Herzen. Das Bild des blassen Mädchens schwebte ihm Tag und Nacht vor Augen. Er verachtete die prosaischen Jünglinge der Gegenwart, welche, wie Frau Trappe gesagt hatte, nur auf häusliche Tugenden sehen und das Höhere nicht zu schätzen wissen. Bims wünschte sich, ein reicher Graf zu sein, um dann vor die Verlassene hinzutreten, um ihr zu entdecken, daß er ihre Vorzüge begreife, daß er sie liebe und als Gattin heimführen wolle. Weil das dermalen indeß noch nicht anging, so legte unser Parchwitzer sich auf die Schwärmerei; er mied jetzt die Tabagie und die Kegelbahn, wo ihn der Chirurgus sammt dem Actuar sehnsüchtig erwarteten. Statt dessen suchte er einsame Spaziergänge auf, und wenn der Mond hoch über den Pappeln stand, wenn der Flieder duftete und die Nachtigall schlug, dann seufzte Bims aus tiefer Seele: „Athanasia!"

Fünftes Capitel.

Trappe und seine Frau hatten öfters von ihrer Tochter gesprochen, und als Bims etwa vier Wochen im Hause war, wurden zur Heimkehr des Mädchens Vorbereitungen getroffen. Die Meisterin hatte einen Bruder, der Theologe war und seit sechs Jahren die Predigerstelle im Dorfe Wilhelmsruh bekleidete. Bei diesem befand sich Georgine, um von ihm erzogen und ausgebildet zu werden. Wenn die Eltern ihrer erwähnten, geschah es immer, als ob es

ſich um ein kleines Kind handle, und der Geſell hatte deshalb geringe Rückſicht darauf genommen. Jetzt wunderte er ſich wohl, als man im erſten Stockwerk des Häuschens ein Zimmer, welches bisher leer geſtanden, für das Mädchen einrichtete, und eine große Sorgfalt verwendete, es geſchmackvoll, wenn auch einfach, zu verzieren, doch Bims ſchlug ſich das bald aus dem Sinne, und hielt die überflüſſige Zärtlichkeit den beiden Alten zu gut.

Die Meiſterin reiſte ab, und ſollte an einem beſtimmten Tage mit ihrer Tochter zurückkommen. Trappe, ſonſt ein ruhiger, arbeitſamer Mann, hatte heut keine Ausdauer an der Hefſlade, er kramte in der Werkſtatt umher, ohne zu wiſſen, was er eigentlich ſuche, und ſobald ein Wagen durch die Straße rollte, flog er an's Fenſter. Aber es war ihm nicht zu verdenken, denn er erwartete ja Georginen, ſein einziges Kind, für das allein er geſpart und gearbeitet hatte. Nachmittags ließ ſich von neuem Geraſſel vernehmen, der Meiſter ſchaute durch die Scheiben und lief eilig vor die Thüre hinaus. Da hielt auch der Kutſcher bereits die Pferde an, und aus dem grünen Korbwagen warf Georgine ſich in ihres Vaters Arme.

Mosjöh Bims hatte bisher gar nicht vom Werktiſche aufgeſehn, denn die Bogen, welche bereits mit Leim beſtrichen waren, mußten aufgeklebt werden, ehe ſie trockneten. Außerdem fühlte er ſich auch wenig entzückt durch die Ausſicht, eine neue Hausgenoſſin zu empfangen, und er dachte ſich die letztere als ein kleines, vielleicht recht ungezogenes Kind. Jetzt war die unaufſchiebbare Arbeit vollendet, und Bims ſetzte viel zu hohen Werth auf ſeine geſellſchaftliche Bildung, als daß er hätte verſäumen mögen, die Thür zu

öffnen, welche nach dem Hausflur führte, um der kleinen Mamsell seinen Willkommengruß zu bieten.

Aber wie ein Steinbild blieb unser Parchwitzer auf der Schwelle stehn, während er Georginen erblickte, die, kein Kind, sondern eine liebreizende Jungfrau, ihm entgegentrat. Unter der zierlichen Reisehaube lachte das süße, längliche Antlitz in voller Frische hervor. Gescheitelt legte sich ihr dunkelblondes Haar an die Schläfe, und die blauen Augen waren so klar und hell, wie ein Stück vom schönsten Frühlingshimmel. Ein feines Näschen, das in fast gerader Linie von der Stirn herniederging, gab dem Antlitz etwas sittig Bescheidenes, wie man es gewöhnlich nur bei deutschen Mädchen sieht, und der kleine, ganz kleine Mund darunter glühte wie eine eben aufspringende Nelkenknospe. Der Teint Georginens und das milde Roth ihrer freudebeleuchteten Wangen konnten nur mit einer duftigen Apfelblüthe verglichen werden, und die schlanken, elastischen Formen ihres Wuchses zeigten sich um so einnehmender, da sie nur vom schmucklosen Kattunkleid umschlossen wurden.

Bims war so sehr durch den unverhofften Anblick überrascht, daß er, der sonst immer in wohlgesetzten und langgedehnten Floskeln zu sprechen pflegte, diesmal nur einige kaum verständliche Worte an das Mädchen richten konnte. Georgine begrüßte ihn freundlich, und man ging zusammen in die Putzstube, wo der Kaffeetisch schon bereit stand, auf dem ein frischer Napfkuchen seinen nahrhaften Duft aushauchte. Die Neuangekommene ließ es sich nicht nehmen, aus der großen Kanne selbst den Kaffee einzugießen und die Tassen herumzureichen. Dabei entfaltete sie so viel Reiz und Anmuth, daß sie ihre Umgebung völlig

bezauberte, und namentlich wendete Trappe kein Auge von dem lieblichen Kinde fort. Der Meiſter erſchien heute ganz verjüngt; alle Furchen, welche die Zeit in ſein Antlitz gegraben, waren verſchwunden, und aus den gutmüthigen Zügen ſtrahlte das reinſte Glück.

Georgine zählte jetzt faſt ſiebenzehn Jahre, und ſie hatte ſich wirklich wunderbar verändert, ſeit ſie vom Elternhauſe entfernt geweſen. Schwach und kränkelnd in ihrer Kindheit, mußte ſie vor aller Anſtrengung gehütet werden, und war wenig in die Schule geſchickt worden. Als vor drei Jahren der Prediger Schwarz ſeine Schweſter beſuchte, fand er in deren Tochter ein bleiches, blödes Kind, gleich unentwickelt an Geiſt und Körper. Er ſtellte dem Trappe'ſchen Ehepaar vor, das Mädchen müſſe durchaus eine andere Erziehung erhalten; friſche Luft und Bewegung müſſe ihren Leib, freundliche Belehrung ihre Seelenkräfte aufrichten, wenn nicht beide mit einander dahinwelken ſollten, ehe ſie noch zur Blüthe gekommen. Zwar ſträubten ſich die Eltern anfangs heftig gegen das Anſinnen, ihr einziges Kind von ſich zu laſſen, aber die Vernunftgründe des Paſtors, unterſtützt von dem Anſehn, welches er in der ganzen Familie genoß, ſiegten endlich, und Trappe's willigten in den Vorſchlag ein.

Schwarz, der an eine ſehr liebenswürdige junge Frau verheirathet war, nahm die beinahe vierzehnjährige Georgine ſogleich mit, und ſie hatte ſeitdem Seebrück nicht wiedergeſehn. Aus ihren Briefen erfuhren die beſorgten Eltern, daß ihr das Landleben trefflich bekomme, und der Prediger verſicherte jedesmal, er habe noch nie eine ſo fleißige und gelehrige Schülerin gehabt. Das Mädchen er-

holte ſich, ſie blühte gleich einer Mairoſe empor; jedes Wort, das ſie ſprach, zeigte den fruchtbaren Boden, in den das Samenkorn der Bildung gelegt worden, und ein angebornes Feingefühl hauchte die bezauberndſte Grazie über all' ihre Bewegungen. Bald war Georgine der Liebling des Predigers und ſeiner Frau. Die letztere, deren reicher Geiſt in der ganzen Gegend anerkannt wurde, verwandelte ſich aus der Erzieherin in die innigſte Freundin des Mädchens. Das gaſtliche Pfarrhaus, ſchon früher ein Sammelplatz vieler trefflichen Familien der Umgegend, gewann noch höhern Reiz durch die holde Elſe, die jetzt in ſeinen Räumen waltete, und Georgine fand Anregung, den ſeltnen Farbenſchimmer ihrer geſelligen Talente eben ſo entzückend als anſpruchslos glänzen zu laſſen.

Die Eltern hatten ſie ſeit der Trennung nicht wiedergeſehn, denn ſolche gerade, kunſtloſe Bürgersleute ſind keine Freunde vom unnützen Reiſen, und Trappe's fühlten ſich glücklich, wenn alle drei Wochen ein Brief von der geliebten Tochter kam. Endlich war aber die Sehnſucht des Alten überwiegend geworden, er hatte den Termin zur Heimkehr feſtgeſetzt, und ſeine Frau geſendet, um das Kind abzuholen. Georgine trennte ſich zwar mit Wehmuth von ihren Verwandten und von der ganzen liebgewonnenen Umgebung, aber ſie war viel zu gut geartet, als daß die Freude, nun wieder bei ihren Eltern ſein zu können, nicht einen großen Theil der Trennungsſchmerzen aufgewogen hätte.

Sie wurde ſehr ſchnell heimiſch in dem Hauſe, das die Tage ihrer Kindheit geſehn, und wirthſchaftete mit ſo viel Luſt und Eifer durch die Zimmer, daß ein völlig neues Le-

ben in dieſelben einzog. Den Vater und die Mutter hätſchelte ſie, als ob es Kinder wären, und las ihnen jeden Wunſch aus den Augen, wenn ſie ihn kaum gedacht. Sie hatte eine friſche, metallreiche Stimme, und da Trappe ihre Lieder gar zu gern hörte, ſang ſie, wie ein luſtiges Vöglein, den ganzen Tag. Auch zu Bims ſtand das Mädchen im beſten Verhältniß. Aufmerkſam gab ſie Acht, wie die Eltern ihn behandelten, und zeigte dann dieſelbe Freundlichkeit gegen ihn. Er benahm ſich ſeinerſeits nicht minder voll Courtoiſie, und da er die Bücher, welche ſie mitgebracht, niemals ohne ein mitleidiges Achſelzucken betrachten konnte, ſo machte er ſich an den Sonntagen darüber, und band ſie ihr prächtig in Maroquin und Gold. Es war nicht zu verkennen, daß er zu den Anbetern des Mädchens gehörte.

Einige Monate floſſen auf dieſe Weiſe hin, und an einem Sonntagsnachmittag, als der Meiſter ſein Schläfchen gehalten, ſaß er in der Putzſtube wohlgefällig neben ſeiner Frau auf dem Sopha. Alte! begann er, ihr freundlich das Kinn ſtreichelnd, die Georgine iſt Dein ganzes Ebenbild. Juſtement ſo ſah'ſt Du aus, als ich um Dich freite.

— Nun, nun! erwiederte die Geſchmeichelte. Häßlich war ich wohl auch nicht, aber mir ging das feine Weſen ab, das unſer Ginchen bei Schwarzens gelernt hat.

— Weißt Du, Mutter! fuhr Trappe fort. Ich habe ihr bereits einen Mann ausgeſucht, einen guten, fleißigen Mann, und da denke ich denn, wir zögern nicht unnütz, ſondern verloben das Kind und machen ihre Hochzeit, ehe noch ein Jahr vorüber iſt. Recht glücklich leöt ſich's doch nur in der Ehe, und alt muß man die Mädel nicht werden

laſſen, dann will ſie kein ordentlicher Mann mehr, und man wirft ſie dann dem erſten, beſten an den Hals.

— Freilich! ſagte die Meiſterin. Jung gefreit, hat Niemand gereut, und ich war auch nicht älter wie Ginchen, als ich Deine Frau wurde. Aber neugierig bin ich doch, wen Du ihr gewählt haſt?

— Den Parchwitzer! ſprach Trappe. Sieh, er verſteht ſein Fach, iſt ein fleißiger, wackerer Geſell und guter Leute Kind. Nun denke ich ſo: er heirathet unſere Georgine, und ich übergebe ihm Haus und Werkſtatt, daß er ſein reichlich Auskommen hat. Wir ziehen hinauf in den erſten Stock und ich helfe dann hin und wieder, wenn es viel Arbeit giebt, denn ganz werde ich mich von der gewohnten Thätigkeit immer noch nicht trennen können.

Die Meiſterin fand den Plan ſehr gut, ſie hatte gar nichts dagegen zu erinnern, und beide beſchloſſen, ihn ſogleich der Tochter mitzutheilen. Deshalb öffnete Frau Trappe die Stubenthür, mit lauter Stimme: Ginchen! Ginchen! rufend, und nach wenigen Augenblicken kam das Mädchen fröhlich die Treppe herunter. Als ſie vor den Eltern ſtand, ſagte ihr der Vater ohne Umſchweife und läſtigen Wortſchmuck, was ſeine Meinung ſei. Röthe und Bläſſe wechſelten fieberhaft auf dem Antlitz des lieblichen Weſens, während jener ſprach, und ſie griff unwillkürlich nach der Tiſchplatte, als ob ſie einer Stütze bedürfe. Allein ſie war von Kindheit gewöhnt, den Willen der Eltern für heiligen Befehl anzuſehen, deshalb kam ihr gar kein Widerſpruch in den Sinn, und ſie bat nur um Bedenkzeit bis zum Abend. Der Meiſter wußte freilich nicht, wozu erſt

die Bedenkzeit ſollte, doch hielt er dieſe für ein Erforderniß moderner Sitte, und gewährte ſie der Tochter gern.

Das ſtrahlende Purpurgold der Abendſonne ſchien über die Dächer der Straße, ſeinen lichten Glanz in Trappe's Gemach ſendend, als Georgine wieder eintrat und erklärte, daß ſie ſich dem Wunſch der Eltern fügen wolle. Die letzteren waren außer ſich vor Freuden, ſie küßten einander und küßten ihr Kind; Trappe aber entfernte ſich ſchnell, um mit dem Geſellen zu reden. Bims war wie vom Donner gerührt; er konnte kaum ein Wort hervorbringen, nachdem ihm der Meiſter den Antrag gemacht hatte. Was er ſich bisher nur in Träumen gewünſcht — das feine, holdſelige Mädchen, und die blühende Nahrung dazu — das wurde ihm jetzt freiwillig angeboten. Ohne Zögern willigte er ein, und noch denſelben Abend feierte die Familie das Verlobungsfeſt.

Als Georgine nach zehn Uhr in ihr ſtilles Zimmer zurückkehrte, ſah ſie einen Brief an ihre liebe Ludwiga, die Gattin des Predigers Schwarz, den ſie vor einigen Tagen angefangen hatte, auf dem Sekretär liegen, und las ihn ſich, in einem gewiſſen Drang nach Zerſtreuung, mit leiſer Stimme vor. Derſelbe lautete:

„Meine gute, theure Ludwiga!

Die Sonne will eben untergehen, die Blumen und der Lindenbaum unſeres kleinen Gärtchens duften durch's geöffnete Fenſter herauf, und wie müde Vöglein flattern meine Gedanken zu Dir hin, Du Traute, um mit Dir zu plaudern und zu koſen. Du fragſt mich, Ludwiga, wie ich lebe, wie ich mich fühle. Ich fühle mich glücklich. Sieh, ich bin nun wieder bei den Eltern, kann ſie pflegen, kann ihnen

danken, und mich freuen, daß ſie ſich meiner freuen. Darin beſteht mein Glück!

Von meinem äußern Daſein werde ich Dir wenig ſagen können. Es verläuft ſtill, klar und unbeachtet, wie ein einſamer Bergquell. Ich war zu jung, als ich vom Hauſe kam, und hatte damals noch keine Freundinnen. Zwar beſuchten mich einige Nachbarstöchter, um mich zu begrüßen, oder eigentlich, um mich anzuſtarren, gleich einem ausländiſchen Wunder. Mir war recht leer, recht unheimlich in ihrer Nähe, und ich wußte gar nicht, was ich mit ihnen beginnen ſollte. Für alles, was ſie mir erzählten, fehlte mir Anknüpfung und Intereſſe; ſprach ich aber in meiner Weiſe zu ihnen, dann lächelten ſie ſich gegenſeitig an und verſpotteten mich. Das ſehe ich wohl, junge Mädchen, an die ich mich anſchließen kann, finde ich hier nicht. Doch wozu bedarf ich ihrer? Habe ich nicht meine geliebten Eltern, habe ich nicht Dich, Du Herzige, der ich mein Herz ausſchütten kann, ſo oft es mir Noth thut?

Verlaſſe Dich darauf, ich fühle mich glücklich, und wenn mir etwas zur Behaglichkeit mangelt, ſo iſt es ein Klavier. Zuweilen habe ich einen unbeſchreiblichen Drang, die Taſten zu rühren, und alles, was mich mit Luſt und Schmerz bewegt, in Klänge auszuathmen . . . ein Inſtrument würde mir große Freude machen. Wohl weiß ich, der Vater ſchlüge mir's nicht ab, bäte ich ihn, mir ein ſolches zu kaufen — aber das will ich nicht. Du kennſt mich zu gut, Ludwiga, als daß ich Dir erſt ſagen müßte, weder Trotz, noch Verſchloſſenheit hält mich davon zurück. Meine Eltern hatten niemals dergleichen Bedürfniſſe; ſie würden vielleicht glauben, die Tochter wolle ſich über ihren Stand

erheben, und würden eine Kränkung darin finden . . . deshalb leiste ich lieber auf die Erfüllung meines Wunsches Verzicht. Aber singen thu' ich fast den ganzen Tag, Gott im Himmel dankend, daß er uns eine hellönende Stimme geschenkt hat. Sie ist das beste Instrument, und ich beklage die Armen recht herzlich, denen die Natur diese Gabe versagte."

Zum Schlafen hatte Georgine keine Rast; es trieb sie, das Vorgefallene ohne Zögern in die Brust der Freundin niederzulegen. Sie nahm die Feder, und vollendete den angefangenen Brief:

„Vierundzwanzig Stunden später."

„„Ich könnte unmöglich Ruhe finden, wenn ich Dir nicht zuvor gesagt hätte, was ich heute erlebt. Jetzt fühle ich erst klar, daß Du meine einzig liebe Freundin bist, und wie schmerzlich ich Deine traute Gegenwart auch vermisse, so giebt es mir doch einen süßen Trost, Dir brieflich mittheilen zu können, was in mir vorgeht.

Ludwiga, ich bin Braut! — Mein Verlobter heißt Bims, er ist aus Schlesien, arbeitet beim Vater, und hat sich die Liebe der Eltern erworben. Zwar kann mich niemals eine Neigung an ihn fesseln, doch bin ich überzeugt: Pflichtgefühl und Gewohnheit werden dafür sorgen, daß ich ihm stets eine brave, ergebne Hausfrau sei. Nein! konnte ich nicht sagen, denn ich sah, es galt, einen Lieblingswunsch der Eltern zu erfüllen. Fehlt dem Manne, der mir bestimmt worden, auch jener Bildungsgrad, welcher über die Fläche des Gewöhnlichen erhebt, so soll es mir dennoch nie aus der Erinnerung schwinden, daß ich ihm freiwillig die Hand gereicht, und daß ich keine höheren Ansprüche zu machen

habe. Die roſigen Träume, auf deren Blüthenranken ſich Andre wiegen dürfen, ſind mir verſchloſſen, und ich glaube Kraft genug zu beſitzen, ſelbſt die Sehnſucht nach ihnen unterdrücken zu können.

Sei unbeſorgt um mich, meine Freundin! Das Jawort, welches ich gab, wurde nicht ohne Ruhe und Bewußtſein ausgeſprochen. Soll ich mein Leben mit ungeregelten Phantaſien erfüllen, mit Wünſchen und Hoffnungen, die mir nicht zuſtehn? Soll ich den Eltern zur Qual und Laſt daheim bleiben, eine alte Jungfrau, die bösartig und bigott wird, die des ganzen Hauſes Freude ſtört? Nein, nein, Ludwiga! Du haſt mich zu einem ſtarken Mädchen erzogen, und heute will ich es zeigen, daß ich Deiner Mühe werth war. Ich will werden, wie meine Mutter iſt! — Seid Ihr mit mir zufrieden?

Meine Augen ſchmerzen mich, denn ich ſchreibe ohne Licht, darum ſchließe ich jetzt. Gute Nacht, Ludwiga! Gute Nacht!“

Sechstes Capitel.

Am nächſten Sonntage ging es im Hauſe des Buchbinders Trappe recht hoch her, denn die ganze Verwandtſchaft war eingeladen, damit man derſelben das Brautpaar feierlich vorſtellen konnte. Bims hatte ſich anfangs etwas beengt und muthlos gefühlt, wenn ihm die reizende Georgine gegenüber ſtand, allein täglich erſchienen ihm ſeine perſönlichen Vorzüge im helleren Licht, und am Ende zweifelte er ſogar, wer ein größeres Glück mache, er ſelbſt, oder ſeine Braut. Als er ſich die neuen Verhältniſſe ſo mit größter

Eigenliebe zurecht gelegt, nahm er alles für einen wohlerworbenen Lohn seiner Verdienste, und empfing nun die Glückwünsche der Muhmen und Vettern voll vornehmer Sicherheit.

Während im Trappe'schen Hause bereits die silbernen Löffel in den Kaffeetassen klirrten, während noch immer buntgeputzte Gäste dort ankamen, fuhr gegenüber ein leichter Reisewagen vor. Ein schöner, hoch und schlank gewachsener Mann sprang heraus, und als er sich nach dem Postillon umwendete, zeigte er ein feines, offenes Gesicht, zu dessen blühenden Farben das dunkle Haar und der schwarze Bart vortrefflich paßten. Der Fremde mochte etwa sechs und zwanzig Jahr alt sein, er trug einen grünen Jagdrock, hohe Lederstiefeln und einen leichten Hut. Wenige Worte richtete er an den Rosselenker, ging dann in's Haus und die Treppe hinauf. Sein Herz klopfte laut, seine Wangen brannten, als er oben im Vorzimmer stand und die Thür öffnen wollte. Man wußte nicht, ob ihn der schnelle Lauf so erhitzt hatte, oder ob eine ungestüme Erwartung sein Blut in Wallung brachte. Noch zögerte seine Hand einen Moment, das Schloß aufzudrücken, da trat hinter ihm eine ältliche Kammerzofe ein, und fragte ihn mit dem Hochmuth, welcher Dienerinnen adelsstolzer Familien oftmals eigen ist, nach seinem Begehr.

— Ist die Frau Majorin von Milbenrüssel zu Hause? erkundigte der Ankömmling sich.

— Ich werde Sie der Frau Majorin sogleich melden, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir Ihren Namen zu nennen.

— Helmuth Stahl.

Das Kammermädchen ging an ihm vorüber, kehrte dann bald zurück, und brachte die Nachricht: ihre gnädige Frau sei eben mit der Toilette beschäftigt, deshalb möge Herr Stahl die Güte haben, ein wenig zu verziehen.

Helmuth war überrascht; einen solchen Empfang hatte er hier nicht erwartet. Er schüttelte den Kopf, er ging im schmalen Vorsaal auf und nieder, er sah die bestäubten Porzellanvasen an, die auf den Simsen standen. Minuten flossen dahin, sie wuchsen für ihn zu Jahren, und noch immer ließ man ihn allein. Um seine Unruhe begreifen zu können, müssen wir schon einige Capitel aus dem Buch seines Lebens aufschlagen.

Helmuth's Vater war Oberförster; er hatte gerade so viel, dem Sohn eine tüchtige Erziehung geben zu lassen, und ihn zum Landwirth auszubilden. Helmuth war bereits in den praktischen Dienst eingetreten, als sein Vater starb. Derselbe hinterließ zwei Geschwister, die Majorin von Milbenrüssel nämlich, und einen Bruder, welcher ein prächtiges, schuldenfreies Landgut besaß. Dieser letztere nahm sich des verwaisten Neffen an, gab ihm reichliches Jahrgeld, und nachdem Helmuth seine Lehrzeit überstanden hatte, schickte ihm jener vollgültige Wechsel, wofür er eine zweijährige Rundreise durch die Länder Europa's machen sollte. Der Onkel war ein Mann vom besten Herzen, aber — wie alle Hagestolzen — ein Sonderling, was er auch bei der Abfassung seines Testamentes deutlich genug kundgab. Helmuth empfing eine vidimirte Abschrift desselben in Paris; der Brief, welcher es umschloß, war mit großem Gerichtssiegel versehen, und enthielt die Mittheilung, daß sein Herr Oheim in Gott verschieden sei.

Das Testament aber lautete folgendermaßen: „Ich setze meinen Neffen Helmuth Stahl zum Universalerben ein, und vermache ihm das Rittergut Birkenwerder mit allen Wiesen, Feldern, Bergen, Seen, Wäldern und Gefällen, mit allem lebenden und todten Inventario zum unbeschränkten Eigenthum. Dagegen soll er verpflichtet sein, meine Nichte Athanasia von Milbenrüssel zu ehelichen. Weigert er sich, diesen meinen Wunsch zu erfüllen, dann geht Birkenwerder an Fräulein Athanasia über, und Helmuth bekommt nur eine Abfindungssumme von dreitausend Thalern. Schlägt jedoch Athanasia die Hand ihres Vetters aus, so erhält sie gar nichts, und das Gut bleibt ihm. Ich gebe dem letzteren von heute an, falls ich während dieser Zeit sterben sollte, drei Jahre Zeit, bis zu deren Ablauf er sich erklären muß, welche Wahl er getroffen hat. An dem Tage, wo er seine Entscheidung ausspricht, soll auch das versiegelte Codicill geöffnet werden, das ich diesem meinem letzten Willen beigefügt habe."

Nun, ein romanhafteres Testament hatte Helmuth in seinem Leben nicht gesehn, doch fand er sich bald mit den Anmuthungen zurecht, die ihm darin gemacht waren. Von Jugend auf besaß er ein reiches, empfängliches Gemüth, und wurde damit zu jener Zeit, wo die Pulse des Jünglings heißer klopfen, wo die Träume stürmischer werden, in eine grüne Feld- und Waldeinsamkeit versetzt. Dies mußte seine Phantasie aufregen, und so war sie denn eine poetische Malerin geworden, die alles Entfernte, alles Künftige mit prachtvollen Farben schmückte. Auch Athanasia's Bild zauberte sie so wunderlieblich herbei, daß Helmuth's Glück keine Grenzen kannte, und daß seine Sehnsucht nach der

süßen Braut immer stärker wuchs und schwoll. Endlich brach sie die letzten Dämme durch, er kürzte seine Reise um ein Bedeutendes ab, und jetzt stand er hier, die Lebensgefährtin zu erblicken, die der gute Onkel ihm erwählt hatte.

Ach, wie oft war diese Stunde, in weiter Ferne, durch Helmuth's Träume gezogen! Wie innig hatte er sich den Empfang gedacht, wie lieblich das Erröthen der Jungfrau, die es wußte, daß sie zu seiner Braut erkoren. Und nun ließ man ihn draußen im Antichambre stehn, ließ ihn warten, wie einen Menschen, der dem Minister Bittschriften überreichen will. Helmuth stampfte vor Aerger mit dem Fuße, daß die Scheiben dröhnten, und rannte von neuem im Gemache auf und ab. Endlich erschien die Zofe; sie öffnete ihm die Thür, Helmuth eilte hinein, und befand sich vor seiner Tante, die ihm vom Fenstertritt herab drei Schritte entgegenkam. Sie war eine große, unvergleichlich magere Dame, und hatte sich, um den Empfang des Neffen feierlicher zu machen, mit einem himmelblauen Shawl bekleidet. Leider ging es demselben wie der Sonne, denn er zeigte Flecken, und zwar in solcher Fülle, daß der Professor Gruithuisen daraus alles Mögliche hätte prophezeihen können. Hierzu schwebte eine kirschbraune Sammettoque auf dem Haupte der Majorin, und trug einen Paradiesvogel, welcher sich jedoch eben mauserte, denn er sah bedeutend struppig aus.

— Willkommen, theurer Neffe! sprach Frau von Milbenrüssel mit größter Förmlichkeit, und reichte Helmuth ihre Hand zum Kusse. Sie sehen gesund und blühend aus; das freut mich. Nehmen Sie gefälligst Platz, und entschuldigen

Sie Ihre Couſine, welche noch mit dem Wechſel der Toilette beſchäftigt iſt.

So war denn für Helmuth der Faden aller traulichen Begrüßung abgeſchnitten, er ließ ſich ſtumm auf einen Seſſel nieder, und ihn fröſtelte im Innern. Aber ſeine Tante hatte zu viel Weltmanieren, als daß in ihrer Gegenwart ein Geſpräch ganz aufhören konnte, und bald knüpfte ſie die Unterhaltung wieder an. Für Helmuth war es freilich gleichgiltig, was ſie ihm erzählte; er ſaß wie auf Kohlen, und harrte nur, Athanaſia ſolle eintreten, um der peinlichen Spannung ein Ende zu machen.

Nun knarrte die Glasthür eines Seitenzimmers — das Mädchen kam. Sie war ſchlank und ebenmäßig gewachſen, aber eine allzu große Magerkeit entſtellte ihren Bau; ſie trug ſich ungemein gerade, und in den blaſſen Zügen ihres ſonſt hübſchen Angeſichts ſtörte eine Falte von Hochmuth und Eigendünkel, welche um die Mundwinkel zuckte. Seriös verneigte das Fräulein ſich, als die Mama ihr den angekommenen Vetter vorſtellte, und nach wenigen Höflichkeitsfragen ſchien die ganze Begrüßung abgethan. Abermals wollte die Quelle gegenſeitiger Mittheilung verſiegen, da nahm Frau von Milbenrüſſel wieder das Wort, und ſagte zu Helmuth:

— Sie ſind in Ihren Reiſekleidern zu uns gekommen, lieber Neffe! Nun, nun, das thut nichts! Ich habe Sie ſchon ſelbſt entſchuldigt, denn es zeigt von Ihrem Drange, uns die Antrittsviſite zu machen. Sie ſind weit herumgeweſen in der Welt!

— Ja wohl, liebe Tante!

— Ach, das Reisen muß schön sein! begann Athanasia. Ich lese kein Buch so gern, als die herrlichen Schilderungen der Gräfin Hahn-Hahn, denn sie betrachtet alle Länder und Städte, alle Völker und Sitten aus wahrhaft vornehmen Gesichtspunkten.

— Gewiß! sprach die Majorin. Unsere Gräfin gehört zu den erhabensten Geistern der Gegenwart.

Wen halten Sie für größer, Herr Stahl — fragte Athanasia — Walter Scott, oder Ida Hahn-Hahn?

— Ich weiß wirklich nicht, meine gnädigste Cousine...!

— Nun, ich stimme unbedingt für die Hahn! meinte Frau von Milbenrüssel, Helmuth aus seiner Verlegenheit erlösend. Bei ihr ist alles nobel, alles adelig. Das Trivialste weiß sie in eine feine Romantik, das Widrigste in duftiges Parfüm zu hüllen, und man liest ihre Werke, mit was für niedrigen Dingen sie sich auch zuweilen befassen mögen, stets ohne Degout.

— Haben Sie auch Seereisen gemacht? wendete sich das Fräulein wieder an den Vetter.

— Zu Befehl! Mir wurde sogar die Lust, einige recht muntere Stürme auf dem Meere zu erleben.

— Eugen Sue und Capitain Marryat schildern das Seeleben so wahr, so anziehend. Aber ein Wasserpantalon haben Sie wohl nie erblickt?

— Was, meine verehrte Cousine?

— Ein Wasserpantalon.

— Ich muß bekennen . . . Ach! — fuhr Helmuth, sich besinnend, fort — Sie meinen wohl eine Wasserhose?

Athanasia wurde purpurroth bei diesem entsetzlichen Worte, die Stirn der Majorin legte sich in Falten, und ihr

mausernder Paradiesvogel schwankte sehr. Plötzlich rückte sie den Stuhl, erhob sich und sprach: Herr Stahl, Sie sind wahrscheinlich noch von den Fatiguen der Reise angegriffen. Ich danke Ihnen für den frühen Besuch, und bitte Sie, mein Haus fortan als das Ihrige zu betrachten. Sie werden mir stets willkommen sein!

Helmuth empfahl sich, eilte hastig die Treppe hinab, und schöpfte erst wieder freien Athem, als ihn unten auf der Straße die frische Gottesluft anwehte. Oben hatte er geglaubt, die Natur sei gestorben, es gebe keinen blauen Himmel, keine goldne Sonne mehr. Der Jüngling war recht innerlich verletzt; eine bittere Täuschung senkte sich mit Centnerlasten auf sein Herz, und es trieb ihn zum Thor, auf die Berge hinaus. Dort saß er stundenlang still und traurig, sah in das blühende Thal hinab, lauschte dem Gesang der Waldvögel, und kehrte erst nach dem Gasthofe zurück, als die Nacht ihre blauschwarzen Phalänenschwingen entfaltete.

— Nasia! sprach Frau von Milbenrüssel, als der Neffe ihr Zimmer verlassen hatte. Nasia! Unser Verwandter gefällt mir durchaus nicht. Es fehlt ihm eben so sehr an feiner Sitte, als an Geist, und er scheint außerdem ein höchst unmoralischer Mensch zu sein.

— Ja, liebe Mutter! Er hat mein Zartgefühl auf eine rohe Weise beleidigt.

— Nun, mein Kind, wir wollen unsere Maßregeln danach nehmen! Das Testament meines Bruders, dessen Verstand niemals sonderlich fest stand, ist Dir bekannt. Du weißt auch, daß die plumpen Mahnungen unserer Gläu-

biger sehr belästigend sind, und Du wirst im nächsten September fünf und zwanzig Jahre alt.

Athanasia wendete bei diesen Worten den Kopf etwas von der Seite, als wolle sie sich überzeugen, daß auch kein Lauscher der Mutter unvorsichtige Rede hören könne.

— Verweigerst Du — fuhr die Majorin fort — diesem Helmuth die Hand zu reichen, so hat er die ganze Erbschaft für sich. Wir müssen deshalb behutsam zu Werke gehn, wir müssen ihn stets nur herablassend behandeln, und ihn empfinden lassen, welches Opfer Du bringst, wenn Du Dich an einen Bürgerlichen vermählst. Vielleicht kränkt das sein Ehrgefühl, vielleicht tritt er freiwillig zurück. Dann gehört die ganze Erbschaft Dir, dann brauchen wir uns keinen Zwang mehr aufzulegen, und können einen standesgemäßen Gatten für Dich wählen.

Nachdem Frau von Milbenrüssel das Licht ihrer Beredtsamkeit so hell hatte strahlen lassen, warf sie stolz das Haupt zurück, und blickte wohlgefällig in den Trumeau, dessen Glas die Fliegen etwas getrübt hatten. Triumphirend wackelte der Paradiesvogel, und Athanasia lehnte sich zufrieden an die Brust der Mama, deren echtes Kind sie war.

Helmuth hatte sich eigentlich vorgenommen, die Schwelle der Tante nie mehr zu betreten, aber guter Rath kommt über Nacht. Kaum floß sein erregtes Blut ruhiger durch die Adern, da stellte sich ihm Manches in anderem Lichte dar. Sein seliger Onkel, der immer gut und lieb gegen ihn gewesen, hatte ihm Athanasien zur Gemahlin ausgesucht, und gewiß würde der wackere Mann das nicht gethan haben, ohne von dem innern Werth des Mädchens überzeugt zu sein. Helmuth machte sich ordentlich Vorwürfe, die Cousine

so hart beurtheilt zu haben; er beschloß, seine Besuche fortzusetzen, und alles anzuwenden, ihr Herz und Gemüth gründlich zu prüfen.

Am nächsten Morgen war er auch bereits wieder bei Frau von Milbenrüssel; er benahm sich gegen die Tante ehrerbietig, gegen Athanasia freundlich zuvorkommend, und selten verging ein Tag, ohne daß Helmuth die Verwandten begrüßt hätte. Allein sein Herz fühlte sich nur noch beklommener, denn je näher er seine zukünftige Braut kennen lernte, um so bestimmter sah er ein, daß ihn kein flüchtiges Vorurtheil getäuscht. Das Mädchen war, durch eine verkehrte Erziehung irregeleitet, völlig verschroben, und einer gesunden, natürlichen Empfindung unfähig. Der Bettelstolz und die Prüderie bildeten hervorstechende Züge in ihrem Charakter, und kein jugendlich frischer Uebermuth blühte aus ihrer Seele; überall waren die Grenzen ihres Benehmens durch die Cirkel der Convenienzen abgesteckt. Helmuth wurde immer niedergeschlagener, als kein harmonischer Ton ihm entgegenschallen wollte; er verzweifelte an seinem Glücke, an sich selbst und an der ganzen Welt.

Wenn er so mit recht traurigem Herzen auf den Fenstertritt stieg, wenn er den Kopf gegen die Scheiben preßte, dann zeigte sich ihm drüben im Trappe'schen Hause Georginens wunderliebliches Bild. Konnte es einen schärfern Contrast geben, als den zwischen den beiden Mädchen? Während Athanasia mürrisch am Flügel oder am Stickrahmen saß, mit der Zofe schalt oder über Migraine klagte, tanzte Georgine Trepp auf, Trepp ab. Ueberall hatte sie zu schaffen, zu ordnen; helle Rosen strahlten auf ihren Wangen, ein schönes Lied schmetterte oft krystallrein aus

ihrer Brust hervor, und die Töne zeugten von einem innigen Gemüth. Tausend kleine häusliche Geschäfte nahm sie der Mutter, ja sogar dem Dienstmädchen ab; sie schämte sich nicht, aus dem nahen Brunnen einen Krug frischen Wassers zu schöpfen, und dabei blieb sie stets munter und froh. Athanasia gab der Mama oft bittere, schnippische Antworten, aber Georgine streichelte die Wangen der Eltern, wo sie ihnen nur begegnete, lehnte sich voll Zärtlichkeit an sie, und gab ihnen einen so herzlichen Kuß, daß die Alten ganz verklärt vor Freude waren.

Mit jedem Tage fühlte Helmuth lebhafteres Interesse für das bezaubernde Kind, und er kam eigentlich nur noch zur Tante, um Georginens holdes Regen und Treiben belauschen zu können. So stand er wieder einmal am Fenster, ihres Erscheinens harrend, allein sie kam heute noch immer nicht hervor, und Stahl bemerkte drüben einen fremden Mann. Lange saß derselbe mit dem Rücken zum Fenster gekehrt, doch endlich wendete er sich um, und Helmuth that einen lauten Freudenruf. Tante und Cousine machten höhnische, befremdete Gesichter, aber der Jüngling kümmerte sich wenig darum, sondern stürmte zur Thür hinaus. Auch der Fremde drüben — es war der Prediger Schwarz — hatte seinen lieben Schulkameraden erkannt, auch er war schnell die Treppe hinabgeeilt, und auf offener Straße trafen die Freunde sich, auf offener Straße drückten sie sich an's Herz.

Wie sehr die beiden Damen darüber auch spötteln mochten, Helmuth ging nun oft zu Trappe's hinüber, und verlebte dort, an der Seite seines langentbehrten Jugendgenossen, die kostbarsten Stunden. Je näher er Georginen kennen lernte, je länger er in ihrer unmittelbaren Nähe ver-

weilte, um so glücklicher fühlte sich Helmuth, um so mehr bewunderte und ehrte er sie. Sie war lieb und zutraulich gegen den Freund ihres fast angebeteten Lehrers, und im Zusammensein mit diesen beiden Männern ging ihr eine schöne, geistige Welt wieder auf, die sie schmerzlich vermißt hatte. Nur ein einziger Umstand trübte Helmuth's heitre Stimmung, und dies war, die süße Georgine als verlobte Braut des Gesellen Bims betrachten zu müssen. Auf einer sehr niedrigen Culturstufe stehend, erkannte dieser Mensch die Vorzüge seiner Braut nicht an, und wenn Andere ihren seltenen Gaben huldigten, behandelte er sie, um sein Vorrecht darzuthun, kurz und plump. Zwar ertrug Georgine das widerwärtige Benehmen mit Sanftmuth und Geduld, doch zuweilen sah Helmuth, daß ihr lichtes Blumenauge von einem Schleier stillen Kummers umwölkt wurde, wie sehr sie es auch zu verbergen strebte.

Zu der festen Ueberzeugung gelangt, das Mädchen könne durch eine so unpassende Verbindung nur unglücklich werden, sprach Helmuth diese Besorgniß gegen den Prediger aus. Aber Schwarz, ein Mann vom festesten Gottvertrauen, erwiederte ihm, Georgine sei anspruchlos und fromm erzogen, ihre Eltern wünschten die Heirath, und das Weitere müsse der Himmel fügen. In Ehesachen — meinte er — dürfe niemand mit dienstfertiger Hand eingreifen, denn das sei wie Spinngewebe, und es zerreiße noch mehr, wenn man es ausbessern wolle. Gott wache über die Bündnisse der Menschen, und nur seine Macht könne die Fäden lösen, sobald sie untauglich seien.

Wohl erkannte Helmuth die Wahrheit dieser Worte, doch sie beruhigten ihn nicht. Eine unerklärbare Angst

laſtete auf ihm, es war ihm zuweilen, als ob er ein ſchweres Verbrechen begangen habe. Der Prediger reiſ'te endlich ab, er hatte keinen Grund, Trappe's Haus noch ferner zu beſuchen, und nun hielt er es nicht länger aus in der Stadt. Er gab vor, daß wichtige Geſchäfte ihn auf die Güter riefen, nahm von Frau von Milbenrüſſel und Athanaſia Abſchied, und ein leichter Wagen trug ihn nach Birkenwerder hin.

Siebentes Capitel.

Eines nebligen Morgens lief Herr Putzke, der mit Materialwaaren und Lotterieloosen handelte, athemlos durch die Straßen von Seebrück, und kam vor lauter Haſt in Trappe's Werkſtätte hineingefallen. Dabei faßte er mit der rechten Hand an den heißen Leimtiegel, verbrannte ſich und ſchrie vor Schmerz.

— Ei, du mein Himmel, was giebt es denn? fragte Bims verwundert.

— Ach, lieber Herr Bims ... der infame Leimtiegel! ... Erſchrecken Sie ſich nur nicht! ... Ich habe mir die ganze Hand verbrannt! — So rief Putzke, während er ſich vom Boden emporarbeitete.

— Nun, daraus werde der Teufel klug! rief der Geſell, und fing wieder an zu heften.

— Der Teufel? ſagte jener. Nein, Sie ſelbſt werden klug, denn Glück giebt Verſtand, heißt es im Sprichwort. Ach, das ungeheure Glück! Erſchrecken Sie nur nicht, Herr Bims ... Sie haben das große Loos gewonnen!

Und es war wirklich so. Fortuna, die launische Göttin, die nicht blos blind, sondern überhaupt schwachsinnig ist, hatte ihr volles Füllhorn auf den Buchbinder ausgeschüttet. Wonach Tausende vergeblich ringen, das fiel ihm unerwartet in den Schooß, und er nahm es eben so ruhig hin, wie die Verlobung mit Georginen. Bims machte nämlich eine Miene dazu, als ob alles der nothwendige Erfolg seiner seltenen Eigenschaften sei. Unbeschreiblicher Dünkel schwellte seine Brust, und jeder unangenehme Charakterzug, der Emporkömmlinge zu bezeichnen pflegt, war bei ihm scharf ausgedrückt.

Es wurde in der Nähe von Seebrück so eben ein schönes Landgut zum Verkauf gestellt. Charlottenthal hatte eine reizende Lage zwischen Bergen und grünem Wald; ein weitläufiger Park umschloß das Herrenhaus, und die uralten Stämme desselben spiegelten sich in einem silberklaren See. Bims erstand das Gut, er schaffte sich Equipage an, und ein Bedienter folgte seinen Schritten überall. Allein, es gehört zum noblen Auftreten, daß man von Jugend auf in luxuriösen Verhältnissen gelebt hat, oder doch einen angebornen Takt dafür besitzt, sonst sieht man, statt vornehm, nur abenteuerlich aus, und macht keinen imposanten, sondern einen lächerlichen Eindruck.

Gerade so erging es unserm Bims. Die neuen Kleider, vom besten Kleidermacher gearbeitet, saßen ihm unbequem, Arm und Knie waren ihm beengt, er konnte sich niemals frei bewegen. Goldene Ketten glänzten schwerfällig auf seiner Brust, und die großen Hände sahen noch plumper aus, seit sie in enganschließenden, buttergelben Handschuhen steckten. Jean, der Kammerdiener, war sein Schatten, er

verließ ihn nicht. Derſelbe trug keine Livree, denn Bims hatte einmal geleſen, ganz gentile Leute ſtellten es ihren Dienern frei, ſich bürgerlich, nach ihrem eignen Geſchmack, zu kleiden. Nun beſaß Jean jedoch zufällig gar keinen Geſchmack, und, als eine komiſche Parodie ſeines Herrn, ging er mit einem weißen Hut, ſtrohgelber Cravatte, rother Weſte, grünem Leibrock und blauen Hoſen einher. Bims glich einem modernen Don Quixote, dem der treue Sancho Panſa folgt.

Der Hochmuth des reich gewordenen Buchbinders kannte wirklich keine Grenzen: Jeder ſollte ihm beſondere Ehre erweiſen, und einige Schmarotzerpflanzen, die ſich an ihn feſtklammerten, ſorgten dafür, daß er immer überſpannter werden mußte. Er war jetzt ein Mann von Geiſt und Witz, denn die abgedroſchenſte Anekdote, welche er beim ſelbſtbezahlten Champagner vorbrachte, wurde von den Mittrinkern ſtürmiſch belacht. Seine Bildung hatte in der kurzen Zeit, ſeitdem er das große Loos gewonnen, rieſige Fortſchritte gemacht; nur die verdammte Mode, beim Sprechen bald den Dativ und bald den Accuſativ zu ſetzen, unterbrach den Strom ſeiner unvergleichbaren Rede oft als ſtörendes Hinderniß. Allein Bims war nicht der Mann, ſich durch ſolche Kleinigkeiten überwinden zu laſſen; ein kühnes Erfindungstalent kam ihm zu Hülfe, und er ging als Sieger aus dem ſprachlichen Kampf hervor. Der Kunſtgriff, den er anwendete, beſtand nämlich darin, daß er, wo's ihm zweifelhaft blieb, ob „ſie" oder „ihnen", ob „mir" oder „mich" geſagt werden müſſe, ein dumpfes „ſiehnen" und „mirch" auszuſprechen pflegte, wodurch er beiden Fällen Genüge that.

Nun mangelte ihm nur noch Eins, um vollständig der vornehmen Gesellschaft anzugehören — ein Adelsdiplom. Die Landesregierung war in dieser Beziehung durchaus nicht engherzig, sobald der Antragsteller nur einen namhaften Grundbesitz nachweisen konnte, denn für die Ausfertigung des Adelsbriefes flossen bedeutende Sporteln in die ziemlich leeren Kassen. Unter den Heraldikern der Residenz fand sich auch bald ein kenntnißreicher Mann, der, gegen ein Dutzend Goldstücke, den Stammbaum des Buchbinders herzustellen übernahm. Derselbe entwickelte sonnenklar, daß unser Held eigentlich Bims von Bimstein heiße, und daß sein Geschlecht beinahe achtzehnhundert Jahre alt sei, da es, wie hinreichend bekannt, bei der Verschüttung Pompeji's schon Bimsteine gegeben habe. Die Nachweisung war gründlich, man konnte nichts dagegen einwenden, und etliche Monate später trug Bims das Diplom in der Tasche und das Wörtchen „von" vor seinem Namen.

Während wir uns mit Bims beschäftigten, ist uns die Trappe'sche Familie aus den Augen gekommen, und es wird hohe Zeit sein, zu erzählen, welchen Eindruck die letzten Ereignisse dort hervorgebracht hatten. Der Meister war im Anfang hocherfreut über das Glück des Schwiegersohnes, und that sich nicht wenig darauf zu gut, eine so ausgezeichnete Wahl getroffen zu haben. Von einem neuen Hause am Markte träumte er und von einer großen, bequem eingerichteten Werkstätte, doch als er nun sah, Bims kehre dem ehrbaren Handwerk ganz den Rücken, er verachte es, und wolle ein Graf werden — da ließ der brave Mann den Kopf hängen. Noch mehr mußte Georgine von dem Benehmen ihres Bräutigams leiden. Er behan-

delte sie jetzt mit einer wahren Nichtachtung, er gab ihr deutlich zu verstehen, daß er sie glücklich mache, daß er sich unter seinem Rang vermähle. Das Mädchen weinte sich oft im Stillen aus, denn ach! wem sollte sie ihren Kummer, ihre Kränkung anvertrauen; Alle, die das tiefe Leid verstanden hätten, waren ja fern: Ludwiga, der Pastor Schwarz und — mit glühendem Erröthen nannte sie sich diesen Namen — und Helmuth. Sie würde sich vielleicht an die Mutter gewendet haben, aber die gute Frau schien so entzückt durch den reichen, vornehmen Schwiegersohn, daß Georgine sie nicht ängstigen und ihre schimmernde Täuschung zerstören mochte.

So flohen die eisigen Flocken des Winters vorüber, die erstarrte Erde thaute wieder auf, und in die engsten Straßen der Stadt blitzten, von hohen Dächern herab, goldhelle Sonnenstrahlen. Nun war der Frühling da; Bims ließ auf seinem Gute einige Bauten beginnen, denn alles sollte dort modern und glänzend sein, und munter regten sich Maurer und Zimmerleute auf ihren Gerüsten. Der junge Edelmann hatte einen Abstecher nach der Residenz gemacht; er kam jetzt zurück, und fuhr sogleich nach Charlottenthal, um das Fortschreiten des Baues zu besichtigen. Mit dem Baron Lieven, einem sogenannten Freunde, der ihn aus der Hauptstadt begleitet hatte, stand Bims vor dem Schlosse, und suchte jenem seinen Plan zu demonstriren.

Da bemerkte ihn, von oben herab, Peter Balling, der Regensburger, welcher beim Bau beschäftigt war, ohne zu wissen, daß derselbe für Bims bestimmt sei, von dessen veränderten Glücksumständen er überhaupt keine Ahnung hatte.

— J, guten Morgen, Barchwitzer! rief er ihm freundlich zu. Wie geht's Dir denn? Du haſt Dich ja recht herausſtaffirt!

— Was will der Menſch von mirch? fragte Herr von Bimſtein ziemlich laut.

— Du kennſt mich nicht mehr — das heißt: Du willſt mich nicht mehr kennen! ſagte Balling, indem er eine Kelle voll friſchen Kalkes auf die Steine warf. Nu, meinetwegen! Die tombackne Brille, die Du vor die Augen hältſt, ſcheint Dich mehr blind als ſehend zu machen.

— Ich werde dem Baumeiſter ſagen, daß er dem Geſindel gehörigen Reſpekt einſchärfen ſoll! ſprach Bims, und wollte weiter gehn, aber Edeward Niehnke, der eben an der Balkenlage arbeitete, hatte alles vernommen, und rief nun zornig:

— Wat? Jeſindel? J, ſo'n dreimal verfädelter Buchbinderjeſelle will uns Jeſindel nennen? . . . Na, laß mir runter kommen! Ick ſchlage Dir die Knochen kurz un kleene; denn kannſte den Kleiſtertiegel nehmen, un kannſt ſe Dir widder zuſammen kleben.

— Jetzt bitt' ich mirch ernſthaft Ruhe aus! ſchrie Bims, vor Ingrimm ſchäumend. Denn, damit Ihr's nur wißt, ich bin der Gutsherr hier.

— Ne, heere mal, Barchwitzer — miſchte ſich jetzt Fritz Leeſe aus Chemnitz in's Geſpräch — ne heere mal, deß mußte eenen Dummen vorreden! Ich jloobe werklich, der Kleeſtergeruch is Der zu Koppe jeſtiegen, un hat Dich ein piſchen teemlich jemacht. Du piſt en Jutsherr? Nee, heere mal, Barchwitzer, an Dir is Dein Leptaje niſcht Guts jeweſen.

Ein dröhnendes Gelächter folgte dem Witz des Chemnitzers von allen seinen Kameraden, und für Bims, den Zürnenden, blieb kein Mittel übrig, als den Rückzug anzutreten. Er beschwerte sich beim Baumeister über die Gesellen, und dieser bestellte die Bezeichneten zum Feierabend, um ihnen ihr Betragen vorzuhalten. Sie kamen, dunkelblaue Tuchröcke über den Schurzfellen tragend und den Hut ehrerbietig in der Hand haltend. Als des Meisters Strafpredigt zu Ende war, trat Balling, dem nun Bims' Schicksale bekannt geworden, aus der Mitte seiner Gefährten, und sprach:

— Mit Gunst, Herr Meister! Der Bauherr hat uns Gesindel genannt. Aber wir sind kein Gesindel, sondern ehrbare Handwerksgesellen. Wenn der Buchbinder das große Loos gewonnen hat, so ist es gut für ihn — darum lassen wir uns noch nicht schimpfen. Er braucht ein Haus, und wir brauchen Taglohn, Einer hat den Andern nöthig. Ein vornehmer Mann giebt allen Leuten die gebührende Ehre, aber so Einer, der erst vornehm werden will, behandelt ordentliche Handwerker grob und schlecht. Darum ist es dem Parchwitzer Baron ganz gesund, wenn er eine Lektion abbekommen hat ... vielleicht bessert sie ihn. Nehmen Sie's mir nicht für ungut, Herr Meister, daß ich so zu Ihnen gesprochen habe, doch Sie waren ja auch mal Gesell, und wissen ganz gut, daß es weh thut, wird man von den Menschen, für die man saure Arbeit verrichtet, noch an der Ehre gekränkt. Gute Nacht, Herr Meister!

Damit war die Sache abgethan. Auf Herrn v. Bimstein hatte sie aber einen sehr verstimmenden Einfluß geübt, und es lagerten den ganzen Nachmittag Wolken des Un-

muths auf ſeiner Stirn. Bald nachher kam Georgine mit der Mutter herausgefahren, für welche Bims den Wagen zurückgeſendet, und nun fand er Gelegenheit, ſeinen Aerger auslaſſen zu können. Der Baron von Lieven war ein Mann in den Vierzigern, ſein mageres Antlitz trug eine krankhaft gelbe Farbe, und das Laſter hatte alle Brandmale darauf gedrückt. Voll widerlicher Zutraulichkeit näherte er ſich Georginen ſogleich, ſie aber zuckte ſcheu vor ihm zurück, als wäre ihr plötzlich eine Eidechſe über den Fuß gerannt, und dies Benehmen des Mädchens mißbilligte Bims auf ſchonungsloſe Art. Um ſie allein zu ſprechen, machte er mit ihr einen Spaziergang durch die Partien des Parkes, und als ſie ein Stück vom Schloſſe entfernt waren, ſagte er zu Georginen: Du haſt meinen Freund, den Baron, ſehr unhöflich empfangen. Dergleichen Plumpheiten verbitte ich mir in Zukunft!

— Verzeihe mir, wenn ich Dich dadurch beleidigt habe! erwiederte ſie. Mich erſchreckte die Erſcheinung des Fremden ſo innerlich; ich weiß mir keine Rechenſchaft zu geben über mein Gefühl, aber um keinen Preis hätte ich freundlich gegen ihn ſein können.

— Und doch ſollſt Du es ſein! Ich will's, ich befehle es Dirch! Du darfſt nie vergeſſen, daß Du durch mirch aus niedrigem Stande emporgehoben wirſt, und mußt ſolche dumme Manieren, welche ſtets die Handwerkstochter verrathen, endlich einmal ablegen.

Georgine ſchwieg, und wiſchte nur eine ſtille Thräne aus ihrem Auge.

— Du antworteſt nicht! Du trotzeſt mirch! O, ſei Deiner Sache nicht zu gewiß . . . ſchon lange iſt es mirch läſtig,

gemeine, ungebührliche Leute, wie Deine Eltern sind, als meine Verwandten präsentiren zu müssen, während mirch der Eintritt in die ersten Familien des Landes offen steht. Benimm Dirch also künftig, wie es sich für die Braut des Herrn von Bimstein geziemt, sonst stehe ich für nichts.

Hastigen Schrittes verließ der Parvenü seine Braut nach diesen kränkenden Worten, und sie suchte des Parkes einsamste Gänge, denn sie mußte allein sein mit ihrem Schmerz.

Während derselben Zeit eilte auch Helmuth durch das Gartengebüsch. Als er erfahren, was sich, seitdem er Seebrück verlassen, dort ereignet hatte, war der letzte Schimmer einer Hoffnung aus seiner Brust entflohn. Aber er mußte das süße Mädchen einmal wiedersehn; flammende Liebe und Sehnsucht trieben ihn zu ihr hin — Helmuth wollte sich Kraft holen, die Trennung noch länger zu ertragen. Sein Weg führte ihn an der Besitzung des ehemaligen Buchbinders vorbei, und er bemerkte aus der Ferne, daß Georgine so eben dort ankam. Schnell sprang er aus dem Wagen, ließ diesen nach der Stadt fahren, und schlich sich in den laubigen Park.

Lange hatte er, die offnen Partien vermeidend, darin umhergestöbert, ohne ein lebendes Wesen zu entdecken, und jetzt stand er an der Rückwand einer dichtbewachsenen Fliederlaube. Es regte sich etwas zwischen dem Buschwerk. Helmuth lauschte, und bog die Zweige leise zurück. Da zeigte sich ihm ein trauriges, aber doch so schönes Bild. Georgine saß, im weißen Gewande, auf der Bank, und ihre feine Gestalt hob sich herrlich ab auf dem dunkelgrünen Hintergrund. Die Züge des Mädchens waren blaß, sehr blaß, und große Thränen rollten über ihre Wangen. Un-

ſäglicheſ Glück und tiefe Wehmuth ergriffen den Lauſcher; er hätte hervorſtürmen und durch heiße Küſſe die Perlen des Kummers trocknen mögen. Helmuth bezwang ſich jedoch, um die Liebliche nicht zu verſcheuchen, die mit dem Stock ihres Sonnenſchirmes einzelne Buchſtaben in den Sand des Bodens ſchrieb. Ein H, ein E und ein L entſtanden zuerſt . . . des Jünglings Herz klopfte beinahe hörbar . . . ein M und ein U folgten dann . . . Ha! Georgine hatte ſeinen Namen gezeichnet, und lächelte die Schriftzüge ſo freundlich an, als ob ſie den Entfernten grüßen möchte.

Jetzt hätte Helmuth nicht mehr die Gewalt gehabt, ſich zurückzuhalten, doch eben kamen Fußtritte den Gang herauf. Man ſollte ihn hier nicht ſehen, deshalb trat er vorſichtig ſeinen Rückzug an, und eine hohe Freudigkeit erfüllte die Seele des Jünglings, denn ein herrlicher Plan für die Zukunft war in ihm zur Reife gediehen.

Achtes Capitel.

Am andern Morgen beim Frühſtück ſagte Georgine den Eltern, daß ſie Bims nicht heirathen könne. Er habe ſie im Innerſten verletzt, habe ſie wie eine Magd behandelt und mit Nichtachtung von denen geſprochen, die ſie herzinnig liebe und verehre. Jetzt fühle ſie klar, daß ſie ſehr unglücklich ſein würde, wenn ſie ſeine Gattin werden müßte. Das Mädchen ſprach dies ohne ſichtbare Erregung aus, denn es war das Reſultat kräftiger Entſchlüſſe. Zwar hatte die Mutter ſich nicht wenig auf den adligen Schwiegerſohn eingebildet, doch kaum erfuhr ſie, derſelbe habe ihrem Kinde wehe gethan, ſo wollte ſie auch kein Wort mehr von ihm hören.

Am liebſten aber ſah Trappe die Umgeſtaltung der Dinge, denn in ſeinen Augen war Bims ein Abtrünniger, und er dachte, wer ſein Handwerk, das ihn geehrt und genährt, ſchmählich verläßt, der iſt gewiß ein ſchlechter Kerl. Gern hätte er dem modiſchen Stutzer ſchon längſt die Thür gewieſen, und nur der Reſpekt vor Georginens höherer Bildung hielt ihn zurück. Kann ſie den Menſchen als Bräutigam ertragen — ſagte er zu ſich ſelbſt — nun, dann iſt er gewiß ſo übel nicht, und du haſt Unrecht mit deinem Widerwillen. Um ſo eifriger und freudiger zog er ſich aber heute den Leibrock und die weißen waſchledernen Handſchuh an, ſetzte den Hut auf, nahm das ſpaniſche Rohr mit dem großen Elfenbeinknopfe in die Hand, und ging nach der noblen Behauſung des Herrn von Bimſtein.

Was dort verhandelt wurde, kam niemals heraus, allein ein wenig heftig war das Geſpräch, und ein Dienſtmädchen behauptete, der Meiſter habe zornig geſagt: Laſſen Sie ſich noch ein einziges Mal in meinem ehrlichen Hauſe ſehen, dann werden Sie hinausgeſchmiſſen! Verſtanden, Mosjöh? und dabei habe er mit dem Stocke ſcharf auf die Diele geſtampft. Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo viel ſteht feſt, daß Trappe ſehr erhitzt aus dem Zimmer kam, und daß Bims, furchtſam blaß ausſehend, ihn voll Höflichkeit bis an die Thür begleitete.

Schnell flog das Gerücht durch die Stadt, der reiche Herr von Bimſtein habe ſeine Verbindung mit der Buchbinderstochter abgebrochen, und dies Gerücht machte ihm jene ariſtokratiſchen Familien günſtiger geſinnt, die ſonſt nur mit ſtolzem Naſerümpfen von ihm geſprochen hatten. Namentlich, wo erwachſene Fräulein im Hauſe waren,

würdigte man denſelben einiger Aufmerkſamkeit, und mehrere Vollblut-Cirkel öffneten ſich für ihn. Bims gewann immer größeres Selbſtvertrauen; Athanaſia war ihm ein Gegenſtand zärtlicher Sehnſucht, und er ſtrebte jetzt danach, in das Haus der Majorin von Milbenrüſſel eingeführt zu werden. Sein Freund, der Baron Lieven, übernahm es, für die Erfüllung dieſes Wunſches zu ſorgen. Der Letztere wohnte bei Bims, er aß, er trank mit ihm, und geſtattete ihm ſogar, ſeine Schneiderrechnungen zu bezahlen, weil — wie er zu dem ehemaligen Buchbinder ſagte — es unter Cavalieren nicht darauf ankäme.

Bei der nächſten Gelegenheit fragte Lieven die Majorin: Meine Allergnädigſte, geſtatten Sie wohl, daß ich Ihnen einen intereſſanten jungen Mann zuführen darf?

— Wer iſt es, lieber Baron? meinte Frau von Milbenrüſſel.

— Herr von Bimſtein!

— Wie, Baron? Dieſer Emporkömmling aus der Populace. . . .

— Gnädigſte Frau, er iſt . . .

— Falſch plattirt . . . ich weiß es.

— Verzeihung, Gnädigſte! Echt, ganz echt! Vollkommen renovirt, und der Stammbaum in Ordnung. Können Sie glauben, ich würde ſonſt ſo liirt mit ihm ſein?

— Wirklich echt? . . . Nun, wenn Sie es ſagen! . . . Ueber die Vorſtellung ſprechen wir nächſtens, Baron. Ihr Protégé hat als Geſell bei mir vis à vis gearbeitet. Das iſt unangenehm! Ich fürchte, meine Joſe wird ihn erkennen.

Hiermit endete das Geſpräch, welches vielleicht noch vortheilhafter für Bims ausgefallen wäre, hätte die Majo-

rin nicht so glänzende Aussichten auf großen Reichthum gehabt. Seit Georginens Verlobung gelöst worden, besuchte Helmuth nämlich jeden Tag wieder des Buchbinders Haus, und Frau von Milbenrüssel dachte: „Ils sont tous deux de même farine! Mein ungehobelter Neffe hat sich in die plumpe Buchbinderdirne vernarrt. Er entsagt nun der Athanasia, sie erbt des Onkels unermeßliches Vermögen, und ich wähle ihr dann einen Gatten nach meinem Geschmack. Gott sei Dank, so brauche ich doch nicht den horreur zu erleben, daß meine Tochter eine mésalliance schließen muß!"

Während die würdige Dame solch goldene Träume spann, saß Helmuth, wie ein Gott vergnügt, an Georginens Seite, und die Tage flossen ihm dahin, gleich einem reinen Quell, worin der lachend blaue Himmel sich spiegelt. In jeder Stunde entfaltete sich vor seinen Augen eine neue schöne Blüthe ihres Geistes oder Gemüths; die Sonne der Liebe brachte diesen schwellenden Frühling hervor, denn sie liebte Helmuth, liebte ihn mit unaussprechlicher Innigkeit. Der Jüngling wußte das; diese Liebe gab ihm einen edlen Stolz. Seine ganze Gestalt erschien größer, sein Auge strahlte kühner als sonst, und er hätte alle Menschen glücklich machen mögen im eignen Glück.

Eines Tages, Frau Trappe hatte eben das Zimmer verlassen, trat er zu Georginen, ergriff ihre Hand und sagte: Wollen Sie mein Weib werden, liebes Mädchen? Nicht Glanz und Pracht kann ich Ihnen bieten, sondern nur ein treues Herz. Mein Onkel hat mir seinen ganzen Reichthum vermacht, wenn ich Athanasia von Milbenrüssel zur Gattin nehme. Aber ich wollte lieber beim ärmsten

Manne als Knecht dienen, ehe ich durch solches Bündniß mein Leben vergiftete. Nun bleibt mir nur eine geringe Summe, eben hinreichend, ein Bauerngut dafür zu kaufen... ich muß Bauer werden. Gottlob, ich habe Kraft zum Arbeiten! Wer sein Feld ackert, nimmt den Ehrenplatz im Staate ein, und dies Bewußtsein wird mir die Hütte zum Palast verwandeln. Georgine, wollen Sie mit mir in die Hütte ziehen?

Sie sank ihm sprachlos an die Brust; ihr holdester Traum, ihr schüchternster Wunsch sollte Wahrheit werden. Die Eltern kamen hinzu; sie segneten den Bund, und freuten sich der herzlichen Liebe ihrer Kinder.

Helmuth theilte sogleich dem Advokaten Kreller, dem executor testamenti, schriftlich mit, daß er am andern Tage seine erforderliche Erklärung abgeben wolle, denn es drängte ihn, alles Andere von sich abwälzen, um nur für die Geliebte leben zu können. Der Termin wurde nun angesetzt, und den Parteien, in Folge einer Testamentsklausel, ihr persönliches Erscheinen zur Pflicht gemacht. Frau von Milbenrüssel schalt wacker auf unsere unehrerbietige Zeit, welche sich nicht entblödet, adelige Damen vor das Gericht zu citiren, allein, dem Drang der Umstände nachgebend, ließ sie einen Miethswagen kommen, und stieg mit Nasia hinein. Es gab ein komisches Bild, als die Majorin, welche heute wieder den Paradiesvogel trug, und ihre nicht minder aufgeputzte Tochter vor dem Landgerichtshause aus der schäbigen Equipage kletterten. Einige Executoren standen in der Thür, sie schauten lachend einander an, und waren unhöflich genug, den beiden Damen nicht einmal die Wagentritte herunterzuschlagen.

Oben führte man ſie in einen weiten, leeren Saal, deſſen ausgeweißte Wände nur mit dem lebensgroßen Bildniß des Landesfürſten geſchmückt waren. Es herrſchte hier ein dunſtiger, plebejiſcher Odeur, und unſere Ariſtokratinnen ſahen ſich genöthigt, die Flacons zu öffnen. An einem grünbedeckten Tiſche, mit Akten und hölzernen Tintenfäſſern verſehen, ſaß eine Gerichtsperſon, daneben Helmuth und der Advokat Kreller. Nachdem die Damen Platz genommen, las der Aſſeſſor die betreffende Stelle des Teſtamentes, und Helmuth gab nun die Erklärung ab, daß er auf die Verbindung mit Fräulein Athanaſia von Milbenrüſſel und zugleich auf die Erbſchaft Verzicht leiſte. Tiefe Stille herrſchte im Gemach, nur vom Kritzeln der Feder unterbrochen, und die Majorin warf ihrer Tochter triumphirende Blicke zu. Das Protokoll war beendigt, alle Parteien unterzeichneten es. Jetzt wurde vom Codicill das Siegel gelöſ't, und der Aſſeſſor trug den Inhalt deſſelben folgendermaßen vor:

„Mein lieber Helmuth! Beim Leſen meines Teſtaments haſt Du wahrſcheinlich gedacht: der Onkel iſt ſein Lebtage nicht recht klug geweſen. Obgleich ſolche Meinung etwas reſpektwidrig ſcheint, will ich doch nicht dagegen ſtreiten, aber dieſes Mal war es kein dummer Streich, den ich gemacht. Ich wollte Dich nämlich auf die Probe ſtellen, und hoffe, mein alter Junge! Dein geſunder, natürlicher Sinn wird Dich glücklich aus dem Labyrinth herausgewickelt haben. In der ganzen Welt iſt mir kein ſo verzimpertes, fades und unangenehmes Frauenzimmer vorgekommen, als meine Nichte Athanaſia — ihre Frau Mutter, die Majorin, allenfalls ausgenommen. Nun calculirte ich ſo: nimmſt Du, blos um des leidigen Geldes willen, die När-

rin zur Frau, dann ist es eine gerechte Strafe für Dich, daß Du Dich Dein Leben lang mit ihr herumquälen mußt. Bist Du aber, wie ich erwarte, ein braver, tüchtiger Kerl geworden, der keinen Geldbeutel statt des Herzens im Leibe trägt, so giebst Du der adelstolzen Mamsell einen Korb und läß'st sie laufen. In diesem Falle bestimme ich: mein früheres Testament ist ungiltig; Helmuth Stahl wird zu meinem Universalerben eingesetzt, und er soll an Fräulein Athanasia von Milbenrüssel nur fünftausend Thaler — aber nicht mehr — herauszahlen."

Hiermit schloß das Codicill. Der Assessor sprach: Siegel und Unterschriften sind in Ordnung! . . . Haben Sie irgend eine Einwendung dagegen zu machen? fragte er die Damen, aber diese konnten nicht antworten, weil beide in Ohnmacht gefallen waren. Man führte sie zum Wagen, und als sie zu Hause ankamen, wandelte sich ihre Schwäche plötzlich in laute Zornausbrüche um. Zuerst mußte die Josefine für die Sottisen büßen, welche der selige Herr ihnen gesagt hatte; dieselbe konnte nichts recht machen, sie wurde gejagt, geschimpft und gestoßen, das arme Mädchen hätte blutige Thränen weinen mögen. Auf die Länge aber genügte dieser Blitzableiter nicht; die beiden Gewitter stießen an einander und entluden sich fürchterlich. Frau von Milbenrüssel und Athanasia machten sich gegenseitig den bittern Vorwurf, die Andere habe durch ungeschicktes Betragen die Gunst des verstorbenen Onkels verscherzt, und sei Schuld, daß die Erbschaft verloren gehe. Das gab denn eine stürmische Familienscene; die Lüfte brausten im wilden Aufruhr, flammende Blitze zuckten, und einige Male drohte das Wetter sogar einzuschlagen.

Gegen Abend legte sich indeß das Toben der Elemente, und ruhige Ueberlegung trat an die Stelle ungestümer Leidenschaft. Als das Consilium zu Ende war, sprach die Majorin: Les mariages sont faits au ciel, avant que de se faire sur la terre! Dann schrieb sie ein Billet an „Se. Hochgeboren, den Herrn Reichsbaron Hans Kurt von Lieven," worin sie denselben an sein gegebenes Wort erinnerte, ihr recht bald einmal die Bekanntschaft seines Freundes, des Herrn von Bimstein, verschaffen zu wollen. Darauf bat sie ihn, die Erfüllung dieser Zusage doch ja nicht länger aufzuschieben, und fügte hinzu, daß sie am nächsten Vormittag gewiß zu Hause sein werde.

Zur gehörigen Stunde kam denn auch der Baron, und brachte seinen Schützling mit, der eine besonders prächtige Figur bildete. Seine Toilette hatte heute sehr lange gedauert, allein sie war auch ein Meisterstück von Eleganz geworden. Schimmernd azurblau hob sich die Cravatte von seinem kirschrothen Antlitz ab, und ein großer Brillant war in ihre Schleife gesteckt; untadelhaft saß ihm der pensée farbene Frack mit den Goldknöpfen; die Scharlachnelke im Knopfloch gemahnte von fern an das Band der Ehrenlegion, und die bunte persische Weste war ein kostbares Erzeugniß unsrer Kunstweberei. Silbergraue Pantalons standen sehr gut zu diesem Ajüstement, und den engen Stiefeln von Glanzleder sah man es an, daß Bims auf Freiersfüßen ging, denn sie schienen ihn ganz entsetzlich zu drücken.

Voll süßer Freundlichkeit empfing Frau von Milbenrüssel den Gast, und Athanasia lächelte wie eine welke Blume. Bald war das Gespräch im Trott, und wurde

immer lebhafter, einem steifen Rosse gleich, das sich ebenfalls besser rührt, je mehr es in Schweiß kommt.

— Was halten Sie vom Somnambulismus, Herr von Bimstein? fragte die Majorin, welche eine Anhängerin alles Mystischen war.

— Meine Gnädigste, darüber kann ich mirch nicht sogleich auslassen. Ich habe darüber mal ein Buch einge...

— Eingesteckt! unterbrach ihn Lieven, befürchtend, daß der ehemalige Buchbinder sich eine Blöße geben möchte.

— Ja, ja, eingesteckt! bestätigte Bims. Allein mirch mangelt noch immer die Zeit zum Lesen.

— Sie haben sich wohl viel mit der deutschen Literatur beschäftigt? wendete sich Athanasia, die jugendliche Aster, an ihn.

— Wie meinen Sie das, mein gnädigstes Fräulein? erwiederte er, ein wenig pikirt, denn er glaubte, die Dame wolle auf sein früheres Metier sticheln.

— Ihre zarte, blumenreine Ausdrucksweise scheint zu verrathen, daß Sie sich recht in die Classiker versenkt haben, sagte Nasia.

— Ja, ich habe mirch in sie versenkt! Ich bin, so zu sagen, selbst ein Classiker geworden! rief Bims begeistert.

— Welches sind denn Ihre Lieblingsbücher? fuhr das Fräulein in ihren Erkundigungen fort.

Für das Wissenschaftliche: Raff's Naturgeschichte, und für das Poetische: Clauren.

— Was halten Sie von Klopstock?

— O, auch Klopstock ist groß, sehr groß! Wenn ich Siehnen anblicke, mein gnädigstes Fräulein, dann kommt mirch immer eine sehr schöne Stelle dieses Schriftstellers in

den Sinn: Hände haſt Du von Pallas, die Stirn und die Augen von Juno; Buſen hat Cyprie dirch — —

Athanaſia erröthete, und mit Recht.

Bims bemerkte es, und ſetzte verlegen hinzu: Thetis die Füße geſchenkt.

Als die beiden Herren ſich endlich verabſchiedeten, waren Mutter und Tochter darüber einverſtanden, Herr von Bimſtein ſei ein recht intereſſanter Mann. Er beſitze eine hübſche Bildung, und ſeinem ganzen Weſen nach laſſe ſich gar nicht bezweifeln, daß er aus einer altadeligen Familie ſtamme.

Zwei Monate waren ſeitdem verfloſſen, die Roſenzeit hatte eben die nordiſchen Gärten zu einem glühenden Schiras umgewandelt, als in Seebrück zwei Hochzeiten gefeiert wurden. Schimmernde Equipagen rollten vor das Haus, welches Frau von Milbenrüſſel bewohnte; die höchſte Nobleſſe der Stadt und Umgegend ſtieg graziös heraus, um der Vermählung Athanaſia's mit dem Herrn Bims von Bimſtein beizuwohnen. Gegenüber, im Trappe'ſchen Hauſe, langten dagegen nur wenige Gäſte an, und kamen beſcheidentlich zu Fuße. Dort traute heute der Paſtor Schwarz Georgine und Helmuth mit einander. Die Hochzeit wurde ganz ſtill vollzogen, aber Alle fühlten ſich ſo recht froh und glücklich; die friſche Braut ſah im Myrthenkranze wie ein Engel aus, und ſie hatte gar nicht nöthig, ihr erröthendes Antlitz an Ludwiga's Buſen zu verbergen. Spät Abends ſtieg ſie mit ihrem jungen Gatten in den Landauer, und zwei muthige Rappen flogen mit dem ſeligen Paar durch die duftige Sommernacht nach Birkenwerder hin.

Benno's Jugendleben.

Erzählung.

Erſtes Capitel.

Wie drei Sekundaner eine Verſchwörung ſchmieden.

Im Vorhof der Kloſterſchule lag tiefe Stille, und ernſt ragte das winklige Gebäude empor, in welchem vormals die Mönche, jetzt die Schulknaben von aller Außenwelt abgeſchieden waren. Sonnenlichter ſpielten um ſeine regelloſen Dächer, ſie ſprangen zwiſchen den ſpitzen Erkern hervor und glitzerten auf den runden Scheiben der Fenſter. Drinnen im Hauſe ſchlug es zehn Uhr; die Thüren öffneten ſich, und in dichten Haufen ſtürmten die Knaben heraus. Kaum hatten ſie den Hof erreicht, ſo hallte der öde Raum von ihrem Lachen, Jubeln, Zanken und Toben wieder. Lärmende Spiele wurden vorgenommen, hier verzehrten Einige in ſtummer Gefräßigkeit die mitgebrachten Semmeln und Aepfel, während dort ſich Andere in den Haaren lagen. Drei erwachſene Schüler nahmen jedoch an all dieſen Vergnügungen keinen Theil, ſondern ſchlichen wie verabredet nach einer ſchattigen Ecke, und man las in ihren Mienen, es müſſe etwas Entſetzliches vorgefallen ſein.

Als ſie ſcheu umhergeblickt hatten, ob auch Niemand ſie belauſche, rief Hermann mit haſtigem Ton: „Vor allen Dingen, Arwed, erzähle uns ausführlich das ganze Benehmen des Tyrannen!“

— Freunde! begann Arwed, ein blonder Bursch von sanfter Gesichtsbildung, und seine Stimme zitterte dabei vor Zorn. Ihr wißt, ich liebe Maria, die Tochter des Subrektors, bei dem ich in Pension bin. Ja ich liebe sie mit der wärmsten, ewigsten Gluth. Zwar sagen die Leute, welche eingebildet auf ihr Alter sind, weil sie nichts weiter besitzen, worauf sie stolz sein könnten: uns funfzehnjährigen Jünglingen käme die Liebe noch nicht zu. Doch wer mag den allmächtigen Trieben widerstehn, wenn sie ihren Triumphzug in unsrem Busen halten? Kann man die Pforte verschließen und zu ihnen sprechen: Kehrt wieder, wenn ich älter und kälter geworden bin, jetzt darf ich euch nicht hören, ich muß mich mit griechischen Exercitien und algebraischen Gleichungen beschäftigen. — Genug, Ihr versteht mich, meine Brüder!

— Wir verstehen Dich! entgegnete Benno, der Dritte des Bundes, und drückte seinem Kameraden feurig die Hand.

— Wer kann Marien auch täglich sehen, fuhr Arwed fort, wer kann unter Einem Dache mit ihr leben, an Einem Tische mit ihr essen, ohne den Engel anzubeten? Mit unermüdlichem Eifer rang ich, mir des Mädchens Neigung zu gewinnen. Wenn sie erwachte, duftete ein frischer Kranz vor ihrem Fenster; ihr zu Liebe trug ich meine Sonntagskleider an Wochentagen, und kräuselte mein Haar in Locken, wie ich wußte, daß sie es gern sieht. — Schon kam es mir vor, als habe sie die stillen Huldigungen bemerkt; schon baute ich in meinen Träumen goldene Schlösser auf, als die alte Subrektorin mein Geheimniß erspähte und zerstörend in die blühenden Phantasien griff.

— Eifersucht! Nichts als schändliche Eifersucht! unterbrach Hermann den Erzähler. Die gelbe Eidechse will nicht dulden, daß man ihr die junge Rosenknospe vorziehen soll.

— Sie mußte ihre Entdeckungen wohl dem pantoffelgedrückten Manne mitgetheilt haben — begann Arwed wieder — welche Art von Eröffnungen in dieser Ehe gewöhnlich durch eine Moralpredigt über schlechte Aufsicht, Tabagienvorliebe und dergleichen unterstützt werden. Heute Morgen nun wurde ich in's Zimmer des Subrektors gerufen, und er empfing mich mit finster drohendem Antlitz. Erst goß er eine Fluth von Verweisen und Ermahnungen über mich aus, dann kündigte er mir an, mein Sonntagsstaat würde fortan eingeschlossen bleiben, und ich müsse die alten Kleider tragen. Endlich hieß er mich auf einen Stuhl, nahe beim Fenster, niedersitzen, und es trat ein Mann hervor, der bisher im Nebenzimmer gewartet hatte. Der Barbier war es, und seine Scheere fuhr mir durch's Haar, während mich der Schrecken zu einem regungslosen Fristkopf versteinerte. In ganzen Büschen rollten die blonden Ringeln, die Marie immer so freundlich angeschaut, mir zu Füßen, und nach einer Minute, als die teuflische Execution vorüber war, warf mir der Spiegel ein entstelltes Menschenbild zurück, in welchem ich mich kaum wieder erkannte.

Und bei diesen Worten nahm Arwed plötzlich ein blaues Sammtkäppchen, das er bisher aufbehalten, von seinem Haupt. Entblößt vom Schmuck der sonnenhellen Locken, auf die er so stolz gewesen, die er so sorglich gepflegt und geringelt, stand er vor den Gefährten. Kaum in Zollslänge bedeckte das Haar seinen Scheitel noch, die Scheere

des Barbiers hatte schonungslos gewüthet. Arwed's Freunden versagte die Macht der Worte, und es dauerte lange, bis sie sich zu einzelnen Ausrufungen ermannen konnten.

— O, der Tyrann! donnerte Hermann endlich. Der schmachbedeckte Tyrann! Eingriffe in die heiligsten Rechte der Menschen erlaubt er sich; nichts ist mehr sicher vor seiner zerstörenden Hand, und selbst die Zierden, welche die Natur uns gab, will er uns rauben. Mit blutiger Schrift gräbt Clio seinen Namen in die ehernen Tafeln, und eine freiere, glücklichere Jugend wird einst sich entsetzen, wenn sie ihn liest, und wird den Himmel preisen, daß sie nicht unter dem Geißel-Scepter dieses Despoten geboren wurde.

— Ja es ist schändlich, sprach Benno, als Hermann zu Ende war. — Es ist haarsträubend, wenn man noch Haar hat, das sich sträuben kann. Aber warum ließest Du Dich, gleich einem geduldigen Lamm, zum Opfer führen? Thatest Du gar nichts, Dich der Gewalt zu widersetzen? Tyrannen sind, wie die Geschichte uns lehrt, fast immer Feiglinge, und muthiges Benehmen schüchtert sie ein.

— Zu Anfang wußte ich nicht, was geschehen sollte, erwiederte der Baarhäuptige. Dann umdüsterte das Gräßliche Unerwartete meinen Sinn, und als es geschehen war, fühlte ich mich ganz entmannt, ganz kraftlos. Wie Simson stand ich da, schwach und hülflos; der Muth, die Stärke war mir mit den Locken entrissen, und nur durch ohnmächtige Zornblicke konnte ich den Söldling, diese moderne Delila in Gestalt eines Barbiergesellen, strafen, als er mit hämischer Freude auf sein Henkerwerk hinsah.

— Freunde! rief Hermann feierlich. Wir dürfen solche Tyrannei nicht ruhig ertragen, wir müssen zeigen.

daß wir freie Menſchen und der Knechtſchaft entwachſen ſind. Dulden wir die Bedrückungen noch länger, dann wird die Gewaltherrſchaft immer tiefere Wurzeln ſchlagen, und ſpäte Nachkommen noch werden unſere Namen verfluchen ....

Während der junge Parlamentsredner immer kühner, immer wärmer wurde, ſprang ein Haufe von Quintanern vorbei, und ein kleiner Bengel rief, mit dem Finger auf Arwed zeigend: Ach, ſeht mal! der iſt von der Treppe gefallen, und hat ſich all ſeine blonden Locken abgebrochen.

Ein Beifallsſturm der Buben folgte dieſen Worten.

Ha! fuhr Arwed empor. Du hatteſt Recht, Hermann! Schon jetzt trifft uns der Spott des nachwachſenden Geſchlechts. Ja! Rache, furchtbare Rache ſei dem Wütherich geſchworen! Aber wie ſetzen wir ſie in's Werk? Wie finden wir den Ort, wo er am tiefſten verwundbar iſt?

Das Geſpräch der Verſchwörer ging in ein unvernehmliches Flüſtern über; man merkte, daß ſie über etwas Schrecklichem brüteten. Von jeder Seite wurden Pläne geſchmiedet voll überlegter Grauſamkeit, allein bei näherer Betrachtung erwieſen ſie ſich als unausführbar. Endlich zuckte es gleich einer Flamme aus Benno's großem braunen Auge hervor, und er begann:

— Brüder, jetzt hab' ich das Rechte gefunden! Wir wollen ſelbſt durch unſere Rache zeigen, daß wir nicht mehr heißblütige Knaben, ſondern beſonnene Jünglinge ſind. Womit der Subrektor Sauerhäring geſündigt hat, damit ſoll er büßen. Arwed's Haupt entblößte er, und das ſeine muß wieder entblößt werden; erſt dann wird unſer Rachedurſt ſich kühlen.

— So wahr ich ein Nachkomme des Cheruskers bin, Du sprichst gut! rief Hermann. Entwickle uns nur schnell den ganzen Plan.

— Der Plan liegt fertig vor meiner Seele! erwiederte Benno, und Ihr sollt alles hören. — Als er so geredet, wollte er dem brennenden Verlangen der Freunde genügen, doch da begann die heisere Schulglocke zu schrillen, und ihre Töne verkündeten, daß die Erholungszeit zu Ende sei.

— Um zwölf Uhr im Buchengange! flüsterte der junge Rädelsführer seinen Kameraden zu; dann gingen sie mit dem ganzen Schwarm nach dem Schulhause, und alle drei verschwanden durch dessen weite Flügelthüren.

Zweites Capitel.

Das Attentat auf den Conrektor Sauerhäring wird ausgeführt.

Am Nachmittag desselben Tages saßen die Sekundaner, und unter ihnen unser Kleeblatt, im großen Schulzimmer an schmalen Tischen, welche mit Büchern, Papieren, Dintenfässern und Federn bedeckt waren. Manches Auge lauschte sehnsüchtig nach den flüsternden Baumwipfeln, die aus dem Garten bis an die Scheiben heraufragten, und nach den grauen Sperlingen, die dort frei ihr Wesen treiben durften. Die Classe hatte noch nicht begonnen; es war Vorbereitungsstunde. Deshalb schnitten Mehrere ihre Namen mit dem Federmesser in die Tischplatte ein, Andere spielten ein harmloses Hazardspiel um Federposen, Einer war eingeschlafen, und seine Nachbarn gossen ihm unterdeß

ein wenig Oel in's Dintenfaß. Nur Arwed, Benno und Hermann zeigten sich auffallend still; sie saßen nahe bei einander und flüsterten heimlich. Eine ängstliche Erwartung lag auf ihren Wangen, blitzte aus ihrem Auge; man sah deutlich, daß die Verschwörung im Werke sei. Da ging die Thür auf, und der Subrektor Sauerhäring trat ein. Scharf musternd ließ er seine Adlerblicke durch den Saal schweifen, augenblicklich ward es ruhig, und der Gefürchtete stieg die Katheder-treppe empor. Wohl nie ist eine gediegenere Schulmannsfigur gesehen worden, als der Subrektor sich deren erfreute. Aus blankgewichsten Steifstiefeln hoben sich die schlotternden Beine hervor, blau und weiß melirte Baumwollenstrümpfe bedeckten ihre Flächen, und manchesterne Unaussprechliche schlossen sich daran. Die kattunene Weste des Mannes mußte wohl von demselben Stücke Zeug sein, aus welchem seine Gattin früher ein Kleid getragen, denn sie stellte sich ganz im gleichen großblumigen Muster dar. Seltsam erschien es jedoch, daß er erst, als seine Frau das Kleid nicht mehr trug, die Weste anlegte, und daß dieselbe gleich anfangs von der Wäsche sehr gelitten hatte. Sowohl das gekräuselte Jabot, als das Halstuch des großen Philologen war gebührend mit feuchten Schnupftabackflecken punktirt, und die ganze Figur steckte in einem weiten, olivengrünen Tuchrock, dessen Farbe jedoch, besonders nach den Nähten zu, die angenehmsten Schattirungen bis in helles Weiß entwickelte.

Welche Muse aber rufe ich an, daß sie mir des Subrektors Antlitz schildern helfe? Hoch und dürr ragte der Hals aus dem Foulard hervor, und seine Säule trug ein breites, stumpfes Kinn. Wenn es wahr ist, daß vorzüglich

begabte Seelenkräfte auch nach außen hin durch bedeutendere Organe ſich ausdrücken, dann mußte man ſogleich von der gewaltigen Beredſamkeit des Subrektors überzeugt ſein, denn ſein Mund beſaß eine ungewöhnliche Ausdehnung. Darüber ſprang die Naſe hervor, gleich einer Zacke jener treppenartigen Linie, durch welche unſere Landſchaftsmaler gewöhnlich den Blitz andeuten, und auch die hechtgrauen Augen ragten weit aus den Höhlen. Von der Stirn konnte dagegen nicht ſehr die Rede ſein, denn die Perrücke ſaß dem Edlen faſt bis auf die Augenbrauen. Dies Meiſterſtück eines Friſeurs ſchien weniger aus Haaren, als aus gefärbten Borſten gemacht; es ſtarrte igelartig um Sauerhärings Kopf, auch war das ehemalige Kaſtanienbraun der Haarhaube, durch Zeit und Sonne, in ein lebhaftes Fuchsroth übergegangen.

Es ſtieg nun, wie geſagt, der Subrektor die Stufen des Katheders empor, und ſeine langen Arme ſchlenkerten dabei wie phantaſtiſche Brunnenſchwengel. Nachdem er ſich mehrere Male geräuſpert, begann er zu erzählen von dem Hunnenvolke, von deſſen Beherrſcher Me-te, einem Sohne des Teu-Man, und von der großen Schutzmauer, welche die Chineſen erbauten, um gegen ſeine Einbrüche ſicher zu ſein. Ein glatter Strom, floſſen die Worte der Weisheit aus Sauerhärings Munde; niemals ſtockte er, niemals drängte ein Hemmniß ſeine Rede zurück, denn bereits ſeit drei und zwanzig Jahren trug er in jedem Sommerſemeſter ſeinen Schülern daſſelbe vor. Leider wurde deren Aufmerkſamkeit nur allzuoft durch die ſtarke Schlafluſt der Jugend unterbrochen, und von Zeit zu Zeit ließ ſich lautes Gähnen in der Claſſe vernehmen. Aber den wackern Hiſtoriker

ſtörte das nie; unaufhaltſam ſprach er fort, und ahnte nicht, daß ein zweites Damokleſsſchwert über ſeinem Haupte hing.

Blickte man vom Katheder grade zur Zimmerdecke empor, dann ſah man dort eine ſtarke Schnur, die ſich in hölzernen Rollen bewegte und am Ende des Saales angebunden war, ſo daß ſie, wenn man ſie hier loslöſte, ſich dort hinabſenken mußte. Ihre eigentliche Beſtimmung war, im Winter eine Schirmlampe zu tragen, welche die Schulſtube dann erleuchten mußte. Aber jetzt warf der Sommer ſeine Goldſtrahlen herein, man bedurfte keines Oeles, und die Lampe war abgenommen. Statt ihrer ſchwebte nun etwas Anderes an der bezeichneten Stelle, ein runder Feldſtein nämlich, der ſtark mit Vogelleim beſtrichen war, und drohend ſenkte er ſich immer tiefer und tiefer auf den Redner herab. Derſelbe war eben zu den To-pa oder So-ten, die am Amurfluſſe wohnten, gelangt, als der Stein ſeine Axel erreichte, einem Magnete gleich die ſtruppig rothen Haare ergriff, und wie von unſichtbaren Händen dirigirt, mit ſeiner Beute nach der Decke zurückflog.

Eine Bewegung und Kühlung am Kopfe, die der Subrektor empfand, riß plötzlich den Faden ſeines geſchichtlichen Vortrags ab, und einſtimmiges wieherndes Lachen der Schüler brachte ihn noch mehr aus ſeiner ruhigen Würde. Er fuhr mit der Hand nach dem Haupte, allein — o Schrecken! — dort ſaß keine Perrücke mehr, ſondern dieſelbe ſchwang ſich, leicht beflügelt, gen Himmel empor. Verſteinert ſtand Sauerhäring, der fliegenden Haarhaube nachſtarrend, wobei ſeine Augen ſich ſo ſehr verkehrten, daß nur das Weiße ſichtbar blieb, und zugleich öffnete

er den Mund, einem Haifiſch gleich, welcher ſich auf die Beute ſtürzen will. Der komiſche Anblick des Lehrers mit dem Kahlkopfe erregte die Sekundaner noch mehr; immer toller und voller ſchallte ihr Gelächter, als der Geſtrenge, Ehrenveſte mit wahren Bocksſprüngen auf dem Katheder umhertanzte, und endlich, in ſchäumender Wuth, das Zimmer verließ.

Die Lektionen nahmen nun ihren Fortgang, doch als das Ende der Schulzeit verkündet worden, ſchloß der Pedell die Claſſenthüre ab, und Keiner durfte in's Freie.

Die ſolchergeſtalt Eingeſperrten waren überzeugt, daß nun eine ſtrenge Unterſuchung wegen des begangenen Capitalvergehens folgen werde, und wirklich holte man ſie, nachdem etwa ein Stündchen verfloſſen, in den großen Schulſaal hinauf, der zu Prüfungen, Feierlichkeiten ꝛc. dienen mußte.

Die Decke deſſelben war gothiſch gewölbt und mit bunten Malereien bekleidet, doch die Wände hatte man längſt überweißen laſſen, und Büſten berühmter Griechen und Römer ſchmückten ſie, welche letzteren, durch Staub und Fliegen, hier beinahe ebenſo unkenntlich, wie in ihren Büchern durch die Philologen, gemacht waren. Oben im Gemache ſtand ein grünbedeckter Tiſch mit Schreibzeug und einer Glocke, und ihn umſaßen, auf alten rothplüſchenen Lehnſeſſeln, die Regenten der Schule, zwiſchen denen, gerade in der Mitte, das feiſtglänzende Antlitz des Rektors hervorſchaute.

Kaum hatte ſich die Claſſe, welche den Strafbaren in ihrer Mitte barg, der heiligen Vehme gegenüber poſtirt, da ſtieß der Rektor ſeinen Stuhl ſo heftig zurück, daß es ſchien,

als wolle er durch deſſen Geräuſch ſich noch mehr entflammen. Er erhob ſich, und donnerte eine Philippica ab, deren glühende Bilder, herzergreifende Ermahnungen und furchtbare Drohworte keinen beſondern Eindruck auf die Schüler machten, weil ſie dieſelben ſchon gar zu oft vernommen hatten. Nun ſtand Sauerhäring auf, entwickelte die ganze Wichtigkeit des gegen ihn begangenen Verbrechens, fand darin den Keim zur Demagogie und Empörung, und gab am Schluß dieſer Rede nicht undeutlich zu erkennen, daß er Arwed für den Thäter halte. Als die Verhandlungen ſoweit gediehen waren, begann das eigentliche Inquiriren; die ſchlechteſten Schüler wurden hervorgerufen, weil man von ihnen zuerſt Geſtändniſſe erwarten konnte. Nach einigen Hin- und Herfragen gelang denn auch der Plan; die furchtſamen Zeugen ſagten aus: „ſie hätten bemerkt, daß die verhängnißvolle Schnur, welche des Subrektors Axel geraubt, in der Gegend angezogen worden, wo Arwed geſeſſen; doch ſei ihnen nicht bekannt, ob es gerade der Angeklagte ſelbſt, oder vielleicht ein Nachbar gethan habe.“ — Sogleich rief man den Genannten hervor, redete ihm in's Gewiſſen, und er legte ohne Zittern das Bekenntniß ab, jenes Attentat ſei ſeine Rache für die vom Subrektor erlittene Beſchimpfung geweſen. Nachdem die Ausſage zu Papier gebracht worden, richtete ſich der Prorektor Kupper empor, deſſen Geſtalt durch ihre Länge und Dünne an einen Meilenzeiger erinnerte. Um das Bild noch ähnlicher zu machen, ſtreckte er den rechten Arm in horizontaler Richtung aus, und ſprach lange und eifrig, obgleich ſein Redefluß durch den Damm des Stotterns oftmals gehemmt wurde. Er ſtellte den Staatsprocurator dieſer Aſſiſen vor, und ſuchte Arwed's

That im schwärzesten, gehässigsten Lichte darzustellen. Nach seiner Ueberzeugung gab es kein strafwürdigeres Verbrechen, als eines Mannes Haarwuchs anzutasten, und er belegte diese Behauptung durch viele historische Beispiele aus dem Mittelalter, wo es für die schrecklichste Beleidigung galt, wenn man den Bart eines Menschen nur unsanft antastete. „Haar bleibt aber immer Haar," schloß er die Klageschrift, „mag es im Barte oder auf dem Kop-p-p-fe wachsen! Wir müssen also die st-t-trengste St-t-trafe über den Frevler ausp-p-p-rechen, damit Anderen ein schauderndes E-e-e-rempel statuirt werde, denn wer möchte noch länger des Lehrers schwere Mühen und P-p-p-flichten tragen, wenn nicht einmal der Schmuck seines Hauptes vor den mu-mu-muthwilligen Buben gesichert wäre!" Kuppers treffliche Rede verfehlte nicht, den wärmsten Eindruck auf seine Collegen hervorzubringen, obgleich man wohl annehmen konnte, daß die Furcht sein ciceronisches Talent befeuert habe, denn — glaubte er das auch nicht — so wußte doch Jedermann, daß er seinen gelbblonden Lockenbau allabendlich abzunehmen und eine baumwollene Schlafmütze dafür aufzusetzen pflegte.

Nichts destoweniger waren die Lehrer zu heftigem Zürnen entflammt; sie flüsterten mit einander, und sahen drohend nach Arwed hin, der ruhig stehen blieb, ohne Zittern den finstern Urtheilsspruch erwartend.

Da klopfte hörbar Benno's Herz, der alles angehört hatte, und eine Thräne glomm in seinem blitzenden Auge. Sollte er zugeben, daß man eine grausame Strafe über den Freund ausspreche, während er wußte, daß dieser unter einem strengen Vormunde stand, der daraus gewiß Veran-

laſſung nehmen würde, Arwed fortan noch ſchlimmer als bisher zu behandeln. Sein eigener Vater dagegen war immer ſanft und mild; er brauchte nur die Schulſtrafe zu fürchten, und außerdem hatte er ja den Plan des Rachewerks entworfen — Gründe genug, einen ſchnellen Entſchluß in ihm zur Reife zu bringen. Benno trat plötzlich dicht an die Schranken, und ſprach zu dem erſtaunten Richterkreis: „Meine Herren, hüten Sie ſich, daß ſie die Strafe nicht über einen Unſchuldigen verhängen. Arwed hat keinen Theil an dem, was geſchah, denn ich allein erſann das Ganze und führte es aus. Mich alſo treffe Ihr Zorn; Sie haben die Macht, mich ihn empfinden zu laſſen.“

Die Lehrer waren verſteinert; aufgeſperrten Mundes, wie große Nußknacker, ſaßen ſie da. Und der edelmüthige Streit, der ſich nun zwiſchen beiden Knaben entſpann, und worin jeder der einzig Schuldige ſein wollte, war auch nicht geeignet, ihnen die verlorene Faſſung wiederzugeben. Benno ging endlich als Sieger hervor; ſchluchzend fiel ihm Arwed um den Hals, und trat zurück. Das Behmgericht war total vor den Kopf geſchlagen; es wußte kaum, was es beginnen ſollte, und Benno ſah ſich genöthigt, die Schwarzröcke zu erinnern, daß er auf ſein Urtheil harre. Gegen Arwed konnte unter ſolchen Umſtänden freilich nichts mehr verfügt werden, und Benno hatte Alle, mit Ausnahme der beiden Aktenträger, durch ſein freies, ehrliches Geſtändniß, durch das biedere Betragen gegen den Freund, für ſich eingenommen. Aber ſie fühlten doch wohl, daß ein ſolcher Feuerkopf die verroſteten Geſetze ihrer Schulanſtalt durchbrechen und das ganze, mühſam erhaltene Gebäude umſtürzen könne, deshalb ſteckten die Herren noch einmal ihre

Häupter zuſammen, flüſterten etliche Momente, und dann verkündete der dicke Rektor, aufſtehend, den Urtheilſpruch. Er lautete auf Verweiſung aus der Anſtalt.

Drittes Capitel.

Der Leſer macht die Bekanntſchaft eines Mannes, der nicht weiß, wie er ausſieht.

Benno verließ die Schule, von ſeinen nächſten Freunden geleitet und von der ganzen Claſſe gefolgt. Alle trauerten, daß ſie den liebſten Kameraden verlieren ſollten, während er allein ſich heiter und zufrieden fühlte, denn er hatte wirklich das Attentat nicht ausgeführt, und um ſo weniger durfte er fürchten, des Vaters Zorn zu erregen. Als er das große, düſtre Haus, worin dieſer wohnte, erreicht hatte, trennten ſich die Schüler von ihm, und auf ſein Klingeln öffnete ein ſehr alter Jäger, der noch immer den grünen Rock, Hirſchfänger und Kamaſchen trug, das verſchloſſene Thor. Benno ſchritt die Treppe hinauf, durchmaß den ſchweigenden Corridor, in dem ſeine Tritte wiederhallten, und trat in die Gemächer des Vaters. Die letzteren waren mit Eleganz eingerichtet, allein man ſah, daß die Moden des Tages ohne Einfluß daran vorüber gezogen, und daß die ſchonende Hand einer Hausfrau mangelte. Verbräunt erſchien die Bronze, beſtäubt die Vorhänge, und die Teppiche hatten den größten Theil ihrer Farbenfriſche eingebüßt. Außerdem fiel aber noch etwas den Beſuchern dieſer Zimmer ſtörend auf: es fehlte nämlich jeder, auch der kleinſte Spiegel darin. Spiegel aber

ſind den Gemächern, was das Waſſer der Landſchaft, das Auge dem Antlitze iſt; nur ſie können Durchſichtigkeit und geiſtige Räumlichkeit verleihen. Wo man ſie vermißt, wird man ſich immer beengt und gefangenartig fühlen. — Die Urſache, weshalb Benno's Vater, der Herr van der Hagen, keinen Spiegel in ſeiner Wohnung duldete, iſt ein romanhaft tragiſches Ereigniß, und es darf hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden.

Herr van der Hagen war ein gründlicher Techniker, verſtand ſich vortrefflich auf Chemie und Phyſik, und hatte ein Fabrikgeſchäft angelegt, das ihm ſehr bedeutenden Gewinn abwarf. Er richtete ſich behaglich ein, dachte aber, obgleich faſt vierzig Jahre alt, gar nicht daran, ſich eine Gefährtin für ſein ſorgenloſes Leben zu erwählen. Alle Schlingen, welche die Mütter der mannbaren Töchter ihm legten, alle Angriffe, welche die letzteren ſelbſt auf ſein Herz unternahmen, wollten nicht wirken, und ſo vergaß man ihn endlich; man gewöhnte ſich, ihn als einen unverbeſſerlichen Hageſtolz zu betrachten und zu beſpötteln.

Wirklich mußte man glauben, daß Amor mit dem brennenden Pfeil unthätig an ihm vorübergegangen ſei, bis Mathilde von Tronka ihren fünfzehnten Geburtstag feierte. Ihr Vater, deſſen Bruſt mit Narben und Orden bedeckt geweſen, ruhte lange ſchon im kühlen Erdenſchooß; er hatte die Feldzüge mitgemacht, aber ſeiner Wittwe war nichts als eine kärgliche Penſion geblieben. Nur durch ungemeine Sparſamkeit konnte ſie ſo viel davon erübrigen, um ihrer geliebten Tochter eine treffliche Erziehung geben zu laſſen, und Mathilde war denn auch, körperlich und geiſtig, in unbeſchreiblicher Schöne emporgeblüht.

Am Morgen des Tages also, an welchem sie ihr funfzehntes Wiegenfest beging, trat Herr van der Hagen in's Zimmer der Majorin von Tronka, und warb um Mathilden. Die Mutter war freudig überrascht, daß sich eine so glückliche Zukunft für ihre Tochter eröffnete, und diese gab gern ihre Hand dem wackern stattlichen Manne, der im ganzen Städtchen, seines seltenen Charakters wegen, hoch verehrt wurde. Man schickte Verlobungskarten aus, und bei allen Kaffee's plauderten die Damen stundenlang über die Partie, welche besonders von den Müttern vier bis sechs und zwanzigjähriger Töchter als ganz unpassend bezeichnet wurde. Trotzdem traf van der Hagen alle Anstalten, ein Weibchen in sein Haus einführen zu können, und kaum war ein Jahr verflossen, so trug Mathilde eine Haube auf dem allerliebsten Lockenkopf.

Der Saame des Bösen war jedoch auf fruchtbaren Boden gefallen. Wohl hatte Hagen die Zuflüsterungen gehört: ob er denn wirklich glauben könne, ein vierzigjähriger Mann genüge der sechzehnjährigen Frau, und die letztere werde ihm ihre Treue bewahren? — Solche schändliche Worte hatten sein Selbstvertrauen zerstört, kalte Furcht war ihm in's Herz gezogen, und schon während des Brautstandes bewachte er Mathilden, die sein ganzes Leben, seine ganze Seligkeit war, mit dem Adlerblick der Eifersucht. Das Mädchen, ohne Arg in der jungfräulichen Brust, hatte ihn anfangs nur geehrt, allein jemehr sie ihn kennen lernte, je offener sich seine Geisteskraft, seine Herzensgüte vor ihr entfaltete, desto wärmer wurde ihre Neigung, und sie umschloß ihn bald mit unaussprechlicher Zärtlichkeit. Nach der Hochzeit schien es auch, als ob Hagen's finsteres

Mißtrauen ſich gelegt habe, und die Flitterwochen gingen in ungetrübter Luſt vorüber, jener bengaliſchen Flamme gleich, die auf den Bühnen Alles mit glühendem Roſenſchimmer anhaucht. Aber nicht lange ſtrahlt der bunte Schein, und wenn er verglommen iſt, dann liegt die düſtere Nacht in doppelter Schwärze auf der Umgebung. Eben ſo ereignete es ſich hier, denn bald regte ſich von neuem Hagen's Eiferſucht. Wo Mathilde ging oder ſtand, er bewachte jeden Zug ihrer Mienen, jeden Blick ihres Auges mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Die junge holde Frau, ſtatt ſich beängſtigt zu fühlen, ſah in Allem nur Beweiſe der heißen Liebe ihres Gatten, und als ſie gefunden, daß es ihm wenig Freude mache, ſie auf Spaziergängen und in Geſellſchaften zu wiſſen, lebte ſie faſt wie eine Einſiedlerin.

Nun mußte Hagen eine Geſchäftsreiſe unternehmen, und wie viele Garantien für Mathildens treue Liebe er auch beſaß, ihn durchrieſelte doch ein inneres Grauen, wenn er bedachte, daß er ſie ganz ohne Aufſicht laſſen ſollte. Die Reiſe war indeß wichtig und unaufſchiebbar; er ſuchte deshalb nur, ſie möglichſt zu beſchleunigen, und wirklich gelang es ihm, mehrere Tage vor der feſtgeſetzten Zeit heimkehren zu können. Sein Dämon gab ihm den Gedanken ein, dieſe Gelegenheit zu benutzen, und unerwartet das Treiben Mathildens zu belauſchen. Heimlich ſchlich er durch eine Gartenthür in's Haus, erreichte ſein Zimmer, und wollte ſchon wieder zurückweichen, denn die Thür ſtand offen, die zu den Gemächern der Gattin führte. Da fiel beim Umkehren ſein Blick auf den Trumeau, und in der großen Kryſtalltafel deſſelben ſpiegelte ſich Mathildens Stübchen ab. Hagen

besann sich, ob er auch wache — er fühlte sich an die Stirn, ob er auch nicht wahnsinnig geworden, und wollte es nicht glauben das Entsetzliche, was er sah.

Aber wie rastlos er auf den Spiegel hinstarrte, keine Linie des Schreckbildes entwich daraus. Mathilde hielt mit ihren Armen einen jungen Offizier umfaßt, sie küßten und herzten sich, das blühende Weib blickte ihm zärtlich in's Gesicht, ließ ihr Köpfchen auf seine Schulter sinken, und ruhte einen Augenblick, um dann zu neuen Küssen aufzuwachen. Der Offizier benahm sich nicht kälter als sie, und man konnte der Schäferstunde wohl anmerken, daß die Beiden, die sie feierten, längst bekannt mit einander waren. Hagen's Auge bohrte sich lange und unbeweglich in die Phantasmagorie, doch sein Geist blieb nicht müßig während dieser Zeit, sondern er hatte schon einen Plan ersonnen, einen festen, unerschütterlichen Plan. Mit leisen Schritten ging er nach dem Pulte, nahm ein Päckchen Papiere heraus, und verließ dann Stube und Haus eben so unhörbar, wie er gekommen war. Er reiste weit hinweg und zog in's Gebirge. Dort lebte er abgeschieden, unbekannt, nur von seinem Kummer, seinem unendlichen Herzeleid begleitet. Niemand wußte, wo er geblieben; alle Nachforschungen waren fruchtlos, und es gelang der verzweifelnden Gattin nicht, irgend eine Nachricht über sein unbegreifliches Verschwinden zu erhalten. Aber auch er erfuhr nicht, wie es daheim geworden, er wollte nichts erfahren, und rang nur danach, seinen Gram in tiefe Einsamkeit zu begraben. Da nahm er eines Morgens die Zeitung vor, die ihm aus einem nahen Bergstädtchen regelmäßig gesendet wurde, und las Folgendes:

„Ein Gatte hat sein Haus verlassen, und ist von der „Geschäftsreise, die er unternommen, nicht zurückgekehrt. „In quälender Ungewißheit, in verzweifelnder Angst er„wartet ihn Tag für Tag das unglückliche Weib, das „sein Kind unter dem Herzen trägt. Bleiernen Schrit„tes leuchen die Stunden, die Tage, die Wochen vorü„ber, und kein Lichtstrahl fällt in die entsetzliche Nacht, „die sie umgiebt. O, wenn er noch lebt, der Verschol„lene, so wird er angefleht, zurück zu kommen zu seiner „Mathilde, oder ihr Kunde zu geben, wo er weilt. „Gern will sie Noth und Elend mit ihm dulden, aber „den Gram der Entfernung erträgt sie nicht, und sie „wird gewiß bald sterben, wenn sie den zärtlich geliebten „Gatten nicht wiedersieht."

Im ersten Augenblicke schien Hagen durch diese rührenden Worte erweicht, und es floß hell, wie eine Thräne, von seiner Wange herab. Doch gleich darauf färbte dunkle Röthe sein Angesicht, der alte Grimm kehrte zurück, er zerknitterte krampfig das Zeitungsblatt und warf es in den lodernden Kamin.

Etliche Monate später brachte der Bote wieder die Zeitung, und als Hagen dieselbe durchflog, blieben seine Blicke angewurzelt auf einer Stelle haften. Dort hieß es:

„Geburts- und Todesanzeige.

„Am 8ten d. M. wurde unsere unglückliche Tochter „und Schwester, Mathilde van der Hagen, von einem „gesunden Knaben entbunden, doch zwei Stunden spä„ter schloß der Tod ihr Auge zu. Sie war erst sieb„zehn Jahre alt; unaussprechliche Leiden rissen sie so

„früh in's Grab. Wir bitten um ſtille Theilnahme an
„unſerm Schmerz.

„Camille v. Tronka, geb. v. Feldern.
„Kurt v. Tronka, Marineoffizier in
„engliſchen Dienſten.“

Hagen weinte nicht, aber er machte ſich ſogleich auf den Weg, um heimzukehren. Unbegreiflich blieb es ihm, wie ein Bruder die Anzeige mit unterzeichnen konnte, denn er wußte, daß Mathilde nur Einen Bruder gehabt, und daß dieſer längſt geſtorben war. So erreichte er ſeinen vormaligen Wohnort, umarmte ſein Kind, und kurze Andeutungen der Verwandten genügten, ihm die Richtigkeit ſeines Verdachtes darzuthun, und ihm zu zeigen, daß er Mathildens Mörder ſei. Der Zuſammenhang war folgender: Kurt hatte ſich als Fähndrich eines Subordinations-Vergehens gegen ſeinen Obriſten ſchuldig gemacht, hatte ſich der Strafe durch die Flucht entzogen, und war zu einer entehrenden Militairſtrafe in effigie verurtheilt worden. Sein Vater, ſtreng für Gehorſam und Soldatenehre eingenommen, erklärte allen Gliedern der Familie, er betrachte den Sohn als todt, und befahl, deſſen Namen niemals vor ihm zu nennen. Kurt war indeß auf einem Schiff nach England entkommen, war dort in Dienſte getreten, und bis zum Ober-Lieutenant avancirt. Der Kronprinz des Landes, aus dem Kurt ſtammte, hatte auf ſeinen Reiſen auch Großbritannien beſucht, der Geflohene wurde ihm dort vorgeſtellt und erhielt vollſtändige Verzeihung. Sogleich ſchiffte ſich dieſer nach der Heimath ein, denn er wußte zwar, daß ſein Vater bereits im Grabe ruhe, aber unbezwingliche Sehnſucht drängte ihn, die gute Mutter und die Schweſter, welche

er nur als Kind gekannt, an's Herz zu pressen. Der Offizier, den Hagen in Mathildens Armen gefunden, war also ihr Bruder gewesen, und er hatte den Engel grundlos zu Tode gemartert. Hagen ging auf das Grab seines Weibes, betete zu der Verklärten, und versprach ihr, um sie auszusöhnen, daß er noch leben wolle für ihr Kind. Beruhigter kam er zurück, und verbrachte seine Tage nun so still, so einsam, daß er im ganzen Orte „der Menschenfeind" hieß. Solchen Namen verdiente er aber gewiß nicht, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, Nothleidende zu unterstützen, Gram und Elend zu lindern, wo es ihm irgend möglich war. Sein Charakter zeichnete sich durch Milde und Sanftheit aus, und nur Eins gab es in der Welt, das er ingrimmig haßte, dessen Anblick er nicht ertragen konnte. Es waren die Spiegel, denn Hagen vergaß es nie, daß durch einen solchen sein Glück vernichtet worden, und in seiner Wohnung duldete er durchaus kein Spiegelglas. Zu andern Leuten kam er nicht, und wenn er ja einmal spazieren ging, dann führte ihn sein Weg entweder auf den Friedhof, oder in eine menschenleere Gegend, die von allem Wasser entblößt sein mußte. Selbst die blauen Spiegel der Bäche und Seen waren ihm verhaßt, und Hagen, der schnell gealtert hatte, wußte am Ende nicht mehr, wie er aussah. Ein junger Maler, den er Jahre lang unterstützt, malte ihn, und des Wohlthäters Antlitz lebte in so frischen Farben vor seinem Geist, daß dessen Bildniß sprechend ähnlich wurde. Hochklopfenden Herzens ging der Künstler damit zu Hagen, stellte es vor ihm auf, und fragte ihn, ob er es getroffen fände. Dieser aber wurde ganz unwillig und sagte: „Wie kommen Sie darauf, gerade mich zu fragen?

Kann ich denn wissen, ob das Bildniß eines Menschen ähnlich ist, den ich in meinem Leben nicht gesehen habe? Den Mann hier kenne ich gar nicht!" —

Unterdeß war Benno aufgewachsen, einem jungen Bäumchen gleich, voll Saft und Kraft. Der Vater hielt den Eid, den er auf Mathildens Grabhügel geschworen: er hegte und pflegte ihn mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt. Nie vernahm der Knabe ein barsches Wort aus seinem Munde, er las ihm die Wünsche, unausgesprochen, im Auge, und während er selbst das einfachste, sparsamste Leben führte, dünkte ihn keine Ausgabe zu groß, wenn es galt, ein Lächeln des Wohlgefallens auf Benno's Lippen hervorzurufen. Zwar nicht für Jeden würde eine solche Erziehungsweise von guten Folgen gewesen sein; die Tanne gedeiht nur im rauhen Nordwind hoch und kräftig, während die Magnolia milder Südlüfte bedarf, um sich zu entfalten. So giebt es Kinder, die gerade unter dem warmen Hauch der Zärtlichkeit am schönsten gedeihn, deren Wachsthum durch kalte Strenge gestört wird. Benno gehörte zu diesen; sein Charakter hatte sich frühe schon warm und voll erschlossen. Ohne sonderliches Grübeln, wer nach juristischen Grundsätzen eigentlich im Rechte sei, gesellte er sich immer zur schwächern Partei; Hinterlist, Heuchelei und Feigheit haßte er als widerlichste Sünden; er war der ehrlichste Gegner und der treuste Freund.

Als er heute nach Hause kam, und dem Vater das ganze Ereigniß erzählte, zürnte dieser nicht etwa, sondern belobte den Sohn. — „Es war schon seit einiger Zeit mein Wille," fügte er hinzu, „Dich auf die Schule der Residenz zu bringen. Da es sich nun so macht, ist es am besten,

wenn Du morgen abreiſeſt; ein Bekannter von mir wird Dich ſogleich in einer guten Penſion unterbringen. Du ſcheideſt nun aus dem väterlichen Hauſe, mein Benno!“ ſprach der Alte mit gerührter Stimme, indem er des Knaben Hand ergriff. „Du gehſt hinaus in die Welt, wo nicht das Auge der Liebe über Dich wacht, ſondern Blicke der Bosheit und des Neides. Ermahnungen habe ich Dir nicht zu geben, denn Dein Herz iſt gut. Bleibe wie Du biſt; genieße die kurze Frühlingszeit der Jugend, aber ſtrebe und lerne tüchtig dabei, ſonſt werden Dich alle Freuden, alle Zerſtreuungen unbefriedigt laſſen — anekeln werden ſie Dich zuletzt. Willſt Du mir eine Bitte erfüllen, ſo ſuche recht bald den Stand zu ermitteln, für den Du wahren Beruf in Dir fühlſt, behalte ihn dann als feſtes Lebensziel im Auge, und ſtrebe ſtets, Dich tüchtig und gründlich darauf vorzubereiten. Man iſt nur ein halber Menſch, wenn man auf ſchwankender Woge der Wiſſenſchaft zwiſchen allen Fächern umhertaumelt, und ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben weiß, wonach man ringt und was man iſt. — Sonſt möge Dich Gott behüten!“

Viertes Capitel.

Wie der Conſiſtorialrath Timpe unſerm Benno eine Grabrede hält.

Benno war nun in der Penſion, und führte auch dort ſein ungebundenes Leben fort. Das würdige Ehepaar, bei dem er wohnte, hatte außer ihm noch fünf Penſionaire in den Schooß ſeiner Familie aufgenommen, und wenn dieſelben

nur mit der äußerſt frugalen Koſt ohne Murren vorlieb nahmen, konnten ſie übrigens thun, was ihnen beliebte. Nachſicht um Nachſicht! hieß der Wahlſpruch jener trefflichen Erzieher. „Man muß junge Leute nicht ſo ſehr einſchränken," ſagten ſie, „und es trägt viel zur geſelligen Bildung bei, wenn jene nicht immer zu Hauſe, ſondern auch an Gaſttafeln und öffentlichen Orten ſpeiſen." Jeder Vernünftige muß dieſem Erziehungsgrundſatz beiſtimmen, und es war alſo höchſt lobenswerth, daß es in der Penſion durchaus nicht übel genommen wurde, wenn die Zöglinge zur Eſſenszeit nicht nach Hauſe kamen. Am lebendigſten aber ſtellte die zarte Theilnahme, welche das Ehepaar ihren Pflegebefohlenen widmete, ſich heraus, ſobald Einer der letzteren das leiſeſte Unwohlſein fühlte. Eine ängſtliche Sorgfalt ſah dann das Uebel im vergrößerten Maaßſtab, der Patient mußte ſich ungemein in Acht nehmen, und man verordnete ihm eine Diät, die ſogar Homöopathen für übertrieben erklärt haben würden.

Zu den Lehrern ſtand Benno in einem doppelten Verhältniß. Die Friſchen, Thatkräftigen, denen Lernen und Lehren ein hoher Beruf war, deren Worte aus dem Herzen kamen und zum Herzen gingen, liebte er feurig; für ſie wäre er durch's Feuer gegangen. Dagegen war er ein Plagegeiſt der ausgemergelten Seelen, wie ſie noch an jeder Lehranſtalt zu finden ſind, die ihr Fach nur als Broderwerb treiben, die nicht aus dem Becher des ganzen Wiſſens einen begeiſterten Zug gethan, ſondern eine Anzahl von Gegenſtänden ſich mühſelig eingeprägt haben, und ſich nun ewig in dieſem engen Kreiſe umherdrehen. Solche Eulen fühlen wohl, daß ihre Würde auf ſchwachen Füßen ſteht,

um so mehr rufen sie jede Antastung derselben als Majestätsvergehen aus, und sie sind Schuld, daß heitern, strebsamen Knaben die Schule oft wie ein düstres Gefängniß erscheint. Alle Lehrer der letztern Gattung hatten an Benno einen offnen Feind, er maltraitirte sie, wo er konnte, und doch gelang es ihnen selten, ihm Strafen zu bereiten, denn der Direktor war ihm zugethan, und schützte ihn stets. Wußte Benno nur irgend die Stunden zu umgehn, welche jene aschgrauen Pedanten gaben, so that er es für sein Leben gern, und deshalb kam er, obgleich längst confirmirt, am Dienstag und Freitag, wo mehrere andere Schüler den Religionsunterricht besuchten, ebenfalls nicht in die Classe.

— Benno! rief ihn eines Sonnabends Vormittags der Professor Malebutz an. Warum haben Sie gestern wieder die Stunden versäumt?

— Ich gehe in den Religionsunterricht.

— Sind Sie denn noch nicht eingesegnet?

— O ja, Herr Professor!

— Und doch . . .

— Und doch besuche ich den Prediger, weil ich noch manche Lücken in den moralischen Schubfächern meines Geistes entdecke.

— Ich glaube statt dessen, sagte der Professor nach kurzer Pause, daß Sie sich während dieser Zeit auf Kegelbahnen, in Billardstuben und anderen verwerflichen Orten aufhalten, und muß darauf dringen, daß Sie mir eine Bescheinigung desjenigen Seelenhirten vorlegen, von dem Sie sich unterrichten lassen.

— Schön, Herr Professor! erwiederte Benno, und hatte bereits einen Plan, sich das geforderte Attest zu verschaffen.

Als frömmigſter Mann, unter allen Predigern der Reſidenz, war der Conſiſtorialrath Timpe bekannt. Zwar nannte ihn ein Theil des Publikums einen Myſtiker, einen Pietiſten, oder legte ihm gar noch ſchlimmere Namen bei, doch fand der Hochwürdige auch wieder Leute genug, von denen er wahrhaft verehrt wurde. Und dies waren gerade die gläubigſten Bewohner, die eifrigſten Kirchenbeſucher der Stadt, wodurch alſo jeder Beſſerdenkende überzeugt ſein wird, daß die Gegner Timpe's alle Verunglimpfungen ſeines Charakters aus der Luft gegriffen hatten. Dieſen wackern Hirten erſah Benno, um ſich die Beſcheinigung von ihm ertheilen zu laſſen; er kämmte ſein Haar glatt, zog den ſchwarzen Einſegnungsfrack an, und machte ſich ohne Zögern auf den Weg. Als Benno das ſtattliche Haus betrat, in welchem der Conſiſtorialrath wohnte, empfing ihn unten ein Mittelding zwiſchen Studioſus theologiae und Kinderwärter. Derſelbe bekam nämlich von dem edlen Timpe Koſt und Wohnung, das heißt: man gab ihm die trockenen Reſte des Weißbrods vom vorigen Tage, den Kaffeegrund und die Speiſen, welche die überſatten Kinder auf den Tellern gelaſſen hatten, und erlaubte ihm, in einer finſtern Bodenkammer auf dem Heuſack zu ſchlafen, wofür der junge Mann jedoch, wie recht und billig, verpflichtet war, das kleinſte Kind ſeines Wohlthäters zu warten, ſo daß man wenigſtens eine Magd erſparte. Er ſah ſehr blaß und ſchlotternd aus, trug das lange Haar geſcheitelt, und ſteckte in einem weiten, fadenſcheinigen Leibrock, deſſen ehemalige Färbung hauptſächlich dadurch dargethan wurde, daß er an mehreren Stellen mit ſchwarzen Tuchflicken ausgebeſſert war. Als er den blöden Blick auf

Benno geworfen, und von diesem das Anliegen, Herrn Timpe sprechen zu wollen, vernommen hatte, stotterte er verlegen einige Worte, und führte den Fremden die große Mahagonitreppe empor.

In dem eleganten, mit Oelbildern und Kupferstichen verzierten Vorzimmer mußte Benno warten, weil eben Jemand beim Herrn Consistorialrath war. Die Thür stand halb offen, und unser junger Freund konnte deutlich hören, was dort verhandelt wurde. Die schwache, wehmüthige Stimme einer Frau klagte dem Seelsorger die Noth ihres kranken Mannes, ihrer fünf hungernden Kinder. Er ließ sie ausreden, bedauerte sie, und that dann nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, der durch eine Gabe das Elend der Armen nur für den Augenblick gelindert hätte. Nein, dies schien dem Frommen nicht hinreichend. Mit ewiger Nahrung speiste er ihre Seele, schilderte ihr in reizenden Farben das Himmelreich, wo sie für alle Leiden Vergeltung finden würde, und ermahnte sie, in den Stürmen des Lebens stets nach oben zu schaun. Segnend entließ er sie dann, und das Weib schwankte hinaus, ein zerlumptes Bild des Jammers, während Thränen über ihre eingefallenen, erdfahlen Wangen rollten. Nun trat Benno in das kleine Studirzimmer des würdigen Priesters. Weiche Teppiche bedeckten den Boden; zwei seidene Divans standen an der Wand. Ein etwas altmodisches Schreibepult war offen, und man sah darin verschiedene Geldrollen und lose Münzen liegen. Vorn auf der Klappe zeigte sich das Frühstück des Seelenhirten, aus geräuchertem Fleischwerk, Wein, Früchten und Konfekt bestehend. Oben trug das Pult die gewählteste Handbibliothek, worunter sich besonders ein Werk „zur häuslichen Er-

bauung“ durch seinen schimmernden Einband bemerkbar machte. Vielleicht noch nie hat ein Buch den auf dem Titel ausgesprochenen Zweck so wörtlich erfüllt, als eben dieses, denn der Verfasser hat sich von den bedeutenden Summen, welche ihm die vielen Auflagen einbrachten, wirklich ein stattliches Haus erbaut. Ueber dem Schreibtische hingen zwei Bilder: „Joseph, von Potiphars Frau gelockt,“ und „Susanna im Bade.“ Beide waren überaus wollüstig gemalt, sollten hier aber nur die Symbole der Keuschheit und Gerechtigkeit sein. Zwei holde, wenn auch etwas schmutzige Abkömmlinge des Geistlichen saßen auf dem Fußboden, und machten sich das unschuldige Vergnügen, den Fliegen die Füße und Flügel auszureißen.

Der Consistorialrath Timpe selbst war ein Mann von etwa funfzig Jahren, nicht groß, aber von starkem Knochenbau. Sein struppig braunes Haar sollte gescheitelt nach den Seiten herabfallen, wogegen es sich jedoch hartnäckig sträubte und in einzelnen Wulsten emporstarrte. Das Gesicht des frommen Mannes war kupfrig roth, und seine Lippen lagen aufgeworfen, wie die eines Negers. Um den dicken, braunrothen Hals schlang sich ein feines weißes Tuch, dessen gestickte Zipfel lang auf einen himmelblauen Atlasschlafrock niederhingen. Der letztere umfloß Timpe's Gestalt bis zu den Knöcheln, und unter ihm sahen die nicht kleinen Füße hervor, in blanke Lederschuhe und schwarzwollene Strümpfe gekleidet. Wohlgefällig fielen die grauen Augen des Ehrwürdigen auf Benno's rabendunklen Anzug, auf seinen glatten Scheitel, und er begann, ehe dieser noch eine Entschuldigung stammeln konnte, mit süßer Freundlichkeit und mit einer Stimme, die zwischen dem Ton alter Dorfkirchorgeln und neuer Stiefeln die Mitte hielt:

— Was führt Sie zu mir, mein lieber Jüngling?

— Ich wollte Ew. Hochwürden um die Vergünstigung bitten, sagte Benno demüthig, Ihren herrlichen Religionslehrstunden beiwohnen zu dürfen, wofür ich gern den doppelten Preis zu zahlen bereit bin.

— Schon gut, schon gut, Theuerster! fiel Timpe ein. Sind Sie noch nicht confirmirt?

— Wohl bin ich es! sprach Benno pathetisch. Doch das war mehr ein formeller Akt, als eine wahrhafte Ablegung des Glaubensbekenntnisses. Zu unreif im Geist, lernte ich damals von mehrern hohen Mysterien nur die äußere Schale kennen. Mein Gewissen läßt mir deshalb keine Ruhe, und als ich mich entschlossen hatte, jetzt, wo meine Seele vor brennendem Durste lechzt, noch einmal den Worten der Verkündigung zu lauschen, sagten Alle, die ich befragte: „Nur zu dem Herrn Consistorialrath Timpe gehe hin! Das ist der trefflichste, würdigste, wohlthätigste und gelehrteste Theologe unserer Stadt!"

— O, seltener Jüngling! Kostbarer Juwel im schlechten Steinfelde unserer Zeit! rief der geschmeichelte Seelsorger, Benno in seine Arme schließend. Kommen Sie zu mir, und trinken Sie von der süßen Fluth des Glaubens, welche mein schwacher, sterblicher Mund ausströmt. Allen hoffärtigen und anmaßlichen Jünglingen, die sich reif und überklug dünken in ihrem lästerlichen Sinn, will ich Sie als Musterbild vorstellen. Bleiben Sie ja nicht aus! Jeden Dienstag und Freitag, Nachmittags zwei Uhr, beginnen die Lehren der Seligkeit.

— Wohl! erwiederte Benno. Ich danke Ihnen innig für solche Erlaubniß, allein — —

— Welches Bedenken können Sie noch tragen? fragte der Consistorialrath.

— Einer meiner Lehrer, der Professor Malebutz — begann unser frommer Knabe — ist grausam und hartherzig genug, mir die Theilnahme am Religionsunterricht verbieten zu wollen, wenn ich nicht eine besondere Bescheinigung darüber vorzuzeigen habe.

— Ach, dieser Ruchlose! rief Timpe, die Augen verkehrend und seine starkknochige Hand, vom blauen Schlafrockärmel umwallt, gen Himmel streckend. Im tiefsten Höllenpfuhle möge er dafür büßen, daß er einer jungen Seele, die nach Himmels-Manna begehrt, diese Labung versagen will. — Allein der Wolf soll nicht obsiegen über das Lamm! fuhr er fort, setzte sich an's Pult und schrieb einige Zeilen. Dann reichte er das Blatt dem Manna-Hungrigen und sprach: Hier haben Sie das Attest!

Benno wollte danken, aber der edle Priester unterbrach ihn sogleich: Nicht Sie sind mir, sondern ich bin Ihnen Dank schuldig! Kein Wort mehr, mein theurer junger Freund! Umarmen Sie mich, und nehmen Sie diesen Liebeskuß als Pfand, daß wir uns bald wiedersehen!

Unter tiefen Bücklingen entfernte sich Benno, wischte sich draußen die Feuchtigkeit des Kusses von der Wange, steckte die Bescheinigung ein und strich sein lockiges Haar wieder empor.

Nun hatte er sich zweimal in der Woche von den Salbadereien des Professor Malebutz befreit, und vergnügte sich während dieser Zeit draußen auf Bergen und in Gärten. Zu Timpe zu gehen, fiel ihm aber gar nicht ein, und wie sorglich prüfend derselbe auch die Reihen seiner

Schüler durchmuſterte, jener ſeltene Jüngling war nimmer zu erblicken. Eines Tages, als er wieder vergeblich nach ihm geſpäht, richtete er die Frage an die Verſammelten: ob niemand von ihnen den Benno van der Hagen kenne?

Hierauf erhob ſich Willibald, ein Freund des Genannten, der ihn für ſolchen Fall ſchon inſtruirt hatte, und ſprach: O ja, Herr Conſiſtorialrath, ich kenne ihn.

— Was macht der Treffliche? fragte Timpe weiter. Warum folgt er ſeinem heißen Drange nicht und nimmt Theil an unſerem Kreiſe?

— Ach, er iſt krank, der gute Benno! Sehr krank! entgegnete Willibald.

Wie! rief der Conſiſtorialrath aus. Er leidet, der unvergleichliche Jüngling? Er liegt auf dem Siechbett, und durſtet nach der Friſche des himmliſchen Weinkrugs, und vermag nicht, ſeinen Durſt zu löſchen. Oftmals geſchieht es ſo, daß edle, zarte Pflanzen in ſchwüler, ſündhafter Erdenluft ihre Blätter neigen, aber es wird ein ſüßer Labethau vom Himmel fallen und wird den ſchönen Keim erquicken, gleich der kühlen Fluth, die Moſes einſt aus dürrem Felſen ſchlug, auf daß der Leib nicht verwelke und auch die Seele neuen Balſam erringen könne. Amen!

Wochen vergingen; der Patient ließ ſich nicht ſehen, und Timpe fragte wieder einmal, an Willibald gewendet: Wie geht's dem lieben Benno? Warum entzieht er uns noch immer ſeine angenehme Gegenwart?

Der Angeredete erhob ſich und ſtotterte verlegen: Ew. Hochwürden, Benno iſt . . . er iſt . . .

— Doch nicht todt? fiel ihm der Geiſtliche in's Wort.

— Ja wohl, er iſt todt! ſagte Willibald haſtig, nahm ſein Schnupftuch heraus und hielt es vor die Augen.

Kerzengerade ſtand unſer würdiger Conſiſtorialrath da, fuhr mit dem blauatlaſſenen Schlafrockärmel über ſein Antlitz und faltete die Hände. Man ſah ihm an, er werde eine Grabrede halten. „So iſt er denn hinübergegangen," begann Timpe feierlich, die Stimme noch ſtärker ſchnarren laſſend, „in ſeine eigentliche Heimath, in den Himmel. Kaum trägt die Erde noch einen ſo edlen, reinen und frommen Jüngling, doch er war auch zu gut für dieſe ſündige Welt. Nur als Beiſpiel und Muſter für Andere war er herniedergeſendet, und da er die Botſchaft vollführt hatte, wurde er abgerufen. Nach dem Quell des Lichtes ſehnte er ſich, darum ſteht er jetzt in dem ſchimmernden Bronnen, und ging ein zur Herrlichkeit. Schon lange wünſchten die ſüßen Englein, daß er komme und ſpiele mit ihnen. Ihr Verlangen iſt erfüllt; er weilt mit ihnen auf der grünen Himmelsaue, wo die Blüthen klingen und die Lämmlein ſpringen und die Vöglein ſingen: Hallelujah! Dort ſpielt er lächelnd mit ſeinen Gefährten, zwei leichte Flügel ſind ihm gewachſen — er iſt ſelbſt ein Englein geworden. Er wohnt im Frieden, im Lichte, und auch auf uns Unwürdige ſtrahle das Licht herab. Amen!"

Alle Knaben waren gerührt, beſonders aber konnte Willibald lange das Tuch nicht von den Augen bringen, und ſchluchzte laut dahinter.

Benno aber war weder krank, noch geſtorben; er lebte und freute ſich ſeines Daſeins, vorzüglich am Dienſtag und Freitage. Dann war er befreit aus dem dumpfigen Schulhauſe; er beſuchte dann Kegelbahnen, Billardſtuben „und

andre verwerfliche Orte," wie der Professor Malebutz sehr richtig bemerkt hatte.

Fünftes Capitel.

Akademische Abenteuer.

Benno bestand vortrefflich im Abiturienten-Examen, wurde immatrikulirt, und fing nun mit Fug und Recht ein fröhliches Studentenleben an. Schon lange hatte er sich dies mit poetischem Schimmer vorgemalt, und stolz klopfte sein Herz, als er sich eines Abends nach dem „blauen Hecht" begab, wo seine feierliche Aufnahme in die Landsmannschaft erfolgen sollte. Das große Hinterzimmer, welches ihn empfing, war freilich nicht geeignet, jene wohlgefällige Stimmung zu erhöhn, denn ein wahrer Kraterdampf von Tabackswolken strömte ihm dort entgegen. Donnerähnliches Getöse klang aus dem Dunstschleier hervor, der vom trüben Schein der vier Talglichter nur unsicher durchbrochen wurde. An der Wand lagen mehrere Fässer, und zwei Dienstboten waren fortdauernd im Lauf, den Gästen frischgefüllte Bierkrüge zu bringen, während schon wieder andere Trinker ihre Ungeduld durch klirrendes Aufschlagen der Deckel verkündeten.

Die Gesellschaft saß um einen mächtigen Tisch vom Holz der deutschen Eiche, und Jahn, der früher einmal auf der Kneipe gewesen, hielt damals eine Rede über diesen Tisch, die beinahe zwei Stunden dauerte. Der Wirth stand neben dem Redner, und Jahn fragte ihn am Schluß: „ob er sich wohl je gedacht, daß unter dem Schatten seines jetzigen Tisches einst Hermann und Thusnelda geruht ha-

den könnten?" — Ne! erwiederte der Wirth. Gedacht hab' ich mir's nicht, aber möglich kann's schon sein, denn ich habe den Tisch auf einer Auction gekauft.

Um diesen ehrwürdigen Tisch also, saßen etwa zwanzig bis dreißig Musensöhne, die in ihren Gesichtern so viel Barthaar trugen, als ihnen irgend wachsen wollte. Sie fluchten, johlten und schrieen so laut durch einander, daß es anfangs dem Eingetretenen unmöglich schien, sich irgend bemerkbar zu machen. Da erspähte ihn zufällig der Blick des Seniors; derselbe zog ihn heran, schlug donnernd mit der Faust auf die Tafel, welche einst vielleicht Hermann und Thusnelda überschattet, und nannte den Commilitonen Benno's Namen. Es begannen jetzt die eben so würdevollen als tiefsinnigen Ceremonien eines Fuchs-Commerses. Unser Ankömmling mußte die Oberkleider ablegen, zwei Studenten packten ihn, der Eine beim Kopf, der Andre bei den Beinen, und der Senior gab ihm, nach einer kurzen aber eindringlichen Ansprache, die Taufe, d. h. er goß ihm ein Maaß Bier in's Genick. Hierauf wurde das classische Lied gesungen:

Willkommen, mein Herr Fuchs!
Willkommen, mein Herr Fuchs!
Willkommen, mein Herr lederner Fuchs!
Caca! Lederner Fuchs!
Willkommen, mein Herr Fuchs!

Benno mußte nun trinken und immer wieder trinken. Ein kleiner, stämmiger Kerl, Kohlhase genannt, umarmte den Aufgenommenen in stummer Bierseligkeit, und rief mit heiserer Baßstimme: „Pumphia, du verwerflicher Besen! Spute Dich, damit wir nicht stundenlang vor leeren Krü-

gen sitzen! Und Du, Caliban, bringe eine Frischgestopfte!" — „Jüh!" fügte er noch im langgedehnten Ton hinzu, mit dem man die faulen Pferde antreibt, als der schläfrige Kellnerbursche davon schlich. Bier und Tabak kamen, die Pfeife wurde angezündet. „Setze Dich hier an meine grüne Seite, Fuchs!" sprach Kohlhase zu Benno, doch dieser zögerte, und konnte sich nicht sogleich entschließen, der Aufforderung Folge zu leisten, denn die plumpen Holzstühle waren sehr schmutzig; vergossnes Bier und Tabacksasche überzogen sie gleich einem dunklen Lack. Hinter Benno aber stand ein langer, hagerer Mensch mit bleichen Zügen und schielenden Augen, „der Schnöfer" genannt. Er hatte schon lange höhnisch auf die zierliche Studententracht des neuen Landsmannschafters hingeblickt, und als er jetzt dessen Verlegenheit gewahrte, faßte er ihn unversehens bei den Schultern und drückte ihn nieder auf den klebrigen Stuhl.

Benno's Nachbar nöthigte denselben fortwährend zum Trinken und Rauchen, allein das viele Bier stand ihm bald bis an der Kehle; er hätte für alles Gold keinen Schluck mehr hinunterwürgen können. Auch der schlechte Tabak machte ihm Uebelkeit, und er mußte die Pfeife wegsetzen. Nun prasselte ein wahres Hagelwetter von spöttischen Redensarten auf ihn herab, bis er endlich einen unbewachten Augenblick fand, um sich aus der Kneipe fortstehlen zu können. Hätte es Einer bemerkt, er wäre sicher zurück geholt worden, doch man entdeckte seine Abwesenheit erst, als er bereits im Bette lag. Die wackern Commilitonen sprachen nun unverhohlen ihre Meinung über ihn aus, während sie das edle Spiel des Knöchelns trieben, und der Schnöfer rief laut über den Tisch dem Senior zu:

— Das ist eine saubere Bolle, die wir da zu bekommen haben. Der Mottenkönig kann ja nicht einmal Taback vertragen, und würgt unser gutes Cerevis hinunter, als ob er Talglichter schlucken müßte. Er erzählte eine Geschichte, worin von „Holze" die Rede war, drückte sich aber wie ein Ladenschwengel aus, und sagte „Prügel." Und die Pumphia hat er gar „Kellnerin" angeredet, statt, wie jeder vernünftige Mensch, „Besen" zu sagen. Das ist ein krasser, jämmerlicher Fuchs!

— Ja! Es ist ein krasser, jämmerlicher Fuchs! stimmten Alle ein, und knöchelten weiter.

Unser Benno hatte sich, wie schon gesagt, das akademische Leben im vollsten Farbenschmucke vorgezaubert; er war sehr enttäuscht, und hielt sich nun von den Commerschen und Kneipereien ganz zurück. Da kehrte er einst spät von einem Balle heim, und hörte in der Nebengasse, die er passiren mußte, ein lautes Streiten, bei welchem er deutlich die Stimmen Kohlhase's und des Schnökers unterschied. Schnell eilte er zu den Streitenden hin, und fand vier Nachtwächter eben im Begriff, die Studenten nach der Stadtwache abzuführen. Die letzteren waren nämlich im Rausch, und hatten sich das schuldlose Vergnügen gemacht, die Nachteulen zu ärgern, ihnen die Hüte über's Gesicht zu schlagen u. s. w. bis sie endlich auf eine Uebermacht trafen und von dieser arretirt wurden. Ohne Benno's Dazwischenkunft hätten sie die Nacht unbedingt auf der Pritsche verleben müssen; er machte den Wächtern jedoch Vorstellungen, und da er, als argumentum ad hominem, einige harte Thaler beifügte, so nahmen die somnambülen Themisdiener Raison an und ließen ihre Arrestanten los. Die Befreiten

dachten keineswegs daran, ihm zu danken, sondern taumelten, fluchend und schimpfend, die Straße entlang.

Am andern Morgen erzählte der Schnöker vor der Universität seinen Kumpanen: „Der Benno ist ein unverbesserliches Kameel! Denkt Euch, heute Nacht trifft er mich und den Kohlhase, wie wir eben von vier Uhu's abgefaßt werden. Statt uns nun herauszuholzen, giebt er den nichtsnutzigen Philisterseelen noch Geld. — Nein, der Kerl hat weder Comment noch Courage im Leibe!"

Die Zuhörer stießen ihre Stöcke klirrend auf das Straßenpflaster, und schrieen einstimmig: Der Kerl hat weder Comment noch Courage im Leibe!

Wo man Benno traf, wurde er über die Achsel angeschaut, oder man soppte ihn, und er war das Stichblatt aller schlechten Witze. Zwar hatten sich seine Ansichten über das akademische Leben so sehr geändert, daß es ihm gar kein Opfer kostete, die Orte zu meiden, wo seine rüden Landsmannschafter hinkamen, aber sogar in den Collegien behandelte man ihn so wegwerfend, wie man auf der Universität mit Jedem verfährt, der einmal eine Hänselei geduldig hingenommen hat. Endlich wurde ihm dies Verhältniß zum Ueberdruß, und er sah wohl ein, daß, ebenso leicht, wie es anfangs gewesen wäre, sich in den Geruch eines flotten Burschen zu bringen, ihm dasselbe jetzt schwer fallen würde. Trotzdem mußte ein Versuch gemacht werden, wenn er während seiner Studienzeit nur noch Ein Collegium ungestört anhören, nur Eine Stunde ohne Aerger verleben wollte.

Benno begann, die halben Tage auf dem Fechtboden zu verbringen, er ließ sich den Bart wachsen, und tobte Nachts

durch die Straßen der Stadt. Namentlich wenn Studenten in der Nähe waren, die ihn beobachten konnten, dann verführte er einen solchen Höllenscandal, daß im ganzen Revier niemand daran denken konnte, ein Auge zuzuthun. So geschah es auch einstmals; die Lüfte zitterten von Benno's Nachtgesang, scheu zogen die Nachtwächter-Troglodyten sich in ihre Höhlen, nämlich in leere Schilderhäuser und in offen stehende Thorwege, zurück, aber ein würdiger Bürger, Bürstenmacher von Handwerk, that am Ende mürrisch das Fenster auf, und ermahnte den tobsüchtigen Musensohn, sich ruhig zu verhalten. Benno hatte nun schon soviel vom Comment weg, daß er ganz gut wußte, was auf solch ungebührliche Ermahnung eines Bürgers erfolgen müsse. Er suchte mehrerer losen Feldsteine habhaft zu werden, und fing an, dem unberufenen Docenten sämmtliche Fensterscheiben einzuwerfen. Erst als man von fern die Schaarwache heranziehen hörte, machte Benno sich aus dem Staube, und die Zeugen dieser nächtlichen Heldenthat waren so freigebig mit ihren Lobeserhebungen, daß es schon am andern Morgen vor der Universität hieß: „Wißt Ihr, der Fuchs fängt an, manche Pennal-Manieren abzulegen."

Denselben Tag noch empfing der Bürstenmacher ein Päckchen mit der Stadtpost, das ihm ein artiges Summchen brachte, welches den Mann von einer ihm bevorstehenden Auspfändung befreite. Der Meister riß eilig den dabei befindlichen Brief auf, allein in diesem standen nur die Worte: „Für demolirte Scheiben."

Benno hielt sich jetzt wieder ganz zu den Landsmannschaftern, und sie erwiesen ihm alle Ehre, doch schadete es ihm in den Augen der Commilitonen, daß er bisher noch keine

einzige Paukerei gehabt hatte. Kaum war indeß die Möglichkeit abzusehn, wie es Benno'n gelingen würde, Scandal zu bekommen, denn seit man wußte, daß er reich und freigebig sei, behandelte ihn Jeder mit ungewöhnlicher Rücksicht. Benno nahm sich aber vor, wie es die Andern ebenfalls thaten, nächstens eine Veranlassung zum Duell vom Zaun zu brechen, und die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Er ging einst mit einem Studentenschwarm nach der Thalschenke hinaus, und ihm folgte sein Hund, ein mächtiger Bullenbeißer von musterhafter Häßlichkeit. Benno konnte das schauderhafte Beest nicht ausstehen, hielt es aber, weil auf der ganzen Universität kein größerer Hund zu finden war, und weil das mit zur Renommage gehörte. Dieser Vierfüßler, Pascha genannt, bildete bei den Spaziergängen stets einen Hauptgegenstand des Gesprächs, und auch heute wurde er wieder in allen Theilen abgehandelt. Man fand das zottige, schmutzige und plumpe Thier außerordentlich prachtvoll, nur der Schnöker machte die Bemerkung: „Es wäre ein ausgezeichneter Hund, wenn er keinen so scheußlichen Schwanz hätte." Zwei andere Studenten stimmten ihm bei.

Benno legte seine Stirn in Falten, und sprach mit dem gröbsten Tone, den er auftreiben konnte: „Jede Beleidigung meines Hundes werde ich zu rügen wissen, als wäre sie mir selber angethan worden. Pascha hat die schönste Fahne von der Welt, und ich verlange, daß Ihr die ausgesprochene Schmähung augenblicklich zurücknehmt." Die Beleidiger weigerten sich dessen, und Benno forderte sie also alle Drei, jeden auf zwölf Gänge mit krummen Säbeln.

Am nächsten Morgen gingen die Paukereien vor sich, und Benno, der sich schon früh durch Gewandtheit ausge-

zeichnet und nun auch die gehörige Uebung im Schlagen erlangt hatte, brachte seinen Gegnern tüchtige Schmisse bei, während er selbst mit einem leichten Fleischhieb im Arme davon kam. Die Zeugen lobten seine treffliche Haltung auf der Mensur, und als das dritte Duell vorüber war, küßten ihn die drei Beleidiger zärtlich, und erklärten offen: sie hätten nur auf den Pascha gestichelt, um Benno zu reizen, denn in Wahrheit könne es unmöglich einen vollendet schönern Hund geben, als den seinigen. Unser Freund war hierdurch ganz befriedigt, umarmte versöhnt die Blessirten, und auf allen Kneipen, in allen Bierkellern hieß es jetzt: „der Benno hat sich höllisch herausgebissen!" welches einer der bedeutendsten Lobsprüche ist.

Als nun aber der Belobte noch eine große Sauferei zum Besten gab, wozu die ganze Landsmannschaft geladen war; als er dort, trotz aller Abneigung, anhaltend Taback rauchte, und mit Gewalt vierzehn Flaschen bairischen Biers hinunterwürgte, da betrachteten ihn die Commilitonen mit ungeheuchelter Ehrfurcht. Sein düstres, mißvergnügtes Ansehen galt als ein Zeichen von kühnem Muth, und halblaut sprach Jeder seinem Nachbar in's Ohr: der Benno ist ein ungeheuer flotter Bursch! — Man sandte ihm sogar eine Deputation, und ließ ihm feierlich das erledigte Seniorat antragen, doch stets wohnt Bescheidenheit bei dem wahren Verdienst — Benno lehnte in einer trefflichen Anrede diese Würde ab, indem er mit unvergleichlicher Dialektik bewies: daß auf ein solches Ehrenamt die älteren Studenten gegründetere Rechte hätten.

Sechstes Capitel.

Brief an Arwed.

Wie uneigennützig aber Benno auch den ihm dargebrachten Lorbeer verschmähte, so waren ihm dennoch bedeutende Vortheile aus seinem Sieg erwachsen. Er hatte sich die ausgedehnteste Freiheit errungen, und durfte sich wieder kleiden und rasiren, essen und trinken wie ein anderer Mensch, durfte fleißig sein, in die Collegien gehen, und treiben was er wollte. Benno studirte mit dem vollen Eifer einer jugendlichen Seele, die im Wissensdurste glüht, allein er fand wenig Tropfen, seinen lechzenden Gaumen zu kühlen. Die Lehrer aller Fakultäten hörte er, und zwanglos wollte er sich von der Woge der Gelehrsamkeit herüber und hinüber strudeln lassen, bis ihn dieselbe endlich an eine fremde, niegesehene Küste tragen würde. Ueppiger, riesenhoher Pflanzenwuchs mußte dort die Gestade schmücken; wie Menschenhände waren dessen Blätter geformt, wie rothe plauderlustige Lippen sahen die Blüthen daraus hervor, und auf den Zweigen saß das bunte Geschlecht der Aras', Cacadu's und Lori's. Da dachte dann Benno, mit muthiger Hand sich den Weg in's Innere des Wundereilandes zu bahnen, auf daß sein durstiges Verlangen dort gestillt werde.

Aber wie anders war das alles in der Wirklichkeit; wie wich es von diesen zauberbunten Traumbildern ab. Die Wellen der Collegien gluckten so eintönig an dem Jüngling vorbei, daß ihn ein wahres Seekrankheitsgefühl anwandelte, und trieben sie ihn einem Ufer zu, so war es dürrer, saft- und kraftloser Sand, oder stagnirender Sumpfboden. Keine Spur von Frische, Farben und lebendiger

Bewegung, alles grau und todt. Die Professoren, jene Männer, die ihm, bevor er sie kannte, als moderne Halbgötter, als Heroen des Wissens erschienen, wie verändert waren auch sie. Ueberjährige Almanache mit verblichnem rosa Einband, mit allbekannten Geschichten und karrikirten Bildern — man begreift gar nicht, wie diese Bücher ehemals Beifall haben und mit theurem Gelde bezahlt werden konnten. Unsern Benno gähnte ihre auswendige Weisheit, die schon hundertmal wiedergekäute Phraseologie ihres Vortrags mit gläsernen Augen und hohlen Wangen an; es wurde ihm unheimlich, beklommen. Von einer Fakultät flüchtete er sich zur andern, allein überall trieb ihn die schaurige Abgestorbenheit, die gespenstige Oede der Katheder-helden wieder zurück.

Benno hatte dabei jede Behaglichkeit verloren; haltlos fühlte er sich inmitten der Sandwehe, die der akademische Samum sinneabstumpfend über ihn ausschüttete. Um den Zustand seines Innern klarer darzustellen, möge hier die Stelle eines Briefes stehn, den er seinem Jugendfreunde Arwed schrieb:

„Ja, Freund, ich bin nun ein Mitglied jener Republik mitten in monarchischen Staaten, jenes poetischen Thales in dürrer Haide der Prosa, jenes Stückes blühender Jugend, das im Herzen unseres alternden Deutschlands flammt — d. h. ich bin Student.

Die Knabenphantasie hat uns die Glückseligkeit, diesem Stande anzugehören, oft mit ihren brennendsten Wachsfarben ausgemalt, aber es ist doch viel anders in der Wirklichkeit. Die eigenthümliche, bunt und goldene Studentenromantik ist abgefallen, und es sind nur herbe

Spätlinge, die an den Zweigen des morſchen Baumes ſchweben. Früher mag das ganze Leben und Treiben, mit all ſeinen Rüdheiten, luſtig, vielleicht gar anmuthig geweſen ſein, weil es abſichtslos und natürlich war. Jetzt zwingt man ſich wüſt zu ſein; jetzt ſchraubt man ſich gewaltſam auf eine Schwindelhöhe des Humors, während man doch lieber unten im Bierkeller bliebe. Der frühere Student war ein flotter Burſch mit Leib und Seele; er renommirte gar nicht, ſondern er hatte wirklich den innern Drang, ſeinen gährenden Jugendmuth, ſeine geiſtige Heldenkraft ungezügelt austoben zu laſſen — der jetzige iſt ein ordentlicher, fürſorgender Menſch, der ſchon an das Amt und an die Frau denkt, der um's Himmelswillen nicht mit einem zerriſſenen Stiefel über die Straße ginge, und der eben nur zuweilen renommirt, um ein Renommiſt genannt zu werden."

„Nun, mit dieſem Treiben habe ich abgerechnet; es beläſtigt mich wenigſtens nicht mehr, und das iſt ſchon ein großer Gewinn."

„Iſt das Gemälde von den Studirenden nicht beſonders ausgefallen, ſo würde das von den Profeſſoren noch dunkler und ſtaubiger werden, wenn ich mich überhaupt entſchließen könnte, Dir eine Schilderung derſelben zu geben. Du gehſt ja nun ſelbſt, lieber Arwed, nächſtens zur Univerſität, und da Du immer das Studium der Kryptogamen mit großer Vorliebe betrieben haſt, ſo wirſt Du ohne Zweifel auch bald über die Profeſſoren in's Reine kommen. Willſt Du aber ein vorläufiges Bild von ihnen, dann denke nur an die Comptoir-Kalender, die ohne die geringſte Abänderung bis in alle

Ewigkeit ausreichen, indem sie jedes Jahr dieselben monotonen Buchstaben und Zahlen von ihrer Rolle abwickeln."

„Unsere Professoren sind wie Zeiger an der Uhr, und kämen in Verzweiflung, wenn sie einmal dreizehn zeigen sollten. — Nur wenige kräftige, feuergeistige Männer habe ich auf dem Katheder gefunden, und alle diese letzteren waren noch sehr jung, hatten noch keine feste Anstellung. Wenn nur erst der Titel eines „Professor Ordinarius" sie schmückt, dann werden auch sie im stumpfen Trott die hergebrachten Bahnen wandeln, ohne rechts oder links in die freie, blaue Welt hinauszuschaun."

„Wie schwer mir die Wahl sein würde, wenn die Umstände mich zwängen, ein Fakultätsstudium als festen Stab für's Leben zu ergreifen, kann ich Dir gar nicht sagen. Die Philologie hat auf den Universitäten jene verknöcherten Mumien selbst als Warnungstafeln hingestellt, und mit geisterhaftem Finger ihr: Mene, mene tekel upharsin! daraufgeschrieben. — Fast noch mehr aber schreckt mich die Theologie zurück. Es muß schauerlich sein, entweder in hochtönenden Worten Dinge zu verkünden, die man selbst nicht glaubt, oder Gottes lichter Sonne abzuschwören für immer, und sich der tiefen düstern Nacht, höchstens dem ungewissen, flimmernden Mondschein zuzuwenden.

„Was körperlich tödtet, das tödtet auch geistig, und ich überlebte es gewiß nicht, mit meinem glühenden Herzen in das asketische Schneefeld der Gottesgelehrsamkeit hineinzuspringen."

München

„Da möchte ich noch lieber Jurist werden, obgleich ich hierzu ebenfalls nicht den geringsten Trieb verspüre. Es hat etwas Gespenstig-Automatisches, seiner eigenen Meinung, seiner besten Ueberzeugung sich zu entschlagen, und ein Sclav des Buchstabens zu werden, der kalt und vernichtend Den verurtheilt, welcher mir vielleicht aus der Seele gesprochen und gehandelt hat. Ich kann sie nicht anziehn, die classisch-romantische Zwangsjacke des römischen Rechts, die athemberaubend unsere Brust zusammenpreßt, während die Aermel so lang sind, daß uns unmöglich wird, die Hände frei zu bewegen. Das ganze lustige Gebäude der Gesetze kommt mir wie ein Spinnennetz vor, in dem sich nur die kleinen, schwachen Mücken und Fliegen verfangen, während plumpe Hornissen, scharfstechende Bienen, oder dergleichen größeres Ungeziefer, es leicht zerreißt, und ungehindert hindurchfliegt."

„Am meisten sagt mir noch die Arzneikunst zu, denn sie braucht doch nicht den ganzen Menschen auszudörren und aufzutrocknen. Sie bleibt fortwährend mit der Natur in Berührung, und ein solcher Verkehr erhält immer jung, immer frisch. Aber es würde mich sehr niederdrücken, fühlte ich mein ganzes Lebenlang die Schwäche des Menschen, der seinen Bruder in Schmerzen hinschmachten sieht, ohne ihm helfen zu können, — schaute mich täglich der Tod mit gläsernem Auge und bleifarbigem Antlitz an. Auch die Anatomie widersteht mir, und ich kann mich nicht entschließen, den Leib des Menschen, den ich gewohnt bin wie eine schöne Blume zu betrachten, mit kaltem Messer zu zerschneiden."

„Die vier Fakultäten gewinnen sich also keinen Jünger an mir. Ich bin ein Mann der Thatkraft, des lebendigen Wirkens, ja allenfalls des Zerstörens — nur des Stagnirens nicht. Dank sei es meiner völligen Unabhängigkeit, daß ich der innern Neigung frei die Zügel lassen darf, und so bin ich denn beinahe entschlossen, Soldat zu werden. In diesem Stande liegt das größte Interesse, hier ist die blühende Romantik, bestimmtes Sollen und muthiges Wollen. Blitzende Waffen schmücken den Krieger, und er übt sich in ihrer Führung, bis er ganz und gar Eins mit ihnen wird, bis er ohne sie nicht mehr leben kann. Das Volk achtet und schätzt ihn, jedem Mädchen ist der kühne, schimmernde Kriegsmann lieber, als der stille, einfarbige Civilist. Nun entsteht ein Krieg. Die Schaaren der Feinde nahen; das Vaterland ist bedroht. Alle zittern, bangen, sorgen — nur des Soldaten Wange glüht in erhöhter Freudigkeit. Warm küßt er zum Abschied des Liebchens rothen Mund, fröhlich nimmt er die gute Büchse auf die Schulter, füllt die Feldflasche, und zieht hinaus über Berg und Thal. Wohin er kommt, ist er ein gerngesehener Gast, überall gebietet er, und mit Lust erfüllt man seine Befehle. Endlich kommt es zur ersehnten Schlacht. Kanonendonner, Pulverdampf und Feldgeschrei umwallen ihn, blutrothe Feuerblumen mit bleiernen Kugelfrüchten sausen heran, aber ohne Zucken, ohne Wanken steht der Kämpfer. Der Feind wird geschlagen, und Abends trocknen holde Mädchen den Tapfern die Schweißperlen vom Angesicht. Im Sturmschritte fliegen wir nun auf die feindliche Hauptstadt

los; ihre Thore krachen, und jubelnd ziehen wir ein mit klingendem Spiel."

„Ja, ja! lieber Arwed, ich werde Soldat! Es scheint mir, im Meere unserer grauen Alltäglichkeit, noch die einzige Insel der Poesie, auf welche man sich retten kann. Lebe wohl, und schreibe mir bald ein Bläuchen!"

Siebentes Capitel.

Benno will ein Kriegsheld werden und thut die ersten Schritte dazu.

Nachdem Benno drei Jahre auf der Universität gewesen, und zum Doctor der Medicin promovirt worden war, schrieb er seinem Vater: „die Brotstudien behagten ihm nicht, und er wolle Soldat werden." Der alte Herr, liebevoll und nachsichtig gegen die Launen des Sohns, sagte „ja!" und Benno trat in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Er hatte geglaubt, wenn er — ein junger, kampflustiger Bruder Studio — vor den Obristen hintreten und sich melden würde, könne dieser gar nichts Eiligers zu thun haben, als ihn zum Offizier zu ernennen. Der podagristische Commandeur aber ließ ihn fast zwei Stunden im Vorzimmer warten, empfing ihn dann mißlaunig, und ließ ihn vor allen Dingen unter das Maaß stellen, obgleich Jeder auf den ersten Blick sehen konnte, Benno sei wenigstens einen halben Kopf größer als die meisten andern Soldaten. Hierauf wurde der Freiwillige von einem Militairarzt untersucht, mußte den Fahneneid leisten, und stand endlich,

nach all diesen Umständen und Beschwerlichkeiten, als Rekrut einer Jägercompagnie da.

Er bekam für den Anfang eine grüne Jacke und eine Mütze von gleicher Farbe, mit bunten Streifen besetzt, und mußte sich, es mochte regnen, schneien oder hageln, jeden Tag zwei Stunden im Freien von einem grämlichen Unteroffizier exerciren lassen. — Exerciren! Niemand kann dies Wort in seiner ganzen Schwere verstehn, wer nicht selbst exercirt worden ist. Ganz unmögliche Anmuthungen werden an den Neuling gemacht, und unser junger Held wollte jedesmal verzweifeln, wenn sein Lehrmeister mit schnarrender Stimme rief: „„Sobald ich sage: „„Augen rrechts!““ müssen die Augen mit einem hörbaren Rrruck rrechts gehen.“

Benno's kriegerische Phantasien hatten hierdurch schon einen gewaltigen Stoß bekommen, denn der Unterricht bezog sich keineswegs darauf, wie man den Feind angreifen, wie man sich in den Kugelregen stürzen, wie man das Vaterland erretten solle, sondern blieb noch immer bei der Einleitung stehn, die sich hauptsächlich um folgende Punkte drehte:

Erstens: Vom Balanciren.

Zweitens: Vom Marschiren.

Drittens: Vom Präsentiren.

Viertens: Von der Subordination.

Fünftens: Vom Putzen des Lederzeugs.

Sechstens: Von den Honneurs, die den Ober- und Unteroffizieren gemacht werden müssen.

Solche Anordnungen waren freilich nicht geeignet, Benno's Waffenlust, die er hauptsächlich aus dem Homer, aus dem Xenophon und Shakespeare geschöpft hatte, zu

befeuern, allein standhaft überwand er die unangenehmen Vorstudien, und glaubte dem hohen Ziele schon bedeutend näher gerückt zu sein, als er nach sechs Wochen zum wirklichen gemeinen Soldaten ernannt wurde. — Die ärgerlichen Erlebnisse nahmen nun aber beinahe mehr zu, als ab. Benno, der es in seiner kriegerischen Unbefangenheit verschmäht hatte, den Feldwebel, hergebrachter Weise, wöchentlich mit einigen Flaschen Wein zu regaliren, wurde gescholten und getadelt, wo es irgend möglich war. Und beim Militair fehlt es niemals an Veranlassungen hierzu, wenn man sie sucht. Bald saß das Collet schlottrig, bald stand der oberste Haken desselben offen, bald war die Büchse nicht blank genug, bald benahm er sich ungeschickt beim Präsentiren. Unser Heldenjüngling hätte aus der Haut fahren mögen.

Der würdige Feldwebel, nicht zufrieden mit diesen kleinen Malicen, wußte ihn aber auch im Größeren zu chikaniren. Eines Tages gab er an Benno den Befehl, sein blondes Bärtchen, welches ihm recht gut zum jugendlichen Antlitz stand, fortan schwarz zu färben. Der Blondin hielt es für einen Eingriff in die Menschenrechte, daß man ihn gewaltsam brünett machen wollte, und weigerte sich, der Ordre Folge zu leisten. Da erzürnte sich der Bevollmächtigte des Mars; er sprach von „Subordinationsvergehen, Standrecht halten, Festungsstrafe" u. s. w. In die Hauptwache wäre Benno jedenfalls gekommen, wenn ihm der Capitain nicht diesmal noch, aus ganz besonderer Gnade, den Arrest erlassen hätte. Allein der Schnurrbart mußte nun rabenschwarz gewichst werden, und dies hatte die Folge, daß weder Bekannte noch Unbekannte an Benno

vorübergehen konnten, ohne die Mienen zum Lächeln zu verziehn.

Jetzt kam dem Jüngling schon zuweilen der Gedanke: ein Soldat im Frieden sei doch eigentlich mehr Gegenstand des Schmucks und Spiels, als des Ernstes. Er erinnerte sich an die Ateliers der Bildhauer, wo der Thon so lange gedrückt und geknetet wird, bis er sich in die verlangten Formen und Normen schmiegt; aber die Figuren, welche hieraus entstehen, sind noch keineswegs eherne oder marmorne Götter- und Heroengestalten, sondern blos die Modelle dazu. — Diese Reflexionen zogen namentlich einst um Mitternacht durch Benno's thatenkühne Seele. Er hatte heute zum ersten Male Schildwachendienst zu thun, und stand „im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee," draußen am Wall, wo der Wind schneidend wehte, zwei Stunden vor einem alten Pulvermagazin. Eisige Kälte durchschauerte ihn, die Finger erstarrten ihm an der Büchse, und der dünne Tuchmantel, das lecke Schilderhaus konnten ihm auch keinen Schutz verleihn. So befand Benno sich in einer ganz fatalen Lage, welche durch das Bewußtsein keineswegs versüßt wurde: daß er ein leeres Magazin bewachen müsse, in dem schon seit Jahren kein Pulver mehr gelegen habe. Der tapfere Beschützer kam indeß noch glücklich genug davon, denn nur Zehen und Ohren erfroren ihm in jener Nacht.

Mit dem Frühjahr begannen die größeren Exercitien, und unser Benno hoffte, nun die Poesie des Soldatenlebens kennen zu lernen. Die Büchse auf der Schulter, Berg und Thal zu durchziehn, im niedrigen Gebüsch, oder im dichten Forste zu liegen, überhaupt ein freies Kriegerleben zu improvisiren, das malte ihm seine Phantasie gar lockend

vor. Aber schon wieder konnte diese Schnelläuferin von der trägen Wirklichkeit nicht eingeholt werden, und die letztere blieb matt und keuchend hinter ihr zurück. Von kühnen Schlachtplänen, Angriffen, Kriegslisten und dergleichen war entweder gar keine Idee, oder die Herrn Offiziere behielten das alles als ein Geheimniß für sich. Unbewußt, maschinenmäßig mußten die Soldaten Märsche, Schwenkungen, Quarré's und Rückzüge ausführen, kein „warum?" wurde ihnen offenbart, und Niemand durfte es wagen, nach den Ursachen zu forschen. So fiel denn auch das sehr langweilig aus, und Benno gewann sich, bei dem anhaltenden Regen, höchstens Erkältungen und Schnupfenfieber.

Eines Tages manöverirte das Corps der Schützen wieder so auf eigene Hand. Der Feind war eine Chimära, eine unsichtbare Geistergestalt; man wußte kaum, ob er vorn oder hinten stand, ob man eben avancirte oder floh. Der Plan des Manövers blieb den Untergeordneten verborgen, und die geisterhaften Fäden dieser Phantasmagorie konnte selbst ein Sonntagskind, wenn es nicht Offizier war, nimmer entdecken. Benno, seit einiger Zeit zum Flügelmann erhoben, schritt lustig daher; der Morgenwind wehte frisch und kräftigend über die Wiesen, Lerchen sangen in der Luft, und unserm jungen Helden erwachte die ganze stürmische Wandersehnsucht in der Brust. Aber ein unangenehmes Ereigniß sollte ihn nur zu bald aufwecken aus den glücklichen Träumen.

Die Compagnie, bei welcher er stand, befehligte der Hauptmann von Springbock, eine lange Pavianssfigur, mit übermäßig langen, herabschlotternden Armen. Sein

Gesicht war gelblich, und hatte einen eigenthümlichen Anstrich, etwa wie gegerbtes Leder. Dazu hing ihm schwarzes Haar um die Schläfen, seine Augen schielten, und unterhielten ein Kreuzfeuer nach der Nasenspitze hin, denn dort durchschnitten sich ihre Blicke. Besagte Nasenspitze aber hatte eine ziegelrothe Färbung, welche, wenn der Eigenthümer fror, erst in's Purpurne und dann in's Violette überging; Herr von Springbock fror aber fast immer. Sein nicht allzukleiner Mund stand, in Folge von Engbrüstigkeit, fortwährend offen, und ein Schnurrbart über demselben fehlte ganz. Der Hauptmann hatte sich indeß gewöhnt, zwei Warzen, die sich über seinen Lippen befanden, und die mit etlichen Haaren bewachsen waren, dafür gelten zu lassen, und er strich sie stets, so oft er in Eifer oder Zorn gerieth, mit martialischem Ansehn. Während Benno also, nach dem muntern Schall der Jägerhörner, im Takte daherschritt, wendete sich Springbock um, und sah ihn durchdringend an mit seinen zweideutigen Augen. Jener bemerkte es nicht, und der Hauptmann rief ihm zu:

— In's Teufelsnamen, Herr! Sie gehen ja gerade durch's Wasser!

Benno glaubte wirklich, er marschire im Wasser, und hob die Füße mechanisch in die Höhe, um sich nicht gar zu naß zu machen.

— Herr, können Sie nicht hören! So bleiben Sie doch auf der Brücke! begann der Hauptmann von neuem.

Immer höhere Schritte machte Benno, doch als er sich umsah, bemerkte er nirgends, weder Wasser noch Brücke, sondern die ganze Compagnie marschirte ruhig auf einer breiten Fahrstraße.

— Herr Hauptmann, wo iſt denn Waſſer? fragte er den Befehlshaber.

— Himmeltauſendſchwerebrett! Sage ich Ihnen nicht, daß Sie drin ſtecken, und daß Sie auf der Brücke bleiben ſollen? erwiederte der Angeredete ingrimmig.

— Nun, ich kann keine Brücke entdecken! murmelte der Flügelmann, und Springbock ſchrie voll Wuth:

— Was! Man raiſonnirt noch gegen! J, ſo muß doch gleich ein Kartätſchenhagel dreinſchlagen! — Feldwebel, notiren Sie ihn zum Arreſt!

Und zwei Stunden ſpäter ſaß Benno in einem ſchwarzen, ſchmutzigen Loche, in das der blaue Himmel nur ſpärlich durch ein hohes, mit Eiſenſtäben vergittertes Fenſter hereinblinzeln konnte. Der Arreſtant hatte die ſchönſte Muße, über die Nothwendigkeit militairiſcher Subordination zu philoſophiren, und wenn er auch ein ſchuldloſes Opfer derſelben geworden, ſo geſtand er ſich dennoch, in höchſter Unparteilichkeit, daß ſie der Grundpfeiler aller Waffenmacht ſei, und daß ſie alſo um jeden Preis aufrecht erhalten werden müſſe. Unter ſolchen Erwägungen ſchlich, langſamer als ein Faulthier, der Abend heran, und Benno legte ſich auf die harte Pritſche, um zu ſchlafen. Kaum aber ſchloß er das Auge, ſo jagten Träume ihn wieder empor. Bald war er mitten im Waſſer, und ſchritt, ohne es zu merken, immer tiefer und tiefer hinein, bis endlich die Wellen über ſeinem Haupt zuſammen ſchlugen; bald ging er auf einer myſtiſchen, unſichtbaren Brücke, er fühlte keine Bohlen unter ſeinem Fuß, und ſchwebte fortdauernd in Gefahr hinunterzuſtürzen. —

Solche Phantasien drückten mit Bleigewichten seine Brust zusammen, und er war froh, daß ihn jedesmal die schnarrende Stimme des Hauptmanns von Springbock durch ein lautes „Himmeltausendschwerebrett!“ aufschreckte.

So kam der Morgen und schickte seine blassen Strahlen durch das Gefängnißgitter. Benno wurde entlassen, und erfuhr nun auch den Grund, weshalb er bestraft worden. Die grasreichen Wiesen, durch welche das Manöver sich hinzog, waren in dem Plan, den der Hauptmann entworfen, als Wasser betrachtet, dem hindurchführenden Fahrweg aber hatte jener große Stratege den Namen einer Brücke verliehen, und Benno hatte, weil das Glied der Soldaten breiter als die Brücke, d. h. die Straße, gewesen war, nothgedrungen in's Wasser, d. h. auf's Gras treten müssen.

Als unser leidenschaftlicher Kriegsbeflissener das hörte, zuckte er zwar bedenklich mit den Achseln, allein er sagte kein Sterbenswort.

Achtes Capitel.

Das Garnisonsleben und seine Abwechslungen.

Im Offizierseramen bestand Benno glänzend; er trug nun die Epaulettes, und dachte: jetzt soll das frische, fröhliche Heldenleben endlich angehn. Aber es wollte sich noch nicht so recht voll strahlender Kühnheit, voll anmuthiger Heiterkeit entfalten. Morgens blieb es dem jungen Miltiades überlassen, welchen von seinen Kameraden er zum Muster nehmen wollte. Der Eine lag im Fenster und rauchte Taback, der Andere lief von Conditorei zu Conditorei, der Dritte schlummerte bis gegen eilf

Uhr, und so fort. Dann ging es zur Wachtparade, die glücklicherweise ein Stündchen Zeit wegnahm, nach derselben schlenderte man etwas vor's Thor und erwartete die Mittagsglocke. Nach dem Essen wurde ein Schläfchen gemacht, oder Karten gespielt, denn das Exerciren der Soldaten blieb den Unteroffizieren überlassen, und sah man auch einmal, der Form wegen, eine Zeitlang zu, so war das noch langweiliger, als alles Uebrige. Abends wußte man nichts Besseres anzufangen, als in's Theater zu gehn, ob man das beschränkte Repertoir auch auswendig wußte, und jedes seiner Stücke sich bereits matt und müde gesehen hatte.

Der Dienst brachte durchaus keine Abwechselung in dies grausarbige Alltagsleben; zwar zog jeder Lieutenant alle vierzehn Tage einmal auf die Wache, allein er saß auch hier müßig in der Wachtstube, und mußte vierundzwanzig ganze Stunden bei Taback und Leihbibliotheksromanen hinvegetiren. — Benno war bald abgespannt durch das öde Treiben; die blühenden Hoffnungen auf Thätigkeit, Umschwung und Bewegung, welche den Jüngling, in seiner innern Unklarheit, zum Soldatenstande getrieben hatten, verblichen immer mehr, bis sie ihm endlich ganz entschwanden. Schon hatte die Blausäure des Müßiggangs so abstumpfend auf seinen Geist gewirkt, daß er an den Wissenschaften kaum noch Gefallen fand; alles gähnte ihn hohl und abgestorben an; nur ein wüstes, unsicheres Verlangen nach Veränderung und Zerstreuung peitschte ihn ruhelos umher.

So schloß er sich zuletzt dem Lieutenant von **Kunkel**, dem größten Libertin des Bataillons, an, und Benno stand auf dem Punkte, ein wildes Leben zu beginnen, wenn ihn nicht sonderbare Ereignisse demselben entzogen hätten. Eines

Morgens trat jener edle Kamerad, welchem, trotz seiner Jugend, die Ausschweifung ihre Schriftzüge schon tief in's Antlitz geätzt hatte, in Benno's Zimmer, und sprach, den Czako auf das Sopha werfend:

— Es giebt einen kostbaren Witz, Benno!

— So? begann dieser. Nun, dann schieße los, und laß mich nicht lange schmachten.

— Du kennst doch den Kaufmann Kehlchen am Salzmarkt? fragte Kunkel, und als Benno verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er fort: Der Kerl ist eine gemeine Seele, von der schlechtesten Herkunft. Anfangs handelte er mit Schnellfeuerzeugen und Spazierstöcken, dann legte er eine Pfandleihe an, gründete eine Runkelrübenzuckerfabrik, übernahm Lieferungen nach Amerika, und wurde ein steinreicher Mann. Der alte Filz soll eine halbe Million zusammengeschlagen haben! Bisher bekam Niemand ein Glas Wein bei ihm, doch er hat jetzt eine heirathsfähige Tochter, und, speculativ wie er ist, will er anfangen, brillante Gesellschaften zu geben, weil er wohl weiß, man verliebt sich nicht leichter in eine Tochter, als beim Champagner ihres Vaters. — Er fürchtet, daß ihm sonst das Mädchen als zehrendes Grundstück über dem Hals bleiben möchte...

— Du hältst Dich lange bei der Vorrede auf! rief Benno gähnend, indem er sich eine frische Havannah anzündete.

— Höre nur aus! erwiederte Kunkel. Am nächsten Montag ist Ball bei Kehlchen, aber man weiß nicht, wen man einladen soll, denn exquisite Leute müssen es durchaus sein, und dem jammervollen Krämer fehlt natürlich alle Bekanntschaft mit solchen.

— Woher haſt Du nur ſo ſpecielle Nachrichten? unterbrach unſer Held den Erzähler.

— Milieu, mein Friſeur, hat ſie mir im Vertrauen mitgetheilt, ſagte dieſer, und ſprach weiter: Es wäre ein pyramidaliſcher Witz, wenn wir — zu einer Zeit, wo wir beſtimmt wiſſen, daß die Bagage nicht zu Hauſe iſt — Viſitenkarten abgäben, und uns zu dem Schwamm einladen ließen. — Was meinſt Du dazu?

— Ich weiß nicht! . . Es widerſteht mir doch! wendete Benno ein.

— Ach was! Die Idee iſt großgeiſtig und muß ausgeführt werden. Es kommen famoſe Mädchen hin, und wir müſſen dabei ſein. Vergeben wollen wir uns nichts! Wir eſſen, tanzen und trinken ſehr, und behandeln den alten Klippkrämer unter dem Muff. Ich habe mir ſchon einige malitiöſe Redensarten ausgedacht, die ich ihm inſinuiren will, dann wird der Jocus vollſtändig.

Der Lieutenant von Kunkel ſchwatzte noch lange fort, und er wußte das Ganze in einem ſo heitern Lichte darzuſtellen, daß ſein Kamerad endlich verſprach, er werde „die Suite“ mitmachen.

Der frühe Decemberabend war ſchon hereingebrochen; draußen jagte der Wind dichte Schneeflocken durch die Straßen, und unſere beiden Freunde ſaßen mit zwei andern Waffenbrüdern gemüthlich am Whiſttiſche, neben welchem eine große Punſchbowle ihren aromatiſchen Dampf ausſtrömte. Da hörte man plötzlich Schritte im Hausflur, vernahm das Heulen eines geſchlagenen Hundes und den Ausruf: „Rackertöle, willſt du wohl nach Hauſe!“ — Hierauf öffnete ſich die Thür, der Huſarenlieutenant von Schna-

beltritz trat ein, ſchüttelte den Schnee von ſeinem Mantel, trappte ſich die Füße ab, und wurde vom lauten Gejauchze der Anweſenden begrüßt. Dieſe, ſämmtlich Schlafröcke tragend, ſtanden auf, ſchüttelten dem Kameraden die Hände, gaben ihm einen Stuhl und ein volles Glas Punſch, und erkundigten ſich: was das Wetter mache? — Der neue Gaſt fing ſogleich an zu ſchwadroniren, wahrſcheinlich, um zu zeigen, daß er Cavaleriſt ſei. Dazwiſchen ſchimpfte, fluchte und betheuerte er in Einem fort, z. B.

„Die Fuchsſtute, die ſich der Amtsrath Magog gekauft hat, iſt für den Schinder zu ſchlecht! Eine Roſinante mit Haſenhacken, die franzöſiſch geht wie ein Tanzmeiſter, und gewiß noch einmal mondblind wird. Ich habe es ihm auch geſagt, aber er ſchüttelte lächelnd den Kopf dazu. Der Kerl iſt ein coloſſaliſches Rindvieh, auf Ehre! — Denkt Euch, wie es mir geſtern im Theater ging. Die kleine Ludmilla kokettirte ein Bischen ſtark mit mir, und feuerte mir mit ihren pechſchwarzen Augen ſo auf den Pelz, daß mir ordentlich heiß wurde. Nach dem Theater aber höre ich beim Traiteur, der Aſſeſſor Schweg habe ſich unterſtanden, im Corridor zu ſagen: „Das Kokettiren der Ludmilla ſei widerlich.“ Ei, dem Kerl muß ja ein Kreuzmillionenmohrenelement auf den Kopf fahren, auf Ehre! Nimmt ſich der Aktenmenſch noch einmal ſo etwas heraus, ſo mach' ich — Gott ſtraf mir! — Fricaſſee aus ihm . . . Apropos! der kleine Backfiſch vom Salzmarkt wird eine bildhübſche Kröte, auf Ehre!

— Wen meinſt Du? unterbrach hier Einer von den Spielern den lungenſtarken Lieutenant.

— Die Tochter des reichen Kehlchen! ſagte der Letztere.

Ich fand ſie eben mit ihren Alten bei meiner Tante. Die Leute ſtreben danach, ſich zu emancipiren, und es iſt leicht möglich, daß ſie, wenn das Mädchen irgend einen altadeligen Sproſſen heirathet, von der guten Geſellſchaft geduldet werden.

— Sind Kehlchen's noch bei Ihrer Tante? fragte Kunkel ſehr begierig.

— Oh, die ſind um Mitternacht noch nicht weg . . . auf Ehre! entgegnete Schnabeltritz, und wollte fortfahren in ſeinen Acclamationen, aber Kunkel hatte ſchon eine Kriegsliſt ausgeſonnen, um den ſchwatzhaften Huſaren aus dem Wege zu ſchaffen.

— Haben Sie — begann er, zu dieſem gewendet — denn heute noch keinen Beſuch beim Direktor der Kunſtreitergeſellſchaft abgeſtattet?

— Nein! . . . Wieſo?

— Er ſoll einen prachtvollen arabiſchen Roſenſchimmel gekauft und eine entzückende Italienerin engagirt haben.

— Was! rief Schnabeltritz, elektriſirt aufſpringend. Und das ſagen Sie mir jetzt erſt, nachdem ich bereits eine halbe Stunde hier ſitze?

— Mein Gott! fiel Kunkel ein. Ich wußte ja nicht, daß Ihnen die Nachricht ſo ſehr intereſſant ſein würde, und außerdem kann ich ſie auch nicht verbürgen; ich habe ſie aus dritter Hand.

— An ſolchen Gerüchten iſt immer etwas — auf Ehre! ſchrie der Huſar, nahm Mantel und Mütze, und flog, mit einem leichthingeworfenen „guten Abend!“ zur Thüre hinaus. Während er die Stufen der dunklen Treppe hinunterſtolperte, brummte er ärgerlich vor ſich hin: „Ein neues

Pferd und ein neues Mädchen! . . Beide famos! . . Sie ein Roſenſchimmel und Er eine Italienerin! . . . Und das ſagt er mir jetzt erſt! . . . Man ſieht doch gleich was Infanterie iſt!"

Kaum aber hatte der Polterer die Hausthür hinter ſich zugeworfen, als Kunkel den beiden Kameraden den Plan mittheilte, den er für ſich und Benno entworfen. Sie nahmen ihn mit ſchallendem Gelächter auf, und erklärten: ein ſolcher Witz ſei noch nicht dagewesen. — Der Geſchmeichelte fuhr fort: Jetzt iſt der Moment, das Vorpoſtengefecht mit Nachdruck zu beginnen. Nimm Dir Mantel, Federhut und Viſitenkarte, Benno, damit wir uns ſchnell auf den Weg machen können.

— Ja, wir befinden uns aber gegenwärtig in Schlafröcken. Anziehen müſſen wir uns doch erſt! meinte Benno.

— Wir denken gar nicht daran! rief der Andre. Viel Mühe darf uns der Herr Runkelrübenzuckerfabrikant nicht machen, ſonſt iſt es Eſſig mit ihm. Außerdem könnte die edle Sippſchaft auch nach Hauſe kommen, während wir uns lange putzen, und der Spaß iſt zehnmal ſo groß, wenn wir die Antrittsviſite in Schlafröcken machen.

Die Kameraden ſtimmten bei, Benno mußte nachgeben, und die zwei Abenteurer, in Federhüten und Mänteln, verließen das Haus, vom unausköſchlichen Lachen ihrer Commilitonen begleitet.

Im großen Hausflur beim Kaufmann Kehlchen herrſchte eine wahrhaft ägyptiſche Finſterniß, denn ſolche Parvenü's beobachten, wenn ſie auch Soiréen und Bälle geben, doch im gewöhnlichen Leben eine ängſtliche Sparſamkeit. Unſere Lieutenants ſtießen ſich an umherſtehenden Kiſten und Fäſ-

sern, fanden endlich die Treppe, und schlurften vorsichtig hinauf. Nachdem sie oben an der Klingel gezogen, kam eine alte Köchin mit trübebrennender Oellampe herbei, und complimentirte die Herren mit den Federhüten sogleich, voll geschwätziger Höflichkeit, in ein Zimmer. Die Fremden fragten sie, ob die Herrschaft zu Hause sei.

— Ich glaube nicht! erwiederte die Köchin. — Was steht zu Ihrem Befehl?

— Wir wollten unsere Aufwartung machen, sagte Kunkel, und reichte die Visitenkarten aus dem Mantel hervor.

— Verzeihen Sie gefälligst einen Augenblick, sprach die Küchengrazie, nahm die Karten und verließ das Zimmer.

Tiefe Finsterniß umgab unsere Siegreichritter nun, und sie lachten mit einander über den gelungenen Streich. Da gingen plötzlich zur Seite zwei Flügelthüren auf, Lichtglanz fiel herein, und unsere Freunde standen versteinert, geblendet, erstarrt. Voran kam ein ungewaschener Hausknecht, der in der Eile durch einen langen Tressenrock zum Lakaien gestempelt war, und trug zwei silberne Girandoles. Ihm folgte Herr Kehlchen selbst, und die Frau Gemahlin, nebst der ältesten Tochter, schlossen sich ihm an.

Sein Sie mir willkommen, meine Herren! Es freut mich sehr, die Ehre zu haben! Wollen Sie nicht Platz nehmen? — — Entschuldigen Sie nur, daß die dumme Carline Sie im Finstern gelassen hat! — So redete der Wirth, mit merkantilischer Gewandtheit, seine Gäste an, und fuhr dann fort: Nun ist es mir lieb, daß wir den Bitten der Baronin von Knuck widerstanden, bei der wir eben zum Besuch waren, und die uns durchaus zum Souper bei sich behalten wollte. — Es ist eine einzige Frau, die Baronin! fügte er

noch mit jener familiären Freundlichkeit hinzu, welche Leute von seiner Stellung so gern annehmen, um zu zeigen, daß sie mit Vornehmern auf einem vertrauten Fuße stehn.

Kunkel und Benno bejah'ten schweigend, und wußten gar nicht, was sie vor Verlegenheit anfangen sollten.

— Erlauben Sie, daß ich Sie vorstellen darf, begann Kehlchen wieder. Meine Frau! Meine Tochter Hertha! — Herr Lieutenant van der Hagen! Herr Lieutenant von... von ... Hier mußte der Wirth, so bekannt er auch that, doch erst die Karte nach einmal lesen, weil er den Namen vergessen hatte, und ergänzte dann: von Kunkel!

Vielfache Verbeugungen erfolgten auf beiden Seiten, namentlich konnte Madame Kehlchen — die eine sehr beleibte Dame war, und sich mit bunten Bändern, goldenen Ketten, Ringen und einer großen Blumenhaube geschmückt hatte — im Knixen gar kein Ende finden.

Abermals drohte eine Pause einzutreten, doch der unermüdliche Runkelrübenzuckerfabrikant knüpfte von neuem den Faden des Gespräches an, indem er sagte: Meine Herren, Sie sind ja noch in Ihren Mänteln! — Friedrich, stehst Du denn immer wie eine Bildsäule da? So thue doch, was sich für einen Kammerdiener ziemt.

Da stürzte der betreßte Hausknecht mit wahrer Vehemenz auf die beiden Offiziere, und wollte ihnen die Mäntel abreißen. Diese umhüllten sich zwar wie schüchterne Nonnen, allein der Diener ließ sich so leicht nicht abschrecken. Er drang nur heftiger auf die Fremden ein, und sie mußten vor ihm einen Rückzug, bis gegen die Fenster, ergreifen. Der Wirth glaubte, das sei Blödigkeit von den Gästen, und hielt es nun für seine Pflicht, selbst Hand

anzulegen. Es gab ein wahres Ringen, eine Art von Gladiatorenspiel; die fettige Stimme der Frau vom Hause fiel laut nöthigend ein. Schon zeigte sich unter Benno's Mantel ein Zipfel des mit bunten Blumenpalmen übersäeten Warschauers, schon kam bei Kunkel ein roth und grün quartirter Aermel hervor — die Beiden waren in der höchsten Verlegenheit, denn immer näher rückte der Augenblick, wo es den vereinten Bemühungen des Wirths und seines Dieners gelingen mußte, ihnen die Mäntel vollständig abzuschwätzen. Aber ein unerwartetes Ereigniß befreite sie von ihrer Angst.

Bei dem fortdauernden Hin- und Herzerren, bei den Verbeugungen und gegenseitigen Höflichkeitsfloskeln, hatte der Kriegsschauplatz sich unvermerkt bis dicht an eine elegante Servante, die hinter ihren Spiegelscheiben sehr kostbare Nippes barg, hingespielt. Kehlchen und sein Alliirter machten just einen neuen Angriff auf die Lieutenants — als ein heller Klang erscholl, dem lautes Klirren und Klappern folgte — als man sah, daß eine Scheibe des Schrankes eingestoßen, daß hinter derselben alles zertrümmert war. Im Schlachtgetümmel konnte unmöglich ergründet werden, wer eigentlich das Unglück angerichtet hatte, allein Jeder entschuldigte sich, und die hierauf eintretende Pause benutzte Fräulein Hertha zu der Bemerkung: Wenn die Herren durchaus in den Mänteln bleiben wollten, so möchte sie der Vater doch gewähren lassen.

Die Tochter schien, was Bildung und gesellige Form betraf, die höchste Instanz im Hause, und ihre Worte stellten Ruhe und Frieden unverzüglich her. Der Wirth trocknete sich den Schweiß von der Stirn; die athemlosen Gäste

wickelten sich wieder dicht in ihre Togen ein, Alle nahmen Platz, und Friedrich erhielt Befehl, das Gemach zu räumen. Es begann jetzt eine lebhafte Unterhaltung, deren Kosten aber Herr und Madame Kehlchen fast ganz allein trugen, denn kaum hatte er aufgehört von seinen hohen Bekanntschaften und von seinem Einfluß bei den Ministern zu erzählen, als sie im ungehemmten Strome von den Moden, vom Theater und Concert zu schwatzen anfing. Endlich kam die ersehnte Zeit, wo die Besucher sich empfehlen konnten, und sie wurden, wie sehr sie dagegen auch protestirten, durch den Wirth noch die ganze Treppe hinunterbegleitet.

— Charmante Leute! sagte er, als er zu Frau und Tochter zurückkehrte.

— Recht charmante Leute! erwiederte die Gattin. Und wie angenehm sie sich gleich zu unterhalten wußten! setzte sie hinzu. — Zwar hatten Benno und Kunkel kaum zehn Worte geredet, aber viele Leute finden das Gespräch am interessantesten, wobei man sie ganz ungestört erzählen läßt.

— Der Adel sucht unser Haus jetzt ungemein! begann der Runkelrübenzuckerfabrikant, während er wohlgefällig mit den vier Petschaften seiner schwergoldenen Uhrkette spielte. Wir gehören, so zu sagen, zum ersten Cirkel.

Charmante Leute! wiederholte Madam Kehlchen abermals, denn sie schwelgte noch immer in der Erinnerung, daß zwei Offiziere sie unaufgefordert besucht hatten, und dachte schon an die triumphirende Miene, mit der sie es ihren Bekannten verkünden wollte. — Charmante Leute, nur ein wenig blöde scheinen sie zu sein!

Verdammte Blödigkeit! murrte der Hausherr, indem er ſich nach der zertrümmerten Servante umſah. — Koſtet mich wenigſtens zehn Thaler!

Weißt Du, Albert — begann die Dame, indem ſie ſich ſtöhnend vom Sopha erhob und die Hand auf ihres Gatten Schulter legte — weißt Du: ich denke, wir laden die beiden Jünglinge auf Montag zum Balle ein. Das wird ſie aufmuntern und für die Zukunft dreiſter machen. Es war immer mein Grundſatz, jungen Leuten von Stande unſer Haus nicht zu verſchließen. Und dann . . . fünf Lieutenants haben wir ſchon . . . kommen dieſe beiden nun auch noch dazu, ſo kriegt die Commerzienräthin Schnipelski den blaſſen Tod vor Aerger.

Wie Du willſt, meine Liebe! entgegnete der zärtliche Albert, und am andern Morgen brachte Friedrich die Einladungsbillets an Benno und Kunkel.

Neuntes Capitel.

Die nächſten Folgen des Beſuchs im Schlafrocke.

Der Montag kam, vierzehn Fenſter in Kehlchens Hauſe ſtrahlten hell, und unabläſſig rollten Equipagen vor. Die Geſellſchaft zeigte ſich aus ſehr heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Da waren erſt die Collegen und Geſchäftsfreunde des Wirths nebſt ihren Familien, denn dieſe mußten heute ſchon vollſtändig gebeten werden, ſonſt kam die Maſſe nicht heraus, und es fehlte, ohne ſie, auch das Publikum, welches Kehlchens vornehmen Umgang beneiden und ſich darüber ärgern konnte. Hieran ſchloſſen

ſich die Beamten mit Frauen, Söhnen und Töchtern, denen ihr Gehalt beſſer erlaubt, Gaſtmäler zu beſuchen, als ſelbſt dergleichen zu geben. Die Krone des Ganzen endlich bildete ein Cirkel von vier bis fünf adligen Familien, wahrſcheinlich ſolche, die von Kehlchen eine Gefälligkeit erhalten hatten, oder, was noch wahrſcheinlicher, die Gefälligkeit erſt erwarteten. Sie hatten ſich dicht zuſammengedrängt, s. v. wie die Schafe beim Gewitter, flüſterten unter ſich, und nur zuweilen wisperte leiſes Lachen aus dem Kreiſe hervor.

Die Tänzer beſtanden größtentheils aus Handlungscommis' und aus Referendarien. Außerdem waren, wie wir bereits wiſſen, ſieben Lieutenants geladen, von denen aber heute noch zwei abſagen ließen. Ohne Zweifel hatte ſich denſelben die Ausſicht auf eine ebenbürtige Soirée eröffnet, und ſie brauchten ſich alſo für ein gutes Souper nicht erſt mit der Populace zu meliren.

Benno, von ſeinem Leitſtern Kunkel geführt, war zur rechten Zeit erſchienen; ſie tummelten ſich im Saal umher, und jeder ſuchte ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Als die Polonaiſe mit Cimbeln und Pauken vom Orcheſter herabdröhnte, traten ſie in die Reihen, und hörten nicht eher zu tanzen auf, als bis die große Pauſe des Soupirens eintrat. Kunkel hatte mit altadligen und adelig alten Damen mediſirt, hatte den jungen Kaufmannstöchtern plumpe Schmeicheleien zugeflüſtert und ihnen die Hände gedrückt, hatte in Glace und Gelée eine wahre Niederlage angerichtet, hatte einen Contretanz commandirt, hatte den Wirth wegwerfend behandelt und ihm „malitiöſe Redensarten inſinuirt," wie er ſich's vorgenommen. Er kam

jetzt zu Benno, und sagte diesem in's Ohr, daß er sich „gottvoll" amüsire.

Auch Benno fühlte keine Langeweile, nur war es etwas anderes, was ihm die Zeit auf leichten Colibrischwingen hinwegtrug. Hertha, die Tochter des Kaufmanns Kehlchen, sah wirklich reizend aus. Sie stand in dem glücklichen Alter zwischen siebzehn und achtzehn Jahren, das der Mädchenschönheit so zuträglich ist, wie Lampenlicht dem Theaterputz. Ihr Teint war vom reinsten Lilienweiß, und heute hatte die Aufregung des Tanzes die sonst etwas blassen Rosen auf ihren Wangen dunkler angehaucht; im blonden Haare trug sie ein Bouquet von Cyanen und Goldähren, und das weiße Atlaskleid, welches ihre jugendlich vollen Formen straff umspannte, dann aber im reichen Faltenwurfe niederfloß, war mit demselben Schmuck besetzt. — Benno hatte noch nie geliebt, allein er trug eine heiße Sehnsucht, ein wahres Bedürfniß nach Liebe im Herzen. Was er bisher begonnen, was er ergriffen hatte, wollte ihn nicht erfüllen; leer und schaal kam ihm alles vor. Da glaubte er seit einiger Zeit, diese Hohlheit der Seele ergründet zu haben: Liebe war es, was ihm fehlte. Er besaß weder eine Mutter, noch Geschwister, an denen er mit rechter Innigkeit hängen konnte; sein Vater war ein edler, trefflicher Mann, Benno ehrte und liebte ihn, schwärmte sogar zuweilen für den vom Unglück Niedergedrückten, aber die ungestüm lodernde Gluth seines Innern bedurfte eines andern Gegenstandes, um ihn flammend umschlingen zu können.

Hat solche Stimmung sich einmal im Herzen eines jungen Mannes entfaltet, dann gleicht es der Pulver-

tonne, welche jeder hineinfallende Liebesfunke zur Explosion bringt. Nun denke man sich eine reizende Sylphengestalt mit verlangenden Augen, wie Hertha, und rings umher die Eindrücke glänzenden Wohlbehagens und anmuthiger Freiheit — die Mine mußte entzündet werden. Denn nichts ist in heutiger Zeit der Schönheit zuträglicher, um Herzen zu erobern, als jener Schimmer von gediegenem Luxus; er macht selbst auf den eingewurzelten Romantiker sein Recht geltend. Längst hat sich das Rein-Idyllische aus unserm Leben geflüchtet; Intelligenz und Comfort haben es verjagt. Benno kannte gewiß die niedern Regungen des Geizes und der Habsucht nicht, dennoch würde Hertha keinen so tiefen Eindruck auf ihn geübt haben, wenn ihr Vater ein armer Schuhmacher gewesen wäre, wenn er sie in der trüben Werkstube statt im leuchtenden Ballsaal, im einfachen Cattunkleid statt in der atlassenen Robe gefunden hätte.

Der Jüngling konnte sein Auge nicht fortwenden von dem süßen Mädchenbild; das Blut klopfte ihm höher in den Pulsen, wenn er der Holden nahe stand, und als das Trompetensignal zur Tafel rief, eilte er, ihr seinen Arm zu bieten. Nun saß er neben ihr an dem von Silber und Krystall strotzenden Tische, er berührte ihr Gewand, und ihm wurde unaussprechlich wohl zu Muth. Noch nie hatte er sich so befriedigt, so abgeschlossen ruhig gefühlt, als heute, aber zu sagen wußte er ihr nichts, denn er fürchtete, das in Worte zu kleiden, was ihm auf der Zunge schwebte.

Voll Verlegenheit begann er endlich, um doch etwas zu sprechen:

— Hertha, die milde, sanfte Göttin, die fruchtspendende

Erde, hat ſich in ihre ſchönſten Attribute gekleidet. Aehren und Kornblumen ſchmücken ſie, wie es ſich ziemt, denn ſie iſt nicht zufrieden, ihre Kinder, die Menſchen, zu ernähren, auch entzücken will ſie dieſelben durch Pracht und Fülle ihrer Gaben.

— Soll ich mir das Compliment aneignen, erwiederte Hertha, das eigentlich meiner Namensſchweſter in Scandinavien gehört, ſo bedanke ich mich ſchön dafür. Ob ich mich aber freuen darf, mit ihr verglichen zu werden, weiß ich nicht, denn ſie war eine finſtre, unheimliche Dämonin, die Gefallen daran fand, wenn ihr zu Ehren Menſchenblut an den Altären floß.

— Das iſt nur eine Allegorie! verbeſſerte Benno, halb ſcherzhaft, halb gefühlvoll. Auch Ihnen würde Jeder ſein Herzblut froh zum Opfer bringen.

— Eine heitere Allegorie! fuhr das Mädchen fort. Und ſind jene Geſchichten gleichfalls nur allegoriſch, die in Rügens grauen, ſchauerlichen Wäldern ſpielen? Iſt es allegoriſch, daß die Sclaven den Wagen Hertha's in die Fluthen des heiligen Sees zogen, der dort zwiſchen undurchdringlichen Eichen ruhte, und daß die Wogen dann über jene Unglücklichen zuſammenſchlugen, welche Niemand mehr erblickte?

— Nein, das iſt Wahrheit! ſagte Benno begeiſtert. Die Diener hatten das höchſte Glück genoſſen, ſie hatten die Himmliſche ſchauen dürfen in ihrer ganzen Pracht und Hoheit, und ein ſolches Glück iſt mit dem Tode nicht zu hoch erkauft. — O, ich hätte an ihrer Stelle ſein mögen! fügte der Entzückte leiſe hinzu, daß es nur Hertha hören konnte, und preßte ſtürmiſch ihre Hand unter der Tafel.

Die Jungfrau erröthete, aber sie sah nicht böse aus, und ließ die Hand noch einen Moment in der Hand des Jünglings ruhen, bevor sie ihm dieselbe entzog. Das Gespräch, von den Nachbarn angeregt, wurde nun allgemein; Benno schwebte im Himmel, und jedesmal, wenn er aus dem Lilienkelche hellperlenden Champagner trank, lispelte er Hertha's Gesundheit dabei. Nach der Tafel tanzte man einen Cotillon, und das Mädchen zeigte deutlich, daß seine Worte sie nicht beleidigt hatten, denn sie brachte ihm in der Blumentour einen schönen Strauß und wählte ihn zum Tanz.

Fast graute der Morgen, als die Gäste, tief in Mäntel gehüllt, auseinanderflogen. Benno hatte beim Abschiede Hertha's Hand geküßt, er warf sich nun, in glücklicher Schlummerlosigkeit, auf sein Bett, glaubte die Geliebte fortwährend zu erblicken, und nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen.

Am andern Tage, so früh es irgend passend war, ging er zu Kehlchens, um nachzufragen, wie ihnen der Ball bekommen sei, oder eigentlich, um die Geliebte wiederzusehen. Aber hier kam er etwas ungelegen; man war nicht vorbereitet, und Madam ließ bereits alle Zimmer wieder fegen, waschen und putzen, wobei ihr die Tochter hülfreich zur Seite stand. Herr Kehlchen selbst war im Comptoir beschäftigt, er mußte erst gerufen werden, und man empfing Benno in einem Gemach, das alle Merkmale der Ballnacht an sich trug. Unordentlich standen Möbel und Leuchter mit herabgebrannten Lichtern umher, während die Tisch- und Fußteppiche hinausgenommen waren, um sie auszuklopfen. Aber Benno sah davon nichts, sondern

hatte nur Augen und Sinn für Hertha, die ihm heute, im einfachen aber zierlichen Hausgewand, nicht weniger anmuthig erſchien, als geſtern im Ballcoſtüm.

Er ſagte dem Wirth und der Wirthin die coloſſalſten Schmeicheleien, er konnte gar nicht aufhören, für das Vergnügen zu danken, das ſie ihm bereitet hatten. Dieſe, mit den ſonderbaren Gewohnheiten der feinen Welt noch nicht gehörig vertraut, waren anfangs bedeutend erſtaunt über den unzeitigen Beſuch, denn Herr Kehlchen wollte heute ruhig ſeine Geſchäfte beſorgen, deſſen Gattin aber, als ſparſame Hausfrau, unter eigner Aufſicht, die Spuren des Balles verwiſchen laſſen. Das reichgeſpendete Lob ihrer Arrangements machte jedoch beide wieder muntrer, man unterhielt ſich lebhaft, und Benno wurde beim Abſchied gebeten, ihr Haus als das ſeinige zu betrachten, was der Jüngling mit ſo feurigen Dankſagungen annahm, als ob er ſonſt nirgendwo ein Obdach hatte.

Als er fort war, verließ auch Hertha das Gemach, und das Ehepaar blieb allein. Madam Kehlchen ſaß auf dem Sopha, und ſuchte mit dem Schnupftuch einen Wachsfleck aus dem davorſtehenden Mahagonitiſchchen zu vertilgen, während ihr Gemahl knarrenden Schrittes auf und niederging. Plötzlich ſtand er ſtill, ſah ſeine Ehehälfte an, und ſagte: Ich glaube gar, der Lieutenant hat Abſichten auf unſere Hertha.

— Es ſcheint mir auch beinahe ſo, entgegnete die Dame, indem ſie ungeſtört zu reiben fortfuhr.

— Nun, das wäre mir gerade recht! rief der Runkelrübenzuckerfabrikant. Auf den Bällen ſind dieſe Herren gut — —

— Ach ja! unterbrach ihn die Reiberin, emporblickend und selig lächelnd. Ein Ball ohne Offiziere iſt wie eine Haube ohne Blumen . . . leer und kahl!

— Aber ehe ich meine Tochter einem ſolchen Herrn von Habenichts gebe, der es nur auf die Goldſtücke ſeines Schwiegervaters abgeſehen hat, lieber ſoll ſie mein unterſter Commis zur Frau bekommen.

— Freilich, lieber Mann! Freilich iſt ein armer Lieutenant keine Partie für unſer Hertchen. Allein ſo ohne Weiteres wollen wir die Sache auch nicht abbrechen, denn es wäre doch möglich, der Hagen könnte ein reicher Lieutenant ſein.

— Möglich wohl, aber nicht wahrſcheinlich!

— Nun gut, ſo erkundige Dich genau nach den Verhältniſſen ſeines Vaters, und bis die Antwort kommt, halten wir ihn hin, und ſuchen ihn durch Hoffnungen, die ihm in der Ferne gezeigt werden, zu ködern. Kommt der Brief, und er iſt der Sohn ſo eines invaliden Rittmeiſters, der von den paar Groſchen Penſion lebt, oder eines armen Schluckers von Landedelmann, deſſen Korn ſchon immer aufgegeſſen iſt, ehe es noch blüht, dann will ich ihm den Weg aus unſerm Hauſe zeigen, daß ihm das Wiederkommen vergehen ſoll. Hat er aber ein Majoratchen für einige Hunderttauſende zu erwarten, dann kriegt er das Mädchen, und die Commerzienräthin Schnipelski überlebt es gewiß nicht, wenn Hertha eine adlige Dame wird und man ſie öffentlich „meine allergnädigſte Frau!“ anredet. — Nur vorſichtig muß man ſein!

Dieſer Rath der „wackern, verſtändigen Hausfrau“ wurde ohne Einwendungen befolgt, und noch denſelben

Tag schrieb Kehlchen, an Pünktlichkeit gewöhnt, einem Geschäftsfreunde in jener Stadt, wo Benno's Vater lebte, und ersuchte ihn um zuverlässige Auskunft über die Vermögens-Umstände des letzteren. Der muthmaßliche Freiwerber war unterdeß mehrere Male im Hause, und man behandelte ihn weder kalt noch warm, so daß er weder angefeuert, noch abgeschreckt wurde.

Eines Tages empfing der Runkelrübenzuckerfabrikant das ersehnte Schreiben, und sein Correspondent theilte ihm mit: „Herr van der Hagen müsse, wie man allgemein sich überzeugt halte, ein Millionär sein, denn er habe nicht blos seine höchst einträglichen Fabriken eingehen lassen und sich zur Ruhe gesetzt, sondern in solchem Umfange, wie er, Wohlthaten üben, könne auch nur ein Mann, welcher jährlich über ganz enorme Summen commandire. Benno aber sei dessen einziger Sohn und Erbe."

— Nun! begann Madam Kehlchen, als ihr der Gatte den Brief unter vier Augen vorgelesen hatte. Nun, wer hat es gesagt? Ja, ich habe in solchen Dingen einen scharfen Blick! Geschäfte sind Eure Sache, aber vom Hauswesen und von Familienangelegenheiten versteht ihr Männer auch gar nichts, und wenn wir Frauen das nicht ordneten, so würde Alles drunter und drüber gehn.

Die weise Frau war plötzlich ganz munter geworden, sie schob sich in ungewöhnlicher Eile bis zum Klingelzug und schellte. Nach einer langen Pause kam Friedrich, der heute in seiner eigentlichen Stellung als Hausknecht beschäftigt war; Hände und Gesicht zeigten dunkle Rahmflecke, und die blaue Flanelljacke, die er trug, sah einer Livree nicht sehr ähnlich.

— Ziehe Dir den guten Rock an, sprach seine Gebieterin, und gehe zum Herrn Lieutenant van der Hagen — — Seine Wohnung kennst Du doch?

— Ja! brummte Friedrich. Ich habe jetzt aber nöthigere Dinge zu thun, Madam.

— Raisonnirst Du schon wieder gegen? eiferte diese. Friedrich, ich lasse Dich gewiß laufen, wenn Du Dir das nicht abgewöhnst. — Gehe nur hin — fuhr sie, gleich wieder milder werdend, fort — und sage dem Herrn Lieutenant van der Hagen: wir ließen ihn bitten, uns heute Abend ganz vertraulich zu einer Tasse Thee zu besuchen.

— Schön! erwiederte Friedrich, halb besänftigt, und ging hinaus.

Auch Kehlchen verließ das Zimmer, und seine Gattin rief ihm nach: Hauptsächlich sollte es mich um die aufgeblasene Commerzienräthin freuen, wenn etwas aus der Sache würde, denn seit ihre triefäugige Minna den Assessor Polke geheirathet hat, ist mit dem Weibe wirklich nicht mehr auszukommen.

Hierauf suchte die Besorgliche ihre Tochter Hertha auf, und sprach zu dem Mädchen: Hertchen, der Lieutenant Hagen scheint Absichten auf Dich zu haben. Wir sind im Besitz genauer Nachrichten über ihn. Sein Vater ist ein steinreicher Mann, und der hübsche Jägeroffizier erbt einmal seine Million. Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, denn Du bist ein gescheutes Kind. Heut' Abend kommt er zum Thee; wir werden allein sein, also nimm Dich zusammen, und sei recht freundlich gegen ihn.

Benno kam, nichts ahnend, zur Theestunde, und wurde in einem traulichen Cabinet empfangen. Die Lauheit war

verſchwunden, ſie hatte einer innigen Wärme Raum gemacht, und man behandelte ihn mit der liebevollſten Aufmerkſamkeit. Hertha ſaß neben ihm auf dem weißen Divan, der die Wände umzog, ſie bereitete ſeinen Thee, und ſah ihn ſo mild, ſo ſeelenvoll mit ihren herrlichen Augen an, daß ihm die Sinne zu ſchwindeln begannen. Er ergriff im Feuer des Geſprächs die Hand der reizenden Hebe; ſie zog dieſelbe nicht zurück. Er drückte ſie ſanft, und fühlte einen Gegendruck, der ihm des Aetna Feuer durch die Adern jagte. Nun war er nicht mehr im Stande, das volle Herz zu beſchwichtigen; es drohte, ihm die Bruſt zu zerſprengen. Benno fragte die Eltern, ob ſie ihm ihre Tochter zur Gattin geben wollten, er fragte die Tochter, ob ſie mit ihm durch's Leben gehen möchte, und erhielt, unter der Bedingung, daß ſein Vater einwillige, das Jawort. Mitternacht war vorüber, als der glückliche Bräutigam zu Hauſe ankam, und im erſten Wonnetaumel den Brief an ſeinen Vater ſchrieb.

Bald kehrte eine freudige Antwort von dem alten Herrn zurück; derſelbe hatte für Benno's Bräutchen einen koſtbaren Diamantſchmuck beigefügt, und die Verlobung wurde nun proklamirt.

Zehntes Capitel.

Reiſeſehnſucht und Abſchied.

Es gehört noch zu den fehlerhafteſten Abkommen in unſerm geſellſchaftlichen Zuſtande, daß ſchon die Verlobung als ein Band betrachtet wird, welches nicht gelöst werden kann, ohne die Parteien zu compromittiren. Eigentlich

sollte sie nur die Vorrede zum Ehestand sein, wobei der Leser die entscheidende Frage zu prüfen hat, ob das Werk für ihn passe, oder nicht. Fühlen die Verlobten nun, daß sie sich nicht verstehen, daß die Schreibart ihnen zu gelehrt, zu mystisch, oder zu platt sei, so müßten sie ruhig umkehren können, wie man das Buch zumacht und es aus der Hand legt. Die Bekanntschaft, welche der Verlobung vorhergeht, ist doch immer nur mit einem Titelblatte zu vergleichen, und ein solches giebt oftmals zu den größten Mißverständnissen Anlaß. Tiefsinnige, herzinnige Bücher tragen zuweilen die mattesten, unscheinbarsten Aufschriften, während sich hinter zarten Blumentiteln oft Flachheit und gemeiner Sinn versteckt. Hat man sich aber erst einmal in das Werk selbst hineingelesen, dann ist es immer unangenehm, sich davon loszumachen, ob es auch eine unbehagliche Stimmung hervorbringen mag.

Benno war nun Bräutigam, und die ersten Wochen vergingen in solchem Trouble, daß er vor Glück und Lärmen gar nicht zu sich kam. Wie ein Paradebild mußte er neben der Braut sitzen, das unzuzählende Heer der Besucher empfangend, welche ihre Glückwünsche darbringen und Stoff zu ergötzlichen Bemerkungen über das neue Paar einsammeln wollten. Da erschien die Baronin von Knuck, gratulirte, und sprach sich ungemein freisinnig über die Verbindungen zwischen Geburts- und Geld-Aristokratie aus. Sie hatte einen dickköpfigen, schielenden Jungen von etwa sechszehn Jahren mit sich, und deutete ziemlich bemerkbar an, daß sie gar nichts dagegen habe, wenn auch aus diesem ihren Söhnlein und aus Kehlchens dreizehnjähriger Hermine einst ein Pärchen würde.

Hierauf stürmte die Commerzienräthin Schnipelski herein, umarmte die Braut, weinte einige Thränen der Rührung am Halse der Mutter, und machte die interessante Mittheilung: sie hätte das Verhältniß schon lange gemerkt, und hätte immer gesagt, es gäbe gar keine hübschere und passendere Partie in der Welt, als Kehlchens Hertha und den Lieutenant van der Hagen. — Dieser theilnehmenden Dame folgte ihr Schwiegersohn, der steife, gezierte Assessor Polke, seine Gattin am Arme führend. Ob die letztere ebenfalls weinte, oder ob sie das Schnupftuch aus andern Gründen zu den Augen führte, haben wir nicht erfahren können. Uebrigens war die Frau Assessorin nicht im Stande, nachdem sie ihren Glückwunsch angebracht hatte, einige spitze, empfindliche Bemerkungen zu unterdrücken, denn wie liebenswürdig sie sonst auch sein mochte, so trug sie doch gegen alle Leute, die keine Triefaugen hatten, einen Groll im Herzen.

Ein paar Hundert andere Gratulanten traten ein; jeder sagte dasselbe, und Benno mußte jedem dasselbe antworten. Auch seine Kameraden erschienen; der Lieutenant von Kunkel spielte auf die gemeinsame Schlafrocksvisite an und machte einige unzweideutige Späße — kurz, der Bräutigam wurde völlig zur Verzweiflung gebracht.

Als sich die Fluth der Glückwünschenden endlich verlief, kamen die Gegenbesuche, die Familienfeste und andere lästige Dinge. Doch selbst an einzelnen ruhigeren Tagen konnte Benno nicht ganz zu dem abgeschlossenen Gefühl inniger Befriedigung gelangen, das er so sicher erwartet hatte. In der Wohnung seiner Schwiegereltern herrschte ein Luxus, welcher mehr dazu diente, das Leben unbehag-

lich, als angenehm zu machen. Ueberall ſtand Porzellan, Glas und Alabaſter umher; man ſchwebte fortdauernd in Gefahr, etwas umzuſtoßen, und fand kaum ein Plätzchen, wo man ſich ſorglos niederlaſſen konnte. Einen ähnlichen Eindruck brachte, ohne daß er ſich's geſtehen wollte, Hertha auf ihren Verlobten hervor. Sie war ſchön und gebildet, aber es mangelte ihr jener tiefe, laſurne Hintergrund, der die Sonne des Geiſtes erſt ſo herrlich macht — ihr fehlte das Gemüth. Wenn Benno, in ſtiller Einſamkeit, ſeine beſten, glühendſten Empfindungen ihr enthüllte, blieb ſie unberührt davon, wurde nicht hingeriſſen von dem ſtürmiſchen Drang, ſondern ſah ihn fragend an; ſie verſtand ihn niemals. Wahre Eisluft wehte oft aus des Mädchens wohlberechneten Worten hervor, und ließ die poetiſchen Zauberblumen, die in Benno's Seele feurig duftend emporwuchſen, unter ihrem merkantiliſchen Hauch erſtarren. Hertha's Geburtstag kam, und der Bräutigam brachte ihr ein prächtiges Collier, von einem Liede begleitet, das ſeine tiefinnerſte Sehnſucht ausſprach. Lange beſchäftigte ſie ſich mit dem Geſchmeide, nahm dann einen Augenblick das Gedicht zur Hand, las es durch, und ſagte: „Ei, wie galant!“ Hierauf ergriff ſie wieder das Halsband, zeigte es im ganzen Hauſe umher, und von den armen Verſen war nicht die Rede.

Um Benno's Gemüthsſtimmung darzuſtellen, mögen hier einige Worte aus dem Briefe wiederholt werden, den er damals an Arwed ſchrieb: „Ja, Dir, meinem treuſten Jugendfreunde“ — hieß es darin — „darf ich es nicht verhehlen, woraus ich der Welt ein Geheimniß mache: ich bin nicht ſo innerlich freudig, wie es den Anſchein hat.

Ein dunkles Verlangen, ein unbewußtes Gefühl, daß mir Etwas, und zwar etwas Bedeutendes, fehle, jagt mich aus Ruhe und Frieden auf. Aber glaube ja nicht, daß meine Braut daran Schuld sei! Nein, sie ist ein gutes, himmelsschönes Wesen. Nur an mir, an mir allein liegt die Schuld, und ich habe wieder meine allzufreie Stellung anzuklagen. Solche breite, nirgends beschränkte Unabhängigkeit giebt immer ein gewisses Schwanken: der sichere Halt an einem festen Punkte mangelt mir sehr. In jugendlicher Unbesonnenheit, in der Gewohnheit, alle meine Neigungen befriedigen zu können, glaubte ich, wenn mich die Liebe fess'le, würde aller Sturm und Drang gestillt sein, und so verlobte ich mich mit Hertha. Nun ist das Tosen und Treiben in mir nur noch ärger geworden, grenzenlose Sehnsucht zieht mich in's Ferne, um Leben und Weben, Welt und Menschen zu schaun. Zwar geb' ich mir Mühe genug, dies Gelüsten zu bekämpfen, und rufe mir wohl täglich Goethe's Worte zu:

Sehnsucht in's Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Befleißige dich hier und heut' im Tüchtigen.

Aber das hilft mir alles nichts. Mein Stand bietet keine Gelegenheit zur emsigen Thätigkeit, und ich fühle auch, daß ein Mann, der nicht draußen war, der sich nicht im Leben die Lebenskraft gewonnen und ihm die Erfahrungen abgerungen hat, ein bleiches Zwittergeschöpf bleiben muß. — Ach Gott! die Wellen der Reiselust werden gewiß über meinem Haupte zusammenschlagen, und mich entweder mit sich fortreißen, oder mich in ihrem Abgrund begraben."

An einem lauen Märzabend hatte Benno einige Gänge zu machen, die ihn vor's Thor hinausführten. Der letzte

rothe Schein glomm wie geschmolzenes Gold am Himmel, die Fliederbüsche hatten schon Knospen, und aus Westen fächelte eine drangerweckende Vorfrühlingsluft herüber. An den Bergen wand sich die helle Chausseestraße empor, und dort schmetterte ein Posthorn mit lustig verlockendem Klang. Der Jüngling wurde von Trauer und Sehnsucht übermannt; er hätte beinahe geweint, und konnte heute Abend nicht zu Kehlchens gehen, denn tiefe Wehmuth zerdrückte ihm die Brust. Er versuchte zu schlafen, allein das Posthorn tönte ihm zu laut im Ohre, als daß er den Schlummer finden konnte. Nichts zeitigt Entschlüsse so schnell, als eine schlaflose Nacht, und auch Benno empfand es nun klar, daß er reisen, weit reisen müsse, um ruhig und glücklich zu werden. Da faßte er den Vorsatz, sich Morgens früh beim Commandeur Urlaub zu holen, und auch nicht eine Woche mehr hier müßig zu verweilen.

Die Glocke hatte noch nicht acht geschlagen, als Benno, mit Tzako und Schärpe angethan, im Vorzimmer des Obristen von Strubbing stand und sich melden ließ. Der letztere war ein tapfrer Mann, hatte sich im Kriege ausgezeichnet, trug die ganze Brust voll Orden, und Benno hegte besondere Hochachtung für ihn. Jetzt fand er ihn jedoch in einem seltsamen Aufzug. Das Zimmer war eng und düster; an der Wand hingen etliche Landkarten, die vom Tabacksqualm, der den ganzen Raum erfüllte, so gebräunt waren, daß man unmöglich einen Buchstaben darauf zu erkennen vermochte. Im eigentlichen Kern der Dampfwolken aber saß, auf einem Rollsessel, der Obrist, aus mächtiger Pfeife rauchend, und aus einer im Verhältniß nicht kleineren Mundtasse den Morgenkaffee schlürfend.

Sein graues Haar bedeckte eine grünwollene Schlafmütze, und darunter ſah das kupfrig rothe Geſicht hervor, deſſen großer Schnurrbart vom Schnupftaback halb braun gefärbt war. Sonſt trug der Obriſt einen gelbſeidenen Schlafrock, auf welchen ihm die eitle Gemahlin einen abgelegten Ordensſtern geheftet hatte, und ſein rechter Fuß war mit einem bunten Pantoffel bekleidet, während das linke Bein, bedeutend vom Podagra geplagt, im gewaltigen Seehundsſtiefel ſteckte. Der wackre Krieger war beſchäftigt, einen ſtumpfnäſtrigen Mops abzurichten, und er ſchien ſich dabei nicht blos der neuern, ſondern auch der ältern Edukationsmethode zu bedienen, denn ſowohl ein Milchbrod, als ein Kantſchu unterſtützten ihn.

Nachdem der Lieutenant ſeinen Gruß dargebracht und Strubbing denſelben jovial erwiedert hatte, begann Benno:

— Es wundert mich, Sie ſchon ſo früh aufzufinden, Herr Obriſt.

— Ja, lieber Lieutenant: Mosis musis micis.

— Wie befehlen Sie?

— Wir Lateiner ſagen: Mosis musis micis.

Verlegen ſtotterte Benno heraus: daß er das nicht verſtehe.

— Ich glaube es wohl! ſagte von Strubbing ſelbſtgefällig, und ſetzte im Lehrertone hinzu: Das heißt: Mosis— die Morgenſtunde, musis— hat Gold, micis— im Munde.

Der Jüngling konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Er erbat ſich Urlaub auf unbeſtimmte Zeit, um ſich die Welt anſehn zu können.

— Wollen Sie reiſen? fragte der Obriſt.

— Zu Befehl! entgegnete Benno.

— Weit?

— Zu Befehl!

— Das iſt brav, mein junger Freund! Stubenhocker werden immer ſchlechte Soldaten und ſchlechte Ehemänner. Nur draußen in der Fremde lernt man Umgang und Behandlung aus dem ff. Sehen Sie mich an, ich bin ein alter Kerl, aber in meinem Hauſe muß Alles pariren, als ob es lauter Soldaten wären. Und das kommt daher, weil ich mich im Felde ſo weit herumgetummelt habe, weil ich mit ſo vielerlei Leuten in Berührung gekommen bin. — Heiliges Donnerwetter! wenn ſich meine Frau unterſtehen wollte, mir zu widerſprechen, da müßte — —

Der Obriſt hatte, um dieſen Worten mehr Nachdruck zu geben, den Krückſtock ergriffen, welcher neben ſeinem Stuhle ſtand, und focht durch die Luft. In demſelben Moment vernahm man die keifende Stimme der Frau von Strubbing draußen am Ende des Corridors; ihr Gatte ſtellte die Waffe bei Seite und fuhr, milderen Tones, fort: Mitunter ſind die Weiber hölliſch borſtig, aber wenn man ſie nur zu nehmen weiß, ſo bezähmt man ſie am Ende doch.

Das Toben der Hausfrau rückte näher, und in dem Grade wie es immer lauter tönte, ſank Strubbings Stimme immer leiſer herab. Jedesmal, ſagte er, hilft die Barſchheit freilich nicht, und man beſänftigt oft eine aufgebrachte Frau durch Nachgiebigkeit viel ſchneller. — Meine Gattin ſcheint mir etwas mittheilen zu wollen! fügte der Obriſt dann flüſternd hinzu, indem er den Hund unter das Sopha jagte. — Reiſen Sie mit Gott, lieber Hagen!

Benno empfahl ſich, und entſchwand aus der Thür, mußte aber noch hören, wie die Gemahlin des Kriegshel-

den, gleich nach ſeinem Abgang, in's Zimmer raste, und den gutmüthigen Hausherrn zu ſchelten begann, während dieſer ſie durch milde Schmeichelworte zu beruhigen ſtrebte.

Der Lieutenant legte ſeine preſſende Uniform ab, zog den bequemen Civilrock an, und fühlte ſich nun ſchon freier. Gleich darauf begab er ſich zu Hertha, um ihr und den Eltern ſeinen Entſchluß zu verkünden. Die Eröffnung deſſelben weckte keineswegs den heftigen Widerſpruch, welchen Benno erwartet hatte. Der Schwiegervater meinte zwar: er könne nicht begreifen, wie Jemand reiſen möge, ohne entweder Geſchäfte zu haben, oder, ſeiner Geſundheit wegen, in's Bad zu gehn; zu Hauſe ſei alles viel bequemer und nicht halb ſo theuer, als unterweges. Hertha dagegen meinte: es ſei hübſch, wenn der Mann viele Reſidenzſtädte und Naturmerkwürdigkeiten geſehen habe, und ſie freue ſich ſehr auf die Briefe, noch mehr aber auf die Erzählungen nach Benno's Rückkehr. Madam Kehlchen ſtimmte der Tochter vollkommen bei, und ſo war die Sache denn abgemacht.

Je näher der Tag der Abreiſe kam, deſto beklommener wurde dem Jüngling, und am letzten Abend ſaß er düſter ſchweigſam in Kehlchens Wohngemach. Er blickte der ſchönen Braut in die großen Himmelsblumen ihrer Augen, und küßte ſie, und hätte gern alle Reiſepläne umgeſtürzt, wäre er nicht vom Gefühl der Scham zurückgehalten worden. Man ging zum Abendeſſen. Alle ſaßen einſilbig bei Tiſche, und Benno'n rollten warme Thränen auf jeden Biſſen, den er aß. So erſchien die Stunde, zu welcher die Eltern gewöhnlich ſchlafen gingen, ſie nahmen Abſchied von dem Schwiegerſohn, gaben ihm noch viele Vorſichts-

und Geſundheitsregeln mit auf den Weg, und ließen die Verlobten allein.

Dieſe ſaßen an den beiden Fenſtern des Zimmers, einander gegenüber. Die Flügel ſtanden offen, draußen ſchien der Mond phosphorhell, und beleuchtete die Fronten der ſtolzen Häuſerreihe. Weder Hertha noch Benno ſprachen ein Wort; der Jüngling fühlte ſich ſo trüb, ſo krank im Innern — er glaubte ſterben zu müſſen. Lange, lange verharrten ſie in völliger Regungsloſigkeit, Mitternacht war vorbei, und noch immer konnte ſich Benno nicht aufraffen aus der lähmenden Wehmuth, er fühlte es, daß er nicht fort könne.

Aber in die ſchmerzlichſten Stunden fällt oft ein komiſcher Klang, gleich einem ſpaßhaften Kobold, hinein; er erfriſcht die gebrochenen Herzen und giebt ihnen neuen Lebensmuth. So geſchah es auch jetzt. Unten, auf dem mondbeſchienenen Pflaſter, taumelte plötzlich ein Betrunkener entlang, und ſang mit lauter Stimme ein lateiniſches Kirchenlied. Dadurch wurde Lorchen, der grüne Papagei, welcher neben Benno im vergoldeten Ringe ſchwebte, aus dem Schlummer geſtört, und ſchrie ein „Dummkopf!“ durch's offene Fenſter hinab.

Nun wendete ſich der Mann empor; er glaubte ein Menſch habe ihn geſchimpft, und ſeine lallende Zunge ſtieß eine Fluth von Schelworten aus. So lange das dauerte, blieb Lorchen ſtill, kaum aber gab ſich der Fremde zufrieden, und begann von neuem den Kirchengeſang, als ihm der Vogel auch wieder einen „Dummkopf!“ zurief, der von unten abermals durch Schelten und Schimpfen vergolten wurde.

Dieſe närriſch eigenthümliche Scene war die beſte Arznei, Benno's Lethargie zu beſiegen. Schon klopften ſeine erſtarrten Pulſe wieder, und all ſeine Entſchloſſenheit kehrte ihm zurück. Er lauſchte nach Hertha hinüber, doch ſie ſaß noch immer ohne Regung, und nur ſchwere Athemzüge vernahm er, wie unterdrücktes Weinen. Der Jüngling ſtand auf, näherte ſich leiſe der Geliebten, und wollte den Arm um ſie ſchlingen, wollte ſie mit zärtlichen Worten tröſten, doch — Himmel! — was ſah er! Sein Haar ſträubte ſich, ſeine Augen ſtarrten; Hertha war — eingeſchlafen. Bald faßte ſich Benno, er weckte ſie nicht, ſondern hauchte nur einen ſtillen Kuß auf ihre Roſenlippen, ging dann ohne Abſchied hinweg, und ſaß am nächſten Morgen, als die Sonne heraufſtieg, im rollenden Poſtwagen.

Eilftes Capitel.

Briefe aus der Heimath.

Sechs Monate dauerte Benno's Reiſe bereits; er hatte Deutſchland und die Schweiz durchzogen, dann aber ſeinen Weg nach Italien gelenkt. Nähere Nachrichten über ſein Leben und Weben mangeln uns, indeß führte uns der Zufall in Beſitz eines Briefes, den er, von Florenz aus, an Arwed richtete. Derſelbe enthielt folgende Stellen:

„Hier empfand ich's recht, welche Gewalt die Kunſt auf unſere Seele übt. Ich trat in die Tribuna. Wundervolle Farbenſchöpfungen milderten mir den innern Sturm, und ruhig ernſte Marmorgeſtalten waren der Stab, an dem ich mich emporhob. Die Kunſt iſt doch Alles! Sie glättet, ſie läutert uns, ſie lehrt uns eine

edle Ruhe, und ohne ſie fällt unſer Geiſt in wüſtes Chaos zurück. Fortan will ich mich ihr zuwenden mit Feuer und Kraft, ich will ihre Meiſterwerke ſtudiren, will meinen Sinn an ihrer Formenſchönheit erfriſchen. Dann wird ſich mir der Ausweg aus dem Labyrinthe zeigen, in das ich durch eigne Schuld gerathen bin, weil ich bisher ein unkünſtleriſches Daſein führte, weil ich, wie ein Botokude, nur der rohen Stimme des augenblicklichen Dranges gehorchen wollte."

„Hertha beſitzt ein viel geordneteres Gemüth, als ich; ſie hat jene plaſtiſche Bildung, die mir mangelt. In meiner Blindheit nahm ich das für Kälte, für Herzloſigkeit, und fürchtete, wir würden nicht glücklich mit einander ſein. Jetzt empfinde ich, daß mir eben ſolch ein Weſen mit klarem und ſchönem Geiſte zur Seite ſtehen muß; ich würde ſonſt haltlos umhertaumeln, wie ein Blatt im Sturm. Freilich hat die Natur eigentlich den Mann zum Stützpunkt beſtimmt; das Weib ſoll ſich an ihn klammern, wenn Zweifel und Zagen ſie bedrängen, er ſoll ſie dann zugleich ſchirmen und aufrichten. Kann ich aber dafür, daß mir der Himmel dieſe kalte granitne Feſtigkeit verſagt hat, daß jedes Frühlingslüftchen mich mit ſich fortreißt? Muß ich nicht ein göttliches Walten darin erkennen, daß mir die ſichre, beſonnene Hertha zur Seite geſtellt wird? Anwed, ich verdiene die Liebe des holden und klugen Mädchens kaum; nur durch innige Treue kann ich ihr danken für alles, was ſie mir bietet. Ach Gott, mein Reiſen wird nun gewiß bald ein Ende haben, denn unaufhaltſames Verlangen zieht mich zu der Geliebten heim."

Benno kürzte wirklich den Aufenthalt in Italien bedeutend ab. Weder Roms unendlicher Reiz, noch Neapels Wunderküſten vermochten ihn dauernd zu feſſeln.

Eine magiſche Gewalt lenkte ihn der deutſchen Heimath zu, und ehe er ſelbſt wußte, wie es geſchehen, fand er ſich am Rhein, und fuhr auf deſſen Wogen hinab, das Ufer erſt in Köln betretend. Theilnahmlos ſah er die tugendhaften altkölniſchen Bilder an, doch ſtand er entzückt vor dem herrlichen Dom, der unvollendet ſchon eine Ruine iſt. Dieſe Unabgeſchloſſenheit giebt ihm jenen poetiſchen Zauber, der auch Goethe's Fauſt umwallte, ſo lange er Fragment geweſen; und es iſt lebhaft zu bedauern, daß man den Dom fortſetzen, daß man einen zweiten Theil daranbauen will.

Benno brauchte ſeinen Fuß nur über den Rheinſtrom zu ſetzen, um Frankreich zu ſehen, das er immer ſo voll Liebe und Bewunderung betrachtet hatte. Dort ſteht die Zeitenuhr niemals ſtill, und durch die Pulſe aller Franzoſen wogt der Fortſchritt, weil er tief in's Volksleben gedrungen iſt. Seit früher Jugend war es Benno's ſehnlichſter Wunſch geweſen, Paris, die Metropole unſrer modernen Welt, zu beſuchen, und jetzt, wo die Erfüllung jenes Verlangens kaum einen leichten Entſchluß erforderte, jetzt zögerte er. Er ſchwankte, ob er ſeine Reiſe vollenden, oder zu der ſüßen Braut heimkehren ſolle. Benno, der willenloſe Sclave ſeiner Neigungen, würde auch diesmal, der innern Stimme gehorchend, nach Hertha's Wohnort zurück geeilt ſein, hätte nicht ein unerwartetes Ereigniß in die Speichen ſeines Lebenswagens gefaßt, und demſelben eine neue Richtung gegeben.

Eines Abends ſaß er einſam im Gaſthofe; der Mond ſtand ſilbern am leicht bewölkten Himmel, ruhig wallte unter den Fenſtern der Rhein vorbei, drüben in Deutz ſpiegelten ſich erleuchtete Häuſer in den Fluthen, und fern lagen die Felshäupter des Siebengebirges. Durch Benno's Seele wehte ein namenloſes Drängen, aus Glück und Bangigkeit gemiſcht; haſtig ſchritt er im Zimmer auf und ab, als ein Anklopfen hörbar wurde. Der Kellner brachte Briefe, und eilig öffnete Hagen das Couvert des Einen, denn Siegel und Handſchrift verriethen, daß er von der Geliebten komme.

Zuerſt hatte Herr Kehlchen geſchrieben, und ſeine Zeilen lauteten:

Sehr geehrter Herr Lieutenant!

Ihr werthes Schreiben vom 18. v. M., aus Mailand datirt, iſt mir geworden, und habe ich mich gefreut, daraus Ihr Wohlſein zu erſehen. Inzwiſchen iſt mir aber eine amtliche Zuſchrift aus Ihrem Geburtsorte zugegangen, welche — wir ſind ja Alle hinfällige, ſterbliche Menſchen! — den plötzlich erfolgten Tod Ihres Herrn Vaters meldet. Die ſtattgefundene Verſiegelung und gerichtliche Taxation haben dargethan, daß ſich deſſen nachgelaſſenes Vermögen höchſtens auf einige tauſend Thaler beläuft, indem ſich der Selige durch Ausgaben, welche ſeine Kräfte überſtiegen, finanziell ruinirt hat.

Bei den obwaltenden Verhältniſſen werden ſich Euer Hochwohlgeboren wohl ſelbſt ſagen können, daß ich die Verlobung mit meiner Tochter Hertha als nicht geſchehen betrachten muß. Wir ſchloſſen das Bündniß

in der Meinung, beide Theile ſtänden ſich an Vermögen gleich, doch da ſich nun erweiſt, daß wir im Irrthum waren, ſo löst ſich das Band natürlich wieder auf. Ungleiche Ehen taugen nicht, ſie führen immer zu Vorwürfen von einer oder von der andern Seite, und Sie ſind deshalb gewiß völlig mit mir einverſtanden.

Hierbei übermache ich Euer Hochwohlgeboren ſämmtliche Geſchenke, welche Hertha von Ihnen empfangen hat, und bitte dagegen um möglichſt baldige Auslieferung der Ihnen überreichten Gegenpräſente, damit ich Ihr Conto, das ich einſtweilen für den Kaufpreis jener Sachen belaſtet habe, ebnen und ausgleichen kann. Uebrigens bin ich zu allen angenehmen Dienſten gern bereit, und zeichne, in der beſtimmten Erwartung, daß Sie ſich und uns nicht unnütze Weitläufigkeiten machen werden,

achtungsvoll und ergebenſt

Martin Gottlieb Kehlchen.

— Vertrocknete Seele eines Schwamms! rief Benno, ſich gewaltſam ermannend. Du willſt meine Hertha zwingen, ſich um des leidigen Geldes willen von mir abzuwenden, aber es ſoll dir nicht gelingen! — — O Gott! Mein lieber einziger Vater iſt todt! weinte der Wilderregte, von hundert Meſſern Durchbohrte, indem er an die Zeilen ſeiner Braut gelangte, und ſeine Thränen näßten das Papier. Lange mußte er die Augen trocknen, ehe er dahin kam, Folgendes leſen zu können:

Werthgeſchätzter Herr!

Damit nicht etwa der beunruhigende Glaube in Ihnen aufſteige, als ſei ich durch Zwang oder Ueberre-

dung irgend einer Art veranlaßt worden, die Verbindung mit Ihnen zu lösen, so ergreife ich selbst die Feder, um ohne Bitterkeit von Ihnen Abschied zu nehmen.

Die Ehe ist ein ernster, bindender Schritt für's Leben, und nur wenn eine besonnene Prüfung aller Verhältnisse voranging, kann sie freudig und segensreich werden. Im andern Falle verschwimmen die erkünstelten Illusionen bald; kahle Nüchternheit tritt an die Stelle magischer Täuschung, und beide Theile fühlen sich unglücklich, denn ihre Erwartungen sind unerfüllt geblieben. Wir hatten uns gefunden; an geselliger Stellung und an Bildung waren wir einander gleich, und auch in Hinsicht auf Vermögen schien dies der Fall. Der Tod Ihres würdigen Herrn Vaters, den ich tief betraure, hat mich, und wahrscheinlich auch Sie erst, hierüber in's Klare gebracht, und so eine Fessel abgewendet, die uns beide schwer gedrückt haben würde. Ich bin in Fülle und Wohlhabenheit erzogen, und sollte ich mich nun in beschränktere Umstände fügen, dann könnte mich leicht ein Mißmuth erfüllen und auch Ihnen die Tage verdüstern. Sie gaben sich mir so deutlich als Ehrenmann zu erkennen, daß ich voraussetzen muß: Sie selbst würden eine Verbindung abgebrochen haben, die Sie von dem Vermögen Ihrer Gattin abhängig machte, und so biete ich Ihnen denn freiwillig die Hand dazu.

Sein Sie übrigens versichert, daß Sie stets hochschätzen wird

Ihre ergebenste
Hertha Kehlchen.

Die vielen Thurmuhren Kölns hatten längst Mitternacht gesummt, die Lichter auf dem Tische waren bis tief in die Leuchter hinabgebrannt, als in den erstarrten Benno wieder einiges Leben zu kommen schien. Er öffnete nun das andere, mit einem schwarzen Amtssiegel versehene Schreiben, und las die Bestätigung, daß sein lieber, guter Vater gestorben sei. Derselbe konnte, wie wir bereits erzählt haben, keinen Spiegel ertragen, und alle Nothleidenden, die Einzigen, welche er besuchte, wußten das; sorgfältig verhängten sie ihre kleinen Wandspiegel, sobald er kam. Eines Tages ging er zu einer kranken Wittwe; jene Vorsicht war dort versäumt worden, und Herr van der Hagen sah, nach mehr als zwanzig Jahren, zum Erstenmale wieder sein Bild. Grausen erfaßte ihn, als er sich zum Greise gealtert, mit weißem Haar, eingesunkenen Augen, mit gebeugtem Nacken und tiefgefurchtem Antlitz erblickte. Einen Moment starrte er krampfhaft auf das Glas; „Mathilde!“ schrie er dann mit wildem Ton, und sank zusammen. — Die Aerzte erklärten: ein Schlagfluß habe sein Leben geendet.

Drei Tage und drei Nächte lang hielt des Schmerzes verzehrende Hand den verwaisten Benno umfangen. Jetzt empfand er, wie stark er den Vater geliebt, jetzt wußte er, was er an ihm verloren habe. Einsam war er nun in der weiten Welt, kein Herz schlug zärtlich besorgt für ihn — sein Vater lag im Sarge. Benno aß und trank nicht, er schloß kein Auge zum Schlaf, er überließ sich ganz der Gewalt seiner Schmerzen. Endlich besiegte jedoch das Leben den Tod; er sank auf's Lager, und schlummerte, bis ihm die nächste Morgensonne in's Auge schien.

Wie eine weiche Treibhauspflanze war der Jüngling aufgewachsen, kein rauhes Lüftchen hatte seine Jugend berührt. Die Mühe, die Sorge, der Ernst des Lebens waren ihm unbekannt geblieben; jedes Gelüsten hatte der Vater ihm erfüllt, jeder Vorliebe hatte er sich fesselos hingeben dürfen. Weder durch Geldmangel, noch durch Abhängigkeit irgend einer Art waren ihm Schranken gesteckt worden, und ein minder edles Gemüth, als das seine, würde im Taumel der Genußsucht untergegangen sein.

Als er das Auge aufschlug, lag die ganze Masse der Trauer, deren Flor ihn umhüllte, vor Benno ausgebreitet. Verwaist, einsam, verrathen von der, die er geliebt; arm und ohne tüchtige, nützliche Kenntnisse — das war die Lage, in der er sich wiederfand. Aber er, den ein einzelner, leichter Verlust niedergebeugt, vielleicht für immer zu kräftigem Streben untauglich gemacht hätte, er richtete sich empor unter dieser zermalmenden Wucht, und fühlte Muth genug, mit den finstern Mächten zu ringen.

Die frische Wasserluft stärkte ihn, er ließ sich oft in die Wogen hinausrudern, und gesundete dort. Einen kalten, höflichen Brief schrieb er an Hertha, die ihm so gleichgültig geworden war, wie jene Muschelschaalen, die der Rhein an's Ufer warf; er schickte ihr die Geschenke zurück, und betrachtete dies Geschäft als den Abschluß eines Capitels aus seinem Leben. Doch der bloße Abschluß reichte nicht hin, sondern es mußte auch ein neues Capitel begonnen werden. Derselbe Jüngling, welcher früher, so lang des Glückes Rosenlaune ihn umgaukelt hatte, haltlos und schwankend wie ein Rohr gewesen, war in Drang und Trübsal

plötzlich zum Manne erstarkt, und mit klaren Zügen entwarf er sich den Plan zu einem thätigen, selbstständigen Dasein.

Daß nur eine jugendliche Täuschung, ein unbestimmtes Verlangen nach That und Kampf ihn zum Militair getrieben hatte, das sah er nun deutlich genug, und sah zugleich, er passe ebenso wenig für's tosende Schlachtfeld, als für's monotone Leben in der Garnison. Deshalb kam er sogleich um den Abschied ein, der ihm nicht versagt werden konnte, und beschloß, einen Theil seines geringen Vermögens zur Fortsetzung der Reise nach Frankreich und England zu verwenden, denn er wollte dem Wandertrieb, welcher jeden jungen Mann beseelt, genugthun, damit er nicht später, zur ungelegenen Zeit, noch einmal in ihm wach werde. Zum nächsten Frühjahr beabsichtigte Benno wieder in der Heimath zu sein, um die Studien mit Lust und Ernst von neuem aufzunehmen. So wenig ihm sonst irgend eine Fachwissenschaft zugesagt hatte, eben so schnell war er jetzt für die Medicin entschlossen. Hier fand er ja alles, wonach er verlangte: eine feste Verknüpfung mit der Natur, ein stetes Belauschen ihrer Kräfte und die größte persönliche Unabhängigkeit. Da er schon promovirt war, so durfte er hoffen, ein Jahr des eifrigsten Fleißes werde ihn zum Staatsexamen hinreichend vorbereiten, und schon lachte ihm die freudige Hoffnung, sich seinen Unterhalt dann durch eigene Kraft verdienen zu können.

Zwölftes Capitel.

Das ſchöne Mädchen in der Penſion.

Benno vollführte ſeinen Plan; er reiſ'te nach Frankreich, dann nach England, und nahm aus den Hauptſtädten dieſer Länder große Eindrücke mit. Dort ſteht der höchſte Luxus prachtvoll dem tiefſten Elend gegenüber, und beide bilden einen ſchneidenden Contraſt. Der Hunger, die Verzweiflung treibt Tauſende zu einem ehr- und rechtloſen Erwerb; ſie betrachten die Reichen als ihre natürlichen Feinde; es iſt ein ſchrecklicher Krieg zwiſchen Armuth und Beſitz. Solche Zuſtände befeſtigten Benno's Vorſätze, und mit niegefühltem Stolz blickte er auf die Kraft zum Wirken und Erwerben, die er in ſich trug, die er bisher aber nie geprüft hatte.

Der Frühling erwachte eben, als Benno nach der heimathlichen Reſidenz zurückkam, und ſich dort, in ſtiller Gegend, ein kleines, wohlfeiles Zimmer miethete. Von ſeinen ehemaligen Bekannten ſich loszumachen, war ſchon früher in ihm beſchloſſen, doch dieſer Mühe wurde er überhoben, denn die Herren wußten bereits, daß er kein Geld mehr habe, und thaten völlig fremd gegen ihn.

Hertha war ſeit einigen Monaten mit dem Sohne eines ſteinreichen Banquiers verlobt, und Benno ſah ſie vor ihrer Hochzeit nicht. Nach der Vermählung begegnete er ihr häufig. Sie ſaß dann immer vornehm in ein Cabriolet zurückgelehnt, deſſen Roß der Gatte lenkte; Spitzen, Diamanten und Marabouts ſchmückten ſie überflüſſig, und von dem verarmten Benno wendete ſie jedesmal die Blicke ab, wenn ſie ihn, in ſeinem beſcheidenen Anzuge, daherſchreiten

ſah. Ihr Gemahl hatte die ſicherſte Aehnlichkeit mit einem engliſchen Bulldog. Seine grauen Augen glotzten ſtarr unter der plattgedrückten Stirn hervor, müde ſchlotterten die feiſten Wangen, und die Unterlippe hing breit und ſchlaff herab, wie der Fiſchbehälter eines Pelikans. Abgelebtheit, Bornirtheit und Einbildung lag in jeder Miene; er gab ſich ein ernſtes, nachdenkendes Anſehn, und nur der Gattin lächelte er zuweilen gar ſüß in's Geſicht. Dazu kleidete er ſich, wie man die Anglomanen als Carrikaturen abzubilden pflegt: tief im Nacken ſaß ihm der graue Hut, gelbe Glacéhandſchuh bedeckten die plumpen Hände, in denen ihm der Zügel lag, und auf ſeiner Bruſt hingen ſchwere Goldketten, von denen die eine ſeine Uhr, die zweite den Uhrſchlüſſel, die dritte das Lorgnon und die vierte den Zahnſtocher trug. Er bog ſich ganz nach vorn über, Hertha ließ ſich ganz in die Kiſſen zurückſinken; er lächelte, ſie gähnte in gewiſſen Pauſen, und auf dem Bedientenſitz ſchwebte ein kleiner Jocki, in zeiſiggrüner Livree mit roſarothen Beſätzen. Alle, welche das Cabriolet vorüber rollen ſahen und die Darinſitzenden kannten, hätten vor Neid zerſpringen mögen.

— Das iſt Kehlchens Hertha! ſagte der Eine.

— Sie hat eine ſehr gute Partie gemacht! meinte der Andere.

— Ihr Mann iſt aber ſchrecklich dumm! wendete ein Dritter ein.

— Und ein abgeſtumpfter Wüſtling! murmelte der Vierte.

— Eingebildet wie ein Pfau! bemerkte der Fünfte.

— Wenn ich ein Engländer wäre, würd' ich ihn als Pasquill verklagen! ſetzte ein Sechſter hinzu.

— Sie kann ja kein vernünftiges Wort mit ihm reden! sprach ein Siebenter.

— Aber er bekommt wenigstens eine halbe Million von seinem Vater! berichtete der Achte.

— Sie hat doch eine sehr gute Partie gemacht! rief der Neunte, und alle Uebrigen waren mit ihm einverstanden.

Benno wußte von dem ganzen Treiben kaum eine Sylbe, oder kümmerte sich doch so wenig darum, als ob die Scenen hinten in Siam vorgefallen wären. Mit einem wahren Feuereifer warf er sich auf die Medicin, und als er nur erst die Anatomie überstanden hatte, als er zur eigentlichen Heilkunde kam, da spornte ihn nicht blos sein fester Wille allein, sondern auch Liebe für die Wissenschaft. War er nicht im Colleg oder im Krankenhause beschäftigt, so studirte er für sich; er hatte weder Freunde, noch Familienbekanntschaften; er besuchte kein Theater, keinen Vergnügungsort, und wenn an lauen Sommerabenden die Spaziergänger unter seinem Fenster vorüber strömten, saß er bei den Büchern bis spät in der Nacht.

Benno war zu neunzehn Jahren auf die Universität gekommen, hatte drei Jahre studirt, hatte dann ein Jahr als Militair und eins auf Reisen verlebt, und trotz seiner Jugend schnte er sich bereits, einen sichern Punkt im Leben zu gewinnen; er war der Präludien müde geworden. Auch die kleine Erbschaft vom Vater schmolz zusammen, doch machte ihm das wenig Sorge, denn er fühlte nun, nachdem er mit Kraft und Fleiß einem bestimmten Streben anhing, es würde ihm leicht sein, sich eine heitere Zukunft zu gewinnen. So verlor er nicht einen Moment das vorge-

steckte Ziel aus den Augen, und derselbe Jüngling, der, wenn er reich und unabhängig geblieben wäre, wahrscheinlich seine Jahre in Unentschlossenheit, Thatenlosigkeit und Mißbehagen verlebt hätte, war nun zu der Erkenntniß gelangt, welch belohnendes Gefühl jedes Mühen und Streben mit sich führt.

Außerdem vergoldete ein angenehmes Interesse sein Dasein und erhöhte Benno's Fleiß, statt ihn zu vermindern. Seiner Wohnung gegenüber, befand sich nämlich eine Pensionsanstalt für Mädchen, und anfangs gab er nicht weiter Acht darauf, als daß er die armen jungen Vöglein bedauerte, welche man in den engen Zimmerkäfig eingesperrt hatte. Sie sahen größtentheils blaß aus, und thaten, wenn das Fräulein nicht anwesend war, recht sehnsüchtige Blicke auf die Straße hinab, wo schön geputzte Leute zu Fuß und zu Wagen vorübereilten.

Fräulein Kniephausen, die Vorsteherin, war eine Dame in dem glücklichen Alter zwischen siebzehn und acht und funfzig Jahren, dabei war sie höchst tugendhaft, und haßte jedes Geschöpf, das auf den Namen „Mann" Anspruch machen konnte. Consequenz ist eine Haupteigenschaft des weiblichen Geschlechts, deshalb läßt sich mit Gewißheit annehmen, Fräulein Kniephausen habe stets ebenso gedacht, und habe allen Anbetern, die ihr Huldigungen dargebracht, oder sich um ihre Hand beworben, unerbittlich einen Korb gegeben. Jetzt brauchte sie dergleichen Anfechtungen zwar kaum mehr zu fürchten, denn weder das gelbe, in tausend kleine Falten gekniffte Gesicht, noch der Wuchs mit dem zierlichen Höcker, noch die Augen, deren Farbe hinter der Hornbrille nicht deutlich erkennbar blieb, noch

die schwarzen Seidenlocken, die zur Bequemlichkeit ab- und umzubinden waren, mochten besondere Angelhaken für Männerherzen sein. Allein sie hatte sich den alten Widerwillen wohl bewahrt, und predigte ihren Zöglingen täglich: „das schändlichste, gefährlichste und giftigste Geschöpf auf Erden sei — ein Mann.“ Sie gehörte, wenn auch aus abweichenden Gründen, zur Fahne der Emancipation; die Ehe war ihr ein unwürdiges Institut, und in der ganzen Residenz gab es kaum eine einzige, der sie nichts Böses nachzusagen wußte.

Die ihr anvertrauten Küchlein wurden ganz nach diesem System erzogen; kein männlicher Lehrer durfte die Schwellen ihres Gynäceums überschreiten, und alle Unterhaltungen über das exkludirte Geschlecht, zumal über Brüder, Vettern und dergleichen, waren streng verpönt. Führte Fräulein Kniephausen die Schaar der Mägdlein aus, was, falls es das Wetter erlaubte, alle Mittwoch und Sonntag Nachmittag geschah, dann war der Zug anzusehen, als ob ein türkisches Harem seinen Spaziergang hielte. Zuerst rasselte der Schlüssel in der schweren Hausthür von Eichenholz, dieselbe that sich auf, und Mamsell Trudchen, die Klavierlehrerin, erschien. Hatte diese, durch sorgfältiges Umherschauen, die Gewißheit erlangt, daß keine Mannsperson auf der Lauer stehe, so winkte sie, und tief verschleiert traten die Favoritinnen heraus. An ihrer Spitze ging Mamsell Trudchen, die mit dem schwarzen Teint, den lebhaften Rabenäuglein, dem verschossen rothen Seidenkleide, dem grünen Bibi und dem großen Sonnenschirm, welchen sie wie eine Standarte schwenkte, recht gut den Ober-Eunuchen vorstellen konnte. Hierauf folgte die Reihe der Odalisken,

in Zwei und Zwei abgebrochen, von den Erwachſenſten bis zu den Kleinſten abſteigend, und Fräulein Kniephauſen, die Wächterin des Harems, beſchloß, ebenfalls in einen Schleier gehüllt, mit aller Würde den Zug.

Anfangs war Benno zu ſehr in ſich und ſeine Studien verloren, doch bald feſſelte die Penſionsanſtalt des Jünglings Aufmerkſamkeit, denn es befand ſich ein Mädchen darin, ſo hold und ſchön, daß er glaubte, noch nie ein reizenderes Weſen erblickt zu haben. War er früh mit der Sonne auf geweſen und hatte emſig einige Stunden gearbeitet, dann gab es eine Zeit der ſchönſten Erholung für ihn. Drüben, wo zuſammengeſteckte weiße Gardinen das Zimmer jenes Mädchens bezeichneten, erſchien dann nämlich eine zarte, ſchlanke Hand zwiſchen den Vorhängen, und fütterte den Kanarienvogel, deſſen Bauer draußen ſtand. Etwas ſpäter flogen die Muſſelinwolken auseinander, das Fenſter öffnete ſich, und ein liebes Angeſicht lächelte klar in die klare Morgenluft hinaus. Zuweilen kam es dem lauſchenden Mediciner vor, als ob auch ihn ein freundlicher Blick begrüße, aber der junge Herr, obgleich er ſchon das ganze blitzende Gewühl der großen Welt durchlebt hatte, wagte nicht, dies ſchuldloſe Mädchenbild keck anzuſchauen, ſondern ſenkte ſein Auge blöde auf das Buch, das vor ihm lag, und in dem er doch keine Sylbe las.

Von der Frau des Portiers drüben, erfuhr er endlich den Namen der Kleinen; ſie hieß Coralie, und Benno fühlte bald, daß er ſie feurig liebe. Man kann ſich aber auch mit der friſcheſten Phantaſie kein anmuthigeres Weſen malen, als dies jugendliche Kind, um das noch der ganze Blüthentraum ihrer ſechzehn Jahre ſchwebte. Schwarz,

wie Ebenholz, ſchmiegte ſich das Haar an die durchſichtig weiße Stirn; gleich kühnen, romantiſchen Brückenbogen wölbten die Brauen ſich über dem blauen, himmelsklaren Spiegel ihrer Augen, und wenn ſie die Lider ſenkte, dann war es, als zögen weiche Abendſchatten auf den azurnen Wellen hin. Im Purpur der Jugend, der ſchöner iſt, als jemals einer der Könige Schultern geſchmückt, glühten ihre Wangen, und fein lächelnd flogen zwei angenehme Linien um den Mund, eben ſo viel Sinnigkeit, als Muthwillen verrathend.

Das ſtille Blumenleben, das ſo ein junges Mädchen in der Penſion zu führen gezwungen iſt, übt einen eigenen Reiz. In reicher Fülle zur Jungfrau entfaltet, wird ſie noch wie eine Knospe bewacht, kein Schmetterling darf ſie berühren, das goldene Thor der Welt iſt ihr verſchloſſen, und nur auf den Flügeln der Träume eilt ſie danach hinaus. Der enge Raum des Fenſters iſt der einzige Ort, von dem man ihr in's Leben zu blicken erlaubt, und wohnt nun gegenüber ein ſchöner, vier und zwanzigjähriger Mann, dann helfen alle Predigten des Fräulein Kniephauſen nicht, er ſtiehlt ſich in ihre Träume und in ihr Herz. Außerdem lag eine gewiſſe intereſſante Bläſſe auf Benno's Wangen, und leichte Schwermuth umdunkelte ſein Strahlenauge.

„Was ihm nur fehlen mag?“ dachte Coralie, wenn ſie mit dem Stickrahmen am Fenſter ſaß. „Ob er krank iſt? O nein! dazu hat er ein zu kräftiges Anſehn, und Kranke ſtudiren auch nicht von Sonnenaufgang bis in die ſinkende Nacht. Aber er ſieht ſo blaß und zuweilen ſo traurig aus ... er beſucht keine Spaziergänge, Niemand kommt zu ihm ... er iſt immer einſam und allein. Fehlen muß

ihm etwas!“ fügte ſie im Stillen hinzu, und dachte darüber nach, was es wohl ſein könnte.

„Ach!“ ſeufzte ſie plötzlich, und es ſchien, als ob ſie den Grund enträthſelt habe. Dann fuhr ſie in ihren heimlichen Reflexionen fort: „Gewiß hat er ein Mädchen lieb, recht lieb gehabt, und dieſe iſt ihm treulos geworden. — O, die Schändliche!“ dachte Coralie, und ſtach recht wild mit der Nadel auf eine unſchuldige Nelke los, an der ſie eben arbeitete. „O, die Schändliche! Er iſt ſo gut, das ſieht man ihm an, und er hat ſo ſchöne, ſo wunderſchöne Augen. Wenn er mich liebte, ich würde ihm ſicher treu bleiben, ganz treu; kein fremder Gedanke ſollte ſein Bild aus meiner Bruſt verdrängen.“

Bei dieſen Träumereien entſank der Faden ihrer Hand, ſie legte die rechte Hand auf's Herz und ſtützte das Köpfchen in die Linke. Jetzt wurde Fräulein Kniephauſen aufmerkſam, und fragte beſorgt:

— Haben Sie Bruſtſchmerzen, ma chère?

Das Mädchen fuhr empor, und erwiederte, um ihre Verlegenheit zu bemänteln: Ja, Fräulein, ich hatte . . .

— „Das kommt, weil Sie ſich beim Sticken immer ſo ſehr über den Rahmen biegen,“ unterbrach die Vorſteherin ſie. „Oft genug habe ich Ihnen die Vorzüge einer geraden Haltung auseinandergeſetzt, doch man hört mich nicht, man will mich nicht hören. Sehen Sie mich an! ich bin älter als Sie“ — hier hätte die gute Dame gewiß Niemand der Lüge zeihen können — „aber noch bewundern Alle meinen Gang. Eine Lilie, eine Narciſſe kann ſich nicht beſſer tragen als ich.“ Um ihren Worten durch die lebendige Anſchauung mehr Nachdruck zu geben, ging Mamſell

Kniephauſen, ſo ſteif aufgerichtet, daß ſie hinten mit dem Haupte den Höcker faſt berührte, einige Male im Zimmer auf und ab. Die Elevinnen, mit Ausnahme von Coralie, kicherten heimlich, und das Fräulein ſprach theilnehmend zu der letzteren:

— „Nun, mein Kind! Haben Sie noch Stiche?"

— „Nein!" ſagte Coralie. „Es iſt ſchon wieder gut!" Bei dieſen Worten brach das liebe Mädchen in einen Strom von Thränen aus. Ob ſie wegen der Unwahrheit, die ſie vorhin geſagt, oder aus einem andern Grunde weinte, das wußte ſie ſelber nicht, und wie ſollten wir es alſo wiſſen können.

Fräulein Kniephauſen war bei erblühenden Jungfrauen an ſolche ſeltſame Gefühls- und Krankheits-Aeußerungen gewöhnt, darum fiel ihr Coralie's Bewegung nicht beſonders auf, und ſie gab dem Mädchen nur einige Hofmannstropfen ein, denn das war ihr gewöhnliches Mittel wider alle Zufälle.

Dem armen Mädchen wollten aber für die Dauer dieſe Tropfen nicht nützen; ihre Stiche kamen wieder, und ſtärker als das erſte Mal, wenigſtens ließ Coralie die Hand noch länger auf dem Herzen ruhen. Ohne daß wir in die Lehren des Galen und Hippokrates ſonderlich eingeweiht ſind, möchten wir faſt die Behauptung aufſtellen, das Uebel ſei anſteckender Natur geweſen, denn auch Benno ſchien davon ergriffen. Er war zerſtreut, ſaß Stunden lang müßig am Fenſter, und die weiſeſten Abſchnitte der Materia medica ſchienen ihm unerträglich fade. Des Morgens grüßte er voll Ehrerbietung hinüber; erröthend dankte ihm Coralie, und es bildete ſich eine Telegraphenlinie, deren

Signale nur für die beiden jungen Leute verſtändlich waren. Als ein ſehr glücklicher Umſtand, kam hierbei das ſchwache Geſicht Fräulein Kniephauſen's zu ſtatten, denn trotz ihrer Hornbrille ahnte dieſelbe nicht, daß drüben ein intereſſanter Jüngling ſich angeſiedelt habe. Zur Zeit, wo ſie das Quartier zur Penſionsanſtalt gemiethet — was bereits ſiebzehn Jahre her war — hatte ſie genaue Erkundigung eingezogen, wer gegenüber wohne, und da ſie in Erfahrung gebracht, ein ältliches Ehepaar bilde ihr Vis-à-vis, ſo fühlte ſie ſich beruhigt und ſicher.

Es wurde Herbſt, die Aſtern blühten, rothe und gelbe Blätter fielen von den Bäumen. Unſere Liebenden kümmerten ſich um die Jahreszeit wenig, doch nun kamen auch weiße Nebel, und ließen ihren Vorhang zwiſchen den Fenſtern herabfallen. Das war ſchon eine arge Störung für die Beförderung telegraphiſcher Depeſchen, aber es ſollte noch ſchlimmer werden. Dichte Flocken tanzten wirbelnd aus der grauen Wolkendecke herab, es wurde kälter, und Kryſtallblumen legten ſich undurchſichtig auf die Scheiben. Thaute Benno auch mit Mühe einige Guckl̈öcher hinein, ſo erblickte er drüben doch nur ein trübes, eiſiges Fenſter, und es blieb ſeiner Phantaſie überlaſſen, ſich auszumalen, ob Coralie dahinter ſitze, oder nicht.

Das mußte ſich ändern; Benno's Ungeduld wuchs mit jedem Tage, die Sehnſucht übermannte ihn, und er beſchloß, alles daranzuſetzen, eine neue Verbindung mit dem geliebten Mädchen zu ermitteln. Nach einigen Tagen gelang es ihm, Mamſell Trudchen, die Klavierlehrerin, unbelauſcht zu ſprechen, und dieſe Gute — die zur Leitung von Intriguen

eine gewiſſe Vorliebe hatte — fand ſich bereit, ein Briefchen an Coralie zu beſorgen.

Benno hatte weder Ruhe noch Raſt, denn die Fragen: ob ſie ſeine Gluth erwiedere, ob ſie ihm ein Blättchen der Antwort ſenden werde? folterten ihn Tag und Nacht.

Da endlich gab ihm Mamſell Trudchen das verabredete Zeichen, und er holte ſich von ihr einen kleinen, feſtverſiegelten Brief. Mit welcher Haſt erbrach der Entzückte ihn, mit welchem Herzklopfen las er in den halbkindlichen Schriftzügen, daß Coralie ihn liebe, daß ſie an ihm hänge mit blumenreiner Zärtlichkeit. Die Correſpondenz ging nun lebhaft fort, und ſchrieben ſich die verliebten Leutchen auch niemals Thatſächliches, waren ihre Briefe auch nur die Dithyramben zweier jugendlichen Seelen, ſo brachten ſie doch ſtets eine Fülle von Glück und Freude mit. Benno war ſelig, Coralie ſang den ganzen Tag, und Mamſell Trudchen tanzte vor Luſt, denn ſie wußte ja, daß ſie die Trauer der Liebenden verſcheucht hatte.

Dreizehntes Capitel.

So bekommt man ein Amt!

Als die erſten Lerchen zu ſchmettern begannen, ging Benno im ſchwarzen Frack ſeinem Staatsexamen entgegen. Längſt begünſtigten ihn die Profeſſoren, und als ſich nun, ſowohl in der mündlichen, als in der ſchriftlichen Prüfung zu erkennen gab, daß er zu jeder Medicinal-Anſtellung befugt ſei, erhielt er die rühmendſte und ſchmeichelhafteſte Cenſur. Der Belobte ſetzte ſich ſogleich an's Pult und

ſchrieb lange Briefe für Coralie und für Arwed, worin er ihnen mittheilte, daß er ſein Examen glücklich überſtanden habe. Der Erſteren malte er noch ein ſchimmerndes Phantaſiebild aus; das Mädchen wußte ſich nicht zu laſſen vor Glück, als ſie die freudige Epiſtel las; ſie tanzte in den wildeſten Gavotteſprüngen durch's Zimmer, und küßte Trudchen ſo herzlich, als ob es Benno ſelbſt geweſen wäre.

Das Verhältniß der beiden Leutchen war ſtark mit jugendlicher Romantik durchwebt, und Benno hatte in ſeiner goldigen Rechnung Mehreres vergeſſen. Erſtens wußte er nicht einmal, wer Coralie's Vater ſei und wo derſelbe wohne; er liebte ja nur ſie, und nicht den Alten. Zweitens hatte Benno folgende unerwartete Störung nicht vorhergeſehen: er durfte nämlich jetzt überall prakticiren, aber es fiel keinem Menſchen ein, ſich dem neugebackenen Arzte anzuvertrauen. Wurde er indeß doch hin und wieder zu Patienten gerufen, dann waren es ganz Arme; der gutmüthige Benno bezahlte dort noch die verſchriebene Medicin, und gab Geld, damit ſtärkende Nahrungsmittel angeſchafft werden konnten. Hierbei fühlte ſich Hagen froh wie ein Gott; er linderte Noth und Elend, und manche Familie, der er den Vater und Ernährer erhalten hatte, weinte in frommen Freudenthränen des Himmels Segen auf ihn herab.

Wäre er noch reich, wie früher, geweſen, er hätte es gewiß ſein Lebenlang ſo getrieben, und ſich nie empor geſehnt in die goldenen Krankenzimmer der Vornehmen, die durch Ausſchweifung, Ueberſättigung und innere Leere, oder durch Mißgunſt, Haß und gekränkten Hochmuth auf's Lager geworfen werden. Als er jedoch ſein letztes Capital angreifen mußte, da ſtieg endlich die kalte Rieſengeſtalt

prosaischer Wirklichkeit mahnend und drohend vor ihm auf, und er sah, daß er sich um ein Amt bewerben müsse. Wie sollte ihm die Bewerbung aber wohl gelingen? Hatte er doch keine Connexionen, keine Empfehlungen, keine Fürsprache; war es ihm doch unmöglich zu antichambriren, zu kriechen und zu schmeicheln. Dennoch beschloß er, seine Schuldigkeit zu thun, daß er sich später keine Vorwürfe machen dürfe.

Gegenwärtig war nur eine einzige Stelle vacant, nämlich die eines Kreisarztes in Duselburg, und auf solchen bedeutenden, einträglichen Posten konnte Benno nicht die geringsten Ansprüche machen. Diese Anstellung hatte das Ober-Medicinal-Collegium zu vergeben, und Herr von Pattzke, der Präsident desselben, war als ein plumper und grober Mensch bekannt. Jedermann, besonders aber Diejenigen, welche Anliegen an ihn hatten, schnaubte er auf die furchtbarste Weise an, und trotzdem mußte Benno sich entschließen, zu ihm hinzugehen. Der junge Arzt begab sich also in's Büreau des Medicinal-Collegiums, traf den Herrn Präsidenten nicht, und erhielt von einem impertinenten Sekretair die Weisung, sich am andern Vormittage um eilf Uhr wieder einzufinden, weil dann die Stelle vergeben würde. Dabei lächelte der Mensch so höhnisch, als wollte er sagen: „Nun, du bekommst sie ganz gewiß nicht."

Herr von Pattzke hatte, wie reich Mutter Natur ihn auch mit edler Grobheit ausgestattet, dennoch seinen Meister gefunden. Frau Purzpichler, die wackere Haushälterin, schwang ihren Pantoffel mit vielem Nachdruck über seinem Haupt, und er durfte sich niemals widersetzen, wenn sie eine Anordnung getroffen hatte. Man wußte in der Resi-

denz auch recht gut, daß eigentlich ſie die Aemter vertheile, deshalb ſtrebte jeder Candidat, ſich in ihre Gunſt zu bringen. Diesmal hatte ſie bereits entſchieden, und dem Doctor Lackmus die Stelle zugeſagt, denn er war ein Neffe ihrer Frau Gevatterin, der Zolleinnehmerin Cleve. Die letztere legte neulich beim Kaffee ein gutes Wort für ihn ein, und empfing endlich — nachdem Frau Purzpichler ſich erſt eine Zeitlang hatte bitten laſſen, um ſich mehr Würde und Wichtigkeit zu geben — die Zuſicherung, ihr Herr Neveu ſolle das Amt bekommen.

Am nächſten Morgen, als die Würdige ihrem Herrn, der ganz voll Hypochondrie und voll Rheumatismen ſteckte, das Halstuch band und ihm die Bruſtnadel einhakte, fing ſie an, ihn zu bearbeiten. Wunderſamer Weiſe ging das aber heute nicht ſo leicht, denn der Präſident wollte die Stelle einem braven Arzt ertheilen, der ſchon ſeit zehn Jahren einen Poſten beim Lazareth mit größter Tüchtigkeit verwaltete, und von dem ſpärlichen Einkommen ſeine Frau und ſechs Kinder kaum ernähren konnte. Frau Purzpichler ward hitzig, ja ſie weinte zuletzt ſogar, was ſonſt nie ſeinen Zweck verfehlte, allein Pattzke blieb feſt. Da ſchritt ſie denn zu dem gewaltigſten Mittel, und erklärte, wenn er ihr den kleinen Gefallen nicht einmal thun könne, ſo möge er ſich nur eine andere Haushälterin ſuchen. Schon längſt ſei ſie es müde, ihm Thee's zu kochen, ihn zu frottiren und mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit über ſeine Geſundheit zu wachen — zu Johannis werde ſie den Dienſt verlaſſen.

Jetzt war plötzlich alle Standhaftigkeit des Präſidenten in die Pfanne geſchlagen. Jeder Menſch iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und der Doctor mit den ſechs Kindern möchte

ſchen wie er durchkomme. Das hypochondriſche Oberhaupt des Medicinal-Collegiums redete der Pflegerin, die er gar nicht entbehren zu können glaubte, in ſeiner ſanfteſten Weiſe zu, und fragte nach dem Namen des Begünſtigten.

— „Ach was — Namen!“ ſagte Frau Purzpichler, noch etwas ſchmollend. „Ich kenne Ihr ſchlechtes Gedächtniß, und weiß, was Sie ſchon für Confuſionen angerichtet haben, wenn Ihnen der Name entfallen war.“

— Nun, altes Brummeiſen! Sei Sie nur wieder gut! erwiederte der Präſident, nach Hut und Stock greifend. Hat Sie ſich nicht, wie gewöhnlich, ein Zeichen ausgedacht, woran ich den Rechten erkennen ſoll?

— „Er trägt, nach meiner Vorſchrift, eine weiße Roſe als Wahrzeichen, damit keine Irrung geſchieht,“ ließ die Haushälterin ſich vernehmen.

— Schön! ſprach Pattzke, und ging nach der Thür.

— „Kann ich mich aber auch darauf verlaſſen, daß Sie ihm das Amt geben?“ fragte Jene noch einmal.

— Halt' Sie's Maul! Ich habe es verſprochen! rief der Herr, und Frau Purzpichler rieb ſich, vergnügt über ihren Sieg, die Hände, und ſah zu, wie der Beſiegte ſich vom Bedienten in den Wagen helfen ließ.

Unterdeß ſtanden im Büreau bereits ſeit längerer Zeit drei Candidaten harrend da. Der Erſte, Doctor Lackmus, war ein Menſch mit ſaftlos glattem Haar, entzündlichen Augen und einer einfältigen Phyſiognomie, auf welcher ſtets ein devotes Lächeln ſchwebte. Er hatte ſich, wie ein Theologe, in Schwarz gekleidet, und im Knopfloche trug er eine weiße Roſe, wodurch er ſich uns als den Schützling

der Frau Purzpichler und als den Neffen der Zolleinnehmerin zu erkennen giebt.

Im zweiten Bewerber finden wir den Lazarethazt Galle, einen ſtillen Mann von etwa funfzig Jahren. Sein früh gebleichtes Haar hängt ihm lang um die mageren Wangen, und in den tiefliegenden Augen, in den kummerbleichen Zügen, zucken Erwartung, Hoffnung und Zagen hin und her. Ach Gott, er bittet ja nicht aus Stolz, aus Ehrſucht um das Amt; gern würde er ſein ſtilles Plätzchen, das er lieb gewonnen hat, weiter behalten, allein er vermag nicht, die Kinder von dem Ertrage zu ernähren, und die Noth, der Gram haben ſein liebes Weib auf das Siechbett geworfen. Abgetragen, ärmlich ſchlottern die braunen Kleider um ſeinen Körper, und die Hand, in der er den halbkahlen Seidenhut hält, zittert wie Espenlaub.

Die dritte Zacke des Candidatur-Kleeblatts bildet der Doctor Benno van der Hagen. Ungeduldig flammt ſein Auge, die Locken wallen frei um ſeine Stirn, und ſein ſchöner Wuchs wird durch einen blauen Frack und durch weiße Beinkleider noch mehr gehoben.

Der Sekretair hatte ſich gegen die Wartenden nicht etwa höflich benommen, und war oftmals, in anſcheinender Geſchäftigkeit, zwiſchen ihnen hindurch geſchritten, wobei ihm Lackmus jedesmal ehrerbietig Platz gemacht. Jetzt ſchlürften aber draußen Schritte über den Corridor; die hochmüthige Schreibmaſchine flog ſchnell an's Pult, und gab ſich das Anſehn, als ob ſie tief in der Arbeit ſtecke. Die Thür ging auf, und der Präſident kam.

Galle zitterte noch ſtärker, Lackmus legte ſich vor Demuth faſt auf den Boden, und Benno grüßte achtungsvoll.

Der Gewalthaber gab sich kaum die Mühe, ihnen bemerkbar zu danken, sondern trat an den Tisch, las mehrere eingegangene Briefe, und that, als ob Niemand im Zimmer sei. Nach einer Pause brummte er jedoch: „Atteste!“ und die Candidaten reichten ihm ihre Papiere. Flüchtig glitt sein Auge darüber hin, dann warf er sie bei Seite, und trat vor die drei Aerzte hin.

Er betrachtete sie mit großer Genauigkeit; Lackmus suchte seine weiße Rose recht hervorzustellen und lächelte wohlgefällig. Aber im Plane der guten Frau Purzpichler war ein Umstand unberücksichtigt geblieben, denn wie man seine eigenen Mängel am schwersten einsehen lernt, so hatte auch sie keine Ahnung davon, daß sie den Laut „R“ nicht aussprechen konnte. Es klang in ihrem Munde dieser Buchstabe wie ein gedrücktes „H“, und das war die Klippe, woran die Anstellung des Neffen ihrer Gevatterin scheiterte. Herr von Pattzke hatte nämlich die Wirthschafterin von einer „weißen Hose“ sprechen hören, und bei der Musterung blieb sein Blick denn auch zufrieden auf Benno's leuchtenden Beinkleidern hangen. Nach einer Pause, als er sich der Sache völlig versichert hatte, sah er empor, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und unserm Freunde:

— „Wie ist Ihr Name?“

— Benno van der Hagen.

— „Sie sind noch jung! — — — Herr, können Sie mir keine Antwort geben? — Sie sind noch jung!“

— Ich denke, dieser Fehler wird sich nach und nach verlieren.

— „Fühlen Sie Beruf zur Medicin in sich?“

— Wenigſtens bin ich fleißig geweſen, und löſe Charaden ſo leicht wie ein Anderer.

— „Donnerwetter, Herr! Was unterſtehen Sie ſich? . . . Ich bin ſelbſt Arzt.“

— Ich auch, Excellenz!

— „Fahren Sie zum Teufel, Herr! . . . doch . . . ich habe Ihnen die Stelle in Duſelburg einmal zugedacht — Sie ſollen ſie haben! Gewöhnen Sie ſich aber die Grobheit ab.“

Mit dieſen Worten ging der Präſident zum Sekretair, und ließ in das bereits ausgefertigte Diplom Benno's Namen eintragen. Dieſer wußte nicht, was er ſagen oder denken ſollte, doch ſeine beiden Collegen waren noch weit mehr erſchüttert, als er. Doctor Galle trat vor und ſprach mit wehmüthigem Tone:

— „So ſoll ich alſo abermals leer ausgehen, Excellenz?“

— Ja! entgegnete Herr von Patzke achſelzuckend. Es geht einmal nicht anders . . . überwiegende Verdienſte . . . hohe Verſprechungen. Das nächſte Mal ſoll für Sie geſorgt werden.

Der Arme, dem wieder eine Hoffnung zerſtört worden war, wiſchte ſich die Augen, empfahl ſich, und verließ das Büreau. Doctor Lackmus aber, durch des Präſidenten mildes Weſen dreiſt gemacht, näherte ſich demſelben, und begann unter tiefen Reverenzen:

— Verzeihen, Excellenz! Excellenz haben ſich wahrſcheinlich geirrt, denn ich — —

Er konnte nicht ausreden; ſchon donnerte ihm eine ganze Fluth von Scheltreden aus dem Munde des Präſidenten entgegen. Der letztere war ſtets mürriſch und rauh, und kam er mal in eine weiche Stimmung, dann

ärgerte er sich über sich selbst. Dem unglücklichen Galle konnte er nicht hart begegnen, doch Lackmus erschien ihm jetzt gerade als der geeignetste Gegenstand, um seine böse Laune auszulassen. Er schmetterte ihn dermaßen nieder, daß der aus all seinen Himmeln Gefallene eilig die Thür ergriff, und sich unter steten Bücklingen und Entschuldigungen zurückzog.

Panske legte nun die Bestallung in Benno's Hände, der freilich nicht ahnen konnte, daß er dieselbe nie empfangen haben würde, wäre ihm zufällig eingefallen, sich heute dunkle Inexpressibles anzuziehn. Der Präsident sagte ihm noch, daß er nothwendig schon am Abend nach Duisburg abreisen müsse, damit der Amtsbezirk nicht länger ohne Medicinalbehörde bliebe; Benno versprach es, dankte und flog hinweg. — Wie die Excellenz aber bei Dero Heimkehr von der Frau Purzpichler empfangen worden, wissen wir nicht, und können Hochdieselbe nur ihrem Schicksal überlassen.

Benno's erster Gedanke war Coralie. Wie wird die Herzige sich freuen, dachte er, wenn sie erfährt, daß ich eine Würdeperson geworden bin? Zwar drängte es ihn, ihr alles mitzutheilen, allein für den Moment war das nicht ausführbar, denn die gute Mamsell Trudchen lag krank, und Coralie mochte wohl pflegend an ihrem Bette sitzen, denn Benno entdeckte sie nirgends. In's Haus einzudringen, gehörte zu den Unmöglichkeiten, und der Liebende mußte sich begnügen, der Portiersfrau seinen Brief zu übergeben, und ihr einzuschärfen, daß sie denselben, sobald es sich thun ließe, an Mamsell Trudchen bestellen solle. Jetzt sah der Herr Kreisarzt sich genöthigt, an's Packen zu denken, denn die Sonne neigte sich bereits, und erfuhr

der launische Präsident, daß seinem Befehl nicht Folge geleistet worden, dann war es für Benno gewiß um den Posten geschehn. Unser Held verließ also, durch die Umstände gedrängt, ohne Abschied seine Coralie, die er nie gesprochen, und von der ihm nur der Vorname bekannt war. Aber er hatte ihr geschrieben: sie solle ihm treu bleiben, er käme bald zurück, und dann würde sich das Weitere finden.

Jener goldene Leichtsinn, der Verliebten oftmals eigen ist, malte dem Jüngling die Zukunft mit herrlichen Farben vor, und eine schöne Traumwelt umgaukelte ihn, während er in den Reisewagen stieg.

Kurz vor der Abfahrt empfing Benno, als Antwort auf die Anzeige des bestandenen Examens, noch einen Brief von Arwed. Er erbrach das Siegel erst unterweges, und las darin die frohen Glückwünsche des Freundes. Aus dem Schreiben fiel noch ein besonderes Blatt, das folgendermaßen lautete:

Lehrbrief für einen jungen Arzt.

Motto: Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die gros' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen
Wie's Gott gefallt.

Goethe.

1.

Fahre nie schwarze Pferde vor deinem Wagen. Er erinnert die Leute auch ohnedies an die Leichenfuhre.

2.

Abzubürsten brauchst du dich nur selten, denn man verzeiht dem Hausarzt nicht allein die Federn auf den Kleidern, man sieht sie sogar gern, weil sie ein Zeichen von Praxis sind.

3.

So lang du unverheirathet bist, trage keinen, oder höchstens einen schweren Siegelring am Finger. Im goldenen Reifchen wittert man leicht die Verlobung, und dann verlierst du in den Häusern, wo mannbare Töchter sind, alles Vertrauen.

4.

Bei einer hysterischen Frau kommst du am leichtesten in Ansehen, wenn du ihr in Gegenwart des Gemahls bezeugst, daß sie außerordentlich leidend sei, denn Jener erklärt ihr Uebel fast immer für Einbildung.

5.

Asa foetida verschreibe einer Dame nur im Nothfall. Du riechst ihr noch nach Jahren danach, und sie bekommt einen unvertilgbaren Widerwillen gegen dich.

6.

Gehe viel und vertraulich mit bejahrten Männern um; das setzt dich bei Frauen und Mädchen in Respect. Dagegen meide den Verkehr mit lustigen jungen Männern ganz, sonst fürchten Jene, du plauderst Diesen ihre Geheimnisse aus.

7.

Sieh sehr darauf, daß du eine schöne Hand bekommst, aber trage die Nägel nicht lang. Bequeme, weite Handschuhe kann ich dir weit mehr, als enge, stutzerische Glacé's empfehlen.

8.

Das Tanzen gewöhne dir ab.

9.

Streite nie mit einem Collegen über medicinische Gegenstände wenn Andere zugegen sind.

10.

Beim Arzte iſt, wie beim Beichtvater, Verſchwiegenheit die erſte Tugend.

11.

Klage niemals, daß du krank ſeiſt. Die Leute denken ſonſt: der kann ſich ſelber nicht einmal geſund machen, wie ſollen wir uns ihm anvertrauen.

12.

Gehe niemals zu einem Leichenſchmaus.

13.

Gewöhne dich, die Recepte deutlich, ja ſogar zierlich zu ſchreiben. Thuſt du das nicht, dann nehmen es die Patienten — wenn auch dem Apotheker alles verſtändlich iſt — für Sorgloſigkeit, und fürchten, ſie könnten einmal vergiftet werden.

14.

Spotte nie über eine neue Heilmethode. Sie kann ſpäter doch in Aufnahme kommen, und es iſt leicht möglich, daß du ſie anwenden mußt.

15.

Haſt du noch wenig Praxis, ſo fahre dennoch den ganzen Vormittag in der Stadt umher, leſe und frühſtücke im Wagen, laſſe dich auch von Zeit zu Zeit aus Geſellſchaften abrufen. Es werden dem Publikum zwar dieſe Künſte ſo häufig vorgemacht, daß es dieſelben ſchon kennt, aber es iſt immer beſſer die Leute in Zweifel zu laſſen, als ihnen unverhohlen zu zeigen, man habe keine Beſchäftigung.

16.

Im Trinken sei mäßig wie eine Jungfrau.

17.

Schaffe dir ein zierliches Negligee an, und trage des Morgens um's Himmelswillen keine Schlafmütze. Du weißt niemals, wer zu dir kommen kann.

18.

Wirst du aber in der Nacht gerufen, und du bist zufällig noch angekleidet, so binde das Halstuch ab, ziehe die Weste verkehrt an, und vertausche einen Stiefel mit dem Pantoffel. Selbst die vornehmsten Häuser mußt du dann im allernachlässigsten Anzug besuchen. Das zeigt von Eile und Theilnahme. Eine irgend sorgsame Kleidung würde dir nur Schaden thun.

19.

Nervösen Frauen, die alte Männer haben, verordne Zerstreuungen: Reisen, Bälle, Theater ꝛc. — Bleichsüchtige Mädchen schicke in's Bad, damit sie dort einen Mann bekommen.

20.

Das Theaterrepertoire mußt du immer auf acht Tage voraus wissen.

21.

Einem kinderlosen Ehepaar erzähle oft von unglücklichen Wochenbetten und grassirenden Kinderkrankheiten.

22.

Schnupfe keinen Taback, und trage immer sehr weiße Wäsche.

23.

Studire neben den Therapien auch einige Kochbücher. Unverdaut iſt in unſern Tagen ein Hebel der meiſten Krankheiten.

24.

Sprich niemals von den Schwächen der Arzneikunde; die Leute halten doch wenig genug davon.

25.

Wenn du einem Patienten den Puls fühlſt, ſo ſieh dabei ſtets auf die Secundenuhr, denn mag es auch nicht vonnöthen ſein, er nimmt das Unterlaſſen für Gleichgültigkeit, und glaubt ſich gegen Andere zurückgeſetzt.

26.

Verſieh dich wohl mit Mitteln gegen Zahnſchmerzen und Hühneraugen. Die alten Aerzte glauben ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn ſie ſich damit befaſſen, deshalb frage man die jungen um Rath. Wirkt nun zufällig deine Verordnung, ſo fühlt man ſich dir verpflichtet, findet den Hausarzt theilnahmlos, und läßt ſich auch in wichtigen Fällen von dir behandeln.

27.

Wirſt du von einem ſtreitenden Ehepaar zum Schiedsrichter gewählt, dann gieb beiden Parteien Unrecht. Sie nehmen das viel beſſer auf, als wenn du der Einen Recht gäbeſt.

28.

Klagt eine putzſüchtige Dame im Herbſt über Hals- und Kopfweh, ſo kurirſt du ſie am ſicherſten, wenn du ihr einen großen Shawl und einen Sammethut verordneſt.

29.

Um die Leute glauben zu machen, du habeſt viel Praxis, brauchſt du nur Moſchus anzurühren. Du riechſt dann ſtets, als kämſt du aus dem Zimmer eines gefährlichen Kranken.

30.

Kannſt du ein Mittel erfinden, wonach die ausgefallenen Haare wieder wachſen, ſo biſt du ein gemachter Mann.

Vierzehntes Capitel.

Der Kreisarzt van der Hagen kommt in Duſelburg an.

Das Poſthorn ſchmetterte, ein Halbwagen rollte über die Chauſſee, und der junge Kreisarzt ſaß darin. Hell ſchimmerte der Frühling weit umher; warme Sonnenſtrahlen glitzerten auf Wieſen und Wäldern. In den kleinen Gärten der Dörfer, durch welche Benno kam, tanzten halbnackte Bauerkinder, ſuchten bunte Schmetterlinge zu haſchen, oder pflückten ſich gelbe Schlüſſelblumen, die eben erblühten. Allüberall war Luſt und Geſang, auch Benno's Seele fing an ſich zu lichten, auch dort zog der Frühling ein. Seit einigen Tagen hatte es wild in ihm gewogt; von einem Meere wechſelnder Gefühle beſtürmt, hatte er zu keiner innern Klarheit gelangen können. Kaum lagen die Thürme der Reſidenz hinter ihm, ſo war ihm das neue Amt zur Laſt, und es drückte ſeine an Freiheit gewöhnte Bruſt wie ein Alp, wenn er bedachte, daß er nun den unbeſchränkten Willen eingebüßt habe, daß er ein Werkzeug, eine Maſchine geworden ſei. Erfüllte Wünſche und bange Ahnungen

durchschauerten ihn bald mit Freude, bald mit Furcht; er mochte sich weder der Vergangenheit, noch der Zukunft erinnern, und nur Coralie's süßes Bild schwebte wie ein Geist Gottes über diesem chaotischen Zustand seiner Seele.

Das kurze Reiseleben rüttelte ihn auf. Nach und nach kehrte ihm der alte Frohsinn, der Drang zum Genuß, zum Schaffen und Zerstören zurück, er empfand ein Gefühl der Jugend, wie er es seit der Verlobung mit Hertha nicht mehr gekannt hatte. Benno lachte mit den blühenden Bäumen und Fluren, er jubelte mit den Lerchen, die aus den Getreidefeldern kerzengrade zum Himmel stiegen, und plauderte mit den Wanderburschen, die ihm begegneten. Ein frischer Muth und Uebermuth ergriff ihn, er freute sich dessen, und rollte ohne Besorgniß von der Berghöhe nach Duselburg hinab. Die Stadt durchfahrend, sah er ein großes, düstres Gebäude. Die Mauern waren gebräunt, die trüben Fenster mit eisernen Gittern versehen, und das Ganze machte einen sehr unheimlichen Eindruck.

— Schwager! rief er dem Postillon zu, das ist wohl ein Gefängniß?

— Nein, Herr! erwiederte der Gefragte. Es ist das Kreis-Lazareth.

— So! brummte Benno, und ein Grausen überrieselte ihn; doch selbst der Anblick dieser Schauerstätte, in der er künftig wirken sollte, vermochte seine gute Laune nicht zu erschüttern.

Es war um die Theaterzeit, als die Extrapost über den Markt rasselte und nach dem Gasthof „zum grünen Löwen" hinbog, während der Postillon seinem Horn ein schallendes Signal entlockte. Der „grüne Löwe" bildete das nobelste

Hôtel der Stadt. Alles, was Anspruch machte, eine Berühmtheit zu sein, mußte dort logiren, und die Mäcene der Kunst versammelten sich täglich mehrere Male in dem schattigen Raum des Weinzimmers, welches zu ebner Erde lag. Auch jetzt hatten drei Duselburger dasselbe just verlassen, um sich in's Schauspiel zu begeben, denn sie waren die unermüdlichsten Theaterbesucher, und verweilten nur noch im Portal, um den Fremden aussteigen zu sehn.

Diese drei Herren sind zu interessant, als daß wir uns nicht beeilen sollten, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, während sich eine so gute Gelegenheit darbietet. Der Aelteste von ihnen, Major von Pommsdorf, war ein Mann in den Funfzigen, hoch und kräftig gewachsen, mit grauem Haar und einem burgunderrothen Gesicht. Obgleich seit zwanzig Jahren außer Dienst, ging er doch nicht anders, als im Militairüberrock, und hatte den Schauplatz seiner Thaten in's Parquet verlegt. Da er seit zwei Decennien allabendlich das Theater besuchte, so konnte er für dessen lebendige Chronik gelten, und stand mit dem ganzen Bühnenpersonal auf vertrautem Fuß. Morgens wohnte er den Proben bei, dann machte er einigen Schauspielerinnen den Hof, und Abends saß er auf seinem bestimmten Sperrsitz. Ereignete sich nun aber etwas Besonderes: ging eine gerngesehene Aktrice auf Urlaub, feierte eine Andere ihr Jubiläum, oder gastirte eine berühmte Sängerin in Duselburg, so hatte Pommsdorf alle Hände voll zu thun. Er sorgte für Akrosticha, Blumenkränze und Fackelzüge, und übte einen bedeutenden Einfluß auf die Kritik, denn obgleich Enthusiast im höchsten Grade und in jede Sängerin oder Schauspielerin verliebt, galt er doch für einen tüchtigen

Kunstkenner. Außerdem ist es noch charakteristisch, daß der Major aus einer angeblichen Schußwunde am Fuße den Witterungswechsel vorher prophezeihte, mochten seine Waffenbrüder auch immerhin behaupten, er sei unverletzt aus dem Feldzuge gekommen. Das mußte durchaus Verläumdung sein, da man in Duselburg bemerkt hatte, daß Pommsdorf jedesmal, wenn der Landesfürst die Stadt passirte, durch jene Wunde zum Hinken gezwungen war.

Im zweiten Besucher des grünen Löwen lernen wir den Schriftsteller und Theaterrecensenten Doniges kennen. Er wurde in der Stadt den größten Schöngeistern seiner Zeit beigezählt, war Redacteur des „Wöchentlichen Anzeigers," und schrieb sowohl die Kritiken, als die Gedichte zu feierlichen Gelegenheiten selbst. Alle Duselburger glaubten an sein Kunsturtheil, wie an's Evangelium, und manchmal hörte man im Theater, bei Gelegenheit eines Gastspiels: „Ei, mir gefällt der Fremde ganz gut, aber es kommt darauf an, was der Doniges von ihm sagen wird. Wenn er ihn lobt, wollen wir morgen Abend wieder hergehn!" — Der biedere Recensent war sich auch der Macht, welche er auf die Geister übte, sehr wohl bewußt, und daraus erwuchs sein unbedingtes Selbstvertrauen, welches übrigens, mehr oder weniger, fast allen großen Männern eigen ist.

Doniges' Aeußeres diente dazu, die persönliche Erscheinung des Kunstrichters imposant zu machen. Groß und stark gebaut, trug er die ganze wohlbeleibte Figur sehr gerade, Bauch und Brust traten hervor, wogegen der Kopf stets etwas nach hinten geneigt wurde, so daß er stolz zum Himmel schaute. Trotz aller Bemühungen hatte es aber dem Edlen niemals gelingen wollen, die Röthe gesunder

Prosa, welche auf seinem breiten Antlitz lag, mit jener interessanten Blässe schwärmerischer Sentimentalität zu vertauschen, und selbst das tägliche Trinken von Weinessig war fruchtlos geblieben. Seltsam kontrastirte mit den dunklen, harten Zügen, die eher einen Bierbrauer, als einen Schöngeist errathen ließen, das weißblonde krause Haar; welche Farbe seine Augen jedoch eigentlich besaßen, erkannte man nicht sogleich, da dieselben hinter den dunkelblauen Gläsern einer Stahlbrille versteckt waren.

Der Kleidung nach gehörte Doniges zwar dem jungen Deutschland an, allein man muß ihn wohl zum jungen Spanien rechnen. Wenigstens trug er die stolze Ueberzeugung in der Brust, daß er aus einem edlen kastilischen Geschlecht entsprossen sei und eigentlich Don Iges heiße. Die Kirchenbücher von Duselburg behaupteten freilich, sein Großvater wäre Töpfer, sein Vater Elementarschullehrer gewesen, doch was gelten solche Beweise gegen die untrügliche Stimme, die in dem Recensenten sprach. Er hing leidenschaftlich an Spanien; er wußte den Mantel wie ein echter Hidalgo umzuwerfen; seine Gedichte schrieb er größtentheils in Trochäen, und es schmeichelte ihn sehr, wenn Jemand spanische Züge in seinem Antlitz zu entdecken glaubte.

Neben dem Don stand Benjamin Christian von Heimannsohn, ein junger Bankier und Kunstfreund, der vor einigen Jahren das alte mit dem neuen Testament vertauscht hatte. Dies war indeß Nebensache; die Hauptsache für ihn blieb das Testament seines Vaters, worin ihm der letztere eine halbe Million vermacht hatte. Sobald das Comptoir geschlossen worden, warf Heimannsohn sich mit glühender Neigung der dramatischen Kunst in die Arme,

und er behielt den unangetasteten Stolz, jeder reisenden Sängerin die kostbarsten Präsente überreicht und die brillantesten Feten gegeben zu haben. Der Jüngling war klein und mager, sein unbedeutendes Antlitz lächelte stets, und sein Ajüstement strahlte in der höchsten Feinheit. Zu bemerken ist noch, daß er nie ohne klirrende Silbersporen daherschritt, obgleich sich Niemand erinnern konnte, ihn jemals reiten gesehn zu haben.

Benno's Wagen hielt, der Reisende stieg aus, grüßte die drei Aufmerksamen kurz, und ertheilte den herbeieilenden Kellnern seine Befehle. In den meisten Gasthöfen Deutschlands hat sich der Fremde nur in zwei Momenten des vollen Diensteifers der Markörs, Hausknechte ꝛc. zu erfreuen, nämlich bei seiner Ankunft, und bei der Abreise, wo es sich um die Trinkgelder handelt. Während der Zeit, welche mitten inne liegt, sieht er mürrische Gesichter, Nachlässigkeit und Nichtachtung seiner Wünsche.

Das gewinnende Aeußere, die hübsche Equipage und das vornehme Wesen unseres Helden hatte die schwerfälligen Beine des Dienstpersonals heute noch besonders in eine schleunige Bewegung gesetzt, und Herr Muster, der gefällige Wirth, führte ihn selbst die breite Stiege hinauf, ihm seine Wohnung anzuweisen.

— Ein schöner Wagen! sagte Heimannsohn zu den Gefährten. Die magern Postpferde passen gar nicht dazu. Ich möchte wohl wissen, wer der Fremde ist?

— Wenn er einen Schnurrbart trüge — bemerkte der Major — so würde ich ihn unbedingt für einen Offizier halten, denn er hat etwas Gemessenes, Sicheres in seinen Bewegungen, wie man es gewöhnlich nur bei Militairs findet.

— Was meinen Sie dazu? wendete der Bankier sich fragend an Doniges.

— Ich meine, erwiederte dieser, und nahm jenes allwissende Lächeln an, welches ihm stets ein so großes Uebergewicht gab — ich meine, wir haben einen bedeutenden Künstler in unsern Mauern.

— Künstler! Wie heißt, Künstler? Meinen Sie, Schauspieler? rief Heimannsohn mit begeisterter Geberde.

— Näher kann und will ich mich nicht auslassen! sprach der zuverlässige Recensent. Aber Sie wissen, daß mein Scharfblick selten trügt.

— Zwei Louisd'or gäb' ich drum, wenn ich wüßte, wer der Fremde ist! betheuerte Benjamin Christian, und in demselben Moment kam der Wirth die Treppe herunter.

— Herr Muster! Pst! rief Pommsdorf dem Eiligen zu, und dieser kam herbei. — Können Sie uns nicht sagen, Herr Muster, weß Standes der Angekommene sein mag?

— Bin selbst neugierig, Verehrtester! entgegnete der Löwenwirth. Aber ich will gleich hinaufgehen und ihm den Fremdenzettel vorlegen, da werden wir's ja wohl erfahren.

Muster ließ sich durch den Ober-Kellner einen mit lithographirten Linien versehenen Bogen reichen, und wollte fort.

— Ich wette noch, daß es ein Künstler ist! sagte Doniges. — „Sie können Recht haben," erwiederte Muster, „denn seine erste Frage war, ob Theater hier sei," und sprang mit gewohnter Eilfertigkeit die Treppe empor.

Als Muster, bescheiden anklopfend, die Zimmerthür öffnete, sah er, daß sein Gast sich's bequem gemacht und eine Havannah angezündet hatte.

— Verzeihen Sie, wenn ich störe! sagte der Gasthofsbesitzer mit einem tiefen Bückling.

— O, durchaus nicht! Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Wirth?

— Danke ergebenst! Ich will Sie nur bitten, den Fremdenzettel gefälligst auszufüllen. Unsere Polizei ist jetzt so streng, und . . .

— Schon gut! Geben Sie her! sprach Benno, und schrieb in den Zettel, daß er „Hagen" heiße, „aus der Residenz" komme, und daß die Dauer seines Aufenthalts „unbestimmt" sei. Alle übrigen Rubriken ließ er leer.

Begierig ergriff Muster das Blatt, doch man merkte wohl, daß ihm die Aufklärung nicht genüge, und er begann zu Hagen: Noch um Eins muß ich Sie bitten, verehrter Herr! Um Ihren Charakter.

— Mein Charakter — entgegnete der Gast, in bester Laune — mein Charakter ist sanft und friedfertig; Mücken, enge Stiefeln und Hunger können mich indeß zuweilen ärgerlich machen. Ich bin nicht geizig, und bedaure nur, daß die Armen so wenig bekommen, wenn ich ihnen die Hälfte meines Vermögens gebe. Leichtgläubig bin ich wie ein Kind, und nichts ist leichter, als mich zu täuschen, aber trotzdem, Herr Wirth! merke ich's doch, wenn man mir statt Chateau Larose einen Grüneberger vorsetzt.

— Ha, ha, ha! Euer Gnaden belieben zu scherzen! rief Muster, pflichtschuldigst lachend. Unter „Charakter" verstehe ich Dero Stand.

— So! Nun das ist nicht auffallend. Man hört heutzutage oft nach dem Charakter fragen, und kommt man

der Sache auf den Grund, dann haben die Leute nur den Stand zu erforschen gesucht.

— Darf ich also gehorsamst bitten, Ihren Stand noch hinzufügen zu wollen!

— Meinen Stand? Weiß ich es denn, welches der meine eigentlich ist? Mein ganzes bisheriges Leben war ja nur ein Experimentiren, um die Antwort auf Ihre Frage zu gewinnen. Und ich fürchte, ich fürchte, wenn ich das Resultat endlich errungen habe, ist der Spiritus beim Versuchen bis auf die Neige verpufft, und es wird dann keine Zeit mehr zu kräftigem Schaffen und Wirken sein.

— Ich verstehe Euer Gnaden wahrlich nicht! sagte Muster.

— Verstehe ich mich doch selber kaum! fuhr Benno, vom Champagnerrausche des Humors ergriffen, fort. — Bald Literat, bald Soldat; bald daheim unter Büchern sitzend, bald frank und frei durch die Länder schweifend; bald ein König in meinen Träumen, bald ein Bettler an Hoffnungen und Wünschen; bald ein liebeseliger Bräutigam, bald ein verlassener Wittwer, ohne je vermählt gewesen zu sein; bald ein Mann in Amt und Würden, bald ein Mittelding zwischen Troubadour und Vagabond — können Sie errathen, was ich bin, Herr Wirth?

— Schauspieler also! erwiederte Muster auf die leidenschaftlich stürmische Frage.

— Schauspieler?! Ja, oder doch wenigstens „a peice of him!“ wie Horatio sagt.

Der Wirth nahm die Feder, füllte die Rubrik aus, empfahl sich dem Gaste, und tanzte wieder die Treppe hinab. Unten wurde er von den drei Erwartungsvollen in Em-

pfang genommen; Heimannſohn griff nach dem Fremdenzettel und las: „Hagen, Schauſpieler. Kommt aus der Reſidenz.“

— Was? rief Pommsdorf. Arminius Hagen, der unvergleichliche Mime, der beim deutſchen Theater in Petersburg engagirt iſt, er weilt in den Mauern von Duſelburg? Es iſt unmöglich!

— Ja, es ſteht doch aber hier ſchwarz auf weiß! betheuerte der ſporentragende Bankier.

Doniges machte ein ſehr ſtolzes Geſicht und ſprach: Meine Herren! Als ich Ihnen beim erſten Anblick ſagte, wir hätten einen großen dramatiſchen Künſtler begrüßt, mußten Sie überzeugt ſein, daß ich näher unterrichtet ſei. Literariſche Freunde hatten mich von der Ankunft des Unerreichten vorher in Kenntniß geſetzt, allein diplomatiſche Gründe bewogen mich, den Namen noch zu verſchweigen. Jetzt, da Sie denſelben erfahren, kann ich, ohne indiskret zu ſein, beſtätigen, daß es wirklich Arminius Hagen iſt.

— Er muß einige Gaſtrollen bei uns geben! Wir wollen ihm einen Fackelzug bringen, und ihm dabei unſere Bitte vortragen! begann der Major.

— O Glück für mein Haus, daß es den göttlichen Künſtler beherbergt! rief Muſter, und entfernte ſich eilig, um die Nachricht auch andern Gäſten mitzutheilen.

— Ich werde ihm zu Ehren ein Diner veranſtalten, was wahrlich ſublim ſein ſoll! ſprach Heimannſohn, und dann begaben ſich die drei Enthuſiaſten in's Theater.

Funfzehntes Capitel.

Empfangs-Feierlichkeiten.

Der erste Akt von Norma war bereits vorüber, als sie dort ankamen. Das begeisterte Kleeblatt trat in's Parquet, und wie ein Lauffeuer stieg, durch den stürmischen Hauch ihrer Worte angefacht, die Nachricht, daß der berühmte Hagen in Duselburg sei, bis zu den Logen und am Ende bis zum hohen Olymp empor. Der Major von Pommsdorf stand neben Frau von Zuckelhausen im ersten Rang, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen beiden:

— Arminius Hagen? Est il possible?

— Ja, meine Gnädigste! Doniges erkannte ihn sogleich, doch war er diskret genug, uns seinen Namen zu verschweigen, bis der Künstler ihn selbst in's Fremdenbuch geschrieben hatte.

— Also Er, der Große, weilt in unsern Mauern? — O, ich bin eine fast leidenschaftliche Gönnerin der dramatischen Kunst! Wie schön sagt Schiller: „Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." — Wird der Hagen hier auftreten?

— So sehr ich es wünsche ... ich glaube es kaum, da er in der Residenz abgeschlagen hat, auch nur eine einzige Gastrolle zu geben.

— Und doch müssen wir alles daran setzen, daß er unsere Bühne betritt. Es wäre ein herrlicher Triumph für Duselburg! Haben Sie noch gar nichts veranstaltet, Herr Obrist-Wachtmeister, ihm die sehnsüchtigen Wünsche des Publikums zu schildern?

— Morgen erſcheint im „Wöchentlichen Anzeiger" ein Gedicht an den Mimen, und Heimannſohn will ihn, damit er nicht fort kann, zum Diner einladen.

— Heimannſohn, der getaufte Iſraelit? Der Menſch hat ja nicht den mindeſten Geſchmack!

— Bitte um Vergebung, meine Gnädigſte! Ich verſichere Sie, er führt einen Rüdesheimer Domdechant im Keller, wie ich ihn niemals vortrefflicher getrunken.

— Nun . . . und weiter?

— Eigentlich müßte der Director Rothwild dem Fremden ſeine Aufwartung machen, aber er kommt erſt dieſe Nacht von Buchenthal zurück, und deshalb bin ich entſchloſſen, noch heut Abend einen Fackelzug für den großen Mimen zu arrangiren.

— Einen Fackelzug! Ah, der Gedanke iſt originell!

— Bei dieſer Gelegenheit, will ich ihm dann ſagen, daß — —

Der Vorhang rauſchte empor, Pommsdorf empfahl ſich mit einer ſtummen Verbeugung, und trat an ſeinen Platz. Im Stillen ward er für den bewußten Zweck, es fanden ſich Theilnehmer genug, und da der Major ſtets Fackeln vorräthig hatte, ſo ſtand der Ausführung des Plans nichts mehr im Wege.

Das Muſikchor durfte ſich nicht aus dem Theater entfernen, die Fackeln wurden geholt, und, als die letzten Töne der Norma verhallt waren, in lodernden Brand geſetzt.

Es war ein weicher, angenehmer Abend. Von Weſten zogen ſtahlblaue Gewitterwolken herauf; kein Mondſtrahl erhellte die grauen Steinmaſſen der Stadt, und der Fackelſchein fiel recht energiſch auf die Häuſerfronten, als der

Zug seine Wallfahrt begann. Voran ging das Orchester, dann folgte der Major, welcher im wahren Sinne lax et tuba des Unternehmens war, und an ihn schlossen sich die Reihen der Fackelträger. Ein dichter Menschenstrom umwogte die Prozession, denn die Gruppen der Spaziergänger kannten den Grund der Feierlichkeit nicht, und waren neugierig, was es denn eigentlich geben würde.

Benno lag im Bette, aber sein Blut wallte zu ungestüm, als daß er hätte einschlafen können. Da vernahm er aus der Ferne Stimmengewirr und die Klänge eines wohlbekannten Festmarsches. Immer näher rückte der Spektakel und concentrirte sich vor dem grünen Löwen. Jubelruf mischte sich in das Getön der Blaseinstrumente, und unser Held, in der festen Ueberzeugung, es wohne irgend eine fürstliche Person, welcher das alles gelte, mit ihm unter demselben Dach, stand von den Pfühlen auf. Er zog den Schlafrock über, und näherte sich dem Fenster.

Unten bildeten die Spielleute einen Kreis, und bliesen schmelzende Compositionen; mehr als funfzig stattliche Männer standen rings um das Orchester, jeder trug eine Fackel, und rothe Lichter sprühten aus dem Dampf hervor. Der unsichre, wechselnde Glanz beschien die Häuser des Marktes, den Thurm einer nahegelegenen Kirche und die Menschenmasse, welche, Kopf an Kopf gedrängt, den breiten Platz erfüllte.

Der erstaunte Kreisarzt öffnete den Fensterflügel, das Schauspiel besser betrachten zu können, aber kaum bemerkte man ihn, so rief Jemand: „Der große Hagen lebe!“ und ein tausendstimmiges „Hoch!“ vom Schmettern der Trompeten begleitet, zitterte durch die Lüfte. Kaum war es ver-

hallt, ſo trat — ehe Benno noch Zeit fand, ſich zu überlegen, ob er auch nicht träume — der Major von Pommsdorf hervor. Derſelbe hielt ihm eine pomphafte Anrede, worin er ſagte: ſie Alle trügen Fackeln, gleich dem Genius der Freude, um ihr Entzücken über die Gegenwart eines ſo hochverehrten Gaſtes auszudrücken. Wüßten ſie aber, daß er ſie ohne Aufenthalt wieder verlaſſen, daß er ihnen nicht vergönnen wolle, ſeine hohen Kunſtleiſtungen anzuſtaunen, dann würde ſich ihre Luſt in Trauer verwandeln, und ſie würden betrübt die Fackeln auslöſchen. — Ein bittendes „Hierbleiben!“ beſchloß die wohlgeſetzte Rede, und donnernd ſtimmte die Verſammlung darin ein.

Hagen wußte nicht, was er von der ganzen Geſchichte halten ſollte, doch ſo viel ſah er wohl, die Feierlichkeit war ihm zu Ehren veranſtaltet, und er brummte halblaut: die Kerle ſcheinen hier complett verrückt zu ſein! Bei dieſer Gelegenheit kam ihm eine Wolke des übelriechenden Fackelqualms in Naſe und Mund, ſo daß er hell aufhuſten mußte, und unten glaubte man, er habe etwas erwiedert. Verſtehen konnten ſie freilich in dem Tumulte nichts, doch waren ſie überzeugt, Hagen könne nichts anderes geſagt haben, als: er werde ſich glücklich ſchätzen, die Zeit ſeiner Muße in einer ſo hochgebildeten, kunſtſinnigen Stadt zu verleben. Dieſe Worte, urſprünglich in der Phantaſie des Majors geboren, flogen von Mund zu Mund, und neuer Beifallsſturm, neues Tuſchblaſen folgte darauf. Dann zog ſich Muſik, Fackelzug und Volksmenge zurück, es wurde ſtill, und Benno ſuchte ſein Lager wieder. Kopfſchüttelnd legte er ſich hin, denn der Vorfall blieb ihm unerklärlich, und während er darüber grübelte, ſchlief er endlich ein.

Am andern Morgen hatte er die ganze Geſchichte vergeſſen, und klingelte dem Kellner, um ſich Kaffee zu beſtellen. Erſt als ihm das braune Moccagetränk gebracht wurde, tauchten die Bilder des vorigen Abends von neuem in ihm auf, denn alles geſchah mit unbegreiflicher Feierlichkeit. Herr Muſter trat in's Zimmer, und erkundigte ſich „pflichtſchuldigſt," wie der allverehrte Gaſt unter ſeinen Penaten geruht habe. Ihm folgte Julchen, die hübſche, ſechszehnjährige Tochter des Wirths, im weißen Kleide, ein blitzendes Kaffeeſervice tragend, das mit einem friſchen Blumenkranz umſchlungen war. Verlegen dankte Benno für die vielen Aufmerkſamkeiten, er lobte das zierliche Arrangement des Frühſtücks, fühlte ſich aber doch herzlich froh, als Vater und Tochter Abſchied nahmen.

Hagen bemerkte nun wohl, dies ganze Treiben müſſe auf Irrungen beruhen; es verſprach ihm indeß Scherz und Zerſtreuung, drum faßte er den Entſchluß, ſich in alles zu fügen, und mit gutem Humor abzuwarten, was ſich daraus entwickeln werde. Man hielt ihn für irgend einen berühmten Mann, ſo viel ſtand feſt, nur hätte Benno auch gern gewußt, welche Rolle er eigentlich zu ſpielen habe. Gottfried, ſein Lohnbediente, war ein gewandter Burſch, aber dieſen mochte er nicht fragen, weil er ſich dadurch leicht verrathen und den ganzen Spaß verderben konnte.

Kaum ſaß er auf dem Sopha und goß ſich eine Taſſe Kaffee ein, ſo kam ein Jockey, der ſich im Namen des Majors von Pommsdorf erkundigte, wie Herr Hagen geruht habe. Der letztere bedankte ſich höflich, ſagte: er befände ſich ſehr wohl, und der Bediente ging. Nun nahm unſer Held ein Stück von dem duftigen Kuchen, der eigens für

ihn gebacken war, und wollte frühstücken — aber schon wieder klopfte es. Benno rief „herein!“ und ein kleiner, schwächlicher Mann mit blöden Augen stolperte über die Schwelle. Voll Unsicherheit näherte er sich dem Sopha, stieß beinahe das Porzellanservice um, und stellte sich als den Registrator Süßmilch vor. Benno mußte — er mochte wollen, oder nicht — höchst erfreut sein, ihn kennen zu lernen; er bat ihn, Platz zu nehmen, und fragte nach seinem Begehr.

Süßmilch holte ein ziemlich starkes Manuscript aus der Tasche, stotterte eine unabsehbare Reihe von Entschuldigungen, und brachte erst nach längerer Zeit die Erklärung heraus: es sei ein Trauerspiel von ihm. Da er nicht wisse, ob er wirklich wagen dürfe, dasselbe einer Bühnen-Direction anzubieten, habe er sich ein Herz gefaßt, es dem großen Hagen vorzulegen, und sich sein Urtheil zu erbitten.

Benno schlug das Titelblatt auf und las: „Conradin von Schwaben. Eine Tragödie in fünf Akten, nebst einem Vorspiel.“ Der unfreiwillige Kunstrichter wunderte sich darüber nicht, denn so viel wußte er auch von unserer dramatischen Literatur, daß unter Deutschlands Poeten immer der dritte Mann seinen „Conradin“ geschrieben hat. Der letzte unglückliche Hohenstaufe ist das Pas, womit junge Dichter gewöhnlich ihre dramatischen Tanzübungen beginnen. Während Benno den zitternden Registrator durch einige schmeichelhafte Worte über die vortreffliche Wahl beglückte, sah er seinen Kaffee kalt werden. Er ersuchte den angehenden Shakespeare, oder vielmehr Raupach, ihm das Opus auf einige Tage zu überlassen; dieser willigte hochentzückt in den Vorschlag, und ging, sich fortwährend ver-

beugend, rückwärts zur Thüre hinaus. Seufzend dachte Hagen: es giebt doch kein geplagteres Wesen, als einen berühmten Mann! und trank den eiskalten Kaffee. Noch schlürfte er denselben, als Herr Heimannsohn, unser Bekannter von gestern, im nobelsten Reitkostüm, mit Sporen, Gerte und gelben Glacéhandschuhen, eintrat

— Bin ich so glücklich, den Mann vor mir zu sehn — sprach der Bankier pathetisch — dessen Ruf von den Alpen bis zum Kaukasus ertönt?

— Mein Name ist Hagen! erwiederte Benno, nicht ohne ein Lächeln, obgleich er bereits anfing, sich an seine Berühmtheit zu gewöhnen. — Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?

— Benjamin Christian von Heimannsohn! sprach der kunstsinnige Jüngling, doch brachte er den Namen etwas undeutlich vor, damit er einen mehr occidentalischen Klang bekam.

Der Bankier nahm Platz; er lud Benno zum Diner ein, und fügte beiläufig hinzu, daß es demselben vielleicht nicht unangenehm sein werde, die Elite von Duselburgs Bewohnern an seinem Tische zu finden. Der Held des Tages lehnte alles dankbar ab, doch Heimannsohn drängte und bat so unaufhörlich, daß jener am Ende zusagte, um ihn nur los zu werden. Noch immer erfuhr Benno nichts Näheres, denn Benjamin Christian war eben so mysteriös in seinen Anspielungen, als überhaupt undeutlich in der Rhetorik. Es fand offenbar zwischen der deutschen Sprache und ihm eine gewisse Spannung, ein veralteter Religionshaß statt, der, trotz aller Bekämpfungen, nicht zu unterdrücken war.

Nachdem der Musenfreund sich noch über Schiller und Austern, über Dramaturgie und Kastorhüte, über Ballet

und Reitpferde ausgelaſſen hatte, empfahl er ſich, und Benno athmete wieder frei. — Wenn ich nur errathen könnte, ſagte er zu ſich ſelbſt, was die Menſchen von mir wollen. Für's Erſte iſt mir mit ſolchem Incognito ſehr gedient, denn ich gewinne Zeit zum Prüfen, ob ich hier in Duſelburg eine geiſtige Lebensluft finde. Aber wüßte ich wenigſtens, ob man mich für einen Dichter oder Maler, für einen Feldherrn oder eine Ballettänzerin hält, dann wäre mir ein ſchwerer Stein von der Seele gehoben. Es mag leicht ſein, für etwas zu gelten, was man nicht iſt, allein ich weiß ja nicht einmal, wofür ich gelte . . .

Dieſer Monolog wurde durch Klopfen unterbrochen, und eine junge Frau erſchien am Eingange. Sie war ſchlank und reizend gewachſen, doch zeigten die Formen eine gewiſſe Welkheit, wie ſie vom forcirten Lebensgenuß wohl zu entſtehen pflegt. Die Züge ihres Antlitzes waren regelmäßig ſchön, beſonders der Mund hatte viel Anmuthiges, und die Oberlippe ſträubte ſich ein wenig empor, geſunde Zähne enthüllend. An die Wangen und Schläfen legten ſich ſtarke, rabenſchwarze Flechten, und ihre blaugrauen Augen rollten wie lüſterne Sterne umher. Mit den letzteren kontraſtirte jener blöde, zögernde Ausdruck, den die Dame annahm, als ſie auf der Schwelle des Zimmers ſtand, und Benno, die Geſetze der Courtoiſie niemals vergeſſend, ihr entgegentrat, ſie höflich zum Näherkommen nöthigend.

Nachdem ſie ſich auf dem Divan placirt hatte, merkte unſer Freund wohl, daß ſie ihm etwas ſagen wolle, wobei ihr Gottfried's Gegenwart hinderlich ſei. Ein Wink entfernte denſelben, und bald wurde die Fremde dreiſter. Mit

einer Schüchternheit der Stimme, welche mehr künstlich als natürlich schien, erzählte sie Folgendes: Ich bin von guten Eltern, die in einer sächsischen Stadt leben, wo mein Vater Beamter ist. Ich erhielt eine strenge, fast klösterliche Erziehung, und ruhig blieb's in mir, bis ich auf der Bühne den Schauspieler Engelhard sah. Es entspann sich ein Verhältniß zwischen uns, wir hatten heimliche Zusammenkünfte, und da wir wohl wußten, daß die Eltern nie in unsere Verbindung willigen würden, so entführte er mich. Ohne den Segen der Kirche empfangen zu haben, folgte ich ihm als Weib; vor acht Monaten genas ich eines Kindes, und merkte nun, daß er meiner bereits überdrüssig war. Bald darauf ging er mit einer verworfenen Aktrice durch, welche die Buhlerinnen stets voll frecher Wahrheit gespielt hatte; er ließ mich und sein Kind arm, hülflos, der Schande Preis gegeben zurück. Ach Gott! Erst neunzehn Jahre bin ich alt, bin Mutter, ohne Gattin zu sein, bin elend und verwaist! . . .

Die Erzählerin nahm ihr Tuch und drückte es an die überfließenden Augen. Benno rückte ein wenig mit dem Stuhl, um die Pause abzukürzen, denn Rührung und Ungeduld kämpften in ihm. Die Dame ermannte sich, und fuhr fort. Zwar schrieb ich meinen Eltern flehentliche Briefe, allein sie antworteten mir nie. Sie haben mich verbannt, verstoßen! O mein Herr! sagte sie, sich näher zu Benno neigend. Sie sind auch Schauspieler . . .

Hagen horchte hoch auf bei diesem Wort; es fing an, sich ihm wie eine Gasbeleuchtung zu entfalten, doch unterbrach er die Rednerin nicht, und diese sprach: Sie werden sich meiner annehmen! Der Ruf eines trefflichen Charakters

zieht Ihnen voran! Trösten, stützen, retten Sie mich, und ich will Ihnen dankbar sein, wie ich es nur kann. Ach, ich bin ja erst neunzehn Jahre alt!

Benno war verlegen; es schien durchaus nicht, als ob er Lust habe, der Bachus von Engelhard's verlassener Ariadne zu werden. Diese schwieg jetzt, als erwarte sie den Erfolg ihrer Beredtsamkeit, und da sie das Schnupftuch hatte fallen lassen, so bückte sich Benno, es aufzuheben. Er legte aber der Dame mit dem Tuch zwei Goldstücke in die Hand. Hoch wußte sie die Diskretion zu schätzen, sie dankte nicht laut für die Gabe, sondern preßte im Stillen glühend des Wohlthätigen Hand. Dann warf sie ihm einige Flammenblicke zu, und erst als alles fruchtlos blieb, verließ sie, mit einer seriösen Verbeugung, das Zimmer.

Das scheint mir eine saubere Pflanze — sagte Benno zu sich selbst, als er allein war — und ich hätte meine zwei Louisd'or wohl auch besser anwenden können! Aber sie hat dieselben redlich verdient durch die Aufklärung, die sie mir über meine Person verschaffte. — Also Schauspieler bin ich, und zwar ein berühmter Schauspieler! Wer hätte das je gedacht? — Nun meinetwegen! Wenn die Maske auch unbequem ist, so schützt sie doch vor dem Erkennen. Jetzt will ich übrigens die Thür verriegeln, damit die Gallerie von Besuchen, die ich empfangen, und die aus wahren Cabinetstücken besteht, nicht noch vergrößert werde!

Sechszehntes Capitel.

Der Schauspieldirector Rothwild.

Es war die höchste Zeit, daß Benno den Riegel vorschob, denn schon wieder kamen Tritte über den Vorsaal, und zwar noble, belletristische Schritte. Don Iges, der Andalusier, nahte sich, welcher, trotz der Frühjahrshitze, seinen Hidalgomantel trug, um das Kostüm malerischer zu machen. Seine Hand hielt ein Blatt des „Wöchentlichen Anzeigers," jedoch nicht auf das gewöhnliche aschgraue Papier, sondern auf rosa Velin gedruckt. Der Literat hatte nämlich die halbe Nacht am Schreibtische zugebracht, den großen Hagen zu verherrlichen; mit Sonnenaufgang war der Druck begonnen worden, und das Blatt enthielt, außer Gedichten und prosaischen Aufsätzen an und über den Mimen, nur noch einige Wirthschaftsregeln, z. B. „gegen die Blähsucht des Rindviehs," „neuen Pelzen den übeln Geruch zu entziehen," „aus den Bettstellen die Wanzen zu vertreiben" u. s. w.

Don Iges erschien jetzt in eigner Person, dem Gefeierten die papierne Lorbeerkrone darzubringen, und er memorirte auf der Treppe noch einmal die köstliche Anrede, die er dem Künstler zu halten gedachte. Darin war zuerst von Rußland, dann von Deutschland im Allgemeinen, hierauf von Duselburg insbesondere und endlich auch von Spanien die Rede, wobei der Don auf seine Abkunft hindeutete. Mit einem Worte: Jedermann mußte das Ganze für ein rhetorisches und geographisches Meisterstück erklären, und man kann sich die Ueberraschung des edlen Kritikers denken, als er, eben den Finger zum Anklopfen krümmend, drinnen

den Riegel raſſeln hörte. Verblüfft ſtand er einige Secunden ſtill, das „Herein!“ erwartend. Allein im Zimmer regte ſich nichts, auch wiederholtes Klopfen blieb ohne Erfolg, und doch wußte Doniges, daß Hagen noch nicht ausgegangen. Er hielt alſo einen Kriegsrath, was hier anzufangen ſei. Wäre ihm daſſelbe bei weniger berühmten Künſtlern begegnet, er würde es ſehr übel aufgenommen und alle ihre Leiſtungen im „Wöchentlichen Anzeiger“ ſcharf gegeißelt haben. Hier aber ſtand ihm eine hochgefeierte Perſönlichkeit gegenüber; mit Tadel oder Verachtung konnte nichts ausgerichtet werden, und außerdem hatte er ja den Fremden bereits a priori unmäßig gelobt.

All dieſes erwog der Don in ſeinem andaluſiſchen Haupte, faßte dann ſchnell einen Entſchluß, und verließ den grünen Löwen. Schnurgerade richtete er den Schritt zu Salami's Reſtauration, wo immer um dieſe Zeit Offiziere und Civiliſten beim Frühſtück zu ſitzen pflegten. Der Redakteur trat etwas geräuſchvoll in die kühle, mit Weinreben bemalte Trinkſtube, warf den Mantel ab, und laute Begrüßungen ſchollen ihm entgegen.

— Guten Morgen, theurer Don! rief der Aſſeſſor Pickel mit Stentorſtimme durch's Getöſe. Setzen Sie ſich zu uns, und erzählen Sie, was es Neues im Städtchen giebt.

— Ja, ſetzen Sie ſich zu uns her, und trinken Sie ein Gläschen Sekt! ſprach Herr von Heimannſohn, indem er Champagner für Doniges eingoß.

— Ich muß eigentlich danken! erwiederte der Schöngeiſt. Es möchte zu viel werden, denn ich habe ſo eben mit Arminius Hagen eine Flaſche geleert.

— „Sie waren bei dem Künstler! — Was macht er? Wie lange bleibt er hier? — Wird er auftreten? — Erzählen Sie geschwind!“ So dröhnte es durch den Saal. Aber Don Iges, mit jener classischen Ruhe, die ein Erbtheil spanischer Granden ist, trat an den Tisch, ohne irgend exaltirt zu sein, oder sich durch die stürmischen Fragen hinreißen zu lassen. Er nahm einen Stuhl, setzte sich, und schlürfte mit prüfender Kennermiene das Glas Jaquesson-Buzot hinunter. Dann lehnte er sich zurück, und begann, während er mit dem Handschuh seine Brille putzte:

— Heute Morgen empfing ich ein sehr schmeichelhaftes Billet von dem großen Künstler, worin er mich bat, ihm die Zeit zu bestimmen, wann mich sein Besuch am wenigsten stören würde. Eingelegt waren die Empfehlungsschreiben zweier berühmten Schriftsteller aus Süddeutschland, worin mich dieselben baten, ihm günstig und förderlich zu sein, falls er länger in Duselburg verweilen sollte. Man sieht hieraus, daß der ausgezeichnete Mime die Kritik schätzt und ehrt, und daß er darnach strebt, mit ihren Wortführern vertraut zu werden. Sie wissen, meine Herren, es ist mein Grundsatz, dem Stolze stolz, der Bescheidenheit aber bescheiden entgegen zu treten. Ich kleidete mich deshalb an, und ging zu Hagen. Kaum kann ich Ihnen schildern, wie froh und herzlich er mich empfing; ich mußte durchaus eine Flasche Sekt mit ihm trinken, und als wahre Freunde trennten wir uns.

— Wird er in Duselburg auftreten? erkundigte sich der Lieutenant von Knirps-Stablowski.

— Mich darüber auszulassen, verbietet mir die Pflicht! sprach Don Iges mit geheimnißvoller Miene. Denn was

mir Hagen mittheilte, geſchah nur im Vertrauen auf meine Diskretion.

— Bei Gott, das iſt ſchön von Ihnen! das gefällt mir! ſagte Heimannſohn.

— Ach, er würde gewiß ſpielen — nahm der dicke Rentamtmann Bückling das Wort — wenn unſer Theaterdirektor nicht ſolch ein Einfaltspinſel wäre.

— Sie haben Recht, Herr Rentamtmann! rief der Aſſeſſor. Es kann einem Künſtler keine Freude machen, auf der Bühne dieſes Rothwild zu gaſtiren; er iſt die Dummheit in der Blüthe.

— „Es liebt der Neid das Strahlende zu ſchwärzen
„Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!“
recitirte Weichſelmüller, der erſte Heldenſpieler des Duſelburger Theaters.

— Iſt es denn wirklich wahr, daß der Direktor nicht ſchreiben kann? fragte Herr von Knirps-Stablowski, welcher erſt vor Kurzem zur hieſigen Garniſon verſetzt worden.

— Weder ſchreiben, noch leſen! entgegnete Bückling. Ich fand ihn einmal im Kaffeehauſe, wo er anſcheinend eifrig die Zeitung las. Verwundert ſah ich ihn an, doch bemerkte ich bald, daß er das Blatt verkehrt hielt, und als ich ihn darauf aufmerkſam machte, antwortete er mir ganz unerſchrocken: „Ja, ſehen Sie, ich bin links!“ Seitdem finde ich, daß er an öffentlichen Orten nur ſolche Blätter nimmt, welche eine Vignette tragen, wodurch jeder Irrthum unmöglich wird.

— Der Theaterſecretair erzählte mir ein Geſchichtchen, das auch nicht übel iſt, ſagte Don Iges. Rothwild bekam einen Brief, und gab ihn dem jungen Manne zum Vor-

leſen. Das Billet doux fing mit den Worten an: „Zwar verdienen Sie gemeiner Menſch gar nicht ꝛc.“ Der Direktor mochte wohl ahnen, daß noch andere ähnliche Schmeicheleien folgen würden, deshalb hielt er dem Secretair die Ohren zu, damit dieſer nichts hören ſollte, und rief: „So! Nun können Sie weiter leſen.“

— Iſt es denkbar — ſprach der Lieutenant wohlgefällig — daß ein gebildeter Menſch weder ſchreiben noch leſen kann!

— Mir fällt eben der unvergleichliche Spaß ein, den ich mit ihm erlebte, begann Pickel. Einſt hat Rothwild einen Termin; ich nehme ihn zu Protokoll, und reiche ihm nachher die Feder zur Unterſchrift. Neugierig war ich, wie er ſich benehmen würde, aber er ſagte: „Wozu brauche ich eine Feder? das hab' ich mir bequemer eingerichtet!“ Und zu meinem höchſten Erſtaunen zog er eine Schablone, ein Farbentöpfchen und einen Pinſel aus der Taſche hervor. Ein paar Striche machte er, und deutlich, wenn auch etwas dick, ſtand auf dem Papier: Rothwild, Theaterdirektor.

Weichſelmüller lachte herzlich, und begann darauf: Herr Aſſeſſor, ich danke Ihnen für dieſen koſtbaren Beitrag zur Charakteriſtik unſeres Direktors, und werde ſorgen helfen, daß die Hiſtorie gebührend in's Publikum kommt, denn si non e vero, e ben trovato. Ich habe gleichfalls ſchon ſehr hübſche Dinge mit Rothwild vorgehabt. Wir ſind beide in Geſellſchaft, und es werden Schreibſpiele arrangirt. Als man die Zettel öffnet, iſt der Eine leer; ich betrachte ihn genau, und erkläre dann mit Beſtimmtheit: „Dieſe Handſchrift kenne ich; ſie gehört dem Herrn Direktor.“

Rothwild nimmt aber den Scherz ſehr übel auf. Er ſtellt mich zur Rede und ſagt: „Warten Sie nur! ich ſchreibe mir das hinter die Ohren.“ Ganz recht — erwiedere ich ihm — dann haben Sie's auf Pergament.

Die Geſellſchaft wurde immer heitrer und weinlauniger. Wie gewöhnlich, wenn dies Capitel einmal angeſtimmt war, jagte eine Anekdote von Rothwild die andere, und Jeder wollte ſelbſt erlebt haben, was er erzählte. Wirklich war das Stichblatt eine unbegreifliche, beinahe fabelhafte Figur; coloſſale Dummheit, gigantiſche Unwiſſenheit und pyramidale Arroganz vereinigten ſich in der Perſon des Schauſpieldirektors. Von Jugend auf zum Pferdehändler erzogen, hatte er bei dieſem Gewerbe bedeutendes Vermögen erworben und hatte einen großen Theil der Duſelburger Theateraktien an ſich gebracht. So gelangte er zuletzt in Beſitz der Kunſtanſtalt, wurde Direktor, und benahm ſich in dieſer Stellung, wie der Pavian, welcher zufällig über die Staffelei eines Malers gekommen iſt.

Mögen auch die Geſchichten, die man ihm nacherzählte, theilweis nur Erfindungen geweſen ſein, ſo ſchildern ſie das dramaturgiſche Monſtrum doch, und wir belauſchen deshalb unſere fröhlichen Trinker noch eine kurze Zeit.

Don Iges war an der Reihe, und ſprach: Es können jetzt etwa acht Monate her ſein, als Signora Malcheſini, die Nachtigall der Nachtigallen, das Theater der Reſidenz verließ. Ich machte den Direktor auf dieſe Perle aufmerkſam. „Bei Gott,“ rief er, „wenn ſie in Europa bliebe, ſollte ſie keine andere Bühne, als die meinige, beſitzen, aber — ſie geht nach Italien!“

— Neulich ging ich zur Auktion, wo die Nachlassenschaft des alten Generals Uhlich versteigert werden sollte — erzählte der Rentamtmann. Rothwild begegnete mir und fragte mich, was heute dort vorkäme. „Zuerst die Waffensammlung, dann die Ordens-Dekorationen," antwortete ich ihm. Ich habe leider keine Zeit — sagte er — doch Sie thun mir wohl den Gefallen, und kaufen für mich eine schöne Waldgegend, wenn eine unter den Dekorationen ist.

Auch Pommsdorf, der inzwischen angelangt war, wollte seinen Beitrag zur Charakteristik des Rothwilds geben, worauf man hier Jagd machte, und er begann: Als Se. Durchlaucht, unser gnädigster Fürst, das letzte Mal durch Duselburg kam — Sie wissen meine Herren, wie huldvoll Se. Durchlaucht sich nach der Fußwunde zu erkundigen geruhten, die ich im Feldzuge bekommen habe — besuchte der Landesherr das Theater. Rothwild führte den Fürsten in die Loge ein, und sprach mit tiefen Verbeugungen: „Ich halte es für meine Pflicht, Eure Durchlaucht aufmerksam zu machen, daß Sie geruhen möchten, Hochdero Kopf nicht zu weit vorzustecken, denn die Leute im zweiten Rang haben die Gewohnheit, von oben herunterzuspucken."

— Vortrefflich! rief der Musikdirektor Bunkenbach, der dem Direktor besondere Malice nachtrug, seitdem dieser ihn abgesetzt, und einen andern Capellmeister angestellt hatte. — Es klingt wie Uebertreibung, aber gewiß ist alles buchstäblich wahr! Was habe ich nicht für tolle Dinge aus seinem Munde gehört! Einst tritt Madam Schlipfeken-Füpelhausen als Donna Anna auf, und ich lobe ihre brillante Stimme. „Das ist gar kein Wunder, daß sie schön singt," erwiederte er mir. „Es liegt in

der Familie! Ihr Vater war ein berühmter Kastrat in Dresden!"

Während die ganze Versammlung über die letzte Anekdote ein rechtes Göttergelächter anstimmte, ging die Thür des Zimmers auf, und der Wolf aus der Fabel zeigte sich den erstaunten Blicken. Herr Direktor Rothwild erschien. Man hätte in dem unscheinbaren Menschen mit dem wollig braunen Haar und den hechtfarbigen Augen gar nicht so viel Unterhaltungsstoff vermuthen sollen; er sah ganz prosaisch dumm aus. Aber kaum zeigte er sich, da verstummten die Lacher, denn nur in seiner Abwesenheit verspotteten sie ihn. Sobald man ihn sah, war man lauter Artigkeit und Freundschaft; es hatte Jeder so seine geheime Ursache, weshalb er es mit Rothwild nicht verderben mochte. Don Iges bekam ein Freibillet; Pommsdorf und der Assessor wurden oft beim Direktor eingeladen; Heimannsohn hatte freien Eintritt zu den Proben; Bunkenbach hoffte noch immer, die Capellmeisterstelle zu gewinnen, und vom Rentamtmann Bückling besaß Rothwild mehrere jener kleinen, werthvollen Handschriften, die man gewöhnlich „Wechsel" nennt.

Solche Gründe brachten unsere Bekannten in Bewegung, und stürmisch eilten sie dem Verhöhnten entgegen, ihn höflich zu begrüßen.

— Nun! Wissen Sie denn auch die große Neuigkeit schon, bester Freund? redete der Major ihn an.

— Nein, ich steige diesen Augenblick vom Wagen. Was giebt es?

— Denken Sie nur, Arminius Hagen, die Krone der dramatischen Kunst, befindet sich in Duselburg.

— Warum wundern Sie sich darüber? fragte Rothwild mit unerschütterlicher Ruhe und Arroganz. Gewiß wird er von mir und meinem Theater gehört haben, und wird hergekommen sein, sich selbst von der großen Vortrefflichkeit meiner Kunstanstalt zu überzeugen.

Alle waren verblüfft beim Anhören dieser Worte, aber niemand wagte etwas darauf zu erwiedern. Nur der Lieutenant von Knirps-Stablowski meinte: „Ob Hagen hier wohl auftreten wird?"

— Wie können Sie nur so fragen, Herr Lieutenant? rief der Direktor. Gewiß wird er auftreten! Ich gehe sogleich zu ihm, um ihn einzuladen und das Nöthige zu verabreden. Wo logirt er denn?

Man sagte ihm Bescheid, er verließ die Restauration und wollte geradewegs nach dem grünen Löwen hinüber. Allein auf dem Markte stand er still, und sagte zu sich selbst: „Halt! Es ist doch besser, wenn ich mir vorher den Orden einmache. Er kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln."

Nachdem Rothwild diesen Vorsatz ausgeführt hatte, trat er, das Kreuz im Knopfloch, bei Benno ein. Was zwischen den Beiden verhandelt wurde, läßt sich nicht vollständig ermitteln, nur das Ende der Unterredung ist uns bekannt. Herr Muster, der Wirth zum grünen Löwen, konnte nämlich zuletzt seine Neugierde nicht mehr zügeln; er schlich leise die Treppe empor, lauschte draußen auf dem Corridor, und vernahm Folgendes:

— Sie sind ein unvergleichlicher Schauspieldirektor! sagte Benno lachend. Kennen Sie Schiller?

— Wie werd' ich ihn nicht kennen — erwiederte Rothwild. Zwei Jahre hatte ich ihn als Paukenschläger, und ich muß gestehn, er war ein Künstler auf seinem Instrument. Aber ich ließ ihn gehen, denn er benahm sich widerspenstig, und das darf man nicht dulden bei einer ordentlichen Kunstanstalt. Eines Tages komme ich in die Opernprobe; da sitzt mein Herr Schiller und rührt sich nicht. Ich frage ihn, warum er nicht paukt, und, denken Sie, er antwortet mir: „Ich habe nichts zu thun!" Nun werde ich hitzig. „Sie wollen nur nichts thun!" rief ich. „Für Nichts-zu-thun-haben bezahl' ich Sie nicht. Den Augenblick fangen Sie an zu pauken!" Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so unterstand sich der Mensch, mir gerade in's Gesicht zu lachen; ich lohnte ihn ab, und wir waren geschiedene Leute.

— Vortrefflich! sprach Hagen. Kennen Sie Tieck?

— Aha! ich weiß schon, Sie meinen Kritik! äußerte der Direktor. Den kenne ich auch! Der Mann schreibt sehr viel, doch er ist schändlich grob, und ich werde ihm nächstens einen Injurienprozeß machen."

— Umarmen Sie mich! rief Benno mit unauslöschlichem Lachen. Hier haben Sie meine Hand, ich spiele auf Ihrer Bühne.

— Und was denn? erkundigte sich Rothwild froh.

— Ja, was denn gleich? überlegte der neue Akteur. Nun, meinetwegen . . . Goethe's Faust.

Siebzehntes Capitel.

Abenteuer auf der Jagd.

Nach wenigen Tagen ſah der fürſtliche Kreisarzt Benno van der Hagen ſich ganz vom Strom der Künſtler, Kunſtrichter, Kunſtkenner und Kunſtfreunde Duſelburgs ergriffen. Man ſtreute ihm Weihrauch; alle Damen eilten an's Fenſter, wenn er vorüber ging; jedes Wort, das er ſprach, wurde wiederholt und bewundert — er war der Löwe des Tages. Benno fühlte ſich ſehr behaglich in dieſer angenehmen Stellung, er that nichts, den allgemeinen Irrthum zu entfernen, und lebte ſich immer mehr in die Rolle des Schauſpielers Hagen ein. Jetzt erſt wurde ihm die ganze Freiheit, der ganze Reichthum eines Künſtlerdaſeins kund, jetzt erſt preßte ihn der Gedanke ſeiner eigenen Gebundenheit recht ſchwer danieder. Wie anders wäre ſein Auftreten hier geweſen, hätte er ſich den Leuten als Beamter vorgeſtellt, die nöthigen Beſuche gemacht und das Kreislazareth inſpicirt. Vor den trüben Mauern und Fenſtern deſſelben empfand er ein inneres Grauen, und die Straße, in welcher es lag, vermied er, wo es irgend möglich war.

Goethe's Fauſt befand ſich nicht auf dem Repertoire; die Rollen mußten ausgeſchrieben, vertheilt und ſtudirt, es mußten Koſtüms und Dekorationen angeſchafft werden. Hierdurch entſtand eine Verzögerung, und Benno konnte ſeine bedeutende Partie auswendig lernen, denn ohne daß er eigentlich täuſchen wollte, zog ihn das Traumleben, in welches er ſich muthwillig geſtürzt, mit fort, und er beſaß nicht Energie genug, es plötzlich wieder abzuſchütteln. Den Fauſt hatte er ſo oft geleſen, entweder für ſich allein, oder

in ästhetischen Cirkeln, daß er ihn jetzt nur einige Male durchzusehen brauchte, und bald fehlte ihm, bei seinem seltenen Gedächtniß, keine Sylbe mehr.

Alle Bewohner der Stadt bemühten sich, unserm Helden eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und jedes Haus, das auf guten Ton Anspruch machte, mußte ihn als Gast bei sich gesehen haben. Mit einem Wort: Benno war das Ideal der Frauen und der Gegenstand des Neides unter den Männern. Hauptsächlich zeigte Heimannsohn sich stets bemüht, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben, und wenn ihn dabei auch die Selbstgefälligkeit spornte, so muß man doch zugestehn, daß er wahrhaft sinnreich auf wechselnde Zerstreuungen bedacht war. Für heute hatte er eine Jagdpartie arrangirt, und erschien in grün sammetner Pikesche, mit blitzend neuem Waidgeräth, um Benno abzuholen.

„Zwar ist die Jagdzeit noch nicht eröffnet!" sagte der junge Cavalier. „Aber nach Paragraph 7328 des Forstgesetzbuches, darf man zu hohen Fest- und Feiertagen wohl ein Stück Wildpret schießen, und auch ein junges Häschen wird uns erlaubt sein."

Benno stieg mit Pommsdorf, Doniges und Heimannsohn in den Wagen, und der letztere war heute besonders aufgeräumt. Er gerirte sich völlig als Waidmann, und hatte gestern eifrig eine Jagdsprache studirt, wodurch seine Unterhaltungen eben so sehr an Originalität, als an Undeutlichkeit gewannen. Zum Don sagte er: „die Wolke gehe ihm schon bedeutend aus," und unser Belletrist war sehr verletzt, als er hörte, jener habe sein Haar gemeint. Den Major aber fragte Herr von Heimannsohn: „Wes-

halb er so nach der Wagentasche äuge? Ob er etwa Lust spüre, sich ein wenig zu äsen?"

Unterwegs erzählten die drei Freunde viel von ihren Nimrodsthaten, und namentlich war Pommsdorf unübertrefflich in Münchhausiaden. Wenn man ihm zuhörte, mußte man ihn für eine zweite verbesserte Auflage des wilden Jägers halten, und doch wußten seine Bekannten, daß er nur an der Tafel das Wildpret treffe, daß er es wohl zerlegen, aber nicht erlegen könne. Die Dorfschaft, deren Jagdgebiet Heimannsohn gepachtet hatte, lag fast zwei Meilen von Duselburg, und der Weg führte durch eine angenehme Bruchgegend, durch grasfrische Savannen und kühle Elsengebüsche hin. Endlich war das Ziel erreicht, doch niemand kannte die Grenzen genau, und man fürchtete, auf fremdes Gebiet zu kommen. Der Schulze des Dorfs bemerkte von fern, die Fremden befänden sich in irgend einer Verlegenheit, und dienstwillig trat er zu ihnen heran. Derselbe besaß eine große, markige Figur; sein Haar bleichte bereits, während sein Antlitz noch das gesunde Roth eines Jünglings zeigte. Höflich grüßend zog er den breitkrämpigen Hut, wodurch das schlichte graue Haar, von einem Messingkamm gehalten, sichtbar wurde. Der Schulze wendete sich an Heimannsohn, und fragte: „Was ist Ihnen gefällig, Excellenz?"

Excellenz! Wie ein galvanischer Schlag wirkte dies Wort auf den ritterlichen Bankier. Er richtete sich stolz empor, ließ das Haupt ein wenig in den Nacken sinken, steckte die rechte Hand vorn in die Weste, und sprach mit unnachahmlicher Würde:

— Kennt Ihr mich denn, Alter?

— „J!“ antwortete der ehrliche Bauer. „J, ich werde doch dem alten Schmul Heimann seinen Sohn wohl kennen!“

Heimannsohn erblaßte; einen solchen Fall, wie er in diesem Augenblick, hatte Vulkan kaum gethan, als er zum Himmel hinausgeworfen wurde. Pommsdorf und der Andalusier lachten einander heimlich zu, doch Benno empfand Mitleid mit der degradirten Excellenz, und gab deshalb dem Gespräch schnell eine andere Richtung. Der harmlose Dorfschulze zeigte ihnen die Grenzen des Jagdgebietes an, und unsere vier Stakelberge begannen ihr Waidwerk. Allein, dasselbe wollte nicht so recht gelingen; fortwährend herrschte Unordnung, und Adolph Schrödter aus Düsseldorf würde hier vortreffliche Fortsetzungen zu seinem Cyklus von Sonntagsjägern gefunden haben. Bald ging ein Schuß unerwartet los, bald versagten die Flinten, bald jagten die Hunde auf ihre eigene Hand und folgten keinem Ruf. Don Iges stand in einer Schonung, den Wechsel des Wildes zu erwarten; neben ihm machte ein junger, furchtloser Hase seine Männchen, und der kurzsichtige Redakteur schoß ihn nicht. Er hielt ihn nämlich für einen Bauerknaben, winkte ihm endlich voll Humanität mit der Hand, und sagte: „Weg da, Kleiner! Hier wird geschossen.“

So wurde die Jagd für Benno eine Quelle wahrhaften Vergnügens, obgleich er wohl einsah, daß sie keinen Braten mit nach Hause bringen würden. Der Major Pommsdorf konnte sehr gut schießen; treffen that er freilich nie, doch behauptete er stets, das Wild müsse augenblicklich fallen. So hatte er denn auch auf einen Hasen, der ihn beinahe umrannte, losgedrückt, allein Monsieur Lampe ging mit Siebenmeilenstiefeln davon.

— „Nun, der ist krank!“ rief der Major. „Er wird sicher nicht mehr weit gehen. Diana, hier! Hierher! Wenn die verdammten Hunde nur pariren wollten!“

Indem kam ein Bauer des Weges, den das Häschen eingeschlagen hatte, und Pommsdorf fragte ihn sogleich, ob er dem Ausreißer begegnet sei. Jener bejahte das.

— „Haben Sie nicht bemerkt, ob er schweißte?“ erkundigte Pommsdorf sich.

Der einfache Landmann war mit den Feinheiten der Waidmannssprache völlig unbekannt, doch glaubte er, der Major interessire sich besonders für die Transpiration des Hasen, und erwiederte höflich:

— „Nee, ick habe nischt bemerkt, aber wenn he noch lange so löft, denn wird he wohl schweeßen.“

Heimannsohn brauchte indeß durchaus nicht mehr zu laufen; der Schweiß troff ihm bereits in Strömen von der Stirn. Die Sonne brannte wirklich ganz entsetzlich, und es war gut, daß er ein Signal zum Ausruhen geben ließ.

Man lagerte sich unter Weiden und Erlengebüsch, am Rande eines vorüberrauschenden Baches, und der Wirth hatte für ein sehr vollständiges Mahl gesorgt. Sein Livreejäger benahm sich jetzt außerordentlich geschickt; er legte die Speisen vor, und brachte den Wein herbei, nachdem er ihn in den Fluthen des Quells abgekühlt hatte. Benno's Gefährten wurden, je mehr sie tranken, immer lustiger; helle Jagdlieder sangen sie, und renommirten wieder, als ob sie nie einen Fehlschuß gethan. Er selbst fühlte sich indessen beengt bei dieser lauten Fröhlichkeit; unnennbares Verlangen loderte in seiner Brust, und war die Ursache, daß er

mitten im Jubel aller Feste, die man ihm bereitete, gewöhnlich still und abgeschlossen blieb.

Geräuschlos stand er von dem Jagdmahl auf; die heitern Zecher bemerkten es nicht, und er verschwand in der schattig kühlen Forst. Je dichter ihn das grüne Holz umgab, je mehr sich jeder Fußpfad zwischen den Bäumen verlor, desto freier athmete Benno. Endlich hatte er die rechte Waldeinsamkeit gefunden. Uralte Weiß-Buchen stiegen, wie mächtige Säulen, vom Boden empor; ihre Stämme theilten sich in starke Aeste, die Wipfel verflochten sich zu einer großen, rauschenden Kuppel, durch welche der blaue Himmel und die Sonnenstrahlen nur wie einzelne Sapphire und Topasen herabblitzen konnten. Unten hemmten runenartig gebogene Baumwurzeln den Schritt, und weiches Moos polsterte sie, als wären sie mit grünem Sammet überzogen. Daneben wucherte Farrnkraut in üppiger Fülle; seine feingezackten Blätter bildeten einen zweiten kleinern Wald, und die sanftröthliche Erika, mit Glockenblumen vermischt, deckte jede leere Stelle zu.

Tiefe Ruhe herrschte rings umher; man konnte das leiseste Geräusch vernehmen. Ein Holzbeher, mit glänzend azurblauer Schwinge, flog kreischend durch die Baumwipfel, ein rothes Eichhörnchen sprang dicht vor Benno's Füßen auf und rannte eilfertig am Stamm einer schräg stehenden Tanne empor. Aus der Ferne scholl das Hämmern eines Spechts herüber, goldige Käfer summten im Grase, und der prächtige Trauermantel wiegte sich, dunkel violett, auf einer gelben Blume. Benno sah das alles, er freute sich dessen, allein seine Seele konnte es nicht ausfüllen. Dort wohnte ein Bild, so rein, so lieb und hold — selbst die

volle Waldespracht vermochte nicht dessen Schönheit zu erreichen. Das Bild hieß . . . Coralie. Ja! dies liebliche Wesen lebte und webte in des Jünglings Brust; seit er die Residenz verlassen, war die Sehnsucht nach Coralie in ihm immer mehr erwacht, und hatte sich mit starken Blüthenranken fest an sein Herz geklammert. Nichts genügte ihm, seit sie ihm fehlte, an keiner Arbeit fand er Lust; er wollte sich zerstreuen, wollte sein glühendes Verlangen übertäuben, doch klang durch allen äußeren Lärm die innere Stimme voll und süß, ihm jenen Zaubernamen zurufend.

Hagen war an einen klaren Waldbach gelangt. Herrliche Bäume säumten denselben, und jenseits stieg eine Anhöhe empor, auf deren Gipfel wieder ein romantisches Dickicht von Buchen und Tannen wuchs. Blühende Binsen und Vergißmeinnicht schmückten den Rand des Quells, der silberhell und eilig vorüberfloß, und sich oftmals mit brüselndem Schaum an den Steinen brach, die in seinem Bette lagen, eine natürliche Brücke bildend. Einen angenehmern Ruheplatz konnte Benno unmöglich finden, denn Wasserduft und Waldesathem vereinigten sich hier, und er setzte sich deshalb auf die hervorragenden Wurzeln eines uralten Ahorns. Träumerischen Blickes in die flüchtigen Wogen starrend, dachte der Jüngling seiner Liebe, und vergaß dabei alles andere, was ihn umgab.

Es war ihm, als stände er noch an seinem Fenster in der Residenz, als warte er auf Coralie's bezaubernde Erscheinung. Das weiße Wasser des Baches wurde die weiße Gardine, und Benno hoffte, nun würde bald ihre Hand kommen, den Musselin zurückschlagend — nun würde ihr Rosenangesicht sich zeigen. Wie natürlich, wie warm

und lebhaft ſolch ein Traum doch werden kann. Während er immer emſiger niederſchaute auf die rieſelnde Fluth, tauchte in voller Wahrheit des Mädchens Antlitz daraus hervor. Das war die tiefe Nacht ihres Haares, das war der blendende Tag ihrer Stirn, das waren die Cyanen ihrer Augen, die Lilien und Roſen ihrer Wangen, die Purpurnelke ihres Mundes. Benno erkannte es gleich, dies Blumenbouquet aus einer andern, ſchönern Welt, und nickte ihm freundlich zu. Die ſüße Phantasmagorie im Waſſer lächelte gleichfalls zu Benno herauf, ihn mit einem leichten Bewegen des Hauptes grüßend.

„Ob ſie auch ſprechen wird?“ fragte ſich der überglückliche Jüngling, und zärtlich rief er ihren Namen in die Wogen hinab. „Coralie! Willkommen, liebe Coralie!“ tönte ſein Flüſtern durch die Waldesſtille, und „Willkommen, lieber Benno!“ tönte es zurück. Aber nicht aus dem Bache ſcholl der ſüße Klang, ſondern von dem bewaldeten Hügel herab, als ob er oben vom Himmel käme. Wie ein Blitz flog Benno's Auge empor, und jenſeits auf der Anhöhe ſtand Coralie, einer wunderholden Dryade gleich, im grünen Laub. Unwillkürlich ſtreckte ſie die Arme nach dem Geliebten aus, dieſer eilte über den Bach, die einzelnen Steine benutzend; mit wenigen Sprüngen war er bei Coralie, und die Glücklichen preßten ſich an's Herz.

Wie viel hatten ſie einander zu ſagen, und wie wenig ſagten ſie ſich, denn die Worte, kaum halb geſprochen, wandelten ſich immer wieder in Küſſe um. Stückweis und beinahe zufällig erfuhr Benno aus Coralie's Munde, ſie habe die Penſion verlaſſen, wohne jetzt im nahen Forſthauſe bei den Eltern einer Freundin, und komme bald nach Duſel-

burg. Mehr wollte er ja nicht; er wußte, daß er die Geliebte in kurzer Zeit wiederſehen werde, und nun mochte er die koſtbaren Augenblicke mit Fragen nicht verderben. Er hatte ſo viel zu bewundern, denn Coralie, zur vollen, leuchtenden Jungfrau geworden, war noch ſchöner als damals, wo er ſie verließ. Das ſagte er ihr, ſie aber meinte, er habe ſich nicht verändert; ſie möge auch gar nicht, daß er anders würde, denn er ſei ihr eben hübſch und lieb genug.

So plauderten die Beiden; ein vernünftiger Menſch könnte es albern finden, was ſie ſich erzählten, ach und ſie fühlten ſich dabei doch glückſelig wie Götter. — „Coralie, Coralie!“ rief es plötzlich hinter den Bäumen. „Leb wohl, Benno!“ ſprach das Mädchen. „Man ſucht mich; ich muß fort!“ Ihn herzinnig umfaſſend, küßte ſie ihn, flüſterte: „Auf baldig Wiederſehn!“ küßte ihn noch einmal, und war im Gebüſch verſchwunden, ehe der Ueberraſchte ein Wort hervorzubringen vermochte. Lange ſtand er dort, und blickte ſtarr durch's Laub, als hoffe er, ſein Auge würde ſie noch ereilen. Dann ſtrich er die Locken aus der Stirn, ſtieg hinab und ſuchte die Gefährten.

Sie waren ſchon beſorgt um ihn und hatten den Wald nach manchen Richtungen durchſtreift, weil ſie befürchteten, daß er ſich verirrt haben könne. Zur Jagd war es nun zu ſpät, denn die Sonne glühte bereits flammenroth auf Wieſen und Baumwipfeln, deshalb ließ man den Wagen kommen. Heimannſohn wollte aber doch nicht ganz ohne Beute heimkehren; er kaufte alſo im Dorf einige zahme Enten, ließ ſie ſchlachten, und als ſie ſtolz an ſeiner Waidtaſche hingen, fuhr die Jagdgeſellſchaft nach Duſelburg zurück.

Achtzehntes Capitel.

Hagen's erſte Gaſtrolle.

Hagen war wie ein Fieberkranker; ſein Geiſt überſchritt die enge Schranke, er wandelte frei und feſſellos in verklärten Regionen. Dabei that unſer Hiſtrione par hazard jedoch, was man in der Wirklichkeit von ihm verlangte; er machte die Proben mit, ließ ſich bewundern und zog täglich durch alle Straßen der Stadt, nach den Fenſtern ſchauend, ob er Coralie irgendwo entdecken könne. Sie ſelbſt ſah er zwar nicht, aber andere Damen ſaßen dort, junge und alte, hübſche und häßliche, magre und ſtarke, Blondinen und Brünetten, von denen jede Einzelne ſchnell die Ueberzeugung gewann, der berühmte Künſtler ſei in ſie verliebt, und wandle nur ihretwegen ſo oft vorbei.

Endlich kam der Tag heran, wo Goethe's Fauſt über die Bretter von Duſelburg gehen ſollte. Zwar hatte Benno allen Geſchmack an der Comödie verloren, ſeit er Coralie wiedergeſehn, allein er konnte jetzt nicht mehr zurück, und willenlos ergab er ſich dem Strom der Begebenheiten, ſelbſt neugierig, wohin ihn derſelbe führen werde. Lange vor der Vorſtellung waren ſämmtliche Billets verkauft, denn Doniges' „Wöchentlicher Anzeiger" nahm die Backen voll wie ein Poſaunenengel an der großen Orgel, und Duſelburgs kunſtſinnige Bewohner glühten und ſchwitzten ordentlich auf dem Roſt der Erwartung. Die Stunde der Kaſſeneröffnung hatte noch nicht geläut, da ſtanden ſie ſchon an der Thür des Schauſpielhauſes, und ſogar ein ſtrömender Platzregen konnte ſie von dem errungenen Poſten nicht verjagen.

Im Parterre und Parquet, in den Ranglogen und im Amphitheater wogte das Publikum, von Ungeduld getrieben, wie ein erregtes Meer. Kaum gelang es der Ouvertüre, den Sturm einigermaßen zu beschwichtigen, und erst als ihre Akkorde verhallt waren, als die Klingel des Souffleurs erscholl, wurde die Zuschauermasse still, recht mäuschenstill. Leider blieb auch hier, ungeschickterweise, der „Prolog im Himmel" fort, wo aus unerreichbaren Höhen das Saamenkorn auf die Erde herabfällt, welches die ganze Tragödie in sich trägt, die sich dann, einer prachtvollen Ceder gleich, kühn und stolz entwickelt.

Als der Vorhang emporrauschte, sah man das enge Studirzimmer, mit alten Büchern, Phiolen und Retorten ausgeputzt; in der Luft schwebte ein Crocodil, und am Schreibepult saß Benno-Faust. Es war ihm seltsam spaßhaft zu Muth; er begann mit guter Laune den langen Monolog, und als er die Worte sprach:

„Heiße Magister, heiße Doktor gar,"

da fehlte wahrlich nicht viel, daß er laut aufgelacht hätte. Vorn im Parquet, dem Orchester zunächst, finden wir unsere drei Enthusiasten wieder, und ihre Begeisterung stieg mit jedem Moment.

— Was sagen Sie zu dieser Sprache, zu diesem Spiel? fragte Pommsdorf, und seine Augen zwinkerten vor Lust.

— Es ist himmlisch! rief ihm Doniges leise zu, während er seine Rocktasche glatt legte, daß die Gedichte nicht gedrückt würden, die er darin trug, um sie beim Schluß auf die Bühne zu werfen.

— Wie heißt: himmlisch?! sprach Benjamin Christian von Heimannsohn, der auch schon einen tüchtigen Lorbeer-

kranz in ſeinem Hute vorräthig hatte. Wie heißt: himmliſch?! Es iſt mehr! Es giebt gar keinen Ausdruck dafür! Alles Gold der Erde reicht nicht hin, dieſen Genuß zu bezahlen.

Die Entzückung des Kleeblatts, dem man in Duſelburg große Kunſtkenntniß zutraute, theilte ſich dem Publikum eilig mit; faſt jede Glanzſtelle wurde applaudirt, und Benno, von dem Beifall erregt, verlor ſich ganz in ſeine Rolle. Mit einem ſchönen Organ und einem wirklichen Darſteller-Talent begabt, gelang es ihm, die ſchwere Partie voll Würde und voll Feuer fortzuſpielen, und er brachte die Zuſchauer in einen ſo ſtürmiſchen Enthuſiasmus, wie er hier ſelten erlebt worden.

Während nun faſt alle Theaterbeſucher in Freude und Wonne ſchwebten, fühlte ſich Ein Herz recht krank, recht traurig; es glaubte, brechen zu müſſen. Das arme Herz gehörte der einzigen Tochter des Direktors Rothwild, und dieſe Tochter hieß — Coralie. Wie wir wiſſen, war ſie aus der Penſion abgegangen, hatte eine Freundin beſucht, und Benno zufällig im Walde gefunden. Nun hielt ſie es nicht länger aus, denn ſeit ſie wußte, der Geliebte verweile in ihrer Vaterſtadt, trieb ſie die glühendſte Sehnſucht heim. So kam ſie denn — mehrere Tage ehe man ſie erwartete — heute Abend in Duſelburg an, und zwar zur Zeit, als eben die Theaterſtunde ſchlug. Rothwild liebte das holde Kind wie ſeinen Augapfel, er umarmte Coralie, und ergötzte ſich an ihrer reichentfalteten Schönheit, aber der heutigen Vorſtellung mußte er durchaus beiwohnen. Auch ſeine Tochter ſollte den fremden Künſtler ſehn, und da ſie, ſeiner Meinung nach, nicht hinreichend brillante Toilette gemacht

hatte, um sich öffentlich zeigen zu können, so wies er ihr eine kleine Prosceniumsloge an, die nach außen durch bronzirte Drahtgitter dicht verschlossen war.

Hier also saß, im grauen Halbdunkel, die liebliche Coralie, dem Schauspiele harrend, und kaum flog die Courtine empor, so hatte sie erkannt, der Höllenbeschwörer Faust sei niemand anders als Benno. Es zuckte ihr ein schmerzhafter Stich durch's Herz. Nicht etwa, daß ein Vorurtheil gegen den Stand des Künstlers die Viper gewesen wäre, die, unter Blumen hervorkriechend, sie so erschreckte — nein! sie liebte ja nur ihren Benno, und würde ihn gleich geliebt haben, er mochte Fürst oder Henker gewesen sein. Aber Benno täuschte sie, als er ihr bei seiner schnellen Abreise aus der Residenz die Worte schrieb, er sei nun Arzt geworden, und wolle ein Amt antreten. Er, den sie wie die Sonne der Wahrheit angebetet ... er, dem sie oft in Gedanken die leisesten Regungen ihrer Seele gebeichtet, er hatte sie belogen, und folglich liebte er sie nicht. Seine Augen, so hell und so treu, waren eine bloße Schauspielermaske, seine Schwüre waren falsch ... Coralie weinte, und fühlte sich sehr unglücklich in der Heimath, die sie seit ihrer Kindheit nicht wiedergesehn.

Goethe's unvergängliche Schöpfung zog unterdeß in einzelnen Riesenbildern über die Scene, und es wurde eine beinahe untadelhafte Vorstellung. Ueberzeugung thut ja alles; die Schauspieler hatten das Bewußtsein, neben einem hochberühmten Künstler zu stehn, und so bemühten sie sich, das Beste zu leisten. Donnernder Applaus, der gar kein Ende nehmen wollte, belohnte ihr wackeres Streben nach jedem Akt, und als die „Stimme von innen" verhallt war,

da rief man Hagen stürmisch heraus. Jetzt warf Doniges seine Gedichte, Heimannsohn seinen Kranz, geübten Schwunges, über die Theaterlampen, und viele Laubgewinde und Sträuße sanken zu den Füßen des Bewunderten nieder. Der Regisseur Motte, mit schwarzem Frack und weißen Glacéhandschuhen angethan, trat aus der Coulisse, drückte einen Lorbeer auf Benno's Haupt, und unter dem unendlichen Jubelruf: „Hierbleiben!“ fiel der Vorhang. Nun stürzte Rothwild dem echauffirten Schwarzkünstler entgegen, umarmte ihn öffentlich, nannte ihn ein Juwel, eine Perle, und lud ihn für den nächsten Morgen zum Frühstück ein.

In trunkener Begeisterung verließen die Massen der Zuschauer das Haus; nur Coralie war sehr unglücklich. Sie wischte eine Thräne von ihrer Wange, und lehnte sich still in den Wagen, der sie abzuholen kam.

Eine wüste, schlaflose Nacht zog folternd an ihr vorüber, und mit öden, kalten Augen schaute der Morgen sie an. Ach, sie war ja so einsam, so verlassen in der Heimath! Keine Mutter, keine Freundin, keine Schwester hatte sie, um durch Vertrauen die gepreßte Brust erleichtern zu können, und ihr Vater, wie sehr er sein Kind auch lieben mochte, verstand sie nicht. Freundlich trat Rothwild in ihr Gemach, herzte und küßte die holde, rosige Tochter, und sagte ihr, sie solle sich nur recht putzen, denn er erwarte große Gesellschaft zum Dejeuné. Gehorsam that sie, was von ihr gefordert wurde, und ein lichtblaues Seidenkleid umspannte bald ihren schlanken Wuchs; sie stand in blühender Mädchenschönheit da. Aber der Schmuck freute sie nicht; sie sehnte sich zurück nach den einfachen Gewändern, die sie früher getragen, und nach den ruhigen Mauern der

Pension. Zahlreich versammelten sich die Gäste: bornirte Theaterenthusiasten, vornehme Schmarotzer und Schauspieler. Alle waren durch Coralie's unverhoffte Wundererscheinung elektrisirt; die Männer vor Entzücken, die Damen vor Neid. Das stille, bescheidne Mädchen hatte eine schwere Stunde zu überstehn, denn zum ersten Male wurden ihr heute jene bald süßen, bald plumpen Schmeicheleien in's Gesicht gesagt, die zur Terminologie unserer haute volée gehören. Mit purpurner Schaamröthe auf den Wangen, hörte sie das alles an, doch es freute sie nicht, sondern ihr jugendlich reiner Sinn war verletzt durch die sogenannten Huldigungen. Und dabei trug sie das Gefühl der Kränkung im Herzen, dabei zitterte sie jeden Augenblick, daß der Mann, von dem sie so tief beleidigt worden, nun eintreten könnte. Angstvoll hing ihr Blick an der Thür. Dieselbe öffnete sich, und Benno kam. Aller Augen richteten sich auf den gefeierten Künstler, nur Coralie wollte die Wimpern senken, die sich indeß von selbst immer wieder erhoben. Er war ja so schön, seine Augen glänzten ja so rein und fromm, daß man kaum glauben mochte, es wohne dahinter die Lüge. — Jetzt sah Hagen plötzlich die Geliebte vor sich stehn, jetzt jubelte sein Herz vor Wonne und Lust. Rothwild führte ihn zu der Tochter hin und sagte feierlich:

— Liebe Coralie! Das ist die Zierde der deutschen Bühne, das ist der weltberühmte Hagen, dessen Namen ganz Europa mit Begeisterung nennt.

Die erröthende Jungfrau verneigte sich, und Benno, der sie vor Entzücken hätte an sich pressen mögen, sprach einige unzusammenhängende Worte von früherer Bekanntschaft und von dem Glück des Wiedersehens.

— Was? rief der Major von Pommsdorf, welcher dicht neben beiden ſtand. Das gnädige Fräulein kennen unſern einzigen Hagen bereits?

— O ja! erwiederte Coralie. Der Zufall verſchaffte mir Gelegenheit, Herrn Hagens großes Schauſpieler-Talent bewundern zu können.

Benno wurde ſichtbar betroffen bei dieſen Worten; er ſah wehmüthig bittend in's Auge der Geliebten, doch ſie wendete ſich von ihm, und er trat bleich in eine Fenſterbrüſtung zurück. Doniges und Heimannſohn folgten ihm.

— Beim heiligen Jago, das iſt eine andaluſiſche Schönheit! deklamirte der Hispanier, ſich die Brille putzend.

— Wie heißt: andaluſiſch? eiferte Benjamin Chriſtian dagegen. Sie iſt mehr als andaluſiſch, ſie iſt complett göttlich! O, welche Seligkeit muß es ſein, von ſolchem Weſen geliebt zu werden!

Heimannſohn ſprach es und ſeufzte tief, denn ſein Herz war leicht empfänglich für Frauenſchönheit, aber Don Iges fuhr fort: Ich werde ein begeiſtertes Gedicht auf den Engel machen, ich werde darin ſagen:

„Sie verdient zu wohnen in Alhambra,
„Denn ihr Haar iſt dunkelſchwarz wie Ambra."

— Ambra hat aber eine graue Couleur! wendete Heimannſohn ein.

— Thut nichts! erwiederte unſer Don. Wenn ich ſage „dunkelſchwarz," ſo weiß doch Jeder, wie es gemeint iſt. — Hierauf nahm er das Souvenir hervor, um die ſeltenen Reime Alhambra und Ambra zu notiren.

— Gott, Sie ſind aber wirklich eine männliche Turandot! Sie haben ein Herz von Eis! rief der gefühlvolle

Bankier Hagen zu, als dieser anscheinend theilnahmlos dastand. — Ich begreife nicht, wie man ungerührt bleiben kann bei so viel Schönheit! Sehen Sie nur diesen Wuchs, diese Augen, diesen Mund, dieses Füßchen — — —

Er würde in der Entzückung noch lange fortgesprochen haben, wäre nicht eben gemeldet worden, daß die Tafel servirt sei. — Benno empfing den Ehrenplatz neben der Tochter des Hauses, denn sie beide waren die Gefeierten. Man brachte ihre, man brachte seine Gesundheit aus; das liebliche Mädchen wurde fortwährend in Anspruch genommen, und es gelang ihrem Nachbar nicht, ein einziges versöhnendes Wort an sie zu richten. Coralie selbst schien jeder Annäherung Benno's auszuweichen, doch endlich kam ein unbelauschter Moment, wo er ihre Hand ergreifen konnte.

— Coralie! flüsterte er. Du bist böse auf mich, liebe Coralie!

Dem Mädchen trat eine Thräne in's Auge, und hing an der Wimper, gleich dem Thautropfen, der im Kelche einer blauen Blume perlt. Wohl kränkte es sie, daß der Mann, den sie so innig geliebt, und der sie so schwer beleidigt hatte, sich noch eine Vertraulichkeit gegen sie erlauben konnte, aber wie es auch wogte und wallte in ihrer Brust, sie gewann die Kraft nicht, ihm ihre Hand zu entziehen.

— Vertraue mir nur bis morgen früh, Geliebte — fuhr Benno fort — dann sollst Du sehen, daß ich Deiner würdig bin. Ich habe Alle getäuscht, aber Dich nicht, und wie schuldig ich Dir auch erscheinen mag, zürne mir nicht, meine einzige Coralie!

Er bückte sich zum Schein, um die Serviette aufzuheben, und berührte dabei mit den Lippen ihre Hand. „Mit

Luſt und Schmerzen durchſchauerte dieſer Kuß des Mädchens liebende Seele. Sie glaubte ihm ja ſo gern, ſie wäre ja ſo ſehr unglücklich geweſen, hätte ſie ihm nicht glauben dürfen, und es fiel wie eine Bergeslaſt von ihrer Bruſt. Nein! — ſagte ſie zu ſich ſelbſt — ſolch treue Augen, ſolch herzige Worte beſitzt die Lüge nicht! — Genug, das Vertrauen kehrte ihr zurück, und ſie ſchaute dem Geliebten mit wundervoller Freundlichkeit in's Geſicht.

Neunzehntes Capitel.

Wie ſich der Schauſpieler Hagen in einen fürſtlichen Kreisarzt verwandelt.

Als die Gäſte von dem Frühſtück nach Hauſe gingen, dunkelte es bereits; Lichter blinkten durch die Scheiben; aus allen Schornſteinen quoll der Rauch zum bewölkten Himmel empor, und die einfachen Bürger, welche ihre Tage noch geordnet eintheilen in Arbeits- und Ruheſtunden, ſaßen mit Weib und Kindern beim Abendbrod. Benno eilte haſtig durch die Straßen, ſuchte ſein Zimmer und ging lange darin auf und ab. Endlich zündete er ſich Licht, legte Papier zurecht, und verbrachte mehrere Stunden am Schreibtiſch. Mitternacht war vorüber, als ſeine Arbeit vollendet ſchien. Fröhlichen Herzens ſtreckte er ſich nun auf dem Lager aus, ſagte: „Gute Nacht, liebe Coralie!“ drückte den Kopf dann in die Kiſſen und ſchlief ruhig ein.

Bei Benno's Erwachen leuchtete die Sonne ſchon hell in's Gemach, und vor dem Bette lag die neueſte Nummer des „Wöchentlichen Anzeigers,“ welche der Colporteur ſo

eben an den Bedienten abgegeben hatte. Sie enthielt einen ausführlichen Kunstbericht aus der Feder des Redakteurs, und Hagen mußte unwillkürlich lächeln, als sein Blick darauf fiel. Derselbe begann:

„Die Darstellung des Faust auf unserer Bühne war ein Ereigniß. Wie der Sturm vor dem Gewitter daherzieht, so flog dem berühmten Hagen sein glänzender Ruf voran, und Duselburg's kunstsinnige Bewohner eilten mit edlem Ungestüm in's Theater. Wer so unglücklich war, kein Billet zu erhalten, der hat den genußreichsten Abend seines Lebens eingebüßt. Ueber die Tragödie selbst zu sprechen, behalten wir uns noch vor, denn Referent ist mit einem Commentar zu Goethe's Faust beschäftigt, weil ein solches Buch zu den fühlbarsten Bedürfnissen unserer Literatur gehört. Dieser Aufsatz soll allein der großartigen Auffassung des Magiers durch Arminius Hagen gewidmet sein, und es wird uns auch hierbei an Raum fehlen, all die kleinen, feinen, überraschenden Nüancen seines Spieles zu entwickeln. Wir haben die ganze Reihe ausgezeichneter dramatischer Künstler der Gegenwart kennen gelernt, wir haben sie bewundert, jetzt aber müssen wir gestehen, daß Hagen sie überragt, wie der Coloß von Rhodus die winzigen Gebilde eines Gypsfigurenhändlers."

In diesem Style ging es acht Spalten hindurch. Benno warf das Blatt lächelnd bei Seite, stieg aus dem Bett, und nachdem er zwei fertige Briefe gesiegelt hatte, gab er sie seinem Gottfried zur Besorgung. Der eine, an Rothwild adressirt, enthielt die Erklärung, daß er nicht der Schauspieler Arminius Hagen, sondern der Kreisarzt Benno van der Hagen sei. Er theilte dem Director Rothwild mit, wie

man ihn wider seinen Willen zum Theater gezogen habe; er drückte seine Reue wegen der unverschuldeten Täuschung aus, und bat am Schlusse recht herzlich um Verzeihung. Der andere Brief war an den Medicinal-Direktor der Provinz gerichtet; Benno beichtete ihm alles, und legte die Entscheidung in seine Hand: ob man ihm, trotz der jugendlichen Verirrung, den Posten noch ferner anvertrauen wolle, oder nicht.

In Duselburg brachte seine plötzliche Erklärung eine wahre Emeute hervor. Rochwild schäumte vor Zorn; er, der so oft betrogen wurde, geberdete sich ganz wild bei diesem öffentlichen Betrug, und schwur dem Urheber desselben ewigen Haß. Seine Paladine, die unserm Helden zuvor wie Satelliten gefolgt waren und ihn bis zum Himmel erhoben hatten, wichen ihm sorgsam aus und verdammten ihn zur Hölle. Der Major wollte ihn fordern, Heimannsohn versicherte laut, daß er ihn nie mehr einladen werde, doch am klügsten benahm sich Don Iges, der Castilier, bei dieser Angelegenheit. Da er Hagens Ruhm und Preis mit einer wahren Drommetenstimme verkündet hatte, so konnte er sich jetzt nicht anders helfen, als daß er eine dummpfiffige Miene annahm, wenn ihn Jemand befragte. Er gab sich das Ansehn, die ganze Mystification durchschaut und dieselbe absichtlich unterstützt zu haben, damit einmal der unsichere Kunstgeschmack des Publikums an den Tag kommen solle. Die Duselburger glaubten ihm umsomehr, weil der ungeheure Schwulst in seinen Recensionen wie Persiflage klang, und die Sache wahrscheinlich machte.

Benno kümmerte sich indeß wenig darum, was die Leute sprachen, denn er hatte sich nun mit ganzem Eifer

seinem Berufe zugewendet. Als er sich dem Kreishauptmann vorstellte und ihm sein Patent übergab, fiel dieser freilich aus den Wolken, und es war ihm fast unglaublich: der Höllenbeschwörer Faust von vorgestern solle heute fürstlicher Kreisarzt sein. Aber er konnte den unwissenden, anmaßenden Rothwild nicht leiden; es freute ihn, daß derselbe so colossal düpirt worden, und er protestirte deshalb nicht gegen Benno's Eintritt in das Amt. Der junge Arzt inspicirte also zuerst die Lazarethe, fand sie unordentlich und überfüllt, und widmete den Kranken die äußerste Sorgfalt, um sein Versehen möglichst wieder gut zu machen.

Wo war jetzt sein glühender Drang nach Freiheit, nach Ungebundenheit geblieben? Er dachte gar nicht mehr daran, und die treue Erfüllung seiner Pflicht brachte ihm eine innere Ruhe, ein Genügen, das ihm früher fremd gewesen. Die weiten Säle des Lazareths, dessen äußerer Eindruck ihn bei der Ankunft schon kalt durchschauert hatte, kamen ihm nun wie ein Lustschloß, wie eine stille Heimath vor, und unter seiner frischen Thätigkeit gewann das Institut bald eine musterhafte Ordnung. Freilich wirkte dabei die Liebe zu Coralie das ihrige mit; Benno konnte sie sehen, er konnte sie sprechen und von ihren Lippen das holde Geheimniß der Gegenliebe trinken. Da empfand er denn, seine Sehnsucht in's Ferne, in's Unbestimmte sei nichts anders gewesen, als das heiße Verlangen, ein gleichfühlendes Wesen zu finden, und dieser Drang war durch Coralie erfüllt. Die Gärten des Lazareths und des Rothwildschen Hauses stießen an der Hinterseite zusammen, nur durch eine alte Mauer getrennt. In der letzteren hatte Benno eine, von Hollunderbüschen überwachsene Thür entdeckt, hatte sich dazu einen Schlüssel

machen laſſen, und nun vereinigte die vergeſſene Pforte unſere Liebenden oft zum traulichen Zwiegeſpräch und zu blühenden Plänen für die künftige Zeit.

Coralie ſchwamm in einem Meer von Seligkeit, und ihre Phantaſie entwarf ſich zauberſchöne Palmeninſeln, die bald daraus aufſteigen würden, um ihr, nebſt dem Geliebten, ein Aſyl zu bieten. Wie gern hatte ſie die Nachricht empfangen, daß ſie dem guten Benno Unrecht gethan, daß er niemals falſch gegen ſie geweſen ſei. Was ihn bewogen hatte, die andern Leute anzuführen, das kümmerte ſie nicht, denn ſie traute ſich kein Urtheil zu über die Motive ſeiner Handlungen, und bat ihn ſüß ſchmeichelnd um Vergebung wegen ihres Wahns. Zwar hätte die Abneigung ihres Vaters gegen den Erwählten einige Beſorgniſſe in Coralie's Seele erwecken können, allein das liebe Mädchen dankte Gott recht innig für ihr gegenwärtiges Glück, und war überzeugt, ſeine Huld werde auch die Zukunft überwachen.

Der Direktor Rothwild ſpie wirklich Feuer und Flamme wider Benno, und dieſe Zornesgluth wurde fortdauernd genährt, denn es verging beinahe kein Tag, wo man ihn nicht mit dem „berühmten Arminius Hagen“ foppte, der nun Recepte ſchrieb. Auch die übrigen Duſelburger — namentlich diejenigen, welche zur vornehmen Geſellſchaft gehörten — zeigten ſich ſehr aufgebracht, und man ſprach überall die Meinung aus, der junge Kreisarzt würde, nach dem Vorgefallenen, gewiß ſeines Amtes entſetzt werden. Niemand beachtete ihn alſo, keine noblen Cirkel öffneten ſich ihm, und damit war unſerm Helden ſehr gedient: er lebte nun ganz ſeiner Liebe und ſeiner Pflicht.

Zufällig begab sich aber das Gegentheil von dem, was man verkündet hatte. Der Medicinal-Direktor, welchem die Kreisärzte der Provinz untergeordnet waren, fand nämlich in Benno den Sohn eines Jugendfreundes wieder; er mochte deshalb nicht hart mit ihm verfahren, und nahm keine amtliche Notiz von dem Vorfall. Nur einen vertraulichen Brief schrieb er an Hagen, so voll von herzlicher Theilnahme und wohlwollender Ermahnung, daß der letztere dadurch wahrhaft gerührt wurde. Als die Leute endlich sahen, daß Benno den einträglichen Posten behielt, da wandelte sich nach und nach ihr kalter Stolz in lächelnde Höflichkeit um. Jeder hatte andere Gründe, sich Benno's Freundschaft zu erwerben, aber bei Allen herrschte dieselbe Triebfeder vor — der Eigennutz. Benno merkte das leicht, und waren ihm die Duselburger Honoratioren in ihrem plumpen Hochmuth schon unleidlich gewesen, so wurden sie es ihm noch zehnmal mehr in ihrer fatalen Artigkeit.

Bald folgte ein neues Ereigniß, das dazu beitrug, dem Herrn Kreisarzt die allgemeine Gunst zu erwerben, auf die er einen so geringen Werth legte. Trotz der beschränktern Lage, in welcher er sich nach seines Vaters Tode befunden, hatte Benno nicht über sich gewinnen können, die Lieblingsstücke des Hingeschiedenen verkaufen zu lassen. Lieber wollte er darben, ehe sie in fremde Hände kommen durften. Hierzu gehörten einige Preciosen, eine große Stutzuhr, ein Lehnsessel und ein Schreibepult von schöner Rococoarbeit. Jetzt ließ er die Möbel, an die sich so manche Erinnerung seiner Kindheit knüpfte, nach Duselburg schicken, und stellte sie, neu polirt, in seinem Wohnzimmer auf. Das Pult aber hatte ein geheimes Fach mit sehr künstlich versperrten Thü-

ren, wozu Hagen keinen Schlüssel besaß. Ein geschickter Schlosser mußte die Riegel öffnen, und es fanden sich dort große Summen in Staatspapieren, denn der alte, sonderbare Mann verbarg seinen Reichthum in diesem Fach, und bei seinem plötzlichen Hinscheiden konnte er das Geheimniß Niemanden anvertrauen. Deshalb hinterließ er, zum Erstaunen aller Bekannten, beinahe Nichts, und Benno hätte leicht um das ganze Erbtheil kommen können.

Wie wenn die Flamme, aus dürrem Haidekraut aufsteigend, den ersten Baum erfaßt und dann, vom Sturmwind gejagt, wie eine flüchtige Schlange durch den Wald eilt, so flog das Gerücht durch Düsseldurg: Herr van der Hagen sei ein steinreicher Mann. Nach ihrer gewöhnlichen Weise, vergrößerte die geschwätzige Fama sein Vermögen noch, und Hagen, der Unbeachtete, dessen man bisher nur mit Achselzucken Erwähnung gethan, war plötzlich der angenehmste, liebenswürdigste Mann in der Stadt, der heiterste Gesellschafter und der vortrefflichste Arzt. Die beiden Töchter des Justizraths von Kledaster standen bereits in den Jahren, wo Jungfrauen den Uebergang von der Rose zum Dromedar machen, und ihre Mutter fand es rathsam, Benno als Hausarzt anzunehmen. Kaum erfuhr es die Amtsräthin Schulze, welche daheim auch noch vier hochaufgeschossene Mädchenknospen bewahrte, so that sie dasselbe; die Posträthin Lampelius, die Steuerräthin Köhler und die Forsträthin von Zimpel mochten ebenfalls nicht zurück bleiben; Hagen bekam unverhofft eine bedeutende Praxis, er sah sich vorgezogen, geehrt und bewundert.

Am wenigsten konnte sich Coralie freuen, als ihr Geliebter fast im Sturmschritt die Staffeln des Reichthums

und des Anſehens erklomm. Sie hatte Benno in's Herz geſchloſſen, als er arm und unbekannt war, darum ſtörte ſie das laute Geräuſch, das ihn jetzt umtoste, und ſie fürchtete für ihr ſtilles Glück. Benno aber ſchaute lächelnd, ja beinahe verächtlich auf das Treiben der Menge; es berührte ihn kaum. Er war jetzt reich genug, die Praxis niederlegen und ganz unabhängig ſein zu können, wie er es früher ſo ſehnlich gewünſcht hatte. Doch nun empfand er den unſchätzbaren Werth eines feſten Lebensberufes, der das Streben ſteigert, die Kräfte wach erhält, und für keinen Preis hätte er die gewonnene Stellung aufgeben mögen.

Wie oft ſteigt der Arzt in die Wohnungen des Elends hinab, wie oft ſteht er dort machtlos am Krankenlager. Die Leiden des Körpers trotzen der Arznei, ſie weichen nicht, wenn nicht zuvor die Leiden der Seele, drückende Nahrungsſorgen oder dergleichen, verbannt ſind. Benno hatte ſonſt ſeine Ohnmacht, jenen Armen nicht helfen zu können, ſchmerzlich gefühlt, jetzt aber trat er rettend und lindernd an die Siechbetten; mancher Kranke richtete ſich auf mit neuem Lebensmuth und neuer Geſundheit; manche beglückte Familie, welche ihm die Erhaltung des Vaters verdankte, legte ihre Hände ſegnend auf ſein Haupt, und er genoß das Glück des Wohlthuns in vollen Zügen. Nur Eins fehlte ihm zur Begründung ſeines Glückes, nämlich, daß Coralie, als treuſorgſames Weib, in ſeinem Hauſe ſchaltete. Dieſe Ausſicht ſchien leider noch ſehr entfernt, denn Rothwild hatte ſeinen Zorn jung erhalten, er blieb unverſöhnlich, und man mußte auf ein Wunder rechnen, wenn er die Einwilligung geben ſollte.

So war der Winter herangekommen, mit einem Gefolge

von kurzen Tagen und eiſigen Stürmen. Friſcher Schnee bedeckte Dächer und Straßen, Duſelburg glitzerte wie eine kryſtalline Zauberſtadt, und die Bewohner putzten veraltete Schlitten mit Fußteppichen aus, um darin zu ſtolziren. Die kleine Thür der Gartenmauer wurde von den Flocken geſchloſſen, Benno ſah ſein Mädchen nur in Gegenwart läſtiger Zeugen, und die Winterzeit kam ihm recht öde vor. Eines Abends jedoch knarrte die Pforte wieder; der Kreisarzt, dicht in den Burnus gewickelt, ging hindurch, und bald ſchlüpfte auch auf den weißbeſchneiten Gängen des Rothwildſchen Gartens eine leichte Geſtalt entlang.

Benno eilte ihr entgegen, und Coralie's holdes Blumengeſichtchen blickte freundlich aus dem Capuchon des weichen Chinchillapelzes hervor. Als die erſten Umarmungen und Küſſe — welche, nebenbei geſagt, für die Temperatur eines Decemberabends ziemlich lange dauerten — vorüber waren, ſprach das Mädchen, ſich feſt an den Geliebten ſchmiegend:

— Nun, mein Herz, worin beſteht denn die große Neuigkeit, die Du mir ſagen wollteſt?

— Ach, Coralie, Du mußt meine kleine, putzige Frau werden! Ich halte es nicht länger aus!

— Ach, Benno, ich auch nicht! . . . Aber Du kennſt den Vater! Werden wir jemals ſeine Einwilligung erhalten? Ja, wenn Du keine ſo dumme Streiche gemacht — —

— Um's Himmelswillen, ſei ſtill davon! rief Hagen, und ſchloß ihre Lippen durch einen Kuß. Hat man Dummheiten begangen, ſo darf man nicht gar zu oft nach ihnen zurückſchauen. Man ärgert ſich nur, und kommt nimmer

vom Fleck. Vorwärts muß man blicken und vorwärts gehen, dann wird die Sache vielleicht noch gut. Ich habe schriftlich bei Deinem Vater um Dich geworben; morgen früh empfängt er den Brief.

— Das ist herrlich, das ist prächtig! jubelte Coralie. Dem Papa ist sein Sekretair davon gelaufen; ich lese ihm jetzt die ganze Correspondenz vor und beantworte sie. Das Gesuch geht durch meine Hände, und da will ich schon ein gutes Wort für dessen Gewährung einlegen.

— Wirklich? Sieh, das hatte ich Dir gar nicht zugetraut! Ich möchte Dich todtküssen, Du allerliebste Schelmin, Du! . . . So, nun mach' aber, daß Du wieder in's Haus kommst, sonst wachst Du morgen mit einem „göttlichen Schnupfen und einem unsterblichen Husten" auf. — Gute Nacht, liebe Coralie!

— Gute Nacht, lieber Benno! Gute Nacht!

Zwanzigstes Capitel.

Der Theaterdirektor Rothwild wird correspondirendes Mitglied einer gelehrten Gesellschaft. Schluß.

Im übertrieben kostbaren Negligée, saß Rothwild am andern Morgen beim Kaffee, und neben ihm lag ein Stoß unentsiegelter Schreiben auf dem Tisch. Brummend setzte der Theaterdirektor eben wieder die volle Tasse an den Mund, da bog sich die rothe Damastgardine des Cabinets auseinander, Coralie's Engelsköpfchen guckte hervor, und sie rief:

— Guten Morgen, Väterchen! Darf ich kommen?

— Ja, ja! Mein Kaffee ist gleich ausgetrunken. Komm' nur, Kleine!

Coralie schlüpfte in's Gemach, küßte den Papa, und fing dann an, ihm die Briefe vorzulesen. Mehrere Engagementsgesuche auswärtiger Schauspieler und ähnliche Dinge waren schnell erledigt. Jetzt kam ein feines, rosenfarbenes Couvert, und das Mädchen empfand lautes Herzklopfen, denn eine Ahnung sagte ihr, Benno's Brief sei darin. Die Handschrift kannte sie zwar nicht, und es wunderte sie, daß der seltsame Mensch ein solches Schreiben seinem Sekretair diktirt hatte. Coralie las:

„Hochverehrter Herr Direktor!

Meine Feder darf Ihnen nicht erst sagen, daß ich Ihre holde, engelgleiche Tochter liebe, anbete, vergöttere, denn mein Auge hat es Ihnen schon oftmals gestanden. Seit Coralie heimkehrte, kann mein Herz keine Ruhe finden; der Schlaf flieht mich, und mein ganzes Dasein ist ein wilder Fiebertraum geworden."

Coralie schüttelte den Kopf — was hatte Benno zu dem Briefe für einen fremdartigen, schwülstigen Styl gewählt. Nach kurzer Pause fuhr sie fort:

„Geben Sie mir die Liebreizende zur Gemahlin; sie ist die Rose, ich will der Stock sein, an den sie sich schmiegen kann. Eine große Mitgabe fordere ich nicht, denn es wird Ihnen bekannt sein, daß ich hinreichendes Vermögen besitze, um ein glänzendes Haus machen zu können."

Kaum hatte Coralie diesen Satz gelesen, so lachte sie über sich selbst, daß sie nur einen Augenblick geglaubt, der Brief komme von Benno, und neugierig, wer wohl sonst

noch um sie werben möchte, wendete sie das Blatt, nach der Unterschrift suchend.

— Wie heißt der Mann, der es wagt, um Deine Hand anzuhalten? fragte Rothwild.

— Benjamin Christian von Heimannsohn! entgegnete Coralie.

— Heimannsohn? Hm, hm! das wäre doch in Erwägung zu ziehen! Der Mann ist ein gebildeter Mensch, ein Kunstkenner — von Pferden versteht er freilich nichts! — und er hat ein sehr solides Vermögen . . . sicher angelegt . . . kein Schwindel . . . keine Eisenbahnactien. Nun, Coraliechen, was meinst Du zu dieser Partie?

— Ich meine, daß ich den Herrn von Heimannsohn um keinen Preis heirathen werde.

— Warum nicht? Er ist von Adel, und wenn Du Geschmack an so etwas findest, läßt er sich auch noch zum Commerzienrath machen.

— Meinetwegen darf er sich durchaus nicht bemühen! Lieber nehme ich den leibhaftigen Beelzebub zum Ehegespons, als ihn.

— So? Wenn ich Dir aber befehle, ihn zu heirathen?

— Ach, mein Väterchen wird seiner Coralie nie etwas befehlen, was sie unglücklich machen muß! sprach Coralie und streichelte dem Alten das Kinn.

— Unglücklich? Gott behüte davor, mein Kind! — Nun, lies mir nur die andern Briefe.

Das nächste Schreiben war wirklich von Benno. Er bat mit kurzen, ehrerbietigen Worten um Coralie's Hand, und das Mädchen nahm beim Lesen eine ernste Professors-

miene an, obgleich ihr Herz vor Luſt und Bangigkeit zitterte.

— Schon wieder ein Freier! rief der Alte verwundert, und ſchob den rothen Fez auf ſeinem Negerhaar ſeitwärts. Da bin ich aber doch neugierig, wie dieſer ſich nennt.

— Benno van der Hagen.

— Wer? Hagen? Es iſt nicht möglich!

— Doch, Papa! der Name ſteht deutlich darunter.

— Ei ſo muß gleich das Wetter drein ſchlagen! ... Der Schwarzkünſtler, der Windbeutel, der Taugenichts unterſteht ſich noch — — —

— Sei nicht mehr böſe auf ihn, Väterchen! Ich liebe ihn ſo herzlich!

— Du liebſt ihn? Das wird immer toller! — Undankbare Tochter! Den ſchlechten Kerl, der Spott mit Deinem Vater trieb, der meine Bühne vor aller Welt lächerlich machte, ihn liebſt Du?

— Ach ja! Recht ſehr! Und wenn er nicht mein Mann wird, heirathe ich in meinem Leben nicht.

— Willſt Du mich raſend machen, Coralie?

— Nein, Papa! Ich will den Benno heirathen!

— Jetzt iſt meine Geduld zu Ende! ... Kein Wort mehr davon. Nimm den letzten Brief, und leſe ihn vor.

Coralie kannte den Vater. Sie wußte einzulenken, wenn er wirklich böſe wurde, und auf eine günſtigere Stunde hoffend, erbrach ſie nun gehorſam das Schreiben, welches noch auf dem Tiſche lag. Ein ſauber lithographirtes Diplom fiel heraus, und ſehr höfliche Zeilen begleiteten es. In Mitteldeutſchland hatte ſich vor kurzem ein dramaturgiſcher Verein gebildet, welcher die hochwichtigen Intereſſen der

deutschen Bühne überall schirmen, fördern und vertreten wollte. Associationen dieser Art können nur dann von einer segensreichen Wirkung sein, wenn sie nicht engherzig an einzelne Gaue festhalten, sondern sich durch das ganze Deutschland ausbreiten. Die Gründer der dramaturgischen Gesellschaft empfanden diese Nothwendigkeit, sie suchten deshalb alle Vorsteher größerer Theater in ihre Pläne zu ziehen, und so hatten sie auch den Direktor Rothwild — mit den näheren Verhältnissen wahrscheinlich unbekannt — zum correspondirenden Mitglied ernannt.

— Also correspondirendes Mitglied bin ich geworden! sagte Rothwild wohlgefällig, nachdem die Tochter ihm ausführlicher erklärt, was eine solche Würde zu bedeuten habe. — Worüber werde ich denn aber mit dem dramaturgischen Verein correspondiren?

— Worüber? Ja, Väterchen, das weiß ich nicht!

— Coralie, ich habe Dir eine gute Erziehung geben lassen — Du mußt wissen, wie man sich als correspondirendes Mitglied benimmt.

— Nein, lieber Papa! In der Pension ist dergleichen niemals vorgekommen.

— Na, das wird eine schöne Verlegenheit! Der verdammte Sekretair davon gelaufen ... die Tochter widersetzt sich ... und ich bin correspondirendes Mitglied ... Oh!

— Ein Mittel wüßte ich wohl, dem ganzen Wirrwarr ein Ende zu machen ...

— Nun, das wäre? Geschwind!

— Benno van der Hagen versteht sich ohne Zweifel darauf — —

— Alle Wetter, muß ich schon wieder den fatalen Namen hören? Ich mag durchaus mit diesem Menschen nichts zu theilen haben. Nenne ihn also nie mehr in meiner Gegenwart, wenn Du mich nicht ganz aufbringen willst, und lasse mich jetzt allein. Geh!

Still entfernte sich Coralie; Rothwild zündete sich die Pfeife an, und ging, große Dampfwolken vor sich herblasend, im Zimmer auf und ab. Vielfache Rathschläge wiegten sich in seinem Haupt, aber keiner zeigte sich anwendbar. Zuweilen blieb er vor dem Tische stehen, betrachtete sinnend die großen Kanzleibuchstaben des Diploms, und begann darauf seinen Gang von neuem. Endlich setzte er sich, in stiller Verzweiflung, auf das Sopha nieder, und hielt folgendes Selbstgespräch:

Gerechter Gott! Was ist das für eine schreckliche Lage, wenn man correspondirendes Mitglied wird und nicht schreiben kann. Ach, wo finde ich einen Ausweg aus dieser Patsche? — Na ja! dazu hat man nun eine Tochter, dazu läßt man sie sich zehn Jahre lang ein Heidengeld kosten, daß sie am Ende nicht mal weiß, wie sich ein correspondirendes Mitglied zu benehmen hat. — Wie wär's, wenn ich mir einen neuen Sekretair anschaffte, so einen recht gescheuten Kerl? ... Nein, das kann auch nichts helfen! Diese Menschen besitzen keine Ahnung von Verschwiegenheit, und käme es heraus, daß ich mir, als correspondirendes Mitglied, die Briefe durch einen Andern schreiben ließe, dann wäre ich gar verrathen und verkauft.

Schon wieder war ihm die Pfeife erloschen, er steckte sie abermals in Brand, und fuhr mit milderem Tone fort: Correspondirendes Mitglied! das Wort klingt so schön,

ſo gelehrt. Was wird man in Duſelburg ſagen, wenn es in der Zeitung ſteht, daß mir dieſe Ehre zu Theil geworden. Behauptet nun irgend eine Läſterzunge, ich könne nicht ſchreiben, dann brauche ich nur zu ſagen, daß ich correſpondirendes Mitglied bin. — — Allein, wer correſpondirt für mich? — Hätte mir der Hagen nicht jenen dummen Streich geſpielt, er wäre ein Schwiegerſohn wie gemalt. Vornehm, reich, angeſehn, gebildet — — ach, ich ärgere mich, ſobald ich nur an ihn denke! Freilich, die Correſpondenz würde er vortrefflich beſorgen; ſeine Briefe würden ein Muſter von Gelehrſamkeit ſein, und kein Menſch brächte heraus, daß ich ſie nicht ſelbſt geſchrieben habe. Auch beim Theater wäre er eine rechte Stütze für mich, denn — das muß ihm der Neid laſſen — er verſteht ſich darauf und ſpielt wie ein Gott. Wenn ich's vollſtändig überlege ... die Zeit drängt ... Coralie iſt ganz vernarrt in ihn ... unglücklich werde ich mein einziges Kind nicht machen ... Baſta! Er ſoll das Mädel haben, und dann iſt alles in Ordnung!

Rothwild war eigentlich von Natur gutmüthig, und hatte er eine Beleidigung im Herzen verziehn, ſo dachte er auch nicht mehr an Zorn oder Haß. Schmollend zwar, aber doch voll Innigkeit, empfing er den überraſchten Benno, der ſein Glück kaum begreifen konnte, und als die jubelnde Coralie den Vater küſſend und Freudethränen weinend umfaßte, da war dieſer ganz voll Seligkeit. Gern gab Hagen das Verſprechen, die Correſpondenz mit der dramaturgiſchen Geſellſchaft ſorgſam zu führen, und die Sache war abgemacht. Wenige Tage ſpäter fuhr ein eleganter Wagen durch Duſelburg, in welchem Benno ſaß, ſein bräutlich

erglühendes Mädchen dicht an ſich preſſend. Vor allen ſtattlichern Häuſern hielt die Equipage, der Bediente ſprang vom Bock, und gab eine Karte ab, worauf in Golddruck zu leſen war: „Coralie Rothwild und Dr. Benno van der Hagen, Verlobte.“

Das gab nun zu Anfang ein großes Gerede unter den Krähwinklern, und ſowohl Coralie, als Benno hatten auf einmal viel von ihrer geprieſenen Liebenswürdigkeit eingebüßt. Allein man bedachte, daß der Herr Kreisarzt ohne Zweifel ein brillantes Haus machen würde, und deshalb fanden die Meiſten es gerathener, ihren Aerger zu verbergen. Rothwild's Gemächer füllten ſich durch die Schaaren der Gratulirenden; der Major von Pommsdorf trug, was er nur an beſonders feſtlichen Tagen pflegte, Federhut und Degen; Heimannſohn ſagte: er freue ſich wie ein Kind über das Glück ſeines lieben, alten Freundes Benno, und Don Iges brachte das Wohl des Brautpaares in Verſen aus, indem er verſicherte, er habe ſich darauf nicht vorbereitet, ſondern der ganze Toaſt ſei improviſirt.

Coralie und Benno verlebten die Zeit des Brautſtandes wie einen kurzen Frühlingstraum, und ihre Hochzeit wurde ganz in der Stille vollzogen. Sie fühlten ſich unausſprechlich beglückt, und darum machten ſie es ſich zur Aufgabe, das Unglück zu mildern, wo ſie es fanden. Hatten in traurig enger Wohnung die Noth und das Siechthum ihren leichenſtarren Blick aufgeſchlagen, lag die Mutter oder der Vater krank, wimmerten die blaſſen Kinder vor Hunger, und es ſaß ein blühender junger Mann am Bette, den Puls des Kranken prüfend — dann war es Benno. Stieg aber einige Stunden ſpäter ein lächeln-

des, engelschönes Weib in die Höhle des Elendes hinab, brachte sie warme Kleidungsstücke, nahrhafte Speisen und Geld zu Holz mit, theilte sie das alles freundlich tröstend unter die Darbenden aus — dann war es Coralie. Die Armen streckten ihre mageren Hände zu Gott empor, sie dankten ihm, und beteten, daß er die beiden guten Menschen behüten und schützen möge. — Und Gott erhörte die Bitten, denn Benno's und Coralie's Leben wurde eine lange Kette von ungetrübter Liebe und Glück.

Historische Novellen.

Ein Schwank.

I.

Die Poeten.

In der hochgewölbten Weinhalle einer deutſchen Univerſitätsſtadt ſaßen drei Jünglinge — Alfred, Hugo und Wilhelm — beim Schoppen. Ihr Geſpräch war immer lebhafter geworden, da öffnete ſich die Thür, und ein blühender, junger Mann, im feinen Reitcoſtüm, betrat das Zimmer. Bruno, ſo hieß der Ankömmling, warf ſeinen grünen Filzhut auf eine Bank, ſteckte die goldbeſchlagene Gerte hinein, und ſetzte ſich zu dem Kleeblatt.

— Nun, Poeten! rief er. Was für ein wichtiges Thema handelt Ihr ſchon wieder ab? Ihr ſeht ja ſo bedenklich aus, daß ich glauben würde, Euch ſei ein Schiff untergegangen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr keins habt.

— Wir ſprechen eben darüber, erwiederte Alfred, wie ſehr die Stoffe zu hiſtoriſchen Novellen jetzt vermindert ſind. Es iſt wahrlich ſchwer, noch einen neuen, brauchbaren Stoff aus der Welthiſtorie zu erbeuten, und doch gleitet die Leſewelt flüchtigen Auges über ſolche Erzählungen hin, nicht ahnend, daß ſie ernſthafte Vorſtudien gekoſtet haben.

— Iſt das Euer Ernſt? lachte Bruno. Daran erkenne ich Euch, Poeten! Du, Alfred, greifſt in die Saiten der

Lyra, daß ſie von Liebe, von Frühling und von Unſterblichkeit tönen; der ſchwarzköpfige Hugo, der ſich eben ſeinen Schnurrbart ſo vielſagend kräuſelt, dichtet politiſche Lieder voll Sturm und Drang, während mein blonder, taubenäugiger Wilhelm rührende Tragödien ſchreibt. Ihr ſeid viel zu genial und lebt zuviel in Eurem Phantaſienreich, als daß Ihr das Dampfmaſchinenweſen, wodurch die Fabrikation von hiſtoriſchen Novellen betrieben wird, irgend begreifen könntet.

— Was ſprichſt Du da? entgegnete Hugo eifrig. Eine hiſtoriſche Erzählung muß eine abgerundete Epoche aus dem heiligen Buch der Geſchichte umfaſſen, ſie muß dem Auge des Leſers ein Bild jenes Zeitalters, in dem ſie ſpielt, mit friſchen, warmen Farben aufrollen; wir müſſen dort ein Volk erblicken mit ſeinem Ringen und Kämpfen, mit ſeinem Sieg oder Untergang. Lebendurchſtrömte Charaktere ſoll die Novelle uns zeigen, deren Schickſale in die großen Weltbegebenheiten ſo eng verflochten ſind, daß ſie mit ihnen blühen und fallen.

— Du haſt Recht, Hugo! begann Wilhelm. Ein ſolches Werk kann nimmer vollendet werden ohne den Beiſtand der Göttin Poeſie.

— Zwei Flaſchen Oeil de perdrix, Kellner! rief Bruno. Ich muß mich heute noch todt lachen über Euch, meine guten, poetiſchen Jungen. Ihr ſeid Dichter mit Leib und Seele, und da könnt Ihr's gar nicht denken, daß es Leute giebt, die ſich in Apollo's heiligen Tempel drängen, und an denen auch nicht eine Faſer poetiſch iſt. Ich will Euch ſchildern, wie die gewöhnlichen hiſtoriſchen Erzählungen geſchrieben werden, und die Haare werden Euch darob zu

Berge ſtehn. So ein Männchen verſpürt plötzlich den Kitzel, ſeinen Namen gedruckt zu leſen ... es ſucht einige alte Folianten und Chroniken, oder auch nur ſeine Geſchichtshefte von der Schule hervor, ſchneidet einen convenablen Flick Hiſtorie heraus, und pinſelt nun, als Staffage, diverſe Raubritter, Edelfräulein, Schlachtroſſe, Minneſänger und Burgvögte hinein, wie ein Maler Schafe und Ochſen auf ſeinem Bilde anbringt. An Charakterzeichnung, Ebenmaaß, poetiſche Wahrheit und künſtleriſche Entwicklung iſt gar nicht zu denken. Dieſe Mißgeburt wird auf das Velinpapier eines Almanachs gedruckt, darüber ſteht: „Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert“, und der Verfaſſer erhält ein ſo vollwichtiges Honorar, wie Ihr es im Leben nicht erblicken werdet. Aber ich bin feſt überzeugt, daß jeder von Euch in zwölf Stunden ſolch eine Novelle zu Stande bringt.

— Das iſt nicht möglich! ſagte Alfred, ſein Champagnerglas leerend, welches Bruno eben von neuem gefüllt hatte.

— Ich werde wohl nie Novellen ſchreiben! erwiederte Hugo, und trank.

— Wozu der innre, heilige Drang nicht treibt, das kann Keiner vollführen! ſagte Wilhelm, und ſog den Traubenſaft aus Frankreichs Kreidebergen in langen Zügen hinunter.

— Der innre, heilige Drang? Ha, ha, ha! begann Bruno wieder. Charmante Redensart! Iſt denn die Ehrſucht nicht auch ein innrer Drang? — Nun gut! Ihr beſtreitet, daß Ihr im Stande ſeid, hiſtoriſche Novellen zu ſchreiben, und ich biete Euch deshalb folgende Wette an.

Die Einladung, einen Sommer auf meinem Landgut zu verleben, habt Ihr ausgeſchlagen. Gewinne ich, und Ihr ſchreibt, über kurz oder lang, doch noch hiſtoriſche Novellen, ſo erfüllt Ihr meinen Wunſch — verliere ich, dann bezahle ich ein ganzes Jahr hindurch allen Champagner und alle Auſtern für Euch.

— Concedo! rief Hugo, in Bruno's dargebotene Rechte einſchlagend.

— Concedo! ſtimmten die andern Freunde bei.

— Nun laſſet uns aber aufbrechen, ſagte Alfred, denn mein Stiefelputzer, der interimiſtiſch als Nachtwächter fungirt, hat eben Mitternacht abgerufen, und wir Alle wollen ja morgen, oder eigentlich heute, abreiſen.

Die luſtigen Brüder folgten dieſem Rath; ſie verließen die Weinhalle, und gingen ſchweigend durch die Straße, deren Häuſer dieſſeits vom Monde beglänzt waren, während ſich drüben ihre dunklen Giebel ſcharf am blauen Nachthimmel abgrenzten.

II.

Das Abenteuer.

Alfred, Hugo und Wilhelm hatten, in leichten Staubhemden, die Ränzel auf dem Rücken, das Harzgebirge durchwandert. Sie hatten die düſtern Stalaktitengrotten beſucht, und waren, durch herrliche Waldungen, zu den Gipfeln der Felſen emporgeklettert. Sie waren eingefahren in die metallreichen Gruben der Bergwerke, und hatten auf dem Brocken einen Sonnenaufgang erlebt. Kein prächtiges

Panorama kann das Gebirge aufweiſen, das ſie nicht geſehn, kein lichter Silberquell durchſprudelt ſeine Thäler, an dem ſie nicht gelagert hätten.

Ein ſchöner Septembertag ſenkte ſich dem Abend zu, und fand die Reiſenden auf dem Wege nach Alexisbad. Hohe Eichen und Buchen rauſchten über ihrem Haupt, doch in den Laubkronen zeigten ſich ſchon goldgelbe und purpurrothe Schattirungen zwiſchen tieferem Grün.

— Der Herbſt iſt eine traurige Jahreszeit! begann Alfred nach langer Pauſe. Es rieſelt mir ein Schauer durch die Adern, wenn ich dies Verblühen und Hinwelken ſehen muß. Sonſt immer heiter, kann ich mich doch im Herbſte der trüben Todesgedanken kaum erwehren.

— Für mich iſt der Herbſt eine ſchöne, wehmüthig ſüße Zeit! ſagte Wilhelm. Mir wird dann ſtets ſo hoffnungsvoll zu Muth, und mit mächtigem Tone regen ſich Unſterblichkeits-Gedanken in mir, denn ich trage in der Bruſt die Gewißheit des kommenden Frühlings.

— Meiner Anſicht nach, fiel Hugo ein, gleicht der Herbſt einer abgelebten Kokette. Prunkend putzt er ſich mit bunten, duftloſen Aſtern und Malven heraus, und weil es ihm an jugendlicher Friſche fehlt, ſo ſchminkt er ſich die verblichenen Wangen. Daher entſteht die rothe Farbe des herbſtlichen Laubes.

Bei ſolchen Geſprächen war die Sonne untergegangen, und nur einzelne Feuerſtrahlen flackerten noch durch den grünen Wald. Die Wanderer bemerkten in ihrem Eifer kaum, daß ſich der Himmel nach und nach mit grauen Wolken umzogen hatte. Nun wurd' es plötzlich rabenfinſter, der Regen goß und ſchlug praſſelnd auf die Blätter.

Unſere Freunde machten lange Schritte, um bald ein Obdach zu erreichen, denn ſchon ſtrömte ihnen das Waſſer aus den Haaren; dabei konnten ſie keine Hand vor Augen ſehn, und rannten oft gegen die Stämme der Bäume. Noch immer wollte ſich der Wald nicht lichten; ſtarke Fichten mit ihren knarrenden Nadelzweigen drängten ſich nur dichter zuſammen; der Waldpfad wurde ſchlüpfrig und unſicher. Die drei Poeten fühlten ſich ein wenig unheimlich; erkältet und durchnäßt, war es ihr ſehnlichſter Wunſch, recht bald ein gaſtliches Haus mit loderndem Kamin und gutem Abendeſſen anzutreffen.

Da ſcholl auf einmal grelles Pfeifen durch den Wald; große, dunkle Geſtalten ſtürzten aus dem Dickicht hervor, die Reiſenden umringend. Alfred und Wilhelm waren gefeſſelt, ehe ſie ſich von ihrer Ueberraſchung erholen konnten, doch Hugo zog ſchnell einen Degen aus dem Wanderſtock, und wollte deſſen Klinge eben an Einem der Räuber prüfen, als er von rückwärts durch nervige Arme umfaßt wurde. Man entwaffnete auch ihn, band ihm die Hände auf den Rücken, und etwa ein Dutzend Buſchklepper nahmen ihre drei Gefangnen ſchweigend in die Mitte, ſie auf engen Pfaden durch die Holzung führend.

Unaufhörlich floß der Regen, und Sturmwind ſauste in der Forſt. Alfred, Hugo und Wilhelm ſchritten wortlos neben einander hin; ſie machten keinen Verſuch zur Flucht, denn man hatte ſie feſt gebunden, und Büchſenläufe ſchimmerten auf den Schultern der Räuber. Nach halbſtündigem Marſch gelangte man zu einem ziemlich finſteren Bauwerk, von deſſen Fenſtern nur zwei durch trübröthlichen Lichtglanz erleuchtet waren. Hier wurde Halt gemacht, und Einer

der Banditen ging in's Haus. Bald kam er wieder, rief ſeinen Spießgeſellen ein rauh klingendes Rothwelſch zu, das die Dichter nicht verſtanden, und darauf wurden die letzteren nach dem Hauſe gebracht. Eine ſchwere Eichenthür öffnete ſich, man trat in den ſtockdunklen Flur, und gelangte endlich in einen langen, gewölbten Saal. Derſelbe war völlig leer, nur etliche Flinten und Hirſchfänger hingen dort, und zwei Kienfackeln, in die Wand geſteckt, erhellten das Gemach mit unſicherm Schein. Auf alterthümlichen Lehnſtühlen ſaßen im Hintergrund ein Mann und eine Frau, wahrſcheinlich der Räuberhauptmann mit ſeinem Weibe. Er hatte ſich das Geſicht angeſchwärzt; ein grüner Jagdrock umſpannte ſeinen ſtarken Gliederbau, und auf dem breitkrämpigen Hute, der ſein Haupt bedeckte, wallte ein rother Federbuſch. Das Antlitz der ſchönen Gefährtin aber war weiß und roſig, wie Pfirſichblüthen; blonde Flechten legten ſich an ihre reine Stirn, und ein faltiges Seidenkleid verhüllte jugendliche Formen.

Nach einer tiefen Pauſe erhob der Hauptmann ſeine Stimme und fragte barſch: Wer ſeid Ihr?

Das gefeſſelte Kleeblatt nannte Namen und Stand.

— Ha, ha, ha! Alſo Poetenvolk! lachte der Räuberfürſt. Das iſt ja ein erbärmlicher Fang, den die Kerle da eingebracht haben. Dichter und Kirchenmäuſe müſſen ganz gleich abgeſchätzt werden, wenn ſie Vermögenſteuer zahlen ſollen. Ich wette, Ihr habt kaum eine ſilberne Taſchenuhr bei Euch, und es wird am beſten ſein, ich laſſe Euch gleich ein hanfenes Halsband umlegen, ſonſt verrathet Ihr uns wohl gar.

Zwar lief unſern Bekannten der Tod eiskalt über den Rücken, aber ſie regten ſich nicht. Da wendete ſich die holde Räuberbraut an ihren Gebieter, ſtreichelte ihm das Kinn und flüſterte fremdartige Laute. Er erwiederte nichts, ſondern nickte nur gewährend mit dem Haupte und ſprach zu den Dreien:

— Mein Weib iſt eine Romannärrin! Im letzten Winter hab' ich eine ganze Leihbibliothek geplündert, um ihre Sucht nach ſolchem Zeuge zu befriedigen, doch ſie hat all' die Bücher ſchon ausgeleſen. Sie liebt beſonders hiſtoriſche Novellen, wie ſie den Plunder nennt, und da kann ich ihr wohl den Gefallen thun, Euch Euer erbärmliches Lebenslicht nicht auszublaſen, um ihr einen Spaß zu machen. Ihr werdet Jeder in ein eigenes Zimmer geſteckt, dort ſollt Ihr Eſſen, Wein, Papier und Tinte haben. Den Schlaf müſſet Ihr Euch für dieſe Nacht ſchon vergehen laſſen, denn ich befehle Euch, bis morgen früh eine hiſtoriſche Novelle zu ſchreiben, und will Euch dafür ſogar Eure lumpige Bagage ſchenken. — Baſta! Nicht gemuckst! ... Bedankt Euch bei meinem Liebchen! ... Wer aber bis morgen Vormittag um acht Uhr die Geſchichte nicht fertig hat, den laſſ' ich, beim Samiel! an die höchſte Fichte hängen.

Nach dieſen Worten blies er in eine kleine Pfeife, mehrere Räuber eilten herbei, und als der Hauptmann ihnen auf Rothwelſch etwas geſagt hatte, führten ſie die drei verurtheilten Poeten fort.

III.

Alfred's Novelle.

Jedem von den Dreien, die man gewaltſam zu hiſtoriſchen Novelliſten gepreßt hatte, wurde ein beſonderes Gemach angewieſen, damit er ſeine Aufgabe ungeſtört vollenden könne. — Wir beſuchen zuerſt Alfred, und finden deſſen Aufenthalt ganz wohnlich eingerichtet. Das Zimmer hat freilich nur Ein Fenſter, aber es bietet dennoch Raum genug. Stuhl und Tiſch ſind die einzigen Möbel darin, und auf dem letztern brennen zwei Wachslichter. Unruhig geht Alfred auf und ab, die Ereigniſſe der letzten Stunden brauſen wie ein Traum durch ſeinen Kopf, und fieberhaft glühen ihm die Wangen. Jetzt öffnet ſich die Thür; Einer der Banditen tritt herein, mehrere verdeckte Teller, eine Flaſche und Schreibmaterialien tragend. Stumm ſtellt er alles auf den Tiſch, und entfernt ſich wieder. In Alfred erwacht der jugendliche Appetit mit Macht, er ſetzt ſich, und koſtet von dem zarten Rehrücken; er gießt ſich Wein in's Glas, und ſchäumend ziſcht derſelbe daraus empor — es iſt aufrichtiger Sillery. Nun fühlt ſich Alfred warm und wohl, der Kreidegeborene durchwallt ihn mit roſiger Gluth; er möchte dichten, aber nicht, wie ihm befohlen iſt, eine kalte Novelle, ſondern ein heißflammendes Lied. Schon hat er das Papier zurecht gelegt, ſchon ergreift er die Feder, als ihm der Gedanke aufſteigt, daß jener wilde Robin Hood ihn hängen läßt, wenn er ſeine Aufgabe nicht löst. Endlich erſcheinen ihm Bilder aus den Blättern der Geſchichte, doch ſie ſind farblos bleich, und Alfred muß gewaltſam den Widerwillen bannen, der ihn von dieſer Arbeit zurückzieht.

Immer lebendiger werden die Geſtalten; halb zum Dichten geneigt, halb mit mechaniſcher Anſtrengung ſucht er ſie feſt zu halten. Ehe er ſich des Plans noch klar bewußt geworden, hat er den Anfang gemacht, und als Ueberſchrift ſteht deutlich auf dem Papier:

„Die Prinzeſſin von Ahlen.

Hiſtoriſche Novelle.

1.

Der Frühling des Jahres 1681 hatte ſeine Schwingen, aus Sonnengold und Blumenſchmelz, entfaltet.

Am hohen Spitzfenſter des alten Schloſſes zu Celle ſaß eine funfzehnjährige Jungfrau, und lachend ſtützte ſie das blondlockige Köpfchen in die Hand. Ein weißes Kleid umſpannte prunklos ihren blühend ſchlanken Wuchs; nur eine blaue Lilie hatte ſie in's Haar geſteckt. Vor ihr ſtand ein jugendlicher Ritter, das Barett mit dem Reiherbuſche in der Hand, und ſein dunkles Flammenauge ruhte zärtlich auf dem ſüßen Mädchenbild.

— Ihr ſeid heut gar zu ausgelaſſen, Königsmark! ſagte die Prinzeſſin Sophie. Die Augen thränen mir vor Lachen.

— Dieſe Schuld will ich ſühnen! entgegnete der Graf, und küßte ſchnell eine Thräne weg, die über ihre Wange, wie ein Thautropfen über den Pfirſich, rollte.

— Königsmark, Ihr werdet immer dreiſter! ſprach das Fürſtenkind erglühend. Wenn ich das meinem Vater ſage, möchtet Ihr den Hof zu Celle nicht lange mehr beſuchen.

— Und das könnte die gute, ſanfte Sophie an ihrem Schulgefährten thun, der ihr die ſchweren lateiniſchen Briefe ſchrieb, welche der langweilige Doktor aufgab, und der ſich geduldig acht Tage bei Waſſer und Brod einſperren ließ, weil ſie dem Wiener Abgeſandten einen Maikäfer an's Barett gebunden hatte? — So fragte der Ritter bittend, und ſchlang ſeinen Arm um die Prinzeſſin.

— Nein, Königsmark, ſie thut es nicht! flüſterte Sophie, indem ihre Lippen dem Munde des Grafen begegneten.

Draußen auf dem Corridor erſcholl plötzlich ein ſchwerer, klirrender Tritt; der lange Kuß mußte ein Ende nehmen, und Königsmark entſchwand durch eine Seitenthür. Sophie ergriff die Stickerei, und als ihr Vater Georg Wilhelm, der brave Herzog von Celle, in's Zimmer trat, fuhr ſie bereits eifrig mit der Nadel durch den Sammet. Er konnte dem Töchterlein nichts anmerken, denn da ihre Wangen ſtets wie Roſen blühten, ſo fiel ihm deren Purpurfarbe nicht ſonderlich auf. Sie küßte dem Fürſten ehrfurchtsvoll die Hand, rückte ihm einen Lehnſeſſel zurecht, und er nahm darin Platz.

— Sophie, begann der Fürſt, Du weißt, daß ich Dich ſchon in Deinem neunten Jahre mit dem Prinzen von Wolfenbüttel verlobt hatte, daß ihn die Vorſehung jedoch von der Erde abrief, eh' Eure Hochzeit ſtattfinden konnte. Die größten Fürſten Deutſchlands bewarben ſich ſeitdem um Deine Hand ... ich prüfte ſorgſam, denn ich mußte ja zugleich das Glück meiner Sophie und den Vortheil meines Landes überwachen. Heute iſt endlich im Staatsrath unabänderlich beſchloſſen worden, daß Du die Gemahlin des Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover werden ſollſt,

der einſt den Thron von England erbt. Du biſt alſo Braut, und um Dir dies zu ſagen, kam ich her.

Damals war es nicht Brauch, daß die Töchter, und namentlich die Töchter der Fürſten, in ſolchen Angelegenheiten widerſprechen durften. Sophie verneigte ſich gehorſam vor dem Vater; ſie ließ den Schmerz nicht laut werden, der ihre Bruſt zermarterte, und keines Menſchen Auge ſah die Thräne, die in den Kelch der Nelke fiel, woran ſie eben geſtickt hatte.

2.

Langſam und freudenlos floß der fürſtlichen Jungfrau die Zeit ihres Brautſtandes dahin. Man hatte ihr eine ſtrenge Hofmeiſterin gegeben, die Sophien niemals verließ, und aller trauliche Verkehr mit Königsmark, dem Jugendgeſpielen, dem Geliebten ihrer Seele, hörte auf. Nur im Geräuſch des Hoflebens ſah ſie ihn, wo ſie keine Worte, kaum einen unbelauſchten Blick mit ihm wechſeln durfte. Doch an lauen Sommerabenden blieben ihre Fenſter offen, und es drang dann ein ſüßklagendes Lied, von Cithertönen begleitet, zu ihr empor. Des Morgens fand ſie auch wohl, obgleich die Schloßmauer faſt unerklimmbar ſchien, einen friſchen Blumenſtrauß am Fenſter, und wickelte dann ſchnell den bindenden Pergamentſtreifen ab, der zärtlich grüßende Liebesworte von Königsmark enthielt.

Endlich nahte die Vermählung heran, vor der Sophien wie vor ihrem Tode graute; die Prinzeſſin mußte dem theuern Vater Lebewohl ſagen, und mußte, mit gebrochnem Herzen, in den Reiſewagen ſteigen. Ein glänzendes Gefolge begleitete ſie, und darunter befand ſich, ohne daß die

weinende Braut es ahnen konnte, auch der Graf Königsmark. Im offnen Felde vor Hannover wurde Sophie vom Prinzen Karl, einem Bruder ihres Bräutigams, eingeholt; Feldstücke donnerten und luſtige Fanfaren ſchmetterten, der Stadt zu verkünden, daß die Prinzeſſin erſchienen ſei.

Am Schloſſe zu Hannover empfing Georg Ludwig ſelbſt ſeine künftige Gattin, und dieſe erblickte nun den Mann, der alle Blüthen ihres Lebens zerbrochen hatte. Sein Wuchs war hoch und ſtark; die goldgeſtickte Tracht paßte gar nicht zu dem ſchweren, plumpen Gliederbau. Schwarze Haare umflatterten ſein braunrothes, bärtiges Geſicht; er bemühte ſich, eine recht freundliche Miene anzunehmen, doch mißlang ihm das, und die Mundwinkel wurden nur noch häßlicher verzerrt. Die Augen des Fürſten waren grau, aller Glanz mangelte ihnen, und was daraus hervorblitzte, war eine Miſchung von Rohheit und Sinnlichkeit. Sophie ſtarb faſt unter den Ceremonien des Empfangs, und ſank am ſpäten Abend, zum Tode erſchöpft, verzweifelnd auf ihre Lagerſtatt.

In der nächſten Morgenfrühe eilten viele Kammerfrauen geſchäftig herbei, ſchmückten die Braut mit perlenbeſäeten Gewändern, und flochten ihr ein prächtiges Diadem, um das ſich friſche Myrthe ſchlang, in's volle, blonde Haar. Aber ſie lächelte nicht wie ſonſt am Hofe ihres Vaters, wenn ſie ſich zu heitern Feſten putzen ließ, wo ſie mit dem Geliebten ſprechen und tanzen durfte — ach! heute wurde ſie ja auf ewig von ihm getrennt, und mußte einem fremden, finſtern Manne zum Altare folgen. Manche Thräne aus Sophiens Auge floß auf die Stickereien des Hochzeit-

kleides, und als ſie ihr blaſſes, hochgeſchmücktes Bild im Spiegel ſah, da kam es ihr vor, als ob ſie geſtorben wäre, als ob ſie ſelbſt ihre geſchmückte Leiche im Sarge betrachten müſſe.

Man hob Sophien in den goldnen Brautwagen, und ſechs Schimmel flogen mit ihr nach der Schloßkirche, wo der Bräutigam ſie erwartete. Zwei Grafen und zwei Ritter waren auserwählt, die Schleppe der Braut zu tragen, und Sophie gewahrte darunter auch Königsmark, der mit zitternder Hand einen Zipfel ihres Kleides hielt. Da ergriff der Kurprinz ihre Hand, zwölf Pagen mit brennenden Kerzen ſchritten voraus, und Sophie glaubte nun wirklich ihr eignes Begräbniß anzuſchaun. So gelangten ſie zum Altar, der Geiſtliche wechſelte die Ringe, und ſie ließ bewußtlos ihre Hand in die des Bräutigams legen. Erſchreckt fuhr Sophie zuſammen, als draußen die Geſchütze krachten, denn ſie wußte nicht, was geſchehen war, und während ſie ſich darauf beſann, war ſie bereits Kurprinzeſſin von Hannover.

Viele Luſtbarkeiten und glänzende Turniere beſchloſſen das Hochzeitsfeſt.

3.

Drei Jahre waren ſeitdem verfloſſen, und in einer Akazienlaube des Schloßgartens, den der Herbſt eben zu entblättern anfing, ſaß die Prinzeſſin Sophie. Ihr Antlitz erſchien noch immer lieb und ſchön, aber der Gram hatte den heitern Jugendſchmelz davon abgeſtreift, ſo daß es nun einem ſchmerzenreichen Madonnenbilde glich. Neben ihr ſchlief, im zierlichen Kinderwagen, ein ganz kleines Mäd-

chen, und einen hübſchen, etwa zweijährigen Knaben ſchaukelte ſie auf dem Schooß.

— Liebſt Du denn Deine Mutter auch? fragte ſie denſelben, und als das Kind ſie mit den kleinen Armen jubelnd umfaßte, ſprach ſie gerührt: Nun, ſo biſt Du der Einzige, der es thut, denn Dein Vater kränkt ſie überall und läßt ſie durch ſeine Mätreſſe verhöhnen.

Kaum hatte Sophie, beinahe unhörbar, dieſe Worte geſagt, da ſchritt die Dame, welche darin bezeichnet wurde, durch die Lindenallee heran. Ihr Anblick mußte Jeden bezaubern, der ſie zum Erſtenmale ſah. Italienerin von Geburt, beſaß Signora Carlotta ganz den üppig ſchwellenden Gliederbau, welcher die Frauen des Südens ſo reizend macht. Unter langen Wimpern ſtrahlten ihre großen, liebeheißen Augen, und Rabenlocken ringelten ſich, tauſend lüſternen Schlangen gleich, um ihr wunderſchönes Antlitz, um ihren ſtolzen Hals und Nacken.

— So allein, gnädige Prinzeſſin! begann die Ankommende, ſich voll ſpöttiſcher Ehrfurcht vor Sophien verneigend. Oder hatten Sie einen beſondern Grund, ſogar die Kammerfrauen fortzuſchicken, denen die Obhut über die Kinder anvertraut iſt?

— Ich bin niemals allein, wenn meine Kinder bei mir ſind! entgegnete Sophie, zwar verletzt, aber ausweichend.

— Das freilich nicht! rief die Signora. Die Unterhaltung mit jenen Sprößlingen mag indeß weder ſehr geiſtreich, noch vergnüglich ſein.

— Von dem Vergnügen einer Mutter, ſprach Sophie, kann ſich eine Jungfrau, wie Ihr, wohl keine Vorſtellung machen.

Die Italienerin rüſtete ſich zu einer bittern Antwort, doch unterdrückte ſie dieſelbe ſchnell, als ſie den Kurprinzen nahen ſah. Lachend ging ſie ihm entgegen, und empfing ihn mit den Worten:

— Gut, daß Sie kommen, Prinz! Eben ſprach ich mit Ihrer Gemahlin von den Kindern, und wir fanden beide, daß ſie ungemein viel Aehnlichkeit mit dem ſchönen Grafen Königsmark haben. Freuen Sie ſich darüber nicht?

Georg ſtimmte in das unzarte Gelächter Carlotta's ein, und verließ den Garten mit der noch immer lachenden Signora.

Thränenlos ſaß Sophie; ſie konnte nicht weinen. Endlich rief ſie den Kammerfrauen, gab ihnen die Kinder und eilte in's Schloß. Kaum aber war ſie in ihren Gemächern angelangt, ſo ſtrömten die Thränen aus dem blauen Himmel ihrer Augen, und erfriſchten ihr das todmüde Herz, wie ein Gewitterregen die verſengte Flur. Ein muthiger Gedanke durchzuckte ſie; Sophie trocknete die Wimpern, und nahm ihr Kind aus der großen, purpurnen Wiege. Zwar weinte der Knabe, als er im Schlaf geſtört wurde, doch gleich erkannte er die Mutter, und umklammerte ſie mit freundlichem Geſicht. So ſchritt ſie über den Corridor nach den Zimmern ihres Gatten. Derſelbe lehnte auf ſeidnem Ruhebett, ein ſilberner Weinkrug ſtand vor ihm, und er ſchien überraſcht, die Prinzeſſin eintreten zu ſehn, rührte ſich aber nicht, ſondern erwartete mit höhniſcher Miene Vorwürfe von Sophien.

— Verzeiht, mein Prinz, begann die letztere, daß ich es wage, unangemeldet zu erſcheinen, doch ſollt' ich glau-

ben, dem Weib und Kinde müſſe ſtets der Eingang offen ſein. Seit uns der Prieſter am Altar verbunden, habt Ihr mich verächtlich behandelt! Geduldig ertrug ich das, und komme heut zum Erſtenmale klagend zu Euch. Ihr laſſet mich in Eurer Gegenwart durch eine Frau beſchimpfen, durch eine Frau, die Euch ſo wenig liebt, als Ihr ſie achten könnt — —

— Ha, ha, ha! unterbrach Georg ſeine Gattin. Moral! Sittenlehren! Wenn ich die hören wollte, würde ich ja in die Kirche gehn. Meint Ihr, Prinzeſſin, Euch durch langweilige Sentenzen bei mir angenehm zu machen, ſo irrt Ihr, und ich bin in ſchlechter Laune, ſie länger zu ertragen.

— Meine Abſicht iſt nicht, ſagte Sophie mit Ruhe, hier von Moral und Fürſtenwürde zu ſprechen, denn ich kenne den Werth des Getreides zu gut, um es auf harten Felsboden auszuſtreun.

— Weib! knirſchte der Kurprinz, doch furchtlos fuhr ſie fort:

— Allzuoft hab' ich erfahren, daß jede Mühe, jedes Samenkorn hier verloren geht, aber wenn ich auch von Euch das Härteſte erdulden ma[illegible] ſo fordre ich doch, daß Ihr mich nicht mißhandeln laſſet von einer Metze.

— Ha! wüthete Georg. Und das wagt eine Metze mir zu ſagen ... die Metze des Grafen Königsmark!

Bei dieſen Worten ſprang er empor, erfaßte Sophiens Haarflechten, und zerrte das unglückliche Weib im Zimmer umher. Mit größter Anſtrengung konnte ſie das Kind noch halten, und in der Angſt, es fallen zu laſſen, ſtieß ſie einen lauten Hülferuf aus. Da ging die Thüre auf, Prinz Karl

ſtürzte herein, und Fräulein von Molk, die Kammerdame der Fürſtin, folgte ihm. Jener machte den Raſenden von ſeiner Gattin los, und dieſe führte ſie in ihre Gemächer zurück.

4.

Von den Thürmen hallte Mitternacht, und wilde Wolken zogen am Monde vorbei. Sophie ſaß noch immer leblos, wie ein ſchönes Steinbild, im Seſſel; aufgelöst hing das Haar in blonden Flechten um ihre Schultern, und einige rothe Blutstropfen perlten ihr auf der weißen Stirn. Vor ihr kniete Amalie von Molk, die einzige Freundin, welche ſie an dieſem Hofe hatte, und rieb von Zeit zu Zeit die Schläfe der Ohnmächtigen mit belebender Eſſenz. Endlich zuckten die Augenlider der Prinzeſſin, ſie fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte leiſe: „Wo bin ich?“ — Nun blickte ſie umher; alles Vergangene ſchien wie ein Traum an ihr vorüber zu rauſchen, und ſie brach in helle Thränen aus. Nach einer Pauſe ſprach ſie zu dem gleichfalls weinenden Fräulein:

— Sei ruhig, Amalie — mir iſt wohl! Ein Selbſtbewußtſein, eine Freudigkeit zieht in meine Seele; ſeit Jahren war mir nicht ſo leicht um's Herz. Mein Gemahl hat heute die letzten Bande zerriſſen, die mich mit ihm vereinigten, er hat mich mißhandelt, und ich betrachte mich als geſchieden von ihm. Nicht länger kann ich an einem Hofe weilen, wo jeder Kammerdiener mit Fingern auf mich zeigen würde. Sobald es angeht, will ich entfliehn! Ich fühle mich dabei frei von aller Schuld, und mich ſchmerzt nur der Abſchied von meinen Kindern und von Dir.

— Meine liebe, meine angebetete Fürstin! sprach das Fräulein, Sophiens Hände küssend. Was hab' ich Böses gethan, daß Ihr mich aus Eurer Nähe verbannen wollt? O, nehmt mich mit Euch ... ich kann Euch nicht verlassen!

— Gern werde ich Dich bei mir behalten, Du Herzige! beruhigte die Prinzessin das erregte, schluchzende Mädchen. Weil mir, wohin ich gehe, weder Glanz noch Freude folgen, so dachte ich, Du würdest lieber zurück bleiben. Ich that Dir Unrecht! Verzeihe mir, mein Kind, und sende schnell einen sichern Boten an Königsmark. Er soll noch heute Nacht hierher kommen, daß wir den Plan zur Flucht berathen.

Amalie richtete sich empor, und schickte ihren Bruder zum Grafen hin. Der Page fand ihn noch wachend am Fenster, und als derselbe seine Botschaft überbrachte, glaubte Königsmark, das Ganze sei ein Traum. Ohne Zögern begab er sich zu der Fürstin; er sah sie in bleicher, wundersamer Schönheit, und beugte ehrerbietig das Knie vor ihr. Sie ließ das milde Auge auf ihm ruhn, und sagte dann mit weicher Stimme:

— Stehe auf, Königsmark, und schaue mir frei in's Angesicht! In dieser feierlichen Stunde erkläre ich Dir, daß ich Dich geliebt habe seit der frühesten Zeit, die in meiner Erinnerung lebt — daß ich Dich lieben werde, bis mein Herz seinen letzten Pulsschlag thut. Gott weiß es, wie ich die Pflicht gegen meinen Gatten erfüllt, er weiß es, daß ich, vom Tage meiner Hochzeit an, Dich niemals allein gesehn, und nur gleichgültige Worte mit Dir gewechselt habe. Aber Gott kennt auch meine Kämpfe und die kum-

mervollen Nächte, die ich durchweint. — Das iſt nun alles vorbei! Ja, Guſtav, ich liebe Dich! Ich will mit Dir fliehen aus dieſer ſchrecklichen Schloßburg, und will ganz, ganz meiner Liebe gehören.

Sophie reichte dem Grafen ihre Hand; ſie ließ das ſüße Haupt auf ſeine Schulter ſinken. Königsmark ſchlang den Arm um ſie, zog ſie an ſich und preßte einen Kuß auf ihre Stirn. So vergingen Minuten in ſchweigender Seligkeit, doch dann ermannte ſich die Fürſtin und ſprach von ihrer Flucht. Geheimnißvoll ſollten alle Vorbereitungen getroffen werden; niemand am Hofe durfte eine Ahnung davon haben, und in ſtiller Nacht wollte ſie mit dem Fräulein von Molk und mit Königsmark Hannover verlaſſen. Schon dämmerte der Morgen herauf, als der Graf wieder in ſein Zimmer trat und ſich auf's Lager warf, wo ihn zwar kein Schlaf, aber der Traum einer ſeligen Zukunft umfing.

5.

Die Spione des Kurprinzen, welche Sophien ſtets umlauſchten, hatten den Plan zur Flucht erſpäht, und Königsmark gewann nur eben noch Zeit, dem ſichern Verderben zu entrinnen. Er floh nach Polen, und in der freudigen Gewißheit, daß er gerettet ſei, ertrug Sophie alle Schmähungen, die ihr Gemahl jetzt noch verdoppelte, faſt ohne einen Klagelaut. Mehrere Jahre ſpäter glaubte der Graf, das Andenken jenes Vorfalls würde durch die Wellen der Ereigniſſe verlöſcht ſein, welche fortdauernd über einen Hof hinbrauſen, und er kehrte nach Hannover zurück. Ein neuer Frühling erblühte in Sophiens Bruſt, als ſie den Geliebten wiederſah; die lange traurige Zwiſchenzeit

war vergeſſen, und beide fühlten ſich beglückt, einander wieder nahe zu ſein.

Die Mätreſſe des alten Kurfürſten Ernſt Auguſt, die üppig ſchöne Gräfin Platen, fand Wohlgefallen an Königsmark. Leidenſchaft durchſtrömte ihr Blut, und ſie war nicht die Frau, die eine ſolche Flamme zu erſticken ſuchte. Eines Abends trifft der Graf im Garten einen Pagen, derſelbe drückt ihm ein Briefchen in die Hand und entſchwindet dann. Ueberraſcht geht Jener zum Schloßportal, wo eine Lampe brennt, er bricht das Siegel, und lieſt mühſam die von Damenhand gekritzelten Worte:

„Lieber Graf!

„Folgt dem Knaben, der Euch dies gebracht; er iſt „mein Vertrauter. Folgt ihm ſchnell — die Ungeduld „der Liebe erwartet Euch!“

Königsmark küßte das Blatt, denn er war überzeugt, es komme von Sophien, und nun ſtand der Page wieder neben ihm. Von goldenen Phantaſien umwogt, geht er mit dem Boten, und merkt nicht eher, nach welchem Schloßflügel ihn derſelbe geleitet, als bis er in einem völlig fremden Zimmer ſteht. Blaubeſchirmte Lampen erleuchten das weiße Marmorcabinet mit einem Laſurglanz; aus prachtvollen Vaſen ſteigen ſinneberauſchende Blumendüfte auf, und ſehnſüchtige Citherklänge tönen ihm entgegen. Im Hintergrunde ſieht er, auf weicher Ottomane, die ſchöne Gräfin Platen in reizend nachläſſiger Stellung ruhn. Aufgelöst rollen ihre ſchwarzen Locken, wie dunkle Lavawellen, um die blendenden Schultern, um die ſchwellende Bruſt, die im glühendſten Verlangen wogt.

Vor Ueberraſchung konnte Königsmark weder denken,

noch handeln; er folgte der Aufforderung, näher zu treten, und ließ ſich von der holden Buhlerin auf den Divan niederziehn. Sie umſchlang ihn mit den weißen Armen, ihre Lippen ſaugten ſich küſſend feſt an ſeinem Mund, und ein lüſterner Glanz entſtrömte ihren Augen. Flammende Liebesworte flüſterte ſie dem Grafen zu, doch dieſer riß ſich plötzlich aus der Umſtrickung ihrer Arme los, er ſagte ihr Bitteres, und eilte zur Thür hinaus. Da preßte die Platen voller Wuth ihre Lippen zuſammen, in kalten Haß war ihre heiße Liebe umgewandelt, und fürchterliche Rache ſchwur ſie Dem, der dieſe Liebe verſchmäht hatte.

Haſtig ſchüttelte ſie die ſilberne Klingel, und Ebert, ihr vertrauter Diener, trat herein. Sie gebot ihm, Königsmark's Gemächer zu umſchleichen und alle ſeine Handlungen zu erſpähen. Dem Befehl gehorchend, ſieht er einen Pagen aus des Grafen Zimmer kommen, der nach dem Flügel der Prinzeſſin will. Ebert ſucht ihn auszuforſchen, helles Gold verblendet des Knaben Sinn, und er zieht aus ſeinem Wamms ein Blatt hervor, das er Sophien überbringen ſoll. Jener löst behutſam das Wachsſiegel auf, und entziffert die Worte:

„Sophie!

„So eben kehre ich von der Platen zurück, deren Pagen „ich unbedachtſam folgte, weil ich glaubte, er führe mich „zu Euch. Ich verſchmähte ihre Gunſt, und ihr blutiger Rachedurſt wird nicht blos mich, ſondern auch „Euch bedrohn. Wir müſſen entfliehen. Morgen Nacht „komme ich zu Euch, um alles zu berathen. Haltet „Euch bereit, Sophie, denn nur die größte Eile kann „uns retten!“

Nun verſchloß Ebert das Briefchen wieder, gab es dem Boten zurück, und ſchärfte ihm ein, es pünktlich an die Prinzeſſin abzugeben. Aber jedes Wort, das er geleſen, theilte er ſeiner Herrin mit, und ingrimmige Freude verzerrte der Gräfin ſchönes Angeſicht, als ſie die Nachricht empfing.

6.

Die Schloßuhr ſchlug Eilf. Finſterniß lag in den langen Gängen des Gebäudes, denn nur ſelten flackerte dort noch eine Laterne mit unſicherm, verlöſchendem Licht. Tief in den Mantel gehüllt, ſchlich eine hohe Geſtalt durch die Galerien. Es war der Graf Königsmark, der von Niemand geſehn zu werden glaubte, aber zwei Perſonen belauſchten ihn. Lautlos öffnete er die Thür, welche zum Vorſaal der Prinzeſſin führte; er warf den Mantel ab, und Fräulein von Molk geleitete ihn zu der Fürſtin. Im dunkeln Kleide trat ihm Sophie entgegen, und zeigte ihm ein kleines Päckchen, worin die Pretioſen lagen, die ſie vom Elternhauſe mitgebracht. Dies war der ganze Schatz, den ſie aus Hannover fortnehmen wollte, um im fernen Lande, unerkannt, als ſtille Bürgersfrau, mit ihrem Guſtav leben zu können. Vom Feuer einer ſchönen Hoffnung durchglüht, verabredete ſie den ganzen Plan der Flucht mit Königsmark; in zwei Stunden ſollte der Reiſewagen am Schloßgarten ſtehn, und alles ſchien gelingen zu wollen.

Der Graf hatte noch Mehreres anzuordnen, er verließ Sophiens Gemach, und trat auf den Corridor hinaus. Da drangen vier Gardiſten mit blanken Schwertern ſo plötzlich auf ihn ein, daß er kaum Zeit gewann, ſeinen

Degen zu ziehn. Blitzend zuckte der gute Stahl durch die Luft, er fuhr in die Bruſt Eines der gedungenen Mörder, doch nun zerſplitterte die Klinge. Königsmark war ohne Waffen, und viele Stiche durchbohrten ihn. Von Blut überſtrömt, ſank er zu Boden, und rief mit matter Stimme: „Mein Blut mag Eure Rache kühlen, aber, bei Gott! Sophie iſt ſchuldlos!“ Nach dieſen Worten hauchte er den letzten Athem aus.

Die ganze Schreckensſcene war mit grauenhafter Stille vollführt worden; alle Bewohner des Schloſſes ſchliefen ruhig fort, nur der alte Kurfürſt und die Gräfin Platen hatten verkleidet dem gräßlichen Schauſpiel beigewohnt. Königsmark's entſtellter Leichnam wurde in eine Kloake geworfen, die man nachher vermauern ließ; die Prinzeſſin Sophie und das Fräulein von Molk aber verhaftete man ſogleich.

Während der ehr- und rechtloſe Mord verübt wurde, befand ſich Sophiens Gatte fern von Hannover bei der Armee. Sein Vater berichtete ihm über das Ganze, als wär' es die wohlverdiente Strafe erwieſener Treuloſigkeit, und Jener billigte die fluchwürdige That. Sogar der Herzog von Celle ſchien, obgleich er ſeine Tochter zärtlich liebte, von ihrem Verbrechen überzeugt, und blieb in gutem Vernehmen mit dem Hofe zu Hannover.“

Leuchtend und flammend zog der Morgen bereits herauf; draußen im Walde ſangen die Vögel ſchmetternde Lieder, und Alfred ſah, daß er ſich beeilen müſſe. Er goß

das letzte Glas Champagner aus der Flasche, leerte den Kelch, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

7.

„Wo die Aller ihre grünlichen Fluthen durch eine öde, traurige Landschaft zieht, erhob sich auf einem Hügel das Schloß Ahlen. Es war ein unregelmäßiges gothisches Gebäu, mit zahllosen Ecken, Thürmen und Vorsprüngen, mit weiten Hallen und unheimlichen Gemächern. In den letzteren hauste nun schon seit Jahren, still und einsam, die junge Fürstin Sophie, denn an dem Tage, wo Königsmark gemeuchelmordet worden, hatte man sie mit Fräulein von Molk gefangen hierher geführt. Oft saß sie am spitzgewölbten Fenster, sie schaute über die freudlose Gegend hin, und ihr Blick haftete an den fernen blauen Bergen des Horizonts. Dann dachte sie des heißgeliebten Mannes, der für sie gestorben war, und eine Thräne fiel auf das Gesims. Himmlische Milde wohnte in den Blumen ihrer Augen, alle Untergebenen behandelte sie voll Freundlichkeit, und jede Woche nahm sie das Abendmahl. Dann schwur sie stets dem Priester, die Hostie in der Hand, daß sie schuldlos sei, und daß sie unverdient diese Kerkerstrafe erdulde.

Als der Kurfürst Ernst August starb, erhielt Sophie etwas größere Freiheit, und durfte auch in den Schloßgarten, den wildes Unkraut überwucherte, hinuntergehn. Georg Ludwig ließ der Gattin sogar einen Versöhnungsantrag machen, aber er hatte sie zu tief gekränkt, und lieber wollte sie in diesen finstern Mauern verkümmern, als an seine Seite zurückkehren. „Ist das wahr," sprach die Prin-

zessün, „wessen man mich beschuldigt hat, so bin ich des fürstlichen Thrones unwerth; ist es aber erlogen, dann kann Georg meiner nicht würdig sein. Ich weise sein Erbieten zurück!“ — Die Consistorien von Celle und Hannover, die bei Sophiens vorgeblichem Verbrechen zu Rath gezogen wurden, erkannten auf Ehescheidung, und im December 1694 kam ein richterlicher Commissarius nach Ahlen, welcher ihr dieselbe mit großer Förmlichkeit ankündigte.

Seitdem hatte der Herbst die Erde schon oft ihres Blumen- und Blätterschmucks beraubt, aber die unglückliche Fürstin trauerte noch immer im öden Schloßgefängniß, und alle Bewohner der Gegend nannten sie: „die Prinzessin von Ahlen.“ Der Gram schnitt Furchen in ihre Wangen, ihr helles Auge wurde trübe, und das Gold ihres Haares verwandelte sich nach und nach in Silber. Unterdessen wuchs Georg, Sophiens Sohn, der später Großbritanniens Thron bestieg, schön und kräftig empor; er lernte Rosse tummeln und die Waffen führen. Mit der ganzen Gluth eines Jünglingsherzens liebte er seine gefangene Mutter; rein und heilig lebte ihr Andenken in ihm, und immer trug er ihr Bildniß auf der Brust. Endlich konnte er die Sehnsucht, sie wiederzusehn und ihr Trost zu bringen, nicht mehr bewältigen; er stieg zu Pferde, ritt nach dem starkbefestigten Ahlen, und schwamm mit seinem Rosse durch die Fluthen der Aller bis an's Schloß. Aber Herr von Bülow, der dort befehligte, war ein felsenharter Mann, und mochte sich keiner Verantwortlichkeit aussetzen. Trotz aller stürmischen Bitten Georg's verhinderte er dessen Zusammenkunft mit Sophien, und der liebende Sohn mußte hinweg, ohne die Mutter erblickt zu haben.

Am dreizehnten November 1726 entſchlief die Fürſtin im Gefängniß zu Ahlen, und gern verließ ſie dieſe Erde, auf der ſie ſo unſägliches Leid erfahren hatte."

IV.

Wilhelm's Novelle.

Regungslos ſaß Wilhelm auf dem kleinen Sopha ſeines Zimmers, und nippte nur ſelten aus dem Champagnerkelch, der vor ihm ſtand. Die Drohung des Banditen hatte all ſeine Kraft gebrochen, und er war nicht im Stande, dieſe Seelenermattung zu bemeiſtern. Da tauchte plötzlich aus den nebelhaften Schreckgeſtalten, die an ihm vorüberzogen, ein liebes, trauliches Bild empor. Das Bild hatte Roſenwangen, braune Locken, dunkelblaue Augen und ſchmale Purpurlippen; es lehnte hinter einem mit Weinlaub umrankten Fenſter, und blickte ſehnſüchtig nach Wilhelm aus. Aber dieſer kehrte nimmermehr zurück, denn — man hatte ihn an einer hohen Fichte aufgehängt. Eiſiger Schauder durchfröſtelte den Jüngling, er ſtürzte ſchnell ein Glas Champagner hinab und griff nach der Feder. Eine halb brauchbare Anekdote fällt ihm ein, aus unſicherm Gewirr ringen ſich einzelne Geſtalten los, und eiſerne Nothwendigkeit, die ſtärkſte Triebfeder, hilft ihm ſie ordnen. Bald formt ſich eine kleine Erzählung daraus; Wilhelm entſchließt ſich, dieſelbe niederzuſchreiben, und er beginnt:

„Der Kronenkampf.

Hiſtoriſche Novelle aus dem fünften Jahrhundert.

Tiefe Ruhe lag über Perſiens Hauptſtadt ausgebreitet; Freude glänzte auf allen Geſichtern, doch Niemand ſprach ſie aus. Heute war Jezdejerd, der Tyrann, geſtorben; keine Seele in der unermeßlichen Stadt trauerte um ihn, aber auch keine wagte es, laut zu jubeln, denn man fürchtete ſich beinahe vor dem Todten noch. Die Natur ſtimmte in dies beklommene Schweigen ein. Graue Wolkenmaſſen, ſchwefelgelb geſäumt, hingen am Himmel, eine ängſtliche Schwüle preßte die Luft zuſammen, ohne daß Blitz und Donner das nahe, ſchwere Gewitter verkündete.

Mit langen Kaftanen bekleidet, ſchritten die Räthe feierlich zum Palaſte hin, um das Wohl des Landes abzuwägen. Auf einem Hügel ſtand das rieſige Schloß, und dehnte nach allen Seiten ſeine Mauer-umringten Höfe, ſeine blühenden Gärten aus. Dort oben lag, im weiten, düſtern Gemach, auf ſammetbedeckter Bahre, die Leiche Jezdejerd des Erſten, und matt brannten zwölf ſilberne Lampen umher. Daneben empfing ein Marmorſaal die Rathsverſammlung. Bald war derſelbe mit ernſten Perſern angefüllt, ſie ſaßen im Kreiſe, und Ahmed, der Aelteſte von ihnen, nahm das Wort:

— Dank ſei dem höchſten Gotte, daß er das Perſerland von ſeiner böſen Geißel befreit hat, denn Jezdejerd iſt todt, und mit ihm ſoll das Blutbeil begraben werden, das er, ſtatt eines milden Scepters, in Händen trug. Ihr ſeid berufen worden, weiſe Männer, um Euch zu berathen, auf

weſſen Haupt die Krone des dreimal geſegneten Landes nun kommen ſoll. Nach alten Satzungen gebührt ſie zwar dem Sohne des Todten, dem Bacharam-Gur, doch wer will, wenn die Schlange, deren Biß noch ſchmerzt, geſtorben iſt, ſich ihre Brut am eignen Buſen erziehn? Der Sohn wird ſein, wie ſein Vater war, und wenn wir die Baſiliskenſippe unſchädlich machen wollen, ſo dürfen wir nicht zugeben, daß jemals wieder Einer ihrer Sprößlinge den Thron des blühenden Perſiens beſteige.

— Nie darf Bacharam-Gur unſer König ſein! ſcholl es einſtimmig dumpf aus den Reihen der Räthe.

— Nun denn, ſo müſſen wir auf einen Andern ſinnen — begann Ahmed wieder — der des königlichen Stuhles würdiger iſt, der Milde und Strenge in ſeiner Bruſt vereint, damit er das Land gütig, aber weiſe regiere. Nur Einen Mann kenne ich, der dieſe Gaben empfing. Er ſitzt in unſrer Mitte und heißt Keſra!

Ein Beifallsmurmeln lief durch die Verſammlung, und dann erſcholl es laut: „Keſra lebe! Er ſoll unſer König ſein!“ Der Gewählte wurde emporgehoben; auf goldnem Baldachin trug man ihn durch die breiten Straßen, und unüberſehbar umwogte die Menſchenmenge den ſtattlichen Zug. Donnerähnlich klang der Ruf zu den Wolken: „Hoch lebe Keſra, unſer neuer König!“

So brachte man ihn im Triumph nach ſeinem Hauſe, und Keſra's Tochter Schirwana, die wunderholde Schirwana, kam eilig an's Fenſter, um nachzuſehn, was das ſtürmiſche Getöſe zu bedeuten habe. Als ſie aber vernahm, ihr Vater ſei König geworden und Bacharam-Gur ſei ent-

thront, da rieselten helle, glühende Thränenperlen über den Blüthenschmelz ihrer Wangen.

* * *

Zu Hirach in Arabien war ein schöner Garten. Palmen, Cedern und blüthenbestreute Tulpenbäume ragten zum Himmel; von dichtem Strauchwerk troffen die Blumentrauben, wie ein würziger Regen, nieder; Agaven und Aloe, Lilien und Kaktus mischten ihre Farbenfülle prachtvoll durcheinander. Die Nacht hatte so eben den Silberschleier entfaltet, am violetten Horizont strahlten bereits die heiligen Sterne, und nur im Westen glomm noch ein Purpurglanz. Tief im Laube sang Bülbül ihr klagendes Lied, auf diamantnen Flügeln zogen die Laternenträger durch die Luft, und zeichneten dort goldne Funkenkreise mit ihrem Flug. Aus der Ferne tönte das Rauschen eines Wasserfalls; es klang wie müde Athemzüge der Natur, die sich in ihr Nachtgewand, aus Blumendüften und Nachtigallenliedern gewoben, eingehüllt hatte.

Einsam wandelte Bacharam-Gur in diesem Garten, von holden Erinnerungen umgaukelt. Vor seinem Geiste schwebte das Bild der reizenden Schirwana, die er mit aller Leidenschaft liebte, und er umschlang im Geist ihre süße Gestalt. Die schwarzen Augen des Mädchens lächelten unter langen Wimpern zu ihm empor, ihre feingeschnittnen Lippen lockten ihn zum Kuß, und ihr neckisch kleiner Fuß berührte den Boden kaum. So glaubte er Schirwana, eng an ihn geschmiegt, zwischen den Laub- und Blumenwänden entlang schreiten zu sehn, und er flüsterte ihr heiße Liebesworte in's Ohr.

Da blitzten plötzlich Fackellichter durch das Laub, viele Stimmen erſchollen und riefen den Prinzen in die Wirklichkeit zurück. Es waren Boten aus der Hauptſtadt, welche ihm die faſt unglaubliche Nachricht brachten, daß ſein Vater Jezdejerd geſtorben ſei, und daß Kesra den erledigten Thron empfangen habe. Wie wenn ein Schläfer ſorglos im Palmenwalde ruht, wo holde Träume ihn beſchleichen, wie wenn er ſich dann beim Erwachen von einer giftigen Schlange umringelt ſieht, ſo traf die Entſetzensbotſchaft den Fürſtenſohn. Kesra war ein edler, aber ungezügelt ſtolzer Mann, und Bacharam-Gur durfte nie erwarten, die Tochter des Perſerkönigs zu gewinnen, ſobald er als ein armer, entthronter Prinz um ſie zu werben kam. Er wollte indeß auch keineswegs der angeſtammten Krone duldſam entſagen, ſondern noch in derſelben Nacht ließ er alle Freunde, die ihm in Hirach lebten, um ſich verſammeln. Unverbrüchliche Treue ſchwuren ſie ihm, und er ſandte ſie nach verſchiedenen Richtungen aus, in größter Eile ein Heer zu werben.

Durch Arabiens Gaue raſſelten die Pauken, Bacharam-Gur's Banner wehten überall, und in dichten Schaaren zogen die Söhne des Landes herbei, mit Blut und Leben für den Prinzen zu kämpfen, denn hier kannte man ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, hier ehrte man ihn hoch. Bacharam-Gur ſtellte ſich an die Spitze der Truppenmacht, und rückte in großen Tagemärſchen gen Perſien vor. Aber auch unter den Bewohnern dieſes Reiches fand er viele Anhänger; die Söhne lieben immer noch den hohen Palmbaum des Fürſtenſtammes, unter deſſen Wipfel ſchon ihre Urältern geruht haben, ſelbſt wenn er durch einen

einzelnen dürren Zweig verunstaltet wurde. Friedliebende Männer versuchten es, den Streit zwischen dem Prinzen und Kesra ohne Blutvergießen zu schlichten, allein das hielt schwer, denn der erwählte Fürst mochte nicht wieder vom Thron heruntersteigen. Bacharam-Gur wich ebensowenig; er forderte die Krone seiner Väter zurück, und wollte, wenn sie ihm verweigert würde, sie mit dem Schwert erstreiten.

Kesra zog nun auch ein Heer zusammen, und im weiten Thale, nah an der Hauptstadt, standen sich die Truppen gegenüber. Wie die Lawine beim Rollen immer gewaltiger wächst, so hatte sich die Schaar des Prinzen beim Vordringen in Persien fortdauernd vergrößert. Mit scharfem Blick bemerkte Kesra des Gegners Uebermacht, und faßte den weisen Entschluß, die offne Feldschlacht womöglich zu vermeiden.

* * *

Im obersten Gemach des königlichen Palastes saß Schirwana, und schaute zitternd über die sonnenhelle Ebene. Sie sah die beiden Heerhaufen lagern, finstern Wolkenmassen gleich, aus denen die blanken Waffen blitzend hervorleuchteten. Die Jungfrau war bleich vor Angst, denn Verderben drohte ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe. Blieb Kesra König, so durfte sie — das war gewiß — nimmermehr des land- und güterlosen Bacharam-Gur's Gattin werden; besiegte der Prinz ihren Vater, dann war der letztere zu tief gekränkt, als daß er die Tochter jemals seinem Ueberwinder verbunden hätte, wäre derselbe nun auch Perserfürst gewesen.

Als Schirwana all diese Möglichkeiten durchdachte, als sie nirgends einen Stern erblickte, der die Nacht ihrer Liebe

erhellen wollte, da zog unsägliche Wehmuth in ihr Herz, und unter Thränen sah sie noch einmal nach dem Wahlplatze hin. Dort ragte ein Mann empor; so groß wie er war Keiner im Heere, weiße Federn wallten auf seinem Haupt, und wie ein Halbmond funkelte sein Säbel. Schirwana erkannte den Sohn Jezdejerd's, ihren Geliebten. Lange starrte sie nach ihm hinüber und fühlte die ganze Schwere ihres Unglücks, doch plötzlich blitzte ein freudiger Gedanke aus den weinenden Augen der Jungfrau — noch war Rettung möglich. Sie eilte in den Garten des Palastes; ihre kleine weiße Hand pflückte Blumen und ordnete sie zum Strauß, dessen Deutung Bacharam-Gur wohl verstehen mußte. Sie gab den Selam einem treuen jungen Sclaven zur Besorgung, und dieser, der Schirwana vergötterte, flog wie der Ostwind mit seiner Botschaft hinweg.

Dreimal hatten die Unterhandlungen zwischen dem Prinzen und Kesra bereits begonnen, dreimal waren sie abgebrochen worden, denn alle Vorschläge scheiterten am Starrsinn der beiden Gegner. Jetzt war Bacharam-Gur's Geduld erschöpft, er ließ die Schlachthörner blasen und wollte eben seinen Rappen besteigen, als Schirwana's Bote, sich gewandt durch das dichte Gewühl schmiegend, ihm den Selam überreichte. Der junge Fürst küßte die Blüthen, blickte sinnend darauf nieder, und entzifferte die Worte:

„Stern meines Lebens, Sonne meiner Liebe! Gehe „nicht in den blutigen Kampf. Denke an die Geliebte, „die sich die Augen ausweint um dich. Versöhne dich „mit ihrem Vater, oder du wirst sie sterben sehn."

Die heimlichen Blumenworte drangen tief in Bacharam-Gur's Herz, er war plötzlich viel milder gestimmt, und sprach zu dem Herold: „Reite zu Kesra hin, und sage ihm in meinem Namen: Nicht will ich, daß wegen unseres Streites das Blut der Landessöhne vergossen werde — wir müssen den Kampf allein beenden. Zwei Löwen sollen ausgehungert und auf einen umgrenzten Platz gelassen werden. Zwischen ihnen stehe die alte Perserfürstenkrone, die auf dem Haupte meiner Väter saß, und wer von uns sie dort hinwegnimmt, der ist ihrer werth; sein Stamm mag sie tragen für ewige Zeiten."

Der Herold ging, um seinen Auftrag anzusagen. Kesra war damit zufrieden, und beide Heere legten die Waffen nieder, weil ihre Führer einen gefährlichern Kampf beginnen wollten."

Mit Widerstreben hatte Wilhelm seine Novelle begonnen, allein nach und nach erregten ihn der Stoff und der Champagner. Als er jetzt das Geschriebene durchlas, glaubte er kaum, daß er dessen Verfasser sei; die erzwungene Arbeit war ihm lieb geworden, und ohne Zögern setzte er dieselbe fort.

„Ein leichter Nebelflor lag über der Erde, phosphorbleich stand der Mond am Himmel und sein magisches Licht wehte in einen marmornen Kiosk hinein. Hier saß die liebliche Schirwana auf seidnem Polster; ihr glänzend weißer Arm ruhte auf dem Knie, und stützte das wunderholde Köpfchen, dessen lange schwarze Flechten ihn umwallten.

Rings ſtanden prächtige Kübel; darin wiegten ſich ſchneeweiße Blüthenkronen, azurblaue Glockenblumen, ſcharlachne Knospenbüſchel, und hauchten berauſchende Düfte.

Schirwana war traurig geſtimmt; ihr Buſen klopfte hörbar in dem ſtillen Gemach. Zwar hatte der Geliebte ihre Blumenbitte gewährt, jedoch ein furchtbarer Kampf war es, den er vorgeſchlagen, und ſie mußte nun für ſein Leben zittern.

Plötzlich rauſchte das Jasmingebüſch am offnen Fenſter, und Bacharam-Gur ſtand im Kiosk, dicht vor der Jungfrau. Er, der ſeit ſeiner Kindheit alle geheimen Wege durch Palaſt und Garten kannte, war trotz der vielen Wachen unbemerkt hierher gelangt, und glühend umfing er das erſchreckte Mädchen. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, freute ſich, daß er gekommen, und küßte ihm den Mund. Als aber der erſte Taumel vorüber war, erwachte Schirwana's Angſt von neuem, denn ſie hatte den Geliebten ja heute nur deshalb wiedergefunden, um ihn morgen im Streit mit hungrigen Löwen auf immer zu verlieren. Bacharam-Gur tröſtete die bebende Jungfrau; unter ſeinen Liebesworten, unter ſeinen Küſſen brach die Sonne des Lächelns aus ihrem bewölkten Auge hervor. Neue Hoffnung klammerte ſich mit friſchen Ranken an ihr Herz, und nachdem der Prinz Abſchied genommen, ruhete Schirwana den Reſt der Nacht im kühlen Kiosk, von frohen Traumbildern umflattert.

* * *

Der länglich runde Löwenhof war zu dem Kronenkampfe vorbereitet. Ueber den Steinmauern, die ihn einſchloſſen,

zogen sich Galerien entlang, mit blühenden Teppichen von Kurdistan behängt. Viel holder und anmuthiger aber, als die gewebten Blumen dieser Decken, erschien die Frauenblüthe Persiens, die sich rings auf den Balkonen entfaltet hatte. Auch die vornehmsten Männer des Landes saßen dort, um Demjenigen, der sich die Krone erringen würde, sogleich ihre Huldigung darzubringen.

An der Abendseite dieser Galerien war ein Baldachin von Sammet und Gold errichtet. Noch immer stand er leer, doch plötzlich wirbelten die Pauken, die Hörner tönten, und Kesra und Bacharam-Gur, die herrliche Schirwana in ihrer Mitte führend, traten dort ein. Den erwählten Fürsten schmückten strahlende Prachtgewänder, während der Prinz einen dunkeln Traueranzug trug. Schirwana übte auf alle Anwesende den unwiderstehlichsten Zauber, und Niemand vermochte die Blicke von diesem Feenbilde abzuwenden. Nicht ihr meergrünes Kleid, mit Corallen und Perlen gestickt, nicht ihr funkensprühendes Geschmeide, oder der weiße Turban auf dem Rabenhaar bewirkten solche Macht, sondern in ihrem wunderbar schönen Angesicht, das von Liebe und Schmerz verklärt war, lag alle Wunderkraft.

In der Quadermauer des Löwenhofes befanden sich drei große Thüren. Aus der mittleren bewegte sich jetzt ein feierlicher Zug in den offnen Raum — die Thronwächter von Persien, welche des Landes goldne Krone trugen. Nachdem sie auf einen steinernen Pfeiler niedergelegt worden, gingen die Männer zurück, und nun bot sich der Versammlung ein seltsam wildes Schauspiel dar. Durch ein

Räderwerk öffneten sich die beiden andern Pforten, und zwei Löwen stürzten heraus. Tagelang hatte man sie hungern lassen, um ihre Wuth auf's Aeußerste zu steigern; die Thiere sahen mager und gräßlich aus. Kaum witterten sie Menschen auf den Galerien, so versuchten sie, sich mit Katzensprüngen emporzuschnellen; die Mauern waren jedoch zu hoch, zu glatt — ihre Krallen hafteten nicht daran. Immer fielen die Löwen wieder hinab, immer furchtbarer wurde ihr Gebrüll, bis ihnen endlich die Zunge aus dem Halse hing, und sie sich einander gegenüber ausstreckten. Aeußerlich blieben sie ruhig, aber grün und roth funkelte der Grimm in ihren weithervorquellenden Augen, und sie lauerten auf den Moment, sich tödtlich anzugreifen.

Es herrschte eine Stille auf den Balkonen, daß man jeden Athemzug vernehmen konnte. Erwartungsvoll und zitternd lauschten Alle den Ereignissen, die nun kommen sollten. Am heftigsten war Schirwana ergriffen, denn die schreckliche Gewißheit tauchte in ihr auf, daß sie entweder den Vater, oder den Geliebten verlieren müsse.

Da erhob sich Bacharam-Gur, und sprach mit lauter Stimme: Nun wohlan, Fürst Kesra, wenn es Dir nicht an Muth gebricht, so gehe in den Löwenhof, und nimm die Krone von ihrem Platz!

— Ich bin ja durch die freie Wahl des Volkes schon im Besitz des Throns, erwiederte Kesra ruhig, doch Du willst Dir Dein väterliches Erbe durch eignen Heldenmuth wiedergewinnen. Darum geziemt es Dir, nicht mir, die Königskrone zu holen, und, beim Ormuzd! ich wünsche Dir Glück zu dem gefahrvollen Gang.

Der Prinz zögerte nicht; er verschwand vom Altan, und erschien durch die Mittelpforte, welche sich hinter ihm schnell wieder schloß, im Löwenzwinger. Mit schnaubenden Nüstern, mit rollenden Augen und fletschenden Zähnen warfen sich die Raubthiere dem Recken entgegen, der ganz ohne Waffen in ihr Todesreich getreten war. Bacharam-Gur sah nur noch, wie seine geliebte Schirwana kraftlos zusammensank, als die wuthheulenden Löwen ihn erreichten, in seinem Blut die verschmachtende Zunge zu kühlen. Da schlang er die starken Jünglingsarme, die einzigen Waffen zu Schutz und Trutz, die er bei sich hatte, um die Hälse der Bestien. Mit überirdischer Kraft preßte er ihre Kehlen zusammen, daß sie nur noch ein ächzendes Brüllen hervorheulen konnten und dann todt zu Boden fielen. Hoch aufgerichtet stand der Prinz zwischen den Leichen, das Rabenhaar umflatterte seine Stirn, man bemerkte keine Spur der ungeheuren Anstrengung an ihm, und nur von seinem halbentblößten Nacken rieselten purpurne Tropfen.

Jetzt erscholl der unendliche Jubel des Volkes, das alle nahen Häuser und Bäume bis zur höchsten Spitze bedeckte, und die Großen des Landes traten in den Löwenhof. Kesra umarmte den Prinzen, er setzte ihm selbst die Krone auf's Haupt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Es lebe Bacharam-Gur, unser König!" Viele Tausende wiederholten den Ruf.

Der junge Fürst drückte dankbar Kesra's Hand, und sagte zu ihm: Wohl liegt das Scepter des Perserreiches nun in meiner Hand, und beim Zeruane Akherene gelobe ich, daß ich dasselbe mit Gerechtigkeit und Milde führen will. Aber mein Glück ist unvollständig, so lange mir

Deine Tochter, die edle, ſchöne Schirwana, fehlt. O, Kesra, ich bitte Dich, laſſe ſie als Gattin mir zur Seite auf dem Throne ſitzen!

Gern gewährte Kesra den Wunſch des tapfern Königs, und beide gingen nach dem Baldachin hinauf. Als Bacharam-Gur in den Zwinger getreten war, hatte eine ſtarre Ohnmacht Schirwana's Sinne umſtrickt, und an der Bruſt des Geliebten erwachte ſie wieder.

Im Jahre 421 wurde Bacharam-Gur König von Perſien, und herrſchte, unter dem Namen Vararanes V., zwanzig Jahre lang."

V.

Hugo's Novelle.

Hugo ſtürmte in ſeinem ſchmalen Gemache auf und ab, die Romantik der letzten Ereigniſſe hatte ihm das Blut in Wallung gebracht, denn er liebte die Romantik. Aber die Forderung des Räubers erfüllte ihn mit Wuth. Er, dem jeder Zwang verhaßt war, er ſollte nun, trotz ſeines innern Widerſtrebens, gezwungen ſein, eine hiſtoriſche Novelle zu ſchreiben, und zwar bis morgen früh um acht Uhr. Nein, lieber wollte er ſterben, als dieſen tyranniſchen Befehl vollziehn! Sterben ... ja wohl! Allein eines kühnen, freien Todes, denn ſich mit einem Hanfſeil aufhängen laſſen, das fand er gar zu plump und zu proſaiſch. Ein rettender Gedanke durchzuckte ihn. Hugo eilte an's Fenſter — ein kecker Sprung ſollte ihn retten, doch — teufliſche Vor-

ſicht! — die Scheiben waren mit einem ſichern Eiſengitter verſehn.

Rathlos ſetzte Hugo ſich auf einen Seſſel; er blickte düſter vor ſich hin. Da ſprengte die mouſſirende Kraft des Champagners plötzlich die Feſſeln des Korkes, derſelbe flog knallend bis zur Decke, und es folgte ihm ein weißer Giſcht. Hugo verehrte den Schaumtrank viel zu ſehr, als daß er, trotz ſeiner melancholiſchen Stimmung, mitanſehen konnte, wie er ungenutzt verrann. Schnell fing er ihn im Glaſe auf, ſchlürfte von dem perlenden Wein, und da er zugleich bemerkte, daß auch ein gutes Abendeſſen bereit ſtand, ſo ſoupirte er mit jugendlichem Appetit.

Die Gluth des Champagners erweckte in ſeiner Erinnerung das Bild der ſchönen Räuberbraut, die von dem wilden Banditen das Leben der Gefangenen erfleht hatte. Er malte ſich mit poetiſchen Farben, wie ſie gezwungen werde, unter entmenſchten Horden zu leben, und wie ſie begierig nach jeder Dichtung greife, um ſich auf goldnem Traumwagen in den Kreis geſitteter Menſchen zurückführen zu laſſen. Für dies weiche, unglückliche Weſen ſollte die Novelle ſein, und Hugo kam ſich recht hartherzig vor — er hatte ja nicht einmal die Ruhe einer Nacht opfern wollen, der Freudloſen einen Wunſch zu erfüllen. Weich geſtimmt von Mitleid und Champagner, griff er entſchloſſen nach der Feder, und da ihm eben ein Thema einfiel, das allenfalls zur geſchichtlichen Erzählung dienen konnte, ſo fing er ohne Zögern an:

„Die Liebe im Sacke.

Novellette aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Das Getön der Hüfthörner schmetterte durch den Wiener Wald, und rief die Ritter auf Burg Mödling zusammen, denn die Jagd war aus. Später Abend lag bereits über den Bergen und Forsten, aber die Waidgenossen becherten noch lange, und machten sich erst zwei Stunden nach Mitternacht zur Heimkehr bereit. Unter fröhlichem Gespräch ritten sie nach Wien hinab, sagten einander Lebewohl, und zerstreuten sich durch die Straßen.

Auch Baron Rauber, ein jugendlich schöner und tapfrer Ritter, hatte sich in dem Zuge befunden; er stieg jetzt vom Rosse, nahm seine Laute, und ging in den Hof der kaiserlichen Burg. Schon zog der Morgen mit Goldschwingen herauf, die Giebel des weiten, düsteren Gebäudes mit glühendem Purpur anhauchend. Rauber stellte sich einem abgelegnen Schloßflügel gegenüber, griff in die Saiten der Cither, und sang mit gedämpfter Stimme ein hübsches Morgenständchen zu den Klängen:

„Die Lerche schwirrt,
Der Tauber girrt,
Die Sonne flammt im Osten;
Das braune Reh,
Es schleicht am See,
Den Morgenthau zu kosten.

Die ganze Nacht
Hab' ich durchwacht
In wechselnden Gefühlen.

Mein Liebchen fein,
O komm, erſchein'!
Steh auf von deinen Pfühlen!

Die Cither ſchweigt,
Der Vorhang ſteigt,
Es weichen die Gardinen — —"

Wirklich knarrte bei dieſer Stelle ein Fenſter im obern Geſchoß, und das lieblichſte Mädchenantlitz wurde dort ſichtbar. Unter den blendenden Spitzen eines weißen Häubchens ſchimmerten blaue Augen und blühende Wangen, wie Veilchen und Tauſendſchön unter Schneeglocken, hervor. Das holde Kind hieß Helene Scharſegine, und war eine natürliche Tochter Kaiſer Maximilian des Zweiten. Sie lächelte, friſch wie der Morgen, zu dem Sänger nieder, warf ihm eine ſchelmiſche Kußhand, und legte dann, Schweigen gebietend, den Zeigefinger auf ihren Mund. Rauber war entzückt, ſeine Augen funkelten froh, allein dem ſtummen Befehl gehorchte er nicht. Er ſtellte ſich auf die Zehen, als ob er dadurch ihrem Ohre näher kommen wollte, und flüſterte zu ihr empor: „Helene, heut will ich Deinen Vater bitten, daß er Dich mir zur Gattin giebt!" — Voll wunderbarer Freundlichkeit gab das Kaiſerkind ſeine Zuſtimmung kund, und ſchloß vorſichtig das Fenſter, um deſſen Klirren zu verhindern. Rauber ſtand, als die holde Erſcheinung ſchon entſchwunden war, noch eine Weile regungslos, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, alle bangen Zweifel fortzuſcheuchen, und ging in ſein Gemach.

* * *

Am Marmortiſche, der ganz mit Urkunden überdeckt war, ſtand Kaiſer Maximilian der Zweite in ſeinem Cabinet, bald leſend, bald durch's Fenſter ſchauend. Er beſaß eine hohe, muskulöſe Rittergeſtalt, friſche Lebensluſt ſtrahlte aus ſeinen muntern Augen, und ein dunkelblonder Bart umlockte ihm das Kinn.

Da trat ein Page ein, Don Silvano de Badajoz anmeldend, einen ſpaniſchen Edelmann, der ſeit einiger Zeit am Hofe des Kaiſers verweilte. Maximilian nickte bejahend mit dem Haupt, und nun erſchien der Don, zwar ehrerbietig, aber immer beſorgt, ſeiner Grandenwürde nichts zu vergeben. Der überflüſſige Putz, den er trug, entſtellte ſeinen Wuchs mehr, als er ihn erhob; aus dem ſcharlachnen Wamms thürmten ſich rieſige weiße Atlaspuffen auf, und der mächtige Spitzenkragen zog einen faſt unüberſehbaren Wall um ſein Angeſicht. Ueberall flimmerten ſchwere Diamanten an der geſchmackloſen Kleidung, und goldne Gnadenketten bedeckten ihm die Bruſt. Don Silvano übergab dem Kaiſer zuerſt einen angelegentlichen Empfehlungsbrief ſeines Monarchen, ſprach dann von den hohen Chargen, von den Reichthümern, deren er ſich erfreute, und hielt endlich um Scharfeginen an.

Maximilian war darüber nicht ſonderlich erſtaunt, denn ſeine Tochter wurde einſtimmig für das ſchönſte Mädchen Deutſchlands erklärt, und von nah und fern kam die Blüthe der Ritterſchaft, um ihre Hand zu erwerben. Eine ganz abweiſende Antwort konnte er Don Silvano nicht geben, ohne den Spanierkönig zu beleidigen, aber zuſagen mochte er ihm Scharfeginen eben ſo wenig, denn er war dem Rauber gut, und wußte wohl, daß derſelbe ihr Herz gewonnen

habe. Deshalb verſprach der Kaiſer dem neuen Freiwerber zwar nichts, ſchlug ſein Geſuch aber auch nicht geradehin ab, und der Eitle nahm das, in ſeiner Selbſtgefälligkeit, für volle Einwilligung. Dankend entfernte er ſich, feſt überzeugt, daß ihm das ſüße Fürſtenkind nicht mehr entgehen könne.

Noch nicht lange war er fort, ſo trat Rauber, der dazu Erlaubniß hatte, unangemeldet in's Gemach. Ein Elenskoller ſchmiegte ſich um ſeine Glieder, die grüne Feldbinde flatterte ihm von der Schulter, und ein breites Schwert klirrte an ſeiner Seite. Militäriſch grüßte er den Kaiſer, dieſer lächelte freundlich nach ihm hin, und ſprach, während Rauber kerzengerade in ſeiner Stellung verharrte:

— Was bringt Ihr, Ritter?

Der Angeredete zögerte; er ſchien beklommen und bewegt. Mit Einemmal aber ſprengte ſein Gefühl alle Schranken des Hofceremoniels, er ſtürzte zu Maximilian's Füßen, und rief leidenſchaftlich:

— Verzeihung, Majeſtät, bevor ich zu ſprechen wage!

— Nun, legt nur endlich los! ſagte der Kaiſer. Ich verzeihe Euch ja gern, denn Ihr habt meine Neugier rege gemacht.

— Ich liebe, preßte Rauber hervor, und flehe Euch um Erhörung meiner Bitte an.

— Ho, ho! Iſt es das? lachte Maximilian. Nun, mich werdet Ihr doch wohl nicht heirathen wollen?

— Eurer Tochter, der engelgleichen Scharfegine, gilt mein Werben, der ſchönſten Blume, die im ganzen Reiche blüht!

— Das wußte ich längſt, mein ſchlauer Herr Baron, denn ich habe, Gottlob, keinen Staar auf den Augen. Aber ich hätte nicht gedacht, den tapfern Rauber, deſſen Lanze die beſten Männer in den Sand ſchleudert, ſo kläglich ächzen und ſtöhnen zu hören. Stehet auf! Vor Gott und nicht vor Menſchen ſoll man knien.

— Und wollt Ihr mir Scharſeginen zur Gattin geben, mein Kaiſer und Herr?

— Nun, nur nicht ſo ungeduldig! Eure Augen funkeln ja, als möchtet Ihr mich lieber mit dem Schwert in der Hand recht höflich um die Antwort erſuchen. Ich würde mich vielleicht entſchloſſen haben, Euch zum Eidam anzunehmen, obgleich Ihr ein toller Hitzkopf ſeid, wenn Ihr nur ein paar Tage früher gekommen wäret. Heute hat Don Silvano um Scharſeginen geworben, und rund abweiſen kann ich ihn nicht, denn er war gut empfohlen von ſeinem Könige. Die ganze Sache iſt ja wohl auch ſo eilig nicht, und mir wird gewiß noch ein Ausweg einfallen ... Erzählt mir doch etwas Neues, Herr Baron!

Raumer mußte verweilen und von gleichgültigen Dingen ſprechen, während ein furchtbarer Sturm ſeine Bruſt durchtobte. Des Kaiſers Worte hatten zugleich Hoffnung und Verzagen in ihm erregt, und dieſe Ungewißheit zerriß ihm die Seele. Er konnte es nicht länger im Zimmer ertragen; kaum bot ſich die erſte ſchickliche Gelegenheit, ſo nahm der Ritter Urlaub, ſchwang ſich auf's Roß, und ſprengte in den nahen Wald hinaus.

* * *

Flöten, Zinken und Pauken schallten in der kaiserlichen Hofburg, deren hellerleuchtete Fenster die Nacht durchstrahlten. Noch viel glänzender funkelte es im Innern des Palastes, denn es wurde dort ein fürstlicher Geburtstag gefeiert. Rauschender Jubel erfüllte alle Gemächer, und durch den Rittersaal zogen sich die farbigen Ringe des Tanzes, gleich den Windungen einer Schlange. Jeder Herr führte seine Dame an der rechten Hand, und so schritten die Paare zierlich nach dem Takte der Musik umher. Mitunter hatten sich zwei Liebende als Tänzer zusammengefunden; auch Rauber war unzertrennlich von Scharfeginen. Wohl machte Don Silvano de Badajoz mehrere Male den Versuch, einen Tanz von ihr zu erbitten, doch ihm wurden nur Körbe zu Theil, weil sie immer vorgab, bereits mit Rauber versprochen zu sein. Den stolzen Spanier verdroß das, und sein Verdruß steigerte sich bedeutend, als er sah, wie traulich der deutsche Ritter, beim Spaziergange des Tanzes, mit dem holden Fürstenkind zu plaudern wußte.

Scharfegine war heute aber auch gar zu lieblich und zu hübsch. Ein weißer Turban mit blauer Feder saß keck auf ihrem blonden Blumenköpfchen, der zarte Silberstoff des Kleides floß wellenglatt um ihre jugendschlanken Glieder, während die nachrauschende Schleppe ihr eine eigene Pracht und Hoheit gab. Schalkhaft lächelten ihre Veilchenaugen den Begleiter an, der sein Entzücken nicht zu verhehlen im Stande war. Er preßte ihr die kleine Flockenhand, er flüsterte ihr zärtliche Worte in's Ohr, und wich nicht einen Moment von ihrer Seite. Immer aufgebrachter wurde Don Silvano. Beim heiligen Jago von Compostella

schwur er, daß Rauber Scharseginen nie besitzen solle, und verließ endlich den Saal, um in feurigem Tokaier Vergessenheit seiner Qual zu schlürfen.

Die zwei glücklichen Menschen aber blieben noch lange bei einander, und verträumten die Nacht unter Tanz und Liebesgeflüster.

* * *

Kaiser Maximilian saß in seinem Cabinet, und die Entscheidung über Scharseginens Zukunft machte ihm Sorgen. Den Spanier durfte er nicht zurücksetzen, dem wackern Rauber war er von ganzem Herzen gewogen, und nun wußte er nicht, wie der Wettstreit zwischen beiden zu schlichten sei. Nirgends zeigte sich ein Ausweg; Maximilian stand vom Sessel auf und schritt unruhig durch's Gemach, als Herr von Merker, der Oberjägermeister, gemeldet wurde.

— Gut, daß Ihr da seid, Merker! rief ihm der Kaiser entgegen. Ich habe eine Preisfrage für Euch. Don Silvano de Badajoz und unser Rauber werben um Scharseginens Hand. Rathet mir: wie kann ich sie dem Einen geben, ohne den Andern zu kränken?

— Nichts leichter als das, kaiserliche Majestät! Lasset eine große Jagd in der Brühl anstellen, und wer von den Beiden das meiste Wildpret erlegt, mag die Braut heimführen, während der Andere mit langer Nase abziehen muß.

— Ganz übel ist der Vorschlag nicht! ... Aber nein! Rauber kennt unsre Jagden besser als der Don, und man soll nicht von mir sagen, ich hätte bei einem Wettkampf

den Gegner meines Günſtlings wiſſentlich in Nachtheil gebracht.

Der Oberjägermeiſter hatte einige amtliche Vorfälle zu berichten, und wurde dann entlaſſen. Maximilian blieb wohl eine Stunde allein, er ſchien in Nachdenken verſunken. Dann ſchickte er den Pagen fort, und ließ Horneier, ſeinen Kanzler, rufen.

Mit ſchwarzem Mantel und Barett trat der kleine, bucklige Mann in's Zimmer. Sein Antlitz lächelte grinſend freundlich, er machte fortdauernd tiefe Verbeugungen, und fragte allerunterthänigſt nach den Befehlen Ihrer kaiſerlichen Majeſtät. Der Fürſt erzählte ihm den ſchwierigen Fall, und forderte ſeinen Rath.

— Da möchte ich mich wohl allergehorſamſt unterfangen, eine Auskunft vorzuſchlagen, ſprach Horneier mit ſchnarrender Stimme. Ich habe ein altgriechiſches Manuſcript aufgefunden, das kann den Freiern vorgelegt werden, und wer es am beſten zu leſen verſteht, der möge Sieger ſein.

— Ihr Federfuchſer denkt nur an Pergamente und Tintenkleckſe! ſagte Maximilian verdrüßlich. Rauber iſt muthig und tapfer wie ein Löwe, aber von den gelehrten Schnörkeln bringt er gewiß nicht eine Sylbe heraus. Ihr ſeid entlaſſen, Kanzler!

Während das dürre Männlein ſich demüthig entfernte, ergriff der Kaiſer die Tiſchglocke, ſchellte haſtig, und Dalberg, der Anführer ſeiner Leibgarde, kam herein. Mit kriegeriſcher Haltung und helmbedecktem Haupte blieb der Ritter ſchweigend am Eingange ſtehn. Maximilian ſtellte auch ihm die Sache vor, und verlangte ſeine Meinung zu hören.

Nach kurzem Ueberlegen erwiederte Dalberg: Laſſet ein Turnier zwiſchen Rauber und Don Silvano halten, mit der Bedingung, daß die holde Scharfegine der Preis des Siegers ſein und ihm ihre Hand am Altar reichen ſolle. Das iſt mein Rath, Majeſtät!

— Das geht auch nicht, Dalberg! ſprach der Fürſt. Beide ſind jung! Heftig rollt ihnen das Blut durch die Adern; ſie würden auf Leben und Tod mit einander kämpfen. Aber wir wollen eine Hochzeit haben, und keinen Leichenſchmaus. Jetzt eben kommt mir ein beſſres Mittel in den Sinn — ein luſtiger Streit für die Nebenbuhler, bei dem kein Blutstropfen fließen wird. Jedem der Beiden ſoll, nach der Größe ſeines Körpers, ein Sack angemeſſen werden; ſie mögen dann in der Burghalle ringen, und wer den Andern, ſammt ſeiner glühenden Liebe, in den Sack ſteckt, dem kommt der Kampfpreis zu. Der Einfall iſt gut! Ordnet alles im Ritterſaale an, Hauptmann Dalberg, denn das Turnier kann ſchon morgen früh beginnen.

* * *

Mitten in der großen, getäfelten Burghalle hatte man einen Kreis mit niedrigen Schranken umzogen. Außerhalb derſelben ſaß Kaiſer Maximilian neben ſeiner roſigen Tochter, von vornehmen Damen, Hofchargen und Geheimräthen umringt. Scharfegine war mit bräutlichem Schmucke angethan, ſie trug den friſchen Myrthenkranz im Haar, und ihr Herz pochte ſo ungeſtüm gegen das Mieder, als ob es den klaren Silberſtoff zerſprengen wollte.

Nun ſchritten die beiden Ritter in den Kreis, ſie verneigten ſich vor Maximilian und vor der wunderſchönen

Kaiserstochter. Diese hatte nicht recht den Muth, ihre Augen emporzuschlagen, doch die Neugier zwang sie, ein wenig zu blinzeln, und sie sah Rauber — während Don Silvano im gold- und perlengestickten Sammetgewande prunkte — mit einfachem Wamms und bloßen Armen dastehn, wie einen steinernen Athleten. Wenn er den Gegner anblickte, funkelte sein Auge wild, aber wenn es zu Scharfeginen hinüberflog, trug es den Ausdruck der zärtlichsten Liebe. Unaussprechliche Wonne durchschauerte die Jungfrau bei dem Gedanken, daß ihr Geliebter siegen werde, und dann folterte sie wieder die bange Ahnung, der Grande könne Jenen überwinden. Don Silvano war hoch gewachsen, sein Gliederbau hatte wahre Gigantenformen, und wie Wetterleuchten zuckte über sein Antlitz der Zorn.

Der Herold erschien; er reichte jedem Streiter einen Sack von starkem Zeuge, der genau die Länge des Gegners hatte, und verließ darauf den Kreis. Jetzt gab Maximilian das Zeichen zum Beginn. Augenblicklich umschlangen sich die Kämpfer mit eiserner Gewalt, und prüften die Stärke der Muskeln an einander. Aber Keiner von ihnen wankte nur um ein Haar. Beide schienen zu Bildsäulen erstarrt, und die Zuschauer glaubten nicht, daß sonderliche Anstrengung mit dieser Kraftprobe verbunden sei, bis ein dunkler Purpur die Stirnen der Ringer färbte. Wohl nie ist ein ähnlicher Kampf gesehen worden. Im Frühsommer des Lebens standen die Ritter, und flammende Begeisterung stählte ihre Glieder, denn sie erblickten ja Scharfeginen, den köstlichen Preis des Sieges, in ihrer Nähe.

Wie viel geschickte Griffe und Biegungen auch versucht, wie viele schlaue Kämpferlist auch aufgewendet wurde, von

der andern Seite trat immer gleiche Stärke, gleiche Tüchtigkeit entgegen. Die Glieder der beiden Gladiatoren krachten, aber sie rührten sich nicht von der Stelle; es war, als wenn der gewaltige Sturm mit einer felsenfesten Eiche ringt. Endlich wurde Raubern das lange Kampfspiel zum Ueberdruß, er wartete nur auf den günstigen Moment. Dann schlang er seine Riesenarme um den Don, und steckte ihn, sammt aller Grandezza, sammt aller verliebten Gluth, in den Sack, der nach seinem eignen Maaße gemacht worden war. Lauter Beifall erscholl; Rauber hob den eingesperrten Spanier vom Boden auf, trug ihn bis vor den Kaiser, und öffnete nun erst das Verließ. Stumm vor Schaam und Wuth, kroch Don Silvano de Badajoz aus dem Sacke; er wurde nicht mehr am Hoflager zu Wien erblickt, sondern reiste eilig nach Andalusien heim.

Der Kaiser war hocherfreut über den Sieg des deutschen Ritters, den er im Herzen begünstigt hatte. Demüthig wie ein Kind, stand der Starke jetzt seiner Scharfegine gegenüber, und diese wagte kaum, die Wimpern aufzuschlagen. Da trat Maximilian hinzu, er legte ihre Hände ineinander, und ließ ihnen ein prächtiges Beilager feiern."

Hugo hatte die Erzählung in solcher Eile vollendet, daß der Morgen eben erst dämmerte, als er damit zu Ende war. Auf solche fieberhafte Erregung folgte nun eine unbesiegbare Mattigkeit; der Kopf brauete ihm, die ungeputzten Lichter brannten trübe, und unser Poet schlummerte ein.

VI.

Auflösung.

Draußen klirrten die Schlösser; die Gefangnen fuhren aus ihren Träumen empor. Ein Räuber kam, und forderte die Novellen, deren Verfasser ihm nach einem Saal des Schlosses folgen mußten. Hier ließ man sie einen Augenblick allein, doch sie waren von den abenteuerlichen Ereignissen noch zu sehr erfüllt, und Keiner sprach ein Wort. Alfred stand am Fenster, es erfrischte ihn, seine brennende Stirn an die kühlen Scheiben zu pressen. Wie erstaunt war der Jüngling aber, die Umgebung des Gebäudes keineswegs so wüst und schaurig zu finden, als sie ihm gestern in der Dunkelheit erschienen war. Ein englischer Garten mit blühendem Gebüsch, Grasflächen und Laubholzgruppen breitete sich aus, ein zahmes Reh wandelte dort, und auf den Zweigen eines Ahorns schaukelten sich etliche Pfauen, deren Argusschweife, im Strahl der Frühsonne, wie Edelsteine schimmerten. Eben wollte Alfred seinen Gefährten diese Entdeckung mittheilen, da rauschten die Flügelthüren auf, und die Banditenbraut trat herein, geführt vom Fürsten des Waldes ... nein, von Bruno! denn er war es — wie meine geübten Leserinnen ohne Zweifel schon längst errathen haben — der in jener Verkleidung seine Wette zu gewinnen suchte.

— Guten Morgen, Freunde! rief er lachend. Seid mir willkommen in den Mauern meines Eigenthums. Ich habe das Vergnügen, Euch meine Braut, Mathilde von Brinken, vorzustellen.

Er präsentirte die Dame, und unsre drei Poeten machten viel verlegne Bücklinge, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

— Nun, Ihr seid ja so still! fuhr Bruno fort. Habt Ihr die Nacht nicht gut geschlafen? ... Apropos! Ist es denn wahr, daß eine ganz absonderliche Sucht über Euch gekommen, historische Novellen zu schreiben? Matthieu, mein Kammerdiener, hat mir unlängst ein Pröbchen von Euren Versuchen gebracht, und ich will doch sehen, ob Ihr Eure Sache gut gemacht — wo nicht, so lass' ich Euch, beim Samiel! an die höchste Fichte hängen! fügte er mit dem rauhen Räuberton vom vorigen Abend hinzu, und lachte herzlich. Die Freunde, denen die Comödie sogleich klar geworden, stimmten in sein Gelächter ein, und suchten aus dem Ganzen einen Scherz zu machen.

— Wir hatten Deine Absicht wohl durchschaut, sprach Wilhelm, aber Deine reizende Braut wünschte Novellen von uns, und schweigend gehorchten wir, weder unsre Abneigung, noch die Wette beachtend.

— Ei, wie galant! sprach Mathilde schelmisch. Und nicht wahr, nun gewähren Sie mir auch noch die zweite Bitte, uns zum Kaffee zu begleiten?

Hugo, Alfred und Wilhelm folgten dem Brautpaar, und kamen nach dem runden Gartensalon, durch dessen lichte Glaswand man einen Theil des Parkes überblickte. Hier fanden sie zwei bejahrte Herren und eine stattliche Matrone, der man die ehemalige Schönheit noch aus dem stillen, blassen Antlitz herauslesen konnte. Sie wurden den Fremden als Mathildens Mutter, als Bruno's Vater und Oheim vorgestellt.

— Ich hatte ſchon geſtern Abend die Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu machen! ſagte der Letztgenannte zu Hugo. Sie entſinnen ſich vielleicht, daß Sie ſich das harmloſe Vergnügen machen wollten, mich mit Ihrem Stockdegen zu ſpießen.

Der Onkel war alſo auch Einer von den Banditen geweſen.

Während Hugo verlegen ſchwieg, trat ein Kammerdiener mit dem Kaffee herein. Mathilde ließ den aromatiſchen Morgentrank aus der Silbermaſchine in gemalte Taſſen ſtrömen, und reichte dieſelben anmuthig umher.

— Das Räthſel iſt nun gelöst, meine Brüder, ſprach Bruno zu den Poeten, und ich bin feſt überzeugt, es thut Euch innerlich leid, daß dies romantiſche Abenteuer zu Waſſer geworden. Es war nichts als ein Luſtſpiel, das ich — unterſtützt durch Mathilde, Onkel Rüdiger, etliches Dienſtperſonal und alte Garderoben von unſerm Liebhabertheater — mit Euch aufführen konnte. Während der ganzen Reiſe hatte ich Euch beobachten laſſen; ich wußte, daß Ihr dieſen Weg nehmen würdet, und das dunkle Regenwetter kam mir zu ſtatten. Weil ich fürchtete, Einer von Euch möchte die Myſtifikation durchſchaun und mir auch mit den Andern den Spaß verderben, ſo ließ ich Jeden in ein beſonderes Zimmer führen. Aber meine beſte Bundesgenoſſin war Eure erhitzte Phantaſie; ſie hielt alles Mißtrauen fern, und gläubig ſchriebet Ihr dieſe Novellen, um deren Vorleſung wir Euch jetzt erſuchen.

Er gab ihnen die Manuſcripte; Hugo, Alfred und Wilhelm trugen ihre nächtlichen Produktionen vor, die ſich

denn auch ſämmtlich des Beifalls der Zuhörer zu erfreuen hatten.

— Seht Ihr's nun, meine ſchwärmeriſchen Jungen! begann Bruno. Es geht, wenn die Noth nur da iſt, mit ſolcher Novellenwaare ohne allen künſtleriſchen Beikram ab, von dem Ihr ſonſt immer geträumt habt. — — Poetiſcher Drang: völlig veraltetes Mittel, das nur die Schnelligkeit der Produktion beeinträchtigt. — Stoff: jede hiſtoriſche Anekdote erfüllt dieſen Anſpruch. Eure Stoffe z. B. ſind gar nicht übel gewählt, und Wilhelm war ſogar der Einzige, der die unerläßliche Liebesintrigue erſt erfinden mußte; bei den Andern lag ſie ſchon in der Geſchichte. — Studium: bloße Zeitverſchwendung! Weiß man den Namen einer Nebenperſon nicht genau, ſo erfindet man einen für ſie, und ich denke, dieſen Kunſtgriff habt Ihr alle Drei benutzt. — Charaktere: ja Charaktere, das iſt freilich ein kitzlicher Punkt ... doch, dazu giebt es ja die hergebrachten Normen. Wenn man nur hübſch im Geleiſe der breiten Straße bleibt, dann finden die lahmen Gäule der Phantaſie ſchon von ſelber den Weg. Edelmüthige Fürſten, intriguante Mätreſſen, tapfre Ritter, liebevolle Jungfrauen, eingebildete Gecken ... man kann das Zeug mit der Chablone machen! Und das Vergangene, Hiſtoriſche erleichtert dabei ungemein. Wie ein moderner Handſchuhmacher, oder eine Juſtizrathstochter redet, weiß jeder Menſch; einen Ritter, eine fürſtliche Maid aus dem Mittelalter kann man indeß ſagen laſſen, was man will ... die Leute müſſen's auf Glauben nehmen. Denkt nur an Eure Novellengeſchöpfe, meine Freunde! Sie unterhalten ſich ganz hübſch, aber ich frage Euch, ob Ihr wohl glaubt, daß

die Prinzessin von Ahlen, der persische Prinz Bacharam-Gur und Kaiser Maximilian sich wirklich so ausdrücken konnten? Nicht wahr, Ihr glaubt es nicht? — Kostüm: nun, da darf ich Euch keine Regeln geben, denn Ihr habt gezeigt, daß Ihr die Sache ex fundamento versteht. Eure Figuren sind so niedlich angeputzt, wie Weihnachtspuppen. Die Beschreibungen ihrer Anzüge nehmen den gehörigen Raum weg, obgleich Ihr Euch sicher niemals darum bekümmert habt, wie die Leute sich Anno 1681 in Hannover, Anno 421 in Persien und Anno 1570 in Wien zu kleiden pflegten.

— Lieber Sohn! sprach Mathildens Mutter. Sie sind ungerecht gegen unsere Gäste. Ich muß gestehen, daß mir die Novellen sehr gut gefallen haben.

— Das ist's ja eben, was ich behaupte! erwiederte der strenge Recensent. Die Erzählungen sind um nichts schlechter, als hundert andre ihrer Gattung, und würden in einem Almanach, mit Goldschnitt und Stahlstichen versehen, gewiß ihr Publikum finden, und doch mangelt ihnen der vielgepriesene ästhetische Hintergrund, der sittliche Zweck, und wie die schönen Worte alle heißen mögen ...

— Mir sind die drei Novellen wie Variationen über das beliebte Thema: „vom Faustrecht" vorgekommen, meinte Onkel Rüdiger.

— Das hat der Zufall gethan, dieser unsichtbare Schutzgeist der Poeten, sagte Bruno. Jedenfalls habe ich meine Wette gewonnen! Hugo, Wilhelm und Alfred müssen bei uns bleiben, und die Novellen, die in so fabelhaft kurzer Zeit entstanden sind, lasse ich drucken.

— Das gebe ich niemals zu! erklärte Hugo mit Bestimmtheit.

— Ich werde Dich nur nicht fragen, entgegnete Bruno, denn die Manuscripte sind mein Eigenthum. Damit Du aber siehst, daß ich mich selbst der Kritik nicht entziehen will, so mache ich aus dem ganzen Schwank einen Rahmen dazu, und verspreche, diese Arbeit gleichfalls in einer einzigen Nacht zu vollenden.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Schriften

von

Eduard Boas.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

Italienerinnen.

Romanz-Idyllen

von

Eduard Boas.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

Seite

Eine Venetianerin 1

Am Lago maggiore 69

Schweſter Giulia 133

Die Schleife. 201

Pepita 263

Eine Venetianerin.

I.

Hu, das iſt ja heut' ein echter
Nordiſch deutſcher Wintermorgen!
Auf den dichten Eiſesblumen,
Die am Fenſter blühen, glitzert
Farbig meiner Lampe Strahl.
Draußen aber iſt es finſter,
Und der Wandrer Schritte kniſtern
Pfeifend im gefrornen Schnee. —
Nun, was kümmert's mich! Der Ofen
Haucht behaglich warmen Athem;
Hörbar kocht bereits der Kaffee;
Die Cigarre wirbelt luſtig
Blaue Wölkchen durch's Gemach. —
Frühe bin ich aufgeſtanden,
Und begonnen wird die Arbeit.

Ich eröffne den Folianten,
Fange ernſthaft an zu leſen;
Aber plötzlich bannt ein Zauber
Mir das Auge und den Geiſt.
Wunderbar! Das Wort „Lagune“
Find' ich in den gelben Blättern . . .
Da erblick' ich eine prächtig
Schöne Stadt — aus grünen Fluthen
Heben Dome und Paläſte
Sich empor — es iſt Venezia!
Ach, Erinnrung, Feengebilde,
Laß mich los! Ich muß ſtudiren! —
Nein, o nein . . . ich kann nicht weiter!
Angefeſſelt iſt mein Blick . . .
Zu der tiefgeheimen Rune,
Zu dem Zauberwort „Lagune“
Kehrt er immerdar zurück.
Sieh, da liegt die Meeresfürſtin,
Rings umrauſcht vom Wellenkleide,
Und durch alle Straßen woget
Der Canäle glatte Fluth.
Prachtgebäude ſtehn am Borde;
Mächt'ge Kuppeln, ſchlanke Thürme
Ueberragen ſtolz die Dächer;

Gondeln ziehn, wie ſchwarze Schwäne,
Ruhig durch die Straßen hin.
Hier erweitert ſich das Becken,
Und im großen Hafen ſchaukeln
Kauffahrtei- und Kriegesſchiffe.
Welch ein bunt Gewühl am Ufer!
Griechen, Türken und Armenier,
Mit den langen ſeid'nen Kleidern,
Wandeln rauchend dort umher. —
Nicht verweilt! Nur immer vorwärts,
Zur Piazza di San Marco!
Wie ein morgenländiſch Mährchen
Ruht der wunderſchöne Platz
Blühend hier im Abendlande.
Hoch und ernſt, ein Iſistempel,
Zeigt ſich der Palaſt des Dogen;
Nur ein einzig Rieſenfenſter
Schmückt ihm die Cyklopenſtirn.
Farbenfriſch, auf hellem Goldgrund
Mit Muſivgemälden prangend,
Ragt der Markusdom daneben;
Zierlich ſteigt ſein Glockenthurm,
Wie ein Minaret, zum Himmel.
Kaffeehäuſer und Paläſte

Schließen ringsum die Piazza,
Und das glatte Marmorpflaster
Fügt sich arabeskenbunt.
Also ragt die Meeresfürstin
Fabelseltsam aus den Wellen;
Statt der goldnen Krone trägt sie
Einen Reif von hundert Inseln
Funkelnd um das stolze Haupt.
Scharf gesonderten Charakter
Findet man in jedem Eiland:
Dort, Murano, zaubert Perlen
Und Krystalle, tausendfarbig,
Aus dem bleichen Glas hervor.
San Erasmo's Pflanzenreichthum
Ueberrascht uns; zwischen Lorbeer,
Zwischen blühndem Oleander
Stehn der Venetianer Villen.
Auf San Lazaro im Kloster
Wohnen hochgelahrte Mönche
Aus Armenien, sie erziehn
Söhne ihres fernen Volkes,
Und in vier und zwanzig Sprachen
Drucken sie das Vaterunser.
Drüben auf dem Lido aber

Ist es wiesenfrisch und schattig . . .
Bäume, Blumen — seltner Anblick
Für den Venetianer! — wachsen
Dort in Fülle. — Man gewöhnt sich
Langsam an das Wasserleben,
Und bei aller Schönheit sehnt sich
Doch das Herz nach grünem Land!
Lido's Eiland ist der Prater
Von Venezia. Alle Damen
Zeigen hier die schönen Kleider
Und die neuen Sommerhüte;
Hinter grünen Hecken giebt es
Für verliebte Abenteuer
Manchen unbelauschten Platz.
Mit den zierlich steifen Bonnen
Kommen hübsche Kindergruppen
Nach der Insel, um sich fröhlich
Auf dem Rasen auszutummeln,
Während junge Bürgersöhne
Ihre Kugelspiele üben.
Aber ernster ist die Absicht
Jener Stutzer! Mit Kamaschen,
Mit gewalt'gen Vogelflinten
Und mit Hunden, groß wie Löwen,

Ziehn ſie auf die Jagd am Strand.
Weh' den armen weißen Möwen,
Die nach Lido ſich verirren!
Von dem Blei der kühnen Jäger
Werden ſicher ſie durchbohrt.

II.

Einſam ſaß ich auf dem Lido,
Vor mir blitzte guter Rothwein
In der Flaſche, und ich ſchaute
All dem luſt'gen Treiben zu.
Plötzlich ſtand ein Auſternhändler
Mir zur Seite, halb als Schiffer,
Halb als Vagabond gekleidet.
Einen großen Korb voll Muſcheln
Trug er, die er bei der Ebbe
Nah am Ufer aufgeſucht. —
„He, Signore, friſche Capi!
Funfzig Stück für einen Kreuzer!"
Mit dem runden Taſchenmeſſer
Oeffnet' er ein buntes Schaalthier,
Mir die Probe überreichend.

„Ohne jegliche Beſorgniß
Dürft Ihr dieſe Muſcheln eſſen“ —
Fuhr der Alte fort, indem ich
Seine Seegeſchöpfe ſchlürfte —
„Doch mit Arſenale-Auſtern
Nehmt Euch ſorglich nur in Acht,
Denn Ihr werdet ſonſt vergiftet.“
Ei, wie ſo das? fragt' ich lächelnd.
„Seht, Signore, viel Kanonen
Sind im Arſenal verſenket,
Und die Auſternbänke ſitzen
Dort auf Kupfer, das den Grünſpan
In der Muſchel wohl erzeugt.“
Während dieſer Unterhaltung,
Fiel die allerſchönſte Roſe,
Friſch erblüht in grünen Blättern,
Mir zu Füßen — — eine Jungfrau,
Schlank und prächtig aufgewachſen,
Sah ich fliehen. Nach der Blume
Griff ich ſchnell, und ſprang empor.
Nur ein goldner Blitz aus ihren
Großen ſchwarzen Sonnenaugen
Traf mich flammend; dann beſtieg ſie
Ihre Gondel . . . folgen wollt' ich.

Doch ich hatte ja kein Schiff.
Endlich! — Nur hinweg! Ein dreifach
Fährgeld bot ich meinem Ruderer,
Um den Flüchtling einzuholen.
Ha, das wirkte! — Wie ein Raubfisch
Flog die Barke durch's Gewässer.
Nächtig wurd' es; ein Gewitter
Grollte dumpf, und gelbe Blitze
Zuckten um der Euganeen
Dunkelblau Basaltgebirg.
Kaum bemerkt' ich's! Unablässig
Hing mein Auge an der Gondel —
Nicht mehr ferne war sie jetzt.
Wie am Sternenhorizonte,
Tauchten an Venedig's Fenstern
Tausend Lichter auf . . . wir waren
Bei der Stadt . . . in ganzen Schaaren
Kamen Gondeln, rechts und links;
An den Ecken der Canäle
Warnten alle Gondolieri
Sich durch singend lauten Ruf.
Fast berührten wir das Fahrzeug,
Und ich jubelte im Innern!
Unter'm Ponte de Rialto.

Wo der Juweliere Läden
Prächtig ſchimmern, kreuzten zwanzig,
Dreißig Barken durch einander.
Jene iſt es! rief ich ſtürmiſch;
Der geübte Schiffer drückte
Stark das Ruder in die Fluth.
Noch durch viele krummgebog'ne
Waſſerſtraßen ging es — endlich
Hielt die langverfolgte Barke
Still vor einem großen Haus,
Und ein alter Pantalone,
Seine dicke Gattin führend,
Stieg mit ſteifem Schritt heraus.
Tod und Hölle! Welche Täuſchung!
Dieſe ſchwarzbehängten Gondeln
Laſſen kaum ſich unterſcheiden,
Und ein böſer Zaubrer hatte
Mir die Rechte im Gewühl
Beim Rialto ausgewechſelt.
Raſen wollt' ich, wollte toben,
Doch es trieb mich jetzt nach Hauſe,
Um den Homann aufzuſuchen.
Homann war mein Lohnbedienter —
Einen tollern alten Kerl

Giebt es ſchwerlich in Europa.
Aus dem grünen Schleſien ſtammend,
Hatte er in Breslau's Mauern
Seine Jugend froh durchlebt
Als Studentenſtiefelputzer.
Dann, die Büchſe mit der Flinte
Und den Klopfſtock mit dem Säbel
Kühn vertauſchend, ſah ſich Homann
Viel in fernen Ländern um,
Bis des Krieges ehrne Woge
Nach Venedig ihn geſchleudert.
Dieſe Stadt gefiel ihm trefflich,
Und aus einem Müßiggänger
Wurd' er ſpäter Fremdenführer,
Was kein großer Unterſchied.
Sechszig Jahre zählt' er jetzo;
Silbern wallte ihm das Haar
Um ſein feuerrothes Antlitz,
Doch er war, man muß es ſagen,
Jung und liederlich geblieben —
Homann kannte den Comment.
In der nächſten Trattoria,
Die an meine Wohnung grenzte,
Fand ich dieſen wackern Diener,

Wie er juſt auf meine Rechnung
Einen rieſ'gen Hummer ſpeiſte
Und vom beſten Weine trank.
Eifrig ſprang er auf; ich malte
Ihm das ganze Abenteuer.
„Nun, Ihr ſollt mir jetzt beweiſen" —
Schloß ich — „ob Ihr Euch mit Wahrheit
Eurer unerreichten Kenntniß
Von Venedig rühmen möget,
Denn bis morgen Mittag will ich
Nachricht haben, wie die ſchöne
Dame heißt und wo ſie wohnt."
Homann machte eine komiſch
Ernſte Miene; d'rauf begann er:
„„Wohl! Doch hoffe ich, Sie werden
Ein'ge ganz beſtimmte Zeichen
Mir entdecken können!"" — „Freilich!
Große, herrlich ſchwarze Augen
Hatte ſie und ſchwarze Haare." —
„„Weiter nichts?"" — „Noch mehr? . . . doch warte!
Ja, wenn ich nicht irre, trug ſie
Ein Gewand von blauem Sammt."
„„Das iſt etwas!"" meinte Homann.
„„Zwar, ein Kleid wird bald gewechſelt,

Aber ſollt' ich alle Mädchen
In Venedig auskundſchaften,
Welche ſchwarz von Haar und Augen —
Herr, verzeiht, in einem Jahre
Würd' ich dann nicht fertig ſein!""

III.

Ein'ge Tage konnte Homann
Mit erlog'nem Hoffnungsschimmer
Meine Ungeduld bemeistern,
Aber endlich sah ich ein,
Jedes Wort sei Lug und Fabel.
Nun benutzt' ich selbst die Stunden,
Kaffeehäuser und Theater
Zu durchstöbern, in der Gondel
An den Häusern hinzurudern
Und die Fenster zu beschau'n.
Doch umsonst! Ich fand die Dame
Nirgendwo . . . das lieblich holde
Abenteuer schien verloren.
Einst, an hellem Frühjahrsmorgen,
Sah ich mürrisch durch die Scheiben
Meines engen Schlafgemachs.
Unten lag der kleine Hofraum — —

„Hofraum?“ hör' ich ſchon in Deuſchland
Manche Stimme ſpöttiſch rufen.
„Oh, das iſt ein arger Irrthum!
Alle Häuſer ſtehn auf Waſſer,
Und es giebt, ſo viel ich weiß,
Keine Höfe in Venedig.“ —
Nun, ich bitte um Verzeihung,
Wenn ich artig widerſpreche.
Freilich ſteigen die Gebäude
Nur auf Pfahlwerk aus den Fluthen,
Doch es winden ſich dahinter
Schmale Gäßchen, wie ein Zickzack;
Wen Ariadne's Faden leitet,
Kann in dieſem Labyrinth
Durch die ganze Stadt gelangen.
Größre Häuſer und Palazzi
Wenden zwar die Vorderſeite
Immer dem Canal entgegen,
Doch ſie ſtoßen mit der Rückwand
An die düſtre Pflaſterſtraße.
Wo ſich dieſe nun erweitert,
Bildet ſich ein offner Raum
— In Venedig heißt er campo —
Den ich deutſch benennen wollte.

Vorn im Hauſe lag mein Zimmer,
Zum Canal hinunterſchauend,
Aber die Alcova mußt' ich
Nach der Hinterfronte nehmen.
Selten kam ich dort an's Fenſter,
Denn fürwahr, auf unſerm Campo
Gab es wenig zu entdecken.
Eine ſteinerne Ciſterna
Sah ich dort; ſie war beſtimmt,
Regengüſſe aufzuſammeln,
Und ſie gab auch reichlich Waſſer
Für den Haushalt, aber trinkbar —
Trinkbar war es leider nicht.
Ach, bei ihrem Anblick dacht' ich
An die gelblich trüben Fluthen,
Die man mir des Morgens brachte.
Lange, zappelnde Inſekten
Schwammen, muthig ſich verfolgend,
In den Gläſern auf und ab.
Drüben grenzte ein Palazzo
Mit der Rückwand an den Hof,
Und ich muſterte die Fenſter.
Welche Blendung meiner Sinne!
Ja, ich hätte ſchwören mögen,

Die Signora von dem Lido
An den Scheiben zu erblicken!
Schelmiſch lächelte die Jungfrau,
Und erhob die weißen Arme,
Faſt als ob ſie ſich verwund're,
Daß ich endlich ſie geſehn.
Heut erſchien ſie mir noch ſchöner,
Noch bezaubernder als damals — —
Langſam faßt' ich mich . . . O, Himmel!
Die Erſcheinung war verſchwunden,
Und das Ganze wohl ein Traum.
Aber nein! Sie kehrte wieder,
Oeffnete den Fenſterflügel,
Ließ ein weißes Blättchen haſtig
Durch die Lüfte niederflattern,
Winkte mir, und floh zurück.
Wen'ge Augenblicke ſpäter,
Hatt' ich das Papier erobert,
Doch nun gab es freilich Mühe,
Aus der ungeübten Schrift
Einen Inhalt zu enträthſeln.
Wie ein kecker Philologe
Macht' ich mich an's Werk — es glückte,
Und bereits nach ein'gen Stunden

Brachr' ich Folgendes heraus:
„Auf dem Lido ging vor Kurzem
„Eine Rose mir verloren,
„Die ich nicht vom Boden aufhob,
„Weil ich dachte, wer sie findet,
„Wird sie seiner Nachbarin
„Treu und ehrlich wiedergeben.
„Ich betrog mich . . . man behielt sie!
„Jene Blume ist mir werthvoll,
„Deshalb bitt' ich Euch, Signore,
„Heute Abend, wenn die Glocke
„Auf dem Campanile läutet,
„Mir die Rose herzubringen.
„Daß ihr auch den Weg nicht fehlt,
„Soll auf euch, im dunkeln Hausflur,
„Meine Cameriera warten."

IV.

Jeder glaubt mir ohne Schwüre,
Daß ich, als die Glocken klangen,
Drüben an der Hausthür ſtand.
Eine ſchlanke Kammerzofe
Traf ich dort; ſie brachte ſchweigend
Mich empor die finſtern Stufen,
Und durch lange Corridore
Bis an eine Flügelthür. —
Herzhaft trat ich in das Zimmer!
Alterthümlich, aber prachtvoll
War es ausgeſchmückt; im Schimmer
Zweier Ampeln ſah ich deutlich
Bronzemöbel, große Spiegel,
Schweren Damaſt an den Wänden.
Zwiſchen grauen Marmorſäulen,
Führt' ein Ausweg zu dem Söller,
Und es blitzten dort die Sterne
Durch Orangengrün herein.

Aus der Bäume Schattendunkel
Rief die blühende Carlotta —
Auf dem Briefblatt ſtand ihr Name —
Hold und freundlich mir entgegen:
„Seid Ihr endlich da, Signore,
Meine Roſe abzuliefern?“ . . .
Erd' und Himmel! Wie verlegen
Stand ich vor dem ſchönen Mädchen,
Denn im ſüßen Taumel hatt' ich
Ja die Roſe ganz vergeſſen
Und ſie gar nicht mitgebracht.
Als ich, zögernd und erröthend,
Dieſen Fall bekennen mußte,
Sprach die Holde voll Vergnügen:
„Nun, Signore, ſeid nur ruhig!
Ihre Sendung iſt vollendet —
Ich bedarf der Roſe nicht.“
Als wir auf dem Divan ſaßen,
Da begann Carlotta arglos:
„Müßt nicht böſe von mir denken,
Wenn ich Euch, den fremden Mann,
Uebermüthig hergerufen.
Wenn man ſiebzehn Jahre alt iſt,
Will man plaudern, will man lachen —

Ach, die Langeweile bringt mich
Vor der Zeit in's kühle Grab! . . .
Meine Eltern, alt und kränklich,
Leben einſam im Palaſte,
Denken immer noch begeiſtert
An die Republik zurück.
Ei, ich will auch nicht beſtreiten,
Daß es damals ſchön geweſen!
Doch, Signore, iſt es möglich,
Daß ich mich, bei meiner Tanzluſt,
Mit der oftgehörten Schild'rung
Solcher Feſte ſtill begnüge,
Die bereits vor funfzig Jahren
In Venedig ſtattgefunden?
Herzig gut iſt meine Mutter!
O, Ihr ſolltet ſie nur ſehn,
Wie die feinen Spitzenhäubchen,
Wie die weiten, ſeidnen Kleider,
Hackenſchuhe und Manſchetten,
Zu dem edlen, ernſten Antlitz,
Ihr ſo ausgezeichnet ſtehn!
Nur die Sitten unſrer Tage
Mag ſie in den Tod nicht leiden,
Und bei jeder Unterhaltung

Spricht ſie von der eig'nen Jugend,
Von der ungetrübten Freiheit,
Welche ihr die Eltern ließen,
Von der Luſt des Carnevals,
Den ſie ungeſtüm genoſſen. —
Hör' ich das, und ſage kläglich:
Liebe Mutter, warum ſoll ich,
Wie gefangen, im Palazzo
Meine Blüthenzeit vertrauern,
Da du ſelber in der Jugend
Feſſellos und fröhlich warſt?
Dann bekomm' ich ſtets die Antwort:
Ei, Carlotta, ſei nicht thöricht —
Das iſt gar nicht zu vergleichen!
Nie vergiß es, Mädchen: damals
War Venedig Republik!

So belehret mich die Mutter,
Doch der Vater redet wenig.
Immer ernſthaft, immer vornehm
Sitzt er in dem großen Lehnſtuhl;
Selten ſieht man ſeine Züge,
Einen grünlackirten Schirm
Trägt er vor den kranken Augen.
Seine blendend weißen Finger

Schmücken prächt'ge Demantringe,
Und am rothen Atlasſchlafrock
Trägt er den Erlöſerorden.
Iſt er recht bei guter Laune,
Dann erzählt er: unſer Name
Stand im goldnen Buch Venedig's
Obenan, und jeder Ahnherr
Hätte Doge werden können.
Das iſt alles ſchön, nur hilft es
Gegen Langeweile nicht!
In dem goldnen Buch des Lebens
Möcht' ich leſen — möchte ſtürmiſch
Seinen goldnen Klängen lauſchen —
Möchte mich an jedem Tag
Tief in Luſt und Glück berauſchen.
— Hundert neue Pläne ſchmiedend,
Wie ich Jemand finden könnte,
Wort um Wort mit ihm zu tauſchen,
Sah ich Euch am Fenſter drüben,
Und ich ſah, Ihr ſeid ein Deutſcher.
Aus Romanen aber wußt' ich,
Daß in Deutſchland alle Männer
Sittig und beſcheiden ſind,
Drum beſchloß ich, Euch zu wählen.

Jeden Morgen ſaß ich harrend
Gegenüber, und am Ende
Glaubt' ich ſchon, Ihr wäret blind.
Nach Maria dell' Salute
Fuhr ich neulich in die Meſſe,
Hielt jedoch nicht lange aus,
Sondern ließ zum Lido rudern,
Und beſtach die Gondolieri,
Mich daheim nicht zu verrathen.
Als ich draußen Euch getroffen,
Als ich Euch die Roſe zuwarf,
Dacht' ich feſt, Ihr würdet folgen,
Aber — wieder kamt Ihr nicht.
Halb gereizt, beſchloß ich heute
Noch das Letzte zu verſuchen,
Und . . . nun ſeid Ihr wirklich da!
Hört, Signore, gleich den Vorſchlag,
Den ich Euch zu machen habe:
Bis Ihr von Venedig ſcheidet,
Wollen wir, in öden Stunden,
Traulich mit einander koſen,
Daß ſie ſchneller uns entfliehn!
Doch, bei Joſeph und Maria
Bitt' ich Euch: — nur keine Liebſchaft!

Denn die Mutter warnt mich immer:
Solch Verhältniß — ſpricht die Gute —
Führt in's Unglück gar zu leicht!"
Wohl, das iſt auch meine Anſicht!
Rief ich freudig. Fort zum Süden
Will ich wandern, will mir Reichthum
Aus der reichen Schöpfung athmen,
Und das alles büßt' ich ein,
Bliebe hier mein Herz gefeſſelt.
Euren hübſchen Plan dagegen,
Nehm' ich fröhlich an, Signora!
Ja, gewiß, wir beide werden
Wunderſchöne Tage leben,
Und der Wahlſpruch: „keine Liebſchaft!"
Schirme unſern ſeltnen Bund.

V.

Unter'm Schutze jener Clauſel,
Die uns völlig ſicher ſtellte,
Eilt' ich häufig zu Carlotta,
Denn ſie hatte ſchnell ein Zeichen
Für den Nachbar ausgedacht.
Hing die Nachtigall am Fenſter,
Durft' ich dreiſt hinüber kommen,
Doch es drohte uns Entdeckung,
Wenn er nicht zu ſehen war. —
Dieſes lieblich holde Weſen,
Das die Götter zur Gefährtin
In Venedig mir erkoren,
War ein echtes Kind des Südens:
Immer kindlich, immer feurig,
Nur nach Luſt und Leben haſchend.
Ja, ſie ward mir wahrhaft theuer,

Als die Blume ihres Geiſtes
Sich nun offen mir erſchloß.
Wie ich meinen Tag verlebe —
Sprach ſie einſt — Ihr wollt es hören? . . .
Früh erwach' ich, wenn die Sonne
Im Lagunenmeer ſich ſpiegelt;
Leider darf ich noch nicht aufſtehn,
Denn die Mutter hat's verboten.
Glockenſchlag und Stunden zähl' ich,
Bis die Cameriera eintritt
Und mir endlich Kleider bringt.
Ihre kunſtgeübten Hände
Ordnen mir das Haar in Flechten,
Und ſie putzt mich — o, ich habe
Seid' und Sammt in großer Auswahl,
Doch das herrlichſte Gewand
Kann mir keine Freude machen.
Ob ich Dies, ob Jenes trage
Iſt ja gleich, denn niemand ſieht mich
Und bewundert meinen Schmuck.
Bin ich fertig, geh' ich leiſe
Zu den Eltern . . . bei dem Handkuß
Wünſch' ich ihnen: „guten Morgen!"
Schweigend wird die Chokolade

Dort getrunken, und in Wallung
Lodert auf mein heißes Blut. —
In das eig'ne Zimmer tret' ich
Nach dem Frühſtück — eine Wüſte.
Dehnen ſich die vielen Stunden
Bis zur Scena vor mir aus.
Jetzo eil' ich auf den Söller,
Schaue nieder, wo die Gondeln
Im Canale grande rauſchen,
Doch ſie ſind ja ſchwarz verhängt . . .
Keine Menſchen ſieht man drinnen.
Jetzo ſuch' ich die Cbitarra,
Spiele d'rauf und ſinge Liedchen,
Oder leſ' auch wohl ein Buch,
Das Marietta, meine Zofe,
Mir geholt mit großer Vorſicht,
Denn der Vater würde zornig,
Wüßt' er, daß ich Bücher leſe.
Er behauptet: nur der Teufel
Könne die Romane machen . . .
Seine Kralle ſei darin!
— Freilich, mit dem Leſen dauert's
Auch nicht lange! Um ſo ſchöner,
Um ſo fröhlicher die Leute,

Die im Buche mir begegnen,
Um ſo ſtärker wird die Sehnſucht
Nach lebend'gen Weſen mir.
Eine freudige Erwartung
Lockt mich nun hinaus zum Söller;
Ich bekomme bald Beſuch.
Jener bunte Schwarm von Tauben,
Der im Markusthurme wohnet,
Iſt Euch wohl bekannt, Signore?
Echte Bürger von Venedig
Sind die Thierchen . . . Keiner darf ſie
Ihrer Freiheit je berauben,
Und auf öffentliche Koſten
Müſſen ſie gefüttert werden.
So befahl die Republik,
Und das iſt noch heute gültig. —
Dieſe Tauben ziehen täglich
Zu mir her als liebe Gäſte;
Auf des Söllers Marmorplatten,
Auf die Kübel meiner Blumen
Laſſen ſie ſich gurrend nieder,
Naſchen emſig von den Krumen,
Die ich ihnen ausgeſtreut.
Dann umflattern mich die Vögel,

Fliegen mir auf Hals und Schulter,
Braun und goldig, weiß und grau,
Fast als ob sie plaudern wollten,
Denn sie kennen mich genau.
Nach der Scena, gegen Abend,
Kommt ein Gast . . . allein die Tauben
Sind mir wahrlich zehnmal lieber,
Als Marchese Santariva.
Mit den alten steifen Beinchen
Will er tänzeln wie ein Jüngling;
Seine zierlich goldne Dose
Läßt er niemals aus den Händen,
Und er riecht nach Schnupftaback.
Alle adligen Familien
Kennt er gründlich . . . kein Geheimniß
Kann vor ihm verborgen bleiben;
Rastlos — als lebend'ge Zeitung —
Wandelt er von Haus zu Haus.
Der Marchese war des Vaters
Spielgefährte; dieser mahnt ihn
Oft an tolle Jugendstreiche,
Doch der edle Santariva,
Um sein Alter zu verhehlen,
Sagt: er wisse nichts davon.

Jetzo wird die Scene luſtig,
Denn der Vater ruft in Eifer:
„Wie, du konnteſt das vergeſſen?
„Welch ein ſchlecht Gedächtniß haſt du!
„Da und da geſchah das Ganze,
„Der und Jener war zugegen —
„Geppo, nun, beſinnſt du dich?“
Geppo ſuchet abzubrechen,
Doch der Vater, unerweichbar,
Nennt ſo viele Einzelheiten,
Bis der ſchnitzende Marcheſe,
Um den Quälgeiſt los zu werden,
Sich am Ende doch beſinnt.
— Denkt Euch, dieſe Vogelſcheuche,
Die verwelkte Tabacksblüthe,
Iſt bereit, mich als ſein Weibchen
Heimzuführen, und die Eltern
Scheinen gar nicht abgeneigt.
Ein'ge Male ſprach die Mutter
Mir davon, jedoch ich konnte
Meinen Abſcheu nicht verbergen,
Und die Sache war vorbei.
Abends ſind wir ſtets zu Hauſe;
Zwiſchen Schlaf und zwiſchen Wachen,

Sitz' ich einſam dann im Zimmer,
Von den Träumen wild umgaukelt.
Nur im letzten Carnevale
Fuhr ich mehrmals mit der Mutter
In's Teatro Malibran
Und Fenice — Oh, Signore!
Mein Erſtaunen, mein Entzücken
Ueber all' die ſchönen Damen,
All' die jungen Cavalieri,
Die mit feurig kecken Augen
Her nach unſrer Loge ſahn! —
Doch, Ihr mögt es ſicher glauben,
Blos im Zwiſchenakte ließ ich
Frei umher die Blicke ſchweifen,
Denn ſobald der bunte Vorhang
Sich erhob, dann dacht' ich wahrlich
An die Cavalieri nicht.
Wie ein Wunder ſchien mir Alles!
Meine Seele, fortgeriſſen
Von dem Strudel ſüßer Klänge,
Folgte ihnen, lieblich träumend,
In das Reich der Phantaſie.
Wahrheit wurde mir das Schauſpiel:
Sah ich Könige und Kaiſer

Groß und edel auf den Brettern,
Dacht ich mir mit ſtolzer Freude,
Daß es ganz gewiß die Ahnen
Unſrer eig'nen Fürſten ſind.
„Nein, das war ein ſtarker Irrthum!“
Unterbrach ich hier Carlotta.
„Denn, Signora, merkt es künftig:
Unſre Fürſten dulden niemals,
Daß von ihren Ahnen Einer
Auch Comödie ſpielen darf!“

VI.

Wie des Bachs kryſtallne Woge,
Friedlich hell und munter ſchwatzend,
Hoch vom Hügel rinnt zu Thal,
So entflohen mir die Stunden
In Carlotta's ſtillem Zimmer.
Schweſterlich umfing die Holde
Mich mit ſchwellend weißem Arm;
Unter Scherzen, unter Koſen
Löst' ich ihr die Flechten plötzlich,
Daß ſie üppig niederfloſſen,
Und ſie deckte mit der Haarflut,
Mit dem weichen, ſchwarzen Schleier,
Lachend mir die Augen zu.
Wie das Veilchen in der Märznacht
Ueberraſchend ſich entfaltet,

Blühte auf Carlotta's Lippen,
Ungeahnt, das traute: „Du.“
Weder Unfall, weder Störung
Nahte uns . . . allein Carlotta
Warnte mich vor ihrem Bruder. —
„Ha, ich wag' es kaum zu denken,
Daß er Dir begegnen könnte!“
Sprach ſie oft mit banger Miene.
„Zwar, zu unſerm großen Glück,
Iſt er jetzo in Vicenza,
Aber kommt er plötzlich wieder,
Giebt es ſicher Mord und Todtſchlag,
Denn ſein Blut iſt leicht erregt,
Und er trägt ja immer Waffen.“
— Meine Phantaſie entwarf ſich
Nun mit ſchaurig dunkeln Farben
Das Gemälde dieſes Bruders.
Einen grimmen Venetianer,
Ein Geſpenſt aus alter Zeit,
Hört' ich meinen Schritten folgen.
Tödtlich flammten ſeine Augen,
Und das bleiche, wilde Antlitz
War vom tiefgedrückten Hute
Räuberartig überſchattet;

Unter'm langen Mantel trug er
Einen doppelſchneid'gen Dolch. —
Ich geſteh' es: unwillkürlich
Hab' ich mich vor ihm gefürchtet!
Wenn ich bei Carlotta weilte,
Wenn wir plauderten und lachten,
Trat auf einmal jenes Schreckbild
Lautlos aus der Wand hervor.
Aber trotz der ſchlimmen Ahnung
Eilt' ich täglich hin zu ihr,
Denn wo hätt' ich wohl auf Erden
So viel Glück und Gunſt gefunden.
Einſt — die ſchmale Mondesſichel
Schwebte ſtrahlenrein am Himmel;
Unten im Canale rauſchten
Dunkle Gondeln ſacht' vorüber —
Stand ich in der Abendkühle
Mit Carlotta auf dem Söller,
Und an meine Schulter lehnte
Sie das wonnig ſüße Haupt.
Plötzlich kam die Cameriera
Ganz erſchreckt zu ihrer Herrin,
Ein'ge leiſe Worte flüſternd.
„Heil'ge Jungfrau!“ rief Carlotta.

„Auf der Treppe ſchallen Tritte . . .
Ha, es iſt gewiß mein Bruder! —
Steh' hier draußen unbeweglich,
Das iſt unſre einz'ge Rettung,
Denn die ſchattigen Orangen
Bergen Dich in ihrem Dunkel.
Drinnen werd' ich ihn erwarten —
Wenn ich über Kopfſchmerz klage,
Bleibt er wohl ſo lange nicht!"
Sie entfernte ſich . . . ich harrte
Regungslos in meiner Ecke,
Ohne Schutz und ohne Waffen,
Auf das Aeußerſte gefaßt.
Jetzt erklang die Thür des Zimmers,
Und Carlotta hört' ich ſagen:
„Guten Abend, lieber Bruder!"
Trotz des innern Grauens konnt' ich
Die Verſuchung nicht bezwingen,
Durch die Bäume vorzublinzeln,
Um den Schrecklichen zu ſehn.
Erd' und Himmel — welch ein Anblick'
Blaue Hoſen, weißer Leibrock,
Bunter Kragen, ſchwarzer Czako —
Ja, ich durfte nicht mehr zweifeln,

Dieſer grimme Venetianer:
Oeſterreich'ſcher Unterlieut'nant
War er bei der Infant'rie!
Da Carlotta kläglich ſeufzte,
Schien der Bruder ſehr beſorgt;
Er empfahl ihr, heute Abend
Noch Chamillenthee zu trinken,
Und begab ſich dann hinweg.
Heiter trat ich nun in's Zimmer,
Lachte, ſcherzte unaufhörlich,
Bis Carlotta nach der Urſach
Meiner tollen Laune fragte,
Doch ich wich der Antwort aus. —
Als ich ſpät von ihr geſchieden,
Schwand die übermüth'ge Stimmung,
Und ich wurde faſt betrübt.
An Venedig's Trümmerhoheit
Ging ich jeden Tag vorüber;
Sah Paläſte morſch zerbröckeln,
Sah den trotzig ſchönen Marmor
Halb verwittert niederſtürzen;
Sah den blinden Flügellöwen —
Seiner Diamantenaugen
Hat Napoleon ihn beraubt:

Sah das Schloß der Dogen öde,
Wimpellos die rothen Maſten,
Welche prahlend einſt verkündet:
Cypern, Candia und Morea
Beugen ſich der Republik! —
Alles ſah ich ohne Rührung,
Aber heute trat Venedig's
Tiefgeſunkne Macht und Größe
Unabweisbar mir an's Herz.
Ich empfand das ganze Elend
Der gefall'nen Städteſürſtin;
Schmerzlicher als Marmortrümmer,
Als verwüſtete Paläſte,
Tönte mir der ſtille Jammer:
„Fremdling, ſchaue her! Die Söhne
Meiner ſtolzen Nobili,
Müſſen Unterlieut'nants werden!“

VII.

„Morgen ſoll ich in die Beichte!“
Sprach Carlotta eines Abends.
„Doch es wird nicht lange dauern,
Denn was ich zu beichten habe,
Iſt ja kaum der Rede werth.
Warte bei der Seufzerbrücke,
Und wir fahren dann ein Stückchen
Nach San Lazaro hinaus.“ —
So geſchah es. Feſtverſchloſſen
War die Barke; kaum ein Lichtſtrahl
Konnte durch den Vorhang dringen.
Von der Woge ſanft geſchaukelt,
Lehnten wir auf weichem Polſter,
Sprachen munter Dies und Das.
Zwar, für manche Liebespärchen
Hätte ſolche Gondelreiſe
Leicht gefährlich werden können.
Doch auf uns, die wir die Loſung

„Keine Liebſchaft!“ frei erkoren,
Paßt ein andrer Maaßſtab nicht.
Unberührt von Amor's Flammen,
Saßen traulich wir beiſammen,
Und — es ſcheint mir ſelbſt wie Fabel! —
Nur die deutlichſte Erinnrung
Zwingt das Wort mir aus der Feder,
Daß ich auf der ganzen Fahrt
Immerfort Cigarren rauchte.
Während draußen an die Gondel
Taktgemäß die Welle anſchlug,
Rief Carlotta: „Ha, Venezia
Iſt ſo ſchön vor allen Städten!
Kühlung weht und friſche Seeluft
Auf dem Spiegel der Lagunen!
Wie durchbebt es jede Nerve,
Wie durchlodert und entzückt es,
Mit der Gondel ſanft zu ſchwanken,
Wenn die Sinne ſchlummernd liegen,
Und ſich lauſchige Gedanken
Hold in unſrer Seele wiegen!
Ach, das Leben auf dem Feſtland,
Iſt dagegen recht abſcheulich!
Niemals könnt' ich mich bequemen,

Stundenlang im Sonnenbrande
Durch die Straßen hinzulaufen . . .
Welche Folter, wo der Fußtritt
Jeden Stein am Boden spürt!
Auch das Fahren in dem Wagen,
In dem klappernden Gehäuſe,
Deſſen Räder immer raſſeln,
Möchte ſchwerlich mir behagen.
Nur das Reiten find' ich prächtig!
So auf ſchnaubend wildem Pferde,
Frei und flüchtig wie ein Vogel,
Durch die offne Landſchaft jagen —
Ja, das wäre mein Geſchmack!
Höre nun ein putzig Mährchen
Aus Carlotta's früher Kindheit. —
Mit den vier gewalt'gen Roſſen,
Die, aus grünem Erz gegoſſen,
Auf der Markuskirche ſtehn,
Hatt' ich damals viel zu ſchaffen.
Sollt' es wirklich in der Schöpfung
Solche Thiergeſtalten geben?
Fragt' ich mich an jedem Tage.
Nein, gewiß nicht! In Venezia
Hab' ich nimmer ſie geſehn!

Tauben giebt es hier und Katzen,
Papageien, große Hunde,
Doch lebend'ge grüne Roſſe
Fehlen ganz, und ohne Zweifel
Iſt die Form nur ausgedacht. —
Später las ich wohl in Büchern,
Daß man auf den Pferden reite,
Daß man ſie vor Kutſchen ſpanne,
Aber meine Ueberzeugung
Konnte nicht erſchüttert werden,
Und am Ende, weil die Bücher
Lügneriſch von Roſſen ſprachen,
Glaubt' ich ihnen gar nichts mehr.
Plötzlich wurde an der Riva
Eine mächt'ge Bretterbude
Aufgerichtet — ſpan'ſche Reiter
Würden nach Venedig kommen,
Hieß es in der ganzen Stadt.
Span'ſche Reiter! . . . Dieſe Worte
Tönten unbekannt und ſeltſam
Immerfort in meinen Ohren;
Wenn ich Nachts entſchlummern wollte,
Weckten ſie mich wieder auf. —
Eines Morgens ſpielt' ich ruhig

An der Treppe . . . da vernahm ich
Schmetternde Trompetenklänge,
Und ich rannte ohne Zögern
Nach dem Markusplatz hinaus.
Ach, was ſahen meine Augen!
Blau und Silber, Gold und Scharlach
Blitzte in der Morgenſonne!
Kleine Knaben, dunkle Mohren
Schlugen Cymbeln, ſchlugen Pauken;
Ihnen folgten prächt'ge Ritter
Neben ſchönen Königinnen,
Und ſie Alle ſaßen kühn
Auf dem Rücken fremder Thiere.
Welch Erſtaunen, welch Entzücken!
Ja, das waren wirklich Pferde,
Wenn auch nicht von grüner Färbung,
Wie die andern auf dem Dom,
Sondern braun und weiß und ſcheckig.
Mich belehrte dieſer Anblick,
Daß die Bücher Wahrheit ſprechen,
Und ich zweifle niemals wieder.
Land und Leute, Völkerſitten
Lern' ich aus Romanen kennen. —
Wie, Du glaubſt es nicht, du Unhold?

Wohl, ſo will ich Dir berichten,
Wie Ihr fern in Deutſchland lebt! . . .
Noch in dunklen Burgen wohnt Ihr,
Hinter Mauern, hinter Gräben;
Luſtig tummeln auf dem Schloßhof
Knappen Eure wilden Roſſe;
Minneſänger kommen Abends
Mit der Cither an das Burgthor,
Und um Einlaß flieht ihr Lied.
Eure blonden Frauen ſitzen
Still und frömmig bei dem Spinnrad;
Selbſt verliebte Männer bleiben
Immer ſittig und beſcheiden! — —
Ja, das weiß ich aus Erfahrung!
Sittig und beſcheiden ſind ſie
Zum Erfrieren . . . ſo ein Schneemann
Wird durch keine Gluth geſchmolzen,
Und das wärmſte Herz erſtarret,
Lehnt es ſich an ſeines an!"
Staunend ſaß ich, denn Carlotta'
Worte ſchienen ſehr bezüglich.
Eben wollt' ich ſie befragen,
Doch ſie öffnete den Vorhang
Unſrer Gondel . . . einen Goldreif

Zog sie rasch von ihrem Finger,
Neigte sich zur Fluth hinunter,
Und begann mit weichem Ton:
„Eh' ich diesen Santariva
Jemals mir zum Gatten nehme,
Lieber will ich, wie ein Doge,
Mit der Meerfluth mich verloben!"
Leise tönt' es auf der Welle
Und der Goldring fiel hinab —
Er versank an jener Stelle
In das tiefe Wogengrab.

VIII.

Als ich, ein'ge Tage ſpäter,
Bei Carlotta war, begann ſie:
„Laß uns, Arm in Arm geſchlungen,
Dicht umhüllt vom Abendſchleier,
Heut' einmal hinuntereilen!
Kloſterglocken klingen frömmig;
Ein Gewitter ſteht am Himmel;
Hier das Zimmer iſt ſo ſchwül!
Auf dem Markusplatze woget
Lautes Leben, heller Jubel —
Laß uns in das Drängen miſchen
Und uns freuen am Gewühl!“ . . .
Zwar, es warnte mich die Vorſicht,
Ihrem Willen nachzugeben,
Doch Carlotta's ſüßem Wort
Konnt' ich nimmer widerſtreben . . .
Heimlich, mit verſtohlnen Tritten,
Führt' ich ſie vom Hauſe fort.

Die Piazza war lebendig!
Frisches Wasser und Orangen,
Neue Opern, Artischoken,
Große Hummer und Theater —
Alles schrie'n die Kerle aus.
Unter prächtigen Arkaden
Vor den Café's glühten Lichter;
Feine Damen, feine Herren
Saßen dort mit großem Anstand,
Während hier im Puppenspiel
Pulcinella Späße machte.
Ringsumher ertönte Frohsinn,
Sang und Flüstern, Lieb' und Kosen. —
Was ist das? Zum dichten Kreise
Drängt die Menge sich zusammen? . .
„Komm' nur! Der Novellatore
Fängt so eben wieder an.
O, die lustige Erzählung
Wird Dir sicherlich gefallen!"
Sieh, da stand er — aus der Blüthe
Seiner Jahre längst entrückt.
Klein und bucklig war der Alte,
Aber in den Rabenaugen
Blitzte ihm ein südlich Feuer,

Und, fürwahr, es ſchwebte Anmuth
Um die nimmermüden Lippen.
Schuh' und Strümpfe, Nankinghoſen
Trug das Männchen; mit den ſpitzig
Schwarzen Schößen ſeines Fracks,
Sah er einer Schwalbe ähnlich.
Weiber, Kinder und Facchini,
Eſſenkehrer und Matroſen
Hatten ihn umringt . . . ſie lauſchten
Auf die Perlen ſeiner Rede.
— Nun, was ſprach er? Sang er etwa
Taſſo's wunderbare Lieder?
Oder ſchuf er bunte Verſe
Aus gegeb'nem Stoff und Reim?
Nein! In ziemlich guter Proſa
Wußt' er Schnurren vorzutragen,
Und es waren größtentheils
Selbſterlebte Abenteuer —
Selbſterlog'ne, wollt' ich ſagen!
„Jeder Hörer wird erſtaunen,
Wenn ich, tief bewegt, erzähle" —
So begann der Novelliſt —
„Daß ich einſt durch meine Schönheit
Lange, grauenvolle Kriege

Ueber ganz Europa brachte.
Italiener und Franzosen,
Spanier, Deutsche und Kosaken
Fielen hunderttausendfach
Meinetwegen auf dem Schlachtfeld . . .
Alles Blut, das Buonaparte
In der weiten Welt vergossen,
Lastet auf der Seele mir.
Ach, wie manche heiße Thräne
Weint' ich Nachts in stiller Kammer!
Wußt' ich doch, das ganze Unglück
Sei entstanden, weil die Schöpfung
Mir so vielen Reiz verlieh'n.
Eine Wiederholung war es
Jener furchtbar wilden Kämpfe,
Wo sich Griechen und Trojaner
Um die schöne Helena
Voller Wuth getödtet haben.
O, verzeiht mir, wenn die Rührung
Mich ergreift!" — er wischte wirklich
Seine Augen mit dem Schnupftuch.
„Doch ich will sie niederpressen,
Weil sie mich im Vortrag stört. —
Seht, ich war ein holder Jüngling!

Schlank und kräftig, wie die Ulme,
Meine Lippen wie Corallen,
Und die Zähne perlenweiß.
Alle Mädchen von Venedig
Nannten mich „den ſchönen Pippo",
Und ſie ſtrebten, ſtill und feurig,
Nach der Liebe meines Herzens.
Doch nur Eine wußte wahrhaft
Mich zu feſſeln, nämlich Roſa,
Unſre junge Nachbarstochter.
Roſa war ſo wunderſüß,
Und, an meinem Buſen ruhend,
Blühte nun, im Purpurſchimmer,
Dieſe Zauberroſe auf.

Damals kam der Buonaparte
Nach Venedig . . . nicht als Kaiſer,
Sondern im Soldatenrocke,
Als Gen'ral der Republik.
Drüben bei der Markuskirche,
Sah er meine Roſa ſtehen,
Und ſeit jenem Tage ſtellt' er
Ihr auf allen Wegen nach.
Friſche Blumen, Liebesſchwüre
Bracht' er ihr, allein das Mädchen

Zeigte ſpröde ſich und ſchnippiſch.
Endlich ſtürzte ſeine Neigung
Jede Mauer, jede Rückſicht,
Und er ſagte zur Geliebten:
Roſa, werde meine Gattin,
Ich vergehe ſonſt vor Schmerz!
Willſt du meine Bitten hören,
Leg' ich dir den blut'gen Säbel
Und den Federhut zu Füßen;
Friedlich bleib' ich in Venedig,
Um beglückt an deiner Seite
Meine Tage zu verleben.
Schlage ein, du holde Roſe!
Stets auf Roſen ſollſt du wandeln,
Denn ich habe etwas Geld.
In der beſten Gegend mieth' ich
Uns den Laden, und begründe
Dort ein Spezerei-Geſchäft.
Freudig will ich Pfeffer wiegen,
Tüten drehen, Zucker hacken —
Alles thu' ich ja für dich,
Ha, für dich und unſre Kinder!
Nun, was glaubt ihr, meine Freunde,
Welche Antwort gab ihm Roſa? —

Nein, Signore Buonaparte!
Rief ſie ſtolz. Wie euer Vorſchlag
Mich auch ehrt, ich muß euch danken!
Seid verſichert, niemals werd' ich
Meinem guten Pippo treulos,
Denn er iſt ſo ſchön, ſo herzig,
Wie kein zweiter Mann auf Erden.
Darum klopfet ſchnell bei andern
Mädchen an, mein Herr Gen'ral,
Und es wird euch wohl gelingen;
Mir indeß iſt eure Werbung —
Nehmt's nicht übel — nur zur Qual!
Da gerieth in Zorn der Feldherr;
Er erließ nun augenblicklich
Eine droh'nde Kriegserklärung . . .
Mit dem Frieden war es aus!
Keiner kannte ſo die Urſach
Seines Ingrimms, als wir beide,
Und mit gramerfüllten Herzen,
Traten wir zum Traualtar.
Buonaparte, ſchrecklich wüthend,
Ließ ſogleich die Trommel rühren,
Seinen Schmerz zu übertäuben.
Krieg und Schlachten gab es wieder,

Und gar viele Mutterſöhne
Stürzten, todgetroffen, nieder.
Damals dacht' ich, tieferſchüttert:
Warum gabſt du mir, o Himmel,
Dieſe grenzenloſe Schönheit?
Wär' ich häßlich doch geboren!
Leichter würd' ich das ertragen,
Als die ſchwere blut'ge Schuld!"

IX.

Da der Sprecher nun geendet,
Macht' er eine kurze Pauſe,
Nahm ſodann den alten Filzhut,
Seine Kreuzer einzuſammeln,
Und die Hörer gaben gern.
Niemals hatte rohes Spötteln
Die Erzählung unterbrochen;
Nur der bunten Dichtung horchend,
Schien es Keiner zu bemerken,
Daß Napoleon's Nebenbuhler,
Roſa's Liebling, deſſen Schönheit
Große Kriege angezündet,
Einen ſtarken Höcker trug.
Lachend ſchmiegte die Gefährtin
Mit den ſchwanenweichen Formen
Sich an mich, und blickte neckiſch
In mein Auge, doch der Vortrag
Hatte ernſthaft mich geſtimmt.

Aus der lächerlichen Fabel
Hört' ich die Moral erklingen:
„Durch der Liebe Luſtgetändel
„Wird der Thatendrang vernichtet —
„Wer die Welt erobern will,
„Muß hinaus in's volle Leben!"
Ja, Carlotta's Zaubernähe
Mußt' ich fliehen, denn wir ſpielten,
Sorgenlos, wie frohe Kinder,
Auf dem Gipfel eines Berges,
Und der Berg war — ein Vulkan.
Zwar, noch flatterte das Banner:
„Keine Liebſchaft!" ſtolz und muthig
Von den Zinnen unſrer Herzen,
Doch es diente blos als Kriegsliſt,
Um die Feinde anzulocken,
Denn dahinter lauſchte Amor,
Der geübte Bogenſchütz.
Durch Carlotta's Pulſe rollte
Schon das helle Lavafeuer,
Und auch ich . . . wie war es möglich,
Dieſem ſüdlich heißen Mädchen
Gegenüber, kalt zu bleiben?
Nein, o nein! Der Liebe Brandung

Raste ſtürmiſch mir im Herzen,
Und der wilderregte Strudel
Drohte, mich hinabzuziehn. —
Nur ein einzig Mittel gab es,
Vor uns ſelber uns zu ſchützen.
Gleich am andern Morgen ſagt' ich
Feſt entſchloſſen zu Carlotta:
Mit dem erſten Vetturin,
Würd' ich von Venedig ſcheiden.
Anfangs glaubte ſie, ich ſcherze,
Doch mit zweifelloſen Zügen
Stand der Ernſt auf meinem Antlitz. —
„Sag, was willſt Du in der Fremde?"
Sprach ſie ſchmelzend und verlockend.
„Schöner als Venedig blühet
Keine Stadt im Erdenrunde!
Feurig will ich Dich umarmen,
Will Dich unaufhörlich küſſen . . .
Sei nur gut, und bleibe hier!"
Nein, Carlotta, nimmer bleib' ich!
Weiter treibt mich meine Sehnſucht,
Nach Firenze's milder Anmuth
Und nach Roma's ſtolzer Pracht!
Muß Neapels Wunderküſten,

Capri's blaue Grotte ſchauen;
Muß zum ſchwellend heißen Süden
Selig ziehen über's Meer!
„Laß den Süden!“ rief Carlotta.
„Weicher, als in meinen Armen,
Heißer, als an meinem Buſen,
Ruhſt Du auch im Süden nicht!
Kannſt Carlotta Du verlaſſen?
Willſt Du in der Weite ſuchen,
Was Dir hier entgegen kommt? —
Sieh, was fehlt uns denn zum Glücke?
Liebe mich und laß Dich lieben! . .
Gehe niemals! . . Glaube mir:
Wo man liebt, da iſt der Süden!“
O Carlotta, Deine Worte
Tönen ſüß! Allein die Trennung
Darf nicht aufgeſchoben werden.
Dir, Du Holde, bin ich ſchuldig,
Alle ſtarken, goldnen Fäden,
Die mich an Venedig feſſeln,
Aus dem Herzen mir zu reißen — —
„Nun ſo geh' nur . . . geh' nur immer!
Denke nicht, daß ich mich gräme!
Ha, es giebt noch viele Männer,

Und ich brauche nur zu wählen . . .
Wenn Du treulos von mir ſcheideſt,
Reich' ich ſicher dem Marcheſe,
Dir zum Aerger, meine Hand!"
Mir zum Aerger? . . Gi, wie kindiſch!
Oft erzähltеſt Du mir ſelber:
Der Marcheſe Santariva
Sei Dir ganz und gar zuwider! —
In der erſten Jugend glühſt Du,
Und es ſchenkte Dir der Himmel
Solche Fülle ſelt'ner Anmuth,
So viel Lieb- und Luſtverlangen,
Daß es wahrlich Sünde wäre,
All den wunderbaren Reichthum
An den Greiſenkopf hinzuſchleudern.
„Ja, Du kannſt es nicht verhehlen, .
Daß Dich dieſe Heirath ärgert!
Spare Dir die ſchönen Reden —
Mein Entſchluß wird nicht erſchüttert.
Ziehe doch zum Süden fort! . . .
Reiſeſt Du, ſo mach' ich Hochzeit,
Und wir beide halten Wort!"

X.

Von Carlotta wiederkehrend,
Rief ich Hemann und befahl ihm,
Ungeſäumt beim Vetturino,
Zu der Fahrt nach Padua,
Einen Platz für mich zu miethen.
Unbeweglich vor Verwundrung
Blieb der Alte; ſeine Lippen,
Die doch ſonſt ein ſtetes Mühlwerk,
Schienen diesmal völlig ſtumm.
Mein Verhältniß zu Carlotta
War dem Lauſcher nicht entgangen,
Und er meinte ohne Zweifel,
Manchen Tag noch würd' er müßig,
Wie bisher verbringen können,
Eh' ich von Venedig ſchiede;
Darum kam ihm das Gebot
Unerwünſcht und unerwartet.
Endlich fand er wieder Faſſung,

Aber keine Antwort gab ich
Auf die wunderlichen Fragen,
Sondern packte ruhig ein.
Abends war ich bei Carletta.
Bange, thränenſchwere Wehmuth
Preßte mir die Bruſt zuſammen —
Alles mahnte mich an Trennung.
Auch das Mädchen ſchien beklommen,
Doch wir zwangen uns zum Lachen,
Und der frühern Unterredung
Wurde gar nicht mehr gedacht.
Da auf einmal ſchlang die Holde
Ihren Arm um meinen Nacken,
Und begann mit ſolchem Ton,
Daß ich nicht zu deuten wußte,
Klang es zärtlich oder trotzig:
„Lieber, haſt Du Dich beſonnen,
Und bereu'ſt Du nun Dein Unrecht?
Beichte nur! Dem frommen Büßer
Wird ja gern die Schuld vergeben!
Sag: Du bleibeſt in Venedig,
Trennſt Dich von Carletta nicht!“
— Ha, durch meinen Buſen wühlt' es
Wie mit Dolchen . . . ſchmerzgefoltert,

Schwieg die Lippe, denn ich fühlt' es,
Was ich hier verlaſſen ſollte!
Doch, mir kam der Muth zurück,
Und ich wiederholte ſtandhaft:
Mein Entſchluß ſei nicht zu ändern! —
Nun, Carlotta ſchien am Ende
In das Schickſal ſich zu fügen,
Denn ſie ſprach nicht mehr davon,
Und wir ſchieden ohne Schmollen.
Als der Reiſetag gekommen,
Ging ich tiefbetrübt hinüber,
Der Geliebten — ja, das war ſie,
Und das zwang mich zur Entfernung! —
Noch ein Lebewohl zu ſagen.
Auf dem kleinen Campo blieb ich
Lange ſtehn . . . ich ſchaute nieder
In die Fluthen der Ciſterna,
Und erhob dann ſcheu den Blick
Nach den Fenſtern des Palaſtes.
Zögernd ſchlich ich durch die Hausthür
Zu der wohlbekannten Treppe . . .
Oben war ich, wollte leiſe
In Carlotta's Zimmer eilen,
Da, mit hocherzürntem Antlitz,

Kam Marietta mir entgegen.
Sie verwehrte mir den Eintritt,
Und beſtellte: „die Signora
Sei für mich nicht mehr zu Hauſe!“
Spöttiſch gab ſie mir ein Kärtchen,
Kehrte um, und ſchloß die Thür. —
Unerhört! Mit ſolcher Kränkung
Lohnte man die ſchweren Opfer,
Die ich brachte! Haſtig wollt' ich
Nun hinweg, und ohne Abſchied
Von der Undankbaren gehn.
Da gedacht' ich erſt der Karte,
Die ich willenlos genommen —
Erd' und Himmel! Was entdeckt' ich!
Unter zwei verſchlungnen Wappen,
Stand Carlotta's ſüßer Name
Und: „Marcheſe Santariva“.
O, mein Gott! Das böſe Mädchen
Stürzte ſich, vom Groll verblendet,
Mir zum Trotze, in ihr Unglück.
Nein, das durft' ich nimmer dulden . . .
Sie zu retten war mir Pflicht!
Mit gewicht'gen Gründen mußt' ich
Dieſen ſchönen Starrkopf zwingen,

Der Verlobung leichte Feſſel
Augenblicklich abzuſtreifen,
Eh' ſie ſich unlösbar zog.
Ja, ich glaube, um die Gründe
Recht mit Muße zu entwickeln,
Wär' ich Tage, Wochen, Monde
In Venedig noch geblieben;
An Carlotta's treuem Herzen
Wollt' ich weltvergeſſen ruhn,
Und ſie überſchwenglich lieben.
Aber alles war vergebens!
Weder Klopfen, weder Rufen
Ward vernommen — nur das Echo
Wiederholt' es dumpf und ſchaurig.
Endlich ging ich ſtill hinunter
An das Ufer, wo Facchini,
Unter Homann's ſichrer Leitung,
Mein Gepäck zur Gondel ſchafften.
Eben ſchlug die Zeit der Abfahrt . . .
Ein geſchwätzig Kloſterglöcklein
Schallte drüben . . . Homann drückte
Mir die Hand ſo trüb, ſo ſchweigend,
Und ich ſtieg in's ſchwarze Boot.
Kräftig bog der Gondeliere

In die Wogen — da auf einmal
Kam Carlotta, an der Seite
Eines geckenhaften Alten,
Zum Geſtade — ach, ſie wollte
Bei der Trennung mich verhöhnen! . . .
Nun, ich gönnte ihr die Freude!
— Aber nein! Das Herz beſiegte
Ihren Trotz . . . es blitzte Rührung
Aus den dunklen Flammenaugen,
Und, mit ihrem Tuche wehend,
Rief Carlotta ein: „Addio!“
Herzlich mir und ſchmerzlich nach.
Wie ein feuchter Thränenſchleier
Lag es grau vor meinen Blicken,
Nur die Kuppeln von Venedig
Traten nebelhaft hervor.
So gelangt' ich nach Fuſina,
Schied von Gondeln und Lagunen,
Und in ſtaubiger Vettura
Wurd' ich nun umhergerüttelt.
Padua, das finſt're, grüßt' ich,
Wo in gothiſch ernſten Kirchen
Südlich helle Farben ſchimmern —
Sah Ferrara, freundlich lachend,

Wo Torquato und Arioſto
Ihre ew'gen Lieder ſangen —
Sah Bologna, wo am Rathhaus
Jetzt das alte Wort: „Libertas!“
Nur wie Spott und Lüge klingt.
Nach dem langerſehnten Süden
Rollt' ich vorwärts, doch der Spiegel
Meiner Seele war erblindet —
Ich empfand die Schönheit nicht.
Immerdar, von Ort zu Ort,
Ohn' Ermatten und Ermüden,
Ein geſpenſtiger Begleiter,
Folgte mir Carlotta's Wort:
„Wo man liebt, da iſt der Süden!“

Am Lago maggiore.

I.

Wo der lasurblaue Lago
Zwischen starren Schweizeralpen
Und Italiens Fluren ruht,
War die Seele mir gefesselt.
Oft, im schwellend reichen Süden,
Stieg der Norden, stieg die Heimath
Vor mir auf, ein süßes Traumbild.
Volle, laubig grüne Wälder
Sah ich dort, und Nachtigallen
Hört' ich in der Baumnacht schmettern . . .
Ach, nach kühlem, deutschem Buchwald
Sehnte sich mein ganzes Herz!
Aber jetzt — ich wollte scheiden
Aus Italiens goldnem Garten —
Jetzt erwuchs, wie dichter Epheu,
Tief im Busen mir die Wehmuth.
Hier am Lago blieb ich wohnen,

Denn die ſüdlich ſchönen Ufer
Und die Borromeo-Inſeln
Spiegeln ſich ſo zauberhaft
Auf der ſchimmernd klaren Woge. —
Wo das wilde Heer der Fremden
Nicht ſo ſtürmiſch tobt, in Streſa
Hatt' ich ſtill mich angeſiedelt.
Wie ich's wünſchte, war das Wirthshaus
Abgeſchieden dort und einſam;
Nur die Bude der Dogana
Lag daneben dicht am See.
Zu den Inſeln fuhr ich täglich,
Und in ihrem Wunderglanze
Nahm ich Abſchied von dem Süden.
Wie der Aras, wie der Tukan,
Farbenreich und goldig ſtrahlend,
Durch die blauen Lüfte ſchweben,
Alſo ſchwimmen auf dem Lago
Iſol' bella, Iſol' madre
Lieblich in azurner Fluth.
Ihre harten Felsgeſtade
Steigen ſchroff empor, doch formen
Sich die holdeſten Terraſſen
Aus dem Stein, und fremde Pflanzen

Schmücken ſie mit friſcher Pracht.
Stolze Cedern, blühnde Palmen
Fliegen muthig ſtolz zum Himmel:
Dunkler Lorbeer, Oleander
Stehn in Gruppen; die Magnolia
Mit den weißen Trichterblumen
Bildet einen dichten Hain.
Ueberall iſt neue Schönheit,
Neue Fülle! Um den Brodbaum,
Um die luſtige Mimoſa
Schlingen ſich Camellienbäume,
Zuckerrohr und Alpenroſen.
Mitten durch die reiche Flora
Führen ſchattige Spaliere,
Von Orangenlaub umflochten,
Und die üppig reife Goldfrucht
Beugt herab den ſchwanken Zweig.
Auf der feinen Sagopalme
Wiegt ein blitzender Faſan
Sich mit rothem Goldgefieder,
Und man glaubt ſich hingezaubert
Zu den wundervollen Inſeln
Fern im Südercean.

War ich nun vom Blüthenreichthum
Wonnig trunken, dann beſucht' ich
Iſola de' Peſcatori.
Wie verändert ſich das Schauſpiel!
Grauer Felſen iſt das Eiland,
Und es trägt ein kleines Kirchdorf.
Moosbewachſ'ne Holzgebäude
Kleben mühſam aneinander;
Runde Boote, Netze, Hamen
Liegen ordnungslos am Ufer —
So entſteht ein hübſches Bild.
Freude war es mir, ein Stündchen
Hier zu raſten; alle Kinder
Kannten mich, ich ſpielte luſtig
Mit den ſonn'verbrannten Mädchen,
Mit den übermüth'gen Buben,
Die ſich ſelber Kähne bau'n,
Um den Lago zu befahren.
Kam ich an, ſo ſcholl der Jubel
Dieſer kleinen Inſulaner
Durch die Luft — ich trug gewöhnlich
Eine Hand voll Kupfermünzen
Zum Vertheilen in der Taſche,

Denn von armen Fischersleuten
Iſt der ganze Ort bewohnt.
Wurd' es Abend, zog im Oſten,
Ueber hohe Alpgebirge,
Zu uns her der volle Mond,
Dann beſtieg ich meine Barke
Und nach Streſa ließ ich rudern.
An den duft'gen Garteninſeln
Ging's vorüber ... Welch ein Anblick!
Blüthumwoben, lichtumfloſſen,
Hoben die Sirenenhügel
Ihre Stirn aus lichten Wellen,
Und die flüſternden Terraſſen
Strahlten wieder tief im See.

II.

So verlebt' ich dort am Lago
Frohe Tage — die Locanda
Wurde wenig nur besucht.
Höchstens traf ich eine Lordschaft,
Makintosh und rothes Handbook,
Regenschirm und Fernrohr schleppend —
Solche Lordschaft, die in London
Sich vielleicht der edlen Kunst
Eines Handschuhmachers fleißigt.
Unerhörte Hitze scheuchte
Viele Fremde in die Alpen,
Denn die Sonne brannte furchtbar,
Und am blumenblauen Himmel
Zeigte nimmer sich ein Wölkchen,
Das den kühlen Strom versprach.
Aengstlich schaute jeder Landmann
Auf sein halbversengtes Maiskorn;
Lange hat man schon die Priester,
Eine Procession zu halten,

Doch ſie üben ihre Wunder
Stets mit allergrößter Vorſicht,
Und erwarteten geduldig,
Bis das Barometer fiel.
Heute endlich zog die Verfahrt
Weit umher am ſchmalen Ufer;
Eben las man drüben Meſſe
Auf den Feldern bei Luino,
Da erſchienen helle Wolken
Schwanengleich am Horizont,
Und die Leute ſchrieen: Wunder! —
Ja fürwahr, auch ich erſtaunte,
Denn die Barometer trügen
Gar ſo häufig, daß es immer
Wie ein halbes Wunder klingt,
Wenn ihr Steigen ſchönes Wetter
Und ihr Fallen Regen bringt.
Tüchtig mußte ſich Battiſta,
Mein gewohnter Fährmann, haſten,
Wollt' er trocken uns nach Streſa
Ueberſetzen — — die Gewitter
Zogen an von allen Seiten
Und der Himmel wurde finſter.
Stahlblau färbten ſich die Berge;

Aus den tiefen Schluchten quollen
Weiße, rieſ'ge Wolkenbilder.
Als ich kaum an's Land geſtiegen,
Trafen krachend ſie zuſammen . . .
Es entluden ſich die Wetter
Wild gewaltig über'm See.
Blitz auf Blitz . . . die Lüfte ſausten . . .
Horizont und Fluth und Felſen
Standen immerfort in Feuer.
Durch die Wogen peitſchte Sturmwind,
Und der Donner ſcholl ſo furchtbar,
Daß des Hauſes Mauern dröhnten —
Alles bebte um mich her.
Da, im Graus der Elemente,
Standen unten Doganieri
Vor dem Zollhaus, ihren Tubus
Auf die Wellen hingerichtet.
Ha, gewiß! Bei ſolcher Witt'rung
Gab es Arbeit für die Schmuggler,
Denn der Lago ſtößt an Oeſtreich,
An die Schweiz und an Sardinien.
Kalt wie Eis durch meine Adern
Fühlt' ich's rieſeln, als ich dachte,
Arme Leute ringen jetzo

Mit der Barke durch die Fluth.
Um dem bleichen, kranken Weibe,
Um den Kindern, halbverhungert,
Nur ein Stückchen Brod zu schaffen,
Unternehmen sie das Wagstück,
Ein'ge Fässer Salz und Taback,
Landesherrliche Regalien,
Nach den Küsten hinzuführen.
Fiebermatt und angstgefoltert
Sitzt die Frau mit all den Kleinen
Nun daheim; sie lauschet bange
Auf die Wolken — — wenn sie fliehen,
Wenn der Himmel plötzlich klar wird,
Ist der Schmuggler gleich entdeckt.
Doch, Gottlob, das Wetter hält sich . . .
Mitternächtig rauscht der Lago . . .
Ihre Kinder schreien hungernd,
Und der Vater bleibt so lange.
Bleibt so lange! . . . Doganieri
Jagten ihn, als wär's ein Wildpret;
Nahmen ihm die ganze Ladung,
Wie er auch um Gnade flehte.
Blutend liegt er jetzt im Kerker,
Wartet zitternd auf sein Urtheil,

Und es wird ihm bald gesprochen.
Die Galeere muß er rudern,
Ob zu Hause Weib und Kind
Auch vor Gram und Elend sterben
Was ist das? . . Die Zollbeamten
Bei der Bude kommen plötzlich
Sehr in Eifer, wie der Waidmann,
Der die feiste Beute spüret.
Ihre langen Karabiner
Sorgsam unter'm Mantel bergend,
Springen hastig sie in's Boot nun,
Und so steuern sie hinaus
In die schaumdurchwühlten Wogen.
Gleich darauf, ein Fluthenschleier,
Stürzt der Regen prasselnd nieder,
Er umhüllt die ganze Gegend . . .
Donner toset, Blitze zucken . . .
Alles Aufruhr, Alles Wuth. —
Freilich läßt sich nichts entdecken,
Doch ich bleibe starr am Fenster.
Ferne Schüsse hör' ich knattern,
Und es malt sich mir im Geiste
Auf dem sturmgepeitschten Lago
Eine blut'ge Menschenjagd.

III.

Während mich im öden Zimmer
Solche Träume tief erſchreckten,
Kam der Kellner, mir zu melden,
Daß die Scena mich erwarte.
Ich begab mich nun hinüber;
Groß und dunkel war die Sala,
In der Mitte, auf der Tafel,
Standen mannigfache Speiſen,
Weiß- und Rothwein in Karaffen,
Und mitunter fuhr ein Blitz
Feurig blau vom Himmel nieder,
Mir das Abendbrod beleuchtend.
Einſam ſetzt' ich mich zum Eſſen,
Da bemerkt' ich voll Erſtaunen
Lichte Flammen im Kamin . . .
Welch Ereigniß, hoch im Sommer,
Wo man für ein Bischen Brennholz
Schweres Geld bezahlen muß!

Nun, die Löſung dieſes Räthſels
Ließ nicht lange auf ſich harren,
Denn die Seitenthür der Sala
Knarrte leis, und Frauenſtimmen
Hört' ich durch die Spalte flüſtern.
Lauſchend bog es ſich hervor,
Doch man ſah ein Mannsbild ſitzen,
Und die Pforte ſchloß ſich wieder.
Jetzt erſchien der Cameriere
Mit den Lichtern, und ich fragte
Nach der Nachbarſchaft. „Signore,
Fremde ſind es!" ſprach er heimlich
„Bei dem ärgſten Höllenwetter
Langten ſie, in offner Gondel,
Hier vor Streſa an das Ufer.
Keine Herren, lauter Damen . . .
Ach, die Eine iſt ſo roſig
Und ſo duftig wie ein Pfirſich!
Aber leider triefen Alle
Aus den Haaren, aus den Kleidern,
Denn ſie ſind vom Wellenſtrudel
Und vom Regen ganz durchweicht.
Darum muß' ich im Cammino
Feuer machen . . . ſeht, Signore,

Die entſetzlich naſſen Dämchen
Möchten ſich ſo gerne trocknen,
Doch ſie ſchämen ſich vor Euch."
Als der Kellner mich verlaſſen,
Klirrte abermals das Thürſchloß:
Stilles Wispern und Gelächter
Scholl vernehmbar nun herüber,
Und die Spalte dort am Eingang
Oeffnete ſich immer weiter.
Endlich ſchien man in der Feſtung
Muth zu faſſen; die Beſatzung
Rückte furchtlos aus der Thür.
Eine ältliche Matrone
Ging als Feldherr an der Spitze.
Wie im Herbſte Frucht und Pflanze
Ueppig ſich in's Breite dehnet,
Alſo blähten ihre Formen
Sich mit ungeſtümer Fülle,
Und die Züge, vormals ſchön,
Waren gelb und ſchwer geworden.
Dieſem zweifelloſen Leitſtern
Folgte eine ſchlanke Dame,
Schwarz von Locken, ſchwarz von Augen,
Und das hübſche kleine Mädchen,

Daß ſich ſchüchtern an ſie drängte,
Mochte ihre Tochter ſein.
Ganz zuletzt, mit blöden Schritten,
Kam ein Engel, kam ein Seraph;
Zwiſchen Kind und heißer Jungfrau,
Stand ſie lieblich auf der Grenze,
Wie die prangende Camellie
Zwiſchen Knosp' und Blüthe zaudert. —
Alle Blicke wurden angſtvoll
Nach der Gegend hingerichtet,
Wo ich ſaß . . . Doch feſt entſchloſſen,
Meine Stellung zu behaupten,
Sah ich kaum empor vom Teller,
Und mit mürriſch ernſter Miene
Aß und trank ich fürchterlich.
Unterdeß verſuchten Jene,
Sich am Feuer zu erwärmen;
Ihre naſſe Oberkleidung
Hatten ſie zurückgelaſſen,
Und mit dunklen Shawls verhüllten
Sie das leichte Negligée.
Als ich ruhig, wie ein Steinbild,
An der Tafel blieb, verlor ſich
Allgemach das bange Zagen;

Munter wurden ſie . . . die Jungfrau
Ließ das Tuch vom Nacken gleiten . . .
Glühend rothe Flammenlichter
Spielten um das friſche Antlitz,
Um die vollen, weißen Schultern
Und des Mieders feine Form.
Jetzo ſtreckte ſie das Füßchen,
Dicht vom ſeidnen Strumpf umſponnen,
Nach der Gluth, und bald durchſchauert
Von der angenehmen Wärme,
Brach auf einmal Luſt und Frohſinn
Aus den Amileyen-Augen.
Scherzendes Geflüſter tönte
Leis von ihren Purpurlippen,
Und ich merkte wohl: der Spott
Habe mich zum Gegenſtande,
Denn die Alt're ſagte warnend:
„Florida! Er wird es hören!“
Aber Florida, die Kecke,
Lachte hell, und ſprach vernehmlich:
„Ei, was kümmert uns der Strohmann?
Schaut ihn an! . . Er iſt beſchäftigt
Mit Geflügel, Wein und Fiſchen —
Alles Andre ahnt er nicht!“

Anfangs ſchienen ſeine Blicke
Mir ſo feurig, ſo lebendig . . .
Zitternd kam ich in die Sala.
Doch ich that ihm ſchweres Unrecht,
Muß ihn um Verzeihung bitten,
Denn gewiß, er iſt kein Menſch,
Sondern nur ein Engelländer!“

IV.

Florida, zuerſt ſo ſchüchtern,
Wurde völlig übermüthig.
Mit der reinſten Glockenſtimme
Fing ſie munter an zu plaudern:
„Ei, das Reiſen iſt doch herrlich!
So viel bunte Abenteuer
Hätt' ich mir nicht träumen laſſen,
Und ich fühle kaum ein Heimweh
Nach der ſtolzen Genova.
Wenn ich dort, im vollen Frühling,
Sonntags auf dem Corſo weilte,
Wenn die Gardehautboiſten
Neue Opernſtücke ſpielten,
Wenn Karoſſen, reich und prächtig,
Reihenweis vorüber rollten,
Ha, dann dacht' ich, froh begeiſtert:
Unſre Stadt verdienet wahrhaft

Ihren Namen: „la Superba“,
Und ich hielt es für ein Unglück,
Wenn man ſie verlaſſen müßte.
Nun — das Reiſen giebt Erfahrung!
Heute ſeh' ich ein: hier draußen
Iſt es lange nicht ſo übel,
Wie ich vormals wohl geglaubt.
Gleich am erſten Reiſeabend
Wurd' ich fröhlich . . . in Voghera,
Wo uns durch die engen Straßen
Jener Cavaliero folgte,
Der dann ſpäter in der Nacht,
Zu dem Klang der Mandoline,
Uns ein Ständchen dargebracht.
Sicher ſah er's an der Röthe
Meiner Wangen, ich erkannte
Ihn ſogleich, als wir ihn wieder
Auf dem Dom von Mailand trafen.
Artig grüßt' er, doch von Weitem
Blieb er ſtehn . . . du reine Jungfrau!
Weshalb war er nur ſo blöde?
Konnt' er denn nicht näher treten,
Konnte Dies und Jenes ſagen,
Wie es auf der Reiſe üblich? —

O, ich gäbe viel darum,
Wenn ich ſeinen Namen wüßte!
Mailand hat mir wohlgefallen —
Alle Tage iſt es Sonntag
In der großen heitern Stadt.
Hell und freundlich ſind die Straßen;
Ringsum ſchimmert reicher Goldſchmuck
In den Juweliergewölben;
Schöne Damen ſieht man fahren,
Und mit Bohlen iſt das Pflaſter
Ueberdeckt, damit die Wagen
Sanft und ohne Raſſeln gehn.
Leider gab es keine Oper
Im Teatro della Scala,
Das ich oftmals rühmen hörte —
Konnten uns die hübſchen Logen
Nur bei Tageslicht beſehn.
Jetzo ging es fort nach Como,
Wo der See, ſo grün und goldig,
Dicht bis an das Städtchen wallet.
Hier bekamen wir Geſellſchaft,
Denn der zierliche Abbate
War ſo klug und ſo geſchmeidig,
Daß er bei uns bleiben durfte.

Welch ein Glück, daß wir ihn fanden . . .
Tausend Spaß verdank' ich ihm!
Zu dem lächelnd rothen Antlitz,
Zu den Haaren, glatt geschnitelt,
Steht ein kleiner kecker Dreispitz
Wie gemalt. Das ganze Männlein
Ist in seinen langen schwarzen
Ueberrock geknöpft — nach oben
Sieht man nur das weiße Halstuch,
Und nach unten blanke Schuh'
Mit polirten Silberschnallen.
Einen breiten grünen Fächer
Trägt er würdevoll in Händen,
Weht sich sanfte Kühlung zu.
Doch, das Prächtigste von allem:
Dieses schwarze Paternoster
Spielt den noblen Cavaliere,
Und berühmt sich seiner Kühnheit.
Sämmtliche Votivgemälde,
Die wir auf der Reise fanden,
Gaben dem Abbate Anlaß,
Abenteuer zu erzählen.
Mochte auf der bunten Tafel
Hier ein schwerbelad'nes Fuhrwerk

In den Abgrund niederſtürzen,
Mochte dort ein Wanderſmann
Von bewaffneten Banditen
Meuchlings überfallen werden —
Alles war ihm auch begegnet,
Nur Entſchloſſenheit und Muth
Konnten ihm das Leben retten. —
Als nun heute Wind und Wellen
Unſre leichten Böte faßten,
Wurd' er bleich wie eine Kalkwand.
Ach, die Augen fromm verkehrend,
Griff er haſtig zum Gebetbuch,
Hielt es mit der rechten Hand,
Mit der linken ſeinen Fächer,
Und der Dreiſpitz ſaß ihm windſchief.
Dieſe komiſche Erſcheinung
Mußte mir die Furcht verjagen,
Darum lacht' ich laut beim Sturm."
„Florida, Du redeſt ſündlich!"
Sprach darauf die ſchlanke Dame.
„Sieh, ich bin ſo tief bekümmert,
Denn mein Mann war in der Barke
Beim Abbate, als die Wogen
Weit uns von einander trieben.

Raſtlos frag' ich mich im Herzen,
Ob der heil'ge Borromeo
Jene Gondel, gleich der unſern,
Gnädig an's Geſtade führte,
Oder ob vielleicht ein Unglück
Sie beim Sturmgebraus ereilt?
Geh', ich kenne Dich nicht wieder!
Sonſt ſo weich, ſo voller Mitleid,
Siehſt Du heute Deine Freundin
Ruhig leiden — ja, Du lachſt,
Und verhöhneſt ihre Schmerzen!"
„Enrichetta!" rief das Mädchen,
Die Gefährtin ſanft umſchlingend.
„Enrichetta, kannſt Du glauben,
Daß ich Deiner Qualen ſpotte?
Nein, mein Herz! Durch luſt'ge Reden
Wollt' ich nur den Gram verſcheuchen,
Der auf Deiner Stirne wohnt.
Gutes Kind, ſei ohne Sorge!
Während wir vom tollen Lago
Bis hierher geſchleudert wurden,
Saß Dein Gatte, warm und trocken,
In Laveno am Kamin.
Beide Barken waren drüben

Noch ſo nah am Uferrande,
Als das wüſte Wetter losbrach.
Zwar die unſre wurde haltlos
In den See hinausgeſtrudelt,
Doch die andre, gut gerudert,
Eilte rückwärts nach Lavene,
Und im Hafen fand ſie Schutz.
Denke doch — das wird Dich tröſten —
Ein ſo trefflicher Abbate
Iſt fürwahr vom Welten-Schickſal
Zum Ertrinken nicht beſtimmt!“

V.

Freundlich reichte Enrichetta
Ihrer Nachbarin die Lippen,
Küßte ſie und war beſänftigt.
Doch die Alte — höchſt wahrſcheinlich
Eine Art von Gouvernante —
Sagte mit erzürntem Blick:
„Heil'ger Pietro, welche Läſt'rung!
Schmäht man ſo auf fromme Männer
Und Abbati? — O, Signora,
Hütet künftig Eure Worte!
Ihr begebt Euch nun in's Kloſter,
Darum ſammelt Euch gehörig,
Denn für eine Nonne ziemt ſich
Solche kecke Rede ſchlecht!“
Florida's erglühend Antlitz
Wurde plötzlich blaß, als fiele
Friſcher Schnee auf dunkle Roſen.
All ihr Frohſinn war geſchwunden.

Und ſie lehnte, heftig ſchluchzend
Sich an Enrichetta's Bruſt.
„Soll ich wirklich in das Kloſter?“
Rief ſie, faſt erſtickt von Thränen.
„O, verſchaffe Du mir Rettung!
Laß mich lieben, laß mich leben!
Steh mir bei . . . man will gewaltſam
Mich im Kloſterzwang begraben!
Enrichetta, duld' es nimmer!
Sieh, ich bin ſo jugendmuthig,
Sechszehn Jahre zähl' ich erſt.
Gott im Himmel gab den Drang mir,
Glück um Glück und Freud' um Freude
Von den Menſchen einzutauſchen,
Und er will nicht, daß ich ſterbe.
Wollt' er das, dann ließ' er ruhig
Meine Wimpern niederſinken . . .
Ließ' mich unter kühlem Hügel,
Unter Baum und Blume ruhn.
Solch ein Tod iſt ſanft und lieblich,
Doch in eiſig kalter Zelle
Jede Nerve einzeln tödten;
Ohne Sonne, ohne Liebe
Zur erſtarrten Mumie werden,

Das iſt grauſam, iſt abſcheulich . . .
Dieſe Marter trag' ich nicht!"
Florida, die Heißerregte,
War vom Sitze aufgeſtanden;
Feuer ſchoß aus ihrem Auge,
Und das feuchte, dunkle Haar
Hatte ſich gelöst — es wallte
Lang hernieder. Enrichetta
Bog ſich ſtaunend zu der Freundin;
Mit den weißen Armen zog ſie
Florida an ihren Buſen
Und begann: „Du wildes Mädchen,
Was geſchah Dir? . . Plötzlich biſt Du
Wie verwandelt! . . Noch vor Kurzem
Fügteſt Du Dich ſtill und frömmig
In Dein Schickſal, das ſeit Monden
Dir bekannt iſt." — „Immer hört' ich,"
Sagte Florida, „das Kloſter
Sei den Heil'gen wohlgefällig,
Und ich gab mir nicht die Mühe
Selbſt darüber nachzudenken.
Unbekümmert um die Zukunft,
Freut' ich mich der goldnen Freiheit,
Denn der weiße Nonnenſchleier

Lag noch weit im Hintergrund.
Als die Stunde näher rückte,
Ward mir bange — Grauſen fühlt' ich,
Und ich mußte die Erinnrung
An das Kloſter von mir ſcheuchen —
So entſchloß ich mich zur Reiſe!
Lauter klopfte mir das Herz,
Während Berge, blühnde Thäler,
Fremde Städte, fremde Menſchen
Lachend uns vorüberrauſchten.
Da erwuchs die Ueberzeugung
Immer mächt'ger mir im Innern,
Daß dem guten Vater droben,
Der die Welt ſo ſchön geſchaffen,
Der zur Liebe uns befeuert,
Folterqualen und Kaſteiung
Wie Geſpött erſcheinen müſſen,
Und ich faßte nun den Vorſatz:
Nur die äußerſte Gewalt
Solle mich in's Kloſter bringen."
Als ſie ſchwieg, da rief die Kleine:
„Florida hat gar nicht Unrecht!
Möchte auch nicht Nonne werden!" —
„Still, Roſetta!" ſprach die Mutter,

Und, zu Florida gewendet,
Fuhr ſie fort: „O, ſei verſtändig!
Dinge, die nicht mehr zu ändern,
Muß man mit Ergebung tragen. —
Unſre würdige Eugina
Nahm Dich in der Kindheit zu ſich,
Weil die Eltern Dir geſtorben;
Unterzog ſich der Verwaltung
Deiner Güter, und Du wurdeſt
Wie ihr eigen Kind gehalten.
Da ſie im verfloſſnen Jahre
Lange auf dem Siechbett lag,
So gelobte ſie der Jungfrau:
Wenn die Krankheit ſie verlaſſe,
Sollteſt Du den Schleier nehmen — —"
„Ja, das macht mich eben raſend!"
Fiel ihr Florida in's Wort.
„Fromme Pflichten und Gelübde
Uebernimmt man nicht für Andre,
Sondern muß ſie ſelbſt erfüllen.
Doch, ich blicke durch den Schleier!
Jener feiſte Liguorianer,
Der uns jeden Tag beſuchte,
Hat das Unheil angezettelt.

Enrichetta! Kindesliebe
Bin ich der Cugina ſchuldig,
Denn ſie hat mich ſtreng erzogen,
Und ich dank' es ihr gewiß.
Aber war es ein Almoſen,
Das ſie Bettlern hingeworfen?
Hat ſie Jugend mir und Freiheit
Durch die Gabe abgehandelt?
Nein, o nein! Die Eltern ließen
Mir genug — — bei unſerm Landhaus
Liegen reiche, ſaft'ge Fluren,
Und die großen Vorrathshäuſer
Faſſen kaum des Feldes Frucht. —
Ha, ich kenne die Cugina
Und des Pfaffen liſt'ge Pläne . . .
Meine ganze Erbſchaft will ſie
Gläubig mit dem Kloſter theilen,
Darum ſoll ich Nonne werden.
Liebe Mutter, guter Vater!
Wenn ihr noch am Leben wäret,
Würde Alles anders ſein!" —
Wieder ſtürzten neue Thränen
Von den Wangen Florida's,
Aber Enrichetta winkte

Ihr verſtohlen; mit dem Finger
Auf mich deutend . . . Ja, ich hatte
Mich im Eifer bloßgegeben,
Und es ſtand auf meiner Stirne,
Daß ich jedem Wort gelauſcht.
Plötzlich ſchwieg die Unterhaltung . . .
Tiefe Pauſe . . . Die Erſchreckten
Zogen ihre Tücher feſter
Um die Schultern, um die Arme,
Und nach wenigen Minuten
Gingen ſie in ihr Gemach.

VI.

Und auch ich verließ die Sala,
Warf ermüdet mich auf's Lager,
Doch den Schlummer fand ich nicht,
Denn durch Florida's Erzählung
Wurd' ein Reiseabenteuer
Lebhaft mir zurückgerufen,
Das ich faſt vergeſſen hatte.
— Friſch und ſonnig war der Morgen,
Als die rollende Vettura
Mich aus Genua entführte,
Aus der meerumrauſchten Stadt.
Unten glitzern ihres Golfes
Blanke Wellen, fliegen blaugrün
Weit hinaus am Horizonte,
Und im ſichern Hafen drängen
Sich der Maſten dunkle Waldung.
Hier und drüben ragt ein Leuchtthurm,
Dort ein dritter . . . hoch vom Felſen

Stürmen ſie hinauf zum Himmel;
Rings, an ſchroffer Hügelkette,
Glänzen Genua's Paläſte
Marmorhell im Sonnenglanz;
Breite Kirchen ſchimmern prächtig,
Und die blühende Campagna,
Mit den tauſend bunten Villen,
Schlingt ſich um Fieſko's Hauptſtadt,
Wie ein friſcher Blumenkranz.
Nur ein einziger Gefährte
Lehnte neben mir im Wagen,
Doch wir beide ſprachen wenig.
Ihn bedrückte tiefe Schwermuth,
Das verriethen ſeine Seufzer,
Und die Landſchaft reizte mich.
Dicht am Fuß der Apenninen
Krümmte ſich die Straße aufwärts;
Mais- und Weizenfelder rauſchten
In den Tiefen, aber oben
Auf der Höhe war es felſig;
Nur das dunkelgrüne Geisblatt
Und die brennende Granate
Schmückten dort den harten Stein.
Einſam blieb der Weg — zuweilen

Kam ein ſchwer beladner Fuhrwerk,
Marmorblöcke aus Carrara
Nach der See hinunter führend —
So erreichten wir Vogbera,
Einen ſüdlich muntern Ort.
Viele Leute ſaßen traulich
Unter'm Zelt der Kaffeehäuſer;
Junge Burſche zogen ſingend,
In der grauen Abenddämmrung,
Durch die Straßen auf und ab.
Spät erſt legte ſich der Jubel;
Ein'ge Stunden konnt' ich ſchlafen,
Aber ſchon beim Sonnenaufgang
Weckten mich die Vetturini,
Die ſich reiſefertig machten.
Murrend ob der frühen Störung,
Drück' ich tiefer mich in's Kiſſen,
Da ertönen aus dem Garten
Heit're Mandolinenklänge
Und Geſang . . . ein Morgenſtändchen!
Holdverſchlungen iſt der Rhythmus . . .
Jetzo tobt er keck und muthig,
Dann, in ſanfte Liebesklagen,
Löst ſich ſeine Wildheit auf.

Deutlich höre ich den Inhalt,
Und er locket mich vom Lager
An das weinumrankte Fenſter,
Um den Sänger zu erblicken. —
Sieh! Mein ſtummer Reiſenachbar
Steht da unten, wo das Frühroth
Allen gleich überſtrahlt,
Und mit kraftvoll ſchöner Stimme
Singt er ſeine Mattinata:

„Helle Häuſer; Jalouſieen,
„Grün, zum Auf- und Niederziehen;
„Schmale Straßen; Bogenhallen,
„Schattig kühl darin zu wallen.
„Stolze Dome, vielgeſtaltig,
„Marmorglatt und doch gewaltig.
„Blauer Himmel ohne Wolke;
„Ewig ein Tumult im Volke,
„Leute betteln, ſchreien, ſingen;
„Steinerne Fontainen ſpringen;
„Hinter Thürmen von Limonen
„Feurig braune Mädchen thronen;
„Viel Madonnen, goldne Herzen
„Strahlen bleich im Schein der Kerzen —

„Todte Herzen, kalt und arm,
„Keine Liebe macht ſie warm!

„So an Stadt- und Kirchenmauern
„Müſſen wohl die Herzen trauern,
„Und im dumpfen Kloſterthume
„Welket ſchnell die ſchönſte Blume. —
„Komm' hinaus in meine Wohnung,
„Nimm die Vigne zur Belohnung!
„Oben auf des Berges Gipfel
„Flattern ſeine Palmenwipfel;
„Feurig glühen die Granaten,
„Unſre Trauben ſind gerathen —
„Laß uns lieben, laß uns trinken,
„Ganz in Seligkeit verſinken!
„Laß uns lieben, laß uns küſſen . . .
„Denke, daß wir ſterben müſſen!
„Vignaroli bleiben arm,
„Doch die Herzen ſchlagen warm!

„Stürmiſch glüht mein Herz vor Wonne,
„Wenn es dich erblickt, Madonne!
„Beim Palazzo, dort im Garten,
„Möcht' ich täglich dich erwarten.

„Auf dem Söller ſtehſt du Holde,
„Angehaucht vom Abendgolde,
„Und im Kübel die Pom'ranze
„Schirmt dein Antlitz vor dem Glanze.
„Ach, ſie ſagen, du wirſt Nonne . . .
„Geh' in's Kloſter nicht, Madonne!
„Alle Liebesfreuden fliehen,
„Nachts in kalter Kirche knieen —
„Thu' es nicht, du biſt ja heilig.
„Komm' in meine Arme eilig!
„Sieh, ich bitte, was ich kann:
„Nimm mein glühend Herz doch an!'"

VII.

Ahnungslos, daß ich sein Liedchen
Schon in's Deutsche übertragen,
Stieg der Sänger, jung und hübsch,
Zu mir in den Reisewagen.
Als ich draußen vor Voghera
Von der Mattinata anfing,
Nahm er mir den Scherz nicht übel,
Sondern schien es gern zu sehn,
Daß er traulich von der Neigung
Seines Herzens plaudern konnte.
„Hört, Signore!" sprach der Jüngling,
„Die Geschichte meines Lebens,
Und Ihr werdet mich verstehn.
Seit der frühsten Jugend hatt' ich
Muth und Drang zu frischen Thaten:
Trommeln und Trompeten brachten

Mich in Aufruhr, und der Vater
Sagte häufig: Mein Enrico
Iſt geboren zum Soldaten! —
War's ein Wunder, daß ich ſelber
Dieſen Irrthum freudig theilte?
Kühn und tapfer iſt der Krieger,
Siegreich blitzen ſeine Waffen,
Ihm iſt Alles unterthänig . . .
Solche tolle Träume trug ich
Immerfort in meinem Buſen,
Und ſo wurd' ich Offizier
Seiner Majeſtät des Königs
Von Sardinien. — Anfangs fühlt' ich
Mich beglückt, jedoch nicht lange
Hielt ſie vor die bunte Täuſchung.
Hat man täglich drei und zwanzig
Mußeſtunden, dann gewinnt man
Zeit genug zum Ueberlegen,
Und es ward mir endlich klar:
Nur im Kriege ſei der Krieger
Etwas werth; im Frieden könne
Beſſre Thaten man vollführen,
Als für's liebe Vaterland
Wachparaden abzuhalten.

Aus der Einen Ueberzeugung
Keimte mir noch manche andre,
Und in dieſer Stimmung ſah ich
Eines Tages die Gazetta,
Welche man auf Malta druckt.
Herr! Die plumpen, ſtolzen Briten
Sind mir innerlich zuwider,
Doch ſie dulden keine Knechtſchaft;
Furchtlos darf in ihrem Lande
Jeder ſchreiben, was er will. —
Ob auch die Malteſer Zeitung
In Sardinien ſtreng verboten,
Dennoch wußt' ich ſie zu finden,
Und aus ihren Spalten trank ich,
Zähneknirſchend, die Gewißheit,
Daß Italiens blühnde Reiche
Unter Pfaffenketten ſeufzen.
Da verlangt' ich meinen Abſchied,
Denn der Freiheit Kerkermeiſter
Wollt' ich länger nicht mehr ſein.
Dem verhaßten Zwang entrennen,
Floh ich eilig auf mein Landgut.
Nah am Meeresufer liegt es;
Ackerland und Rebenhügel

Wechſeln dort in langer Reihe,
Und es bringt genug, Signore,
Mich mit Weib und Kind zu nähren!
Ich erfreute mich der Arbeit
Und an Andres dacht' ich kaum,
Bis ich draußen auf dem Corſo
Florida zuerſt erblickte.
Herr, ich kann ſie nicht beſchreiben!
Manch Gemälde, ſüß und reizend,
Hängt in Genua's Paläſten,
Doch die wunderbare Schönheit
Florida's verdunkelt alle;
Manche lieblich holde Blüthe
Leuchtet auf Sardiniens Fluren,
Aber keine iſt ſo duftig,
Wie mir Florida erſchien.
Unaufhaltſam flog die Sehnſucht
Mir in's Herz . . . ich folgte raſtlos
Der Geliebten, ob's auch ſelten
Mir gelang, ſie aufzufinden,
Denn Mariuccia, ihre Mutter,
Bös und geizig wie der Teufel,
Hütete die ſchöne Blume.
Nur in flüchtig kurzen Stunden

Strahlte mir ihr Angeſicht,
Und des Mädchens ſüße Stimme
Hört' ich noch bis heute nicht.
Während ich, mit ſchwerem Seufzen,
All die großen, öden Zimmer
Meiner Villa traurig anſah,
Und mir dachte, wie die Räume
Voller Leben ſchallen würden,
Zöge Florida hinein —
Weckte mich die Schreckensbotſchaft:
Das entzückend frohe Weſen
Müſſe bald den Schleier nehmen!
Zorn und Schmerz, ſie tobten furchtbar
In der Bruſt mir, denn ich wußte,
Die abſcheuliche Cugina
Wolle ihre Nichte zwingen
Das Gelübde abzulegen. —
Meine Florida im Kloſter,
An die Pfaffen ausgeliefert!
Dieſer gräßliche Gedanke,
Er umrauſchte mich mit Wahnſinn.
Endlich fand ich wieder Faſſung,
Und verſuchte jedes Mittel,
Um der Lieblichen zu nah'n.

Aber alles war vergebens,
Deshalb faßt' ich, wie im Schiffbruch,
Noch die letzte ſchwache Planke —
Bei der Abfahrt folgt' ich ihr.
Will den Augenblick erhaſchen,
Sie zu ſprechen, ihr zu ſagen,
Was mich foltert, was mich tödtet . .
So, Signore, bin ich hier!"
Aus Enrico's heißer Seele
Klang der Schmerzen tiefe Wahrheit,
Aber keine Hoffnung ſah ich
Für den Jüngling, und was half es,
Ihn durch leere Worte tröſten.
Darum ſchwieg ich. — In Pavia
War er ſpurlos mir verſchwunden,
Und ich traf ihn erſt in Mailand
Auf dem engen Domplatz wieder.
Neue Klagen mußt' ich hören,
Und bei'm Schluſſe ſeiner Rede,
Flucht' er auf das Mittelalter,
Das, mit andern Scheußlichkeiten,
Auch die Klöſter ausgebrütet. —
Eh' wir von einander ſchieden,
Wollt' ich ſeinen Eifer kühlen,

Und ich ſprach: „Signor' Enrico,
Jenen Zeiten thut Ihr Unrecht!
Hätte man im Mittelalter
Nicht die Klöſter ſchon erfunden,
Nun — ſo würd' es jetzt geſchehn!“

VIII.

Dort in Stresa, spät am Abend,
Wallten diese Reisebilder
Mir vorüber, und sie scheuchten
Allen Schlaf von meinem Pfühl.
Unten brauste wild der Lago,
Sturmwind schüttelte die Wipfel —
Mich erfüllte banges Grausen:
Ach, es gab ja keine Hülfe
Für Enrico, keine Rettung
Für die arme Florida. —
Als ich Morgens wach geworden,
Stand die Sonne hoch am Himmel,
Und die Damen hatten Stresa
Schon verlassen. — „He, Battista,
„Nimm das Ruder!“ rief ich hastig.
Nach Laveno ließ ich steuern,
Um Enrico zu begegnen,
Denn er war gewiß nicht weit.

Heute lag der See so ruhig;
Goldhell schimmerten die Alpen.
Bald erreichte ich das Städtchen,
Doch die Wirthin der Locanda
Sagte mürrisch: alle Fremden
Wären fort, und, wie sie glaube,
Gen Arona hingerudert.
Wohl, so durft' ich auch nicht säumen,
Und Battista's leichte Barke
Rauschte möwenschnell hinab.
— „Schön willkommen!" — Freund Enrico
Stieg so eben in die Gondel,
Und wir setzten uns zusammen.
Ich erzählte ihm in Eile,
Wie ich Florida getroffen,
Wie sie von dem jungen Fremden
Aus Voghera und aus Mailand
Mit verhehlter Gluth gesprochen,
Und sein kummerschweres Antlitz
Wurde wieder freudig hell. —
Jetzo ging es nach den Inseln,
Um die Flüchtige zu suchen.
Als wir so in unserm Fahrzeug
Plaudernd bei einander saßen,

Sprach Enrico: „Eine Frage
Wollt Ihr gütig mir verzeihn!
Neulich hörtet Ihr, Signore,
Meinen traurigen Roman
Theilnahmlos und ohne Regung.
Heute seid Ihr ganz ein Andrer;
Möchtet mir das holde Wesen
Aus dem Kloster selbst entführen –
Sagt mir doch: wie geht das zu?"
Ei, Signore! rief ich heiter.
Wißt Ihr nicht: ich bin ein Deutscher,
Und es liegt in unserm Blut,
Daß wir langsam Feuer fangen,
Aber sind wir erst ermuntert,
Dann gerathen wir in Gluth.
Will ein Beispiel Euch erzählen! —
Sehr! Ein Deutscher fuhr von Nizza
Nach Turin, und auf dem Bocke
Saß der Kutscher, auch Teutone,
Bärenkräftig anzuschau'n.
In der Gegend von Scarena
Stürzten plötzlich zwei Banditen
An den Wagen . . . sie verlangten,
Grimmig fluchend, Uhr und Börse.

Zwar der Fremde wollte anfangs
Nicht heran, doch da ſein Fuhrmann
Dieſer Plünderung ſchweigend zuſah,
Ohne Widerſtand zu leiſten,
Gab er endlich alles hin.
Höflich grüßten ihn die Räuber,
Und er konnte weiter fahren,
Doch erſuchte ſie der Deutſche,
Einen Dienſt ihm noch zu leiſten:
Seinem Kutſcher Friedrich — bat er —
Möchten ſie die Peitſche nehmen,
Um ihn wacker durchzuprügeln.
Die Briganti ſchrieen lachend:
„Si, Signore!“ — Augenblicklich
Faßten ſie den Peitſchenſtiel,
Und um Friedrich's Ohren ſauſten
Scharfe Hiebe. Wie ein Eber,
Den die Kugel blutig ritzte,
Sprang der Burſche jetzt herunter.
Mit gewalt'gen Fäuſten griff er
Nach den beiden Straßenräubern,
Schlug ſie windelweich — ſie mußten
Uhr und Börſe wiedergeben . . .
Alles brachť er ſeinem Herrn.

„Friedrich!“ ſagte dieſer tadelnd.
„Warum kamſt Du mir denn früher
Nicht zu Hülfe? Sieben Kerle
Wie die Beiden ſchlägſt Du nieder.
Solche Muskeln hat Dein Arm!“
Aber Friedrich rief, indem er
Sich die heiße Stirne wiſchte:
„„J, ich war man noch nich warm!““

Das iſt unſer Loos, Signore!
Von dem Teutoburger Walde,
Wo ſich Hermann und Thusnelda
Ganz vorzüglich ausgezeichnet —
Von der Völkerſchlacht bei Leipzig,
Wo die Landwehrmänner tüchtig
Mit dem Kolben dreingeſchlagen,
Bis herab zum Kutſcher Friedrich
Ging's den Deutſchen leider ſo:
Eh' ſie Schläge nicht bekamen,
Fühlten ſie ſich niemals warm.

IX.

Nun, wir waren bei den Inſeln!
Iſol' madre's Tropenhaine
Schauten üppig aus der Fluth,
Und Enrico blieb im Boote,
Während ich auf Kundſchaft ausging. —
Gut getroffen! Dank, ihr Götter!
Unter einem blühnden Palmbaum
Saß im duftig kühlen Schatten,
Mit den Andern, Florida.
Enrichetta, freudeſtrahlend,
Lehnte ſich an ihren Gatten,
Und Roſetta tanzte luſtig
Auf dem Raſen . . . Gegenüber
Stand der würdige Abbate;
Halb zu Florida gewendet,
Sprach er ſtutzerhaft verbindlich,
Denn er hatte keine Ahnung,
Wie die wunderhübſche Schelmin

Ihn ſo lebenstreu geſchildert —
Glaubt' ich doch beſtimmt, ich hätt' ihn
Früher häufig ſchon geſehn.
Mit geziemender Verbeugung
Trat ich plötzlich zu der Gruppe.
Ob die Damen auch im Anfang
Spröde thaten, bald belebte
Das Geſpräch ſich, und wir führten
Eine muntre Unterhaltung.
Als ich mich zum Führer anbot,
Wurd' ich nicht zurückgewieſen.
Wir umwandelten das Eiland;
Artig ſucht' ich den Abbate
Zu verdrängen . . . es gelang mir,
Und ich ging mit Florida.
Weit voraus vor allen Andern
Waren wir; es konnte niemand
Unſre Worte jetzt vernehmen,
Drum begann ich: Ei, Signora,
Iſt es wahr? Ihr wollt in's Kloſter?
„Nein, Signore, ſeid verſichert,
Sagte Florida, „mein Wille
Zieht mich nicht in jene Mauern,
Doch, was ſchlimmer iſt — ich muß!"

Giebt es keine Bande — fragt' ich —
Die Euch an das Leben ketten?
Keine feurige Erinnrung,
Die in Euch den Muth entflammt,
Jedem Zwang zu widerſtreben?
Denkt Ihr gar nicht mehr des Jünglings,
Deſſen Ständchen zu Voghera
Heiße Liebe Euch geſtanden,
Der in Mailand Euch begegnet,
Und Euch bis zum Lago folgte?
Eure Pracht und Eure Schönheit
Haben ihm die Ruh' entriſſen!
O, Signora, fühlet Mitleid . . .
Bringt ſie ihm zurück! Enrico
Würde hülflos ſterben müſſen,
Fiel' der Schleier, ewig trennend,
Zwiſchen Euch und ihm herab.
Da erglühte heller Purpur
Auf des Mädchens feinem Antlitz,
Und ſie ſprach mit weichem Ton:
„Sagt, wie habt Ihr das erfahren?
Seid Ihr denn ein Hexenmeiſter,
Oder etwa gar — Spion?"

Nicht das Eine, noch das Andre,
Sondern nur der Reiseram'rad
Eines ſichern Herrn Enrico,
Der durch ſeine Liebesklagen
Mich ſo tief, ſo innig rührte,
Daß ich willig ihm verſprach,
Euch, Signora, zu befragen,
Ob in Eurem jungen Herzen
Keine Stimme für ihn tönt?
„Ja, ſie tönt — ſie tönet mächtig'
Aber darf ich ihr denn lauſchen?
Bin ich doch dem finſtern Unglück
Heimgefallen . . . ſtehe zitternd
An der ehrnen Kloſterpforte.
Soll ich noch einmal die Augen
Rückwärts wenden . . . mich der Hoffnung
Süßem Schimmer trunken weih'n . . .
Und dann, im verhaßten Kerker,
Doppelt bang und traurig ſein?"
Eh' die Pforte nicht geſchloſſen,
Giebt es immer noch Erlöſung!
Heut', bevor die Nacht erſcheinet,
Müßt Ihr mit Enrico reden.

Univ.-Bibl. München

Nur ein einzig Wort, Signora,
Rufe ich, ſo iſt er hier!
„Um der heil'gen Jungfrau willen,
Jetzo nicht! — Die Wange brennt mir . . .
Meine Pulſe klopfen ſtürmiſch!
Ja, ich lieb' ihn unausſprechlich!
Als ich ihn zuerſt erblickte,
Fuhr die Liebe wie ein Gluthſtrahl
Mir in's Herz . . . ich will ihm folgen,
Will ihm ewig angehören —
Aber . . . ruft ihn jetzt nur nicht!"
Wohl, es ſei! Am ſpäten Abend,
Wenn die Lichter in Arona
Schon verlöſchen, wird Enrico
Bei dem heil'gen Borromeo
Auf Euch warten, und die Pläne,
Die zu Eurer Rettung dienen,
Wird er mündlich Euch vertrau'n.
„Welche Pläne?" — Er entführt Euch
Nach der nahen Schweiz hinüber.
Dort iſt nichts für Euch zu fürchten,
Und das allerbeſte Mittel,
Jedem Kloſter Trotz zu bieten,
Scheint: — Ihr werdet ſeine Frau.

„Nach der Schweiz? . . O ſagt, Signore,
Sagt, was iſt das für ein Ländchen?"
In der freien Schweiz verbinden
Sich die ſchroffſten Gegenſätze.
Hier iſt Süden, dort iſt Norden!
Dieſſeits blühen Goldorangen,
Blühn Kaſtanien und Granaten;
Drüben zeugt der eisge Felsgrund
Mooſe kaum und Krüppelfichten.
Goldner Reichthum, blaſſe Armuth,
Duldſamkeit und Fanatismus,
Stolzer Adel, ſtolze Bauern
Wohnen nachbarlich zuſammen,
Und die Freiheit kann der Knechtſchaft
Ganz bequem in's Fenſter ſchau'n!

X.

Wohlzufrieden mit dem Ausgang
Meiner Sendung, nahm ich Urlaub
Von den Fremden . . . Florida
Hatte treu und feſt verſprochen,
Daß ſie Abends kommen würde.
An der Seite des Verliebten
Fuhr ich wieder nach Arona,
Doch das Glück der Liebe hatte
Die Beſinnung ihm geraubt,
Und ich mußte für ihn handeln,
Sonſt verdarb er unſern Anſchlag. —
Nun, ich ſäumte nicht! . . Ein Fuhrwerk,
Ein verſchmitzter Vetturino,
Der die Nebenwege kannte,
Wurden bald gefunden — heimlich
Bracht' ich alles in Bereitſchaft.
Kaum umwallte tiefes Dunkel
Land und See, ſo ſtand Enrico

Schildwacht bei dem Uferfelſen,
Der des Heil'gen Denkmal trägt.
Welch ein rieſenhaftes Standbild!
Ganz allein im hohlen Kopfe
Können vier Perſonen ſitzen.
Lange plagte mich die Neugier:
Ob der heil'ge Borromeo
Etwa gar ein Deutſcher ſei?
Aber nein, ich war im Irrthum!
Die Genoſſen der Walhalla —
Wo man ſonſt in großer Auswahl
Unbekannte Heil'ge antrifft —
Hab' ich ſorgſam nachgeleſen,
Ohne Dieſen zu entdecken,
Deshalb weiß ich: er gehört
Nicht zu Teutſchlands todten Teutſchen.
Florida erſchien, doch war ſie
Von der faltigen Mantille
Dicht umhüllt, und als Guardia
Folgte ihr die Gouvernante.
Dieſe Alte, die noch geſtern,
Wegen ſündiger Gedanken,
Wider Florida geeifert,
War nun völlig eine Andre.

Seit das Mädchen, bei der Rückkehr
Von den Inſeln, in's Geheimniß
Ihrer Liebe ſie geweiht,
Zeigte ſie ſich ganz verwandelt,
Und benahm ſich als erfahrne
Freundin der Gelegenheit. —
Was die beiden jungen Leute
Sich beim Borromeo-Denkmal
Zu erzählen hatten — wahrlich,
Davon weiß ich keine Sylbe!
Während Jene zärtlich koſten,
Führte ich die Gouvernante
Am Geſtade auf und ab,
Sprach mit ihr von Mond und Sternen,
Von dem Traum der erſten Liebe,
Und von andern ſchönen Dingen.
Endlich ſtört' ich unſer Pärchen
Aus dem wunderſüßen Taumel;
Florida, zur Flucht entſchloſſen,
Schied mit Küſſen von Enrico,
Und begab ſich ſchnell hinweg.
Mitternacht erſcholl vom Thurme,
Alles lag im feſten Schlummer . . .
Langſam rollte die Vettura

Vor das Gasthaus . . . mit dem Freunde
Trat ich wartend an die Thür.
Drinnen hör' ich etwas klirren — —
Ha, verdammt! Im untern Stockwerk
Oeffnet leise sich ein Fenster,
Und beim blassen Mondlicht seh' ich
Einen Mann dahinter lauern.
Eccolà! Der Herr Abbate
Ist es selber . . . er belauscht uns;
Wenn wir nicht ein Mittel finden,
Seine Lippe zu versiegeln,
So erhebt er ein Geschrei,
Und wir stranden dicht am Hafen
Unter meinem großen grünen
Schweizerhute konnt' er schwerlich
Mich erkennen, darum zog ich
Die Pistole aus dem Mantel,
Ließ — obgleich sie nicht geladen —
Ihren Hahn vernehmlich knacken,
Und, den Lauf nach ihm gerichtet,
Sprach ich mit verstellter Stimme:
„Herr, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten!
Bleibt Ihr regungslos am Fenster,
Trifft Euch meine Kugel nicht.

Doch, per bacco, wenn ein Laut nur
Eurer Lippe jetzt entgleitet,
Oder wenn Ihr rückwärts ſchreitet,
Würdet Ihr mich freilich zwingen,
Euch das edle Lebenslicht
Ohne Weiteres auszublaſen!“
Wie die ſchlanke Zitterespe,
Die der Abendwind durchflüſtert,
Bebten des Abbate Glieder,
Und er ſagte nicht ein Wort. —
Florida, die Heißerſehnte,
Mit der ſchirmenden Genoſſin,
Kam ſo eben aus der Pforte.
„Eingeſtiegen!“ rief ich drängend,
Als ſie dankbar mich umringten.
„Hier iſt jeder Laut vom Uebel!“ —
Florida verſtand mich beſſer,
Als Enrico; herzlich drückte
Sie die Hand mir, und das Kleeblatt
Stieg voll Eile in den Wagen.
Wenig Acht konnt' ich geben,
Denn ich durfte ja mein Auge
Vom Abbate nicht verwenden,
Der, verſteinert, dieſem Schauſpiel

Aus dem offnen Fenſter zuſah.
Als das Rollen der Vettura
Längſt verhallt war, ſprang ich plötzlich
In Battiſta's leichtes Fahrzeug,
Und es rauſchte durch den See. —
Aus der Ferne ſah ich Lichter
An des Gaſthofs Schiffen blitzen —
Sicher hatte der Abbate
Lärm geſchlagen, und man ſpähte
Jetzt nach Florida's Entführer.
Doch ich konnte ruhig ſein,
Denn der ſchlaue Vetturino
War auf einem falſchen Wege
Aus Arona abgefahren,
Um Verfolgern zu entgehn.
Bis zum andern Mittag blieb ich
Noch in Streſa, dann verließ ich
Dieſen Ort . . . von Bellinzona
Stieg ich aufwärts in die Alpen.
Ein'ge Wochen ſpäter traf ich
Herrn Enrico und ſein Weibchen —
Denn der Kirche Segen hatte
Sie unlösbar ſchon verbunden —
Oben auf der Rigikurve:

Jubelnd wurde ich begrüßt,
Und ich mußte die Beſchreibung
Ihres Glücks geduldig hören.
Bald bemerkt' ich auch: die Kleine
Paſſe trefflich für den Eh'ſtand,
Denn ſie hielt noch ſpät am Abend,
In dem Dorfe Hexrembal,
Ihrem Gatten eine Predigt
Voll erbaulicher Moral,
Und man ſah es an der Uebung:
Solch ein häusliches Gewitter
Grollte nicht zum Erſtenmal.

Schweſter Giulia.

I.

„Guten Morgen! . . Seid Ihr's wirklich?
Das iſt ja mit Euch, Signore,
Gar nicht auszuhalten . . . Wollt Ihr
Euch ein neues Fieber holen?
Ach, ich denke noch mit Grauſen,
Wie Ihr auf dem Bette laget,
Bleich die Lippen, heiß die Wangen —
Wie der treffliche Dottore
Immer erſt das Haupt geſchüttelt,
Eh' er Euch die großen Flaſchen
Voll Arznei verſchrieben hat.
Doch Ihr wolltet ſie nicht nehmen;
Aqua fresca! rieft Ihr kläglich,
Und obgleich's der Arzt verboten,
Schlich ich Nachts in Euer Zimmer,
Euch den Labetrunk zu bringen.
Wenn Ihr dann mit ſtarrem Auge
Mich ſo fremd, ſo ſchrecklich anſaht,

Herr, dann dacht' ich — nehmt's nicht übel —
Euer letztes Stündlein könne
Wahrlich nicht mehr ferne sein.
O, Ihr solltet allen Heil'gen
Brünstig danken, daß Genesung
Sie Euch schenkten, doch statt dessen
Führt Ihr just das vor'ge Leben.
Hell am Himmel steht die Sonne,
Unser Brod ist schon gebacken;
Jetzo kehret Ihr zurück,
Und ich wette, daß Ihr wieder
In der feuchten, kalten Nachtluft
Auf Ruinen habt gesessen.
Nun — ich will mich nicht mehr ärgern!
Meinetwegen macht Euch krank!"
Also sprach die treue Wirthin,
Während ich am frühen Morgen
In die Thür des Hauses trat.
Seit nach Roma ich gekommen,
Wohnt' ich hier; ein römisch Fieber
Warf mich nieder, doch sie nahm sich
Meiner hülfreich an, ich wurde
Wie ihr eigen Kind gepflegt.
Da ihr Mann die Bäckerei trieb,

War ſie ſtets mit Sonnenaufgang
In Bewegung, um nach Allem
Selbſt zu ſehn und ihre Kunden,
Die hinaus zur Vigne mußten,
Immer pünktlich zu bedienen.
Deshalb hatt' ich ſie auch heute
Bei der Heimkehr angetroffen,
Und ſie zürnte nun auf mich.
Um ſie wieder gut zu machen,
Legte ich die Hand vertraulich
Auf die Schulter ihr, und ſagte:
„Ei, Padrona, nicht ſo böſe!
Seht, ich bin wie neugeboren,
Fühle kräftig mich und munter —
Eurer Sorgfalt dank' ich das.
Urtheilt ſelber: warum ſollt' ich
Meiner Neigung nicht genügen,
Dieſe milden Sommernächte
Zwiſchen rieſenhaften Trümmern
Zu verleben? Große Schauer,
Große Bilder und Gedanken
Ziehn an meinem Geiſt vorbei,
Sitz' ich Nachts im Coliſeo.
Durch die hohen Rundgewölbe

Blizt der Mond, ſein Schimmer wiegt ſich
Auf den Pinien, bublet zärtlich
Mit den offnen Römertempeln.
Drüben liegt die mächt'ge Stadt
Silberklar auf ihren Hügeln;
Rieſenkuppeln und Colonnen
Steigen auf; der Tiber windet
Sich hindurch, und Monte Pincio
Kränzt mit waldig grünem Rahmen
Dieſes wunderbare Bild. —
Nein, Frau Wirthin, laßt mich immer!
Sagt, was hab' ich wohl zu fürchten?
Sternenprächtig glänzt der Himmel,
Weich wie Seide weht die Luft,
Und von Dieben, von Banditen
Hab' ich keine Spur gefunden.
Lautlos iſt es in den Straßen,
Selten treff' ich einen Wandrer,
Ja ſogar die Wächter fand man
Ueberflüſſig, die in Deutſchland,
Wohlbewehrt mit Horn und Spieß,
Nachts an allen Ecken ſtehen."
Meine Wirthin ſpielte ſchmollend
Mit dem Amulet von Kupfer,

Das, an braunen Bernſteinperlen,
Ihren feiſten Hals umſpannte,
Und ſie ſprach: „Ihr könnt in Deutſchland
Wahrlich was Geſcheut'res thun,
Als die liebe Nacht bewachen,
Denn die trägt Euch keiner fort!"
„Wohlgeſprochen, brave Wirthin!"
Gab ich ihr darauf zur Antwort.
„Ja, es wäre wohl geſcheuter,
Wenn wir Tageswächter hielten,
Denn das Dunkel raubt uns niemand,
Doch es giebt der Diebe viel,
Die das Licht uns ſtehlen wollen."

II.

Nun, die Alte war beſänftigt,
Und ſie lud mich in ihr Zimmer,
Um den Kaffee dort zu trinken.
Durch den kleinen Laden gehend,
Wo das friſche Backwerk dampfte,
Traten wir in's Putzgemach.
Drinnen hing ein groß Gemälde,
Das, mit ſeinem Farbenreichthum,
Mit dem theuern Bronzerahmen,
Wenig zur Umgebung paßte,
Und mich feſſelte ſein Stoff.
Ein unſäglich ſchönes Mädchen,
Noch im erſten Jugendſchimmer,
Blickte glühend, liebeſelig
Von der Leinwand, doch es bebte
Schon ein Zug von tiefer Wehmuth
Um die Lippen. — Dunkel röthlich
Zeigten ſich des Haares Flechten —

Alte Maler gaben gerne
Solchen Haarwuchs der Madonna.
Keine ſcharfe Röthe iſt es,
Ein Gemiſch von Braun und Goldglanz,
Wie wenn ſich auf Ebenholz
Glühnde Abendſtrahlen ſpiegeln.
In den prächt'gen Locken ſah man
Jenen Kamm, mit Perlenmutter,
Mit Korallen und mit Flittern
Reich beſetzt, den die Minenti —
Roma's hübſche Bürgertöchter —
Zu den Feſtgewändern tragen.
Unter einer edlen Stirn
Sprühten ſchwarz, auf bläulich weißem
Grunde, große Flammenſterne,
Ueberwölbt von ſtolzen Bogen.
Dieſe Augen — nicht beſchreiben
Kann ich ſie, denn alle Gluthen,
Alle Luſt und alle Trauer,
Welche Liebe nur verleiht,
Funkelten in ihrem Feuer.
Eine römiſch kühne Naſe
Zog ſich, zwiſchen blaſſen Wangen,
Keck hernieder, und der Mund

Brannte gleich Granatenblüthen.
Seine Lippen, halb geöffnet,
Wie zu lechzend heißem Kuſſe,
Zeigten perlenreine Zähne,
Und vom Kinn, in ſüßer Schwingung,
Stieg der Hals den runden Schultern
Und dem Nacken kühn entgegen.
Vor dem Buſen war das leichte
Sommertuch der Römerinnen
Ausgeſpannt; ſein Faltenwurf
Ließ die holden Formen ahnen,
Die dahinter ſich verſteckten.
Oft ſchon hatte ich die Frage,
Wie das Bild hierhergekommen,
Auf den Lippen. Nicht der Kunſtwerth
War's, der mich ſo innig reizte;
Nein, es ſchwebte klar die Ahnung
Einer traurigen Geſchichte
Um das ſüße Mädchenantlitz.
Heute fragte ich die Wirthin:
Ob ſie wohl das Urbild kenne,
Das der Maler dargeſtellt?
— „Ja, Signore! Meine Schweſter,
Meine liebe Giulia iſt es,

Die Ihr auf dem Bilde ſchauet.
Ach, ſie war ſo ſchön, ſo herrlich,
Doch entſetzlich böſe Menſchen
Haben ihr das Herz gebrochen.
Jetzo ſchläft ſie viele Jahre,
Und die Zeit verlöſcht den Schmerz,
Aber ihre bittern Leiden
Hab' ich nie vergeſſen können.
Herr, ich hatte ſieben Kinder,
Kecke Buben, hübſche Mädchen —
Alle ſind ſie mir geſtorben,
Und ich wurde kinderlos.
An die lieben kleinen Todten
Kann ich ohne Weinen denken,
Aber denk' ich an die Schweſter,
Dringen Thränen mir in's Auge
Und verdunkeln meinen Blick.
O, verzeiht! . . ."

Die Alte weinte;
Ruhig war's im kleinen Zimmer,
Und das holde Bildniß blickte,
Hell umſtrahlt vom Morgenſchimmer,
Faſt lebendig aus der Wand.
Schweigend ſaß ich da, doch endlich

Bat ich theilnahmvoll die Wirthin,
Mir das Schickſal ihrer Schweſter
Zu erzählen. — „Heute Abend!“
Jetzt iſt Euch der Schlummer nöthig!“
Sagte ſie. — „„O nein, Padrona!
Seht, ich bin noch gar nicht müde,
Und mich würde nun die Spannung
Doch nicht ruhig ſchlafen laſſen —
Drum erfüllet mir den Wunſch!““

III.

Nun, Signore, hört! begann ſie.
Unſre Eltern ſtarben leider,
Als wir beide Kinder waren.
Ich und Giulia konnten damals
Den Verluſt noch nicht ermeſſen,
Doch wir wurden ſehr betrübt,
Denn man brachte uns zum Vormund,
Einem finſtern, böſen Menſchen,
Welcher unſer ganzes Erbtheil
An ſich riß. Wie nied're Mägde
Mußten wir im Hauſe ſchalten;
Ohne Freude, ohne Frohſinn
Floß die Kindheit uns vorüber,
Und ſo wuchſen wir heran.
Giulia zählte ſiebzehn Jahre,
Funfzehn ich; das Leben lockte
Uns hinaus mit goldnen Tönen,
Doch der ſtrenge Vormund hielt uns

Immerdar wie eingeſperrt.
Mochten ringsum alle Nachbar'n
Sich zum Carnevale rüſten,
Mochte lauter Maskenjubel
An die Fenſterſcheiben dröhnen,
Niemals durften wir ihm folgen,
Und wir mußten ſelbſt die Sehnſucht
Vor des Vormunds Lauerblick
Tief im Innerſten verbergen.
Unſer Weſen war verſchieden:
Ich ertrug die Knechtſchaft leichter,
Schien zum Dulden und zum Dienen
Mehr geboren, aber Giulia
Fühlte ſchwer den Druck der Feſſeln.
Voller Luſt und voller Feuer,
Ward zu enge ihr das Haus;
In den bunten Strom des Lebens,
Des Empfangens und des Gebens,
Trieb die Seele ſie hinaus.
Einmal war es uns gelungen,
Die Erlaubniß zu erbitten,
Daß wir zu dem Blumenfeſte
Nach Genzano wallen dürften.
Herr, Ihr wißt: in jedem Frühling

Wird zum Preis der heil'gen Jungfrau
Dort ein ſolches Feſt begangen.
Wunderſchön iſt dieſe Feier,
Denn es ruht darin die Deutung:
Wie Maria, unverblühbar,
Ewig jung im Himmel wohnet,
Alſo ſchmückt ſich auch die Erde
Blühend friſch in jedem Jahr.
Nein! ich kann die ſtillen Freuden
Unſrer Rüſtung zu der Wallfahrt
Nicht beſchreiben. Blau und ſonnig
War der Morgen, als mit Giulia
Ich zum Allererſtenmale
Aus dem Thor in's Freie trat.
Draußen rauſchten grüne Bäume,
Blüthen lachten, Vögel ſangen;
Alles war uns überraſchend,
Alles wollten wir betrachten,
Und obgleich noch viele Waller
Mit uns nach Genzano zogen,
Und obgleich wir Jeden fragten,
Wie der Weg dorthin ſich biege,
Führt' uns doch zuletzt die Neugier
Von der graden Straße ab.

In der hügligen Campagna
Hörten wir aus weiter Ferne
Dumpfes Schnauben und Getrappel;
Furchtlos blieben wir, und harrten
Auf ein Schauſpiel, denn wir kannten
Die Gefahr nicht, die uns drohte . . .
Eine Büffelheerde war es,
Welche man zur Schlachtbank trieb.
Mehr als vierzig dieſer Thiere,
Mit den häßlich böſen Augen
Und mit krummgewundnen Hörnern,
Rasten wüthend uns entgegen.
Ein'ge Reiter, ſpitze Hüte,
Mäntel und Sandalen tragend,
Sprengten auf den leichten Roſſen
Nebenher — durch lange Spieße
Hielten ſie der Büffel Wildheit
Gut im Zügel; wollte Einer
Trotzig aus der Reihe brechen,
Brachte ihn der Lanze Stoß
Bald zu Fug und Ordnung wieder
Kaum erblickten wir die Heerde,
So erſtarrten uns die Glieder
Vor Entſetzen, und wir blieben

Unbeweglich. Keine Rettung
Zeigte ſich — der Büffel Hufe
Mußten ſicher uns zerſtampfen.
Zwar die Treiber ſchrie'n und winkten . . .
Ha, vergebens! Keinen Schutzort
Sahen wir . . . doch ja! am Heerweg
Stand, mit grünen Stachelblättern,
Eine rieſige Agave.
Als die Büffel nahe waren,
Duckten wir uns dort hinab.
Wie ein Donner, wie ein Sturmwind
Floh'n die Beſtien ſcheu vorüber,
Und wir blieben unbeſchädigt . . .
Erſt nach einer Weile ſtand ich
Zitternd auf, und bat die Schweſter,
Schnell nach Roma umzukehren,
Denn bei ſolcher Vorbedeutung
Könne uns die Weiterreiſe
Trübſal nur und Unglück bringen.
Laut indeſſen lachte Giulia
Ueber meinen Aberglauben.
„Biſt Du närriſch, Mädchen?“ ſprach ſie.
„Heißer wallt es mir im Buſen,
Und mit vollen Zügen trink' ich

Dieſe niempfundne Freiheit.
Könnt' ich immer, ſo wie heute,
Feſſellos in's Weite ſtreifen,
Wollt' ich lieber zehnmal täglich
Jenem Büffeltroß begegnen,
Als zu unſerm Kerkermeiſter,
Zu dem ſchlechten Vormund gehn.
Nein, es war ein glücklich Zeichen!
Wie die ſchwarzen Ungethüme
Nun vorbei ſind, ach! ſo ſind wir
Auch dem Vormund heut' entkommen!
Gieb die Hand mir, ſchaue fröhlich,
Denn wir werden in Genzano —
Stürmiſch ſagt es mir das Herz —
Lauter Luſt und Freude finden!"

IV.

Wir vollbrachten unsre Wallfahrt,
Schliefen drüben bei der Muhme,
Und am Morgen war Genzano
Anzusehn, wie Eine Blume.
An den Fenstern, auf den Loggien
Hingen würzige Gewinde,
Ja, das Straßenpflaster unten
War mit Blüthenschmuck bedeckt.
Gut verstehn die Genzaneser
Aus den Kelchen, aus den Glocken
Farb'ger Blumen einen Teppich
Für die Procession zu bilden;
Tempel, Säulen, Kränze, Sterne,
Bunte Vögel, Heil'genbilder
Und noch viele andre Dinge
Sah man, aus gepflückten Blumen,
Auf der Straße zierlich liegen;

Doch bevor der Feſtzug kam,
Durfte Keiner ſie betreten.
Junge Burſche, Frau'n und Mädchen
Wandelten entlang der Häuſer.
Ach, wie prächtig war das alles!
Welche wundervolle Trachten
Gab es hier — bald ſo, bald anders!
Von Gebirg und Meeresufer
Waren Frauen hergekommen:
Jene trugen weiße Schleier,
Oder hundert Silbernadeln
Kronenförmig in dem Haar;
Dieſe hatten ſeidne Mieder,
Seidne Kleider, und die Schürzen
Zeigten ſich mit Gold geſtickt.
In die Kirche ging es endlich;
Hochamt wurde dort gehalten,
Und dann ſchaarte ſich die Menge
Zu der großen Proceſſion. —
Als ich ſo mit Giulia daſtand,
Ganz entzückt und voll Erwartung,
Wie es weiter kommen würde,
Schaute uns ein heil'ger Vater
Freundlich an; mit frommer Miene,

Gab er uns geweihte Kerzen
Bei der Proceſſion zu tragen.
Seht, wir hatten keinen Anſpruch,
Da wir fremd, auf ſolche Ehre,
Drum empfingen wir in Demuth,
Dankerfüllt, die ſeltne Gunſt.
Mit Muſik und ſchönen Fahnen,
Kam der Zug nun in Bewegung —
Durch die blum'gen Straßen ziehend,
Hört' ich von den Nachbarinnen:
Jener wohlgeſinnte Pater
Sei ein Jeſuit geweſen.
Nun, das dacht' ich mir beinah',
Denn von allen Mönchen mochte
Ich die würd'gen Väter Jeſu
Immerdar am beſten leiden.
Schüttelt nicht den Kopf, Signore
Glaubt es mir: die Jeſuiten
Leben zwar nach ſtrenger Regel,
Doch ſie fordern nicht von Jedem
So erſchreckliche Kaſteiung.
Wer dem Orden reichlich ſpendet,
Darf ſich manche Freiheit nehmen,
Ohne daß ſie gar zu ſchwere

Kirchenbuße ihm verleihn.
Voller Güte, voller Nachſicht
Sind ſie, und in ihrem Beichtſtuhl
Werden oft den Frau'n und Mädchen
Solche Dinge anempfohlen,
Die fürwahr ein andrer Pater
Kaum beim Namen nennen würde.
Ja, die braven Jeſuiten
Lob' ich mir . . . ſie ſind nicht grauſam!
Ich geſteh's, in frühern Zeiten,
Hab' ich häufig mir zum Beicht'ger
Einen ſolchen Mann gewünſcht.
Als die Proceſſion beendet,
Und wir zur Bottegha wollten,
Saben wir den Pater Anno —
Denn ſo hieß er — auf der Loggia
Eines ſchönen Hauſes warten.
Neben ihm, gar ſtolz und vornehm,
Stand ein Herr mit weißen Haaren,
Schwarz gekleidet, einen Goldſtern
Trug er, flimmernd, auf der Bruſt. —
Wie die Beiden uns bemerkten,
Kamen eilig ſie herunter,
Und begrüßten uns voll Gnade.

Keine Antwort konnt' ich geben,
Meine Wange glühte ſchaamroth . . .
Ich benahm mich herzlich dumm;
Aber Giulia war geſchwinder,
Sagte Alles, was die Herren
Wiſſen wollten: unſre Namen
Nannte ſie und unſern Vormund,
Auch die Straße ſeiner Wohnung.
Tod gefiel der Excellenza
Mit dem Sterne; trotz der Jahre
War des Alten Auge feurig,
Und man ſah ihm deutlich an,
Giulia's Jugend, ihre Schönheit
Schien er brünſtig zu bewundern.
Während er Addio ſagte,
Gab er Jeder von uns beiden
Lächelnd einen blanken Scudo,
Und wir eilten dann zum Tanz.
Froh, im wilden Saltarello,
Ward die ganze Nacht durchjubelt,
Doch am Morgen ging es heimwärts,
Und wir nahmen eine Fülle
Glücklicher Erinnrung mit.

V.

Einige Tage ſpäter guckt' ich
Oben aus der Bodenluke
Nach dem kleinen Hof hinab,
Wo ſich vier Orangenbäume,
Blüthenvoll und Früchte tragend,
Um die niedre Mauer zogen;
Auch ein Löwenkopf befand ſich
An der trümmerhaften Steinwand,
Welcher in ein grünbemooſtes
Marmorbecken Waſſer ſpie.
Dort bemerkte ich den Vormund,
Der mit einem Mönch vertraulich
Sich beſprach ... das Herz im Buſen
Schlug mir heftig, und der Ahnung
Jubelſchrei betrog mich nicht.
Ja, der Pater Anno war es,
Den die reiche Excellenza
Ohne Zweifel abgeſendet.

Uns der Knechtſchaft zu entziehn,
Und um unſer Glück zu gründen. —
Vor dem Vormund furſt' ich freilich
Von der köſtlichen Entdeckung
Keine Sylbe merken laſſen,
Doch an Giulia ſagt' ich alles,
Und ſie war, wie ich, erfreut.
Eines Mittags, da wir eben
Bei dem ſchmalen Pranze ſaßen,
Ging die Thür' auf — Pater Anne
Trat herein . . . man mußte glauben,
Wenn man ſeine Fragen hörte,
Daß der Fremme unſern Vormund
Heut' zum Erſtenmal erblicke.
„Herr, ihr habet wohlerzogne,
Hübſche Mündel!" ſprach der Mönch.
„Neulich bei dem Blumenfeſte
Traf der edle Graf Cremoni
Auf die beiden art'gen Kinder,
Und beſchloß in ſeiner Großmuth
Daß er für ſie ſorgen wolle.
Eben iſt in ſeiner Villa
Eine gute Stelle offen,
Die er eurer lieben Giulia

Zugedacht. Mit keiner Arbeit
Soll ſich dort ihr Händchen plagen,
Und in feidne Prachtgewänder
Soll ſie ſtets gekleidet gehn. —
Nun, ihr brauchet nicht zu zögern,
Wie ihr auch die Kleine liebet,
Denn es iſt ein frommes Haus . . .
Würde ich des Grafen Botſchaft
Sonſt wohl übernommen haben?"
Alſo ſprach der edle Prieſter,
Und der Vormund ſchien zu Anfang
Unentſchloſſen . . . dieſer Heuchler
Konnte täuſchend ſich verſtellen,
Denn ich wußt' es ja am beſten,
Daß er mit dem Pater Anno
Alles heimlich abgeredet.
Manches wichtige Bedenken
Trug er vor, allein am Ende
Willigt' er in Anno's Plan. —
Giulia ſchien beſtürzt und ſprachlos,
Doch das Band der Ueberraſchung,
Welches ihre Bruſt umſchnürte,
Ward vom Jubelſturm zerſprengt.
Seit der Kindheit führten Träume

Sie in prächt'ge Marmorſchlöſſer,
Wo geputzte Herrn und Damen
Fächernd auf dem Söller lehnten,
Wo gewandte Kammerdiener
Eilig jeden Wunſch erfüllten,
Eh' er ausgeſprochen war.
Und nun ſollten dieſe Träume
Sich zur Wirklichkeit geſtalten!
Ha, das feurig ſchöne Mädchen
Jauchzte, jubelte und lachte
Ihrer Zukunft bald entgegen;
Bald begann ſie laut zu weinen,
Wenn der Trennung ſie gedachte.
Früh am andern Morgen kam
Ein verdeckter Reiſewagen,
Um die Glückliche zu holen.
Ach, ihr blaues Seidentüchlein
Gab ſie mir zum Angedenken,
Sagte dann, mit holdem Koſen:
„Nun vergiß nicht, liebe Schweſter,
Mich recht häufig zu beſuchen!“
Und ſo gern gelobt' ich das.

VI.

Doch ich konnte mein Verſprechen
Nicht erfüllen, denn der Vormund
Ließ mich nie zu Worte kommen,
Fing ich von der Reiſe an.
Neugier plagte mich gewaltig,
Wie die Giulia leben möge,
Und auch nicht die kleinſte Nachricht
Flog zu mir; der Pater Anno
Ließ ſich, ſeit dem Tag des Abſchieds,
Nimmer mehr im Hauſe ſehn. —
Meiner fernen Schweſter denkend,
Wollt' ich Abends aus dem Springbrunn
Der Piazza Waſſer ſchöpfen,
Und beim Limonadenhändler
Mußt' ich dort vorüber gehn.
Tag und Nacht in ſeiner Bude
Wohnt' er mit der hübſchen Tochter:
Limonata und Melonen.

Goldorangen und Citronen
Bot er feil, doch um die Früchte
Immer kühl und frisch zu halten,
Waren schattig grüne Zweige
Ueber ihnen aufgesteckt.
Außerdem, in kleinen Röhren,
Wurde Wasser aus dem Brunnen
Bis zur Bude hingeleitet,
Wo es hundert Cascatellen
Auf das Waarenlager sprützte.
Abends, wenn er kleine Lampen
Zwischen diesen Silberstrahlen
Angezündet, wenn ihr Schimmer
Funkelnd in den Treyfen glühte,
Ja, dann sah die Bude wahrlich
Wie ein Feentempel aus.

Als ich ihn und Madalena,
Seine Tochter, freundlich grüßte,
Kam mir plötzlich ein Gedanke:
Dieser Limonadenhändler
War der einz'ge Mensch auf Erden,
Der mir Auskunft über Giulia
Schaffen konnte, und ich fragt' ihn,
Ob vielleicht der Graf Gremoni

Ihm bekannt sei? — „O, per bacco!
Ohne Zweifel!“ rief der Alte,
Sehr geschmeichelt durch die Frage.
„Kenn' den Grafen wie mich selber.
Da ich zweimal jedes Jahr
Zu ihm auf die Villa komme,
Um Limoni einzukaufen.“ —
Seine Villa? rief ich freudig.
O, beschreibt sie mir, ich bitt' euch!
Meine Schwester wohnt darin. —
„Giulia? . . So! . . Ich sah seit lange
Sie nicht mehr zum Brunnen kommen,
Und die kleine Maddalena
Meinte altklug: Giulia müsse
Einen Mann genommen haben,
Oder gar gestorben sein.
Heil'ger Pietro! — Ja, des Grafen
Villa soll ich euch beschreiben!
— Wenn man von Frascati südwärts
Das Gebirg hinab gestiegen,
Hat man sie, nach ein'gen Stunden,
Vor sich auf der Höhe liegen.
Weitumher sind Gartenwälder
Ausgebreitet, kostbar prächtig.

Und mit hohen Marmorbildern
Aus der alten Zeit geſchmückt.
Tief im Thal, am grünen Ufer
Eines Bergſtroms, weiten Kübe,
Hochgehörnt und weiß wie Silber
Steht man oben auf dem Dache
Jener Villa, dann iſt alles,
Was das Auge überflügelt,
Rings des Grafen Eigenthum.
Doch im Innern des Gebäudes,
Strahlt es ſchöner noch als draußen:
Dieſe ſammetweichen Polſter,
Dieſe mächtig großen Spiegel,
Die kryſtallnen Kronenleuchter,
Die Tapeten und Gemälde
Muß man ſelbſt geſehen haben —
Nicht zu ſchildern iſt die Pracht.
Freu't euch herzlich! Eure Schweſter
Hat fürwahr ein Loos gezogen,
Wie es Wen'ge finden werden;
Auf Cremoni's holder Villa
Lebt ſie nur noch halb auf Erden
Und ſchon halb im Paradies. —
Maddalena, die Signori

Wollen Limonata trinken!
Subito! — Ich kann nicht länger
Mit euch plaudern, liebe Kleine,
Denn ihr seht ja, wie es zugeht,
Wenn ich nur die Augen wende! —
Gieb mir die Limonenkelter,
Maddalena! Nun, wo ist sie? . .
Keine Ordnung! . . Ach, ich habe
Sie wohl selber in der Hand! —
Seid versichert, nächstens geh' ich
Nach Orvieto und Frascati —
Hier, Signori! — Und dann seh' ich
Eure Schwester; frohe Nachricht
Hoff' ich euch von ihr zu bringen . . .
Ei, ihr habet gar nicht Ursach,
Mir zu danken! — Gute Nacht!"

VII.

Sehr, ſo ſprach der wack're Nachbar!
Sehr geſchäftig ſchien er immer,
Doch im Grunde that er nichts,
Denn er war ein arger Schwätzer.
Solche Leute, welche Alles
Kreuzweis durch einander plaudern,
Und ſich von dem Kern der Sache
Stets entfernen, ſind abſcheulich,
Weil ſie nie zu Ende kommen.
Nein! mir iſt die Zeit zu koſtbar,
Um mit Worten ſie zu tödten,
Und wenn ich einmal erzähle,
Faſſ' ich mich gewöhnlich kurz!
„Ja, Padrona, das bemerk' ich!"
Unterbrach ich hier die Wirthin.
„Deshalb habet nur die Güte,
Mir von Giulia zu berichten . . .

Auf das Schickſal Eurer Schweſter
Bin ich ungemein geſpannt!“
Ei, es kommt ſchon! . . . Manche Woche
Floß ſeit jenem Tag vorüber,
Ohne daß ich mehr erfuhr.
Nun, ich fühlte mich beruhigt,
Wußt' ich doch, des Grafen Villa
Sei ein Prachtſtück, und die Giulia
Müſſe ſich im Himmel glauben. —
Endlich ſaß der alte Beppo
Nicht mehr drüben in der Bude,
Sondern war hinausgegangen,
Seinen Einkauf zu beſorgen;
Vierzehn Tage blieb er fort.
Als er ſich zum Erſtenmale
Wieder auf dem Marktplatz zeigte,
Schlug das Herz mir ungeduldig,
Und mich ärgerte die Sonne,
Die heut' gar nicht niederſank
Langſam kam das Abenddunkel,
Aber unſre Unterredung
Mußte noch verſchoben werden,
Denn die Wagen dort am Corſo
Machten ſolches Mordgeraſſel,

Daß man nicht ein Wort vernahm.
Endlich war es ſtill geworden
Und der Vormund ſchlief in Ruhe —
Jetzo ſchlich ich zur Piazza,
Wo der Beppo einſam ſaß.
„In des Grafen Villa weilt' ich" —
Sprach er — „vier und zwanzig Stunden,
Und noch hatt' ich von der Giulia
Nirgends eine Spur gefunden;
Ich benutzte nun den Vorwand,
Mir die Früchte zu beſchau'n,
Um den Garten zu durchſtreifen.
Da, im kühlen Weinlaubgange,
Traf ich ſie — — ſie war nicht fröhlich!
Marmorbleich erſchien die Wange
Und das Auge thränenroth.
Giulia ſah mich, und ſie zuckte
Wild zuſammen; Purpurblitze
Glühten heiß in ihrem Antlitz,
Doch ſie rang ſogleich nach Faſſung,
Winkte mir und ſchritt voran.
In des Gartens fernſtem Winkel,
Wo die Aloë und Myrthe
Ueppig hoch als Unkraut wuchern,

Blieb ſie ſtehn; ich brachte ihr freundlich
Euren Gruß, jedoch vor Weinen
Konnte ſie mir nichts erwidern.
Ich bemerkte wohl, ſie ſchluchze
Nicht aus Sehnſucht nur und Kummer —
Nein, es waren Zorn und Wuth,
Welche ihr das Wort erſtickten.
Sie ermannte ſich gewaltſam,
Und ihr Buſen klopfte hörbar . . .
Beppo! rief ſie. Meiner Schweſter
Meldet nur: ich ſei betrogen,
Sei verhandelt an ein Scheuſal,
Das ſich Graf Cremoni nennt.
Als ich herkam, that er gütig,
Gab mir prachtvoll ſeidne Kleider,
Goldnen Schmuck und eigne Zimmer;
Keine Arbeit durft' ich ſchaffen,
Und wie eine Gräfin wohnt' ich
Hier in ſeinem Marmorſchloß.
Aber bald begann die Viper
Aus den Blumen ſich zu ringeln!
Unter ſüßer Schmeichelrede
Nahm' er lüſtern mir . . . ich ſpürte
Stets ein unerklärlich Grauſen,

Sah ich ſein gebleichtes Haar!
Plötzlich ſtreifte er die Maske
Von dem Antlitz, und erſchien mir
Ungeſchminkt . . . mit wilden Worten
Sagt' ich ihm die ganze Wahrheit,
Und er hielt ſich nun entfernter.
Doch ſtatt ſeiner kam auf einmal
Pater Anno in die Villa,
Plagte mich mit Bibelſtellen,
Und ertheilte mir den Rath,
Mich dem Willen des Gebieters
Fromm zu fügen — ſolche Demuth
Sei den Heil'gen wohlgefällig! —
Ich erklärt' ihm aber offen:
Meine Gunſt und meine Liebe
Wollt' ich, wenn der Rechte käme,
Stolz verſchenken, doch von Räubern
Mir ſie nimmer ſtehlen laſſen!
Trotz der Heil'gen, trotz der Teufel,
Würd' ich meine Ehre ſchützen,
Und die ſtahlgeſpitzte Nadel,
Die ich in den Flechten trage,
Diene nothfalls mir als Dolch'
. . . Büßen mußt' ich dieſe Worte;

Meine Peiniger verſuchten,
Mich durch Qualen zu erſchüttern.
In ein finſteres Gefängniß
Ward ich eingeſperrt — man ließ mich
Schrecklich darben, daß der Hunger
Meinen Starrſinn brechen ſollte.
Standhaft blieb ich, und verlangte
In des Vormunds Haus zurück.
Doch da lachte Pater Anno,
Mir entdeckend: Graf Cremoni
Habe mich für hundert Scudi
Unſerm Vormund abgekauft — —"
Was der Limonadenhändler
Weiter ſprach, ich hört' es nimmer,
Denn ein Sieden und ein Brauſen
Stieg vom Herzen mir empor,
Und umhüllte meine Sinne.
Ohne Raſt nach Hauſe eilend,
Quält' ich mich mit wüſten Plänen,
Wie ich meiner armen Schweſter
Heiße Rache ſchaffen könnte.
Ach, ich fühlte wohl die Ohnmacht
Meines Zornes! Schmerzgefoltert,
Faßt' ich endlich den Entſchluß,

Morgen vor Gericht zu treten,
Um den Vormund anzuklagen,
Denn mit Menſchen Handel treiben,
Das iſt wider die Geſetze
Und wird ſicher ſchwer beſtraft! —
„Ihr verwechſelt die Begriffe,
Gute Wirthin!“ ſagt' ich eifrig.
„Negerhandel iſt verboten!
Wäre Giulia ſchwarz geweſen,
Weh' dann über Euren Vormund,
Doch für weißgebor'ne Sclaven
Gab es nie ein Schutzgeſetz!“

VIII.

Ich verſteh' Euch nicht, Signore!
Rief die Wirthin, unzufrieden.
Aber meinen Haß verſtand ich,
Der, ein glühender Sirocco,
Mich durchflammte. Sorglos kindiſch
War ich bis zu jener Stunde;
Plötzlich ſtand ich da, erwachſen,
Ein vollendet Weib — im Strahle
Heißer Rachluſt aufgeblüht.
Jener Vorſatz: unſern Vormund
Der Giuſtizia anzugeben,
War nicht brauchbar, denn wie ſollt' ich
Wohl Gehör beim Richter finden?
Vor der Thüre des Palazzo
Wurd' ich durch den Uſficiale
Rauh und mürriſch abgewieſen,
Und das Schreiben lernt' ich nie.

Dennoch mußte ich die Rachluſt
Stillen, die mein Herz verzehrte:
Rache, Rache mußt' ich haben!
Da entdeckt' ich an der Mauer,
Recht vom Himmel mir geſendet,
Einen giftigen Scorpion.
Mit der Zange, ganz behutſam,
Faßt' ich ihn, und legt' ihn Abends
In das Bette des Verhaßten;
Doch er hat ihn nicht geſtochen,
Denn ein altes Sprüchwort ſagt:
Gift und Gift ſind gute Freunde.
Nun — der Sommer zog vorüber,
Kalte Regentage kamen,
Und ich dachte nur an Giulia,
Wie ſie auf des Grafen Villa
Leben und verzweifeln müſſe.
Düſter ward ich und verſchloſſen;
Meine Wangen fielen ein.
Ja ſogar der Vormund merkt' es,
Und er glaubte, eine Krankheit
Nage heimlich mir im Innern.
Jetzt bekam ich größ're Freiheit,
Denn er mochte wohl befürchten,

Falls ich bleich und häßlich würde,
Hundert Scudi einzubüßen.
Als der Carneval erſchienen,
Durft' ich mehrmals auf den Corſo,
Mir den Jubel zu beſchau'n. —
Ohne Putz und ohne Larve,
Nur in kahlen Alltagskleidern,
Schlich ich durch das Luſtgetümmel,
Von den Masken oft beſpöttelt;
Aber dennoch war ich glücklich,
Jugendluſt durchſtrömte mich.
Herr, wer nie zuvor im Leben,
Einen Carneval geſehn hat,
Glaubt fürwahr, er ſei im Traum!
Alles war mir neu; es trieb mich,
Alles zehnmal zu betrachten! —
Die Balkone an den Häuſern
Waren reich verziert, es hingen
Purpurteppiche darüber,
Wundervoll mit Gold geſtickt.
Bunter Maskenjubel wogte
Toſend durch die langen Straßen;
Türken ſah man hier und Mohren,
Trüben ſchnarrte Pulcinella,

Seine Narrenkappe ſchüttelnd.
Ach! der ſcharlachrothe Doktor
Saß als Kutſcher auf dem Bocke,
Und ein Hahn ſtand hinten auf.
Junge hübſche Gärtnerinnen
Neckten ſich mit jenem Grafen;
An dem Zopfe, voller Anſtand,
Schleppt' er einen langen Stammbaum,
Doch zerriſſen war ſein Rock.
Auf dem offnen Wagen ſtanden
Ringsumher, in großen Kübeln,
Blühende Pom'ranzenbäume,
Und darunter ſaßen fröhlich
Bärtige Campagnabauern,
Zu dem Schall des Dudelſacks
Muntre Ritornelle ſingend
Und mit vollen Gläſern klingend.
In die prächtige Caroſſe,
Wo die feinen Damen lachend
Hinter'm Fächer ſich verſteckten,
Warfen junge Vignaroli
Hundert blaue Veilchenſträuße,
Und es wehrten ſich die Damen:
Mehlumſtäubende Confetti

Flogen ſchnell aus ihrer Hand
Auf die übermüth'gen Burſche.
Da es Abend wurde, tönten
Tamburin und Mandoline
Gar ſo zärtlich; Liebespärchen
Setzten ſich, zum ſtillen Koſen,
Auf die Stufen der Palazzi,
Während andre, um zu tanzen,
In die Oſteria eilten,
Wo Trompetenton erſcholl.
Ach! mir wurde gar zu einſam,
Denn ich hatte keinen Liebſten,
Und nach Hauſe wollt' ich ſchon,
Als die ſchönſte Arlecchina
Schweigend mich beim Arme faßte.
Einen hohen Hut mit Federn
Trug ſie, eine ſchwarze Larve
Und ein ſcheckig buntes Röckchen.
Anfangs war ich wohl erſchrocken,
Doch ſie nannte mich beim Namen,
Zog mich luſtig mit ſich fort
Und verſprach mir gute Botſchaft.
Kreuz und quer, durch enge Gäßchen,
Führte mich die Unbekannte

Zu Tarveji's dunklem Felſen,
Wo ſich in Orangengärten
Tief ein kleines Haus verſteckte.
Angepocht! — Ein helles Zimmer
Nahm uns auf, und Schweſter Giulia —
Giulia lag an meiner Bruſt.

IX.

Als der erſte Sturm des Jubels
Ausgetobt, da konnt' ich länger
Meine Neugier nicht mehr zügeln,
Und von Giulia's Arm umſchlungen,
Lauſcht' ich der Erzählung ſtill.
— „Sieh, vom alten Beppo weißt du,
Welche Qualen ich erduldet!"
Sprach die Schweſter. „Nacht und Schauern
Lagen rings; zum engen Kerker
Wurden mir der Villa Mauern,
Aber plötzlich ſank der Nebel
Und die Sonne ging mir auf.
Dieſe Sonne hieß Uberto! . .
Welch ein Jüngling! Lauter Feuer,
Lauter Luſt- und Liebeleben!
Seine Augen, ſeine Lippen —
Nein, ich trete mir die Schilderung.

Denn du ſollſt ihn ſelber ſehn.
Nun: Uberto, meine Sonne,
War der einz'ge Sohn des Grafen;
Von Bologna's hoher Schule
Kam er unerwartet heim,
Und er trat, in voller Schönheit,
Götterähnlich mir entgegen.
Wie ein Funke, flog die Liebe
Aus dem Auge mir, und ſenkte
Sich in ſeines . . . ohne Laut
Hatten wir uns wohl verſtanden.
Freilich durfte Graf Cremoni
Von dem Bündniß nichts erfahren,
Und ſobald er in der Nähe,
Blieben wir einander fremd.
Aber wenn des Mondes Sichel
Nächtig ſpät am Himmel glühte,
Fand ſie uns im Garten unten.
Ob der Winter auch gekommen,
Ob auch kühler nun der Nachtwind
Durch Limonenwipfel wehte —
Unſre Liebe, unſre Küſſe
Füllten uns mit ſolcher Gluth,
Wie die Luft im Junimonat.

Mein Uberto war als Knabe
Schon verlobt; ein reicher Herzog
Wollte ihm die Tochter geben,
Und ſie galt für ſeine Braut.
Keinem fiel es ein, die Herzen
Der Verlobten zu befragen;
Ihre Eltern waren einig,
Und Uberto hatte ſorglos
Seit den Tagen früher Jugend
Stets gedacht: die kleine Cinta
Müſſe ſeine Gattin werden —
Aber jetzt empfand er klar,
Nimmer könne er ſie lieben.
Ruhig ging er zu dem Vater,
Und erklärte ihm: er würde
Sich mit Cinta nicht vermählen.
Hu, da war der Alte zornig'
Lange, lange mußt' Uberto
Sein ergrimmtes Antlitz meiden.
Immerhin! . . wir konnten damals
Ungeſtört der Liebe leben,
Graf Cremoni ahnte nichts.
Kurzes Glück! — Der Vater Anne
Zeigte ſich im Schleſie wieder.

Mich durchrieſelte ein Grauſen,
Als ich ſein Gewand erblickte,
Denn mir nahte ſtets das Unheil
Mit den Schritten dieſes Prieſters.
Spionirend ſchlich der Pfaffe
Durch den Garten, durch die Villa,
Und es war gewiß ein Dämon,
Der ihm unſern Bund verrieth. —
Eines Abends rief Cremoni
Seinen Sohn zu ſich in's Zimmer.
Schrecklich blaß war ſeine Lippe,
Und mit ſcharfem Wort befahl er,
Daß Uberto die Vermählung
Mit der herzoglichen Braut
Ohne Säumen feiern ſolle.
Als ihm dieſer wiederholte,
Niemals mög' er Cinta nehmen,
Brach die heiße Wuth des Alten,
Die er noch zurückgehalten,
Wie ein Hagelwetter los.
— Ungerath'ner! rief er. Willſt du
Deinen Vater frech belügen? . . .
Ha, ich weiß es wohl, mit Giulia
Treibſt du im Geheimen Buhlſchaft!

Aber zittert! Meine Rache
Soll euch beide furchtbar treffen!
Wähle nun: du fährst entweder
Morgen früh sogleich zum Herzog,
Und bestimmst den Tag der Hochzeit,
Oder Giulia muß im Kerker
Ohne Licht und Sonne schmachten.
Wähle nun — es ist nicht schwierig,
Denn beim Brand des Fegefeuers,
Bei den Wunden unsres Herrn,
Schwör' ich dir, mein Wort zu halten! —
Also drohte der Verfolger,
Und Uberto's alte Amme
Brachte heimlich mir die Nachricht:
Wenn die Mitternacht vorüber,
Sollt' ich in den Garten kommen,
Dorten würde' er auf mich warten;
Nur die ungesäumte Flucht
Könne jetzt mich noch erretten. —
Ich gehorchte . . . fand ihn unten,
Wo er mich, mit holder Tröstung,
Zu der Gartenmauer führte.
Leitern waren dort bedächtig
Angelehnt . . . beim Ueberſteigen

Ritzten wir die Hände blutig;
Aloë, mit ſcharfen Stacheln,
Wuchs entlang der Mauerkrone,
Wollte feſt die Flüchtigen halten,
Doch wir kamen glücklich fort.
Draußen ſtand ein leichter Wagen —
Schnell hinein! Die kleinen Pferde
Mußten unaufhaltſam jagen,
Bis wir unſer Ziel erreicht.
Ein bekannter Vignarole
Nahm uns auf, allein Uberto
Kehrte heimwärts nach der Villa.
Ach, mit Zittern und mit Zagen
Sah ich den Geliebten ſcheiden!
Konnt' ich wiſſen, welches Schickſal
Ihn ereilte, wenn er jetzo
Seinem hocherzürnten Vater
Trotzig vor die Augen trat? —
Doch Uberto lachte furchtlos;
Mich zum Abſchied küſſend, rief er:
Meine Giulia, ſei getroſt,
Denn es wird ſo ſchlimm nicht werden!
Eine ganze Woche mußt' ich
In der Vigne einſam harren.

Endlich kam Uberto wieder,
Brachte mich, bei ſtiller Nachtzeit,
Her nach Rom in dieſes Haus.
Wirth und Wirthin, gute Leute,
Halten mich wie ihre Tochter,
Und zuweilen kommt Uberto,
Flammenheiß mit mir zu koſen.
O, ich bin ſo überglücklich! . . .
Wenn der Wildfang doch erſchiene,
Daß du ihn bewundern könnteſt! . .
Hab' ihn wohl gerufen? Hörſt du?
Dreimal klopft es an den Laden —
Das iſt ſein gewohntes Zeichen! —
Alles ſicher! Komm', Geliebter!
Meine Schweſter nur iſt hier!" — —
Fröhlich trat er in die Thüre . .
Ja, er war ein ſchöner Jüngling!
Nächtig wallten ihm die Locken
Von der hohen, kühnen Stirn,
Und um Lippe, Kinn und Wange
Flog der Bart, wie weiche Flocken.
Mund an Mund, im ſüßen Taumel,
Grüßten Giulia und Uberto
Endlos, endlos ſich einander;

Hatten ſich ſo viel zu ſagen,
Hatten ſich ſo oft zu küſſen . . .
Bei dem Anblick trotzte Feuer
Mir in's Blut; die Flamme drohte
Mich im Innern aufzuzehren.
Doch, ich ſcheuchte ſolche Sehnſucht
Kräftig fort, im Glück der Schweſter
Mir die eig'ne Zukunft malend,
Und erſt ſpät, bei tiefem Dunkel,
Kehrt' ich, luſt- und freudeſtrahlend,
In des Vormunds Bann zurück.

X.

Zwar, er hat am andern Morgen
Mich gehörig ausgescholten,
Doch seit jenem Tage war ich
Nicht so furchtsam wie zuvor.
Ohn' ihn bittend erst zu fragen,
Ging ich ruhig aus dem Hause,
Und begab, auf Nebenwegen,
Mich zu Giulia, sorgsam spähend,
Ob auch niemand mich verfolge.
Einmal schlich der Vormund wirklich
Meinen Schritten nach; ich sah ihn,
Ließ es aber nicht bemerken,
Sondern führte ihn mit Absicht
Nach der andern Seite Roma's,
Zum Gianicolo empor,
Und, durch Gärten, bei dem Kloster
San Onofrio vorüber,
Daß er sehr ermüdet heimkam

Nun entzog er mir die Freiheit,
Wie im Kerker mußt' ich ſitzen,
Und mit liſt'gen Fragen ſucht' er
Giulia's Wohnung zu erforſchen,
Aber ich verrieth ſie nicht.
Täglich kam der Pater Anno
Zum Beſuche; eines Abends,
Als der Vormund ausgegangen,
Sprach der fromme Mann zu mir:
„Meine Tochter! Dieſe Stunde
Scheinet günſtig! Keiner ſtört uns,
Und ich hab' dir viel zu ſagen.
Deine Schweſter — o, du weißt es! —
Wohnt in Roma; Graf Uberto
Hat ſie heimlich aus der Villa
Hergeführt. Die Beiden lieben
Sich einander, doch der Vater
Widerſtrebte ihrer Heirath.
Friedlich legt' ich mich in's Mittel,
Stellt' ihm vor, daß Rang und Reichthum
Sünd'ge Erdengüter wären,
Welche niemand glücklich machen —
Echte Liebe aber habe
Ihren Urſprung aus der Gottheit,

Und es ſei ein ſchwer Vergehn,
Wenn man ſie bekämpfen wolle.
Da entſchloß ſich Graf Cremeni,
Jenes Bündniß zu genehmigen.
Freudig überraſchen will er
Die Verliebten durch ſein Jawort;
Unerwartet will er kommen,
Wenn in zärtlicher Umarmung
Sie vereinigt, und zum Segen
Will er dann die Vaterhand
Fromm auf ihre Häupter legen.
Höre nur! Zu dieſem Zwecke
Sollſt du mir der Schweſter Wohnung
Jetzt entdecken, und die Orte,
Wo ſie etwa mit Uberto
Traulich noch zuſammenkommt . . . .
Wie, du zögerſt? . . Gute Tochter,
Wenn ein Prieſter Auskunft fordert,
Iſt es Pflicht, wie bei der Beichte,
Alles wahrhaft zu berichten,
Denn im tiefſten Höllenpfuhl
Müſſen die Verſtockten büßen. —
Nein, ich will dich nicht verdammen,
Liebes Kind! Ich weiß, du zauderſt

Aus Beſorgniß nur, die Schweſter
Möchte zürnen, wenn du plauderſt —
Drum, bei meiner Prieſterweihe,
Bei den Wundern San Ignazio's
Schwör' ich dir: es iſt zum Glück
Unſrer Giulia, wenn du redeſt!"
Jetzo bat ich Pater Anno,
Der gewiß das Beſte wollte,
Recht im Herzen um Verzeihung,
Wenn ich jemals ihn beleidigt.
Ich geſtand ihm, daß die Schweſter,
Am Tarpeji-Felſen wohnend,
Häufig zur Campagna ginge,
Um Uberto zu erwarten,
Und beſchrieb genau den Platz,
Wo er ſie zu treffen pflegte.
„Wohl, mein Kind, ich bin zufrieden!" —
Sagte ſalbungsvoll der Pater —
„Und ertheile, zur Belohnung,
Segen dir und Friedenskuß." —
Ach, der edle Prieſter legte
Seine Hand mir auf den Scheitel,
Küßte brünſtig meine Lippen,
Und begab ſich dann hinweg.

XI.

Jener Ort, den ich bezeichnet,
Wo ſich oft zum Stelldichein
Giulia und Uberto fanden,
War ein laubig ſtilles Wäldchen.
Pinien, Lorbeer und Cypreſſen
Drängten dicht ſich an einander,
Und inmitten des Gebüſches
Lagen noch die moos'gen Trümmer
Einer alten Waſſerleitung.
Unter Schutt und Quaderſteinen
Kam ein Bach dort aus der Erde,
Rauſchte lebhaft durch das Dickicht
In die ſchweigende Campagna,
Die ſich, ohne Baum und Haus,
Weit mit ihren Hügeln dehnet.
Leicht und fröhlich ſchlug das Herz mir
Nach der Beichte — nur der Schweſter
Hätt' ich Nachricht gern gegeben,

Welch ein Glück ſich ihr bereite. —
Bald darauf — es hatte eben
Drei und zwanzig Uhr geſchlagen,
Tiefer ſank bereits die Sonne —
Hüllte Giulia ſich in Schleier,
Und ſie ging, mit haſt'gen Schritten,
Nach dem Sebaſtiane-Thor,
Das ſie zur Campagna führte.
Draußen flog der Abendſchimmer
Um die Hügel; ihre Wellen
Strahlten purpurn, blau und goldig.
Giulia trat mit bangem Herzen
In die wohlbekannte Holzung;
Eine große Eidechſenmenge
Wohnte drinnen, und ſie konnte
Dieſe ſchlangenglatten Thierchen
Niemals ohne Abſcheu ſehn.
Auf die bröckelnden Ruinen
Lehnte ſich die Schweſter nieder;
Dunkel wurd' es, nur die Sterne
Flimmerten, wie goldne Lampen,
Hoch vom Himmelsdom herab.
An Uberto zärtlich denkend,
Lauſchte Giulia, ob ſein Fußtritt

Nicht erſchalle, ob das Kniſtern
In des Lorbeers niedern Zweigen
Seine Nähe nicht verrathe.
Alles ſtill! Jedoch, was war das?
Welch ein wunderſamer Gluthſchein
Glänzte durch die Pinienwipfel?
Kam das Abendroth noch einmal,
Oder war die Welt verwandelt,
Und es ward ſchon wieder Tag?
Nein, o nein! Ein fernes Knattern
Ließ im Dickicht ſich vernehmen,
Wie wenn Holz, das grün und harzig,
Praſſelnd auf in Flammen lodert.
Ein'ge Vögel flogen ſchreiend
Aus den Neſtern . . . Purpurröthe
Ueberſtrahlte allen Baumſchlag,
Und mit Dampf, mit ſchwüler Wärme
Füllte plötzlich ſich die Luft.
Großer Gott! Das Wäldchen brannte! . . .
Meine Schweſter wollte eilig
Nach der andern Seite fliehen,
Doch auch hier, aus dürrem Buſchwerk,
Schwoll die Flamme ihr entgegen.
Von Verzweiflung überwältigt,

Stürzte Giulia wild umher,
Rechts und links den Ausweg ſuchend . . .
Ach, umſonſt! Sie war verloren,
War den Gluthen überliefert!
Ihre roth und gelben Zungen
Rückten näher; wüſte Hitze
Drohte Giulia zu erſticken,
Und ſie barg ſich vor dem Feuer,
Als der Angſtruf ihr verſagte,
In des Aquädukt's Gemäuer.
Kraftlos lag ſie dort am Boden — —
Ha, Entſetzen! . . Feucht und eiſig
Schlüpft' es ihr um Hals und Buſen.
Heil'ge Jungfrau! Eidechshaufen
Hatten, als die Flamme kam,
Unter jene grauen Trümmer
Sich verkrochen, und ſie zuckten
Mit den ſchlüpfrig kalten Leibern
Ueber Giulia's Körper hin.
So — vor Angſt und Widerwillen
Faſt geſtorben — hob die Arme
Sich noch einmal auf, und eilte
Voll Verzweiflung in das Feuer,
Um nur ſchnell den Tod zu finden.

Da, mit halbverbrannten Kleidern,
Kommt Uberto, wie ein Engel,
Hergesandt zu ihrer Rettung.
— Als er sich dem trauten Wäldchen
Zur bestimmten Stunde nahte,
Sah er hoch die Lohe wirbeln,
Und ihn ahnte, daß Barbaren
Jene Holzung angezündet,
Seine Giulia zu verderben. —
Ha, mit wildverhängtem Zügel,
Sprengt er vorwärts . . . die Campagna
Hemmt ihn zwar durch ihre Hügel,
Doch — das Wäldchen ist erreicht!
Ohne Zaudern, ohne Sinnen,
Ob auch Giulia wirklich drinnen,
Wirft er sich in's Feuermeer,
Und, dem kleinen Bache folgend,
Dringt er, über glühnde Kohlen,
Zwischen hellen Flammenzungen,
Mühsam bis zur Mitte vor.
Hier erblickt er die Geliebte,
Die man schändlich morden wollte,
Und auf starkem Arme trägt er
Sie in's offne Feld hinaus.

XII.

Ja, die Schweſter war gerettet,
War dem nahen Feuergrabe
Durch ein Wunder faſt entriſſen!
Aber nur ihr Körper lebte,
Denn im Graus der wilden Flammen
Wurde Giulia's Geiſt zerrüttet
Und er blieb auf immer todt! —
Nie vergeſſe ich die Stunde,
Wo man ſie — mit wüſten Haaren,
Mit entſetzlich ſtarren Augen,
Und mit matter, kranker Seele —
Wieder zu dem Vormund brachte,
Sie, die voller Gluth und Schönheit,
Voller Kraft und voller Freude
Einſt hinweggegangen war.
Aus den Zügen, aus den Blicken
Sprühte grauenhaft der Wahnſinn;
Giulia kannte niemand mehr,
Nicht einmal die treue Schweſter.

Für Uberto's alte Amme
Hielt ſie mich . . . im jungen Grafen
Sah ſie ſtets den Pater Anno,
Und mit tiefem Seelenſchauder
Barg ſie ſich vor ſeinem Anblick,
Wenn Uberto zu ihr kam.
Doch, er kam! Das edle Antlitz
Furchtbar bleich, und kniete traurig
Vor dem heißgeliebten Mädchen;
Durch die weichſten Schmeichelworte
Sucht' er ihren Geiſt zu wecken.
Ach, vergebens! Herzerſchütternd
War es, wenn ſie ihren Retter,
Der ſo freundlich zu ihr ſprach,
Einen Meuchelmörder nannte. —
Manchen bittern Vorwurf mußt' ich
Aus dem Mund des Grafen hören,
Weil ich mir vom Pater Anno
Das Geheimniß ließ entlocken,
Denn er meinte: durch den Pfaffen
Sei der Plan geſchmiedet worden,
Unſre Giulia zu verbrennen.
Doch, fürwahr, er hatte Unrecht!
Mein Gewiſſen fühlt ſich rein!

O, ich bitt' Euch, ſagt, Signore:
Kann ein heilig frommer Vater
Wohl ſo niederträchtig ſein? —
Nun, da ſaß die arme Schweſter
Achtzehn Monde, ſtumpf und ſchweigend;
Nur ſobald ein flackernd Feuer
Ihr in's irre Auge blitzte,
Dann gerieth ſie gleich in Wuth.
Alles Grau'n und alle Qualen,
Welche ihr den Geiſt gebrochen,
Standen auf aus tiefem Schlummer,
Und ſie glaubte von der heißen
Gluthenſchlange ſich umringelt,
Fühlte glatte Eidechsleiber
An dem Antlitz, an der Bruſt.
Gräßlich ſchreiend, daß die Nachbarn
Oft erſchreckt zuſammenfuhren,
Sprach ſie, mit des Wahnſinns Wahrheit,
Von dem ſchauervollen Abend,
Und nach ihren eig'nen Worten
Hab' ich ihn vorhin geſchildert.
Wenn man auch die Flamme löſchte,
Nie entwich der Schreckenszuſtand,
Bis, in völliger Ermattung,

Giulia ſchlaff zu Boden ſank.
War der Winter noch ſo ſtürmiſch,
Nimmer durften wir ein wärmend
Feuer im Kamin entzünden;
Kalt und finſter blieb ihr Zimmer,
Und ſie zitterte vor Froſt.
Eines Morgens ſchlief ſie lange . . .
Mehrmals ſchlich ich an das Bett,
Ihren Schlummer zu belauſchen.
Als ſie gar nicht munter wurde,
Rief ich: „Giulia! Liebe Giulia!“
Doch ſie gab mir keine Antwort,
Denn ſie war ja ſtarr und todt.
Engel hatten ihre Seele
Aus dem nächtig ſchwarzen Dunkel
Zu dem ew'gen Licht getragen. —
Mitternachts, mit Lar- und Fackel,
Kamen die barmherz'gen Brüder,
Und ſie holten meine Schweſter
Auf der Todtenbahre ab.
— Wieder wurde es ſtill im Zimmer;
Unſre trüben Blicke ſtarren
Zum Gemälde hingewendet.
Da ermannte ſich die Mutter,

Und nachdem ſie mit der Schürze
Sich die Wangen abgetrocknet,
Sprach ſie ruhig wie zuvor:
Nun, Signore, hört das Ende!
Ohne Kraft zum Widerſtreben,
Ward Uberto überredet,
Sich mit Cinta zu vermählen.
Freilich gab es bei der Hochzeit
Großen Jubel, große Pracht,
Doch der junge Ehmann konnte
Nirgends Ruh' und Frieden finden,
Und ein tiefes Seelenleiden
Trieb ihn fort aus Roma's Gegend.
Seine ſchöne Frau verlaſſend,
Nahm er plötzlich Kriegesdienſte
Unter König Gioachimo,
Der in Napoli regierte.
Damals ließ er mir beim Abſchied
Unſrer todten Giulia Bildniß . . .
Seht nur, wie es dort vom Pfeiler,
Mit den lieblich holden Zügen,
Auf uns beide niederſchaut!
Bald begann ein neuer Feldzug,
Und Uberto kämpfte tüchtig,

Bis ihm einſt, im fernen Lande,
Eine ſichre Flintenkugel
Das gequälte Herz zerriß. —
Ohne Kinder, ohne Enkel,
Saß der alte Graf Cremoni
Nun verlaſſen auf der Villa;
Tag und Nacht von Gicht gefoltert,
Sank er langſam in das Grab.
Doch der fromme Pater Anno
Stieg noch hoch in ſeinem Orden,
Und vor etwa einem Jahr
Iſt er Cardinal geworden! —

Die Schleife.

I.

Dichter Wald von Rieſenſtämmen;
Himmelgrüßende Platanen
Rauſchen ſtill, die Abendſonne
Glitzert feurig durch das Laub.
Maulthierglöckchen hört man klingeln,
Immer näher ſchallen Stimmen,
Bis hervor aus dunkler Waldung
Zu dem eingeſchloſſnen Grasfleck
Eine Caravane zieht.
An der Spitze dieſes Zuges
Geht ein kräft'ger Italiener,
Wohl bewaffnet. Benedette
Führt ſeit manchem Jahr die Fremden
Nach Calabrien, und weil es
An Hotels dort leider fehlt,

Iſt er Stallknecht, Kammerdiener,
Waſchfrau, Bett- und Küchenmeiſter,
Iſt zur Noth ſogar Barbier.
Unter ſchwerer Bürde keuchend,
Schreitet ihm das Saumroß nach,
Denn es trägt auf ſeinem Rücken
Große Wein- und Waſſerſchläuche,
Körbe, Teller, Fleiſch, Orangen,
Weiche Decken, Stiefelbürſten
Und noch vielen andern Kram.
Stark von Race war der Braune;
Hellen Auges, unermüdet
Stand er da und ſchüttelt' luſtig
Seine langgeflochtne Mähne.
Sieben Reiter kamen jetzo
Aus der grünen Forſt hervor.
Jeder ſaß auf ſchlankem Maulthier,
Und es tönte, trotz der Plagen,
Die ſie ſchon erduldet hatten,
Lauter Jubel durch die Luft.
Abenteuerliche Trachten
Sah man hier: der Großbritannier
Führte ſich als Lazzarone:

Jenem ſchwäbiſchen Profeſſor
Stand ſein himmelblaues Staubhemd
Ganz vortrefflich; Niels, der Däne,
War gekleidet als Tyroler,
Und ich ſelber trug beim Reiten
Meinen Regenſchirm gerannt,
Vor der Sonne mich zu ſchützen,
Darum wurd' ich von den Andern
„Mandarine" ſtets genannt.

Alto! rief der Maulthiertreiber,
Als des Waldes friſche Wieſe
Wir erreicht, und haſtig ſprangen
Alle Sieben aus den Sätteln.
Benedette löste eilig
Gurt und Zügel, daß die Thiere
Ungehindert graſen konnten.
Reiſig brachte er dann herbei,
Zündete ein luſtig Feuer,
Holte Töpfe, Lebensmittel,
Und begann, geübter Weiſe,
Unſer Abendbrod zu kochen.
Still, in hungriger Erwartung,
Standen wir umher; am Sprechen
Hatte Keiner recht Behagen.

Dieſer rauchte ungeduldig,
Jener las, der Dritte ſeufzte,
Und der Vierte ſang ein Lied,
Denn wir trugen heiß Verlangen
Nach der ſchmalen Abendkoſt.

II.

Unſre höchſt frugale Mahlzeit
War verzehrt. Die Sonne ſenkte
Sich in's Meer, und Nacht umhüllte
Schon Calabriens Gefild.
Auch im Walde, wo die Biwacht
Aufgeſchlagen, ward es finſter;
Nur der Reſt des Küchenfeuers
Glühte noch, und rothe Lichter
Warf es auf den ſchönen Baumſchlag,
Auf die angebundnen Thiere
Und auf Meiſter Benedetto,
Welcher eben ſehr bemüht war,
Unſre Lagerſtatt zu rüſten.
Wir indeſſen ſaßen einzeln
Um die halberloſchnen Kohlen,
Und Geſpräche flogen traulich
Durch der Reiſefreunde Kreis.

„Gott verdamme ganz Italien!“ —
Sprach der Brite, Taback ſchnupfend —
„Dies Calabrien beſonders!
Ach, was hab' ich leiden müſſen,
Seit wir fort ſind aus Neapel . . .
Meine Gattin, meine Jenny,
Würde heiße Thränen weinen,
Hätt' ſie deſſen eine Ahnung.
Nachts im freien Felde ſoll ich
Schlafen, hier in dieſem Lande,
Wo der Thau wie Regen fällt.
Meine alten Rheumatismen
Spür' ich wieder . . . doch zu ändern
Geht es nicht, denn als wir neulich
In dem Neſte, das ſich Stadt nennt,
Uebernachtet, war's noch toller,
Und den ungefegten Stall,
Wo die Kerle uns gebettet,
Werd' ich nimmermehr vergeſſen.
Kaum erſcheint die Sonn' am Himmel,
Weckt uns Benedetto's Stimme;
Er bereitet uns den Kaffee —
Kaffee? Nein, es ſchmeckt wie eine
Bittre, ſchwärzliche Latwerge! —

Und dann geht es weiter fort.
Mittags glüht der Sonne Feuer
Heiß . . . die Zunge klebt am Gaumen.
Was bekommen wir zur Labung?
Trübes Waſſer, ſchaalen Wein!
O, der Wein! . . Es wäre möglich
Daß man ihn genießen könnte,
Doch im Schlauch von Ziegenfellen
Führt man ihn, und Haare ſchwimmen
Obenauf; um ihn zu trinken,
Muß man Calabreſe ſein.
Aber welche Hochgenüſſe
Lohnen uns für alle Plagen?
Wüſte, windzerriſſne Hütten
Finden wir . . . die Eingebornen
Sehen aus wie gelbe Teufel,
Und ſobald ich ſie erblicke,
Halt' ich mir die Taſchen zu.
Freilich blühn in Feld und Bergen
Große volle Blumenbüſche;
Andre Bäume, als in England,
Schütteln hier die breiten Kronen,
Doch um Stauden, Pflanzen, Bäume
Brauch' ich wahrlich nicht zu darben,

Denn die laſſ' ich mir im Treibhaus
Lieber durch den Gärtner ziehn,
Und betrachte ſie mit Jenny.
Hol' der Henker dieſe Reiſe,
Dieſes Mühſal! . . . keinen Penny
Iſt die ganze Gegend werth!"
Jetzt erhob ſich der Profeſſor,
Zog den äſtherblauen Kaftan
Feſt zuſammen, denn die Nachtluft
Wehte kühl. Beſcheiden huſtend,
Sprach er drauf zum Engelländer:
„Sir! im Allgemeinen haben
Sie nicht unrecht, aber freudig
Trägt man jegliche Strapazen,
Um Calabrien zu ſehn.
Welchen klaſſiſch großen Boden
Dürfen wir Erwählte grüßen!
Wie berühmt war einſt die Landſchaft,
Wo die ſchönſte Stadt geſtanden —
Sybaris, die wolluſtheiße —
Wo Pythagoras gewohnt hat,
Wo Praxiteles, Zaleukus
Und Agathokles geboren.
Statt zu zürnen, ſtatt zu murren,

Wollen wir das Schickſal preiſen,
Weil es uns vor Vielen gönnt,
Dies Elyſium zu bereiſen."
„Brav, Profeſſor! Gut vertheidigt!"
Sagte lachend Niels, der Däne,
Unſer junger Landſchaftsmaler.
„Ja, Calabrien iſt herrlich!
Solche heiße Farbentöne,
Solches glüh'nde Pflanzenleben,
Solche milde Bergesformen
Sah ich niemals. Auf der Felſen
Weißem Kalk, da wogen Wälder,
Stolze Wälder von Kaſtanien;
Doch im Thale ruhn die Matten
Mit den üppig reifen Früchten
Und der dichten Blüthenpracht.
Hoch vom Apennin herunter
Iſt es ſchön, bis wo am Ufer
Des Tyrrhenermeeres Woge
Dunkelblau das Land berührt.
Seht die Männer, kühn und kräftig,
Mit den ſtolzen Raubgeſichtern!
Seht der Mädchen Flammenaugen,
Seht ihr kohlenſchwarzes Haar,

Ihre wilden, bronz'nen Züge . . .
Sind ſie nicht ein wahres Muſter
Wunderſchöner Häßlichkeit?
Wär' mein Herz nur frei geblieben,
Würd' ich mich in ſie verlieben."
Niels, der Däne, ſchwieg; ſein Auge
Suchte mich. Ich ſaß entfernter,
In der Bäume nächt'gem Schatten,
Saß verſunken in Erinn'rung.
„Mandarine!" — rief der Maler —
„Hei, was grübelt Ihr ſchon wieder?
Denkt Ihr etwa an ein Liebchen,
Das Euch ſchluchzend bei dem Abſchied
Jene bunte Schleife gab,
Die auf Eurem Hute flattert?"
Was ich dachte? — Nun, ich will es
Nur verſchweigen. Darin gleichen
Sich Calabrien und Deutſchland:
Denken — denken darf man Alles,
Aber drucken laſſen nicht!

III.

Goldig glühten die Platanen
Von der Sonne erstem Frührоth,
Als wir schon im Sattel saßen.
Draußen, wo der Wald sich lichtet,
Flog das Land, in voller Schönheit,
Siegestrunken uns entgegen.
Welch ein Maler, welch ein Dichter
Kann des Thales Zauber künden,
Das so blühend, wellenförmig
An Gebirg sich lehnt und Meer.
Feige, Mandel und Olive
Wechseln rings, in frischen Gruppen,
Mit der Cochenilleneiche.
Zwischen Erd- und Himbeersträuchern
Blühn Salbei und Zimmetrosen;
Ein berauschendes Aroma
Wiegt sich auf der blauen Luft.
Horch, ein Wagen! Alle Reiter
Wenden sich voll Neugier plötzlich

Nach dem hier ſo ſeltnen Schauſpiel.
Vier der ſchönſten Maulthierhengſte,
Weiß wie Schnee, mit rothen Troddeln
Und mit Glocken ganz behängt,
Ziehen muthig die Vettura.
Dieſe iſt ein weiter Kaſten,
Purpurfarbig angeſtrichen,
Und auf jedem Schlage zeigt ſich,
Silberhell, ein großer Schwan.
In der Kutſche lehnt ein Biſchof,
Auf dem Haupt das rothe Käppchen,
Und um ſeine frommen Glieder
Schmieget ſich ein weiß Gewand. —
Bürger's Abt von Gallen war es;
Ich erkannt' ihn augenblicklich.
Ja! Sein rundes Vollmondantlitz,
Seine dicke, kahle Stirn,
Seine ſinnlich kleinen Augen,
Seine rothe Biſchofsnaſe
Und ſein ſtarkes Doppelkinn
Fand ich unter Calabreſen.
Oftmals hab' ich nachgeſonnen,
Welche neckiſch heitre Laune
Walten müſſe in der Schöpfung,

Daß ſie ſolchen heil'gen Prieſtern
Juſt ein doppelt Kinn ertheilet.
Kann ſie ihnen nicht dafür
Mund und Hände zwiefach geben,
Oder einen Doppelmagen?
An der Seite dieſes Edlen
Saß, in dunkelbrauner Kleidung,
Noch ein jüng'rer Mönch; ich hörte
Später, daß er Segretario
Bei dem Biſchof ſei. Der Jüngling
Schien dem frommen Herrn und Meiſter
Nachzuſtreben; wie ein Globus
Wölbte ſich ſein runder Bauch,
Und wenn er das große Vorbild
Auch noch nicht erreichen konnte,
Nahe kam er ihm bereits.
Neben der Kaleſche trabte
Raſch ein alter Franziskaner,
Angethan mit här'ner Kutte,
Und umgürtet mit dem Strick.
Auf dem bleichen, abgehärmten
Antlitz perlten Schweißestropfen;
Oede Augen, blöde Lippen,
Eingeſunk'ne Wangen gaben

Ihm ein gar zu leidend Anſehn.
Seine magre Knochenhand
Stützte ſich mit langem Stabe;
An den wundgelaufnen Füßen
Trug er Schuhe nicht einmal,
Sondern ärmliche Sandalen,
Und ſo rannt' er, heftig keuchend
Auf dem Pfad voll ſpitzer Steine,
Während Kutſcher und Bedienter
Breit ſich dehnten auf dem Bock.
„Vel benuto!“ rief der Biſchof
Schon von Ferne uns entgegen,
Und er zwang, nicht ohne Mühe,
Seinen Körper zur Verneigung.
„Friede ſei mit Euch, Signori! —
Langſam, Kutſcher! — Wollen lieber
Dicht zuſammen bleiben. Dieſe
Straße iſt entſetzlich einſam,
Und es reiſt ſich angenehmer,
Wenn man traulich plaudern kann.“
Kurze Zeit genügte völlig,
Die Bekanntſchaft anzuknüpfen,
Denn der Prieſter war ein heil'ger,
Aber doch jovialer Mann.

Seines Bisthums weitentlegne
Orte wollt' er jetzt besuchen,
Und vom Wohlergehn der Heerde
Sich persönlich überzeugen.
Eine bessre Unterhaltung
Hätten wir nicht finden können;
Bischof Berto war vertraut
Mit des Volkes Brauch und Sitten,
Keine einzige Erklärung
Blieb er schuldig, und wir setzten
Unsre Wallfahrt fröhlich fort.

IV.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Hunger ſpürten wir und Durſt,
Doch im ſchattenloſen Thale
Mochten wir die Raſt nicht halten.
Endlich zeigte ſich ein Plätzchen,
Ganz geeignet, um zu ruhn,
Und die langerſehnte Mahlzeit
Einzunehmen. Von den Bergen
Kam ein rauſchend Fließ herunter,
Kühl und blau, und klar wie Silber.
Rings am Borde wuchs Papyrus,
Dunkelgrün; die hohen Stauden
Hauchten Kühlung, warfen Schatten.
Dieſe prächtig ſchöne Grasart,
Die den Griechen das Papier gab,
Blühnde Lieder drauf zu ſchreiben,
Sproſſet ſelten in Europa;
Nur Calabrien erzeugt ſie
Und Sicilliens ſaft'ger Boden.

Als wir abgeſtiegen waren,
Gingen wir zum ſchattig friſchen
Uferrand. Da kreiſcht' es ängſtlich
An der Fluth . . . zwei Silberreiher,
Deren weiße Federbüſchel
Schön vom Rücken niederfloſſen,
Standen im Papyruswalde,
Und entflohn, empor geſcheucht,
Durch die Luft auf leichten Flügeln.
Wacker wurde nun getafelt,
Denn der Biſchof hatte Vorrath.
Welſche Hühner, zart gebraten,
Feines Brod, Falernerwein
Theilt' er gaſtfrei mit den Fremden.
Lange war uns ſolch ein Pranzo
Nicht mehr vorgekommen; trefflich
Ließen wir den Schmaus uns munden
Und verehrten unſern Wirth.
Doch der feurig goldne Nektar
Mußte ſeine Wirkung zeigen:
Jede Wange wurde röther,
Jede Lippe übermüthig.
Niels, der Däne, neckte mich
Wieder mit der ſeidnen Schleife,

Die ich ſtolz auf meinem Strohhut
Flattern ließ . . . ſogar der Biſchof
Wollte nun das Mädchen kennen,
Dem zu Liebe ich ſie trug.
„Nicht für mich" — beſchwor ich theuer —
„Hab' ich dieſes Band empfangen!
Ein entzückend Weſen reicht' es
Mir als Zeichen für den Bräut'gam,
Der in weiter Welt entſchwunden,
Daß ich Gruß und Botſchaft bringe,
Treffe ich ihn irgendwo."
Gut erſonnen! rief der Maler.
Aber das iſt keine Kunſt:
Dichter ſind geübte Lügner.
Biſchof Berto war geſättigt;
Ausgeſtreckt auf weichem Polſter,
Strich er ſchmunzelnd ſich den Magen,
Und begann darauf zu mir:
„Wenn es Wahrheit iſt, Signore,
Was Ihr da ſo dreiſt behauptet,
Wohl! dann mögt Ihr mehr erzählen.
Sengend heiß iſt ja der Mittag,
Noch ein Stündchen muß man raſten,
Doch es brächte die Sieſta

Hier auf dunstig feuchtem Moosgrund
Uns gewiß ein tüchtig Fieber.
Darum, daß wir munter bleiben,
Tragt uns Euer Abenteuer
Ohne langes Sträuben vor."

Zwar, ich holte das Geschichtchen
Ungern nur aus meinem Innern,
Aus dem stillen Schrein des Herzens,
Denn ich hatte seine Heldin
Viel zu lieb, um ihr Vertrau'n,
Ihre heiligsten Gefühle
Fremden Leuten Preis zu geben.
Aber keinen Ausweg sah ich . . .
Und als Alle zur Erzählung
Trieben, fing ich endlich an:

V.

Freudig denk' ich jener Tage,
Die ich in Florenz verlebte,
In der Mediceerstadt.
Anmuthvolle Hügel kränzen
Ihren Reiz; aus dunklem Lorbeer
Blicken malerisch die Villen
Von den Höhn auf sie hernieder,
Und im Innern blüht die Kunst
Frisch in Marmor, Erz und Farben.
Hier erschloß ein neuer Himmel
Meiner Seele sich; ich träumte,
Träumte wieder stolz beglückend
Von entflammter That und Nachruhm,
Wie im Traum der ersten Liebe.
Täglich ging ich zur Tribuna,
Wo mit ew'gen Feuerzungen
Gottes Geist sich offenbaret.
Brunnelleschi's Riesenkuppel

Sah ich, ſah Ghiberti's ſchöne
Bronzethüren, und begeiſtert
Stand ich beim Palazzo Pitti.
Ungeheure Felſenblöcke
Bilden dieſen Prachtkoloß,
Und in ſeinen wilden Mauern
Birgt er, gleich dem Zauberberge,
Einen unermeſſnen Schatz:
Die Madonna della Sedia.
Mildverklärte Himmelszüge
Schuf der Jüngling von Urbino,
Doch die lieblichſte Madonna,
Die ich in Florenz gefunden,
Tereſina, ſchuf er nicht.
Tereſina war ein Engel!
Engelsgaben, nämlich Blumen,
Trug ihr Körbchen zum Verkauf.
Ja, gewiß mit vollſtem Rechte
Heißt Florenz die Stadt der Blüthen;
Nirgend zeuget Mutter Erde
Solche Fülle duft'ger Kinder;
Blume drängt ſich dicht an Blume,
Und in dieſem Königthume
Iſt Tereſa Königin.

Nimmer werde jenes Mittags
Ich vergeſſen, wo zuerſt ſie
In den Saal des Gaſthofs trat.
Schlank gewachſen, wie die Pinie,
Schmiegte ſich um ihren Buſen,
Um den göttlich ſchönen Buſen,
Goldgeſchnürt, ein offnes Mieder
Und ein neckiſch enger Gürtel
Hielt das faltige Gewand.
Leicht auf ihrem Rabenhaare
Saß der Florentiner Strohhut,
Keine Fürſtin hat ihn ſchöner,
Und ihn ſchmückt' ein friſcher Kranz
Von Granaten und Magnolien.
Das entzückend ſüße Antlitz
Schien aus gelbem Alabaſter,
Es durchbrach der Jugend Röthe
Kaum die länglich feinen Wangen.
Stirn und Naſe, Kinn und Lippen
Waren ebenmäßig ſchön,
Wie von Griechenhand gebildet.
Ihrer Augen blauer Himmel
Dämpfte mild der Flechten Nacht —
Ach, die Augen! Groß und prächtig.

Und ſo feuerblau, wie Blitze,
Sind als Blumen der Erinnrung
Recht in's Herz mir eingewachſen.
Nun, ich ſchweige, denn ich fühl' es,
Terreſina's leichte Haltung,
Ihre Grazie, ihre Anmuth
Kann ich nimmermehr beſchreiben.
Lächelnd ſtand ſie an der Thüre,
Und ein farbig Blumenkörbchen
Trug bebend ſie auf dem Arm.

VI.

Alle Blicke flogen eilig
Zu der lieblichen Erſcheinung.
Jeder fragte ſeinen Nachbar
Nach dem wundervollen Kinde,
Und geborne Florentiner
Sprachen mit gerechtem Stolz:
„Das iſt unſer Mamamüdchen!“
Neben mir, an langer Tafel,
Saß ein ältlicher Marcheſe,
Der erzählte ganz begeiſtert
Von Teresia's hoher Tugend,
Welche jeglicher Verſuchung
Widerſtanden; von dem Mitleid,
Das ſie gegen Arme übe,
Und von ihrem feit'nen Geiſt.
Aber wie im Traume hört' ich,
Denn der Anblick Teresina's
Hatte völlig mich bezaubert

Jeden Mittag trat ſie wieder
In den Saal; die Gäſte harrten
Lange ſchon, und ihre Augen
Blickten ſehnend nach der Thür.
Endlich kam ſie. Blumenſträuße,
Unbeſchreiblich ſchön an Formen,
Wie an Farbe, bot ſie freundlich
Zum Verkauf . . . ihr feiner Sinn
Wußte ſtets das Rechte finden
Und es maleriſch verbinden.
Reichlich von den bunten Sträußen
Gab ſie für geringe Münze,
Denn ſie freute ſich, wenn Andre
Ihrer Blumen ſich erfreuten.
Eigennützig war ſie gar nicht.
Oben an der Tafel ſaßen
Einige Alten, reich und vornehm;
Sie verfolgten alle Schritte
Tereſina's, heiß verlangend,
Und für jeden kleinen Strauß
Gaben ſie der holden Elfe
Einen blitzenden Dukaten.
Doch das Mädchen? — ſie verſchmähte
Stolz das Goldſtück. Immer ſeiner

Ging ſie bis zu jenen Ruſſen,
Und am Ende kam ſie niemals
Mehr hinauf an ihren Platz.
Teresina mocht' es leiden,
Wenn man bei dem Blumenhandel
Sie um dies und das befragte.
Heiter ſcherzend gab ſie Auskunft,
Und ihr blühend friſches Wort
Flog am Tiſch vom Mund zu Munde. —
Als wir erſt bekannter waren,
Fragt' ich ſie: warum die Ruſſen
Keinen Strauß von ihr bekämen?
Wie ſie nur ſo bittre Kränkung
Gegen Fremde üben möge,
Da ſie ſonſt doch mild und gut?
„Ei, Signore!“ ſprach Teresa,
„Jene ſind mir ganz zuwider!
Einmal iſt ihr Blick ſo häßlich,
Er durchbohrt mich immerdar,
Macht mich bange und erröthen.
Zweitens — nun der Grund iſt albern,
Und Ihr werdet drüber ſpotten —
Zweitens ſind' ich ſchon von Kindheit
Solche Ruſſenantipathie

Unausſtehlich . . . Ach, erklärt mir,
Seit ja weit umher gereiſt,
Wonach riechen denn die Ruſſen?"
Terefina' ſagt' ich lachend.
Sieh, in Rußland giebt's ein Leder,
Juchten heißt es, daraus macht man
Dort die Koffer und die Stiefeln,
Und es bringt den ſcharfen Duft.
„O, Tedeco!" — mit dem Finger
Drohte ſchalkhaft Terefina —
„Allzumerkbar iſt die Täuſchung,
Mich dadurch zu überliſten.
So abſcheulich riecht kein Leder,
Iſt es aber bei den Juchten,
Wie Ihr meinet, doch der Fall. —
Wohl' dann riechen ſie nach Ruſſen."

VII.

Eines Morgens klopft' es leise
An die Thüre meines Zimmers.
„Nur herein!“ Es kam noch niemand . . .
Ungeduldig wollt' ich öffnen —
Himmel! Teresina's Strohhut
Und ihr lächelnd Antlitz schaute
Durch die Spalte. „Darf ich kommen?“
Frug sie mit dem Silberton,
Der das Herz mir stets durchbebte.
Ja, du Engel! rief ich fröhlich,
Und die Kleine sprang herein.
„Ei, wie hübsch ist Eure Wohnung!“
Sprach sie. „Schwere, feine Möbel
Und Gardinen; lange Spiegel,
Daß man sich von Kopf zu Füßen
Drin erblickt — allein es fehlet
Noch der allerschönste Schmuck,
Frische Blüthen, und die bring' ich.“
Teresina holte Gläser,

Füllte ſie mit klarem Waſſer,
Nahm dann Blumen aus dem Korbe,
Und nach wenigen Minuten
War mein Zimmer aufgeputzt.
Danken wollt' ich, doch ſie zog mich
Schnell an's Fenſter; einen Seſſel
Mußt' ich nehmen, und ſie wählte
Sich zum Sitz den Fenſtertritt.
„So!“ begann ſie. „Laßt uns plaudern!
Hab' mir lang' ſchon vorgenommen,
Euch im Stübchen zu beſuchen,
Und nun iſt es ausgeführt.“
„„Wohl, du Holde, laß uns plaudern,
Und erzähle mir getreulich,
Wer Dich all das Schöne lehrte,
Das in Deinem Weſen ruhmet?
Wer Dir Herz und Geiſt gebildet,
Daß Du himmliſch gut geworden
Und ſo rein — wie Du es biſt.““
„Nicht verſteh' ich Eure Worte“ —
Sagte Thereſina ſinnend —
„Doch es ſcheinet mir, Ihr fordert
Die Geſchichte meines Lebens.
Nun — die Mutter ſtarb mir frühe,

Kann mich nicht auf ſie erinnern,
Und am Allerſeelentage
Schmücke ich den Grabeshügel,
Der ſie deckt. Den Vater drückte
Bitt're Armuth, doch ein Prieſter,
Brav und fromm, Sperats hieß er,
Nahm ſich meiner an; er lehrte
Beten, leſen mich und ſchreiben,
Lehrte mich das Gute lieben,
Und das Böſe ſcheu vermeiden.
Ach, er iſt nun auch ſchon todt,
Ruht im finſtern Kloſtergrabe;
Kann ihm keine Blumen bringen,
Und er hatte ſie ſo gern. —
Als ich älter wurde, mußt' ich
Mich im Strohhutflechten üben,
Denn ich war die einz'ge Stütze
Für den Vater . . . meine Arbeit
Wurde theuer mir bezahlt,
Und ich flechte jeden Winter.
Doch im Frühling und im Sommer,
Wenn die Glöckchen, wenn die Sterne
Farbig aus der Erde blühen,
Locken mich die hellen, friſchen

Blumen fort vom welken Streh.
Ach, Signore! Blumen lieb' ich
Gar zu ſehr, und ihre Sprache
Kann ich reden; wenn ſie fröhlich,
Kann ich mit den Blüthen koſen,
Aber wenn ſie traurig ſind,
Kann ich recht mit ihnen weinen."
„O, du einzig ſüßes Kind!"
Rief ich zärtlich, doch Teresa
Unterbrach mich voller Eifer:
„Ganz gewiß! Und wieder lieben
Mich die Blumen. Ja, Signore!
Vater hat ein Stückchen Landes,
Nicht viel größer als die Stube,
Doch wie drauf die Blumen wachſen,
Ei, das ſollter Ihr nur ſehn!
Solch ein Reichthum, ſolche Fülle . . .
Früh, vom erſten Lenzestage,
Bis der Winter, rauh zerſtörend,
In mein kleines Gärtchen dringet,
Mag ich jede Stunde pflücken,
Und an Blumen fehlt es nie.
Seit ich Sträuße nun verkaufe,
Sind wir wahrhaft reich geworden.

Ein behaglich gutes Stübchen
Kennt' ich meinem Vater mieten,
Und er braucht ſich nicht im Weinberg
Mehr zu plagen; Leibgerichte
Koch' ich ihm; auch einen Lehnſtuhl
Hab' ich jetzt für ihn beſtellt. —
Nun, der heil'gen Jungfrau Segen
Ruht auf mir; ich dank' ihr herzlich,
Und will immer zu ihr beten.

Zwar behaupten manche Leute,
Daß ſie ſich verwundern müßten,
Wie ich ſchuldlos bleiben könnte,
Da ſich doch ſeit früher Jugend
Kaum ein Menſch um mich bekümmert,
Da ich doch auf Straß' und Plätzen
Meine Blumen feilgeboten,
Oder ſie in Häuſer trug. —
Iſt das wirklich zum Erſtaunen?
Ohne Mühe, ohne Sorge,
Durft' ich immer meines Herzens
Angeborner Neigung folgen,
Denn das Laſter iſt ſo häßlich,
Und die Tugend iſt ſo ſchön."

VIII.

Alle Florentinerinnen
Prieſen Tereſina's Anmuth,
Doch es ſchwieg die Eiferſucht,
Und ſie wußten dieſes Mädchens
Blumenreinheit hoch zu ehren. —
Mit der treffſichſten Matrone
Und mit ihren beiden Töchtern
Fuhr ich einſt entlang am Arno.
„Jetzt, Signore,“ rief die Jüngſte,
„Acht gegeben! Tereſina
Naht heran, Firenze's Wunder.
Ach, ich liebe ſie von Herzen,
Iſt ſie doch ſo ſchön, ſo ſinnig
Und ſo frömmig wie ein Täubchen.
Seht ihr ſüßes Angeſicht!“ . . .
In dem Augenblick erkannte
Mich Tereſa: ohne Zögern

Warf ſie all die bunten Sträuße
Ihres Korbes in den Wagen,
Grüßte froh, und ging vorbei.
Endlich mußt' ich mich zur Trennung
Rüſten, Terefina merkt' es,
Und ſie kam in meine Stube.
„Sagt mir nur," begann ſie haſtig,
„Wollt Ihr wirklich weiter reiſen?
So die ganze Welt durchfliegen,
Und bei fremden Leuten wohnen,
Meine Freude wär' das nicht.
Iſt es ſchön an einem Orte,
Warum ſoll man ihn verlaſſen?
Iſt es häßlich an dem andern,
Warum braucht man hinzugehn?
Draußen könnte man zur Fürſtin
Irgendwo mich machen wollen,
Meine Armuth und Fixenze,
Sie verließ' ich nimmermehr."
Alſo ſprach ſie, doch die Unruh'
Ihrer Worte ſuchte eifrig
Ein Geſtändniß zu verhehlen.
Freundlich bat ich um Vertrauen,
Und ſie ſah mich mit den blauen

Veilchenaugen bittend an.
„Könnt Ihr," rief ſie, „gar das Flüſtern
Innerſter Gedanken hören?
Ei, bei ſolchem Zauberkünſtler
Hab' ich wenig nur zu wagen,
Drum vernehmt: ich bin verliebt!
Nun, erſchreckt nicht . . . Gott bewahre,
Nicht in Euch! In einen Schweizer,
Carlo Stürli iſt ſein Name.
Drüben im Palazzo Strozzi
Dient' er lange als Conditor,
Und ich ſah ihn jeden Morgen
An der Thür des Hauſes warten,
Bis ich dort vorüberging.
Sagt' ich freundlich: guten Morgen!
Dann verklärte ſich ſein Antlitz —
Ach, er hat ſo liebe Züge,
Hat ſo wackre, treue Augen,
Und ſein Haar iſt ganz von Gold. —
Eines Tages find' im Garten
Ich die erſte Roſenknospe
Früh vor ihren Schweſtern blühn.
Carlo, Carlo ſoll ſie haben!
Rief ich heimlich — — der Gedanke

Machte meine Wange glühn.
Als ich drauf am nächſten Morgen
Ihm die ſeltne Blume brachte,
Da war Carlo ganz verſtummt.
Statt zu danken für die Roſe,
Sprach er endlich leis und blöde:
„Liebe, gute Teteſina,
Willſt du meine Gattin werden?“
Und ich ſagte freudig: „Ja!“
Jetzo gab's ein glücklich Leben;
Morgens grüßt' ich meinen Carlo,
Abends kam er zu der Vigne,
Und wir machten für die Zukunft
Manchen wundervollen Plan;
Nur an Baarſchaft fehlt' es leider,
Um uns häuslich einzurichten.
So verſtrichen uns die Tage,
Bis er einſt im vor'gen Herbſte
Athemlos gelaufen kam,
Und mit Jubeln mir erzählte,
Daß er ſchnell in ſeiner Heimath
Eine Erbſchaft heben ſolle.
Aus der Freude wurde Trauer,
Als er Abſchied nahm; ich weinte,

Doch verſucht' ich ihn zu tröſten,
Und, ſein Päckchen auf dem Rücken,
Ging er in die Welt hinaus.
Sieben Wochen wollt' er bleiben,
Sieben Monde ſind verfloſſen,
Carlo kommt noch immer nicht
Mir iſt wahrlich angſt und bange,
Aber glaubt nur nicht, Signore,
Daß ich denke, er ſei treulos —
Nein, da kenn' ich Carlo beſſer.
Ach, erfüllt mir ein Geſuch!
Morgen wollt Ihr weiter reiſen . . .
Falls Ihr meinen Carlo treffet,
Und Ihr treffet ihn gewiß,
Sagt ihm doch: ich laſſ' ihn grüßen,
Laſſ' ihn bitten, bald zu kommen.
Wenn es gar zu lange dauert,
Mög' er nur die Erbſchaft laſſen,
Denn wir beide brauchen wenig —
Kraft und Liebe haben wir.
— Gott beſchütz' Euch und die Jungfrau!
Dieſe Schleife gab mir Carlo,
Und damit er Euch erkenne,
Heft' ich ſie an Euren Hut."

Alles würd' ich treu vollziehen,
Keine Mühe wollt' ich ſcheuen,
Um den Carlo aufzufinden . . .
Das verſprach ich, und Thereſa
Bot die himbeerfriſchen Lippen
Herzlich mir zum Abſchiedskuß.

IX.

Als ich ſchwieg, da ward's im Kreiſe
Still und ernſthaft. Niels, der Däne,
Hatte keine Neckereien;
Biſchof Berto ſchien geſpannt,
Von Teresa mehr zu hören;
Nur der Segretario zerrte
Höhniſch lachend ſeinen Mund.
„Subito!“ — Der Führer mahnte
Ungeduldig ſchon zum Aufbruch,
Und wir ritten mit dem Biſchof,
Bis ſich unſre Wege ſchieden.
Benedetto's Lebensmittel
Gingen nämlich auf die Neige,
Darum wählt' er einen Fahrweg
Nach der nächſten Stadt, um wieder
Neue Speiſen anzuſchaffen,
Und den müden Thieren dort
Einen Ruhetag zu gönnen.

Biſchof Berto aber lenkte
Seitwärts ab nach einem Landhaus,
Und er hat voll Artigkeit:
Da die Villa von dem Nattern
Wen'ge Miglien nur entfernt ſei,
Möchten wir ihn dort beſuchen.
Tiefer neigte ſich die Sonne,
Munter klang das Glockenſpiel
Unſres Zuges, als das Städtchen
Wir erreicht. An eine Höhe
Lehnt' es ſich, und helles Waſſer
Strömte ſilbern bei den Häuſern.
Doch verfallen war die Bauart,
Dächer fehlten oft und Thüren;
Hoch am Felſen klebten Hütten —
Räuberhöhlen, Vogelneſter
Sehen wohnlicher noch aus.
Andre lagen in dem Thale
Wüſt und ſchmutzig durcheinander,
Nur ein glühnder Pflanzenwuchs
Knüpfte ſie an's Reich des Lebens.
Bei den moriſchen Wohngebäuden
Standen ſchlanke Erdbeerbäume,
Silber-Blüthen in den Wipfeln.

Traubenweis, wie Maienblumen,
Und dazwiſchen rothe Früchte.
Tauſendblüthig ſproß die Kayer
Aus den Trümmern, und es ruhten
Lilafarb'ge Fädenbüſchel
In dem Alabaſterkelch. —
Dicht beim Orte ſahen wir
Reiche Felder ausgebreitet:
Reis erglänzte gleich Smaragden,
Zuckerrohr, in ganzen Wäldern,
Rauſchte hoch; die Baumwollſtaude
Trug bereits geſprungne Kapſeln,
Und es blähte ſich hervor,
Hell wie Schnee, die linde Wolle.
Statt der Zäune, zog die Myrthe
Wuchernd ſich um alle Aecker,
Oder Aloë umgab ſie
Mit den ſcharfen Stachelblättern.
In den Hütten, auf dem Felde
War es ſtill, man hielt Sieſta,
Nur das Schwirren der Cicaden
Tönte grell von jedem Baum.
Ein abſcheulich gelbes Mädchen
Schöpfte Waſſer aus der Quelle,

Sah den Zug der Reiter kommen,
Und entfloh, der Gemſe gleich,
Mitten in die Felſenſchluchten.
Benedette klopfte Lärmend
An das feſtverſchloſſne Wirthshaus.
Endlich regt' es ſich darinnen . . .
Schritte dröhnten, Riegel klirrten,
Und der Gaſtwirth trat heraus.
Ein Achill von Körperbildung
War er; ſeine Heldenzüge
Bargen ſich im ſchwarzen Bartwuchs,
Seine Augen ſchoſſen Blitze,
Aber ſchlechte, ſchmutz'ge Lumpen
Hingen ordnungslos und häßlich
Um den edlen Gliederbau.
In dem Wuſt und Rauch des Hauſes,
Wo ſich Ziegen, Kühe, Menſchen
Nachbarlich vereinigt hatten,
Fand ich's völlig unerträglich,
Und mich lockte ein Spaziergang
Durch die Calabreſenſtadt. —
Kühler wurd' es jetzt: die Leute
Kamen gähnend aus den Häuſern,
Schlichen läſſig an die Arbeit,

Und ſie flochten aus dem Schilfrohr,
Das zu vielen Zwecken dient,
Dicke Seile, Körb' und Matten,
Oder Netze für den Thunfiſch.
Auch Soldaten lagen hier,
Und ſie ſteckten faſt ſo lumpig
In zerriſſnen Uniformen,
Wie die Bürger — Plötzlich ſtürzte
So ein Kerl mit roſt'ger Flinte
Räuberhaft auf mich; ich faßte
Unwillkürlich an den Dolch.
„Ha, wie kommt Ihr zu der Schleife?"
Schrie er drohend. „Teresina
Hat ſie nimmer Euch geſchenkt,
Alſo habt Ihr ſie geſtohlen!"
„„Heißt Ihr etwa Carlo Stürli?""
Fragt' ich den zerlumpten Krieger,
Ueberraſcht. Sein gelbes Haar,
Seine ehrlich blauen Augen
Und ſein ſchlechtes Italieniſch
Zeigten deutlich auf den Schweizer.
„Ja, ſo heiß' ich!" — „„Gruß und Botſchaft
Bring' ich Euch von Teresina.
Doch Euch hier und ſo zu finden,

Hätt' ich freilich nicht gedacht.""
„Ach, Signore! Eigner Leichtſinn
Trieb mich zu den Calabreſen.
Nehmt es mir nur ja nicht übel,
Daß ich Euch vorhin beleidigt,
Denn in dieſem Räuberlande
Glaubt man: Jeder ſei ein Dieb."
„„Schon genug! Ich muß Euch ſprechen —""
„Folgt mir bis auf jenen Felſen,
Lieber Herr! Im Lorbeerbuſche
Iſt ein ſchattig ſtilles Plätzchen,
Wo uns niemand ſtören wird."

X.

Als ich Grüße und Bestellung
Ihm gehörig überliefert,
Sagte Carlo, freudig weinend:
„Von Teresa kommt mir Botschaft
Bis in diesen Erdenwinkel,
Wo das Unglück mich verschlagen!
Solche Freude that mir nöthig,
Denn die Sehnsucht und der Kummer
Hätten mich beinah erstickt.
Innig dank' ich Euch, Signore!
Möcht' Euch alles gern erzählen — —
Darf ich? — Mit der Trennung Schmerzen,
Doch mit Hoffnungsluft im Herzen,
Schritt ich rüstig aus Firenze.
In die Heimath wollt' ich gehn,
Wollte meine Schwester küssen,
Einmal noch den Schall des Alphorns
Von der Firne klingen hören.

Einmal noch die Gemſe jagen,
Und die Erbſchaft uns erheben.
Schon erblickt' ich Teresina
Munter im Conditorladen;
Tauſend Kunden, jung' und alte,
Eilten zu der ſchönen Wirthin . . .
Ich empfand — ich kann's nicht läugnen —
Ein'ge kleine Eiferſucht.

Sieben Tage zog ich ſingend
Meine Straße, doch da führte
Mich das Unheil in ein Dörfchen;
Ueberfüllt war die Locanda,
Und mit vielen Gäſten ſchlief ich
Dicht zuſammen auf der Streu.
Morgens ſuchte ich mein Ränzel,
Konnt' es aber nirgends finden,
Denn geſtohlen war es mir.

Die Verzweiflung meiner Lage
Mögt Ihr fühlen — alle Baarſchaft
War dahin — wie ſollt' ich weiter?
Ganz in Traurigkeit verſunken,
Saß ich vor der Thür des Hauſes.
Plötzlich ſtand ein langer Mann
Mit gewalt'gem Schnurrbart vor mir.

„Maledetto! Nur nicht weinen!“
Rief er kräftig mir entgegen.
„Muthig, Schweizer! sagt: was fehlt Euch?“
Ich erzählt' ihm alles offen;
Lachend faßt' er mich beim Arm,
Nahm mich mit sich in die Sala,
Ließ vom besten Weine bringen,
Und versprach mir seinen Beistand.
So viel Güte eines Fremden
Goß mir neuen Muth in's Herz.
Jener meinte nun, ich sollte
Unter die Soldaten gehen,
Denn bei meiner guten Haltung
Könnt' ich Colonello werden.
Danke! rief ich. Hab' ein Liebchen,
Das ich nicht verlassen möchte,
Würd' ich gleich ein General.
„Nun, das holde Kind soll leben!“
Unsre Gläser klangen silbern,
Klangen immerdar von neuem,
Und ich trank mir einen Rausch.
Ach! der Fremde war ein Werber,
Heimlich trieb er hier sein Wesen:
Die Soldatenmütze setzt' er

Mir auf's Haupt, und trunken ſchrie ich:
„Hoch, der König von Neapel!“
Als ich wieder nüchtern wurde,
Fand ich mich in dunkler Scheune;
Mich befiel ein ſchrecklich Grauſen,
Und die blaſſen jungen Leute,
Die daſſelbe Schickſal theilten,
Sagten mir: ich ſei Soldat.
Keine Bitten, keine Thränen
Löſten mich aus dieſer Feſſel,
Und man führt' uns, wohlbewacht,
Nach Neapel bald hinunter.
Wild verzweifelnd und verzagend,
Saß ich auf Caſtell San Ermo,
Und in meinem Seelenkummer,
Mußt' ich exerciren lernen.
Sehnſuchtsvoll an Tereſina
Dacht' ich Armer jede Stunde;
Mir erſchien die ſchöne Stadt
Wie ein Grab, wie ein Gefängniß —
Ich entwarf den Plan zur Flucht.
Glücklich kam ich aus der Feſtung,
Durch die Straßen von Neapel,
Kam in's freie Feld hinaus.

Drinnen hört ich auf San Elmo
Noch die Lärmkanone krachen,
Mein Entfliehen anzukünden,
Und auf unbetretnen Pfaden
Eilt' ich über Berg und Thal.
Bei Caserta kam ein Reiter
Mir entgegen; dieſer fragte
Nach dem Paß — ich hatte keinen,
Und man machte die Entdeckung,
Daß ich fortgelaufen ſei.
An ein Pferd gebunden, wurd' ich
Nach Neapel abgeliefert,
Mußte dort im Kerker liegen,
Bis man mich, mit andern Truppen,
Nach Calabrien verſetzte,
Wo das Volk in Aufruhr war.
Herr, es iſt ein Volk von Dieben
Und von Mördern! Reiche Leute
Halten Nachts ihr Haus verrammelt;
Unterm kurzen, ſchwarzen Mantel
Führet Jeder ſeinen Dolch.
Eiferſüchtig wie die Mohren
Sind ſie; ihre gelben Weiber
Bleiben ewig eingeſperrt.

Und die vornehm stolzen Männer
Können schreiben nicht, noch lesen.
O, Signore, glaubt es mir:
Wilde giebt es in Europa,
Und sie heißen — Calabresen!
Keine Zukunft, keine Rettung
Lächelt mir: noch dreizehn Jahre
Soll ich dienen — Teresina,
Meine liebe Teresina
Werd' ich niemals wiedersehn!
Nein, das kann ich nicht ertragen,
Und mir bleibt kein andres Mittel,
Als — die Kugel durch den Kopf."
„„Freilich, schlimm ist Eure Lage,
Guter Stürli!"" sagt' ich traurig.
„„Jede Bitte ist vergebens
Hier bei diesem rohen Volk. —
Wenn vielleicht . . . ? Das wäre möglich!
Heut noch will ich es versuchen,
Und ich bring' Euch wohl Erlösung.
Fasset Muth! — — Sich fortzuschießen,
Hilft zwar manchmal, doch es bleibt
Immer ein gewagtes Mittel.""

XI.

Schlafes ging die Nacht vorüber;
Morgens stieg ich in den Wagen,
Leicht und offen . . . zu der Villa
Bischof Berto's ließ ich jagen.
Reich gebaut aus rothem Marmor,
Lag sie auf dem Bergesgipfel;
Pinien mit der grünen Wölbung
Rauschten schattig um die Fenster;
Südlich breite Pflanzenbüsche
Blühten rings, und gegenüber
Flog ein lichter Catarakt
Silberstäubend von dem Felsen.
— Wahrhaft fromme Priester wissen
Selbst Calabrien sich wohnlich
Und behaglich auszuschmücken
Ihrer ist das Paradies.

Und ſie wollen ſich auf Erden
Schon gebührend vorbereiten.
Eben las der Biſchof Meſſe
In dem wunderthät'gen Kirchlein.
Ich erblickt' ihn am Altare —
Prächtig ſprach er da den Segen,
Und das Volk, auf's Knie gefallen,
Nahm ihn gläubig in Empfang.
Als das heil'ge Amt vollendet,
Sah er mich; er nickte freundlich,
Sandte dann den Segretario,
Mir zu ſagen: bei der Villa
Fänd' er mich in kurzer Zeit. —
Ja, er kam, der edle Biſchof,
Doch den Kirchenfürſten hatt' er
Mit der goldgeſtickten Mütze
Nun für's Erſte abgelegt,
Und er trug das Käppchen wieder.
Schnallenſchuh' und ſchwarze Strümpfe,
Seidne Hoſen bis an's Knie,
Hüllten die geweihten Beine;
Seine zugeknöpfte Weſte
War von purpurrothem Damaſt;
Es beſchwerte ihn kein Rock,

Sondern weiß, wie ſeine Seele,
Blähten ſich des Hemdes Aermel.
„Gott ſei Dank!“ begann der Prieſter,
Die erhitzte Stirne trocknend.
„Hab' den ganzen Tag gefaſtet,
Doch es iſt ja überſtanden . . .
Kommt, Signore . . . kommt zu Tiſche!“
Unter vier Pom'ranzenbäumen
War die Tafel angerichtet;
Drei Couverts: für Biſchof Berte,
Für den feiſten Segretario
Und für mich. Es ſchmeckte trefflich.
Alle Speiſen waren lecker;
Auch das goldne Blut der Trauben
Von Catanea und Orvieto
Fehlte nicht bei unſerm Mahl.
Munter wurd' es an der Tafel,
Und der fromme Wirth belachte
Laut die dritthalbdeut'gen Späße,
Die der Segretario machte.
Etwas fern, noch immer faſtend,
Stand, ein Bild erſchöpften Leidens,
Jener bleiche Franziskaner.
Traurig ſah er auf den Prieſter,

Auf die wilde Bacchanalie,
Und es drückte finſtrer Mißmuth
Sich in ſeinem Antlitz aus.
Doch, wen ging der alte Mönch an!
Unſer Biſchof, nun geſättigt,
Sprach von Dieſem und von Jenem,
Ja, er weihte, voller Gnade,
Mich Unwürdigſten der Laien
In manch tief Geheimniß ein.
„Will man," ſagt' er, „die Melone
Recht voll Süße und Aroma
Sich erzieben — merkt es ſorgſam —
Nur mit echtem Cyprowein
Darf ſie dann begoſſen werden."
„„Meinen wärmſten Dank!"" — „Nicht Urſach!
Solche wißbegierge Schüler
Hab' ich gern, und einen Braten
Sollet Ihr bereiten lernen,
Unerreichbar, unbeſiegbar,
Das Juwel von allen Braten.
Laſſet einen Truthahn nehmen,
Und den zarteſten Capaun
Laßt in dieſen Truthahn ſtecken;
Endlich kommt in den Capaun

Noch zuletzt ein Ortolan.
So bereitet, soll das Ganze
Ohne Hast am Spieße braten,
Und man ißt, sobald es fertig,
Nur den kleinen Ortolane.
Seine Zartheit, seine Würze
Müßt Ihr aus Erfahrung kennen,
Bloße Schild'rung hilft zu nichts.
Aller Wohlgeschmack des Truthahns,
Alle Feinheit des Capauns,
Haben sich als Blumendüfte
In dem Ortolan vereinigt."
Also sprach er, hochbegeistert,
Dann ergriff er die Chitarra,
Die am himmelblauen Bande
Ueber seinem Lehnstuhl hing.
Mit der kleinen feinen Cither
Vor dem Bauche, sah der Bischof
Prächtig aus; er präludirte,
Und begann darauf zu singen.
Nicht von Lämmlein und von Hämmlein,
Nicht von Engeln, Lilienstengeln —
Nein! ein recht verliebtes Lied
Sang er mit verliebter Miene.

XII.

Sieh! Der Segretario holte
Friſche Flaſchen aus der Villa,
Hochgehalst und ſtrohumflochten.
Nein, das ging nicht, denn der Biſchof
War in ganz erwünſchter Laune,
Doch wenn er noch weiter trank,
Konnte alles mir mißlingen.
Ohne Zögern drum begann ich
Meinem Wirthe zu erzählen,
Wie ich Stürli angetroffen;
Seine Schmerzen, ſeine Klagen,
Sucht' ich lebhaft ihm zu ſchildern,
Und der Biſchof ward gerührt.
„O, der Arme!" rief er. „Traurig
Iſt ſein Schickſal . . . ich beklag' ihn!

Aber, ſprecht, wer kann ihm helfen?“ —
„„Ihr allein, Signoria, könnt es!““
„Ich? Wie ſo das?“ — „„Wenn Ihr gnädig
Beim Maggiore Euch verwendet,
Daß er Carlo Stürli losgiebt.““
„Niemals! Mit der Soldateska
Mag ich nicht zu ſchaffen haben . . .“
„„Denket nur, wie Teresina
Weinend in Firenze harret,
Wie ſie jeden Tag die Hoffnung
Nährt, ihr Liebſter werde kommen.
Nein, er kommt nicht! Die Muskete
Muß er voll Verzweiflung tragen,
Und er jagt ſich eine Kugel
Endlich durch's gequälte Herz.
Teresina dann — —.““ Ich wurde
Hier vom Biſchof unterbrochen.
Haſtig ſtand er auf und ſagte:
„Unſer ſchönes Blumenmädchen! . .
Dank, daß Ihr mich dran erinnert! —
Segretario, meine Kutſche
Soll man rüſten! . . Teresina
Hab' ich gar zu lieb gewonnen,
Kann ſie ſo nicht leiden ſehn.“

Als der Bischof angekleidet,
Fuhr sein Wagen aus der Villa,
Und ich mußte bei ihm sitzen
In der rothen Prachtkarosse.
Vor dem Hause des Maggiore,
Das ein wenig größer war,
Doch nicht staub'rer, als die andern,
Stieg der Bischof ab. Er ließ mich
Wohl ein halbes Stündchen warten —
Endlich trat er aus der Thüre,
Heiter leuchtete sein Auge,
Und er drückte mir die Hand.
Draußen vor dem Städtchen sprach er:
„Nun, Signore, seid zufrieden!
Alles hab' ich ausgerichtet.
Zwar, der bärtige Maggiore
Wollte anfangs nicht heran,
Doch er ist ein alter Sünder,
Darauf kennt' ich mich verlassen.
Als ich ohne Kirchenbuße
Indulgenza ihm ertheilte,
Va! da hatt' ich die Paviere
Für den Stürli . . . Nun, so nehmt sie!
Sagt, er soll die Teresina,

Wenn er nach Firenze kommt,
Schön von Biſchof Berto grüßen,
Und, Signore . . . lebet wohl!“
— Ohne Thränen war der Abſchied,
Doch ich hätt' ihn küſſen mögen,
Dieſen lebensluſt'gen Prieſter;
Unter ſeiner Damaſtweſte
Schlug ein gutes, warmes Herz.
Unſre ganze Caravane
Zog am nächſten Morgen weiter,
Und ſie barg in ihrer Mitte
Jetzo einen achten Reiter —
Carlo war es, deſſen Maulthier
Benedetto angekauft.
Bis Neapel blieb er bei uns,
Aber keine Stunde länger
Konnt' er ſeine Sehnſucht zügeln,
Und ein flinker Vetturino
Führt' ihn eilig nach Florenz.
Ob die kleine Tereſina
Nun bereits als ſchmuckes Weibchen,
Im Conditorladen ſteht,
Ob ſie viele Kundſchaft locket,
Und ob Carlo eiferſüchtig,

Weiß ich nicht — allein ich glaub' es.
Nie erfuhr ich eine Sylbe
Von den beiden Liebesleuten,
Nur die bunte Schleife hab' ich,
Unter theuren Angedenken,
Immer sorglich aufbewahrt.

Pepita.

I.

Wenn der Nebel und die Wolken
Herbſtlich grau vom Himmel flattern,
Wenn der Sturm die Regentropfen
Praſſelnd mir an's Fenſter jagt,
Ach! dann heftet ſich mein Auge
Auf den Palmſtock, der im Winkel
Meines ſtillen Zimmers lehnt.
Iſt er eine Wünſchelruthe,
Die verlorne goldne Schätze
Aus dem Grabe der Erinnrung
Neu und hell zu Tage bringt?
— Alte Bilder wachen auf,
Und ich ſeh' Sorrento liegen,
Vom Orangenwald umflochten.
Vorne, wo der Felſenabhang
Sich zum Meere niederſenket,
Dort erhebt ſich Taſſo's Wohnung,

Aber tauſend Schritt zurück
Steht ein traulich kleines Häuschen,
Und in dieſem wohnt' ich lang.
Eine breite offne Loggia
Zieht entlang ſich vor den Fenſtern,
Und das Auge ſchweift von hier
Ueber duftige Terraſſen,
Wo Limon' und Pomeranze
Goldig friſch im Laube glühn,
Wo die Feigen, die Oliven
Und Cypreſſen, dunkelgrün,
Eng ſich aneinander ſchmiegen,
Während auf dem Boden drunter
Wilde Myrthe und Melonen,
Aloë's und Cactus blühn.
Blau, wie Lapis lazuli,
Schimmert rings die Fluth des Golfes;
Iſchia und Capri ſchwimmen
Auf den ſüdlich reinen Wogen;
Drüben hat Neapels Pracht,
Unter Pinien, unter Palmen,
Mit Fontainen und Paläſten
Sich auf Bergen hingelagert;
Doch zur Seite eilt der Blick

Bis zum dampfenden Veſuvio
Und bis Portici hinüber.
Vor dem Hauſe ſtieg zum Himmel
Eine ſtolze Fächerpalme,
Die mir, mit dem grünen Wipfel,
Schatten oft und Kühlung brachte. —
Einſtmals weckte in der Nacht mich,
Als ich ruhig ſchlief, das Krachen
Wilden Donners. Ein Gewitter
Zog heran; die Meereswogen
Tanzten eine Tarantella
Nach dem Takte, und die Blitze
Machten's helle in dem Ballſaal.
Des Veſuvio Feuerſäule
Glühte ſchrecklich dunkelroth,
Ihren Schein ſah man im Golfe
Fern bis zu den Inſeln flattern;
In den Fluthen, in den Bäumen
Toſte rauh des Sturms Gewalt.
— Als der Morgen ſonnig tagte,
War des Wetters Graus verſchwunden,
Aber unter unſrer Palme
Lag ein Zweig herabgebrochen.
Seine Blätter pflückt' ich ab,

Formte ihn zum Wanderſtabe,
Und ſo hat er manche Meile
Durch die Welt mich hinbegleitet.
Stöcke ſind zwar gar nicht ſelten,
Ganz beſonders hier in Deutſchland
Iſt an Stöcken Ueberfluß,
Und ſo manchen fand ich freilich,
Der den Damen ſtolz erzählte
Von den Reiſen in Italien
Und von ſeinen Abenteuern.
Aber keiner weiß ſo feurig,
So lebendig zu erzählen,
Als der Palmſtock, den ich damals
Aus Sorrento mitgebracht.
Seh' ich ihn, dann zeigt die Sehnſucht
Mir den Süden, und im Süden
Liegt Sorrento; in Sorrento
Seh' ich ſtehn das kleine Haus,
Und in dieſem Häuschen wohnet,
Wohnt Pepita, lieb und ſchön.

II.

Könnt' ich doch das Mädchen malen
Mit dem ſchlanken Gliederbau,
Mit dem großen Flammenauge
Und dem rabendunklen Haar.
Alles iſt an ihr elaſtiſch,
Alles Lebensmuth und Gluth,
Alles Frohſinn, alles Jugend,
Denn ſeit ſie geboren, haben
Dort im Thal die blauen Veilchen
Sechzehnmale erſt geblüht.
Auf dem ſtolzgetragnen Haupte
Schwebt ein weißer Schleierdeckel,
Und der ſchwarze Sammt des Mieders,
Wohlgeſchmückt mit Silberketten,
Spannt den vollen Buſen ein.
Von den Hüften wallt hernieder,

Scharlachroth, ein faltig Röckchen,
Doch den friſchen ſchmalen Fuß
Liebt ſie nimmer zu bekleiden,
Und ſogar an Kirchenfeſten
Trägt ſie weder Schuh noch Strumpf.
In dem Hauſe ihrer Eltern
Wohnt' ich lange; heimathinnig
Fühlt' ich mich. — Pepita's Vater
War vermögend; Apfelſinen
Wuchſen ihm in Menge zu.
Um ſie nach der Stadt Neapel
Ohne Koſten hinzuführen,
Hatt' er eine eigne Barke,
Die mit bunten Heil'genbildern
Innen völlig überklebt war.
Auch Oliven ſo wie Trauben
Zog er auf dem Bergesabhang,
Ließ ſie preſſen, ließ ſie keltern,
Nahm ſich Wein und Oel zum Haushalt,
Und das Uebrige verkauft' er
An die Händler aus Neapel.
Seine Frau war ſchön geweſen,
In den Zügen las man das,
Doch zu überreicher Fülle

Hatte ſich ihr Wuchs entfaltet;
Einer Kugel glich ſie jetzt. —
Wahrlich! Unſre noblen Damen,
Die ſo lang im Bette ſäumen,
Ihre Chokolade trinkend,
Bis die Wachparade bläſt,
Können nicht bequemer ſein,
Als die gute dicke Wirthin.
Ungern ſtand ſie auf vom Seſſel;
Müßig war ſie viele Stunden,
Hatt' im Schooß die Spindel liegen,
Aber ſpinnen that ſie nicht.
Fromm und gottesfürchtig war ſie —
Ja, das kann ich ihr bezeugen! —
Jedem Bettelmönche gab ſie
Wein und Käſe, Fleiſch und Früchte,
Und an allen Heil'genfeſten
Illum'nirte ſie die Fenſter.
Ein'gen Stolz beſaß ſie freilich,
Denn ihr Bruder war Abbate;
Doch ein treffliches Gemüthe
Hatte ſie, und ſtets ein Sprüchwort,
Gut und lehrreich, in Bereitſchaft.

Wenn ich irgend unwohl wurde,
Wußte ſie wie eine Mutter
Mich zu hätſcheln und zu pflegen.
Drei der Kinder hatten beide.
Ihre älteſte Tochter wohnte,
Schon verehlicht, in Amalfi.
Marco war der einz'ge Sohn,
Ein gewandter tücht'ger Burſche;
Immer ſchaffi' er emſig draußen,
Bald am Berge, bald im Garten;
Selten ging er zur Bottegha,
Sein Vergnügen war die Jagd.
Oftmals hab' ich ihn begleitet,
Und wir ſtiegen dann hinunter
Zu dem Schilf-umwachſnen Strande,
Jagten dort die wilden Enten
Schaarenweis empor — die Flinten
Waren aber ſchlecht beſchaffen,
Auch die Hunde fehlten uns,
Und es ward nicht viel geſchoſſen.
Nun — Pepita war die Jüngſte,
War des ganzen Hauſes Liebling,
Und der Leſer kennt ſie ſchon.

Ein gewandter Bube, Cecco,
Hatte ihr ſein Herz gewidmet;
Folgte ihr auf Weg und Stegen,
Brachte ihr am Abend Ständchen,
Aber ganz von ferne nur.
Denn Pepita's Bruder ſagte:
„Würd' er ihn dabei erwiſchen,
Schlüg' er ihm die Mandoline
Auf dem Rücken kurz und klein."
Cecco war ein rechter echter
Italiener, flink und feurig,
Wohlgebaut und ſehr betrüg'riſch.
Bettelarm, ein Vagabonde,
Oder auch vielleicht was Aerg'res,
War ſein Vater, denn er hatte
Die Galeere ſchon beſucht.
Darum wollten auch die Eltern
Der Pepita von dem Cecco
Gar nichts wiſſen; darum drohte
Marco, ihm die Mandoline
Auf dem Rücken zu zerſchlagen.
Und das Mädchen? — Ruhig nahm ſie
Sein Gekoſe ſo entgegen,
Sagte weder ja, noch nein!

Zwar, ſie dachte nicht an Liebe,
Aber ſie war Evens Tochter,
Ließ ſich gerne zärtlich ſchmeicheln,
Und erreichte an Gefallſucht
Unſre feinſten Damen faſt.

III.

Heiter und geſchäftig blieb ſie
Aber immer; das Verhältniß
Trat nicht ſtörend in ihr Daſein.
Morgens brachte ſie den Kaffee
Liederſingend mir in's Zimmer;
In die Berge ſtieg ich aufwärts,
Und wenn ich zurücke kehrte,
Hatte ſie das Bett geordnet,
Meine Stube rein gefegt,
Und mit ihren ſchönſten Blumen,
Mit den reifſten Apfelſinen
Tiſch und Fenſterbret geputzt.
So verſtrich der Tag. Am Abend
Kam Beſuch: der Apotheker
Aus Sorrento, andre Nachbarn
Und zuweilen Onkel Carlo.
Alle ſaßen auf der Loggia,
Plaudernd, ſingend oder trinkend;

Jeder hatte die Foglietta
Mit rubinenrothem Weine
Vor ſich auf der Brüſtung ſtehn.
Aber wenn die Sonne goldig
Und verlöſchend in die Meerfluth
Sich herniederſenkte, ging ich
Mit Pepita zur Terraſſe,
Wo Orangen und Limonen
Mit den dunkelgrünen Kronen,
Früchteſchwer und blüthenduftig,
Wunderſchöne Lauben bilden.
Dorten ſaßen wir noch lange,
Denn der Himmel lachte ſternhell.
Floß zuweilen auch ein Regen
Auf die Köpfe uns, ſo war es
Nur ein ſüßer, ſilberweißer
Apfelſinenblüthen-Regen.
Wie das Mädchen dann geplaudert,
Möcht' ich wohl dem Leſer ſchildern
Doch es wird mir nicht gelingen,
Ihre kindlich heitern Worte
Treu und warm zu wiederholen.
„Oscarre, Deine Sprache
Iſt poſſierlich! Allemal

Muß ich lachen, wenn zur Uebung
Ich das „guten Morgen!“ ſtammle,
Das Du mühſam mich gelehrt.
Als Du neulich auf der Loggia
Recht gewandt improviſirteſt —“
(Weil mich alle raſtlos plagten,
Und ich doch zum Stegreifdichter
Nicht Talent noch Luſt verſpüre,
Hatt' ich damals, recht mit Pathos,
Schiller's Taucher declamirt) —
„Klang es freilich noch ſo ziemlich.
Aber weißt Du wohl: es waren
Zwei Abbati doch zugegen,
Onkel Carlo und ein Andrer,
Die bekamen Streit hernach
Sieh! der Andre meinte nämlich,
Deutſch, das ſei die Ketzerſprache,
Und es wären, die ſie reden,
Sämmtlich reif zum Scheiterhaufen.
Ach! da war ich ſehr erſchrocken,
Doch der Onkel nahm das Wort,
Und bewies dem Herrn Abbate,
Daß er völlig unrecht habe,
Denn es wohne ſelbſt zu Roma,

An dem Hof des heil'gen Parſtes,
Ein berühmter Cardinal —
Mezzofanti, glaub' ich, heißt er —
Der die deutſche Sprache redet.
Nun, da ſchörſt' ich wieder Athem,
Und nur eins noch möcht' ich wiſſen:
Täglich muß ich Dir vom Krämer
Weiß Papier herüberholen;
Täglich ſchreibſt Du lange Briefe,
Ohne ſie zur Poſt zu geben —
Sag' mir, was bedeutet das?"
Mädchen, keine Briefe ſind es,
Sondern Lieder! — „Ei, du Lügner!
Wenn es Lieder wären, brauchteſt
Du ſie doch nicht aufzuſchreiben.
Mehr als hundert Lieder weiß ich,
Aber ſchreiben kann ich nicht."
Ja, mein Kind, es ſind Gedichte,
Die ſich in der Bruſt entfalten,
Wenn ich auf das weite Meer
Und in Deine Augen blicke.
Mehr als einmal kommt Perita
In den Liedern vor. — „Gewiß?"
Ganz gewiß! — „Ach Gott, wie Schade,

Daß ich gar kein Deutſch verſtehe!
Bin bewandert in Gedichten,
Und mein Urtheil würd' ich ſagen,
Ob ſie ſchön, ob häßlich ſind!"
Ich beruhigte Perita
Und ihr gar zu zart Gewiſſen.
Ich erzählte ihr: in Deutſchland
Gäb' es viele Recenſenten,
Welche auch nicht Deutſch verſtehn.

IV.

Eines Abend ging ich unten
An dem Ufer, wo die See
Silberſtäubend zwiſchen Steinen,
Zwiſchen Muſcheln wallt und ſprützet.
Von den Bergen zog ein Duften
Lieblich und berauſchend nieder;
Aus dem Golf, dem Sternenſpiegel,
Stieg ein friſcher Waſſerathem —
Meer und Berge küßten ſich,
Küßten ſich in ihren Düften.
Plötzlich hört' ich Schritte nahen,
Und ich ſah empor — Pepita
War es; in dem Auge glänzt' ihr
Schmerz und Zorn durch eine Thräne.
Schon von ferne ſtreckt' ſie mir,
Heftig blutend, einen Finger
Ihrer rechten Hand entgegen,

Und ſie ſagte: „Odoardo!
Bei der Polizia biſt Du
Als Dottore angemeldet . . .
So, nun heile mir die Wunde!
Wie, Du zuckſt die Achſeln? — Kannſt nicht?
Geh' nur! ſolche Wunde kann
Jeder Ciarlatano heilen,
Und Du willſt Dottore ſein?"
Kind, ich habe mich vor aller
Charlatanerie gehütet!
Aber komm nur! Deinen Finger
Nehm' ich in den Mund und trinke
Durſtig von dem heißen Herzblut,
Löſe dann die wilde Locke
Deines kohlenſchwarzen Haares,
Wickle ſie um die Verletzung,
Und ſie heilt gewiß nun bald.
Doch, erzähle mir, Pepita,
Wie Du zu der Wunde kameſt?
„Ach, der Cecco iſt ein Mörder,
Ein Ladrone, ein Vampyr!
Seit Du, Lieber, bei uns wohneſt,
Quält er mich mit Stachelworten,
Und vor Eiferſucht und Aerger

Hat der Böſe mich gebiſſen.
Nun iſt alles aus! Ich haſſ' ihn!
Meinetwegen kann er gehn,
Ich will nichts mehr von ihm wiſſen!"
Mädchen — ſagt' ich — ſei nicht böſe!
Was die Liebe hat verſchuldet,
Muß die Liebe auch verzeih'n.
Roh iſt Cecco, doch er liebt Dich,
Und den wilden Sinn zu lenken,
Das gelingt nur Dir allein,
Denn ich hab' es ſelbſt erfahren,
Wie man durch der Liebe Feuer
Gut und ſanft und frömmig wird.
Was er that, das that der Wahnſinn
Toller Liebe, nicht er ſelber,
Darum ſchenke ihm Vergebung,
Sei ihm wieder gut und hold.
Dieſe Friedenspredigt wollte
Cecco, recht auf italieniſch,
Mir mit einem Dolchſtich danken.
Frühe ſchon am andern Morgen
Kam der brave Apotheker,
Und erzählte mir: der Bube
Habe theuer ſich vermeſſen,

Wo er mir begegne, würd' er
In mein Blut ſein Meſſer tauchen.
Noch am ſelben Tage ging er
Unterm Fenſter mir vorüber.
An die Scheiben klopfend, rief ich:
„Cecco, Cecco! Komm herein!"
Zögernd trat er endlich näher.
„Sieh die prächtigen Piſtolen,
Wie ſie in der Sonne blitzen" —
Sprach ich — „Doppelläufe ſind es;
Stahl und Gold. Ich kaufte ſie
In Verona, und mit Kugeln
Hab' ich vierfach ſie geladen.
Rath' einmal, wozu?" — Er ſtockte,
Stammelte, er wüßt' es nicht:
„Wohl, ſo will ich's Dir vertrauen:
Führſt Du wieder freche Worte,
Oder machſt Du den Verſuch gar,
Meuchleriſch mich anzufallen,
Sei verſichert, guter Cecco,
Daß ich Dich zu Boden ſchieße,
Wie man einen Spatz erſchießt."
Cecco nahm bei dieſen Worten
Seine ſchmutzig rothe Mütze,

Die er auf dem Kopf behalten,
Plötzlich ab und wurde höflich.
Nicht ein Wort, beſchwor er, hätte
Seine Lippe ausgeſtoßen,
Denn er ſei mir treu ergeben;
Nur der ſchlechte Apotheker
Könne ihn verdächtigt haben.
Darauf bat er mich zum Schluſſe
Noch um einige Tomeſt,
Denn er habe ſchon ſeit geſtern
Keinen Tropfen Wein getrunken.
Und ich gab ihm, doch zu wenig
War's ihm — trotzig ging er,
Ohne einen Dank zu ſagen,
Mit der Kupfermunze fort.

V.

Und Pepita? — Nein, ſie wollte,
Trotz der ſalbungsvollen Rede,
Die ich ihr gehalten hatte,
Sich mit Cecco nicht verſöhnen.
„Wär' er blos ein Trinker" — ſprach ſie —
„Und ein Spieler, nun! das könnte
Man ertragen, doch ein Heide,
Ein verruchter Heide iſt er.
Den San Pietro und San Paolo,
Ja ſogar die heil'ge Jungfrau,
Er verkauft ſie alleſammt
Für ein Fäßchen Syrakuſer.
Gottesfürchtig war er niemals,
Doch es nimmt mit jedem Tage
Seine Seel' an Frechheit zu.
Höre nur ein einzig Stückchen:
Neulich hatt' er gegen Taglohn
Ziegelſteine in der Barke

Nach Neapel hingerudert.
Als er nun am ſpäten Tage
Heimwärts kehrt, und müßig träumend
Ausgeſtreckt im Boote liegt,
Sieht er bei Caſtellamare
Zwei Perſonen auf ihn winken.
Eilig ſtößt er an's Geſtade,
Und die Fremden ſind erfreut;
Sie verſprechen gutes Fährgeld,
Wenn er ſchnell ſie nach Neapel
Bringen wolle. — Naſe, Sprungriem,
Backenbart und Halstuchſchleife,
Aus dem allen ſah er gleich,
Daß es Engelländer waren,
Und daß San Anſelmo gnädig
Ihm die Beiden zugeſendet,
Um ſie tüchtig auszubeuteln.
Cecco nahm ſie in die Barke,
Hob das Ruder, ſtieß vom Lande,
Und die Barke flog hinaus.
Auf dem Golfe einſam ſchwimmend,
Sagte Cecco zu den Briten:
„Ach, Signeri, in Verzweiflung
Bin ich, denn ich habe Schulden,

Und man will mich ſetzen laſſen.
Meine Freiheit ſoll ich meiden,
Soll nicht mehr die grünen Berge,
Nicht mehr den Veſuvio dampfen,
Soll nicht Golf und Inſeln ſehn!
Nein, das kann ich nicht ertragen!
Lieber will ich augenblicklich
Mich in's tiefſte Meer verſenken!"
Und er ließ die Gondel ſchwanken;
Wellen ſchlugen über Bord,
Jene Briten ſehr durchnäſſend.
Von Beſorgniß überfallen,
Baten ſchmeichelnd ſie den Cecco,
Die Verzweiflung aufzuſchieben,
Bis ſie erſt am Lande wären.
Doch der Burſche ſpielte gut,
Und die Fremden waren endlich
In der Todesangſt entſchloſſen,
Seine Schulden zu bezahlen."
„Als er nun das Geld empfangen,
Ging es eine Weile beſſer.
Aber bald beſann ſich Cecco,
Daß er andre Schulden habe;
Kam von Neuem in Verzweiflung.

Wollte länger nicht mehr leben.
Und die Fremden? . . . Nun, ſie tobten,
Fluchten, und bezahlten wieder. —
Alſo hatt' er zwölf Ducati
Ihnen liſtig abgenommen;
Doch er mußte wohl befürchten,
Wenn ſie nach Neapel kämen,
Würden ſie der Polizia
Treu berichten, wie den Armen
Die Verzweiflung ſchrecklich plage,
Und die Polizia würde
Sich bemühn, ſie zu vertreiben.
Solchem Uebel auszuweichen,
Rudert Cecco ſeine Barke
Zu dem Felſenufer Capri's,
Und am öden wüſten Strande
Setzt er die Ingleſi aus.
Froh ſind dieſe, loszukommen,
Ob die Sonne auch in's Meer ſinkt,
Und ſich nirgendwo im Umkreis
Gaſtlich eine Wohnung zeigt.
Cecco aber, eh' er landet,
Fordert eine buona mane *),

*) Ein Trinkgeld.

Und erſt, als er ſie empfangen,
Kehrt er nach Sorrento heim.“
„Das war alles nicht zu tadeln,
Hatte San Anſelm doch ſelber
Den Verdienſt ihm zugewendet.
Doch was mußt' er nun beginnen?
Mußt' er nicht der heil'gen Jungfrau
Einen goldnen Ohrring ſchenken,
Und die allerſchönſte Kerze,
Bunt bemalt mit Gold und Farben,
Für den heiligen Anſelmo
In der Kirche brennen laſſen? —
Ohne Gottesfurcht iſt Cecco,
Iſt ein undankbarer Sünder,
Zu der Hölle wird er fahren,
Denn er gab den Heil'gen nichts.
In den Oſterieen hat er
Die Ducati all' vertrunken
Und beim Spiele durchgebracht.
Magſt Du ſagen, Odoardo,
Was Du willſt — mit einem ſolchen
Schlechten, gottvergeſſ'nen Burſchen
Hab' ich fürder nichts zu ſchaffen,
Unſre Liebſchaft, die iſt aus!“

VI.

Mit Perita ging ich Abends
An der Bergterraſſe wieder
Traulich koſend auf und nieder.
Phosphorn ſtand der Mond am Himmel,
Schwamm, als Silberkahn, im Waſſer;
Violette Nebelſchleier
Hüllten dicht ſich um die Inſeln;
Häuſer, Loggien, Bäume, Blüthen,
Alles lag im Zauberdufte,
Und ein reicher, ſchöner Purpur
Flog herüber vom Veſuv.
Südlich war der Sommerabend,
Voller Sehnſucht, voll Verlangen,
Doch noch ſüdlicher Perita.
Ihre Pulſe klopften heiß
Zitternd neigte ſich die Wange
An die Bruſt mir — ihre ſüße
Dunkle Wange, die im Schimmer

Früher Jugendröthe glühte,
Wie aus braunen Juninächten
Uns die üppig friſche Roſe
Wundervoll entgegenglüht.
Schweigend zog ſie auf den Sitz mich —
Cactusſtauden und Agaven,
Mit den vielgezackten Blättern
Und den großen ſchweren Blumen
Standen ringsum dort im Mondlicht.
Träumeſpinnend ſaß das Mädchen,
Hörbar rauſcht' ihr warmer Athem;
Die Gedanken zu zerſtreu'n,
Fing ſie endlich an zu ſchwatzen:
„Sag' mir, Lieber, iſt es wirklich,
Daß bei Euch in Deutſchland draußen
Weder Palmen, noch Limonen,
Weder Pinien, noch Orangen,
Und nicht 'mal Cypreſſen wachſen?
Wirklich? — Nun, ich will es glauben!
Aber das von Eurem Winter,
Was Du neulich mir erzähltеſt,
Nein, das glaub' ich nimmermehr!
Hoher Schnee ſoll viele Wochen
Aufgethürmt den Boden decken —

Ei, das iſt ja gar nicht möglich,
Denn auf Schnee kann keiner gehn.
Ueberhaupt, ich halte Deutſchland
Für ein ſonderbares Ländchen:
Möcht' es wohl einmal erblicken,
Wenn auch nur auf ein'ge Stunden.
Doch es muß erſchrecklich weit ſein!
Onkel Carlo will behaupten:
Hinter Roma läg' es noch. —
Weißt Du, was ich früher dachte?
Sieh', ich dachte mir in Deutſchland
Alles bunt bemalt mit Farben,
Weil die Deutſchen, die ich kannte,
Sammt und ſonders Maler waren.
Du, nur Du biſt etwas anders,
Biſt ein Dichter . . . Nimm's nicht übel,
Odoardo, ich muß lachen,
Fällt mir ein: in Eurer Sprache,
Die ſo rauh und unmanierlich,
Wollt Ihr noch Gedichte machen!"
„Land und Leute mag ich leiden,
Sind ſie gleich ein wenig närriſch.
Sieh' Dich ſelber, Odoardo!
Deine Stimmung, Deine Laune

Iſt ſo kunterbunt, ſo ſcheckig,
Wie des Pol'chinelle Jacke.
Heute biſt Du übermüthig;
Möchteſt gleich ein Stück vom Himmel
Aus dem Sternenteppich reißen
Und es mir als Mantel ſchenken;
Möchteſt mit der Mondesſichel
Mir die ſchwarzen Haare putzen.
Aber morgen biſt Du traurig,
Willſt verzagen, willſt verzweifeln;
Alles Leben ſcheint Dir todt.
Heute bang und morgen tollkühn;
Heute lachen, morgen weinen;
Heute wild wie Calabreſen,
Morgen frömmig wie ein Kind
Ja, ſo biſt Du! Biſt ein plumper
Ungeſchickter Menſch, ein Träumer,
Und noch obenein — Dottore.
Keinen Saltarello kannſt Du
Tanzen . . . Weißt Du, wie Du neulich
Das einmal verſuchen wollteſt?
Tamburino und Chitarra
Klangen munter, und Du machteſt
Tolle Sprünge . . aber ſtolpernd

Fielſt Du plötzlich auf die Naſe . . .
Ich erſtickte faſt vor Lachen!
Und doch lieb' ich Dich, Du Deutſcher,
Liebe Dich mit allen Kräften!"
Und das Mädchen wurde ſtiller;
Feſt umſtrickt von ihren Armen,
Lehnt' ich an Pepita's Buſen.
Heiße Lüfte, heiße Düfte
Fächelten und goſſen Feuer
In die Wogen unſres Blutes.
Aus dem dunkeln Laub des Lorbeers
Tönte wilder Tauben Girren;
Gelbe Blumenkelche ſpritzten
Zauberfunken durch die Nacht,
Und wir beide waren ſelig.
Endlich ſprach Pepita wieder:
„Ja, ich würde mit Dir ziehen
Zu der Heimath ohne Bäume,
Wo der kalte Schnee im Winter
Mondenlang begräbt die Erde,
Aber ſterben müßt' ich dorten,
Lieber, und das willſt Du nicht.
Darum bleibe in Sorrento,
Bleibe ewig bei uns wohnen!

Odoardo, geh' nicht fort!" —
Gute, herzige Pepita!
Nimmer möcht' ich Dich verlaſſen.
Doch die Eltern, die Geſchwiſter
Und die Freunde? — „Hol' ſie Alle!
Treulich will ich für ſie ſorgen.
Platz iſt ja genug im Hauſe,
Können uns gewiß behelfen,
Und im Fall es gar nicht möglich,
Wird der Vater in der Scheune,
Die wir wenig nur benutzen,
Zimmer noch und Kammern bau'n."
Mit dem großen Himmelsauge
Sah Pepita in das meine,
Und es glitzerte ein Mondſtrahl
Auf der ſtillen Thräne, welche
Ueber meine Wange floß.

VII.

So verjagten Liebesträume
Mir die Zeit auf Elfenflügeln,
Aber auch am bunten Wechſel
Und an ſüdlich heitern Bildern
Fehlt' es nicht. Die Heil'genfeſte
Kehrten oft zurück und brachten
Proceſſion und Frohſinn mit.
Ganz beſonders ward zum Tage
San Anſelmo's alles prächtig
In Sorrento zubereitet.
Blumenkränze flocht Pepita,
Und ich mußte treulich helfen;
Marco nahm drei alte Tonnen,
Füllte ſie mit Pech und Spänen,
Um ſie Abends anzuzünden.
Ja ſogar die dicke Wirthin
Regte heute ſich geſchäftig,
Machte auf den Fenſterveſten

Naſſen Thon zurecht, und ſteckte
Kerzen in die Stegreifsleuchter.
Als die Sonne im Zenith ſtand,
Kam die Proceſſion vorüber,
Und wir folgten zur Kapelle.
Wen'ge Leute hatten drinnen
Platz gefunden — mehr als tauſend
Standen draußen auf dem Felde;
Aber als des Thurmes Glöcklein
Plötzlich hell zu tönen anfing,
Sanken Alle auf die Knie'n.
Später am Nachmittag gab es
Nun den eigentlichen Jubel.
Da erſchienen luſt'ge Masken
Rings im Thale, und Pepita
Hatte auch für uns im Stillen
Die Verkleidung ausgeſonnen.
Unſre Kleider tauſchten wir;
Mit des Mädchens Rock und Mieder,
Mit dem weißen Schleierdeckel,
Mit Korallen und mit Spangen
Wurd' ich ſauber angezogen —
Aber Schuh' und Strümpfe hatt' ich,
Wider alle Landesſitte,

Mir dazu noch ausbedungen. —
Meine Kleider trug Pepita,
Und ſie ſah zum Küſſen aus.
Hut, Cravatte, Vatermörder,
Schwarze Hoſen, ſeidne Weſte
Und den braunen, wohlgeformten
Frack mit ciſelirten Knöpfen.
(Mein Berliner Schneidermeiſter
Ließ es ſich gewiß nicht träumen,
Als er mir mit ſtolzer Miene
Dieſen Leibrock anprobirte,
Daß ein Sorrentiner Mädchen
Ihn als Maske tragen würde!)
Einen kleinen Schnurrbart hatt' ich
Auf die Lippe ihr gezeichnet,
Aber zu den Stiefeln wollte
Sie ſich nimmermehr verſtehn,
Und ſie ging in bloßen Füßen.

Auf der ſchönen Ebne draußen,
Zwiſchen Zimmt- und Lorbeerbäumen,
Wogt' es farbig hin und her.
Masken hüpften durcheinander,
Lärmten, ſangen, foppten ſich.
Buden waren aufgerichtet;

Hier verkaufte man Gefrornes,
Dort erſcholl die Baskentrommel,
Rief heran zum Puppenſpiele;
Pfeife und Chitarra tönten,
Und im luſt'gen Saltarello
Drehte ſich ein junges Paar. —
Mir am Arme hing Pepita;
Neckend grüßte man uns beide,
Lobte laut den hübſchen Burſchen,
Und beſpöttelte das häßlich
Plumpe Mädchen mit dem Schnurrbart.
Auch der Cecco kam vorüber
Im phantaſtiſch grellen Putze,
Denn als Ritter trug er ſich.
Auf dem Kopfe balancirt' er
Einen Trichter ſtatt des Helmes;
Aus der Oeffnung oben ragte
Stolz ein Buſch von Hahnenfedern.
Um die Schulter hing als Mantel
Ihm ein alter Binſenteppich,
Der mit großen grünen Franſen
Von Salat ringsum beſetzt war,
Und als Schwert an ſeiner Seite
Klirrte eine roſt'ge Sichel.

Cecco ſchien mich und Pepita
Heute gar nicht zu bemerken,
Doch mit falſchen Lauerblicken
Folgt' er uns — ich ſah es deutlich —
Und ſobald wir näher kamen,
Wandt' er ſcheu das Auge ab.
Alſo half ich bis zum Abend
San Anſelmo's Feſt begehen;
Lachte, ſcherzte froh und munter.
Da begann ſich mein Gewiſſen
Laut zu regen, denn ich wußte —
Offen will ich's nur bekennen —
Von dem Heil'gen ganz und gar nichts.
Und Pepita fragt' ich endlich
Nach Anſelmo. — „Deutſcher Heide!"
Sprach ſie. „San Anſelmo war ein
Großer, unerreichter Heil'ger."
That er denn auch Wunder? — „Freilich
Alle Tage that er Wunder,
Und der Abt des Kloſters mußt' es
Ihm zuletzt ſogar verbieten,
Denn der fromme Vater meinte,
Wenn ſie gar zu oft geſchähen,
Würden Wunder ſelbſt gemein.

Nun, Anſelm gehorchte pünktlich,
Und obgleich's ihm ſauer wurde,
Stellt er doch die Wunder ein."

„Ruhig ging er eines Tages
Durch die Straße, hörte ſchreien,
Und er ſah vom hohen Dach
Einen Schieferdecker ſtürzen.
Ach, zerſchmettern muß der Arme!
Riefen Alle ringsumher.
Für Anſelmo wär' es freilich
Nur 'ne Kleinigkeit geweſen,
Ihn zu retten — doch zu rechter
Zeit beſinnt ſich noch der Heil'ge,
Daß ſein Abt ihm ſtreng geboten,
Keine Wunder mehr zu thun.
In der Klemme war der Pater!
Auf der einen Seite jammert
Ihn der arme Schieferdecker,
Auf der andern Seite muß er
Doch als Mönch Gehorſam üben.
Sorgſam denkt er nach, und endlich
Zeigt ſich ihm ein Auskunftmittel:
Schnell befiehlt er dem Erſchreckten,
Der vom Dache niederpurzelt,

Schwebend in der Luft zu bleiben,
Bis er mit dem Abt gesprochen.
Er begiebt sich hin zu diesem,
Meldet ihm die ganze Sache,
Und der Abt erlaubt ihm gnädig
Ausnahmsweise noch ein Wunder.
San Anselmo kehrt zurück,
Wo im Angesicht des Volkes
Jener Schieferdecker zitternd
In den Lüften zappelt, läßt ihn
Sanft zur Erde niedergleiten —
Keine Rippe thut ihm weh."

„Solch ein Mann verdienet wahrlich
Rechten Frohsinn, rechten Jubel,
Und wir wollen drum sein Fest
Heut' mit ganzem Herzen feiern!"

VIII.

Mitten unter ſolchen Scenen,
Wie ſie nur der Süden bietet,
Bei Peplta's glühnden Küſſen,
Wurd' ich deutſch — d. h. vernünftig —
Und im Stillen manchen Vorwurf
Macht' ich mir. Die ſchönen Tage
Alſo müßig zu vertändeln,
Unverzeihlich fand ich das.
Einmal hatt' ich erſt betrachtet
Den farneſiſchen, berühmten,
Ausgezeichnet ſchönen Stier,
Und Pompeji, das verſunkne,
Kannt' ich auch noch nicht genügend;
Vaſen, Urnen, Sarkophage
Mußt' ich doch genau ſtudiren.
Ach, was ſollten unſre deutſchen
Philelegen von mir denken,

Wenn ich hier in einer Gegend,
Die ſo klaſſiſch und ſo wichtig,
Nichts begann, als Lieb' und Traum.
Darum war ich feſt entſchloſſen,
Nach Neapel abzureiſen,
Und Verſäumtes nachzuholen.
Dieſer Vorſatz wurde anfangs
Meinem Herzen ſchwer; doch endlich
Faßt' er Wurzel; alle Bitten,
Alles Schmeicheln von Pepita
Prallte ab. Mit Wohlgefallen
Konnt' ich lächeln, denn mich freute
Meine ſchöne Conſequenz. —
Als der Abſchiedstag gekommen,
War mein Herz mir tief beklommen,
Doch das Mädchen ſchaute hell.
Hochgepackt, vor unſerm Hauſe,
Stand des Vetturino Wagen;
Da entfernte ſich Pepita,
Kehrte aber bald zurück.
Ihre weiße Lieblingstaube,
Der die Flügel feſtgebunden,
Trug ſie ſorglich auf dem Arme,
Und begann mit holdem Flüſtern:

„Odoardo! Brauchteſt gar nicht
Nach Neapel hinzufahren,
Und ich leſ' es Dir im Auge,
Wirſt nicht lange dort verweilen,
Ja, Du bliebſt am liebſten hier.
Lebe wohl! die heil'ge Jungfrau
Will ich recht von Herzen bitten,
Daß ſie Deinen Weg beſchütze.
Lebe wohl! Ich möchte gern
Eine Nachricht von Dir haben,
Darum bring' ich Dir das Täubchen.
Nimm es mit! In banger Sehnſucht
Wird es an den Tauber denken,
Denn wie ich in Dir nur lebe,
Alſo lebt es nur in ihm.
Odoardo, denk' auch freundlich
An Pepita! Nimm ein Blättchen,
Schreib' es voll mit holden Grüßen,
Bind' es an den Hals der Taube,
Und dann gieb die Freiheit ihr.
Schnell die Schwingen wird ſie regen,
Wird nicht raſten und nicht ruhn,
Bis ſie wieder bei dem Gatten. —
Ach, wie glücklich iſt ein Vogel!

Könnt' ich doch auf leichten Flügeln,
Wie das Täubchen zu dem Tauber,
Durch die blaue Luft zu Dir!
Jeden Morgen, jeden Abend
Käm' ich luftig angeflattert,
Dich zu sehn und Dich zu fragen:
Ob Du auch gesund und treu?
Aber keine Schwingen wachsen
Unsrer Liebe — ich muß bleiben,
Muß geduldig hier erwarten,
Bis das weiße Täubchen kommt.
Pickt es endlich an mein Fenster,
Oeffn' ich jubelnd, nehm' das Briefchen,
Und den Bruder Marco ruf' ich,
Der beim Onkel lesen lernte.
Früher hielt ich das für nutzlos,
Aber jetzt empfind' ich deutlich,
Welchen Werth das Lesen hat.
Lebe wohl!'' — „„Mit Gott, Pepita!''''
Hundertmale flogen feurig
Unsre Lippen an einander;
Gar kein Ende wollt' es nehmen.
Doch der Venturino knallte
Ungeduldig mit der Peitsche;

Drum ergriff ich nun die Taube,
Sprang hinein in ſeinen Wagen,
Und der Wagen rollte fort.
Als das letzte Haus Sorrento's,
Hinter einer Felſenecke
Mir entſchwunden war, da wollte
In der Bruſt mein Herz zerſpringen,
Und ich hätte weinen mögen
Wie ein Kind. Das blüh'nde Leben,
Treue Herzen, heiße Lippen
Ließ ich kalt, um einen Stier
Und Pompeji zu betrachten. —
Ja, ſo ſind wir nun, wir Deutſchen!
Wenn wir grundgeſcheut uns glauben,
Machen wir die dümmſten Streiche.
Ach, der Stiere wegen braucht man
Nach Italien nicht zu reiſen,
Reichlich giebt es die zu Hauſe,
Und an tiefverſunknen Städten,
Voller Gräber, voller Moder,
Fehlt es auch in Deutſchland nicht.

IX.

Als ich mich im Wagen umſah,
Fing ich an, mich ſehr zu ſchämen,
Denn ich hatte drei Gefährten,
Und ich merkte wohl, ſie lachten
Ueber mich und meine Taube.
Ja, bei Gott, es war zum Lachen!
Schaamerröthen färbte dunkler
Meine Wange, als ich dachte:
Ein moderner Autor reiſet
In Geſellſchaft eines Vogels. —
Konnte nicht ein Hegelianer
Unter den Gefährten ſein?
So ein junger, eiſig kalter
Philoſoph, dem alles Schwärmen,
Alle duftige Romantik
Recht im Innerſten ein Gräul iſt?
Welcher, ewig ſpeculirend,
Liebesluſt und Qual verachtet.

Und das „Ich", das absolute,
Ganz allein zu schätzen weiß?
— Ja, ich schämte mich im Herzen,
Denn die Taubenpost gehöret
Eigentlich in's Mittelalter,
Darum, als ein Mann des Fortschritts,
Sucht' ich meine Taube eilig
Unterm Sitze zu placiren.
Doch, mich jammerte des Thierchens,
Und es schien mir an Pepita
Ein Verrath, die kleine Botin
Unsrer Liebe zu verstecken.
Da besann ich mich zum Glücke,
Auch die Börsenzeitung bringet
Coursberichte mit der Aufschrift:
„Taubenpost aus Amsterdam."
Nun, das ist doch speculirend,
Und es darf kein Hegelianer
Mir noch einen Vorwurf machen. —
Oder sollten heutzutage
Wohlgenährte Weizenhändler
Größre Rechte, als der Dichter,
An die Venusvögel haben?

Sollten jetzt, in unſrer grauen
Triſten Zeit, die ſchlanken Tauben
Coursberichte tragen können,
Aber keine Liebesbotſchaft? —
Auch den zweiten Punkt der Klage
Fand ich völlig unbegründet,
Denn wir haben — Jeder ſieht es —
Jetzt die Zeit der Reaction,
Und das ganze Mittelalter
Fängt ja an modern zu werden.
Deshalb durft' ich dreiſt und offen
Meine Taube fliegen laſſen,
Und ich nahm die Feſtgebundne
Wieder unterm Sitz hervor.

Glücklich kam ich nach Neapel,
Eilte durchs Gewühl der Straßen,
Mir die wohlbekannte Wohnung
Mit der ſchönen Ausſicht ſuchend.
In Muſeen und Paläſten
Stieg ich raſtlos nun umher;
Auch Pompeji ſah ich wieder,
Doch die Häuſer, die Theater
Und die Moſaikgemälde,

Ob ſie noch ſo klaſſiſch waren,
Konnten mich nicht lange feſſeln,
Denn ich dachte an Perita,
Und ich theilte nun die Meinung
König Ludewig's von Baiern:
„Daß es viel vernünft'ger wäre,
Hätte man Pompeji ruhig
In der Erde liegen laſſen."
Aus der Stadt des Todes ſcheidend,
Schrieb ich auf ein kleines Blättchen
Feurig warme Liebesgrüße,
Band es an den Hals der Taube,
Und die Freiheit gab ich ihr.
Nach Sorrento, wo der Tauber
Ihrer harrte, zog ſie freudig;
Kam auch bald zum ſtillen Häuschen,
Aber keine Thür war auf,
Und die Taube mit dem Schnabel
Pickte an Perita's Scheiben.
Cecco, um die Wohnung ſchleichend,
Sah den Vogel, und erkannte
Gleich den Liebling ſeiner Herrin.
Tief im Herzen Rache kochend,
Griff er nach dem langen Blasrohr

Von Hollunder, nahm den Nagel,
Der zum Pfeile eingerichtet,
Zielte gut und traf die Taube.
In dem Garten war Pepita,
Doch ſie hatte eine Ahnung,
Daß die Taube kommen würde . .
Sehnſucht trieb ſie vor die Thür.
Ach, was mußte ſie erblicken!
Bei der Palme lag der Vogel
Regungslos, den Brief am Halſe,
Und das ſilberne Gefieder
Ueberdeckt mit rothem Blut.
Blaß und zitternd hob Pepita
Das geliebte Thier vom Boden,
Drückt es ſchmeichelnd an den Buſen,
Um ihm Lebensgluth zu geben.
Doch es half nicht! Ihre Taube
War geſtorben — Ja, gewiß!
Wer an ſolchem Mädchenbuſen
Nicht erwacht zu neuem Leben,
Der iſt unerrettbar todt.
Und ſie löste, bitter weinend,
Von dem Hals der kleinen Leiche
Ihren hochbezahlten Brief,

Küßte ihn, und ließ durch Marco
Sich die Liebesworte lesen.
Wen'ge Tage später kam ich
Nach Sorrento. Bald vernahm ich,
Was sich dort ereignet hatte,
Und ich wußt' es augenblicklich:
Cecco sei der Taube Mörder.
Fest entschlossen, ihn zu strafen,
Sucht' ich nach dem Taugenichts,
Konnt' ihn aber nicht mehr finden.
Gestern waren Landdragoner
In Sorrento angekommen,
Um den Buben abzuholen,
Denn bei einem Straßendiebstahl
War er dringend in Verdacht.

X.

Wieder weilt' ich in Sorrento,
Und mit durſtig langen Zügen
Sog ich Glück und Liebe ein,
Denn ich wollte mich berauſchen.
Ach! die nahe Trennung klopfte
Mahnend an die Thür des Herzens,
Und ihr kalter Athem ſcheuchte
Aus den allerfrohſten Stunden
Mich empor. Beinahe täglich
Kam der invalide Bote,
Der die Briefpoſt von Neapel
Nach Sorrent herüberſchleppte,
Kam zu mir mit manchem Brief,
Der mich in die Heimath rief.
— Wenn der Sonne goldnes Feuer
Abſchied nahm von unſerm Ufer,
Dacht' ich meines Abſchieds traurig,

Und ein bittrer Tropfe Wermuth
Fiel mir in den ſchönen Tag.
Ja, ich konnt' es nicht verhehlen,
Die Geliebte mußt' es ſehn,
Mußt' es mir im Auge leſen,
Mußt' es mir am Herzſchlag fühlen,
Daß die Trennung nicht mehr fern.
Meine ſtille Trauer ehrend,
Hört' ich aus Pepita's Munde
Keine Frage: „willſt du reiſen?“
Keine Bitte: „bleibe hier!“ —
Seltnes Mädchen! Meine Qualen
Nicht noch peinlicher zu machen,
Wußteſt kräftig Du die eignen
Wilden Schmerzen fortzubannen.
Unbefangen ſchien Dein Auge,
Lächeln blühte auf Deiner Wange,
Und die wunderſüße Lippe
Hatte Scherz und Koſen nur.
Ja, Du ahnteſt unſern Abſchied,
Und erſtickteſt alle Klagen,
Mich zu täuſchen, mich zu ſchonen,
Aber Dir im Blicke las ich,
Glaubteſt Du Dich unbeachtet,

Schmerz und Mitleid ausgedrückt.
Keiner konnte wie Pepita
Mich bedauern, keiner wußt' es
Als die Holde, welche Liebe,
Welche ſtürmiſch heiße Liebe
Ich zurückließ in Sorrento,
Um ſie nimmer mehr zu finden.
Nicht mit Bitten oder Fragen
Mehrte ſie mein tiefes Leid;
Nur durch immer neuen Zauber
Suchte ſie mich feſtzuhalten.
Einmal ſaßen wir im Garten,
Fühlten bang, mit Geiſterſchritten,
Hinter uns die Trennung ſchleichen,
Starr geſpenſtig — Unſre Seelen
Fanden heute nicht ein Wort,
Und wir ſprachen nur in Küſſen.
Plötzlich rauſcht' es oben hörbar;
Beide ſchreckten wir empor —
Aber eine Mandel war es,
Die vom ſchwerbehängten Zweige
Uns zu Füßen niederfiel.
„Eine große, reife Mandel!"
Sprach Pepita, traurig lächelnd.

„Als der Baum voll Purpur blühte,
Kannt' ich Dich noch nicht, Geliebter!
Eh' wir nun die Früchte sammeln,
Wirst Du mich verlassen! — Glücklich
Sind die Bäume . . . bei einander
Bleiben sie! Wenn zwei sich lieben,
Können sie gar viele Jahre
Dicht zusammen blühn und welken.
Nicht so glücklich sind die Menschen,
Denn sie dürfen sich nur finden
Und sich überschwenglich lieben,
Daß die Stunde ew'ger Trennung
Ihre Herzen rauh zerreißt."

Von der Erde nahm Pepita
Nun die Mandel; ihre Schaale
Brach sie auf, und drinnen lagen
Doppelkerne. Froh erregt
War das Mädchen, und sie sagte:
„Sieh nur her! Die Mandeln gleichen
Einem Zwilling in der Wiege,
Und die beiden holden Kinder
Halten innig sich umschlungen.
Odoardo, sieh! So ruhet
Treu mein Herz an Deinem Herzen.

Und es kann ſich zwiſchen beide
Nimmermehr ein drittes drängen!
Odoardo! Wie die Mandeln
Still in dunkler Schaale liegen,
Alſo möcht' ich einſt im Grabe
Still an Deiner Seite ruhn! —
Komm, wir wollen dieſe Kerne
Als ein Liebesmahl verzehren!"
Jene Mandeln nahm Pepita
Beide in das ſüße Mündchen,
Und mit meinen Lippen mußt' ich
Küſſend mir die Eine holen.
— In demſelben Augenblicke
Ging die Sonne hinter Capri's
Blauen Felſen goldig unter,
Doch im Süden blüht am Himmel
Kurz des Abendroths Gefunkel,
Und es flog ein braunes Dunkel
Eilends über Land und Meer.
Vierundzwanzig Stunden ſpäter
Stand ich auf dem ſchlanken Dampfboot,
Das mit ſeinen mächt'gen Rädern
Raſch die Meeresfluthen ſchlitzte.
Tiefe Nacht war ausgebreitet;

Sterne, ſilberhelle Thränen,
Blitzten ſchweigend hoch am Himmel,
Und der ſchwarze Rauch des Schiffes
Schien mir eine Trauerfahne.
Als die Küſte längſt entſchwunden,
Starrt' ich träumend nach der Gegend,
Wo Sorrento liegen mußte,
Und die Augen ſchmerzten mich.
Niemals mehr auf Erden werd' ich
Dich, Pepita, wiederſehn!
Dieſen einzigen Gedanken
Dacht' ich ſtets; er folgte mir
Auf den Wogen, auf dem Lande,
Und er bat mich nicht verlaſſen.
Nein, Pepita, nimmer werd' ich
Deine Flammenlippe küſſen,
Niemals werd' ich Dich, du Liebe,
Hier auf Erden wiederſehn!
Aber jedes Jahr im Frühling,
Wenn empor zu unſerm Norden
Südlich milde Lüfte wehn,
Wenn ſie allen Schnee zerſchmelzen
Und die blauen Veilchen locken,
Will ich Deiner treu gedenken.

Später, wenn die Georgine
Und die Aſter ſterben muß,
Wenn die kleinen flugen Schwalben
Unſer kaltes Land verlaſſen,
Will ich dieſe Vögel bitten,
Daß ſie Dir um's Fenſter flattern
Mit der Liebe frommem Gruß.
Alſo will ich die Erinnrung
Nie im Leben welken laſſen;
Will ſie feiern, will Dich lieben,
Bis die letzte Schaufel Erde
Dumpfig rollt auf meinen Sarg.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Schriften

von

Eduard Boas.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

Literaturgeſchichte

im

Salon.

Von

Eduard Boas.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

	Seite
Der Sängerkrieg auf Wartburg	13
Ulrich von Lichtenstein	55
Meister Heinrich Frauenlob	69
Hans Sachsens poetische Sendung	109
Paul Flemming's Reise nach Jspahan	167
Ein deutscher Poet	256
Münchhausen	334
Blumentitel deutscher Bücher	341

Bis in den November hinein hatte der Herbſt ſich dieſes Jahr ſeine ganze Milde und Anmuth bewahrt; noch immer ſchritt er ſonnig über die Fluren, und man glaubte gar nicht mehr an Wolken, Regen und Stürme. Aber in jeder Nacht löſten die Nebel einen Theil der verſpäteten Purpurblätter von den Bäumen, die Tage wurden kürzer, und plötzlich zog der Windmonat ſeine graue Regenkappe an. Nun ſtürzten die Fluthen ohne Unterlaß vom Himmel, kahl und öde wurde es draußen, und Alles flüchtete an die wärmenden Kamine. Das iſt die Zeit, wo ein neuer Frühling im traulichen Raum des Beſuchzimmers erblüht, und auch bei der Domainenräthin Horſtberg hatte ſich heute zum Erſtenmale die Wintergeſellſchaft, oder doch deren Vorpoſten, wieder eingefunden.

Die genannte Dame war in der Reſidenz durch ihre ſeltene Bildung bekannt, wozu ſich ein Gemüth geſellte, ſo reich von der Natur ausgeſtattet, daß es ſelbſt im Getriebe der „großen Welt“ ſich ſeine volle Friſche erhalten konnte. Sie zählte etwa vierzig Jahre, und ohne eigentlich ſchön zu ſein, lag doch in ihrem blaſſen Geſicht ſo viel Güte und Wohlwollen, daß Jeder ſich zu ihr hingezogen fühlte. Vor vier Jahren hatte ſie ihren Gatten verloren, und ſeitdem

beſuchte ſie faſt gar keine Feſte mehr, ſondern verſammelte nur im eignen Hauſe einen Freundekreis. Hierin aufgenommen zu werden, war der Wunſch manches jungen Mannes, denn mehr noch, als alles andre, lockten zwei reizende Töchter, welche neben der Mutter aufblühten. Louiſe, eine achtzehnjährige Brünette, neigte ſich zur Fröhlichkeit und zur feurigen Anſchauung des Lebens, während Emilie, die zwei Jahre jüngere Schweſter, ſich ein wenig der Schwärmerei überließ, und wirklich ſchienen ihre blauen Augen, ihre weiße, blondumwallte Stirn recht zur Romantik geſchaffen.

Das lauſchige Gemach, mit dem ſeidnen Faltenwurf azurner Draperie beſpannt, faßte zahlreiche Gäſte, doch wollen wir nur diejenigen namhaft machen, welche für die Fortſetzung unſerer Geſchichte von Intereſſe ſind. Zwiſchen den beiden Schweſtern ſaß Bruno, eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt, deſſen braune Augenſterne hell und vertrauend in die Welt blickten. Er war zur Diplomatie beſtimmt worden, doch da weder ſein Temperament, noch ſeine Neigung für dies Fach paſſen wollten, ſo drängte er ſich nicht zur Beförderung, ſondern lebte, durch Vermögen unabhängig, faſt nur dem Drange nach Künſten und Wiſſenſchaften. Neben Emilien hatte Roderich, Bruno's beſter Freund, ſeinen Platz gefunden. Wie verſchieden die jungen Männer auch ſein mochten, ein feſtes Band ſchlang ſich um ihre Seelen, und ſelten ſah man Einen ohne den Anderen. Bruno liebte träumeriſche Stille, Roderich den lauten Scherz, und er war kaum im Stande, einen ſatyriſchen Einfall zu unterdrücken. Sonſt hatte er ein redlich offenes Gemüth, und nahm an allen Zeitereigniſſen lebhaft Theil, weshalb

er ſchon auf der Univerſität den Namen „Danton“ führte. Außerdem müſſen wir unſern Leſern noch den Bergamtsdirektor von Roſen und Adele, deſſen Gattin, vorſtellen. Roſen war ein jovialer Mann, der in ſeiner ſcheinbaren Ruhe auf jeden Pulsſchlag der Geſchichte lauſchte, und keine Regung, keinen Fortſchritt unbeachtet vorübergehen ließ. Die kleine, heitre Frau beſaß vielfache Talente: ſie muſicirte trefflich, ſang — hauptſächlich Volkslieder — mit einer ſeelenvollen Stimme, und malte anmuthige Bilder. Obgleich einige Jahre älter, als Louiſe, war ſie doch deren innigſte Freundin, und die Domainenräthin liebte das elfenartige Weſen faſt wie ihre eigenen Kinder.

Nachdem das Geſpräch über mancherlei Gegenſtände hingeeilt, berührte es den Reichthum unſrer Literatur und Poeſie. Bruno wurde dadurch, wie gewöhnlich, zu einer wahren Begeiſtrung erregt, die ſich in folgenden Worten Luft machte:

— Wir Deutſche haben eine tauſendjährige Literatur, und ſie gleicht den unermeßlichen Urwäldern, an denen alle Stürme machtlos zerſplittern. Steinalte Eichen ſtehen hier; ſie wurden einſt den hohen Nordgöttern gepflanzt, und werden auch jetzt noch heilig gehalten im Volke. Wunderſam ſind dieſe Waldungen, geheimnißvolle Schauer ergreifen uns darin, und wir möchten betend niederſinken.

— Deine Schilderung iſt reizend genug, ſagte Louiſe. Unwillkürlich ſehne ich mich nach jenen dunkelgrünen Forſten, und wäre bereit, Dir dorthin zu folgen, wenn Du unſer Führer ſein wollteſt.

— Das iſt nicht ſo leicht, als Du glauben magſt, liebe Louiſe! entgegnete Bruno. Schlingpflanzen und Blüthen-

ranken flechten sich hemmend um den Fuß, und die Baumzweige haben sich so runenhaft verwebt, daß jedes tiefere Eindringen erschwert wird. Der Mann bahnt sich freilich bald seinen Weg, allein die Damen wenden sich ab von solcher beschwerlichen Bahn, die ihnen doch nur wenig Ruhm bereitet. Unsere Frauen sind unendlich gelehrt; sie reden Englisch, Italienisch, Spanisch, Latein und Sanscrit. Besser wäre es indeß, wenn sie Altdeutsch lernten, damit die Lieder ihrer metallnen Muttersprache ihnen Achtung einflößten vor deutschem Wort und deutscher Art. Freilich ist das keine Sprache, mit der man im Salon, oder auf der Promenade Bewunderung ernten kann — nur daheim lassen sich jene Lieder lesen, die frisch und frei vom Vaterland erzählen.

— Herr Bruno scheinen heute bei sehr ungalanter Laune, eiferte Frau von Rosen. Wenn ich aber auch zugeben muß, der Vorwurf ist nicht ungegründet, wer trägt die Schuld, außer den Männern? Haben sie diesen Zweig der Wissenschaft nicht zu ihrem Monopol gemacht? Sprechen sie wohl anders darüber, als im allertrockensten Fachstyl, uns von vornherein Lust und Geschmack daran verleidend?

— Ich muß Dir beistimmen! nahm die Domainenräthin das Wort. Keine Wissenschaft wird uns Frauen so unleidlich dürr vorgetragen, und ich wollte mich eher in der Wüste Sahara zurechtfinden, als in der altdeutschen Literatur. Mir kommt jedoch ein Gedanke, der sich gewiß ausführen läßt. Unabsehbar dehnen sich die langen, düstern Abende des Winters noch vor unsern Blicken aus, und da gäbe es kaum eine passendere Unterhaltung, als wenn die

Freunde uns durch das poetiſche Dickicht geleiten möchten. Bei ihrer reichen Phantaſie wird es ihnen nicht mißlingen, die Stoffe ſo anmuthig darzuſtellen, daß ſie uns reizen und feſthalten. Was meinen Sie dazu, lieber Roderich?

— Gern erfüllen wir Ihre Befehle, meine gnädigſte Frau! ſagte dieſer. In England wird Maſchinenweſen, Ackerbau und Kochkunſt epiſch oder romantiſch abgehandelt. Warum ſollte es uns nicht freiſtehn, die Literaturgeſchichte novelliſtiſch einzukleiden, und unſre Zuhörerinnen auf bequemen Wegen in ihre Wälder zu führen, daß ſie ſich dort laben an der Kühle des wechſelnden Baumſchlags, an Liedergetön und Waldblumenduft.

— Gut! ſtimmte Bruno bei. So wollen wir denn die romantiſchen Lebensgeſchichten deutſcher Dichter zur Novellenguirlande verflechten, damit den Damen eine klare Perſpektive auf die verſchiednen Zeitalter unſrer Poeſie eröffnet werde.

— Ach, das iſt prächtig! rief Emiliens volle Glockenſtimme. Wie freue ich mich ſchon des weiten Rundgemäldes und all der Sängergeſtalten, die es vor uns aufrollen wird.

— Ja! ſprach die Wirthin. Etwas Freundlicheres hätten wir gar nicht erſinnen können, und wir müſſen den Herren ſehr dankbar ſein, daß ſie der Bitte ſo gefällig entgegenkommen. Muſik und heitre Spiele ſollen ſich dann, wie helle Goldrahmen, um die farbigen Bilder ſchlingen, und wir werden recht frohe Abende verleben.

— Der Plan könnte unmöglich hübſcher entworfen ſein, bemerkte Herr von Roſen. Damit jedoch die Damen ihre Erwartungen nicht allzuhoch ſpannen, und ſich nachher ge-

täuscht sehn, bin ich gezwungen, ein wenig kühle Fluth in die lodernde Flamme zu gießen. Will man eine sichere Auffassung der deutschen Poesiegeschichte erzielen, so muß dieselbe mit Ernst und Ruhe vorgetragen werden. Aber selbst ein leichtes novellistisches Spiegelbild läßt sich, bei der Breite des Stoffes, ohne schleppende Wiederholungen kaum denken.

Bruno und Roderich schwiegen betroffen, denn sie fühlten jetzt, daß sie sich einer Uebereilung schuldig gemacht hatten. Plötzliche Stille zog durch das Gemach, und Louise sprach zürnend zu dem Direktor: Böser Mann! Wollen Sie uns die Freude verderben?

— Gewiß nicht! erwiderte Rosen. Denn ich kenne ja Schiller's Ausspruch: „Sahst du die Freude noch nie auf einem schönen Gesichte, niemals hast du die Freude gesehn!"

— Und durch ein bloßes Compliment denken Sie Ihr Verbrechen zu sühnen? fragte Louise. Haben Sie weiter nichts hinzuzufügen?

— Ja wohl, gestrenge Richterin! Ich will mir noch die Erlaubniß ausbitten, gelegentlich auch meinen kleinen Beitrag zu dem verabredeten Zweck liefern zu dürfen — fuhr der Direktor fort, indem ihn Alle verwundert anschauten — denn läßt sich auch kein geschlossenes Ganzes darbringen, so müssen schon einzelne Skizzen, in geordneter Reihefolge vorgelesen, eben so unterhaltend als belehrend sein, und es bleibt uns ja unbenommen, die Lücken im künftigen Winter weiter auszufüllen.

Nun war die Gesellschaft mit dem anscheinenden Störenfried völlig versöhnt, und man schied in bester Laune von einander.

In der nächsten Versammlung nahm Herr von Rosen das Wort: Um den Zusammenhang der rhapsodischen Vorträge zu vermitteln, wird uns ein leichtes Schema gute Dienste leisten. Bin ich auch sonst kein Anhänger des beschränkenden Schematismus, so giebt es doch Dinge, bei denen er sich gar nicht abweisen läßt. Nehmen Sie deshalb, meine Damen, das Gerüst ohne Mißlaune auf, damit es durch unsre poetischen Freunde zu einer lebenvollen Schaubühne umgewandelt werden möge.

Theilen wir die Geschichte der deutschen Poesie in Zeiträume, so ist die erste Periode von Kaiser Karl dem Großen bis auf Kaiser Friedrich I., Barbarossa, — von 768 bis 1155 — zu setzen. Karl, der kräftig für Kunst und Wissenschaft wirkte, fand noch wenig deutsches Schriftenthum vor. Längst waren die Bardenlieder verschollen, denn sie starben ohne Zweifel mit dem Augenblick, der sie entstehen ließ. Damit Sie sich übrigens bei dem Worte „Bardenlieder" keinen falschen Begriff machen, will ich ganz ehrlich sagen, was man von ihnen weiß. Der berühmte römische Geschichtschreiber Tacitus (geb. 57 n. Chr.) erzählt in seinem Buche über Germanien und dessen Bewohner: „Auch besitzen sie jene Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie die Gemüther entflammen, und sich, aus dem bloßen Klange derselben, das Kampfgeschick deuten, welches ihnen bevorsteht. Denn sie verbreiten Schrecken, oder erzittern, je nachdem die Schlachtreihe dröhnte, wobei man aber wohl weniger der Stimme, als des Muthes Einklang bemerken mag. Man erstrebt besonders Rauhheit des Tons und abgebrochnes Murmeln, indem man die Schilde an den Mund legt, damit die Stimme

durch Zurückprallen voller und kräftiger anschwelle." — Hieraus haben nun schwärmerische Leute unsere Barden, sammt ihren Harfen und Eichenkränzen, gemacht.

Man nimmt an, Ulfilas habe die gothischen Buchstaben erfunden. In Kappadocien geboren, war er zwischen 360 und 380 Bischof in Dacien und Mösien, und seine Uebersetzung der Bibel in die mösogothische Sprache ist das älteste Schriftdenkmal, welches wir aufweisen können. Es finden sich Bruchstücke derselben im silbernen Codex zu Upsala und an andern Orten; außerdem erhielten sich aus jener Zeit fast nur Schriftproben kirchlicher Art.

Wichtiger als diese waren die Gesänge, die freilich noch nicht in Lettern auf dem Pergamente standen, sondern als klingende Traditionen im Munde des Volkes lebten und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten. Karl der Große ließ dieselben sammeln und aufschreiben, und lange grub man nach dem Schatze, der, wie Klopstock meinte, „in Nachtgewölben unter der Erde" verborgen liegt.

Der Funke, den Kaiser Karl in die für Poesie empfänglichen Seelen der Deutschen geworfen hatte, zündete schnell. Nicht nur Chroniken und Gebetbücher entstanden, sondern auch das Auge der epischen Dichtkunst schlug seine Wimper auf. Das Bruchstück eines Liedes aus dem Beginn des neunten Jahrhunderts führt uns die Ritterzüge Hildebrands und Hadubrands vor, und deutet den Heldenkreis an, den die erwachende Kunst der wilden Phantasie des Volkes abgewonnen hatte. Anderer kirchlichen Dichtungen nicht zu gedenken, schließt sich hieran die „Evangelienharmonie" des Benediktinermönchs Otfried, der zwischen 840

und 870 lebte. Es ist dies eine Umschreibung der evangelischen Geschichte in kurze, vierzeilige Reimstrophen, und Otfried erzählt: „zu dieser mühsamen Arbeit habe ihn hauptsächlich die Bitte vornehmer Laien bewogen, denn diese wünschten sehr, daß die wüsten Minnelieder durch christliche Gesänge verdrängt werden möchten."

Im Jahre 881 erkämpfte der tapfere Westfrankenkönig Ludwig III. einen Sieg über die Normannen, und ein schönes Lied besingt diese Waffenthat. Das von Feinden bedrängte Land und die Siege des Königs werden, in freihinfluthenden Rhythmen, mit Lebendigkeit geschildert. Schon dies Gedicht überbrückt die Kluft zwischen dem ersten und zweiten Zeitraum unsrer Poesiegeschichte, aber noch bestimmter zeigt sich ein solcher Uebergang im „Lobgesang auf den heiligen Anno". Anno war Erzbischof von Köln, und starb am 2. December 1075. Ohne Zweifel hatte das Lied einen gelehrten Mönch zum Verfasser, dessen unruhige Phantasie, weit hinausschweifend über die engen Klostermauern, sich Luft machte im Gesang. Ein lyrisches Feuer durchglüht den episch flachen Boden des Stoffes, und lodernde Blüthen brennen daraus hervor. Die Schöpfung, der Sündenfall und die Welterlösung ziehen zuerst vorüber. Apostel breiten das Christenthum aus, es dringt auch nach Franken, und so wird des Liedes Schauplatz bis Köln getragen. Während der Dichter die starken Schutzmauern dieser Stadt betrachtet, erzählt er, wie seit Ninus und Semiramis feste Burgen entstanden. Völkerschaaren sieht man, die auf Eroberungszügen begriffen sind; mit markigen Worten werden Schlachtenbilder hingeworfen, und daraus steigt Roma, die Weltbeherrscherin, mit Cäsar und

Auguſt empor. Jeſus Chriſtus wird geboren, er ſendet ſeine Lehre über den Erdkreis, und nun treten deren treueſte Diener auf, beſonders der heilige Anno. Das Leben und Weben, die Leiden und Wunder dieſes Mannes ſind voll Begeiſterung ausgeſponnen, wodurch ſich der Schluß eben ſo zwanglos als künſtleriſch entwickelt.

Hiermit iſt der erſte Abſchnitt als beendet anzuſehn, und da ich vermuthe, daß derſelbe wohl keinen Novellenſtoff dargeboten hat, ſo komme ich gleich zur zweiten Periode. Sie umfaßt das Zeitalter der Hohenſtaufen, das Zeitalter des deutſchen Minnegeſanges, und man war früher geneigt, ihren Beginn nach Tag und Stunde feſtzuſetzen. Als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa 1155 gen Turin gekommen, um den Grafen Hugo de Baux mit der Provence zu belehnen, ſollte ſein Gefolge von den provençaliſchen Troubadour's dermaßen entzückt worden ſein, daß die Edlen, nachdem ſie wieder zu Hauſe angelangt, einſtimmig darauf losgeſungen hätten. Das Fabelhafte dieſer Erzählung leuchtet beim erſten Blicke ein, denn die geiſtige Richtung einer ganzen Nation kann durch äußere Eindrücke wohl gefördert, aber nicht erzeugt werden. Alſo mußte auch der deutſche Minnegeſang, der ſich, wie auf einen Zauberſchlag, von den Alpen bis an die Nordſee entfaltete, ſeine innere Urſache haben. Und dieſelbe lag in der angeſtammten Poeſie des Volkes, nicht im plötzlichen Moderauſch der Rittersleute. Längſt war das deutſche Volkslied da, längſt klang und ſang es in den Thälern, aber als die Hohenſtaufen, dieſer echtdeutſche Stamm, auf den Kaiſerthron ſtiegen, brachten ſie die angeborene Sangluſt mit, und entflammten dadurch die Herzen ihrer Umgebung. Man weiß ja, wie gern die

großen Herren das thun, was den größeren wohlgefällt, und bald rauschte nun der Minnegesang von den Ritterburgen herab. Im Volkslied hat er seine Wurzel, aus ihm ist er entsprossen, deshalb finden sich, beim ersten Auftauchen der Minnelieder, noch deutliche Anklänge an den freien, zwanglosen Volksgesang, welche späterhin mit unverkennbarer Absichtlichkeit vermieden werden.

Kaiser Friedrich, der Hohenstaufe, wurde selbst ein Troubadour, und ließ seiner Heimath die waldfrischen Minnelieder als Erbtheil zurück. Dafür schlang das Volk, als er gestorben war, den Mantel der Poesie um ihn, und versetzte ihn in den Berg Kyffhäuser. Dort lehnt der Kaiser sich schlummernd auf einen steinernen Tisch; sein rother Bart ist durch die Tischplatte gewachsen. Aber eines Tages schüttelt er den Schlaf von seinen Augenlidern, dann springt der Kyffhäuser mit lautem Donner auf, Barbarossa tritt wieder an's Licht, und es werden dann große Dinge in Deutschland geschehen.

Die Hohenstaufen waren ein poetisches Geschlecht. Wenn ihre Hand müde geworden vom eisernen Schwert, dann ruhten sie im Zelte aus, und besangen die Geliebte, oder des Frühlings Pracht. Kaiser Heinrich VI., Barbarossa's Sohn, hinterließ ein weich zärtliches Lied, worin es heißt:

„Wohl sind mir Reich' und Lande unterthan,
Sobald ich bei der Minniglichen bin,
Doch wenn ich von ihr scheide, dann
Ist all' meine Macht und mein Reichthum dahin."

Kaiser Friedrich II. gründete Schulen für Minnesänger; von ganzer Seele liebte er die Poesie, und manches

Lied entſtrömte ſeiner Heldenbruſt. Auch von deſſen Sohn, Konrad IV., haben ſich Gedichte erhalten, und ſein Enkel Conradin lernte früher als andre Knaben kämpfen, lieben und dichten. Das zweite Lied der Maneſſiſchen Sammlung, die ihn König Konrad den Jungen nennt, iſt von ihm; es athmet eine flammende Sehnſucht nach Minneluſt, und endet mit den Worten:

„Mich läßt die Liebe ſehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind!“

Conradin, der das ſchönſte Reich der Welt geerbt hatte, fand den Tod früher, als das Glück der Liebe. Am 25. October 1268 wurde er auf dem Marktplatz zu Neapel enthauptet, und mit dem ſechszehnjährigen Jüngling ſank der letzte Zweig des einſt ſo mächtigen Hohenſtaufenſtammes in's Grab.

Anregend wirkte das Beiſpiel dieſer kaiſerlichen Dichter; auch andre regierende Häupter fleißigten ſich des Minnegeſangs. König Wenzel von Böheim, Graf Otto von der Bodenlaube, Heinrich IV., Herzog von Breslau, Johann, Herzog von Brabant, und Otto mit dem Pfeil, Markgraf zu Brandenburg — dieſen Allen gebührt ein Lorbeerreis für ihre blühenden Lieder. Beſonders rühmend muß aber des thüringiſchen Landgrafen Hermann († 1215) und ſeiner Gemahlin Sophie gedacht werden; ſie waren thätige Freunde der Poeſie, und verſammelten auf ihrer Wartburg die beſten Sänger jener Zeit — —

— Verzeihen Sie die Störung! unterbrach Louiſe den Direktor. Ich ſehe dem Bruno an, daß ihm entweder eine Sünde, oder ein Manuſcript auf dem Gewiſſen laſtet.

Bruno drohte der Schelmin zwar, zog indeß wirklich ein Heft hervor, und ſprach folgende Worte zur Einleitung: — Der Krieg auf der Wartburg iſt ein ſo merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte unſrer Poeſie, daß kein Volk etwas Aehnliches dagegen zu ſetzen hat. Wie eine düſtre Romanze klingt es zu uns herüber, und Klinſor, der Zauberer und Sänger, ragt als dunkle, tönende Memnonsſäule aus lauter Wundern empor. Wir haben ein eignes Wartburgslied, deſſen Stücke im Lohengrin, in der Maneſſe und einer Handſchrift zu Jena verſtreut liegen. Nach dieſen Urgedichten iſt meine Erzählung gebildet, nur daß ich noch Rote's gereimte Biographie der heiligen Eliſabeth zu Hülfe nahm. —

Der Sängerkrieg auf Wartburg.

Ueber die Dächer von Eiſenach hebt ſich, grün bewaldet, eine Berglehne empor, und oben ſteht die alte Wartburg. Heut iſt es öde darin, die Geiſter der Vergangenheit ziehen flüſternd durch ihre Hallen. Seit acht Jahrhunderten ſieht das Schloß auf Thüringens Berge, und nicht immer war es von ſolcher Stille erfüllt. Im Jahre 1206 wurde dort jener merkwürdige Sängerkampf gehalten, wobei der Beſiegte dem Henker verfallen ſollte, und noch während deſſelben Jahrhunderts ſaß Friedrich der Gebiſſene, als Gefangner ſeines Vaters, dort im Kerker. Anno 1521 lebte Doktor Luther, unter der Maske des Ritter Jörge, auf der Wartburg verborgen, und arbeitete emſig an ſeiner Bibelüberſetzung. Am 13. October 1817 feierten Deutſch-

lands protestantische Hochschulen dort oben das dritte Jubelfest der Reformation. Von der Stirn des Berges loderten Freudenfeuer auf, und verzehrten einen Stoß unfreier Schriften.

Wollte man die Geschichte der Wartburg in allen ihren Verzweigungen darstellen, so würde man eine Geschichte Deutschlands schreiben müssen. Das finstre, blutige Mittelalter; seinen Kampf gegen die Reformation, die nach kurzer Unterdrückung um so siegreicher an's Licht trat; das aus der Reformation hervorgegangne Bewußtsein geistiger und bürgerlicher Freiheit — dies alles sahen die Burgmauern an sich vorüberziehn. Uns aber führt der Stoff zu jener Zeit hinauf, wo das Bergschloß noch herrschend in's Thal blickte, während voller Liederton durch seine Räume klang.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wohnte Landgraf Hermann der Erste von Thüringen auf der Wartburg. Sein Arm war stark, sein Gemüth stolz und feurig, und von der Hochschule zu Paris hatte er die Liebe zur Dichtkunst mitgebracht. Als er die wunderschöne Sophie, eine Tochter Otto's von Wittelsbach heimführte, da offenbarten sich ihm die tiefsten Geheimnisse des Menschenherzens, und das engelgleiche Weib verkündete ihm das innerste Wesen der Poesie. Die ernste Wartburg, in deren Hallen sonst nur Waffen oder Becher getönt, wurde jetzt ein Sammelplatz fahrender Sänger; wie in einem Taubenschlage zogen sie dort ein und aus, und kein Dichter galt etwas in Deutschland, der nicht von sich sagen konnte: ich bin auf der Wartburg gewesen. Bei solchem Zusammentreffen ging es nämlich ohne Liederstreite nicht ab; die frem-

den Sänger fanden Gelegenheit, ihre Kräfte an einander zu prüfen, und ſo erfuhr man denn, wer ſich mit Ruhm in die Reihen geſtellt habe.

Die Zeit, von der wir erzählen wollen, iſt das Jahr 1206. Damals hatten ſich ſechs beſonders treffliche Meiſter auf der Wartburg gefunden, und bald kam es zu einem muntern Geſangsturnier. Es wird nöthig ſein, die Lebensumriſſe der Streiter hier mitzutheilen, damit dieſelben uns nicht gar zu fremd gegenüberſtehn.

Wolfram von Eſchenbach war aus einem alten Schweizergeſchlecht entſproſſen, und wenn er der Paläſte ungeheure Prachtbauten malt, ſo ſieht man, daß ſeine Phantaſie ihn hinträgt zu den Eiswundern der blitzenden Gletſcher. Er lernte wohl das Schwert handhaben, aber nicht die Feder, weshalb er ſich der Hülfe eines Schreibers bedienen mußte. Arm war er auch nur; mit leichtem Herzen und leichter Habe zog er von Land zu Land. Ihm wölbte ſich ja überall ein Dach, überall grüßte man ihn als gerngeſehenen Gaſt. So kam er einſt nach Siegebrunnen in Schottland, dort fand er den berühmten Meiſter Friedebrand, und dieſer gewann den frommen Sänger lieb. Er ſchenkte ihm Bücher, in denen uralte Wundermähren ſtanden; Eſchenbach nahm ſie in ſich auf, ſie floſſen mit den Gebilden ſeiner eignen Seele zuſammen, und ſo gab er uns die goldnen, ewig jungen Lieder vom Parcival, von Titurell, vom König Tirol und andern Helden. Kein Dichter des ſchwäbiſchen Zeitalters ſchuf eine ſolche Fülle großartiger Bilder, als er, doch iſt hier nicht der Ort, über ſeine leuchtenden Epopöen mit Ausführlichkeit zu berichten. Wol-

fram ſtarb um **1227**, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eſchenbach begraben.

Heinrich von Oſterdingen ſtammte aus dem Städtchen Oſterdingen, das im liederreichen Schwaben liegt. Früh kam er an die prachtvolle Hofhaltung Herzogs Leopold VII. von Oeſterreich, wurde dort in den Minnegeſang eingeweiht, und widmete jenem Fürſten eine ſo glühende Bewundrung, daß dieſelbe aus allen ſeinen Liedern wiederklang. Nun trat er ein Wanderleben an, und verbreitete durch ganz Deutſchland des Herzogs Preis und Ruhm. Die Streifzüge führten ihn auch nach dem Schloſſe Otto's von Wittelsbach, deſſen Tochter Sophie damals eben wie eine junge Mairoſe aufblühte. Sie lauſchte ſeinen Worten, ſeinem Geſang ſo gern, denn er ſprach ja die geheimſten Empfindungen ihrer Seele aus. Nie kam ein Geſtändniß der Liebe über die Lippen dieſer Beiden, aber eine demantne Kette umſchlang ihre Herzen und zog ſie zu einander. Oſterdingen mußte endlich fort, er ging nach fremden Ländern, und unterdeß vermählte Otto von Wittelsbach ſeine Tochter dem Landgrafen Hermann. Als Heinrich heimkehrte, vernahm er, was geſchehn, und wendete ſich ſogleich nach der Wartburg, um in Sophiens Nähe zu ſein. Die Schickſale, welche er hier erlebte, werden wir im Verlauf der Erzählung kennen lernen. Oſterdingen war ein edler, feuriger Sänger, ihm gehört ein Theil des Heldenbuchs, und er ſoll **1223** geſtorben ſein.

Walther von der Vogelweide wurde zwiſchen **1165** und **1170** auf einer gleichnamigen Burg im obern Thurgau geboren. Er lebte am Hofe Friedrich des Tugendreichen, bis dieſer das Kreuz nahm und **1197** den Zug

nach Palästina begann. Der Herzog starb auf dem Wege, Walther sang ihm ein schönes Trauerlied nach, und schritt nun als fahrender Meister in die Welt hinaus. Kein lyrischer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ist ihm an die Seite zu stellen; seine inhaltschwere Fülle, seine blühende Kraft erheben ihn über alle Genossen. Jene wissen fast immer nur von Minneglück und Waldespracht zu sagen, auch er singt prächtig von der Liebe und vom Mai, aber seine beste Liebe gilt dem deutschen Volk, und er will, daß diesem ein Freiheitsfrühling erspresse. Walther besaß ein großes, schönes Herz, darin spiegelt sich sein ganzes Zeitalter ab. In der Jugend lachte das treffliche Herz freudig mit dem Vaterlande, aber später, als das Reich sich durch Zwietracht zersplitterte, weinte es, und klagte über die heuchlerischen Pfaffen, deren Macht mit jedem Tage drohender anwuchs. Tiefsinnig und gedankenreich tritt uns der Sänger entgegen; nur zuweilen blitzt ein Scherz oder Spott über sein Angesicht. Von Frankreich kommend, wo man ihn am Hofe des Königs mit Auszeichnung empfangen hatte, war er die Waldwege zur Wartburg emporgestiegen, und kämpfte dort tüchtig mit in den melodischen Fehden. Walther starb nach 1240, und fand sein Grab im Lorenzgarten zu Würzburg.

Sein Freund Reinmar von Zweten stammte vom Rhein her, und war in Oestreich erzogen worden. Er hing zwar dem Hohenstaufen, Friedrich II., an, sagte sich aber um 1230 von ihm los. Walther war sein Vorbild, und gleich ihm flammte Reinmar für die Sache der deutschen Nation. Die glühende Begeisterung mangelte ihm freilich, aber ein volksthümlicher Athem weht durch seine Dichtun-

gen. Die Bilder und Gleichniſſe, ſonſt ſo prunkvoll ritterlich, werden bei Reinmar einfach, aus dem Bürgerleben entnommen, und er bildet deshalb ſchon einen Uebergang zu den ſpäteren populären Sängern. Auch die ſpruchartige Form, in die er ſeine Stoffe kleidet, iſt dieſem Charakter angemeſſen. Einſt hatte er einen fremden Ton benutzt, nämlich einen Versbau, deſſen Erfinder der Marner war; dafür ſchalt ihn der Letztere „Töne-Dieb" und hudelte ihn wie ein geübter Recenſent.

Johannes Biterolf's Name wird von Einigen für eine Zuſammenziehung aus Peter Olp, von Andern für eine pſeudonymiſche Bezeichnung des Beißenden, Spöttiſchen gehalten. Seine Lieder glichen der Fackeldiſtel. Friſch und feurig waren ihre Blumen, aber wer ihnen unvorſichtig nahte, wurde leicht durch ſcharfe Stacheln verletzt.

Heinrich der Schreiber ſtand als Kanzler im Dienſt des Landgrafen Hermann, und hieß eigentlich Heinrich von Rispach. Mit Wolfram von Eſchenbach zugleich hatte er durch den Grafen von Henneberg den Ritterſchlag empfangen. Zum Dichter fehlte ihm der freie, ſtolze Muth, allein er ſchmeichelte den Großen, und brachte es damit weiter, als mancher beſſre Mann. Seine Zeitgenoſſen gaben ihm den Zunamen: „der Tuginthafte."

„Diſe ſechſe waren meiſter czu dichten,
manch höbiſch lyrichen ſy durchrichten;
gar mit vernunftigen klugen ſinnen
kennten ſy der wel beginnen:
geiſtlichen und auch werltlichen,
behendigklichen und czertlichen. —
Sy begunden mit iren lydern czu kriegen;
under einander ſo nichts verſwiegen,

was czwifels mochte darinne gelein;
ir ieglicher wolde der beste sein
mit sime singen unde gedichte,
unde wolde den andern vernichte."

* * *

Die Dichter lebten auf der Wartburg als treue Freunde und Genossen, doch wenn es zum Singen ging, standen sie einander trutzig gegenüber, und Jeder wollte den Preis gewinnen, den die Landgräfin auszutheilen pflegte. Osterdingen war vormals sanft gewesen, wie der Abendhauch, der mit Glühwürmern spielt und Thautropfen aus den Nachtviolen schüttelt. Jetzt aber glich er dem Nordwind, der voll Ungestüm daherkommt und auf seinem Flügel die Wetterwolke trägt. Heftig stritt er wider die Gefährten, verwarf ihre Minnelieder, ihr Fürstenlob, und wollte nur die eignen Urbilder erhoben wissen. Die Meister wußten anfangs gar nicht, was ihn so verändert habe; sie schonten seiner, denn sie hielten ihn für krank. Als er jedoch immer finstrer, immer verletzender wurde, fingen auch sie ernsthaft zu zürnen an, und traten ihm vereint entgegen.

Niemand ahnte die Stürme, welche seine Seele zwischen Glück und Verdammniß auf und nieder schleuderten. Osterdingen liebte Sophie mit jeder Fiber, mit jedem Atom; zwar blickte er verächtlich auf die goldnen Preise hin, aber vor ihr niederknieen, aus ihrer Hand sie empfangen dürfen, das konnte er keinem Andern gönnen. Seine besten Kräfte setzte er ein, den Sieg zu erringen, und je stürmischer seine Lieder brausten, desto blasser wurde seine Wange. Aus den anmuthigen Fehden auf der Wartburg waren wilde Liederschlachten geworden, und oft ging Osterdingen als

Sieger daraus hervor. Dann eilte er mit wankendem Schritt zu der schönen Richterin, der blaue Himmel ihrer Augen senkte sich auf ihn herab, und sie drückte ihm die selbstgeflochtene Blumenkrone in's dunkle Haar.

Eines Tages, als Heinrich wieder den Preis erhalten, sprach Walther von der Vogelweide: „Es ist genug! An diesem weichen Liederspiel hab' ich die Lust verloren. Wenig Muth gehört zu einem Kampfe, wobei man nur gewinnen, nie verlieren kann. So mögen Frauen streiten; was Männer reizen soll, muß auch Gefahren zeigen. Unten in Eisenach wohnt Meister Stempfel, der Henker. Lasset ihn heraufkommen! Lustig wollen wir singen und sagen, der Ueberwundne aber sei ihm verfallen. Dann werden die Muthigen mit frischer Seele zum Kampfe gehn, der Feige dagegen wird verzagen und seine Angst wird ihm die Stimme brechen."

Alle Meister stimmten ihm bei; nur dem tugendhaften Schreiber flimmerte es vor Augen, doch durfte er's nicht merken lassen. Landgraf Hermann hatte Walther's Rede vernommen, seine hohe Gestalt erhob sich aus dem Sessel, und er sagte: „Herr Ritter, es ist brav von Euch, daß Ihr eine stolzere Fehde kämpfen wollt, als um eitle Kränze und goldne Becher. Das wird überall Aufsehen erregen, denn solch ein Streit ist selbst an König Artus' Tafelrunde nicht gehalten worden."

Da sprach die Landgräfin Sophie: „Verzeiht mir, daß ich mich in der Männer Sache mische, doch dünkt mich, auch Frauen haben eine Stimme, wo es sich um Dichtkunst handelt. Oder sollen nicht mehr diese entscheiden, sondern der Stöcker? Soll die reine Glockenblume der

Poeſie mit Blut geröthet werden, damit künftig nicht mehr der größte Dichter ſiege, ſondern der Tollkühne, der am unerſchrockenſten ein Henkerbeil anſieht?"

„Edle Fürſtin!" begann Wolfram von Eſchenbach. „Stets mögen holde Frauen des Sängers Richterinnen ſein und ihm den Dank ertheilen. Aber auf der andern Seite möge auch Verluſt ihn bedrohn. In der Seele wohnt des Dichters Lied, und wenn Lied und Seele ermattet ſind, ſo haucht er ſie aus!"

„Die Meiſter ſind frei in ihrem Thun!" rief der Landgraf. „Wer darf ſie hindern, wenn ſie mannhaft ſtreiten wollen? Beim nächſten Kampf ſoll Stempfel zugegen ſein, und der Beſiegte mag ihm gehören. Iſt aber ein Sänger hier, dem ſolcher Strauß mißfällt — wohlan, er ſtelle die Harfe fort, und bleibe, oder ziehe ungekränkt in die Ferne!"

Im vollen Chore ſangen die Dichter nun ein Abendlied, und trennten ſich dann, um ihre Ruheſtätten zu ſuchen.

Oſterdingen erwachte früh; die Landſchaft lag ſilberklar vor ſeinem Fenſter. Eine Nachtigall ſchlug in der Linde, der Mond ſtieg eben hinter die Tannen hinab, und im Oſten entflammte ſich ein Purpurſchein. Oſterdingen ging nach dem Garten, er trat abſichtslos in eine Buchenlaube, und vor ihm ſaß die Landgräfin Sophie. Weiße Gewänder umfloſſen ſie, ihr Arm ſtützte das liebliche Haupt. Von den blonden Locken war Eine in den goldgelben Kelch der Königskerze gefallen, die neben der Moosbank wuchs, ſo daß Sophiens Geſtalt wie eine holde Blume erſchien. Von der Ueberraſchung erſchüttert, rief Oſterdingen ihren

Namen, sie flog empor, und „Heinrich!“ tönten ihre Lippen, ehe sie die Augen noch geöffnet hatte.

— Es ist mir lieb, daß ich Euch finde! sprach die Landgräfin, nachdem sie eine gewisse Fassung errungen, und gab ihm ihre weiße, zitternde Hand. Ihr habt den Kampf angenommen, durch den die Meister Euch den Tod bereiten wollen. O, lasset ab davon! Thut es um meinetwillen, denn ich sterbe vor Angst. Ziehet fort aus dieser Burg, und wendet Euch nach mildern Ländern, wo man den Wettstreit des Gesanges nicht vom Henker schlichten läßt.

— Könnt Ihr fordern, Sophie, daß ich die Wartburg meiden soll? Und wie würden die Meister meiner spotten, ginge ich heute wie ein Feiger hinweg. Nein, ich will bleiben und will mich besiegen lassen! Landgraf Hermann, der mir meine Liebe nahm, mag mir nun auch das Leben nehmen.

— Schauet nicht so wild, Heinrich! Muß ich Euch mahnen an jene Zeit, die Ihr in der Burg meines Vaters verlebt habt? Bei all' den heiligen Erinnerungen, die mich und Euch in diesem Augenblick durchschauern, beschwöre ich Euch, seid barmherzig mit mir!

Der Sänger schwieg, doch zog etwas über sein helles Auge, wie der Schatten einer Thräne.

— Habt Ihr mich je geliebt, so versprechet mir, daß Ihr den Tod nicht suchen, daß Ihr Euch in meinen Schutz begeben wollt, wenn er Euch droht.

Ofterdingen sah die Geliebte an; unaussprechliche Trauer lag in seinen Zügen. Dann sagte er: „Ich verspreche es Euch!“ und verließ langsam den Garten.

* * *

In der Wartburg zog sich, von Osten nach Westen, ein geräumiger Saal entlang. Hoch ragten seine gothischen Gewölbe, und die Wände waren mit reichen Teppichen behängt. Auf der östlichen Seite lehnte, unter einem purpurnen Baldachin, Landgraf Herrmann, von ritterlichen Herren umgeben; ihm gegenüber saß, zwischen Edelfrauen, seine Gemahlin Sophie. Ein blauer Mantel wallte von ihrer Schulter, und ihr Antlitz leuchtete ruhig wie ein klarer Felsensee. Zu ihrem Sitze führten Stufen empor, damit der Sieger sich den Lorbeer von der Fürstin holen könne. Der Fußboden des Saales war aus weißem und schwarzem Marmor gefügt, und dort standen die sechs Meister, in dunkler Tracht, ihre Harfen im Arme. Hinter ihnen aber bemerkte man einen hagern, häßlichen Mann, der sich scheu in einen Scharlachmantel hüllte. Wild fiel das Haar um sein Gesicht, das von dem struppigen Bart fast verdeckt wurde, und dieser Mann war Meister Stempfel aus Eisenach.

Rings herrschte erwartungsvolle Stille; die Harfen dröhnten und der Streit begann. Zuerst sang Heinrich von Osterdingen „in des edlen Fürsten Ton von Thüringenland". Gegen alle Sänger hatte er den Kampf eröffnet, und pries laut die Tugenden Luitpolds von Oesterreich, die nicht aufzuwiegen wären durch die Tugenden dreier andern Fürsten. Da trat Walther von der Vogelweide ihm entgegen, und sprach: „Dein Uebermuth will meinen Zorn erregen! Ich mag nicht hören Oesterreich genannt und nicht die Ritterschaft aus jenem Land. Morgen nenne ich

den wackern Degen, der gleich dem Golde über alle Fürsten wiegt; jetzt will ich Frankreich nur in die Wage legen, dann ist es klar, wer von uns beiden siegt."

Auch der tugendhafte Schreiber sang wider Osterdingen, mit höfischer Schmeichelei des Landgrafen Lob verkündend. — „Wo ist der Grieswart jetzt?" rief Osterdingen lachend. „Der Kampf ist da, und schon sind zwei der Meister gegen mich in's Feld gezogen. Scharf ist die Schneide ihres Gesanges, wenn sie dieselbe auch mit milden Sprüchen umweben. Reinmar von Zweten und Ihr, weiser Eschenbach, höret getreulich zu, und schlichtet den Streit, worin ich mir Sieg zu erringen hoffe!"

Reinmar und Wolfram waren nämlich die erwählten „Kieser", welche den Liederkampf zu überwachen hatten, wie die Grieswarte ein Turnier. Landgraf Hermann hieß sie richten nach ihrem Eid, und sprach: „Wer des Todes begehrt, mir ist's nicht leid, wird er ihm nach dem Rechte gewährt!"

Während Osterdingen abermals den Herzog Luitpold erhob, unterbrach ihn der Schreiber, um seinem Herrn und Gebieter Weihrauch zu streun. Er schloß das Lied:

„Heinrich von Osterdingen, schweig,
Und messe gen einander nicht, was nicht zu messen ist.
Wenn ein Jagdhund suchen will unrechte Fahrt,
Deß sei gemahnt,
Die Strafe ihm ward,
Zu meiner Zeit, von seines Meisters Hand."

Osterdingen entgegnete ihm:

„Herr Schreiber, Ihr, noch Eure Hand,
Die mögen Meister wohl nicht sein, wie Euer Mund es sprach.

Reinmar von Zweten iſt dazu ernannt
Und Der von Eſchenbach,
Der größte, den ich jemals ſah
Von allen Sängern in dem deutſchen Land.
Die Kräh' zu einem edlen Falken ſprach:
„Herr Guguck, ſeid ihr da?“
Der Krähe thatet gegen mich Ihr gleich,
Herr Schreiber, da Ihr von dem Jagdhund konntet ſagen.
Ich bin an Künſten Euch wohl überreich,
Und will auf Guelfen-Weiſe Euch in die Flucht nun ſchlagen.
Mein Streben geht nach Meiſterkünſten, ſchlicht und recht;
Ich will mich wehren!
Knophart, mein Knecht,
Muß Euch das Haar wie einem Thoren ſcheeren.“

Da ſang der Schreiber:

„Nicht Friede giebt es nun in dem Geſange,
Seit Euer Knecht mein lockig Haar mir Thoren-gleich ſoll ſcheeren!
Herr Walther kommet eilig mit dem Strange,
Den Henker bringet her!
So zeige ich, was meine Kunſt vermag;
Das müſſen an mir ſchauen beide, Frauen und Mann,
Wenn ich geſungen dieſen ganzen Tag.“

Heinrich's von Oſterdingen Harfe rauſchte ſtürmiſcher, und er begann:

„Im Ernſt nun heb' ich an,
Und wird mir nimmer kund aus Oeſterreich des Fürſten Gruß! —
Jetzt hört, wie unſer Singen iſt mit Worten ausgeſchmückt;
Aus Eiſenach, der Stempfel muß
Hier ſtehen neben uns, er hat das Schwert gezückt,
Und richtet hin, wie einen Räuber, Einen von uns Allen.
Wer dann mag ſtehen,
Wenn er gefallen,
Dem möge tauſend Herzeleid geſchehen!“

Immer heißer wurde die Schlacht; Walther von der Vogelweide, der Schreiber und Biterolf drangen auf Osterdingen ein. Aber er stand wie ein zürnender Donnergott; Strahlen blitzte sein Auge und mächtig grollte sein Lied. Draußen hatte sich unterdeß der Himmel umzogen, ein Frühgewitter verhüllte die Sonne. Durch die Glasgemälde der hohen Fenster zuckten Feuerschlangen buntleuchtend in den Saal, und jener Donner, der die Grundvesten der Burg erschütterte, schien aus Osterdingens Harfe zu dröhnen.

Jetzt mischten sich auch Reinmar und Wolfram in den Streit, obgleich sie, als Kieser, kein Recht dazu hatten. Eschenbach schlug die Saiten und sang:

„Heinrich von Osterdingen, sage:
Weißt Du, wie Gott den Teufel wegen seines Uebermuthes bannt?
Soll ich Dich binden, ob mein Herz auch klage,
In meines Herren Land?
In Priesters Art sprech ich den Bann,
Von Eschenbach, ich Wolfram! Du bist besessen schon!
Mich müßten hassen Frauen und Mann,
Ließ' ich Dir des Sanges Lohn.
Der Thüringer Herr zu sein, möcht' ich vor Königen den Vorzug geben!
Gott sandt' ihn allen Fürsten, daß sie ein Muster an ihm nehmen,
Die hier nach Würde können streben,
Was sich zu Gottes und zur Huld der Welt mag ziemen.
Heinrich von Osterdingen, thu' den Segen,
Und fliehe jach!
Viel Hagels-Regen
Zieht Dir mit Donners-Blitzen von mir nach!"

Wie Spott zuckte es über Osterdingens Angesicht, und er erwiderte:

„Herr Terramêr, seid mir willkommen!
Nun zwingt mich gar die Heidenschaft mit wildem Kriegesten.
Es wird noch heute Sturm gen Euch genommen,
Wie Der von Nariben
Gewaltiglichern nie gehalten,
Da manche Rüstung ward zertrennt durch kräft'gen Schlag,
Auf Alyzanz, wo mancher Helm gespalten
Und manche Lanze brach. —
Ein Frosch aus kühlem Brunnen sprang in heiße Gluth;
Die unbekannte Furth reu't manchen, der sie suchen will.
Demselben Frosche gleich Ihr thut:
Ihr suchet auch die Furth an mir, doch ist es Euch zu viel."

Wolfram nahm diese Worte sehr übel, denn er fühlte die beißende Anspielung auf seine epischen Dichtungen, worin Ritter Terramêr und der Markgraf von Narbon vorkamen. Alle Sänger waren nun gegen Osterdingen verbündet, doch dieser erwehrte sich ihrer tapfer, bis ihm Walther von der Vogelweide eine Falle legte. Derselbe sang:

„Ein König und zwei Fürsten reich
Sind ausgenommen, sonst gleiche ich den Sternen alle in der Welt;
Die besten sind dem Morgensterne gleich,
Wenn er sich früh erhellt.
Ich mag es länger nun nicht in mir tragen,
Daß von den beiden Fürsten Einer wohl der Sonne nahe steht;
So wie die Luft die Wolken kann verjagen,
Wenn sie recht lauter weht.
Heinrich von Osterdingen sage: wer mag der Edle sein,
Deß Tugend vor allen Fürsten hat ein sonnengleiches Wesen?"

Ohne Säumen antwortete Osterdingen:

„Von Oesterreich, der Herre mein!
Von seiner Milde wird noch viel gesungen und gelesen.
Nun höret, ob ich recht ihn schildern kann:

Allwo er geht,
Ist er Löwe und Mann,
Da Beider Muth und Mitgefühl stets in ihm weht!"

Mit diesem Gesang gab Osterdingen alle Siegesvortheile auf, die er bereits gewonnen hatte. In der Vorzeit dachte man sich nämlich Tag und Sonne unabhängig von einander, und die Normänner besaßen sogar zwei verschiedene Gottheiten: den Dagr und die Sól. Darum erhob Walther seine Stimme, und triumphirte laut:

„Ich sage, der Tag hat schönern Schein,
Als Sonne, Mond und Sternenglanz, wie ich berichten will;
Das müssen hohe Pfaffen und weise Lai'n
Mir zugestehen still.
Bin ich nicht glaubhaft Euch gewesen,
So wähle ich als Zeugen weise Meister hier und da;
Ich meine die, die Bibeln wohl gelesen
Und auch der Lande Cronica.
Ihr edlen Hessen, Franken, Thüringer und Schwaben, hört, ich sage:
Wer mag der Fürst wohl sein, dem keiner in der Welt ist gleich?
Der Thüringer Herr, er gleicht dem Tage,
So geht ihm nach, wie Sonnenschein, der Edele aus Oesterreich.
Der Tag die Welt, das Wild, die Vöglein freuet,
Das ist bekannt;
Freiwillig freuet
Uns aus sein Gut Hermann in Thüringenland!"

Das Gewitter war vorüber; der Sonne Glanz strahlte wieder blau und roth durch die gemalten Scheiben. Während die Natur sich im Aufruhr befunden, hatte Osterdingen ein wilder Muth erfüllt, doch je ruhiger es draußen wurde, um so machtloser tönte sein Lied. Dumpfes Brausen klang ihm vor dem Ohre, Irrlichter umflackerten ihn; er sah nur

noch den blutrothen Stempfel, der kunſtgerecht des Schwertes Schneide prüfte. Heinrich hatte ſich ſchweigend an die Harfe gelehnt, und ſchien lebensmüde das Ende herbeizuwünſchen. Aber plötzlich fiel ſein Auge auf Sophie, die leichenblaß geworden war; noch einmal ermannte er ſich, und ſprach mit kräftiger Stimme:

„Ehe der Oeſterreicher nur Einem Fürſten nachſteht, wie hoch derſelbe auch über die Sonne erhoben wird, ehe warte ich dein, und wärſt du weit über See, Klinſor in Ungerland! Auf dich will ich mich ſtützen, dich kann ich wohl zum Richter wählen, denn deine Meiſterſchaft vor allen Sängern iſt auserkoren. Und wenn des Meeres Sand du ſollteſt zählen und alle Sterne nennen, ich bin doch unverloren! Sollt' ich auch dreißig Jahre auf dem Waſſer umhergeſtrudelt werden, Klinſor muß her aus Ungerland, ihm iſt des Oeſterreichers Tugend ganz bekannt!"

Vier der Meiſter wollten Oſterdingen's Tod, nur Biterolf ſchwieg, denn er konnte nicht vergeſſen, daß er einſt Heinrich's Freund geweſen. Auch Landgraf Hermann ſchwieg, doch tödtlich blitzten ſeine Augen, und man las darin die Freude, daß jener Recke ſterben müſſe, der es gewagt, einen Anderen über ihn zu erheben. Da richtete ſich mit Einemmal Sophie empor, ihr Blick ſuchte den bedrängten Sänger, und ſein Name zitterte durch das Gemach. Dieſer Ton erweckte Oſterdingen; er ließ die Harfe auf den Marmorboden fallen, daß ſie klingend zerbrach. Dann eilte er zum Thron der Landgräfin hin und kniete vor ihr nieder. Sie breitete den blauen, ſternenbeſäeten Sammetmantel über ihn, und ſagte mild: „In meinen Schutz hat ſich der Sänger jetzt begeben, und treu will ich

ihn schirmen. Ihr Meister, hab' ich Kummer je von Euch gewandt, so überlaßt mir Euren Zorn!"

Zwar schaute der Landgraf finster drein, aber Wolfram und Reinmar neigten das Haupt vor der Fürstin. „Hohe Frau!" erwiderten sie. „All Euer Wille geschieht an uns, denn stets ist unser Sinn nach Euch gerichtet! Mag Osterdingen den Klinsor nur holen; wir unterwerfen uns seinem Urtheil ganz."

Auf Sophiens Antlitz glänzte Sonnenschein, indem sie sprach: „Nun denn, Meister Heinrich, so dürft Ihr fahren nach Eurem Ziel, und eh' Ihr wiederkehret, fließt wohl vor Mainz des klaren Maines viel dahin!"

* * *

Wir werden jetzt nach einem düster prächtigen Thal in Siebenbürgen versetzt. Ueber riesenhafte Basaltsäulen stürzt sich ein Wasserfall, mit seinem Donnern die tiefe Einsamkeit unterbrechend; die Fluthen sammeln sich in einem weiten Becken, und es fliegt der zweite Fall daraus herab. Um die Gipfel der Steinmassen kreisen einige Adler, wie die Wächter dieser öden Felsenwelt. Eine schmale Sichel, schwimmt der Mond am Abendhimmel, und beleuchtet unsicher ein altes Schloß. Nach Norden ist es verwittert, kaum hängt das Mauerwerk dort noch zusammen, doch auf der Südseite scheint es besser erhalten zu sein. Es ist Klinsor's Wohnung, und der Greis stand oben auf der Warte, mit seinem Blick die Stellung der Gestirne prüfend.

Da stieg ein verspäteter Wandrer vom Bergesrand nieder, das Gerölle wich unter seinem Fuß, und als Doppelgänger folgte ihm sein blasser, langgedehnter Schatten.

Heinrich von Ofterdingen war es; er hatte nur wenige Tage beim Herzog Leopold in Wien geraſtet, und dann den weiten Weg zu Ende gebracht. Klinſor mußte ihn wohl bemerkt haben, denn er trat ihm an der Schwelle des Hauſes entgegen. Ofterdingen nannte ſich, der Alte grüßte ihn voll Herzlichkeit und führte ihn in ein wohnliches Gemach. Als ſie dort beim wohlbeſetzten Tiſche ſaßen, ſagte Klinſor zu dem Gaſt: „Nun erzählt mir auch, Herr Heinrich, was mir die Gunſt verſchafft, Euch hier zu ſehn in meiner Einſamkeit. Es muß ein ſonderlicher Vorfall ſein, der Euch vom friedlichen Sängerkreiſe auf der Wartburg nach dieſer fernen Landſchaft trieb?“

„Das Wort friedlich paßt nicht mehr!“ erwiderte Ofterdingen. „Aus dem heitern Turnier iſt ein blutiger Ernſtkampf geworden.“ Und als er nun Alles an Klinſor mitgetheilt, ſprach der letztere: „Seid guten Muthes, Meiſter! Ich will mit Euch fahren, um Eure Weiſen zu hören und alle Spaltung auszugleichen. Deutſchlands Dichter könnten gewaltiger als eine große Kriegsmacht ſein, wenn nur Eintracht unter ihnen herrſchen möchte! — Aber laſſet mich die Lieder vernehmen, die auf der Wartburg geſungen wurden, damit ich bekannter werde mit dem Streit.“

— Lange blieb Ofterdingen bei Klinſor wohnen. Die innerſten Kräfte der Natur offenbarten ſich ihm, denn Jener ſtieg mit ſeinem Gaſt in Gebirgshöhlen hinab, wo ſtatt der Blumen die Kryſtalle wuchſen. Grüne Smaragde rankten ſich dort empor und Granaten blühten daran, gleich Tulpen ſchoſſen die Amethyſte auf, wie Feuerroſen glänzten die Rubine, wie blaue Wunderblumen die Sapphire, und Topaſenkelche verbreiteten ein goldnes Zauberlicht. Beide

Männer gingen Nachts auf die Warte, um aus dem Runentanz der Sterne die Schicksale der Völker und Menschen zu deuten. Der Greis führte Osterdingen auch in die chemische Werkstatt, wo die leichteren Metalle ihr bleiches Kleid abstreifen und — nachdem sie alle Farben angenommen, alle Kunstgriffe gebraucht haben, den Händen des Meisters zu entschlüpfen — sich endlich in rothes Gold verwandeln müssen.

An einem Herbstabend saßen die Sänger traulich beim Weinkrug und sprachen von deutscher Dichtkunst. — Unser größter Schatz, sagte Osterdingen, ist das Lied der Nibelungen, und nach vielen Jahrhunderten noch wird man in Euch den Schöpfer desselben verehren.

— Ihr irrt Euch, Herr! Ich bin der Dichter des Nibelungenliedes nicht.

— Was hilft Euch alles Läugnen?.. Als ich mit Euch in Felsenkammern stieg, wo Edelsteine blühn, als Ihr mich in Euer Schmelzhaus treten ließet, da erst wurde mir die ganze Dichtung klar. Der Nibelungenhort meint solche verschlossenen Schätze, solche geheimen Kräfte, und die Tarnkappe, welche uns dem großen Haufen unsichtbar werden läßt, indem sie uns fast überirdische Macht verleiht — das ist die Wissenschaft. Ihr umfasset Wissen, Wollen und Können, darum haben Euch die Leute einen Zauberer genannt.

— Ganz recht, mein braver Freund! Es ruhen mannigfache Wunder in dem braunen Schatten, den der Weltgeist darüber ausgebreitet hat, damit sie nicht in plumpe Hände fallen, und Unheil statt des Segens stiften. Sie lassen sich heraufbeschwören ohne Zauberstab und Runen-

zeichen, auch braucht man keine fremden Geister, sondern nur den eignen Geist dazu. — Aber, wahrlich! Das Nibelungenlied gehört mir nicht!

— Und wer konnte diesen Gesang erschaffen, wenn Meister Klinsor es nicht that?... Ich sehe Euch jetzt, wie im Spiegel, in den Worten der Dichtung. Niemand soll es erfahren, wenn es Euch unlieb ist, aber gesteht mir nur: Ihr habt das Wunderlied gedichtet.

Klinsor legte seine Hand in die des Jünglings, und sah ihm bejahend in's Auge. Da fuhr Osterdingen fort: Glaubt mir, ich kenne die Nibelungen, wie man sie kennen muß, denn aus ihnen trank ich Muth in mancher trüben Stunde meines Lebens. Ihre ehernen Gestalten kräftigten mich, daß ich das Leben nicht von mir warf, gleich einem abgeblühten Rosenstab. Und als ich nun ganz in dem Zaubergarten des Liedes wohnte, da erwachten auch mir die Gesänge wieder, die außerdem wohl für immer gestorben waren.

* * *

Der Winter ging vorbei, milde Lüfte wehten über die Basaltfelsen, und Osterdingen sprach zu seinem Wirth: „Viele Monde sind es nun, seitdem ich von der Wartburg schied, und die Meister halten mich vielleicht für einen Feigen, der vor dem Henker geflohn ist. Darum bitte ich Euch, lasset uns nach Thüringen aufbrechen; der Weg ist weit, und es wandert sich gut in den Tagen des Frühlings."

„Zwar seid Ihr mir ein werther Gast," entgegnete Klinsor, „aber weil Eure Ehre es fordert, so wollen wir nächstens die Reise antreten, und ich denke" — fügte er

lächelnd hinzu — „ſie wird uns nicht lang erſcheinen, denn ich habe Roſſe und Wagen, welche ſchneller als der Oſtwind gehn.“

Beide leerten Abends noch einen Krug vom feurigſten Ungarwein, und Oſterdingen ſchlief darauf ſo feſt, daß Klinſor am Morgen Mühe hatte, ihn zu erwecken. Der Jüngling rieb ſich die Augen, und blickte ſtaunend umher. Er ſtand auf dem Gipfel eines mit Tannen und Buſchwerk bedeckten Berges; die aufgehende Sonne hauchte ihr Gold darüber, und unten im Thale lagen die grauen Dachwellen einer Stadt. Dort ſang der Wächter, vom Rathhausthurm herab, ſein frommes Lied, und ſtieß dann in's Horn, daß es weithin ſchallte. In einer Kirche wurde zur Frühmette geläutet, und das Glöckchen klang hell durch die blaue Luft.

„Wenn ich dieſe Glocken jemals lauten hörte,“ ſprach Oſterdingen, „ſo hängen ſie zu Sankt Georgen, und die Stadt da unten iſt Eiſenach!“

„Ihr träumt wohl nur, Meiſter!“ rief Klinſor heiter.

Noch einmal ſah Heinrich in's Thal, und immer glänzender funkelte ſein Blick. „Nein, nein!“ erwiderte er. „Es iſt gewiß Eiſenach ... ich erkenne jede Straße, jedes Haus! Dort am Georgenthor ſtehen die Leute, die nach dem Felde hinaus wollen, und gerade hier unten liegt Hellegrafen's wohlbekanntes Gaſthaus.“

Sie folgten nun den Windungen des Fußſteges zur Stadt hinab, und zogen ein in Hellegrafen's Hof. Oſterdingen wurde freudig bewillkommt, und bald flog das Gerücht nach der Wartburg, er ſei da und habe den Meiſter Klinſor von Ungerland mitgebracht. Die Sänger kamen

zu ihnen, um sie zu empfangen, und fragten: wo sie denn am vorigen Abend gewesen wären? Heinrich von Osterdingen antwortete: „Zu den Siebenburgen wir schlafen gingen, und waren zu Mettenzeit allhie! Wie das kam, erfuhr ich nie."

Klinsor blieb beim Hellegraf wohnen, wo die Edelleute ihr Einlager zu halten pflegten, und Abends ging er in den Garten, die Constellation des Sternenhimmels aufmerksam beobachtend. Zwei fremde Ritter sahen, daß er unverwandt nach einer Stelle des Horizontes blickte, und sie baten den Meister, er möchte ihnen doch sagen, ob sich etwas Besonderes ereignen wolle? Klinsor erwiderte: „Wisset, in dieser Nacht wird dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren, derengleichen es nicht auf Erden giebt! Schon als Kind soll sie dem Thüringer Landgrafen überliefert werden, damit er sie künftig seinem Sohn Ludwig vermähle. Durch ihre Tugend und Heiligkeit muß dem Lande großes Glück erblühn, und alle Welt muß diese Fürstin ehren."

Die Ritter waren Freunde des Landgrafen, und kleideten sich Morgens sehr frühe an, um ihm Klinsor's Prophezeihung mitzutheilen. Als sie die Wartburg erreichten, hörte Hermann eben Messe, und weil sie ihn dabei nicht stören mochten, traten sie still in die Kapelle. Sobald aber das heilige Amt beendet war, erzählten sie ihm, was sie von dem Meister vernommen hatten. Der Landgraf freute sich der guten Kunde, nach dem Frühstück bestieg er das Roß, und ritt mit seinem Hofgesinde gen Eisenach, den Weisen aus Ungerland dort zu begrüßen. Er that demselben jede Ehre an und lud ihn auf das Schloß; auch die Pfaffen

zeigten sich so demüthig gegen Klinsor, „als ob er ein großer Bischof wäre.“

Am nächsten Tage kam der Meister nach Wartburg, und stand fast geblendet vor der Landgräfin Sophie, denn sie glich einem Engel. Reine Freude verklärte ihr Angesicht; Heinrich von Osterdingen war ja wiedergekommen, und ihre Blicke ruhten froh auf ihm. Nach der Tafel hielt Hermann im runden Thurmzimmer eine geheime Unterredung mit dem Magier, und einige Jahre später ward er wirklich für seinen Sohn um Elsbeth, die Tochter König Andreas II. von Ungarn. Als beide erwachsen waren, feierten sie ihr Hochzeitsfest, und Elsbeth wurde nachher, wegen ihrer Tugenden und Wunder, von der Kirche heilig gesprochen.

Die Dichter bereiteten sich nun zum Entscheidungskampf, und in der großen Burghalle war alles dazu hergerichtet. Prächtig schimmerte es auf den Altanen, der Streit begann, und Osterdingen, mit seinem Bundesgenossen, kämpfte wider die anderen Meister. Tiefdunkle, doppelsinnige Räthsel ließen sie erschallen, wie der alte Odin, wenn er ausritt, um den Thursen seine Zauberfragen vorzulegen, damit er diejenigen erschlage, welche sie nicht lösen konnten. Auch hier sollte ja Stempfel den Besiegten von der Erde tilgen, und bange Erwartung flüsterte durch den Saal. Jetzt wurde auch nicht mehr im „Thüringer Herren-Ton“ gesungen; Klinsor hatte den „schwarzen Ton“ angestimmt, und Alle bedienten sich dessen.

Wie ägyptische Runenzeichen, wie morgenländische Thier- und Blumenarabesken, flochten sie ihre spitzen, verlockenden Fragen durch einander. Dennoch waren sie immer bald

gelöst, da nur tiefgelehrte Meister auf der Wartburg stritten. Besonders hatte Klinsor jedesmal der Räthsel Sinn erfaßt, ehe sie noch beendet schienen, und Eschenbach mochte seine Fragen verhüllen, wie er wollte, lachend sang ihm Jener die Antwort zurück. Herr Wolfram nahm ein frommes Wesen an, und that, als ob er auch jetzt, wie damals gegen Osterdingen, den priesterlichen Bann aussprechen würde. Der Meister aus Ungerland gab indeß auf solche Künste nicht viel, sondern zog einen Brief hervor, den ihm, wie er sagte, unsichtbare Hände überreicht hatten. Er las denselben, und darin wurde das schmachvolle Leben der Pfaffen, ihr Geiz und ihre Gier, ihre Lüge und Völlerei mit treuen Farben geschildert. Der Teufel Auron ertheilte ihnen zuerst den Rath, da sie mit Allem Handel trieben, auch noch das heilige Salböl an Kranke und Sterbende zu verkaufen; sie hielten dann ein Concilium zu Mainz, und faßten dort wirklich den schändlichen Beschluß. Das stand in dem Briefe, und sonst noch manch aufrichtiges Wort:

„Hör', Pfaffe, weß du dich magst schämen!
Willst du Aurones Pfennig für den Chrisam nehmen,
Mit Sünden und mit Schanden hast du ihn gewonnen.
Womit soll sich der Sieche laben,
Wenn deine gier'gen Hände Alles ihm entrissen haben?
In Kummer hat das arme Weib ersonnen,
Damit du mästest deinen Leib und führst ein üppig Leben.
Ihr Laien, merkt auf diese That!
Wenn ihr bei einem Pfaffen solche Sitte saht,
Sollt ihr dem Schalk den Namen „Auron" geben."

Eschenbach gerieth in Zorn und sang:

„Beim Himmel, wahr ist dieses Wort!
Willst hören Du, welch Glück es ist, das Dir verschafft

Den Namen hoher Meiſterſchaft?
Ein weißer Engel iſt Dein Hort,
Vor dem ſo ſchnell der Teufel von Dir flieht,
Daß er Dich weder hört, noch ſieht.
Viertäg'ge Buße legte er Dir auf, wovon Dein Dichten leidet,
Denn immer an den vierten Tagen
Verwirret er Dein hohes Singen und Sagen,
Bis ihn der Engel wieder von Dir ſcheidet."

Klinſor lächelte zwar, aber eine Wolke zog dabei über ſeine Stirn. Eben ſtrahlte von draußen das Abendroth in die Halle; mit Lautenſpiel ſchloſſen die Sänger für heute ihren Kampf. Dann wanderten ſie nach Eiſenach hinab, und ſuchten ihre Kammern, um neue Räthſel zu erſinnen.

Wolfram, der im ſchmalen Giebelhauſe Tieczel Gottſchalk's wohnte, ſtreckte ſich ermüdet auf dem Lager aus, und bald umfing ihn der Schlaf. Ein ſeltſames Geräuſch ſchreckte ihn wieder empor. Er lauſchte. Alles blieb ſtill und finſter umher. Endlich vernahm er einen dumpfen, ſummenden Ton. Es war die große Glocke auf dem Sankt Georgen-Kirchthurm, die zum Schlagen ausgehoben hatte, und ſie verkündete Mitternacht. Da ziſchten und knatterten blaue Flämmchen aus den Wänden, eine ungeheure Geſtalt trat vor Wolfram's Bett, die Decke des Gemaches war verſchwunden, und jene Erſcheinung reichte bis zu den Sternen hinauf. Wolfram fragte zitternd:

„Wer biſt du?"

„Naſion iſt mein Name!" antwortete die Geſtalt. „Ich will dich prüfen, ob du wirklich eingedrungen in die Meiſterſchaft, oder ob du nur ein Laie biſt." Und nun begann Naſion einen Geſang, wie wenn das Meer an metallne Klippen dröhnt, wie wenn Gewitterſturm durch einen Eich-

wald rauſcht. Er quälte den Eſchenbach mit unlösbaren Fragen. Dieſer ſollte ihm verkünden, wie das Firmament mit viel hoher Kraft gegen alle Planeten Kriege führt, wie der Polus arcticus ſteht und der hohe Meiſterſtern Antribilus. Er ſollte ihm die geheimen Mächte des Saturn, wenn er im Oſten glänzt, erklären, und nur dann wollte Naſion ſeinen Zorn unterdrücken, daß Jener es gewagt, den großen Klinſor zu beleidigen.

Eſchenbach's Geiſt war verwirrt; er wußte dem grauenhaften Frager keine Antwort zu geben. „Der, der das Firmament erſchaffen hat" — ſprach er — „in deſſen Händen Alles liegt, Er ſchirme mich vor dir mit ſeinem Heiligthume. Deine ſchwarze Kunſt iſt mir zuwider, ich rufe Maria, die Jungfrau, als Zeugin an, und ſie mag mir Gnade verleihen!"

Bei dieſen Worten flammte das ganze Rieſengebilde bis zum Nachthimmel in rother Gluth, und es rief: „Siehe, Wolfram, ich glühe vor Zorn, und wenn ich jetzt den hohen Emſenberg anrührte, er müßte in Aſche zerfallen!" Und Naſion nahm ſeinen brennenden Finger und ſchrieb auf einen Sandſtein in der Mauer:

„Du biſt ein Laie, ſchnippen-ſchnapp!"

Dann war er ſpurlos verſchwunden.

Spät am Morgen erwachte Eſchenbach, ſein Kopf war wüſt, und er hielt alles für einen Traum. Als er jedoch ſeinen Blick zufällig nach der Wand richtete, las er auf dem harten Stein, „wie mit dem Finger in Teig geſchrieben", die höhnende Inſchrift. Er nahm nun ein Meſſer, und verſuchte die Buchſtaben auszukratzen, aber es gelang ihm nicht, denn nur immer klarer ſchienen ſie hervor. Unter-

deß war die Zeit gekommen, wo Wolfram ſich auf der Wartburg einfinden mußte, und er traf im Ritterſaal die Sänger ſchon beiſammen. Sie bemerkten ſein verſtörtes Ausſehen nicht, ſondern machten ihre Harfen bereit.

Die Räthſelſchlacht hatte begonnen und drohte wieder recht heiß zu werden, als der Burgwart ſie durch dreimaligen Hornruf unterbrach. Die Verſammelten eilten an die Fenſter, und ſahen ein anmuthiges Schauſpiel. Zwiſchen den Nadelhölzern, mit denen der Berg bewaldet war, kam ein Zug empor, an deſſen Spitze, auf reichgezäumten Zeltern, zwei Frauen ritten. Die Eine ging in ſchwarzen Sammet gekleidet, und ihr ſüßes, blondes Antlitz erſchien Jedem ſo vertraut, wie das Muttergottesbild in der Kirche ſeiner Heimath; es war Sophie, die Landgräfin. Aber die andre Dame mußte wohl eine Fremde ſein, die Meiſter kannten ſie nicht. Jugendliche Morgenfriſche lag auf ihren Wangen, und das dunkle Haar, das lockig ihr Geſicht umflatterte, glich der Nacht, die vor dem Frühroth weicht. Sie trug ein Gewand von meergrüner Seide, mit Perlen beſetzt, und Straußfedern wallten auf ihrem Barett. Walburga war es, die Tochter des Grafen von Abenberg, welche von der Landgräfin erzogen worden. Sie hatte einen Beſuch am Rheinufer bei ihrem Vater gemacht, und da ſie nun, nach langer Abweſenheit, von dort zurückkehrte, wollte ſich Sophie die Freude nicht nehmen laſſen, ihr eine Strecke entgegen zu eilen.

Mehr als vierzig edle Frauen, unter denen ſich acht Gräfinnen befanden, folgten dieſen Beiden, und am Ende des Zuges ritt ein Fähnlein Gewappneter, zum Schirm der Damen. So näherten dieſelben ſich dem Schloſſe;

Ritter hoben sie von ihren Rossen und geleiteten sie in den Saal. Sophie nahm den Thronsessel ein, theilte ihn aber mit Walburga, und von neuem begann der Sängerkrieg.

Wolfram von Eschenbach hatte die junge Gräfin kaum erblickt, als ein milder Strahl durch die Schauer seiner Seele drang. Aller Zorn entschwand ihm plötzlich, und er kämpfte nur noch zu Lust und Ehre, wie ein Ritter, der wehrhaft seine Lanze bricht, ohne den Gegner damit durchbohren zu wollen. Bunte Fragen sann er aus; sie waren sämmtlich aus der Bibel genommen, und glühten fromm, wie das Gemüth des Dichters. Er stimmte die Weise des schwarzen Tones an, und sang:

„Ein reicher König, Herr Salomon,
Der ließ bauen einen herrlichen Thron,
Von Golde und auch von Elfenbein,
Von sechs Stufen auf jeder Seit';
Zwölf Löwen jung lagen auf den Stufen zur Zeit.
Nun löse, Meister, das Räthsel mein!
Zwei Löwen standen einzeln an beiden Seiten gleich;
Ganz umfangen war der Thron
Mit zweien Armen; der König Salomon,
Er saß darauf, gewaltig und reich."

Um Klinsor's Lippen flog ein eigenthümlicher Zug; leise nur berührte er die Harfe, und gab die Lösung:

„Nun, Meister, laß' dies ohne Haß!
Der Höchste war's, der auf dem Throne saß.
Die Mutter sein, der Thron, ist wohl geschmücket:
Das Gold, es ist dem Reichthum gleich,
Das Elfenbein der reinen Magd vom Himmelreich.
In den zwölf Löwen die Apostel man erblicket;
Zur rechten Hand steht Gabriel, ein Löwe stark; zur Linken
Johannes, der Evangelist;

Simon und Joseph, die umfingen den Christ,
Die Arme sind. — Laß' Deinen Hochmuth sinken!"

Nicht lange dauerte heute das Turnier, weil die Damen von der Reise ermüdet waren, doch morgen sollte es glänzend beschlossen werden. Ehe Wolfram in Eisenach ankam, war es dunkler Abend, denn er hatte die einsamsten Waldwege gewählt, wo ihm Nachtigallen, Glockenblumen und Abendfalter so viel von Glück und Liebe flüsterten, daß er völlig trunken geworden. Nachdem er Gottschalk's Haus erreicht, wollte er den Schlummer suchen, aber da brannte der höllische Spott schon wieder grell aus der Mauer. Eschenbach warf sich schlaflos umher, und preßte die Hand vor's Angesicht, um jene gräßlichen Zeichen nicht zu sehn, die ihm das Hirn zerrütteten. Kaum nahte sich Walburga's holdes Bild, kaum wollten frohe Träume in seine Seele dringen, so wurden sie durch die grauenhafte Feuerschrift verscheucht.

Auch Heinrich von Osterdingen schlief nicht, sondern saß mit Klinsor am nahen Berge. „Meister" — sagte er — „Ihr thatet mir viel zu Liebe, und doch hab' ich noch eine Bitte an Euch! Erzählt mir etwas von Euren Schicksalen, denn Euer Leben ist wie ein verschlossenes Buch."

„Ja, so ist es!" erwiderte der Alte. „Und weit mehr dunkle Blätter, als helle sind darin. Was ich Euch mittheilen kann, wird Eure Theilnahme nicht erregen, und das Andere — — Nun, Gräber, die schon mit Moos überwachsen, soll man nicht aufreißen! — Meine ersten Erinnerungen führen mich an's Ufer des Neckar. Weinberge umziehen ein Thal, aus dem hin und wieder Felskegel emporsteigen, deren Gipfel mit festen Burgen gekrönt sind. In

einer solchen Burg wohnte mein Vater, der mir aber frühe starb, und die Mutter hatte schon scheiden müssen, als ich geboren wurde. Nun besaß ich keinen Verwandten, außer einem Oheim, der in fernen Landen lebte. Er war von Rom nach Ungerland zum Könige gekommen, und hieß dort Klinsor. Dieser nahm sich meiner an, erzog mich, und gab mir seinen Namen, so daß der meinige bald ganz verscholl."

„Mein Ohm", fuhr Klinsor fort, „war ein Meisterpfaffe, ein gelahrter Mönch, der hohe Künste trieb und auch die Sterne deuten konnte. Als ich größer wurde, lehrte er mich die Kreise der Planeten verstehn, die einander fliehn und wieder suchen, sich durchschneiden und trennen, wie die Ungarn im wildesten Reihentanz. Mit Hast und Eifer stürzte ich mich in die Tiefen der Wissenschaft, ich wollte alle Zauberschulen besuchen, und wanderte deshalb zuerst nach Paris. Von da nahm ich meinen Weg nach Konstantinopel zu Basiant, „der durch seine Künste in den Sternen fand, wie man aus Kupfer klares Gold gewinnet." In Stambul schiffte ich mich ein, ging über See, und erreichte Babylonien, das Vaterland Zabulon's. Nachdem ich eine Zeit lang bei ihm verweilt, schloß ich mich einer Karawane an, und zog gen Bagdad, um noch des Flagetanis' Unterricht zu genießen. Im Ganzen gebrauchte ich drei Jahre zu dieser Wanderschaft, und damit die Türken mich unter sich duldeten, mußte ich, wie sie, nach dem Gesetze ihres Propheten Mahomed leben. Darum konnte ich von mir sagen:

„Zu Paris gute Schule ich fand,
Zu Konstantinopel ist mir wohlbekannt

Der Kern der Kunst von Meisterpfaffen Sinne.
Zu Bagdad auch ich zur Schule kam,
Weil ich zu Babylon von hoher Kunst allda vernahm;
Drei Jahre diente ich in Mahomets Minne."

Voll thörichten Stolzes kehrte ich in die Heimath zurück. Ich glaubte, es gäbe kein Geheimniß, in das ich nicht eingedrungen, keinen Zauber, den ich nicht lösen könnte. Bald aber wurde ich aufgeweckt aus diesen hochmüthigen Träumen. Gegen den Zauber der Liebe wußte ich keinen Bannspruch, und auf das süße Geheimniß eines Mädchenherzens verstand ich mich schlecht. Mit Grausen erfuhr ich nun: die Wissenschaft sei nicht das Glück. Oft habe ich geweint, wenn ich den Bauer sah, der im Schweiß des Angesichts ein Stück Feld umpflügte, während sein kräftiges Weib nahebei unterm Schatten saß und dem frischen Kinde die Brust gab. Sie waren Menschen und glücklich. — Laßt mich hinwegeilen über jene Zeit! Weil ich meine innre Qual in Lieder ausathmete, kam ich in den Ruf, ein Dichter zu sein.

Der Oheim starb, und hinterließ mir jene Felsenburg, wo Ihr mein Gast gewesen seid. Ungarns düstre Farben paßten gut zu meiner Stimmung, deshalb zog ich in das Erbe, und meine Schmerzen wurden dort am Ende kalt, wie die Basalte umher. Doch nein! der Stein ist besser dran, als der Mensch, denn er weiß es nicht, daß er einst glühend gewesen. — So lebte ich still mit meinen Sternen, Gesängen und Krystallen; die eherne Sage von den Nibelungen schmolz ich zu einem großen Liede um. Fürst und Volk meiner neuen Heimath lieben mich, und geben nicht zu, daß mir etwas fehlen darf: „dreitausend Mark, die hab'

ich von den Reichen in Ungerland.“ Niemals würde ich Siebenbürgen verlaſſen haben, wenn Ihr es nicht gefordert hättet, und ich gehe nun bald dahin zurück. Seht Ihr den jungen Tag heraufdämmern? Wenn er ſcheidet, ſcheide auch ich, darum — lebt wohl!“

Er drückte Oſterdingens Hand, der vor Rührung nicht antworten konnte; dann ſtand er auf, und begab ſich nach ſeiner Wohnung, um die wenigen Stunden noch zu ruhn.

Heinrich aber war zu erregt, als daß er den Schlaf hätte finden mögen. Er ſtieg an der Berglehne empor, und ohne zu wiſſen, wie es zugegangen, ſtand er plötzlich im Garten bei der Wartburg. Lautklopfenden Herzens ſchritt er durch die Gänge, wo weiße Blumen mährchenhaft im Dämmerlichte dufteten. Eine Ahnung trieb ihn zu der wohlbekannten Buchenlaube; die erſten Strahlen der Sonne drängten ſich durch ihre Blätter und fielen auf Sophiens Geſtalt. Schlummernd war ſie auf die Moosbank hingeſunken, ſie ſchien zu träumen, ihre Lippen bewegten ſich und ſprachen leiſe:

„Lebt wohl, Heinrich! — Ich werde wohl bald ſterben!“

Oſterdingen ſagte kein Wort; er pflückte ein Jehovablümchen und legte es in ihren Schooß. Dann verließ er den Garten in ſtürmiſcher Eile.

Der letzte Tag des Sängerkrieges war gekommen. Sophie und Walburga ſaßen unter dem Baldachin, und jede trug einen Lorbeerkranz in der Hand, deſſen Blätter aus Gold und Smaragden gefügt waren. Zwei der Sänger ſollten gekrönt werden, und man vermuthete, die Dichter würden ihre gewaltigſten Lieder ertönen laſſen. Aber eine eigne Beklommenheit preßte die Herzen der Meiſter.

In Klinſor's Weiſen vermißte man heute die düſter ſtrahlende Poeſie, Oſterdingen war bleich und traurig, ihm klangen Sophiens Traumworte in's Ohr, doch am verſtörteſten erſchien Eſchenbach. Wie Schlangen flatterten die Locken um ſein bleiches Geſicht, und vor ſeinem Auge funkelte die Flammenſchrift: „Du biſt ein Laie, ſchnippen-ſchnapp!“ Nur wenn er Walburga anſah, dann ſchwanden die unheimlichen Zeichen, und deshalb blickte er unverwandt zu ihr empor.

Der Schlußgeſang war verhallt, die Fehde hatte ein Ende. Landgraf Hermann rief: „Von allen Sängern, die uns ihre Weiſen hören ließen, hat keiner herrlicher geſungen, als der Meiſter aus Ungerland. Ihm muß der erſte Preis zu Theil werden!“

Rechter Jubel folgte dieſer Rede, aber Klinſor neigte ſich ehrerbietig und ſprach: „Eure Worte, Herr Landgraf, ehren mich mehr, als alle Preiſe der Welt. Meine Tage gehen ihrem Abend zu, und man würde den Kranz bald mit mir begraben. Hier ſtehen ſechs jugendliche Sänger! Von dieſen laſſet die Kampfrichterinnen zwei erwählen, und noch lange ſollen ſie den Lorbeer tragen, der überall den Ruhm des Thüringer Fürſten verkünden wird.“

Viel lauter und freudiger noch tönte jetzt der Beifall von den Altanen, und Hermann winkte den Worten des Meiſters Gewährung zu. Nun erhoben ſich die beiden Damen von ihrem Sitz, und die Landgräfin rief mit bebender Stimme:

„Meiſter Heinrich von Oſterdingen!“

Unſicher wankte er zu ihr hin, und beugte das Knie. Sie legte ihm die Krone auf's Haupt, und flüſterte ſo leiſe,

daß nur er allein es verſtehen konnte: „Lebt wohl, Heinrich! Ich werde wohl bald ſterben!“ —

„Meiſter Wolfram von Eſchenbach!“ rief die herrliche Walburga, und feurig flog der Dichter die Stufen empor. Mit huldvoller Miene drückte ſie ihm den Kranz in's weiche Haar und ſprach: „Bleibet bei uns, Herr Wolfram, und ſinget uns ferner ſo liebliche Lieder!“

Der Kreis der Frauen, Sänger und Ritter ſtob auseinander. In ungeſtümer Seligkeit erreichte Eſchenbach Gottſchalk's Haus, aber er wagte kaum, ſeine Kammer zu betreten. Endlich überwand er das tiefe Grauen, er ging hinein, und die Wände waren weiß, wie zuvor; keine Flammenzeichen ſpotteten ſeiner.

Der Mond zog eben herauf und warf ein falbes Licht über die Schloßmauern. Auf dem Gipfel des nächſten Berges ſtand ein Mann, das Ränzel auf dem Rücken. Er ſchaute noch einmal nach der Wartburg zurück, wiſchte eine Thräne aus ſeinem Auge und ſchritt dann weiter. Es war Heinrich von Oſterdingen.

Auch Klinſor wollte nicht länger verweilen; er ſehnte ſich nach ſeiner Felſenheimath.

„Der lantgrâf ſûberliche kleider ime gab
und köſtliche kleinode. Alſe ſcheit er ab.
Mit groſſem danke er urloub nâm;
niemant wuſte, wie er hinwege kâm.“

Da Herr von Roſen die nächſte Verſammlung nicht beſuchen konnte, nahm Roderich das Wort: Wir haben aus der Erzählung unſeres Freundes, die trotz aller Ro-

mantik den literaturgeschichtlichen Boden nicht verließ, bereits einen Kreis von Minnesängern kennen gelernt. Klinsor von Ungerland, der Dichter, Magier und Sterndeuter, wird nicht selten für eine mythische Gestalt erklärt, um so mehr, weil uns kein einziger Vers von ihm erhalten blieb. Aber auch die Liederspuren Heinrich's von Ofterdingen hat der Sturm verweht, und doch erwähnt Hermann der Damen, ein gleichzeitiger Dichter, dieser Beiden neben andern bedeutenden Sängern, von denen Werke auf uns überkommen sind. Man nennt das Zeitalter, von dem wir uns unterhalten, gewöhnlich „das schwäbische", weil nicht nur die Hohenstaufen, die es hervorgerufen, sondern auch eine große Anzahl Minnedichter in Schwaben ihre Heimath hatten. Ehe wir nun aber zum fernern Verlauf dieser Periode übergehn, müssen wir noch einiger berühmten Heldengedichte Erwähnung thun.

Das Nibelungenlied ist der Stolz unserer Literatur. — König Siegfried, ein unbezwungener Held, wählt sich zur Gattin Chriemhild, die Schwester des Burgunderkönigs Gunthar. Der letztere, von Siegfried unterstützt, vernichtet den Zauberbann, welcher Brunhildens Besitz erschwert, und führt die Herrliche dann heim. Die beiden Schwägerinnen gerathen in Streit über die Macht und die Vorzüge ihrer Gatten, wobei Chriemhilde verräth, welchen Antheil Siegfried an Gunthar's Werbung genommen. Getäuscht und empört fühlt sich die stolze Chriemhilde dadurch, und in ihrer Seele glüht ein wilder Haß gegen den Mann, der sie errungen und einem Andern überlassen hat. Sie besticht durch schmeichelnde List den grimmen Hagen, daß er Siegfried auf der Jagd ermorde, und Jener erfüllt

dies blutige Verlangen. Chriemhild, die junge Wittwe, wird vom rasendsten Schmerze aufgestachelt; aus ihrer unauslöschlichen Liebe ist unauslöschliche Rachsucht entsprossen. Sie hegt und pflegt der Seele Qual, damit sie langsam emporwachse zum mächtigen Baum. Dem weitherrschenden König Etzel reicht sie ihre Hand, und lockt die Burgunder zu Freudenfesten an dessen Hof. Als sie in sorgloser Sicherheit kommen, da löscht sie den glühenden Schmerz in einem großen Blutbad aus, und dem tückischen Hagen schlägt sie selbst, mit Siegfried's Schwert, das der Mörder ihm gestohlen hatte, das Haupt vom Rumpf. Sie fällt durch Hildebrand, doch der Schatten des Todten ist ja versöhnt, und mit der Wollust befriedigter Rache schließt sie das Auge.

Uralt, riesengewaltig ist des Liedes Stoff; er verhält sich zu allem modernen Leben, wie die ungeheuren dunklen Stämme, die man in Steinkohlenlagern findet, zu unserm kleinen, weichen Farrenkraut. Aber ihre Formen müssen sich abgedrückt haben in den Stein, als die versunkenen Bäume noch frisch und saftig waren, denn solche Unmittelbarkeit, wie in dem Liede herrscht, läßt sich später durch künstliche Reproduktion niemals mehr hervorrufen. Alle Gestalten, alle Leidenschaften, alle Thaten sind vorchristlich, und das Gedicht erinnert an die alten Heidentempel, auf deren Kuppel ein Kreuz gepflanzt wurde. Den Verfasser des wunderbaren Heldenliedes kennen wir nicht. Bald soll es Heinrich von Ofterdingen, bald Klinsor sein, bald nimmt man eine ganze Bardenschule an, welche das Gedicht in Rhapsodien erschaffen hat. Bischof Pellegrin von Passau, der 991 starb, ließ die Nibelungen-Sagen sammeln und in

lateinischer Sprache aufzeichnen; die Bearbeitung aber, welche uns bewahrt geblieben, muß durch Form und Geist lebhaft an die Zeit der Minnesänger erinnern.

Von hoher Bedeutung für altdeutsche Literatur ist außerdem der Sagenkreis des Heldenbuches. In einzelnen Gesängen ziehen sie vorüber, die Thaten, Schicksale und Abenteuer vom Kaiser Otnit, vom Zwerge Elberich, vom Hug-Dieterich und Wolf-Dieterich, die Historien von der Gudrun, vom Rosengarten zu Worms, vom Zwerg-König Laurin, vom hörnen Siegfried und vielen Anderen. Aus seltsamen Ritterzügen, aus ungeheuren Kämpfen mit Zauberern oder Drachen bildet sich das Ganze, und auch hier mischt sich überall ein heidnischer Grundstoff ein. Das Alter dieser Lieder läßt sich unmöglich bestimmen, denn was uns davon überliefert worden, trägt unverkennbare Spuren einer Umschmelzung, während die Wurzeln des Inhalts bis in das älteste Germanenthum hinaufreichen.

Diesem heidnischen Sagenkreise stehen drei christliche gegenüber, welche sich folgendermaßen entwickeln. Artus, König der Siluren, ein britischer Nationalheld, kommt 416 n. Chr. zur Regierung, und kämpft mit wunderbarer Tapferkeit gegen die Angelsachsen. Er wählt Ginevra, aus dem Hause Kador, zur Gemahlin, und gründet den Ritterorden der Tafelrunde, deren Ritter, sammt der Fee Morgana, dem Zaubrer Merlin und der holden Sigune, den Mittelpunkt blühender Dichtungen ausmachen. Chretien von Troyes, ein französischer Sänger, bebaute zuerst die reichen Schachte des Artushofes, wo eine üppige Phantasie die ganze Natur umwandelt, wo Menschen und Thiere ein stilles Pflanzendasein führen, während die Blumen und

Gärten, die Mauern und Thürme lebendig ſind. Durch dieſe Zauberwelt ſchreiten unbeſiegbare Ritter, kühn und fromm, welche Heinrich von Veldegk, einer der früheſten Dichter aus der ſchwäbiſchen Schule, durch ſeine Ueberſetzung der „Eneidt“, um 1193 in Deutſchland einführte. Auch den „Lancelot vom See“ hat Troyes geſchildert, und Ulrich von Zezichoven übertrug uns das ſchöne Lied, das den letzten Paladin der Tafelrunde feiert, der unter dem Schutz der lieblichen Fee Viviane ſtand, und der im Schloſſe Freudenwacht dicht neben ſeiner angebeteten Ginevra ruht.

Hartmann von der Aue, durch ſittige Zartheit beſonders zum romantiſchen Epos befähigt, ſchöpfte gleichfalls aus dieſem Sagenborn. Sein „armer Heinriche“ iſt zwar der römiſchen Hiſtorie entnommen, doch „Iwein, der Ritter mit dem Löwen“, gehört zum Artushof. Poetiſcher Schmelz und ſonniges Leben lachen uns daraus mit hellen Kinderaugen an, und das Lied trägt die Sage von der Tafelrunde zum heiligen Grâl hinüber. Hier ſehen wir nun die zweite Phaſe jenes Heldenkreiſes, deren ſich hauptſächlich Wolfram von Eſchenbach bemächtigt hat. Das Wort Grâl bedeutet sanguis realis, das wahre Blut, worunter eine ſmaragdene Schale verſtanden wird, welche urſprünglich die Königin von Saba dem König Salomo zum Geſchenk machte. Jeſus bediente ſich ihrer beim Einſetzen des Abendmahls, und Joſeph von Arimathia fing darin das Blut des gekreuzigten Erlöſers auf. Der Grâl verrichtete viele Wunder, ging aber verloren, bis alle Ritter der Tafelrunde einen Eid ſchwuren, ſo lange das Morgen- und Abendland zu durchſtreifen, bis ſie ihn wiederfinden würden. Es gelang ihnen auch, denn Parcival hatte das

Glück, ihn an einem weitentlegnen Orte zu entdecken, wo er hoch in der Luft schwebte.

Das ist die Sage, welche dem Eschenbach Stoff zu drei romantischen Gedichten gab. Der „Parcival" schildert die Abenteuer dieses Helden, der das Heiligthum erwarb. Auf Montsalvatsch baute er ihm einen prachtvollen Tempel, bewachte es dort vierhundert Jahre, ohne vom Alter gebeugt zu werden, und der Gräl verkündete seine Gebote stets mit feuriger Schrift. „Titurell" entsagt jedem geschichtlichen Hintergrunde. Die Dichtung gleicht einer einsamen, blühenden Insel, die allein von Wolfram's mystisch-romantischer Einbildungskraft bevölkert wird, und man hat in den dunklen Allegorien mancherlei Bezüge auf die Geheimnisse der Tempelherren zu finden geglaubt. Hieran fügt sich nun „Lohengrin", dessen Rückkehr zum heiligen Gräl die Mythe abschließt, und zugleich einen neuen deutschen Sagenkreis vorbereitet. — Eschenbach, der uns im Wartburgskriege aus so spukhafter Umgebung entgegentrat, ist ein frommer, reichbegabter Dichter, doch fluthet seine Sprache unter einer fast übergroßen Blumenfülle daher, und macht nicht selten den Eindruck der Künstelei.

Nun muß ich den Damen noch erzählen, daß ich den heiligen Gräl selbst gesehn, daß ich ihn in meinen Händen gehalten habe. Lächeln Sie nicht, es ist wahr! Während der Kreuzzüge wurde die Schale beim Sturm von Cäsarien (1101) erobert und nach Genua gebracht. Nur einmal im Jahre zeigte man sie den Gläubigen, und dann hielt der Priester sie schwebend an einer Schnur, denn sie anzurühren war bei Todesstrafe verboten. Napoleon ließ den Gräl 1806 nach Paris bringen, die neugierigen Franzosen

wollten sich überzeugen, ob er wirklich aus Smaragd bestehe, sie brachen ein Stück heraus, und es ergab sich — grünes Glas. Jetzt ist die Reliquie wieder in der Kathedrale zu Genua; der Kustode öffnet einen Schrank, protestantische Engländer betrachten den Kelch, und sagen kaltblütig: „Very well!“

Der dritte Heldenkreis umschlingt Karl den Großen, Roland, Ferragus, Ogier, die Haimonskinder und Andere. Eschenbach's „Markgraf von Narbonne“ und sein „Wilhelm von Oranse“ sind dieser jüngern Tafelrunde entlehnt. Zur schönsten Blüthe kommt dieselbe aber im „Rolandslied“; Kaiser Karl erscheint hier im vollen Wunderglanz des geheiligten Kriegers, der die Heidenschaft bekehren soll. In ihm verkörpert sich die Idee eines Herrschers der gesammten Christenheit; Engel wachen über ihm, und unnahbar, riesenstark stehen die treuen Paladine an seiner Seite. Auch dem Rolandsliede liegt ein französisches Original zum Grund, welches der Pfaffe Cuonrad für Mathilde, die Gemahlin Heinrich des Löwen, zwischen 1173 und 1177 in's Deutsche übertrug.

Ein Ehrenplatz unter den Epikern jener Zeit gebührt Gottfried von Straßburg, der uns das kostbare Lied „Tristan und Isolde“ hinterlassen hat. Darin wird das Ritterleben, seinem ganzen Umfange nach, geschildert, wie es sich im kriegerischen Waffenschimmer und in friedlicher Geselligkeit darstellte. Es ist nichts Kaltes, nichts Gemachtes in dieser Dichtung, und die farbigen Bilder, vom Wohllaut der Sprache getragen, strömen stolz an uns vorbei.

Der Tanhuser dichtete zwar keine Epopöen, aber dennoch wollen wir ihn nicht übergehn. Er stammte aus dem

baierischen Geschlecht der Freiherrn von Tanhusen, und wurde um's Jahr 1200 geboren. Dem letzten Welfen, der erblindet auf seiner Burg saß, sang er Lieder, und auch in Böhmen, in Wien und auf der Wartburg finden wir ihn. Nirgends hatte er Rast, eine ungestüme Sehnsucht trieb ihn, die Länder der Erde zu durchwandern, und bald wurde sein Leben selbst ein Stoff der Poesie. Wie sonst die Dichter Volkssagen in sich aufnehmen, so hat hier die Volkssage den Dichter aufgenommen. Er sei auf der Wanderschaft — erzählt die Mähr — in den Venusberg gerathen, wo die Liebesgöttin einen prächtigen Hof hält. Wunderholde Mädchen kredenzen den Wein und küssen die Gäste so süß, daß sie niemals wieder fort mögen, ob auch das Heil ihrer Seele darüber verloren geht. Herrlich gefiel das Treiben dem Tanhuser, bis sich am Ende doch sein Gewissen regte. Ihn grauste vor der Höllengluth, und, allen Lockungen trotzend, verließ er den Zauberberg. Auf gerader Straße wallfahrte er nach Rom, wollte dem Pabst Urban alle Sünden beichten und Buße thun. Kaum hörte der heilige Vater, er habe ein Jahr bei Frau Venus zugebracht, da erzürnte er sich und sprach: „So wenig der dürre Stecken, den ich in Händen trage, je frische Blätter treibt, so wenig wird Gott dir deine Sünden verzeihn!" Der Tanhuser ließ das Haupt sinken und ging hoffnungslos hinweg. Am dritten Tage brachen aus dem Stab des Pabstes grüne Blätter und rosige Knospen hervor; Urban sandte nun Boten nach allen Weltgegenden aus, doch den armen Tanhuser konnte keiner finden, denn er war wieder in den Venusberg hinabgestiegen, und kehrte nicht mehr daraus zurück.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn sich so bunte Sagen an Einen der Minnesänger knüpften, da dieselben in Wahrheit ein abenteuerliches Leben geführt haben. Um hiervon ein Bild zu geben, wähle ich den Ulrich von Lichtenstein, der sein seltsames Treiben im „Frauendienst" selbst gezeichnet hat. Ob alles, was er erzählt, wirkliche Erlebnisse sind, das kann ich freilich nicht verbürgen, doch gönnen Sie mir immer ein geneigtes Ohr, denn schlimmsten Falls erfahren wir — den Inhalt seines Gedichtes.

Ulrich von Lichtenstein,

zu Botzen in Tyrol geboren, kam als Knapp an den Hof des Markgrafen Heinrich von Oesterreich, und lernte dort früh die Ritterlichkeit und die Liebe kennen. Bei einem prachtvollen Beilager in Wien, wurde er 1213 zum Ritter geschlagen. Nun wußte er nichts Besseres, als im Lande umherziehn, Lanzen brechen, Minnesold erringen und Lieder dichten. Davon bekam er den Zunamen: „der Fröhliche". Er hatte eine Hasenscharte, die den Frauen nicht gefiel, deshalb ritt er nach Grätz, und wurde durch einen weisen Arzt glücklich geheilt. Ulrich turnierte viel; zu Briren, wo er gegen Uschalch von Botzen für seine Erwählte stritt, hätte er im Kampfe fast einen Finger verloren. Hierauf ging er nach Rom, blieb dort sechszig Tage, und zog nach dem Osterfeste wieder von dannen. Als er hörte, die Geliebte habe über seine wundgeritzte Hand gespöttelt, ließ er sich den Finger abhauen und schickte ihr denselben.

Herr Ulrich entwarf den Plan, als Edeldame verkleidet, einen Zug durch's Land zu machen, und begab sich nach Venedig, wo er in der Stille alle Vorkehrungen traf. Silberne Sättel, schneeige Decken und kostbare Zäume schmückten seine Rosse; Perlen wurden ihm in's Haar geflochten, ein feingefälteter Wappenrock von weißem Tuch umspannte seinen schlanken Wuchs, der weiße Mantel war von Sammet, Helm und Schild strahlten in derselben Farbe. Auch seine zwölf Knappen waren schneeweiß gekleidet und trugen ihm hundert weiße Speere nach. Nun erließ er einen Brief im Namen der Göttin Venus, worin sie ankündigte, daß sie am Tage nach Sankt Georgen bei Mestre aus dem Meere steigen und das Land bis Böheim durchziehen werde. Sie wolle mit jedem Ritter kämpfen, und wer seinen Speer wider sie zerbreche, dem gäbe sie einen Goldring für seine Liebste; würde sie aber niedergestochen, so sollte der Sieger all' ihre Rosse haben.

Viele Ritter bereiteten sich, und am Tage nach Sankt Georgen trat Ulrich mit reichem Gefolge und lustig blasenden Spielleuten an's Ufer. Er und sein Troß waren silberweiß gekleidet; ein weißes Banner wurde vor ihm hergetragen. Zahlreiche Grafen und Herren erwarteten ihn, er begann seine Fahrt, turnierte überall, und vertheilte zweihundert und ein und siebzig goldne Ringe. Aber er wankte nicht ein einziges Mal und stach vier Ritter in's Gras. Auch mit Frauen hatte er manch angenehmes Abenteuer, ohne indeß seiner Herrin irgend untreu zu werden. Am neun und zwanzigsten Tag endete er den Zug zu Tyne in Böheim, und legte nun wieder Männerkleider an.

Seine „Reine Süße" wollte ihn jedoch nicht erhören,

ob er zu ihrer Ehre noch so tapfre Thaten vollführen, ob er ihr noch so schöne Lieder senden mochte. Sie kränkte ihn und spottete seiner, bis er endlich, zornerregt, den Entschluß faßte, sie ganz zu meiden. Bald fand er eine andre Dame, eben so schön und tugendreich, aber minder hart von Herzen. Er vermählte sich mit ihr, und wollte nun für sie turnieren. Drum schrieb er abermals eine Fahrt aus, und diesmal erschien er als König Artus, die Tafelrunde zu erneuen. In leuchtenden Stahl, in Scharlach und Gold war er gekleidet, und jedem Ritter gestattete er, an der Tafelrunde Theil zu nehmen. Wer sich diese Ehre erringen wollte, mußte aber zuvor drei Lanzen gegen den König verstechen, ohne nur Eine zu fehlen. Dann bekam der tapfere Paladin einen Namen aus dem Gefolge des Artushofes und durfte den Fürsten begleiten, so daß Herr Ulrich sich bald von Parcival, Lancelot, Iwein, Tristan, Segremors, Gawein und Andern umgeben sah. Allein der kampflustige Sänger vergaß auch der Dichtkunst nicht, und oft flogen klingende Lieder zu seiner Holden heim, worin er sie über alle Erdenfrauen erhob.

Jetzt zog Ritter Ulrich mit dem blitzenden Heere Herzog Friedrich's von Oesterreich wider König Bela IV. von Ungarn zu Felde. Am 15. Juli 1246 kam es an der Leytha zur Schlacht, und Herzog Friedrich blieb auf dem Platze, während seine Feinde in die Flucht geschlagen wurden. Unser Sänger war tief betrübt, den angestammten Herrn verloren zu haben, um so mehr, als nach dessen Tode in Oesterreich Raub und Plünderung herrschte.

Ulrich ritt auf sein Schloß Frauenburg zurück, um dort friedlich dem Familienglück zu leben. Eines Tages — es

war der 27. Auguſt 1246 — als er eben im Bade ſaß, wurde ihm gemeldet, zwei ſeiner Bekannten, Pilgerin von Charſſe und Weinolt, wären zum Beſuch gekommen. Sie forderten ihn auf, mit ihnen zu beitzen, und obwohl er keine rechte Luſt dazu hatte, gab er doch den Wünſchen der Gäſte nach. Indeß er mit dieſen noch bei der Tafel blieb, ſchickte er bereits Vogelhunde und Federſpiel in's Feld, aber kaum waren ſeine Leute ausgeſendet, da beſetzten die Knappen der Fremden die Saalthür. Pilgerin und Weinolt ſprangen mit Meſſern auf Ulrich los, brachten ihm drei Wunden bei, und ſchlangen ihm einen Mantel um den Hals. Auf ſeinen Hülferuf eilte die Hausfrau herzu, man entriß ihr den Sohn, trieb ſie mit dem Geſinde zum Thor hinaus und verrammelte es feſt. — Ob die Ritter den braven Ulrich aus irgend einem Grunde haßten, oder ob Landräuberei ihre gewohnte Beſchäftigung war, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Weinend begab ſich das arme, vertriebne Weib nach Lichtenſtein, das Ereigniß wurde bekannt, und drittehalbhundert Freunde von Ulrich zogen in hellen Haufen gen Frauenburg. Pilgerin ſagte dem Gefangnen, er würde ihn erdroſſeln, ſobald das Stürmen anfinge, und der Unglückliche mußte ſelbſt die Getreuen bitten, daß ſie ſich zurückziehen möchten. Man wollte ihn erſchlagen, nahm ihm Habe und Gut, und ließ ihn in Ketten ſchmieden. Aber trotz aller Noth vergaß er des geliebten Weibes nicht, ſondern richtete einen ſchönen Minnegeſang an ſie, den neun und vierzigſten im Frauendienſt. „Es mag Manchen wunderlich dünken" — ſagt er darüber — „daß ich mit ſolchen Nöthen rang und ſo zärtliche Lieder ſchuf, doch ich konnte

Die nicht vergessen, der ich stets als meiner Fraue dienen will."

Noch ein Jahr und drei Wochen lag er gefangen, und schwebte dabei fortdauernd in Gefahr, ermordet zu werden. Jetzt kam Meinhard von Görtz, vom Kaiser gesendet, in das Steierland, und als er Ulrich's Gefangenschaft erfuhr, rückte er mit vielen Herren vor Frauenburg. Es gelang ihm, den Sänger frei zu machen, aber derselbe mußte seine Burg und seine Kinder zum Pfande lassen, die er erst später, durch Aufopferung des ganzen Vermögens, wieder einlösen konnte. War er nun auch völlig arm, so vergaß er dennoch, beim Lächeln der treuen Gattin, das erlittne Mißgeschick, und sang von neuem rührend innige Lieder.

Tief aber schmerzte es ihn, als er sehen mußte, daß ritterliche Minne und Frauendienst in Deutschland immer seltner wurden. Nachdem er über drei und dreißig Jahre Ritter gewesen, gab er, um die Männer wieder zur Tugend anzufeuern, im Jahre 1247 seine Lebensbeschreibung heraus, die den Titel „Frauendienst" führt. Ludwig Tieck hat dieselbe nach einer alten Handschrift bearbeitet; acht und funfzig verschiedene Töne enthält das Buch, und außerdem sind gewiß noch viele von Ulrich's Liedern verloren gegangen. Aus einem frohen, niemals niederzudrückenden Herzen perlt der Quell seiner Gesänge; Frauenliebe und Ritterthaten sind die Stoffe, die er frisch und wohlgemuth besingt. Sowohl der Versbau, als die Ausdrucksweise, haben eine fast überraschende Vollendung bei ihm, und trefflich behandelt er den muntern Tonfall des Daktylus.

Ulrich von Lichtenſtein erreichte ein hohes Alter, und ſtarb am 22. März 1272.

* * *

Da wir nun der namhafteſten Minne- und Heldenſänger dieſes Zeitraums gedacht haben, ſo bleibt uns nur noch die Betrachtung einiger didaktiſchen Dichter übrig. Bei dem Kreuzesheer, das im Jahre 1228 nach dem heiligen Grabe zog, befand ſich ein Ritter, der, während Kaiſer Friedrich II. ſich zu Jeruſalem die Krone aufſetzte, in Acre oder Ptolemais zurückgeblieben war, und dort ein Lehrgedicht ſchrieb, „Beſcheidenheit" betitelt. Er nannte ſich Fridank; ſeine Schilderungen von Syrien verrathen unmittelbare Anſchauung, er gedenkt der hiſtoriſchen Ereigniſſe, die er miterlebt, und auf der Hinfahrt ſcheint er auch in Rom verweilt zu haben. „Beſcheidenheit" hieß damals die richtige Einſicht in das Weſen der Dinge, und wich alſo ſehr von der modernen Wortbedeutung ab, die indeß wohl aus jenem urſprünglichen Begriff hervorgegangen iſt. In dem lebendigen Spiegel des Gedichtes ziehen alle Stände, vom Reichs- und Kirchenfürſten bis zum ärmſten Knecht, an uns vorbei; das ganze Zeitalter, mit ſeinen Tugenden und Laſtern, mit ſeinem Glauben und Kampf, mit ſeiner Kraft und ſeinen Gebrechen, malt ſich auf dem hellen Kryſtall. Fridank hat die Urphiloſophie des Volkes, die Sprüchwörter, in das Lied verflochten, deshalb birgt es einen Schatz echt deutſcher Lebensweisheit, und ich erlaube mir, etliche Goldkörner davon für Sie auszuleſen:

Gott erſchuf keinen Halm ſo ſchwachen,
Daß ihn Jemand könnte machen;

Weder Engel, Teufel, noch ein Mann,
Keiner einen Floh erschaffen kann.

Enthaltsamkeit ist das beste Ding,
Das man aus den Büchern der Aerzte empfing.

Des Herzens Auge hält kein Band,
Es sieht in's Meer, durch alles Land;
Durch Himmel und durch Hölle nieder
Sieht es, und kommt doch bald wieder.

Gewisser Freund, versuchtes Schwert,
Die sind in Nöthen Goldes werth.

Wenn der Wolf auf's Mausen geht,
Und der Falk nach Käfern späht,
Und der König Schutzburgen errichtet,
Dann ist ihre Ehre vernichtet.

Wo die Halme einen Herrn sich wählen
Und ihre höchste Abkunft erzählen,
Da mag sich fühlen der Strohwisch froh:
Er ist theurer, als andres Stroh.

Nach der Freude sind die Frauen benannt,
Ihre Freude erfreuet jegliches Land.
Wie wohl hat der die Freude erkannt,
Der sie zuerst hat Frauen genannt!

Ich mißfalle manchem Mann,
Der mir auch nicht wohlgefallen kann.

Wer da lobet der Schnecke Springen
Und des Ochsen Singen,
Der kam nie hin, wo der Leoparde sprang
Und wo die Nachtigalle sang.

Die Frösche thun sich selber Schaden,
Wenn sie den Storch zu Gaste laden.

Wo ist das Volk, das Rom besaß?
Auf seinen Palästen wächset Gras.
Da nehmen die Fürsten ein Beispiel dran,
Wie lang ihr Lob nach ihrem Tode dauern kann.

Fridank's Werk fand volle Anerkennung, und es liegt darauf noch jener romantische Blüthenhauch, der bereits abgewischt ist in einem nach seinem Muster gearbeiteten Buche. Dasselbe nennt sich „der Renner", weil es hinaustrennen soll in alle Welt, um Lehren und Sittenregeln zu verbreiten. Der Verfasser hieß Hugo von Trimberg, und wenn er auch kein großer Poet war, so ist er doch ein braver, helldenkender Mann gewesen. Er zürnt auf die Schwächen der Geistlichkeit, wie auf das wüste Benehmen des Adels, und sein bitterster Spott trifft solche Bücher, die sich mit der Ritterschaft, mit ihren Zügen, Thaten und Abenteuern beschäftigen.

Der Strickere hat ein Fabelbuch: „die Welt", hinterlassen, und Ulrich Boner, 1234 als Predigermönch in Bern lebend, schrieb eine treffliche Fabelsammlung nach griechischen und römischen Vorbildern, „der Edelstein" genannt. Es herrscht Wärme und Leben in diesen Werken, die Sprache ist naiv, der Ausdruck markig, und man erkennt leicht, daß sie aus dem bessern Zeitalter unsrer Poesie stammen. Einige Literaturforscher schieben auch das satyrische Sprüchwörterbuch: „Salomon und Morolf" bis damals hinauf, dessen Stoff einer morgenländischen Sage entnommen ist. Morolf — ein Mittelding zwischen Hofnarrn und Eulenspiegel — steht, mit seiner plumpen Satyre, mit

ſeiner witzigen Gemeinheit, dem weiſen, feinſinnigen Salomo grotesk komiſch gegenüber, und lehrreiche Räthſel ſchlingen ſich luſtig durch das Werk, das einſt in Deutſchland ein vielverbreitetes Volksbuch war.

Da wir der Fabeldichter erwähnten, ſo verdient auch Ludwig der Marner einige Worte. Er ſcheint aus Schwaben geſtammt und ein unruhiges Wanderleben geführt zu haben. Seinen eigentlichen Geſchlechtsnamen kennen wir nicht, denn „Marner“ iſt pſeudonym, und man hat das Wort: „der Meerfahrer“ überſetzt. In der Jugend war er ein heitrer Liebe- und Marienſänger, doch ſpäter blickt er düſter klagend auf das Vaterland, und zürnt den zweckloſen Minnedichtungen, denen er vormals ſelbſt gehuldigt. Seine Lieder, beſonders die Fabeln, ſind weniger romantiſch-ritterlich, als volksthümlich, und er bildet einen Uebergang zum folgenden Literaturabſchnitt, wo die unbeſchränkte Friſche der Poeſie von einer breiten Moral vollſtändig beſiegt wurde. Der Marner ſoll als alter, blinder Mann ermordet worden ſein.

— Man war heute bei der Domainenräthin erſt ſpät zum Beginn der Vorträge gekommen, und die Thurmuhren ſchlugen bereits die Stunde des gewohnten Aufbruchs. Aber Roderich fuhr fort: Wir ſtehen ſo nahe am Grenzſtein einer ſcharf geſonderten Periode unſrer Literatur, daß wir lieber noch eine kurze Zeit vom Schlummer opfern wollen, um ſie gehörig abzuſchließen. Zwar ſahen wir, in leichten Umriſſen, manches Dichterbild an uns vorüberziehn, allein es war dennoch nur ein ſehr kleiner Theil von Jenen, die damals in Deutſchland geſungen und geſagt haben. Das

tönt, das jauchzt und ſchmettert aus allen Wipfeln, aus allen Büſchen; es iſt ein freies, prächtiges Waldkonzert. Von Frühling und Minneglück, von Frauenſchönheit und Jagdluſt, von frommer Kreuzfahrt und muthigen Kriegen erzählen die Lieder. Schon über dreihundert Namen ſind uns genannt, und noch immer finden ſich neue auf. Eine vortreffliche Sammlung hat Rüdger Maneſſe veranſtaltet. Derſelbe nannte ſich zuerſt „von Maneck", nach einer ſchöngelegenen Burg; er war Mitglied des Züricher Rathes, und kommt zwiſchen 1280—1325 in Urkunden vor. Sein Sohn Johannes unterſtützte den Vater emſig beim mühſamen Sammeln der Dichtungen; wir treffen ihn von 1296 bis 1328 als Chorherrn in Zürich, und er führte den Titel: „Kuſter", womit eine angeſehene geiſtliche Würde bezeichnet ward.

Nachrichten über beide giebt ihr Freund, Meiſter Johann Hadloub, denn er ſagt in einem Gedicht: „Wo fände man ſo mannigfaltige Lieder beiſammen? Nirgends im Königreiche findet man ihrer ſo viel, als zu Zürich im Buche ſtehn, drum übt man dort eifrig den meiſterlichen Geſang. Der Manez rang unabläſſig danach, und ſo beſitzt er nun die Liederbücher. Vor ſeinem Wohnhof mögen ſich die Sänger neigen, ſein Lob überall verkündend. Dort hat der Geſang Stamm und Wurzel, und wüßte er, wo noch gute Lieder ſind, er würde raſtlos darum. Sein Sohn, der Küſter, treibt es ebenſo, deshalb haben die wackern Herren gar viel edle Gedichte zuſammengebracht, und man ſinget ihnen Preis. Wer ermunterte ſie zum Anfange, wer legte den Grund zu ihrem Ruhm? Das that ihr Sinn, der ſtets auf Ehre gerichtet iſt; es muß ihnen wohl ange-

boren ſein. Geſänge, welche das Lob der holden Frauen mehren, die wollten ſie nicht vergehen laſſen."

Meiſter Hadloub ſelbſt war ein gemüthlicher Züricher, der ſich in ſeiner Vaterſtadt zum Dichter gebildet hatte. Von Kindheit auf verehrte er in treuer Minne eine ſchöne Landsmännin, aber niemals durfte er ihr mit Rede nahen. Endlich nahm er zur Verkleidung ſeine Zuflucht, um ihr ſeine Gefühle zu entdecken. Er erzählt dies in einem Liede, und die Maneſſe ſtellt den luſtigen Auftritt, vor Hadloub's Dichtungen, bildlich dar. — Die Dame, ihr Hündlein auf dem Arm tragend, kehrt aus der Frühmette zurück, und Hadloub, in Pilgertracht vermummt, heftet ihr, mittelſt eines Angelhakens, ein Liebesbriefchen an. Vielleicht durch dieſen guten Scherz gewonnen, legt eine ganze Reihe vornehmer Gönner Fürbitte für den Sänger ein; ſogar „von Zürich die Fürſtin", nämlich die Aebtiſſin des Fraumünſter-Stiftes, befindet ſich darunter. Nun darf er zu ſeiner Schönen kommen, und gleich einem Todten ſinkt er ihr zu Füßen. Auf Zureden jener Gönner, giebt ſie ihm die Hand, ſchaut ihn liebevoll an und ſpricht mit ihm, doch weil er ihre Hand gar zu feſt drückt, beißt ſie in die ſeine. Als er um ein Andenken bittet, wirft ſie ihm ſtolz ihr Nadelbüchschen hin. Seinen Beſchützern gelingt es indeß, die Sprödе ein wenig zu erweichen; ſie nimmt das Geſchenk zurück und giebt es ihm freundlicher. Auch dieſe Scene iſt in der Maneſſe abgebildet, doch da auf der Zeichnung das Hündchen den Biß thut, ſo muß man vermuthen, der Dichter habe nur zur größern poetiſchen Ausſchmückung deſſen Rolle ihr ſelbſt übertragen.

So verhält ſich die Liebesgeſchichte Meiſter Hadloub's,

der sonst ein schlichter, braver Mann war. Mit Reim und Versbau wußte er prächtig umzugehn, jedoch die hohe Gluth der Minnesänger fehlt seinen Gedichten. Verschwunden ist das träumerische Frühroth der Poesie; die ernste Prosa des Tages zieht herauf. Hadloub malt nicht Minneluſt, Turnier und Waidwerk, sondern geordnetes Hauswesen sammt Kindern, Mägden und Knechten; er besingt, statt des Frühlings duftigen Blüthen und nutzlosen Lerchen, den Herbst mit reifem Korn und gemästetem Federvieh — der Meistergesang bereitet sich vor.

Aber wir sind von unsern beiden Manessen, Vater und Sohn, abgekommen. Mit wahrhaft königlicher Pracht ließen sie ihre Blumenlese schreiben und malen; vor jedem neuauftretenden Dichter wurde eine saubre Zeichnung angebracht, die sich auf den Inhalt seiner Lieder bezog. Die Handschrift kam um's Jahr 1600 aus Rhätien nach Heidelberg, und wurde von hier, in einem spätern Kriege, als Beute nach Paris geführt. Dieselbe enthält allein hundert und vierzig verschiedene Sänger, und auch sonst modern noch in mancher Bücherei gelbe Pergamentrollen mit blühenden Liedern aus jener Zeit. Kaiser, Fürsten und Herren dichteten fröhlich, Anmuth vereinte sich der Kraft, überall herrschte Liebe und Gesang — es war der Frühling unsrer Poesie.

Mit Kaiser Conradin geht dieser Zeitraum zu Ende. Das Geschlecht der Hohenstaufen ist dahin, es belohnt und befeuert den Gesang nicht mehr; vorüber sind die Kreuzzüge mit ihrer romantischen Anregung, die Ritterschaft sinkt, die flammenden Gemüther erkalten. Verhallt sind die großen kühnen Sagenkreise des Heldenbuchs, der Nibelungen, der

Tafelrunde und des heiligen Grál's; man hat keinen Sinn mehr für so stürmische Poesie.

Der Name des letzten deutschen Minstrels gebührt dem Konrad von Würzburg. Aber auch er besitzt kaum noch die üppige Phantasie und den Reichthum seiner Vorgänger; der Dichtkunst Flügelroß trägt ihn nicht ungestüm in's Fabelland hinaus, er muß sich seine Stoffe mühsam suchen und anordnen. Das Hauptwerk Konrad's: „der trojanische Krieg", ist nach einem welschen Muster gearbeitet; es schildert die Geschichten von Paris und der Helena, vom Kampf vor Troja, von Achill, Ulysses und dem Argonautenzuge, so daß es gegen 60,000 Verse enthält. „Die goldene Schmiede" erhebt die Jungfrau Maria, und hier bemerkt man deutlich, wie der Dichter sich anstrengt, innere Begeisterung durch künstlichen Farbenschmuck zu ersetzen. Schon schwindet zum Theil die süße Fülle und Kraft der Sprache, und weder ihre größere Reinheit, noch der strenger geregelte Versbau kann solchen Verlust aufwiegen. Konrad hat zahlreiche Werke hinterlassen, doch drängt sich fast überall beklemmende Moral in das freie Heldengedicht; auch sein „Schwanritter" läßt nur selten die weiße Seetulpe lyrischer Empfindung aus dem flachen Wasserspiegel epischer Breite hervortauchen. Als Konrad 1287 zu Freiburg im Breisgau das Auge schloß, da war der Minnegesang todt. Keine übermüthigen Lieder schallten mehr durch Forst und Flur, wie Cithern, Waldhörner und Kriegstrompeten — die verscheuchte Dichtkunst hatte sich zu ehrsamen Handwerkern geflüchtet, und war dort regelrecht, aber auch eintönig geworden, gleich dem Pochen der Hämmer, gleich dem Schrillen der Feile und dem Surren des Webeschiffs.

Die Domainenräthin Horſtberg empfing den Beſuch einer nahe befreundeten Familie aus Schleſien, wodurch die literariſchen Vorträge auf kurze Zeit unterbrochen wurden. Als unſre Bekannten wieder ungeſtört im traulichen Zimmer ſaßen, übernahm Herr von Roſen das Erzähleramt. Wir ſchreiten nun — fing er an — geradewegs in einen neuen Abſchnitt der deutſchen Poeſiegeſchichte hinüber. Dies iſt der Zeitraum der Meiſterſänger. Bei dem Worte „Meiſterſänger", mögen die verehrten Zuhörerinnen jedoch nicht, wie es wohl häufig geſchieht, der Ideenverbindung Raum geben, als ſei daſſelbe von den bürgerlichen Handwerksmeiſtern entlehnt, die ſich der Dichtkunſt fleißigten. Nein, die Bezeichnung war ſchon längſt vorhanden, und iſt gleichbedeutend mit „Minneſänger". Dieſer Name bezog ſich auf den Inhalt der Lieder, jener auf ihre Form. Meiſterſänger wurden alle Diejenigen genannt, welche in „Meiſter-Tönen" ſangen, um ſie von den Dichtern regelloſer Volkslieder zu unterſcheiden. Sonſt hießen zwar auch die adeligen Sänger: „Herren", die bürgerlichen: „Meiſter", was aber auf die Benennung des ganzen Standes keinen Einfluß geübt hat.

Es entſtanden jetzt die Meiſterſchulen, deren Stifter unbeſtreitbar Heinrich Frauenlob war, und über welche wir weiterhin manches Nähere erfahren werden. Die ſpätern Meiſter haben indeß das Entſtehn ihrer Schulen mit einem ſagenhaften Gewande umhüllt, denn damals mußte Alles, was für ehrwürdig gelten wollte, auch uralt ſein. Sie berichteten alſo: die Gründer der Schulen wären vom Anhange des Pabſtes der Ketzerei bezüchtigt, und deshalb beim Kaiſer Otto I. angeklagt worden. Der Kaiſer habe

denn auch Anno 962 die Meiſter nach Pavia beſchieden, um ſich allda zu verantworten. Nachdem ſie aber von Doktoren und Magiſtern ſtrenge geprüft und völlig ſchuldlos befunden, hätten ihnen ſowohl Kaiſer als Pabſt ausgedehnte Rechte und Freiheiten verliehen. Der Vorgeladenen ſollten Zwölf geweſen ſein, welche Zahl fortan ſtets zu einer Meiſterſchule gehörte. Es iſt eine bunte Geſellſchaft, bei deren phantaſtiſcher Zuſammenſtellung man weder auf Zeit, noch auf Ort Rückſicht nahm, ſo daß Klinſor, Walther von der Vogelweide, Frauenlob und Barthel Regenbogen ſich darunter befinden.

Zunächſt würden wir uns alſo mit Heinrich Frauenlob beſchäftigen müſſen, aber wenn ich nicht irre, hat unſer Freund Roderich die Biographie des Dichters niedergeſchrieben, und will uns das Vergnügen machen, ſie mitzutheilen.

— Keine Biographie Frauenlob's vermag ich zu geben, erwiderte Roderich, denn hierzu fehlen die Quellen in unſerer Literatur. Nur jene Farbenſkizze, die ſich beim Leſen ſeiner Poeſien in mir geſtaltete, habe ich feſtzuhalten verſucht, und bitte Sie, damit nicht ſtrenge in's Gericht zu gehn.

* * *

Meiſter Heinrich Frauenlob.

Ein brennender Sommertag lag auf der Stadt Mainz, und in der kühlen Trinkſtube am Markt fanden ſich die gewohnten Gäſte, ehrſame Handwerker, welche größtentheils auch der Singekunſt oblagen. Mitten am Eichentiſch, auf dem Ehrenplatze, ſaß Meiſter Barthel Regenbogen.

Obgleich er bereits über die Siebzig hinaus sein mochte, war sein Gliederbau noch immer hoch und stark, und ein jugendlicher Sinn erheiterte ihm das offne Angesicht. Bei dem Schmiedehandwerk, das er früher betrieben, hatte er auf keinen grünen Zweig kommen können, weil er die Hufeisen verkehrt anzulegen und alles in Stücke zu hämmern pflegte, wenn ihm eben ein Lied, oder ein neuer Meisterton durch den Kopf ging. „Singens halber" war er nach Mainz gezogen, und er gab sich nun, ob er auch zuweilen kaum Salz und Brod im Hause hatte, mit voller Lust der Dichtkunst hin. Barthel's Lieder kamen aus dem Herzen, ihre Reime waren künstlich verschlungen, und fünf Töne wurden nach ihm benannt. Jedermann schätzte ihn, aber die Handwerker trugen ihn auf Händen, denn er war die Seele ihres Kreises, der fröhlichste Gesellschafter und der beste Erzähler.

Auch heute munterte man ihn auf, zur guten Unterhaltung beim Schoppen Wein, eine Geschichte mitzutheilen. Der Schmied ließ sich nicht lange bitten; er stärkte sich durch einen tüchtigen Zug aus seinem Krug, nahm dann eine ernstere Miene an und sprach:

Hinten in Meißen, wo die Elbe geht, ist Meister Frauenlob geboren worden. Er hieß auch eigentlich Heinrich von Meißen, dieweil er aber niemals müde ward, unsre liebe Frau im Himmel und die holden, tugendsamen Weiber auf Erden zu preisen, nannte ihn männiglich: „der Frauenlob". Glaube wohl, manch Einer von Euch kennt ihn gar nicht unter anderm Namen. Seine Eltern waren fast dürftig, sah der Knabe also oft bittre Tage vorüberziehn und lernte frühe die Thränen der Noth verstehn.

Wozu aber brauchte er des Reichthums auch; hatte ihm die Vorſehung ja beſſre Gaben, denn Gold und Güter zugetheilt. Da der Vater ſah, wie gar friſch und klug der Heinrich aufwuchs, bekümmerte er ſich, denn er hätte gern einen gelehrten Herrn aus ſeinem hübſchen Buben gemacht. Faßte ſich endlich ein Herz, und ging mit ihm zu dem Herrn Abt, der über die Meißner Domſchule zu ſagen hatte. Selbige iſt ein Pflanzgarten der höchſten Wiſſenſchaft; zwar ſoll ſie vornehmlich für ſolche Knaben beſtimmt ſein, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen, jedennoch hin und wieder nimmt man auch Laien darin auf. Die verſtändigen Worte und die muntern Augen des Buben gefielen dem Herrn Abt dermaßen wohl, daß er den flehentlichen Reden des Alten nicht widerſtreben konnte, und Heinrich kam in die Domſchule.

Allda machte er ſo ſchnelle Fortſchritte in jeder Wiſſenſchaft, daß ſeine Lehrmeiſter ſelbſt erſtaunen mußten. Studirte Völkergeſchichte, Himmelskunde, Griechiſch und Römiſch, und las nicht blos die Bibel, das heilige, geheimnißvolle Buch, ſondern auch die gelben Pergamentrollen aus der Heidenzeit, in denen wunderbarliche Hiſtorien ſtehn, denn — man ſollte es kaum glauben, aber es iſt wahr! — ſchon unter den Heiden gab es faſt treffliche Dichter. Gleichwie in allen Domſchulen, wurde auch zu Meißen die Singekunſt fleißig gelehrt und geübt, und hierbei war Heinrich, nach wenigen Jahren, der Erſte von ſämmtlichen Schülern. Man ſahe wohl, den Strom der Geſänge hatten ihm die Engel in's Herz gelegt.

Aber ſeine Gelehrigkeit machte ihn nicht ſtolz; er war immer ſtill und träumeriſch wie ein Kind. Ein ſammetner

Schmetterling, der um's Haidekraut flatterte, konnte ihn froh, die untergehende Sonne konnte ihn traurig stimmen. Dessengleichen füllte es ihn mit Glück, wenn er Fels und Wald durchstreifen, wenn er bei einem klaren Fließ ruhen durfte, das unter überhangenden Bäumen und Blüthenbinsen rieselte. Alsobald, wenn Heinrich dort saß, kamen ihm lehrreiche Geschichten in den Sinn, die er bei den Griechen gefunden; er fügte dann Reime hinzu, und es entstanden gar anmuthige kleine Fabeln:

„Eine Schlange schlüpfte auf das Eis,
Ihr Leben ward vom Froste krank;
Da kam ein Mann, erhob sie leis,
Und trug sie heim zu bösem Dank.
Er wärmte dort sie an der Gluth,
Doch als ihr Leben neu begann,
Sie auch ihr Gift zurück gewann,
Und sprüht' es aus in grimmer Wuth."

* * *

„Ein Berg Aetna genennet wird,
Durchleuchtet ganz und flammenreich,
Der immer neue Gluth gebiert;
Sein Innres ist ein Feuerteich.
Dem Berge gleich' ich einen Mann,
Der Haß in seinem Herzen nährt,
Wodurch er selber sich verzehrt
Und keinem Andern schaden kann."

Heinrich's Körperbau zeugte nicht von starker Kraft, die Formen seiner Glieder waren schlank, hellbraunes Haar umwallte ihm die weiße, wunderklare Stirn, und seine blauen Augen blickten voll Vertrauen Welt und Menschen an. Derart blieb er denn auch sein ganzes Leben lang;

er hat faſt niemals gealtert. Seine Lehrzeit war vollendet, und die Wanderzeit lockte ihn ungeſtüm in die Ferne. Er nahm Abſchied von den liebherzigen Eltern, und ſtieg die violfarbnen Berge empor, welche ihm ſo vielmals zugewinkt hatten. Der ganze Reichthum, den er bei ſich führte, war die Zither, waren die Lieder, die er im Herzen trug. Und dieſe Baarſchaft genügte ihm, denn ſie ſicherte ihm überall freundlichen Willkommen und gaſtliche Herberge. Herr Heinrich war nun ein fahrender Sänger, er traf oft mit andern Dichtern zuſammen, und ſonderlich wurde Hermann der Damen ſein Freund.

Konnte es doch nicht ausbleiben, daß Frauenlob die Gunſt großer Herren gewann; Rudolph von Habsburg hatte ihn gar gern in ſeiner Nähe. Der Kaiſer mußte gegen den trotzigen Ottokar von Böheim zu Felde ziehn. Auf dem Marchfelde ſammelten ſich die Banner; kaiſerliche Majeſtät ertheilte dort mehrern Edlen den Ritterſchlag, und Meiſter Heinrich ſagt in einem Liede, daß er dabei geweſen. Tages darauf, am 26. Auguſt 1278, kam es zur Schlacht; der Sänger lernte nun auch den blutigen Kampf von Angeſicht kennen und ſah des wilden Ottokar's Fall.

Nachdem Heinrich manches Land durchmeſſen, kam er Anno 1286 nach Prag. Hier gab es große Feſtlichkeiten. Dem König Wenzel II. von Böheim war ſeit ſieben Jahren Kaiſer Rudolph's Tochter Jutta angetraut, dieweil aber dazumal beide noch Kinder geweſen, wurde erſt jetzo das Beilager vollzogen. Frauenlob befand ſich zugegen, da der junge König den Ritterſchlag empfing und ſein blühendes Weib heimführte, das ſich nur eben zur Jungfrau

entfaltet hatte. Wer kann all die schimmernden Turniere und Prachtfeste abschildern, welche zu Prag gehalten wurden. König Wenzel, selber ein Minnesänger, war dem Meister Heinrich in Milde zugethan und begabte ihn mit reichem Ehrenlohn. Frauenlob verblieb in der Böhmenstadt, maßen die Liebe ihn mit goldnen Ketten fesselte. Seitdem er Alda, des Königs reizende Schwester erblickt, war er ganz verwandelt; ihr holdes Wesen, ihr freundliches Wort wirkte als der mächtigste Zauber auf ihn. Eine Springfluth glühender Gesänge entströmte seiner Brust, und waren das nicht gelahrte Sprüche, wie sonst, sondern frische, schallende Lieder:

„Mir lachen die Blumen, mir lachet der Wald;
Im wonnigen Reigen hör' ich erklingen
Der Vögelein Tönen und ihren Gesang.
Mich schirmt eines Weibes süße Gestalt,
Drum kann mich nimmermehr umringen
Der bleiche Schnee, des Winters Zwang.
Wo sich die Hehre zeiget,
Wo sie sich zu mir neiget,
Da ist der Unterschied vorbei:
Ich weiß dann nicht, ob Mai, ob Winter sei!"

Auch Alda mochte dem Sänger recht gewogen sein, und Frauenlob's Lieder hallten in ihrer Seele nach, wie der Elfen Klänge im Lilienkelch. Aber Heinrich durfte nicht hoffen, die Geliebte jemals an sein Herz zu drücken; war dieselbe doch bereits einem fremden Prinzen verlobt, als welchen sie nie mit Augen gesehn, und dieser schickte nun Boten, sie abzuholen in's Brautgemach. Da man die bleiche Königsrose in goldner Sänfte aus der Hauptstadt trug, grüßte sie den Heinrich freundlich und wehmüthig zum le-

ten, letzten Lebewohl. Ihm war dabei zu Sinne, gerade als müßte er Alda's Leichenzug mitanschaun, und wirklich erfuhr er, wenige Monde nach der Hochzeit, die Kunde ihres Todes.

Annoch duldete es ihn nicht mehr in Prag; der Meister nahm Urlaub vom Könige und zog hinweg. Wenn er jetzo zu seiner Zither sang, dann verklärten die Lieder kein einzelnes Frauenbild; er hatte die Minne wohl auf das ganze Geschlecht übertragen, und dessen Lob floß ihm aus dem innersten Herzen:

„Ich sag' es jetzt auf meinen Eid,
Daß in der Welt auch gar nichts ist,
Was alle Sorge, alles Leid
Vertreiben mag durch süße List
So schnelle als ein reines, trautes Weib.
Ach, wie so wohlgemuth ein Mann
Muß sein, wenn sie ihn lachet an!
Der Frauen Abglanz nenn' ich Leidvertreib."

„Ich lob' die Frau vor des Spiegels Wonne!
Dem Manne lautre Freude sie verleiht;
Recht wie die klare Sonne
Den Tag durchstrahlt zu dieser Zeit,
Also erfreut die Frau des Mann's Gemüthe.
O, reines Weib, ich will dich fürbaß ehren;
Dem Mann sei keine Frau hold,
Der nicht ihr Lob thut mehren.
Ich lobe sie vor Silber und vor Gold,
Ihr Lob es steht in überveller Blüthe.
O Frau, du selig reicher Hort!
So rufe ich sie an mit meinem Munde.
Ich lobe sie bis an des Himmels Port,
Von ihrem Lob giebt niemand volle Kunde.

So lob' ich hier die Frauen zart mit Rechte,
Und wo in einem Land ich irgend war,
Es stand mein Herz für Frauen im Gefechte."

Zur selbigen Zeit kam Herr Frauenlob erstmals an den Rhein. Da sah ich ihn, und wenn mir schon seine Lieder hohe Freude gemacht hatten, um wie viel mehr sein huldreiches Wesen. Alsbald ließ er sich in unsrer schönen Stadt Mainz nieder, obzwar der Minnegesang diesseits im deutschen Lande fast gänzlich verklungen war, während ihm an den nördlichen und östlichen Fürstenhöfen noch ein Spätsommer erblühte. Darum wollte auch Meister Heinrich seine Verbindung mit dortigen Gönnern nicht jählings abreißen, auf daß er der Kunst nicht Schaden thäte und ihr mächtige Stützen entzöge. Dies war die Ursache, weshalb er die gastlichen Rufe annahm, die an ihn ergingen, und wiederholt den Wanderstab ergriff.

Er kam zum Herzog Otto von Niederbaiern, zu Meinhard V., der in Kärnthen regierte, und stieg sodann — allüberall mit rechtem Jubel empfangen — gen Mitternacht hinauf. Fühlte aber nicht Kraft genug, die Thürme von Prag wiederzusehn, und lenkte seine Straße seitwärts nach Meißen vorbei, um die Gräber der lieben Eltern zu grüßen, die mittlerweile beide gestorben waren. Es wuchs bereits Gras auf den Hügeln; unser Sänger fühlte sich heimathlos an der Stätte seiner Jugend, und wanderte weiter, dem Ostseeufer zu. Auf Rügen verweilte er längere Zeit beim jungen Fürsten Wizlav; er wurde am Hofe in hohen Ehren gehalten, und es erregte ihn wundersam, wenn er den heiligen Wald betrat, allwo man vor diesem die Heidengöttin Hertha angebetet hatte. Nun lud ihn Herzog

Heinrich von Mecklenburg zu sich, welcher erst neuerlich von einem Kreuzzug heimgekehrt war, weil er von den Sarazenen gefangen und sechsundzwanzig Jahre festgehalten worden. Da er nach so langer Abwesenheit wieder in's Land Mecklenburg kam, fand er seinen Bruder Johann, seinen Sohn Albrecht und dessen Schwiegervater, den Markgrafen von Brandenburg, vor dem Raubhause Gleſin, das sie belagerten. Freudig bewillkommten ihn die Männer, am freudigsten aber seine Gemahlin Anastasia, welche ihn schon als todt beweint hatte. Es zog anjetzt ein lauter Jubelsturm durch's Mecklenburger Schloß, und Herzog Heinrich wünschte sehr, daß Herr Frauenlob den Lustbarkeiten beiwohnen möchte.

Nach Monden erst nahm der Meister Abschied, um Giſebrecht von Brunkhorſt, den Fürstbischof von Bremen, heimzusuchen. Letzterer war mehr weltlich als geistlich gesinnt, und kaum gab es einen größern Gönner des Minnegesanges, denn ihn. Er hatte viele Briefe an Heinrich geschickt und den Meister gebeten, einige Jahre mit ihm hausen zu wollen. Da Frauenlob jetzt also nahe bei Bremen war, konnte selbiger die Bitte nicht mehr ablehnen, und gar zu bald kam er nicht wieder fort aus der fürstbischöflichen Residenz. Eine überaus annehmliche Zeit verlebte er allda, und als er den braven Priester genauer kennen lernte, sprach er in einem Liede von ihm:

„Der Pfaffen Prinz und hoher Weisheit ein Senat,
Die Inful hat
Dein Haupt gar wohl gezieret!“

Außerdem besang Heinrich diejenigen Fürsten alle, die ich Euch genennet, meine Freunde! Derohalben mögt Ihr

aber nur nicht denken, Meister Frauenlob sei so ein Liebediener gewesen, der großen Herren mit lauter schönen Redensarten um den Bart ging und unsre Kunst durch Schmeichelei entwürdigte. O, nein! Was zu loben war, lobte Heinrich, und wo er Tadelnswerthes fand, so sagte er den Fürsten nicht minder frei die Wahrheit in's Gesicht. Ich erinnere Euch nur an folgenden Spruch, als welcher noch zu den mildesten seiner Warnungs- und Strafreden gehört:

Noch höre ich des Vaters Lehre wehen:
„Kind, willst du sehen
„Lieb' an dir selber, soll dir Heil geschehen:
„Je mindre Sorge, je größre Gefahr.
„Trag' Gott im Herzen, das sag' ich dir fürwahr,
„Dann magst du spähen,
„Ob dein Berather treu dir ist." —
Ihr hohen Fürsten seht euch vor!
Stieg durch das Ohr
Ein falscher Rath zu eurem Thron empor,
Dann seid auf eurer Hut,
Prüft sie, auf denen eure Ehre ruht.
Es hört mein Ohr
In Honigworten gift'ge List!
Man sieht ja wohl, wie bald das Glück verschwendet,
Wie höchste Freude sich zu Jammer wendet,
Wie Lieb' in Leide endet.
Ihr Fürsten, nehmt das zu Gemuth;
Es thut euch gut,
Wollt ihr die Fluth
Des Lebens tragen zu dieser Frist.

— Ungeachtet des vielen Reichthums und der Ueppigkeit, die ihn zu Bremen umgaben, sehnte sich Frauenlob am Ende doch von den flachen Gestaden der Weser nach dem herrlichen Rheingau. Im Jahre 1305 machte er sich

auf die Wanderschaft, allein die Unglücksposten reisen schnell, und der fahrende Sänger wurde von der Botschaft überholt, daß König Wenzel gestorben sei. Frauenlob wendete seinen Schritt rückwärts, um den Sarg des edlen Freundes und Wohlthäters an die Gruft zu geleiten. Gar große Trauergesänge ertönten bei Wenzel's Tod, und Otto von Horneck, ein österreichischer Chronikenschreiber, sagt:

„Die er jemals reich beschenkt
Und von der Armuth schied,
Die sangen manches Klagelied.
Sie priesen ihn, voll Kummer,
Noch jetzt im Todesschlummer,
Doch wer vor Allen ihn erhob,
War Meister Heinrich Frauenlob,
Der auf die Kunst ist klug,
Und andre Sänger genug.

Herr Heinrich hatte seit König Wenzel's Tod wieder am Rhein gelebt, und war hier fast heimisch geworden. Jetzo fleißigte er sich hoher, heiliger Dichtungen, und manch tiefsinniges Stück aus der Bibel brachte er in klingende Reime. Da ist, zum Exempel, seine Verdeutschung der Offenbarung Sankt Johannis, welche rein christliche Gluth mit dem Farbenschmuck des Morgenlandes vereinigt; da ist seine Umschreibung des Hohenliedes Salomonis, worin er alle verschleierten Bezüge und Hindeutungen auf die unbefleckte Jungfrau Maria anwendet. Und nicht allein, daß solch frommer Geist uns für das Gedicht einnimmt, es erscheinen auch alle Gestalten des Wunderwerkes so blühend lebendig, als wären sie in einen kunstvollen Perserteppich gewebt. Durch Meister Frauenlob's Lieder fühlten sich die frömmigsten und gelehrtesten Männer ergriffen, weswegen

er denn auch zum hochwürdigen Doctor Theologiae berufen wurde.

Damals begab es sich, daß Markgraf Waldemar von Brandenburg den Meister zu seinem Ritterfeste nach Rostock laden ließ, wo es gar hoch hergehen sollte. „Als man zählte eilf Jahr und dreizehnhundert Jahr", kam zu Mittsommerzeit König Erich Menved von Dänemark mit seiner besten Ritterschaft gen Rostock, dieweil er bereits des vorigen Jahres mit dem Markgrafen verabredet hatte, daß er ihn, nebst hundert Andern, allda zum Ritter schlagen würde. Zwar sagt man, Herr Erich habe die gute Stadt Rostock durch List übermannen und erobern wollen, aber selbige war wohl auf ihrer Hut, und da die Bürger das zahlreiche Geschwader sahen, öffneten sie die Thore nicht. Blieben die Dänen also vor der Stadt Rostock, bis Markgraf Waldemar heranrückte. Es zogen auch dermaßen viele Fürsten, Grafen, Freie, Ritter und gute Leute vor die Stadt, daß dessengleichen dort zu Lande noch niemals vernommen worden. Da waren auf dem Weidefelde, „der Rosengarten" genannt, zwei schöne Säle gemacht und ganz mit Purpurdecken überkleidet. Des Morgens, nachdem man die Messe gehört, zog der König mit den Seinen in's Feld, und gleich hinter dem Banner ritt der milde, unverzagte Herzog Waldemar von Schleswig. Unterdeß nahte auch der Markgraf, nebst einer großen Schaar von Geharnischten, alle mit lautem Getön:

„Der Markgraf da von Brandenburg ließ wohl sein Horn erschallen:
Er ließ da nicht die Klänge sparen,
Als ob er morgen sollte fahren
In Gottes Schaaren,

Den Geist zu wahren.
Er billig führt des Adlers Bild
Auf Erden hier in seinem Schild,
Denn herrlich reich an Ritterschaft erstrahlet er vor Allen."

So sang Meister Heinrich dazumal; er war wirklich gen Rostock gefahren, und erlustigte sich an der Pracht des Festes. König Erich machte den Markgrafen Waldemar zum Ritter, sammt hundert Anderen, worunter zwanzig Fürsten sich befanden. Und was dabei für ein Schimmer von Gold, Scharlach und Pelzwerk herrschte — was in den Sälen der beiden Fürsten für ein Hofestreiben war — auch was zwei Tage lang für Speere gebrochen wurden, das war in jener Gegend ganz unerhört.

Da nun Meister Heinrich wieder in Mainz angekommen, wurde ihm allhier die Pfründe eines Domherrn verliehen, doch er bezeigte sich fortan gegen schlichte Bürger noch eben so freundlich, als gegen den vornehmsten Edelmann. Für seine Einkünfte trieb er nicht etwa hohen Prunk, sondern ein einziges Stübchen machte seine Wohnung aus. Selbiges ging nach der Wasserseite, und vor dem thurmartigen Erker lag die Umgegend von Mainz in ihrer ganzen Herrlichkeit. Man sah dort, wie der Main die gelben Wogen dem dunkelgrünen Rhein vermählt, man sah Wiesen und Dörfer, sonnige Rebenhügel und blauen Bergwald am Horizont. Frauenlob liebte diesen Platz sonderbar, und an dem Erkerfenster hat er seine besten Lieder gedichtet. Wurde es Einem doch fast heimlich und wohl in dem Stübchen, dieweil ringsumher alles blitzte vor wunderbarer Sauberkeit. Etliche schöne Muttergottesbilder, auf Goldgrund gemalt, hingen an den Wänden; Bücher

und Pergamente zierten die Gestelle, und grüner Epheu rankte sich um die runden Scheiben. Außerdem entdeckte man nirgends einen Schmuck, als Herr Heinrich es vorzog, sein Geld und Gut auf Wohlthaten zu verwenden, und wo er einen bedrängten Hausvater, oder eine arme Wittwe wußte, trug er ihnen reichliche Almosen zu.

Frauenlob's Ruhm wuchs dafür aber auch immer mehr, und wahrlich, er ragete unter den lebenden Meistern als eine stattliche Ceder empor. Seine Gesänge zeichneten sich durch Tiefe und Würdigkeit aus, nur ist es zu bedauern, daß sie durch übergroße Gelahrtheit und üppigen Wortschmuck dem Laien bisweilen unverständlich werden. Wohl an die funfzig Töne erfand er: die Hagenblühweise, den Spiegelton, die Silberweise, den guldin Radton, die Flammweise, den Briefton — ei, wie mag ich sie allesammt nennen; Ihr kennt sie ja mehrentheils! — Leider stand Herr Heinrich fast verwaiset im einst so klangreichen deutschen Sängerwald. Vormals hatten die hohen Herren der Reimkunst gehuldigt. Sie wußten viel von Liebe und Lust, von Jagd und Krieg, von Turnier und Wallfahrt zu sagen, darum tönen ihre Lieder frisch, gleichwenn sie wären in der grünen Forst zum Schall der Hüfthörner gesungen worden. Da aber die Blume der Ritterschaft welkend ihre Blätter neigte, da kein Kreuzesbanner mehr gen Jerusalem zog, als wurden die Seelen der adligen Sänger kühl und still. Mochte doch männiglich erkennen, daß nach Herrn Cuonrad von Würzburg, dem Frauenlob ein schönes Grablied gedichtet, kein ritterlicher Minnesänger hinfüro mehr sterben konnte, indem keiner mehr lebte.

Meister Heinrich sah wohl, wie die Ritter anjetzt ver-

wilderten, wie sie nicht nach minniglichen Liedern, sondern nur nach Raufen und Wegelagern begehrten. Dachte er also in seinem Sinne: besser, denn bei solchem wüsten Treiben, müsse die Dichtkunst hinter den sichern Mauern der Städte in ordnungsvoller Zunft gedeihn. Hatte auch manch anmuthiges Lied gehört, das von wackern Handwerksleuten gesungen worden, und schloß daraus, der Bürgerstand sei von Gott erkürt, dem deutschen Lande seinen Ruhm und seine Kunst zu wahren. Derohalben stiftete Frauenlob die Meisterschulen und wies zwei und dreißig Hauptfehler des Gesanges nach, auf daß unserer schönen Sprache ihre Glätte und Reinheit unangetastet bliebe. Gründete fortan die Versammlungen der Sänger, theilte sie, ihrer Kunstfertigkeit nach, in Schulfreunde, Schüler und Dichter, und nur derjenige, so einen neuen Ton erfand, welcher nicht im mindesten gegen die Tabulatur verstieß, wurde Meister genannt. Solchergestalt erfüllte Herr Heinrich pünktlich die Gebote, die ihm, als er in folgendem Liede sagt, sein Meister gegeben, da er ihn zum Lehrling der Singekunst aufgenommen:

„Nun huld'ge mir! Ich will dich hier zum Knecht empfahn!" —
Das wird gethan,
Mit diesem Unterscheide:
Meine Hände beide
Will ich euch falten auf den Trost, daß die Augenweide
Des Sanges mir werd' offenbar. — „Das soll dir wohl geschehen!
„Du ziemest mir zum Knechte wohl, weil du gewillt,
„Des Sanges Schild
„Und anders keinen zu führen!" —
Ich will ihn so rühren,
Wenn's nöthig ist, daß man es soll an seinen Klängen spüren! —

„Wo du den Sang zu kurz, zu lang erkennst, den mußt du schmähen;
„Das bringt dir Ruhm, gedenk' an mich.
„Sieh an der Reime Pinselstrich,
„Das ehret dich. Mit Wahl nur sprich
„Die Lobgesänge, das rathe ich.
„Auf Sanges Fleiß sieh' säuberlich." —
Ich thu's! Besiegelt mir dies Lied; es sollen's die Besten sehen!

Alsobald breiteten sich die Singeschulen aus; fast in allen größeren Reichsstädten wurden sie eingeführt, und ehrsame Bürger trieben in den Feierstunden ein Geschäft, das sie vor Müßiggang und rohen Sitten bewahrte. Einer zünftigen Ordnung feste Wälle umgeben das Kleinod des Gesanges, und werden es, mit Gottes Hülfe! nicht minder gut zu schirmen wissen, denn die Harnische und Lanzen einer stolzen Ritterschaft. An Sonn- und Feiertagen versammelte Meister Frauenlob die Schule in unsrer Kirche Sankt Ignatii, allwo sie noch jetzo zusammenkommt. Dort wurde das Singen gehalten, und Merker standen dabei, jeglichen neuen Ton mit feinem Ohr zu prüfen. Auch ich selber erfand damals zuerst eine eigene Weise, für welche ich, dieweil sie keinerlei Fehler enthielt, mit einem goldnen Kranze zum Meister gekrönet ward.

Dermaßen vereinigten sich gelahrte Herren und schlichte Handwerker, die deutsche Liederkunst sorgsam zu hegen, und das hatte der gute Meister Frauenlob begründet. War es doch fast freudig anzusehn, wie die Sänger ernst und still im hohen Schiff der Kirche saßen, von bunten Strahlen umglänzt, als welche durch die gemalten Fenster hereinfielen, und wie sodann Einzelne aufstanden, ihre Lieder abzusingen. Jedweder hatte seine besonderen Töne; nach mir

wurden fünf Weisen genannt, und denke ich, mein „vierter gekrönter Ton des meisterlichen Horts“ mag vor dem größten Kenner gesungen werden. — Herr Heinrich war nur beflissen, immer mehr Leben und Eifer in die Schulen zu bringen, deswegen führte er ordentliche Liederkämpfe mit uns. Einstmals stritten wir beide über die Vorzüge Wolfram's von Eschenbach, Walther's von der Vogelweide und Reinmar's von Zweten. Ein anderes Mal hatte sich Meister Rumsland zu mir gesellt, um wider Frauenlob, welcher den Namen „Frau“ vertheidigte, das alte, biderbe Wort „Weib“ in Schutz zu nehmen. Hei, wurde da kühnlich gefochten und alles mit lehrsamen Bibelstellen belegt! Meister Heinrich hatte zuvor in seinem „Minneleich“ selber gesagt:

„Wiv schreibet sich mit drei Buchstaben:
W Wenne will zur Deutung haben;
I Irdisches in ihm begraben:
P Paradies gesprochen.“

Aber auch „Frowe“ wußte er gar köstlich auszublümen:

„Gedenke, was das Frowe sei!
Froh ist dabei;
Froh heißen sie von unsrer Freuden Schaar.
All menschlich Freude von ihnen kommt,
Und wer nun baar
Von aller rechten Freude ist,
Erfreue sich an ihrem lieblich lachend rothen Munde.
Ihr Strahlenblick, auf hellen Auges Grunde,
Er ladet ein zum süßen Freundesbunde!“

Könnt Euch wohl bedeuten, Ihr Freunde, daß der Frauenlob mir mächtig überlegen war und für alles passendere Bibelstellen anführen konnte, denn ich, allein ich wehrte

mich doch auch voll Muth und Luſt, und es war mir gar keine Kränkung, von ſolchem Meiſter beſiegt zu werden.

Herr Heinrich trieb indeſſen nicht immer gelahrte Dinge. Oft zog er mit den Winzern in die Berge, oder fuhr mit den Fiſchern am Ufer des Rheins entlang. Gab er doch jedem Stand ſeine Ehre, die Hoffart kannte er nicht, und ſprach:

„In Drei getheilet waren
Zuerſt die Leute, als ich las:
Bauern, Ritter und Pfaffen,
Jeglicher war nach ſeinem Maaß,
Doch gleich an Adel und an Art
Dem Andern ganz.“

Die Landleute aus der Gegend kannten ihn gar wohl und waren betrübt, wo er bei ihren Feſten fehlte, denn alſo liebliche Dinge mochte kein Andrer ihnen erzählen. Sah ich ihn doch manch ſchönes Mal unter einer Linde ſitzen, erwartungsvoll lauſchte ein großer Kreis von Zuhörern ſeiner Rede, und er trug entweder heitre Reimſpiele vor, die er ſelbſt erfunden hatte, oder ſeltne Hiſtorien, aus frommen Büchern entnommen. Ich will verſuchen, ob ich im Stande bin, ein Geſchichtchen gerade ſo ſchmucklos und rührend wiederzugeben, als ich es von ihm vernahm:

Ave Maria!

Do was ein Edelritter, der begab ſich in einen Orden. Der Ritter enkonde kein Paternoſter, noch anderhande Gebet. Do wart im ein Meiſter gegeben, der yn ſin Gebet leren ſolt. Do hatte der Ritter alſo hartten Sinne, daß er nit me geleren enkonde, dan diſſe zwey Wort: „Ave Maria!“ Die ſprach er zu allen

Zyden, vnd hielt das alle ſin Lebtage mit groſſer Inigkeit. Do er doit vnd begraben was, do was uß ſim Monde ein ſchon Lilien gewaſſen vnd uff iglichem Blade ſtant mit gulden Buchſtaben geſchrieben: „Ave Maria!“ — Do verwonderten ſich die Broder ſere, was das beduden mochte, vnd gruben das Grab uff, vnd funden, daß die Wortzel was gewaſſen uß ſime Monde. Do ſprach ſin Meiſter, daß er anders kein Gebet geleren enkonde, dan diſſe zwey Wort: „Ave Maria!“

*

Ueberaus zutraulich bezeigten ſich die Frauen und Mägdlein gegen Herrn Heinrich, der ihr Lob ſo ſchön zu künden wußte. Allwo Eine ihm begegnete, ſprach ſie mit holdſeligem Ton: „Grüß euch Gott, Meiſter Frauenlob!“ Faſt eben ſo freundlich dankte er ihnen, jedoch Alda wohnte in ſeinem Herzen für ewiglich, und es klingt recht lieb und traurig, als er ſagt: „die Welt gab mir ſo lieb ein Weib, nie ſüßre Art iſt worden kund.“ Solches verhinderte ihn indeß nicht, mit hübſchen, tugendhaften Jungfrauen zu ſcherzen, und manchen heitern Lehrſpruch prägte er ſelbigen ein. Zum Beiſpiel:

„Weib, wenn du loſer Blicke biſt,
In deiner angebornen Weiſe,
Ich will dich lehren eine Liſt,
Daß jeder deinen Wandel preiſe.
Zeig' deine Blicke nie zuvor,
Eh du geſpürt die Zucht der Jugend
Und ritterlichen Herzens Tugend —
Dann ſchlag' die Blicke dreiſt empor!“

Dergeſtalt gingen die Jahre ruhig an ihm hin; ſein brau-

nes Haar bleichte sich nicht, sein helles Auge wurde nicht matt. Nur im Jahre 1314, nach der Wahl Ludwig's von Baiern, da durch die Pfaffen Verwirrung und Zwietracht im deutschen Lande ausgesäet wurde, erzürnte er sich heftig. Wer auch wollte sich nicht erzürnen, wenn die Männer, denen Friedenstiftung obliegt, ein Volk durch schändliche List zu entzweien trachten, wenn sie wüthende Horden von Polen und Litthauern als Feinde in's eigne Vaterland rufen? — Doch, was spreche ich da vom Vaterland? ... Ihr Vaterland ist Rom!

Dazumal drückte Herr Heinrich seinen Kummer in Klageliedern aus; sonst aber blieb ihm der Abendhimmel sternenklar. Sanft und friedlich, wie er gelebt hatte, starb er auch. Anno 1311, am Abend des heiligen Andreas, dem 29. Novembris, saß Frauenlob in seinem Stübchen; Wärme spielte durch's Gemach, die Lampe warf einen lichten Schein umher, und der Meister verzeichnete neue Gesänge auf's Pergament. Er schrieb:

„Meine schöne Kunst, mein Singen,
Muß dunkeln in meines Herzens Schrein.
Ach Gott, wer soll sie erben?
Sie will nicht länger bei mir sein.
Gott mir sie gab und von mir trieb,
Und füge mir mein Leben zu gutem Heil.
Ich werde nicht mehr singen!"

Draußen mochte das wüste Herbstwetter immerhin an die Scheiben klirren, störte es ihn doch nicht, als er ja Frühling im Herzen hatte. Alda's Nähe fühlend, grüßte er die Verklärte, und richtete ein Gebet an die himmlische Jungfrau, das mit den Worten beginnet: „Maria, Mutter

reine!" Darauf ſank er in tiefen Schlaf, aus dem er niemals wieder erwachte.

Vor dem Trauerhauſe ſammelte ſich faſt alle Bevölkerung von Mainz. Schwarzverhüllte Leichenmänner huben den Sarg empor, allein es naheten Weiber und Töchter aus den beſten Familien der Stadt, und wehreten ihnen. Sie wollten den Meiſter Frauenlob ſelber zu Grabe tragen, darum nahmen ſie jenen gemietheten Trägern die Bahre ab, und ließen ſelbige auf ihre Schultern heben, die ſolcher Laſt ungewohnt waren. Rothe Fackellichter flogen durch das Domgewölbe, da der Zug dort ankam. Schritten Mönche voran, im düſtern Chor lateiniſche Sterbelieder ſummend; folgten dann die Zünfte, zur Meiſterſchule gehörig, mit wallenden Fahnen. Nun zeigten ſich die Trägerinnen des Sarges, und andre Bewohnerinnen von Mainz, jung und alt, beſchloſſen den Zug in unabſehbarer Reihe. Sämmtliche Frauen hatten Gefäße voll köſtlichen Weines in den Armen, und klagten und weinten, indem der Sarg zum Grabe hinuntergeſenkt wurde. Alſobald aber die Marmorplatten wieder zugedeckt waren, goſſen die Weiber und Mädchen ihre Weinkrüge über die Gruft des Sängers aus, daß der ganze weite Dom von dem goldenen duftigen Todtenopfer überfloß.

Während Roderich ſein Heft einſteckte, begann Herr von Roſen: Das farbig friſche Bild, welches unſer Freund vom Frauenlob und ſeinem Streben gezeichnet hat, verſtattet uns, ohne weitern Aufenthalt zur Ausbreitung der

Meisterschulen überzugehn. — In Mainz also, wo die Sängerinnung entstanden war, wurden ihre Privilegien, ihr Wappenbrief und eine goldene Krone aufbewahrt, von der die Meister behaupteten: Otto der Große habe sie ihrer Schule zum Geschenk gemacht. Von dort zog nun das Beispiel durch viele süddeutsche Städte; in Ulm bildeten die Weber, in Colmar die Schuster eine Dichterzunft, und die letztere hat eine besonders reiche Sammlung von Meistergesängen aufbewahrt. Aus Augsburg stammt das alte Lied „von den zwölf Meistern im Rosengarten", und auch zu Straßburg, Nürnberg und Memmingen wurde neben den Handwerken die Reimkunst mit wahrem Eifer betrieben.

Interessant sind die ängstlichen Gesetze und Vorschriften, denen die Meistersänger ihre Dichtungen unterwerfen mußten, und ich will den Anfang der „erneueten Tabulatur" hier mittheilen: „Dieweil alle Kunst, darinnen sich der Mensch übet, eine ordentliche Anleitung haben muß, nach welcher sich die Schüler derselbigen Kunst üben müssen, so lang bis sie von Tag zu Tag, je länger je baß, den rechten Grund und Verstand ihrer angefangenen Kunst ergreifen mögen, so soll und muß auch die hochlöbliche, christliche und holdselige Kunst des deutschen Meistergesanges, welches erstlich durch hochverständige und wohlgelehrte Leute, als Doctores, Ritter und Freyherrn, Edle und andere verständige Leute, Reich und Arm, ist erfunden worden, einen gründlichen Bericht haben, damit die Dichter, Merker und Singer sich darin ersehen und erfahren mögen, was der rechten, wahren Kunst Ordnung sey. Und dieweil auch viel und mancherley Singer und Dichter sind, welche etwa aus guten, verständigen Worten und Meinungen eine Un-

gunſt machen, alſo iſt für nöthig erachtet worden, die rechte Artikel und Tabulatur dieſer Kunſt, wie ſie von ihren alten Erfindern auf uns herkommen, zu erklären, damit man ſpüren, verſtehen und erkennen kann, was ſträflich oder unſträflich, was zu loben oder zu ſchelten ſey." Hierauf folgen die genauen Angaben deſſen, was zum Meiſtergeſang erforderlich iſt. „Ein jedes Meiſter-Geſang-Bar hat ſein ordentlich Gemäs — Stoll und Abgeſang — in Reimen und Sylben, durch des Meiſters Mund ordiniret und bewehret; dieß ſollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszumeſſen und zu zählen wiſſen". Nun wird das Weſen der verſchiedenartigen Reime erläutert, und daran ſchließt ſich das Verzeichniß der zwei und dreißig Fehler, die in der Reimkunſt begangen werden können. Daß unter dem Drucke ſolches Zunftzwanges keine kühne, kräftige Dichtung emporblühen konnte, iſt ganz natürlich, doch eine ſolche forderte man auch nicht. Es wurden durch die Meiſterſchulen rohe Sitten unterdrückt, die Sprache reinigte ſich, und im deutſchen Bürgerthum legte ſich das Fundament zu dem ſtolzen Gebäude geiſtiger Freiheit. Die Stoffe der Meiſtergeſänge waren faſt ſämmtlich aus der Bibel entlehnt, und dadurch gewöhnte man ſich, die Hiſtorien der heiligen Schrift von jenen trüben Spinngeweben zu ſäubern, mit denen dunkle Pfaffen ſie umwoben hatten.

Es war eine fromme, naive Zeit; der Baum des Kirchenliedes trieb ſchöne Sproſſen, und die Gemüther waren zur Aufnahme des reichſten Saamens vorbereitet. Der erſte, welcher dieſen ausſtreute, war **Johannes Tauler**, geboren **1294**, und nachdem er als Dominikanermönch zu Köln und Straßburg gewirkt hatte, am **16.** Juni **1361**

gestorben. Alle Zuhörer riß er durch seine Predigten hin, die voll kindlicher Frömmigkeit sind; es ist wahrhaft zu bedauern, daß ein mystischer Nebel verhüllend über den Blumenauen ihrer schönen Sprache liegt. Im festen Bewußtsein der Menschenwürde, zersprengte er die von der Theokratie geschmiedeten Fesseln und das Monopol der Priester, allein über religiöse Dinge nachzudenken, während das Volk sich mit dem blinden Glauben begnügen sollte.

Die Mönche sollten in unserm Vaterlande ein Vorrecht nach dem andern einbüßen. Bisher lag das Bücherabschreiben fast ganz in ihrer Hand, und so wurde jede neue Schrift, die nicht in ihrem Sinne verfaßt war, mit leichter Mühe unterdrückt. Schon die Verbreitung des Leinenpapiers hatte dem Privilegium Einhalt gethan, doch es mußte ganz aufhören, als man die Buchdruckerkunst erfand. Johannes Gutenberg wendete gegen 1438 die ersten beweglichen Typen an; er verließ seine Vaterstadt Straßburg und wendete sich nach Mainz. Im Verein mit dem Goldarbeiter Fust, gründete er hier eine Druckerei; Peter Schöffer gesellte sich zu ihnen, und die Arbeit ging nun frisch von statten.

Die Meisterdichtung dauerte ebenfalls ununterbrochen fort; Stolle, Siegeher, der starke Poppe, der Jude Süßkind, Spervogil und Muscatblüt, mit seinen lieblich milden Weisen, zeichnen sich vortheilhaft aus. Von manchen andern Sängern sind nur die üblichen Beinamen auf uns überkommen, welche bald ihrem Charakter, bald ihrem Handwerk entlehnt waren, wie: der Ehrenbote, der Gute, der Unverzagte, der Hellfeuer und dergleichen. Hans Rosenplüt (1430—60) war zu Nürnberg geboren, hatte

die Wappenmalerei erlernt, und kehrte nach langer Wanderschaft in seine Vaterstadt zurück, wo er eifrig an der Meisterschule Theil nahm. Wir besitzen gereimte novellenartige Erzählungen von ihm, die durch geistvolle Auffassung damaliger Sitten und durch eine gebildete Sprache schätzenswerth sind. Uebermüthige Keckheit und ungezügelter Witz lachen und toben in seinen Fastnachtsspielen, weshalb er bei den Zeitgenossen „der Schnepperer" hieß, was einen Schnatterer, einen losen Schwätzer bedeutet. An ihn schließt sich Hans Folz, der Barbier, ein geborner Wormser, der in Nürnberg lebte. Er kommt seinem Vorgänger freilich weder an schlagendem Witz, noch an stylistischer Gewandtheit gleich, allein er trieb, neben dem Barbieren, Schröpfen und Aderlassen, die Poesie doch auch mit rechter Lust. Eine ehrenhafte Gesinnung bekundet er durch die historische Dichtung: „Von wannen das heilige römische Reich seinen Ursprung erstlich hat (1480)", in welcher er mit recht wahrer, herzlicher Trauer über den immer zunehmenden Verfall Deutschlands klagt. Folz war ein Mann der Bewegung; er interessirte sich für die Verbreitung der aufblühenden Buchdruckerkunst, hielt sich selbst eine eigne kleine Druckerei, und nahm noch im hohen Alter feurigen Antheil an der Reformation. Seine „Gespräcḧspiele" zeigen schon eine etwas vollendetere dramatische Form, als Rosenplüt's Fastnachtsscherze, aber sie gewinnen doch auch erst dann eigentlichen Werth, wenn es sich darum handelt, die Entwicklung der deutschen Bühne historisch nachzuweisen.

Saft- und kraftvoll, mit dem Stachelkleide der Satyre angethan, erscheint nun plötzlich „Reineke der Fuchs", das unvergleichliche Thier-Epos. Wohl war der Stoff des

Dichters Erfindung nicht; schon seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich in Flandern, in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden ein Sagenkreis aus der Thierwelt gebildet, und überall stand Reineke im Mittelpunkt. Als nun 1498 zu Lübeck der vollständige Fuchsroman, plattdeutsch, in friesischer Mundart, erschien, war der alte Entwurf zwar benutzt, allein Drolligkeit, ursprünglicher Witz und frische Sittenmalerei machten das Buch zum Original, zu einer wahren Perle unsrer Literatur. Es herrscht ein bunter Mummenschanz in dem Liede; Menschen sind in animalische Häute gesteckt, und jedes Wort, jede Miene, jeder Charakterzug von ihnen bleibt der erborgten Maske treu. Der Verfasser hat mit seinem, klugem Auge die Seelenkräfte aller Geschöpfe durchschaut, deshalb konnte er die Farben des Menschlichen und Thierischen so wunderbar mischen. Sein Epos ist eine tiefe Physiognomik. Dabei hatte er die Sprache ganz in der Gewalt, und jene naiv spaßhafte Mundart, welche er wählte, schlingt sich selbst wie eine komische Arabeske um das blühende Gedicht. Dies ist der Grund, weshalb wir noch keine Uebersetzung besitzen, die uns vollständig mit Geist und Ton des Originals vertraut machte, denn Göthe's herametrische Bearbeitung gewann zwar viel eigenthümliche Schönheit, aber der alte „Rynke" ist es nicht.

Natürlich wünscht man bei solchem Werke auch den Verfasser näher kennen zu lernen. Er selbst sagt: „Jk Hynrik von Alkmar, Scholemester unde Tuchteler des edelen högentliken Vörsten und Heren Hertogen von Lotringen, hebbe dit gegenwerdige Bok ut walscher unde französischer Sprake gesocht unde ummegesat in dudesche Sprake

to dem Love un to der Ehre Godes.“ Allein das sind Finten, die der Schalk von Dichter uns vormachen will. Weder ist ein Mann Namens Heinrich von Alkmar wirklich bekannt, noch darf man das Buch für eine bloße Uebersetzung halten, und gewiß bewog nur dessen satyrischer Inhalt den Verfasser, sich hinter dem Wall der Pseudonymität zu verbergen. Die einzige Nachricht über ihn bringt Rollenhagen in der Vorrede zu seinen Froschmäuslern bei, wo er von äsopischen Liedern spricht:

„Ja“ — heißt es dort — „das ganze politische Hofregimente und das römische Pabstthumb ist unter dem Namen Reineken Fuchses überauß weislich und künstlich beschrieben. Daſselbige Buch aber hat ein gelehrter, scharfsinniger, weltweiser Sachse gemacht, mit Namen Nicolaus Baumann, beim Ursprung des Weserstroms bürtig. Dieser, als er bei dem Hertzogen zu Jülich ein Zeitlang in der Cantzeley für einen Rath und Secretarien gedienet, durch die Fuchsschwäntzer höslich hintergangen und in Ungnade gebracht, daß er sich mit grosser Gefahr von dannen an den Meckelburgischen Hof begeben mußte, da er dann auch Hertzog Magnussen Secretarius und lieber Mann worden. Hat er aus sein Selbsterfahrung den Reineken Fuchs, als wenn der im Hertzogthumb also ergangen wäre, weislich beschrieben und dem Buchdrucker zu Rostock, Ludowigen Dietzen, welcher ein Oberländer von Speyer und ein guter Reimer war, verebret. — — Der Baumann aber ist hernach (1526) zu Rostock in S. Jacobs Kirchen ehrlich begraben.“

An Reineke Fuchs schließt sich ein satyrisches Lehrgedicht, das beinahe eben so scharf geißelt und eben so volksthüm-

lich geworden ist. Dies Seitenstück heißt: „das Schiff aus Narragonia", allein es hat die ängstliche Vermummung bereits abgestreift, und hier fällt die züchtigende Geißel auf's nackte Fleisch. Sebastian Brant, der Dichter desselben, war 1458 zu Straßburg geboren, studirte in Basel, wo er — nach der gelahrten Unsitte jener Zeit — den Namen Titio führte, und wurde ein tüchtiger Jurist. Daneben fand er aber noch Muße für die Dichtkunst, und 1494 erschien das Narrenschiff. Bald darauf übernahm er die Stelle eines Kanzlers in seiner Vaterstadt, und starb dort 1520, von allen Ständen betrauert.

Aus der Sprache des Liedes lacht ein klingender Wohllaut, und die einfache Allegorie desselben besteht darin, daß eine ganze Schiffsladung von Narren aus ihrer Heimath, dem Lande Narragonia, anlangt. Die verschiedenen Arten von Kleider-, Bücher-, Geld-, Tanz-, Sauf-, Freß-, Liebes-, Hochmuths- und andern Narren werden gepritscht, und den Dichter treibt nicht blos scherzende Laune, sondern sittlich-ernster Zorn. Er hält dem Leser einen Spiegel vor, worin dieser seine Gebrechen schauen soll, damit er sich nicht länger klug und weise dünke;

„Denn wer sich für ein Narren acht,
Aus der ist bald zu einem Weysen gmacht."

Mit derber Faust greift Meister Sebastian in die Krebsschäden seiner Zeit; kein Laster, keine Ausschweifung, keine Thorheit entgeht dem Scharfblickenden, und er stellt sie alle gebührend an den Pranger. Auch Pfaffenthum und Mönchswesen wird furchtlos in den Narrenkreis gezogen, und Brant arbeitete wacker mit am Werke der Reformation, denn sein Narrenschiff drang tief in's Volksleben ein.

Daß dies treffliche Buch so ganz und gar populär wurde, dafür hatte sich der Dichter bei Johann Geiler von Kaisersberg zu bedanken. Der letztere — 1445 zu Schaffhausen geboren — war ein ausgezeichneter Theolog, und man erbaute ihm die prachtvolle Kanzel im Straßburger Münster, unter welcher, am 10. März 1510, seine Hülle beigesetzt ward. Dort hielt er die witzigen, geistreichen Predigten, von denen sich hundert und zehn mit dem Narrenschiff seines Freundes Brant beschäftigen, und diese sind Geiler's berühmtestes Werk geworden. Sie wurden deutsch vorgetragen, allein da sie lateinisch niedergeschrieben waren, mußte man sie zur Herausgabe erst wieder übersetzen. Die schwierige Arbeit führte der als Schriftsteller bekannte Minoritenmönch Pauli aus, des Predigers eigne Ausdrücke, namentlich seine Kraft- und Kernworte, benutzend. Es liegt ein ganzes Bergwerk von edlem Sprachmetall in jenen Kanzelreden, und während sie den Geist des Volks erleuchteten, brachten sie auch unsrer Prosa reichlichen Gewinn.

So scholl es damals recht laut und kühn durch Deutschland, die Wissenschaften erblühten neu, und wollte ich die Namen aller Männer nennen, welche thatkräftig wirkten, wir kämen heut gar nicht nach Haus. Unhemmbar schritt die Aufklärung fort, dem Silberlichte ähnlich, das dem Sonnenaufgang voranfliegt. Es war bereits Tag, nur die Sonne fehlte noch. Da trat Luther auf, und sie kam — —

Die literarischen Vorträge wurden jetzt unterbrochen und bis zur nächsten Zusammenkunft vertagt. Man setzte sich an den servirten Tisch, heitres Gespräch belebte die

Reihen, und nachher ordnete das junge Völkchen scherzhafte Spiele an.

Es war eine Woche später; im Salon der Domainenräthin Horstberg brannten die Astrallampen bereits, aber bis jetzt hatten sich nur Roderich und Bruno eingefunden, und halfen den Töchtern des Hauses recht zuvorkommend den Theetisch arrangiren. Jener hielt sich zu Louisen, während sich dieser an Emilien schloß. Beide Allianzen waren indeß augenscheinlich nur Maske, denn die einzelnen Heeresabtheilungen correspondirten mit dem Feind. Bruno wechselte mit Louisen telegraphische Depeschen, und auch zwischen Roderich und Emilien fand ein lebhafter Kourierwechsel statt. Gesprochen wurde wenig, trotzdem langweilten sich die vier jungen Leute aber durchaus nicht, sondern das Stündchen, das sie so verbrachten, floß ihnen eher zu schnell dahin.

Nun erschienen die gewohnten Gäste und placirten sich um den runden Tisch, auf welchem die summende Theemaschine, mit ihrer blauen Flamme, wie ein lodernder Altar stand. Schon bei der ersten Tasse des Peccotrankes bat man Herrn von Rosen, seine Erzählung fortzusetzen, und bereitwillig erfüllte er den Wunsch der Gesellschaft:

Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns, wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, und Jemand, der seine Eltern und Geschwister sah, nennt sie „ein brünlacht Volk". Sein Leben ist überall bekannt, denn wo eine protestantische Familie wohnt, schmückt sie ihr

Stübchen mit Bildern daraus. Deshalb kann ich sehr kurz sein. — Vom einfachen Augustinermönch schwang sich Luther zur höchsten theologischen Würde der Universität Wittenberg empor, und schlug dort, den 31. October 1517, seine 95 Sätze an die Schloßkirche an. Das war die funkelnde Raketengarbe, welche der Welt verkündete, die Reformation habe begonnen.

Luther sollte nach Rom, und mußte endlich in Augsburg vor dem Kardinallegaten Cajetan erscheinen, der ein vornehm hochfahrendes Wesen gegen ihn annahm. Luther's Freunde befürchteten Böses, drum gab man ihm ein Pferd, und ließ ihn, von einem sichern Mann begleitet, heimlich zum Stadtpförtchen hinaus. Der brave Doktor trug nicht einmal Stiefeln und ritt acht Meilen Weges, aber es war doch gut, denn der Kardinal hatte Vollmacht vom Pabst, beliebig mit ihm schalten zu können. Nun disputirte er zu Altenburg mit Karl von Miltitz und zu Leipzig mit Dr. Eck; von Rom kam eine Bannbulle wider den ungelegnen Reformator, und an mehrern Orten wurden seine Bücher öffentlich verbrannt. Da beschloß er, einen kräftig entscheidenden Schritt zu thun. Er erklärte, daß er am 10. December 1520, Morgens 9 Uhr, vor dem Elsterthor zu Wittenberg des Pabstes Bullen verbrennen werde, und warf dort, von vielen Doktoren, Studenten und einer zahllosen Volksmenge umgeben, jene Schriften mit eigner Hand in's Feuer.

Als dies Auto da fé bekannt wurde, gerieth die Klerisei in furchtbaren Zorn, während Kaiser Karl V. Luthern vor den Reichstag beschied. „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollt'

ich hinein!“ sagte er, und machte sich, von einem Schutz-Herold geleitet, auf den Weg. Im goldnen Krönungsornat saß Kaiser Karl, von Herzögen, Fürsten und Grafen umringt, und vor ihm stand Luther, der arme Mönch. Der aber fürchtete sich nicht, und bis Abend dauerte seine kühne, freie Rede. Rother Fackelschein flog bereits durch die glänzende Versammlung, da schloß er sie mit dem wunderbaren Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!“ das seitdem ein Wahlspruch aller Männer geworden ist, die für Licht und Freiheit streiten.

Ungewiß über den Erfolg, verließ Luther Worms, und als er bei Eisenach vom Heerweg ablenkte, stürzten gewappnete Reiter aus dem Gehölz, hoben ihn auf ein Roß, und ritten stundenlang mit ihm durch dunklen Tannenwald, bis sie endlich in der Nacht vor einem alten Bergschloß still hielten. Luther erkannte die Wartburg, und ahnte wohl, Friedrich der Weise, sein Fürst und Beschützer, habe ihn hierherbringen lassen. Nach einigen Wochen fuhr auch der Blitz einer Reichsacht auf ihn herab, und es wurde Jedermann strenge verboten: „diesen Luther zu hausen, zu hösen, zu äßen oder zu tränken.“ Er aber kümmerte sich wenig darum, denn er hieß nun Ritter Jörge, trug ein Kriegerwamms, ließ sich den Bart wachsen, und nur die Vertrautesten kannten ihn.

Mit rechtem Feuereifer ging er an die Bibelübersetzung, und in zehn Monaten vollendete er die Bücher Mose und das neue Testament. Da vernahm er plötzlich, daß rohe Bilderstürmer die Kirchen Wittenberg's zerstörten, und grollend verließ er sein Asyl, um jene wahnsinnigen Schwärmer zurück zu scheuchen. Bald darauf sah Luther Katha-

rina von Bora, eine junge Nonne, die aus dem Kloſter gegangen war. Siegend zog die Liebe in ſein Herz, und als er bei der ſchönen, ſtattlichen Jungfrau Erwiederung fand, da führte der zwei und vierzigjährige Doktor ſie fröhlich zum Traualtar.

Ich möchte wohl wiſſen, unterbrach Louiſe den Direktor, wie ſich Luther als Liebhaber ausnahm. Seine Portraits ſcheinen aus ſpäterer Zeit zu ſtammen, und paſſen beſſer für den Reformator, als für den Bräutigam.

Zum guten Glück — antwortete Roſen — kann ich Ihre Neugier befriedigen, Fräulein Louiſe, denn Johannes Keßler aus Sankt Gallen, ein Mitſtrebender Luther's, entwirft folgende Schilderung von ihm: „Wie ich Martinum, ſeines Alters ein und vierzig Jahr, geſehen, war er einer natürlichen, ziemlichen Feiſte, eines aufrechten Ganges, daß er ſich mehr hinter ſich, denn förder ſich neigte, mit aufgehebtem Angeſicht gegen den Himmel, mit tiefen ſchwarzen Augen und Brauen, blitzend und zwitzernd wie Sterne, daß ſie nicht wohl mögen angeſehn werden."

Ein hübſches, gutgezeichnetes Bild! ſagte die Domainenräthin Horſtberg. Als ich einmal durch Wittenberg kam, beſuchte ich den Luther, denn ob ſie ihn auch vor dreihundert Jahren begruben, er lebt ja doch immer in uns. Am alten Kloſtergebäude, in dem er wohnte, iſt das Portal zierlich aus Sandſtein gemeißelt, ein Geſchenk, womit ihn ſein treues, frommes Weib einmal zum Geburtstag überraſchte. Neben der Thür befinden ſich Niſchen und Sitze darin, auf welchen das Ehepaar an heitern Abenden die friſche Luft zu genießen pflegte. Ueber den Blenden ſieht man Luther's Bildniß und ſein ſelbſtgewähltes Wap-

pen: eine weiße Roſe, in derſelben ein rothes Herz, und in dieſem ein ſchwarzes Kreuz.

Rechter Hand im Erdgeſchoſſe, waltete Katharina, und konnte auf der Hintertreppe leicht zu ihrem Eheherrn gelangen. Uns aber führte vorn im Thurm eine Wendeltreppe empor, von wo wir, durch ein roh mit Brettern beſchlagnes Vorzimmer, in Luther's Wohn- und Studirſaal traten. Starke Bohlen bilden hier den Fußboden, während Decke und Wände mit gebohntem Holze eingelegt ſind. Die Malerei hat Lucas Cranach, des Reformators Freund, geſchaffen, und man erkennt unter der Verdunklung noch Rebenguirlanden und goldne Verzierungen. Den mächtigen eiſernen Ofen ließ Luther nach eigner Angabe fertigen; es zeigen ſich die Reliefgeſtalten der Evangeliſten, der Muſik und Geometrie darauf. Schwere Bänke von Eichenholz umziehen die Wände, indeß Luther's Lieblingsſeſſel — ein hölzerner Lehnſtuhl mit kleinen Bücherbehältniſſen — am Schreibtiſch nahe beim Fenſter ſtand. Das letztere iſt aus kleinen runden Scheiben von ſehr ſtarkem Glas zuſammengefügt und mit einem Schieber verſehn, den der Doktor, wenn er bei der Arbeit ſaß, öffnen konnte.

Von der Studirſtube gelangt man in ſein Schlaf- und Bibliothekzimmer, wo ſich nur alte braune Bücherſchränke erhalten haben. Dann folgt ein großer Saal mit einem Katheder, darauf iſt Luther als Univerſitätsrektor dargeſtellt, von den allegoriſchen Figuren der vier Fakultäten umringt, welche Bildniſſe, in ſauberſter Malerei, aus kunſtreichem Schnitzwerk hervorleuchten. Ein Schrank ſteht in dieſem feſtlichen Gemach, Luther's Trinkbecher, ſein Petſchaft, ſeinen Glaspokal, den Peter der Große zerbrach, und

zwei überaus zierliche Stickereien von Katharina's Hand verschließend.

Als die Domainenräthin schwieg, begann Herr von Rosen wieder: Wir müssen unsrer lieben Wirthin sehr dankbar sein, denn sie hat uns das Innere von Luther's Häuslichkeit völlig erschlossen. Hier lebte er recht thätig und glücklich mit Käthe, seiner „heiligen und sorgfältigen Frauen". So ernst, so angestrengt er bei der Arbeit saß, eben so heiter und sorgenfrei war er, wenn es zu Tische ging. Da führte er die muntersten Gespräche, da leerte er mit den Freunden gern ein tüchtiges Glas, und der Wittenberger Magistrat, der ihm seinen Wein lieferte, hatte dafür Rechnungen zu bezahlen, daß die Kämmerei fast in Verlegenheit kam. Wie warm, wie kindlich des großen Mannes Herz geblieben war, das lehrt am besten ein Brief, den er seinem kleinen Sohn Hänschen schrieb, und dessen Anfang ich Ihnen mittheilen will:

„Ich seh gern, daß du wohl lernst und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahr fort; wenn ich heimkomm, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldne Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, dessen der Garten ist: wes die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen,

daß er auch ſolche ſchöne Aepfel und Birnen eſſen möcht, und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen, Lippus und Joſt auch, und wenn ſie alle zuſammenkommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüſten ſchießen" ꝛc.

Endlich wurde Luther alt und kränkelnd; oft hinderte ihn Schwäche ſogar an ſeiner trauten Gewohnheit, Sonntags die Kanzel zu beſteigen. Zu jener Zeit bekamen die Grafen von Mannsfeld Streit wegen der Silberbergwerke, und nachdem ſie lange genug proceſſirt hatten, faßten ſie den Entſchluß, ihren Unfrieden durch Luther ſchlichten zu laſſen. Trotz eines Unwohlſeins machte er ſich, von ſeinen Söhnen Martin und Paul begleitet, mitten im Winter 1546 auf den Weg, und ſagte der guten Käthe herzlich Lebewohl. Er ſollte ſie nicht wiederſehn, denn zu Eisleben, wo er geboren worden, ſchloß er am 18. Februar das helle Sonnenauge zu.

Wollen wir jetzt, in kürzeſter Kürze, Luther's literariſche Verdienſte betrachten, ſo haben wir es vor allem mit der Bibelüberſetzung zu thun. Sie iſt das Ei des Vogel Rock, aus dem die ganze Welt unſrer modernen Schriftſprache hervorgegangen; ſie iſt das größte Stück dichteriſch-ſchöner Proſa, das wir je beſaßen und wohl je beſitzen werden. Wie im Leben, zeigt ſich Luther auch im Styl: bald grollend und toſend wie Meeresbrandung, bald mild und weich wie Abendglocken. Sein Styl iſt zugleich die Roſe, und der Sturm, der ſie entblättert. Da ſehen wir ganz den

Bergmannssohn. Mit eiserner Faust schwingt er in den Streitschriften seinen Hammer, um auf die steinharten Köpfe der Gegner loszuhauen, daß endlich die Göttin der Weisheit aus ihnen entspringe. Aber wenn er die begeisterten Prophetengedichte übersetzt, dann ist der Lapidarstyl mit Gold- und Silberadern untermengt; fern hört man die Bergwässer rauschen, und tiefverborgne Blumen blühen auf dem Fels.

Von gleicher Bedeutung sind seine Poesien. Bald athmen sie die Reinheit eines schuldlosen Kindergemüths, wie der liebliche Weihnachtsgesang: „Vom Himmel hoch da komm' ich her, und bring' euch gute neue Mähr" ꝛc. Bald glüht ein unerschütterliches Gottvertrauen, eine fröhliche Kampfbegeisterung in ihnen, und seine Kirchenlieder sind aller zitternden, bleichen Asketik entfremdet. Ganz besonders offenbart sich dieser freigewordene Geist in der allbekannten Hymne: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen." Bald stürmen und wogen kräftige Männerpulse durch Luther's Gedichte. Dann haben sie nicht blos den Mönch, sondern den Theologen überhaupt abgeschüttelt, sind ganz weltlich geworden, und klingen wie Waffenklirren, Becherklang und Mädchenküsse frisch durcheinander. Nur einen Vers davon zur Probe:

„Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib."

Luther's Lieder sind immer voll Freiheitsgluth, voll Sang und Klang, und um so seltsamer kontrastiren damit jene veralteten Normen, die sich aus frostiger Glaubens-

nacht in einem poetiſchen Werk überwintert hatten. Im ſelben Jahre nämlich, als Luther ſeine Theſen an die Wittenberger Schloßkirche ſchlug, erſchien zu Nürnberg der „Theuerdank" von Melchior Pfinzing (geb. 1481. † 1535.). Es iſt eine Ritterpoeſie par force; ihr fehlt Unbefangenheit und ſtolzmuthiger Schwung. Man merkt bei jeder Zeile, daß der Verfaſſer nur ein höfiſcher Schreiber war, der ſich eine fette Probſtei erringen wollte, und ſelbſt die Sprache hat den melodiſchen Schmelz eingebüßt, der ſie ſo wunderſchön umfloß, als die ſchwäbiſche Sängerſchule noch in ihrer Blüthe ſtand.

Wie anders erſcheint dagegen Ritter Ulrich von Hutten, der vom ſteifen Roß des Feudalismus freiwillig herabgeſtiegen war, und mit dem neuen Schwerte, dem ſcharfgeſchliffnen Wort, ſich zu den Vorkämpfern der Reformation geſellte. Aus adligem Geſchlecht entſproſſen, erblickte er am 20. April 1488, nahe bei Fulda, auf dem Stammſchloß ſeiner Ahnen, das Licht der Welt. Man hatte ihn zum Mönch beſtimmt, allein Zwang und Unthätigkeit waren ſeine Sache nicht, drum floh er aus dem Kloſter. Von der Univerſität Bologna heimkehrend, wurde er zu Augsburg durch Kaiſer Maximilian zum Ritter geſchlagen, durch Conſtantia Peutinger, Deutſchlands ſchönſte Jungfrau, mit dem poetiſchen Lorbeerkranz gekrönt. Und Hutten verdiente beides, denn den Wahlſpruch: „Jacta alea esto = es ſei gewagt!" nicht bloß im Schilde, ſondern auch im Herzen tragend, war er ſtets voran, wo es galt, die Tyrannei zu bekämpfen, der Heuchelei die Larve abzuziehn und gegen Rom zu fechten. Dadurch kam es, daß der Inquiſition nach ihm gelüſtete, daß ſie ihn von gedungenen Mör-

dern umschleichen ließ. Kaum hatte er irgendwo eine Freistatt, so wurde er daraus vertrieben, und fand keine Ruhe, keine Rast, bis Franz von Sickingen den Geächteten bei sich in der Burg aufnahm. Von dort schleuderte er die Blitze seiner Schriften, blendend und vernichtend, in's Pfaffenthum, doch auch dieser Zufluchtsort sollte ihm entrissen werden, denn Sickingen starb. Der geächtete Ritter zog nach der Schweiz, und da er durch Erasmus, den behutsamen Schleicher, nur kränkende Zurückweisung erfuhr, begannen seine Irrfahrten abermals. Endlich gewann er sich auf der Insel Ufnau im Bodensee, abgehetzt und lebensmüde, ein stilles Grab — Ulrich von Hutten starb am 31. August 1523, noch nicht sechs und dreißig Jahre alt.

Ein rüstiger Fahnenträger des Lichts und der Wahrheit, hat er der Reformation sehr viel genützt, nur schlimm, daß sein Leben schnell erstarren mußte, den ersten Schneeglocken gleich, die den Frühling ankündigen. Hutten war ein Mann der Bewegung, des Fortschritts, und solchen Seelen ist immer ein Geist der Rastlosigkeit in die Seele gehäucht. Nicht im bequemen Sorgenstuhl, nicht auf der von den Vätern ererbten Scholle, auch nicht im weichen Arm der Liebe können sie ihrer Tage Werk vollbringen — nein! hinaus in's Leben müssen sie, dort ergreift ein kalter Sturm ihr warmes Herz, und treibt es heimathlos um, bis es Ruhe in der Erde findet. Trotz Ulrich's unstäter Hast, haben sich fünf und vierzig Bücher von ihm, Poesie und Prosa, erhalten. Leider hatte er im Kloster die lateinische besser als seine Muttersprache gelernt, und er bediente sich in Schriften gewöhnlich der ersteren, doch was er davon in's Deutsche übertrug, das war voll kerniger Kraft und

Gedrungenheit. Nach vielen fruchtlosen Versuchen, kam endlich, dreihundert Jahre nach Huttens Tode, eine Sammlung seiner Werke zu Stande, aber auch diese scheiterte beinahe am Felsen des Knechtsinnes und der Finsterniß, welche beide den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel ewig hassen werden.

Erfreulich ist es, neben dem echt bürgerlich gesinnten Ritter, einen echt ritterlich gesinnten Bürger aufführen zu können, der gleichfalls ein Mitkämpe bei der Kirchenverbesserung war. Er heißt Hans Sachs ...

— Erlauben Sie, Herr Bergamts-Direktor, daß ich eine kurze Biographie des wackern Schuhmachers vorlesen darf? fragte der Professor Mylius.

— Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein! erwiderte Rosen. Denn nur an Sachsens Lebensgeschichte lassen sich Betrachtungen über sein literarisches Wirken erfolgreich anknüpfen.

Professor Mylius, ein alter Freund des Hauses, stand in den funfziger Jahren, doch sah er, mit seinem blonden Haar und dem frischen feinen Antlitz, noch immer wie ein Jüngling aus. Alle, die ihn kannten, liebten ihn herzlich, denn er war eben so gut, eben so bescheiden als gelehrt, und das wollte viel sagen. In glänzendern Cirkeln wurde seine Bescheidenheit fast Blödigkeit; er konnte daher der Gesellschaft kein größeres Zeichen von Theilnahme geben, als daß er sich öffentlich zum Vorleser erbot.

Mylius zog ein sauberes Manuscript aus der Tasche, und begann wie folgt:

* * *

Hans Sachsens poetische Sendung.

I.

Es war ein kalter Maitag im Jahre **1511**, als ein junger Schuhmachergesell zum Thor von Nürnberg hinauswanderte. Draußen flog ihm ein eisiger Wind vom Fichtelgebirg entgegen, und man wußte nicht, ob die Thräne in seinem Auge von der rauhen Luft, oder von der Wehmuth des Abschieds hervorgelockt worden. Beinahe ließ sich aber das letztere vermuthen, denn der Bursch schaute oft nach seiner Vaterstadt zurück. Er war der Sohn eines armen, ehrlichen Schneidermeisters, Namens Sachs, und ging jetzt erst in's siebzehnte Jahr. Am 5. November **1494** hatte er das Licht erblickt, doch kaum lag er in der Wiege, als eine damals herrschende Epidemie seine Eltern ergriff und ihm beide zu entreißen drohte. Früh entwickelte sich eine eifrige Wißbegier und eine gute Fassungsgabe in ihm, darum schickte man den kleinen Hans, als er sieben Jahre zählte, schon in die lateinische Schule, wo er recht fleißig war. Zwei Jahre dauerte das, dann fiel der arme Bube in ein hitziges Fieber, und als er vom Krankenlager aufstand, hatte er alles Erlernte rein vergessen.

Mit funfzehn Jahren wurde er zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Hans gab fleißig Obacht, wie man das Leder zuschnitt, den Pechdraht zog und die Sohlen klopfte; bald konnte er selbst ein Paar Stiefeln machen, doch stets behielt er ein sinniges und träumerisches Wesen. Nachbar Nunnenbeck, der Leinweber und Meistersänger, bemerkte dies, drum gab er ihm Anleitung zur edlen Singekunst. Der Schusterbub fand Wohlgefallen dran, und

kaum ſchlug die Feierabendſtunde, ſo ſtand er vor Meiſter Nunnenbeck's Thür. Jetzt war Sachſens Lehrzeit vorüber; er mußte auf die Wanderſchaft. Freudig klopfte dem ſiebzehnjährigen Geſellen das Herz, wenn er dachte, daß er frei die Welt durchziehen ſolle, doch hielt ihn das nicht ab, aufrichtige Thränen zu weinen, als er von ſeinen Eltern und von dem wackern Leinweber Abſchied nahm. Erſt nachdem die Thürme Nürnbergs weit im blauen Duft der Ferne verſchwunden waren, wurde ihm leichter um's Herz. Die goldne Himmelsſonne ſchien hell durch die Wolken, Lerchen ſchmetterten ihre Lieder, und Sachs konnte nicht anders — er mußte mit ihnen ſingen.

Mit Ränzel und Wanderſtock, zog er über die lange ſteinerne Donaubrücke in Regensburg ein, doch die Sängerſchulen blühten hier eben nicht ſonderlich, und Hans war keineswegs der Mann, der blos Stiefel auf den Leiſten ſchlagen wollte, deshalb fuhr er mit dem Marktſchiff nach Paſſau hinab. Unter luſtigen Geſellen verlebte er den Winter recht angenehm; ſein Wochenlohn ſowohl, als die von Hauſe mitgebrachten Rothpfennige flogen bei Tanz und Spiel und Becherklang in den Wind. Als der Frühling kam, wanderte Sachs nach dem wunderſchönen Salzburg, und weil ihm, ſammt ſeinen Cameraden, die Baarſchaft mangelte, wurde in Stadt und Dorf bei jeder Hausthür angeſprochen, was in der Handwerksſprache „fechten" heißt. Querfeldein marſchirten ſie nun, bis ſie Landshut erblickten, am Iſer und auf den Inſeln der Iſar hingelagert; dann ging es über die Donau, den Böhmerwald entlang.

Sachs traf einen Zug fahrender Schüler, und kam mit

ihnen bis Erfurt. Hier wurde Schmalhans Küchenmeister, denn sie besaßen auch gar nichts von all dem gemünzten Silber oder Gold, das über die Erde verbreitet ist. Unserm Gesellen gefielen die unfreiwilligen Fasten sehr übel; unter Mühe und Noth kam er nach Landshut zurück, wo er bei einem ehrsamen Schuhmacher in Arbeit trat. Aber auch diesmal hielt er das sitzende Leben nicht lange aus, er schritt weiter, und erreichte das Städtchen Wels, das in Oberösterreich am Traunflusse liegt. Jetzt nahte sich der Winter, und Hans war froh, dort eine Werkstatt zu finden, in welcher er die grauen, stürmischen Tage behaglich verleben konnte, während draußen Eis und Schnee die Wege sperrten.

Damals hatte der junge Wanderbursch einen gar wunderlichen Traum, der gewiß einen großen Einfluß auf sein Leben übte, und den er später anmuthig erzählt hat.

Als man zählt fünfzehnhundert Jahr
Und dreizehne, als ich war
In Wels in ganz blühender Jugend,
Mein Sinn sich her und wieder wugend,
Auf was Kurzweil ich sollt begeben
Forthin durchaus mein junges Leben,
Neben meiner Handarbeit schwer,
Die doch nützlich und ehrlich wär,
Weil ich in kurz verschienen Jahrn
Hatt als ein Jüngling erfahrn
In Gesellschaft mancherlei Untreu,
In Buhlerei, Schand und Nachreu,
In Trunkenheit, Schwächung der Sinn,
In Spiel, Hader und Ungewinn,
In Fechten, Ringen, Neid und Haß,
In Saitenspiel, Verdruß und sonst dermaß,

Was Kurzweil menschlich Herz erfreut,
Darin sich üben junge Leut,
Doch jedes Nachren mit ihm bracht,
Deß wurden all von mir veracht.

Sachs träumte nun, daß er, an der Traun entlang, in's Freie hinaus lustwandelte:

Durch ein Gesträuch, da ich mit Wonnen
Erfand den allerkühlsten Brennen
Aus einem Felsen fließen in ein Merbel,
Darin das Wasser macht' sein Werbel.
Um den Brunnen war ein Gehäus,
Selbst gewachsen mit dem Gesträus,
Das gab darin einen dunklen Schatten.
Das Gras mit Blümlein, Klee und Schlatten
Lustig gezieret hat das Plänlein;
Da hörte ich manch süßes Thönlein
Von dem Geflügel hin und wieder;
Ich legt mich zu dem Brünnlein nieder,
In den Gedanken tief entzücket,
Gleichsam in einen Traum entrücket.

Als er das Auge aufschlug, standen neun Frauengestalten, zart und adelig, um ihn her.

In fließender, subtiler Seiden
Bekleidet, in Farben unterscheiden,
Mit rothem Golde durchfloriret,
Nach heidenischer Art gezieret;
Jede hatt' auf ihrem Haupte ganz
Von Laurea einen grünen Kranz.

Es waren die Musen. Clio trat aus ihrem Kreise hervor, den traurigen Jüngling um die Ursache seines Kummers zu fragen, und als er denselben entdeckte, bot sie ihm an, sein Leben der Poesie zu weihen. Er aber sprach:

Ich bin ein Jüngling von zwanzig Jahren,
Der Poeterey ganz unerfahren,

Hab keiner Kunst mich anzenemmen;
Die Poeten vom Himmel kemmen.

Die Musen ermuthigen ihn, sie nehmen ihn auf in Apollo's Dienst, und jede verleiht ihm eine herrliche Gabe. Zuletzt sagt Clio wieder:

Nun bist zum Diener aufzenemmen!
We du dem treulich nach wirst kemmen,
Nämlich, daß all deine Gericht
Zu Gottes Ehr werden gericht,
Zu Straf der Laster, Lob der Tugend,
Zur Lehre der blühenden Jugend,
Zu Ergötzung trauriger Gemüth,
Jedes nach Art, durch unsre Güt,
Wenn wir dich endlich belehnen
Mit unsterblichen Ehrenkronen.

Das Ganze, mehr eine Erscheinung, als ein Traum, mußte den tiefsten Eindruck auf die heiße Phantasie des Gesellen machen. Er gab sich selbst das Wort, alles Versäumte nachzuholen, und kaum thaute die Sonne den Schnee, kaum guckten die Leberblumen mit tausend blauen Augen aus der Erde, da nahm er sein Ränzel und schritt dem Süden zu. Die blitzenden Firnen der Tyroler Alpen lockten ihn, und Innsbruck war sein nächstes Reiseziel.

Dort ging es gerade recht lebhaft her, denn Kaiser Maximilian I. war in's Tyrol gekommen, das er so herzlich lieb hatte, um wieder einmal die Gemsjagd zu treiben. In allen Straßen von Innsbruck rauschte und blitzte das kaiserliche Waidgefolge; Sachs sah auch den Kaiser Max, und dessen schönes Greisenbild prägte sich tief in sein Herz. Durch fleißige Arbeit hatte der Nürnberger sich bald neues Reisegeld verschafft, doch als er weiter ziehen wollte, hörte

er, nahe bei Innsbruck im Walde wohne ein Wildhüter, der eine Sammlung von seltenen Lieder- und Historienbüchern besitze. Da erwachte der Drang in ihm, diesen Einsiedler und seine Schriften kennen zu lernen, deshalb ließ er sich den Weg zeigen, und ging zu demselben hin.

Der Alte war vor Jahren mit Kaiser Max als Ehrenhold hierhergekommen, er hatte ein abgelegnes Häuschen mitten in der klingenden Bergforst, und nahm den Wanderburschen freundlich auf. Kaum erzählte ihm dieser jedoch, Meister Runnenbeck, der Leinweber, habe ihn die Reimkunst gelehrt, so wurde der Mann unwirrsch, und erklärte ihm geradezu, mit den Meisterschulen wäre es vollständiger Unsinn — das Dichten ließe sich nicht lehren, wie Drillichweben und Schuhflicken. Hierauf öffnete er die Schränke, worin seine kostbaren Pergamente lagen, und las dem Gast daraus verklungene Heldensagen und Minnelieder vor. Als er dessen Entzücken gewahr wurde, bot er ihm an, er möge als kaiserlicher Waidmannsbursche bei ihm bleiben, um das Waidwerk zu lernen und zugleich die alten Handschriften zu studiren. Hans schlug ohne Zögern ein, holte sein Ränzel aus Innsbruck, und blieb bei dem Ehrenhold im Waldhause.

Dies geschah Anno 1513, im dritten Jahr von Sachsens Wanderschaft, der sich nun ganz in die blühenden Wundergedichte versenkte. Zwar fühlte er wohl, das lichte, handfeste Zeitalter sei solch zarten, duftigen Bildungen entfremdet, aber er gewann doch viel daraus. Die Jagdwissenschaft trieb er ebenfalls, und zeigte durch sein Gedicht: „kurze Lehre für einen Waidmann", daß er in ihr wohl erfahren war. Jetzt neigte sich des Sommers üppige Reife

dem Herbſte zu, die Saaten wurden gemäht, und feiſte Hirſche äugten am Waldesrand aus dem Baumgrün. Die Jagd begann; es kamen Hofleute mit Roſſen, Hunden und Falken, die daran Theil nehmen wollten. Wie ſchön das friſche, luſtige Treiben aber auch ſein mochte, der Geſell empfand dennoch, er müſſe in's offne Leben hinaus, wolle er die Zeit ſeiner Wanderſchaft nicht unnütz verſtreichen laſſen. Deshalb ſagte er dem lieben, alten Ehrenhold ein herzliches Lebewohl, und wanderte über Schwatz nach dem hohen Zirlberge, wo Steinböcke und Gemſen aus Felſenklüften emporkletterten, um ſich auf den Alpenwieſen zu tummeln.

Hier im rauhen Hochlande durfte ihn der Winter nicht ereilen; Sachs folgte alſo dem Lauf der Iſar und kam in München an. Nach langer Einſamkeit that ihm das muntere Stadtleben wohl, er nahm Arbeit bei einem Schuhmachermeiſter, und beſuchte fleißig die Münchner Singſchulen, die im vollſten Flore ſtanden. Damals entſchloß er ſich, die Vorübungen endlich bei Seite zu werfen und ſelbſtſtändig in den Verein der Sänger zu treten. Er ſagt hiervon:

Spiel, Trunkenheit und Buhlerei,
Und andre Thorheit mancherlei,
Ich mich in meiner Wanderſchaft
Entſchlug, und war allein behaft,
Mit herzenlicher Lieb und Gunſt,
Zu Meiſtergeſang, der löblichen Kunſt.
— — — — — — — —
Und als ich meines Alters war
Faſt eben im zwanzigſten Jahr,
Thät ich mich erſtlich unterſtehn,
Mit Gottes Hülfe ans Dichten zu gehn,

In Münnichen, als man zählet zwar
Funfzehnhundert und vierzehn Jahr.

Sein erſtes Gedicht war aber nicht etwa ein roſiges Minnelied, ungeſtüm und formlos in die Welt hinaus geſungen, ſondern eine fromme Hymne zum Lob des allmächtigen Gottes. „Gloria Patri Lob und Ehr!“ begann ſie, und war im „langen Marner's Ton“ verfaßt, der viele Schwierigkeiten darbot. Die Kenner nahmen ſie beifällig auf, unſer Sachs erhielt eine Stelle bei der Meiſterſchule, und durfte ſich in die Reihen der Dichter ſtellen, ſobald ein Freiſingen gehalten wurde.

Unverhofft und ungerufen kam die Liebe in ſein Herz, und ließ ihn die kunſtreichen Regeln der Poeſie vergeſſen, die er im Schweiß des Angeſichts erlernt hatte. Als der Frühling ſeinen großen Blumenkelch entfaltete, als die Lüfte blau und golden waren, als die Vögel fröhlich ſchmetterten, da dichtete auch der Geſell ein freies, fröhliches Lied. Am erſten Mai 1513 entſtand daſſelbe, es iſt uns aufbewahrt, und Hans Sachs ſchildert darin, wie er in die erwachte Natur hinausſchreitet.

Einsmals war mir mein Weil gar lang,
Ich macht durch Kurzweil einen Gang
Ueber ein Waſſer zu einer Auen,
Nach Herzenluſt dort anzuſchauen
Das friſche Gras, mit Grün gemenget,
Mit Roth und Weiß zierlich durchſprenget,
Darunter war gemiſchet genau
Der Lilgen Braun, der Veilichen Blau.

Im kühligen Walde findet der Dichter einen alten, grauen Mann und einen jungen Ritter. Während dieſer die Himmelsfreuden der Liebe preiſet, zürnt Jener auf die arge,

verderbliche Leidenschaft, und ein wunderbares Traumgesicht bestätigt zuletzt des Greisen Worte.

Sachs fühlte, daß der Gegenstand seiner treuen Neigung derselben unwerth sei, allein er hatte nicht Kraft, sich loszureißen, und wilde Kämpfe tobten in ihm, als, recht zur Zeit, ein Briefchen seines Vaters ankam. „Mein lieber Sohn!“ hieß es darin. „Vier Jahre sind verflossen, seit du dich auf die Wanderschaft begeben hast. Deine Lust, dich noch ferner in den deutschen Landen umzuschaun, scheint erkaltet, denn du verweilst, ohne guten Grund, zu lange in München. Das ist ganz gegen meinen Wunsch, und drum denke ich, es wird besser sein, wenn du nach der Heimath zurückkehrst.“ Diese eindringliche Mahnung rüttelte den jungen Gesellen plötzlich aus aller Träumerei und Unentschlossenheit auf; er schnürte sein Bündel, und wanderte fort, ohne nur einmal zurückzublicken.

Im reichen Augsburg, wo die Fugger, die Welser und andre stolze Patrizier wohnten, rastete Sachs, und grüßte dann bei Ulm die Donau wieder. Er überstieg die rauhe Alp, durchzog das lustige Schwabenland, und nachdem er sich an den lieblichen Thälern des Schwarzwalds erfreut hatte, sah er aus weiter Fläche das Straßburger Münster herüberschimmern. Eben spiegelte sich die Abendsonne im Rhein, und ihre Strahlen vergoldeten die Steinblätter, die Rosen und Früchte des riesigen Bauwerks. Hans machte einen Abstecher nach Würzburg, wo es guten Wein und viele Pfaffen gab, zwei Dinge, die man fast immer beisammen findet. Dem Nürnberger mundete der Wein vortrefflich, aber desto schlechter gefielen die Pfaffen ihm, und er ging nach Frankfurt.

Hier war die Zunft der Meiſterſänger ſehr vollzählig, dieſelben trieben ihre Kunſt eifrig und freudig, weshalb der Wandrer nicht übel Luſt bekam, ſich aufnehmen zu laſſen. Er holte alſo ſeine Schriften hervor, und bewies durch richtige Zeugniſſe, daß er bei Meiſter Nunnenbeck die Lehrzeit gehörig beſtanden. Dann legte er vor der Verſammlung Proben ſeiner Fähigkeit ab, beantwortete pünktlich alle Fragen, und trug einen Meiſtergeſang vor, der im „gekrönten Ton“ gedichtet war. Nach altüblicher Weiſe wurde er als Liebhaber, Meiſter und Geſellſchafter in die Innung aufgenommen, und leiſtete den Schwur: „Daß er bei der Kunſt beſtändig bleiben, und von dem Geſange nicht weichen, ſondern feſt darauf halten wolle; daß, wenn an einem Orte etwa der Kunſt und Geſellſchaft übel und ſpöttiſch ſollte nachgeredet werden, er ſolchem, ſo er es höre, mit Beſcheidenheit widerſprechen und der Kunſt nicht wolle zu kurz geſchehen laſſen; daß er mit den Geſellſchaftern friedlich und ſchiedlich leben, ſie vor allem Schaden warnen, ihnen in allen Leibesnöthen beiſtehn, ihr Gut und Nahrung beſſern und behüten, alles Gute von ihnen reden, und ſo jemandes ungleich ſollte gedacht werden, ſich äußerſt angelegen wolle ſein laſſen, ihn zu entſchuldigen und zu vertheidigen; daß er kein Meiſterlied oder Ton auf öffentlichen Gaſſen, ſo Tages wie Nachts, auch nicht bei Gelagen und Gaſtereien, oder bei andern üppigen Zuſammenkünften, wie auch nicht, wenn er etwa ſollte bezecht ſein, ſingen und hiedurch der Geſellſchaft einen Schandfleck anhängen wolle.“

In Frankfurt vernahm Sachs einen ſehr ſpaßhaften Vorfall, den er ſpäter in Reime zu faſſen wußte. Es be-

gab sich dort nämlich, daß ein junger Böſewicht von Rechtswegen zum Tode verurtheilt wurde. Als man denſelben bei einer adligen Herberge vorüberführte, ſahen die Ritter den ſtattlichen Burſchen mit hübſchem Antlitz und muthigem Schritt. Sie gingen zum Stadtrathe, und legten eine Bitte um Begnadigung für ihn ein. Der Rath fragte, ob ſie wohl wüßten, was der Menſch verbrochen habe? Nein, antworteten ſie, das wüßten ſie nicht, allein mit ſolchem jungen Geſellen müſſe man Mitleid haben. Gut, ſagte der Rath, ſo wollen wir ihn denn auf euren Wunſch begnadigen, obgleich er ein arger Straßenräuber iſt, der mit ſeiner Rotte im Speſſart viele Kaufleute ausgeplündert hat. Was! riefen die Herren jetzt wie aus einem Munde. Was! So ein Bauerbengel unterſteht ſich, im Speſſart Raub und Plünderung zu treiben, was doch ſeit alten Zeiten allein das Recht des frommen Adels iſt? Nein, mit Dem kann man kein Mitleid haben! Er muß an den Galgen!

Bei ſolchen Rechtsanſichten der Edelleute, fühlten ſowohl Handelsherren, als ehrſame Handwerker das Bedürfniß, ſich mit der Waffenführung bekannt zu machen, um nöthigenfalls Gewalt der Gewalt entgegenſetzen zu können. Auch unſer Geſell mochte nicht länger ſchutz- und wehrlos auf den Landſtraßen hinziehn, und da die große Innung der Fechtkunſt ihren Sitz in Frankfurt hatte, da man nur hier zum Meiſter des Schwertes ernannt werden konnte, ſo nahm er die Gelegenheit wahr, ſich gründliche Kenntniß dieſer Kunſt zu verſchaffen. Ein tüchtiger Lehrer unterwies ihn in allen Hieben, Stichen, Ausbeugungen und Finten, wovon der aufmerkſame Schüler ſpäter in einem Gedichte ausführlich Nachricht gab.

An Leib und Geist erkräftigt, verließ er Frankfurt, ging dem Rheine zu, und schiffte, zwischen Rebenhügeln und reizenden Ortschaften, nach Köln hinab. Hier schlug er für's Erste seinen Sitz auf, doch nicht ohne Abstecher bis Aachen, durch Westphalen und die Niederlande zu machen. Der Frühling seines fünften Wanderjahres kam heran, und wir finden ihn zu Pfingsten in Osnabrück. Sein Reisetrieb erwachte abermals, und als die Tage heißer wurden, war er schon zu Lübeck. Die blühende Hansastadt mit ihren tapfern, ehrenvesten und freien Bürgern gefiel ihm sehr, er nahm Arbeit, und jene vielen Schwänke, die er aus Lübeck zu berichten wußte, zeigen uns, daß er in fröhlicher Gesellschaft lebte. Nachmals schickte er seinen ältesten Sohn hierher, der das Schuhmacherhandwerk bei ihm gelernt hatte, und dieser fand am Ostseestrande ein frühes Grab.

Mit dem Sommer stieg Sachs in's Harzgebirg hinauf, und bringt in seinen Gedichten manch lustiges Stück von den dortigen Bauern vor. Dann wendete er sich nach Sachsen, wo er oft mit fahrenden Schülern zusammentraf. Es waren dies wandernde Studenten, die in phantastischer Kleidung, bald einzeln, bald zu ganzen Rotten vereint, Städte und Dörfer durchzogen, und gleich den Rittern vom Stegreif lebten, nur daß sie ihren Unterhalt nicht durch offenbare Gewalt, sondern durch List und Ränke gewannen. Verschlagenheit, Gewandtheit, Abenteuerlucht und immerwährender Appetit bildeten die Grundzüge ihres Charakters, und ihnen folgten zerlumpte, halbverhungerte Buben, welche als Packesel das Gepäck schleppen mußten. Der Sommer bot ihnen überall Speise und Trank; im Winter aber ergriffen sie den Bakel, und trieben in kleinen Orten Schul-

meisterei. Sie gewöhnten sich so an das liederliche, unstäte Leben, daß sie es oft bis zum vierzigsten oder funfzigsten Jahre fortführten, und je älter, desto wüster waren sie. Mit diesen Leuten kam Sachs in mannigfache Berührung, und sie treten häufig in seinen Fastnachtschwänken auf, wo sie jedoch nicht sehr ehrenvolle Rollen spielen.

Als der Gesell Leipzig erreichte, fand er Arbeit in einer großen Werkstätte, und blieb bis über's Neujahr dort. Ein wiederholter Brief seines Vaters schilderte ihm endlich die Sehnsucht der Eltern so lebhaft, rief den Langentfernten so dringend zurück, daß er sich aufmachte, sobald nur die Straßen passirbar wurden. Stürmisch klopfte ihm das Herz, er schritt an seinem Stabe schneller daher, als er sich der Heimath näherte, und mit dem knospenden Frühjahr 1516, fünf Jahre nach dem Abschied, wanderte er in Nürnbergs Mauern ein.

So hatte denn Hans Sachs den größten Theil der deutschen Lande gesehn, und sowohl die Werke der Menschen, als die Wunder der Natur hatten sich im hellen Spiegel seines Innern abgebildet. Dort bewahrte er sie bis zu den spätesten Jahren, und gab sie dann, unverändert und ungeschminkt, in den Gedichten wieder. Jetzt dachte er aber vor allen Dingen daran, Mitmeister des Schuhmachergewerks zu werden, und legte zu diesem Zweck sein Meisterstück ab. Bald darauf lernte er eine sechszehnjährige Jungfrau kennen,

So überzart, so rein und pur,
Als hätt sie englische Natur.

Sie hieß Kunegunde, und war die einzige Tochter des verstorbnen Peter Kreuzer aus dem nahe bei Nürn-

berg liegenden Dorfe Wendelstein am Berg. Bald nach der Geburt hatte sie ihre Eltern verloren, war von fremden Leuten erzogen und durch diese ihres ganzen Erbtheils beraubt worden. Aber Sachs wollte sich auch gar nicht Geld und Gut von ihr zubringen lassen. Ihr wunderhübsches, frommes Angesicht, ihr bescheidnes und sittsames Wesen entzückten ihn, und mochte er dichten, oder Stiefel nähen, er dachte nur an sie.

Ach, hätt ich sie, ich wollt nicht sorgen,
All mein Trauren würd mir verborgen —

so sang er, und brachte seine Werbung bei ihr an.

Kunegundens Auge hatte auch schon wohlgefällig auf dem jungen Meister geruht, und freudig schlug sie ein, lebenslang die Seine zu werden. Wie eine lustige Maienzeit flog ihnen der Brautstand hin; nur einmal zeigte sich eine Wetterwolke am Himmel, welche jedoch nicht einschlug, sondern ihre Liebe noch erfrischte. Hans Sachs schrieb die anmuthige Erzählung des Ereignisses am Tage seiner silbernen Hochzeit nieder, und übergab sie dem herzlich geliebten Weibe zur Erinnerung. Das Gedicht beginnt:

Als ich in meiner Jugend zart
Einer Jungfrau mich annahm, nach Knaben Art,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren, als ich sollt,
In rechter Treu, freundlicher Art.
Von ihr nicht mehr zu Theil mir ward,
Als oft ein freundlich Augenblicken,
Manch lieblich Gespräch, manch Händedrücken,
Dann oft ein freundlich Umbefang.
Das nahm ich an zu hohem Dank,
Begehret weiter auch nicht mehr,
Denn mir war ihre jungfräuliche Ehr

Lieber, denn alle Freud auf Erd;
Den ganzem Herzen auch begehrt,
Mein Leben mit ihr zu beschließen,
Im ehlichen Stand ihrer genießen.
— Kürzlich eines Tages sich zutrug,
Daß sie mir alle Freud abschlug;
Nimmer ich sie umfangen sollt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wollt,
Denn sie besorgt' vor mir ihre Ehr,
Und dergleichen Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrak, sie doch gütlich fragt:
„Ob's ihr Ernst wär?" Darauf sie sagt:
„Es wär ihr Ernst und wollt das sagen
„Vor mir, und mich darum beklagen,
„Wo ich sie wiederum wollt umfahn!"

Mit stechendem Schmerz in der treuen Brust ging er von ihr, warf sich daheim weinend und klagend auf's Bett, und glaubte, ihre Liebe verloren zu haben. Aber im Traume, der an ihm vorüberzog, nahete sich die Göttin Venus dem Lager, und sprach: „Sei wohlgemuth, junger Gesell! Du hast keinen Verlust zu besorgen. Weißt du denn nicht, daß züchtige Schaam die Jungfrauen kaltherzig erscheinen läßt, wenn sie auch innen lichterloh glühen?"

„Sie wird Dir treu und freundlich sein,
„Ihre Reu darum ist auch nicht klein,
„Daß sie Dich hat so hart betrübt;
„Ihr Herz sich auch in Schmerzen übt.
„Laß allen Zweifel und Unmuth fahren,
„Denn sie wird noch, in wenig Jahren,
„Dein Lebelang Dir zugesellt.
„Ich hab sie Dir selbst ausgewählt
„Zu einem steten Herzlieb allein,
„Darum laß all Dein Trauren sein!"

Mit dem die Göttin bald verschwund —
Ich erwacht', und im Herzengrund
Ward ich erfreut, und bald aufstand.
Als ich mein Lieb nun wiederfand,
Red't ich sie an mit traurig Worten,
Die sich aber an allen Orten
Entschuldigt: sie wär mir nicht feind,
Hätt die Wort nicht so arg gemeint:
Ihr selbs halten treulich, wie billig:
In Ehren und Zucht wollt sie gutwillig
Forthin in Lieb mich nicht verlassen,
Und auch nichts mehr wieder mich fassen. —
Also ward unsre Lieb und Treu
Wiederum ganz beschlossen neu
Mit einem Umbefang und Kuß,
Das mich noch allezeit freuen muß.
Daß unsre Lieb grün, blüh und wachs,
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Am Aegidientage, den ersten September 1519, feierte Sachs, damals noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, seine Hochzeit mit Kunegunden. In der Vorstadt beim Frauenthor hatte er sich Wohnung und Werkstätte eingerichtet; dorthin zog er, trieb sein Handwerk fleißig, versäumte aber auch die Dichtkunst nicht. Sowohl seine Eltern, als Meister Nunnenbeck besuchten ihn oft, und sie wurden wieder jung im Anschauen der Eheleute, die sich wie Tauben liebten und schnäbelten.

Unterdeß hatte Luther sein großes Tagewerk begonnen, und niemand konnte eifriger daran Theil nehmen, als Meister Hans. Wie streng es auch durch den Nürnberger Magistrat und selbst durch den Kaiser verpönt war, voll Begeisterung sammelte er die Schriften des kühnen Mönchs,

und am 8. Juli 1523 vollendete er sein Reformationsgedicht:

„Die Wittenbergisch Nachtigall,
Die man jetzt höret überall.“

Sachs ließ dazu einen Holzschnitt machen, worauf, zwischen Sonne und Mond, ein Baum emporragt, in dessen Zweigen eine Nachtigall sitzt. Unten wandeln allerlei Thiere, die in dem Gedicht vorkommen; auf einem Berge steht das Lamm mit der Siegesfahne, und die Inschrift des Blattes heißt: „Christus amator. Papa peccator.“ Die fliegende Schrift drang weit umher; ihre volksthümliche Redeweise, ihre einfachen Allegorien waren ganz geeignet, dem Bürger und Landmann verständlich zu werden, und sie wirkte tüchtig mit für die lutherische Sache. Ich hoffe, der Anfang dieses protestantischen Freiheitsgesanges wird Ihnen nicht unwillkommen sein.

Wach auf! Es nahet gegen den Tag!
Ich höre singen im grünen Hag
Eine wunnigliche Nachtigall,
Ihre Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient;
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonne blicket.
Des Mondes Scheinen sie verdrücket,
Der jetzt ist worden bleich und finster,
Der noch zuvor mit falschem Glinster
Der Schäflein Heerde hat geblendet,
Daß sie sich haben abgewendet
Von ihrem Hirten und der Weide,
Und haben sie verlassen beide;

Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildniß den Holzweg ein.

Das Gedicht und sein Verfasser wurden von den Pfaffen und ihrem Troß heftig beschimpft, aber auch Vertheidiger fanden sich. Zu den wackersten gehörte der Maler Johann Greifenberger, welcher noch in demselben Jahre ein Büchlein schrieb, worin es heißt: „Darum soll jeglich Christenmensch sich Tag und Nacht üben im Gesetz und im Wort Gottes, wiewohl etliche Gelehrte sagen, der gemeine Mann solle nicht mit der Schrift umgehn, denn es zieme sich nicht, daß ein Schuster das Evangelium lese, oder mit Feder und Dinte umgehe, sondern mit Leder und Schwärze... So sage ich darauf: ich habe nie einen Esel gehöret singen als eine Nachtigall; es sind Leute von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben, die solches sagen, blödsinnig, und wissen nicht was."

Unser Sachs ließ sich indeß durch Anfeindungen wenig stören, am allerwenigsten aber kränkte es ihn, wenn ihm Einer sein Handwerk vorwarf, denn dasselbe war ihm lieb und werth. Er sah wohl, der Kampf dürfe noch nicht aufgegeben werden, wolle man die Frucht der bisherigen Siege nicht wieder einbüßen. Dies ermunterte ihn, im Jahre 1524 mehrere Dialogen über das Reformationswerk erscheinen zu lassen, welche sämmtlich mit sinnreichen Holzschnitten geziert waren, und sehr selten geworden sind.

Das erste dieser Schriftchen hieß: „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird." Der Titelholzschnitt zeigt einen Schuhmacher mit einem Paar Pantoffeln in der Hand. Ihm gegenüber steht der Chor-

herr, hinter demſelben befindet ſich ein Frauenzimmer, und darunter lieſt man den Bibelſpruch: „Ich ſage euch, wo dieſe ſchweigen, ſo werden die Stein' ſchreien.“ Der Schuſter iſt nämlich kein andrer, als Meiſter Sachs, der dem Geiſtlichen die beſtellten Pantoffeln überbringt. Der letztere ſagt, er habe eben ſeine Nachtigall gefüttert, und Jener erwiedert: er kenne einen Schuſter, welcher 'ne Nachtigall beſitze, die vor Kurzem recht wacker geſungen habe. Jetzt wird der Chorherr aufgebracht, und verdammt den Schuſter ſammt ſeinem Vogel, weil ſie gewagt, die hohe Geiſtlichkeit anzugreifen, was ſich für ſolche gemeine Leute gar nicht ſchicken wolle. Meiſter Hans aber nimmt ſich der Geſchmähten an, und es erfolgt ein heftiger Streit über den Pabſt, über Doktor Luther, über Lehrſätze und Concilien, der nicht anders, als durch die Bibel geſchlichtet werden kann. Der Geiſtliche geräth in einige Verlegenheit, doch muß ſeine Köchin ein altes, von Staub bedecktes Buch herbeiholen, das ſie noch niemals in den Händen ihres Herrn geſehen hat. Dieſer kann mit dem Aufſchlagen der citirten Stellen nicht zu Stande kommen, und als es ſeinem Calefactor beſſer gelingt, jagt ihn der Chorherr zornig aus dem Hauſe. Endlich wird zur Meſſe geläutet, worauf der Schuſter einen höflichen Abſchied nimmt. Der wackere Mann Gottes aber unterhält ſich, ehe er zur Kirche geht, noch mit ſeiner Köchin, und befiehlt ihr, ein Bankett zu bereiten, die Bibel fortzuſchaffen, und Würfel und Karten hinzulegen, weil er den Beſuch des Kapellans, nebſt einiger andern Geiſtlichen, erwarte. — Am Rande des Blattes ſtehen noch die Worte aus der heiligen Schrift: „Ihr Bauch ihr Gott.“

Auch Psalmen übersetzte Sachs in deutsche Reime, und herzinnige Kirchenlieder dichtete er, darunter den trefflichen Gesang:

Warum betrübst du dich mein Herz,
Bekümmerst dich und trägst Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding geschaffen hat.

Während der Meister nach außen hin tapfer und fröhlich für den Glauben stritt, sah es daheim in seiner Wohnung recht friedlich aus. Den Tag über trieb er sein Handwerk emsig; Abends las er Bücher, oder schrieb, und wenn er am Tisch bei Kunegunden saß, dann war er lauter Scherz und Heiterkeit. Das liebe Weib waltete fromm und fleißig im Hause, und hütete den Eheherrn vor allem, was ihn stören, was ihn betrüben konnte. Fast alljährlich erblühte ein Kind an ihrer Brust, und nach zwölf Jahren spielten zwei Söhne und fünf Töchter um Sachs herum. Herzlich freuten ihn die lustigen Buben, die hübschen Mägdlein, aber nun hieß es auch rührig sein, denn wer eine starke Familie durch sein Tagewerk ernähren muß, darf die Hände nicht in den Schooß legen.

Mehrere Gesellen arbeiteten bei ihm, und er hatte sich einen Kram von fertigem Schuhzeuge, feinern Ledersachen und kurzen Waaren angeschafft. Neben der großen Messe zu Frankfurt am Main, bezog er wichtige Jahrmärkte, wie in Regensburg, Wels und St. Annaberg, wo er überall, von seiner Wanderschaft her, gute alte Bekannte traf. Dabei blieb ihm freilich wenig Muße für die Dichtkunst, und wir besitzen deshalb, aus den ersten zehn Jahren des Ehe-

ſtandes, nur zehn Gedichte von ihm, die geiſtlichen Schriften und Lieder ungerechnet. Erſt als ſein Wohlſtand wuchs, als er ſich nicht mehr ſo um's liebe Brod zu mühen brauchte, da ſprudelte der eingeſchloſſene Bergſtrom ſeiner Poeſien in unerſchöpflicher Fülle.

Hans Sachs mußte das Drückende, das Beengende der Meiſterſchulen wohl empfinden, aber auch ihre überwiegenden Vortheile leuchteten ihm ein, und er zögerte nicht, ſich zu Nürnberg darin aufnehmen zu laſſen. Raſtlos wachte er über die Aufrechthaltung derſelben, und es heißt in ſeiner gereimten Biographie:

Viel Gericht
In Meiſtergeſang hab ich zugericht,
Mit kurzer Gleß und ihrer Auslegung,
Aus guter chriſtlicher Bewegung,
Einfältig nach der Schrift Verſtand,
Mit Gottes Hülf nun weit bekannt
Im deutſchen Land bei Jung und Alten,
Damit viel Singſchulen werden gehalten
Zu Gottes Lob, Preis und Gleri.

Die Summe ſeiner Meiſterlieder beträgt zweitauſend vierhundert fünf und ſiebzig, und Sachs hat dreizehn neue Töne erfunden, welche ſchnell durch alle Singſchulen Deutſchlands die Runde machten, beſonders: „die Spruch-Weiſe", „die Silber-Weiſe", „die Roſenton-Weiſe" und „Hans Sachſens kurzer Ton". Obgleich ſonſt nicht der Mann, der eine Schrift oder ein Lied neun Jahre lang im Pult verſchloß, ſo traf er doch die Anordnung, daß ſeine Meiſterdichtungen niemals gedruckt, oder auch nur, außerhalb der Singſchule, veröffentlicht werden ſollten.

Ohne gelehrten lateinischen Kram konnte damals kein deutscher Poet aufkommen, und wie Luther auch gegen solchen Irrweg donnerte, wie laut er auch ermahnte, sich an die Vorzeit des eignen Vaterlandes anzuklammern, seine Worte verhallten in den Wind. Die meisten Prosaiker schrieben lateinisch, und manche Dichter hielten es beinahe für schmachvoll, sich einer unklassischen Sprache zu bedienen. Hans Sachs wurde von dieser Griechen- und Römersucht angesteckt; er trieb das Studium der Klassiker mit unablässigem Eifer, denn er wollte den Vornehmthuern doch zeigen, daß auch ein Schuster aus gelehrten Quellen schöpfen könne. Ueberall citirt er die letzteren, die ihm den Stoff gegeben, mit großer Gewissenhaftigkeit, und da finden wir denn: Homer, Hesiod, Aesop, Pholhyd, Herodot, die Tabula Cebetis, Musäus, Aristophan, Sokrates, Dares den Phrygier, Dyktis den Cretenser, Plato, Xenophon, Theophrast, Ptolomäus den Sternkündiger, Epiktet, Diodor aus Sicilien, Plutarch, Lucian, Herodian, Plautus, Terenz, Cicero, Publius den Syrer, Livius, Virgil, Ovid, Seneca den Weltweisen, Valerius Maximus, Sueton, Plinius den Naturkündiger, Justin, Macrob und noch manchen alten Schriftsteller. Wahrlich, das ist eine Reihe von Büchern, die sämmtlich gelesen zu haben kaum Einer unserer heutigen Philologen behaupten wird.

Vom Jahre 1530 an, schuf seine Muse eine fast abenteuerlich bunte Bildermasse. Mit jedem Paar Stiefeln, das er ablieferte, war auch ein Gedicht fertig, und noch spät am Abend saß Meister Sachs, wenn in seiner Werkstatt der Lichtschein hell durch weiße Glaskugeln fiel, wenn die treue Kunegunde neben ihm vor Müdigkeit schon ein-

geschlafen war, mit eiliger Hand die Reime auf's Papier werfend, die er den Tag über ersonnen hatte. Er gehörte zu einer Gesellschaft ehrsamer Bürger, welche während der Fastnachtzeit frohe Schwänke und moralische Schauspiele aufführten. Aber nicht in öffentlichen Theatern, sondern gewöhnlich bei Familienfesten fanden diese Vorstellungen statt, und man war in Bezug auf Dekorationen und Costüm durchaus nicht engherzig. Ein bunter Vorhang, ein paar Mäntel, goldpapierne Kronen und Scepter genügten vollständig; das Publikum brachte einen frischen, schaulustigen Sinn, eine unverdorbene Phantasie mit, und diese sind dem Eindruck dramatischer Spiele zuträglicher, als blendende, goldschimmernde Opernsäle.

Hans Sachs schrieb selbst eine große Anzahl neuer Stücke. Um Stoff war er niemals verlegen, denn derselbe strömte ihm aus drei reichhaltigen Schleusen zu, und danach lassen sich seine theatralischen Werke in drei Hauptabtheilungen zusammenfassen. Das biblische Drama wurde stets getreu der heiligen Schrift nachgebildet, und wie nun eben der Ausgang war, gestaltete es sich von selbst zum Schau- oder Trauerspiel. So schrieb er die Comödien „vom Tobias und seinem Sohn", „von der Esther", „vom Hiob", „vom Urtheil Salomonis"; die Tragödien „von der Opferung Isaaks", „vom Paradies und Sündenfall" und viele ähnliche. Nächstdem bot die Mythologie eine Fülle von Stoff; hier treten die griechischen Götter neben allegorischen Gestalten, neben ganz modernen Königen auf, und stets knüpft sich an die Handlung eine moralische Tendenz. Die dritte Quelle sprudelte aus Sachsens Innerlichkeit, worin sein Zeitalter sich ungetrübt abspiegelte, und

die Stücke dieſer Art ſind gewiß die werthvollſten. Da zeigen ſich die Stadtgenoſſen und Nachbaren unſeres Dichters, er ſchwingt die Comusgeißel muthwillig, und jede Narrheit muß in ihrer lächerlichen Urſprünglichkeit erſcheinen. Die geſpreizten Schöffen und Advokaten, die hungrigen Mönche, die ſchäbigen Junker mit ihren dickköpfigen, plumpen Knechten und Knappen, die fahrenden Schüler und Doktoren, die keifenden Weiber, die liederlichen Männer und faulen Geſellen, die dummen Rathsherren und die geſcheuten Narren des ſechszehnten Jahrhunderts umdrängen uns in wärmſter Friſche, und all dieſe Schwänke ſind vortreffliche Sittengemälde. — Mögen ſeine Stücke aber bibliſch, klaſſiſch oder nürnbergiſch ſein, ſie ſchließen immer mit dem bekannten Spruch:

„Daß Glück und Heil daraus anwachs,
Das wünſcht zu Nürenberg Hans Sachs.“

Ein und zwanzig Jahre hatte er nun ſtill und glücklich an der Seite ſeines lieben Weibes verlebt. Sein Vermögen mehrte ſich täglich, ſorgenlos durfte er das Alter nahen ſehn, und ſein Ruhm verbreitete ſich weit im Lande. Nur ein harter Schlag des Schickſals traf ihn. Seine Kinder ſanken, eins nach dem andern, in's Grab; die älteſte Tochter allein blieb ihm übrig, und dieſe folgte einem wackern Manne zum Traualtar. Oede war das kleine Vorſtadthaus, und die Wehmuth huldete den Meiſter nicht mehr in jenen ausgeſtorbenen Räumen, wo vormals ſo lauter Jubel geherrſcht; er verließ die trauliche Wohnung und zog nach der inneren Stadt. Noch heute ſteht, nahe beim Spitalkirchhof, ſein Häuschen, und man hat den Durchgang, zu welchem es gehört, für ewige Zeiten „Hans Sachſens

Gasse" genannt. Meister Sachs war aber auch der Stadt Nürnberg mit Leib und Seel ergeben, und der „Lobspruch", den er auf sie gedichtet hat, ist eins der schönsten seiner Gedichte.

Zwar blieb er immer thätig an Körper und an Geist, zwar wußte er alle Erscheinungen mit frischen Sinnen aufzufassen, doch das Alter rückte ihm näher, und er erinnerte sich jetzt wohl oft eines lieblichen Reimspiels, das er früher geschrieben hatte. Es heißt: „Kampfgespräch des Alters mit der Jugend", und der Anfang lautet:

Einstmals ich in der Rosenblüh
Ausging an einem Morgen früh,
Eh dann aufging die glänzende Sonn,
Zu sehen an des Maies Wonn.
Da fand ich Berg' und tiefe Thal,
Die Wälder und Haiden überall
So reichlichen mit Laub und Gras
Ueberflüssig gezieret, das
Gab alle überfüßen Ruch.
Ich dacht': „Ach Gott, wie ohn Gebruch,
Ohn Mangel, reich, schön und untadlich,
Wie vollkommen, wunnesam und adlich
Sind, Herr Gott, deiner Hände Werk!"
Alle kam ich an einen Berg
Durch eine grün blumreiche Au,
Befeuchtet mit des Himmels Thau,
An ein wohlduftend Rosenhag,
Das voll gerether Blätter lag,
Das mich trug aufwärts an ein Holz,
Darin ich hört lautreißig stolz
Die Vögel singen, groß und klein.
Alle schlich ich gemach hinein,
Nur Fuß für Fuß, manch Ding betracht,

Und alſo ließ ich aus der Acht
Die Straß, kam in ein tiefe Klingen;
Die wilden Gemslein ſah ich ſpringen,
Sah in den Felſen auf und nieder,
Das greß Gewild trabt hin und wieder.
Je länger mehr ich mich verging,
Mein Herz zu klopfen mehr anfing;
Gedacht: ich möcht durch mein Spazieren
Verderben von den wilden Thieren.
Hoch auf einem ſchroffen Fels ich ſtand;
Und ſah um mich durch fernes Land.

Gewöhnlich beginnt Sachs ſeine ſymboliſchen Dichtungen mit ſolch einer friſchen Naturſchilderung, und ich muß ganz beſonders auf die eigenthümliche Schönheit hindeuten, daß ſich darin der Charakter des Folgenden ſchon ausprägt. Hier z. B. ſtellt der heitre, duftig glühende Roſenhag die Jugend dar, während im kalten, ſchroffen Felsgebirge das Alter erſcheint, und ein ähnlicher poetiſcher Zuſammenhang findet ſich faſt überall, wie auf guten Gemälden die Staffage mit der Landſchaft harmonirt. — Doch zu dem „Kampfgeſpräch" zurück.

Von jenem Gipfel, den er erreicht hat, ſieht der Sänger einen düſtern Tempel, in welchem die Lebensgöttinnen Clotho, Lacheſis und Atropos bei blaſſem Lampenſchein ihr Tagewerk vollbringen. Da erſcheint vor ihnen ein muthiger Jüngling:

Im grünen Kleid, höflich zugeſchnitten,
Geſchmückt nach adelichen Sitten,
Mit Roſenkron auf krauſem Haar;
Man ſah wohl, daß es die Jugend war.

Trotzig begehrt ſie: das Alter ſolle ganz aus der Welt vertrieben werden, und als daſſelbe vor die Schranken geladen

wird, entbrennt ein heftiger Streit zwiſchen beiden. Atropos ſchlichtet den Unfrieden, indem ſie den Gegnern beweist, daß keiner von ihnen ohne den andern beſtehen könne, und alles löst ſich in Wohlklang auf. — So weiß Meiſter Hans die abſtrakteſten Begriffe zu verkörpern: die Tugenden und Laſter, die Jahreszeiten, die Elemente, die Leidenſchaften, nebſt vielem andern, und ſo erſchafft er, bald erzählend, bald dramatiſirend, blühende, ſinnige Lehrgedichte.

Sachs berichtet, er habe zur Zeit des gnadenreichen Jahres, alſo wohl zum Jubeljahr 1550, aus Neugier eine Reiſe nach Rom unternommen. Der Schwank, welcher dieſe Mittheilung enthält, heißt: „der Urſprung des Weihwaſſers", und man würde das Ganze unbedingt für neckiſche Erfindung nehmen, wenn nicht ein eigner Umſtand ſtutzig machte. Wie reich und vollſtändig nämlich auch ſonſt jeder Monat, jede Woche, ja beinahe jeder Tag in der Gedichtſammlung durch poetiſche Erzeugniſſe bemerkbar iſt, ſo bringt dieſelbe doch aus den letzten Monaten 1550 und aus dem ganzen Jahre 1551 kein einziges Gedicht.

Außerdem lebte er, von ſeiner Kunegunde und von braven Freunden umgeben, recht ruhig zu Nürnberg; es lag ein milder Sonnenſchein auf den Tagen ſeines Alters. An der Singſchule nahm er als Altmeiſter und Vordichter noch immer lebhaft Theil, ſein Bildniß ſchaute dort ernſt und gemüthlich von der Tafel herab, und er hatte dem Verein eine ſchöne Silberkette geſchenkt, welche der jedesmalige Sieger tragen durfte. In dieſer Muße ſammelte er ſeine Dichtungen, und gab ſie 1558 unter folgendem Titel heraus: „Sehr herrliche, ſchöne und wahrhafte Gedicht, geiſtlich und weltlich allerley Art, als ernſtliche Tragödien,

liebliche Comödien, ſeltſame Spiel, kurzweilige Geſpräch, ſehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, ſammt andern lächerlichen Schwänken und Poſſen. Welcher ſeind: dreyhundert und ſechs und ſiebenzig."

Kaum war das Buch an's Licht getreten, ſo fielen von manchen Seiten Tadel und Schmähſucht darüber her. Bald ärgerte ſich ein hochſtudirter Herr, daß ſolch ordinärer Schuſter Lob und Ruhm erntete, bald ſchnaubte ein vornehmer Geck vor Zorn, weil er ſich durch Sachſens treugemalte Sittenbilder verhöhnt glaubte. Denn da der Meiſter über alle Narren ſeinen ſatyriſchen Knieriem ſchwang, konnte es gar nicht ausbleiben, daß jeder Narr meinte, die Hiebe wären beſonders auf ihn gemünzt. Früher, als Sachs noch jünger war, hätte er ſicher die ſchäumenden, polternden Thoren herzhaft ausgelacht, doch das Alter machte ihn reizbar und empfindlich. Schon beſchloß er, ganz von der Muſe Abſchied zu nehmen und in Ruhe ſein letztes Stündlein zu erwarten. Er erzählt:

Ich hatt das erſte Buch
Meiner Gedicht beſchloſſen,
Da ward ich gleich verdroſſen,
Weil mich das Alter gar
Auch überfallen war
Mit viel Gebrechlichkeit,
Wie ſolches bringt die Zeit.
Deshalb ich mir zuletzt
Ganz und gar fürſetzt,
Forthin nichts mehr zu dichten,
Sondern mich ganz zu richten
In eine ſanft ſtille Ruh.
Es drängt mich auch dazu
Vieler Haß und Unguſt

Von wegen dieſer Kunſt,
Da ich Euch im Stillen
Hatt treffen ohn mein Willen,
Daran ich ganz und gar
Rein unſchuldig war,
Weil ich je keinen Mann
In meinem Gedicht griff an,
Niemand gebeuchelt aus Gunſt,
Noch geſchmäht aus Neid umſunſt —
Sondern allein die Laſter,
Alles Unrechts ein Zugpflaſter,
Hab ich in meinem Gedicht
Geſchelten und vernicht.
Nimmt ſich der jemand an,
Dafür ich je nicht kann,
Derſelbe verräth ſich damit:
Er achte der Tugend nit.

Als er, bei dieſen Gedanken, in Schlummer ſinkt, führt ihn der Genius des Traumes zu einem prächtigen Saal, wo, von den Laſtern verfolgt und gekränkt, die Tugenden traurig verweilen. Ihre Königin redet den Sänger an, und bittet ihn, ſie nicht zu verlaſſen, ſondern auch fernerhin muthig für ſie zu ſtreiten. Nun ermannt er ſich; er will all ſeine Kraft zu Ehren Gottes und der heiligen Tugend gebrauchen, und ſchreibt dies Gedicht, den zweiten Band dadurch zu eröffnen.

Zwei Jahre ſpäter erſchien der letztere, mit wahrhafter Jugendfülle ausgeſtattet, und in der Vorrede ſpricht unſer alter Freund: „Aber mein Begehr iſt, gutherziger freundlicher Leſer! Du wolleſt dies ander Buch meiner Gedicht annehmen für ein gemeines offnes Luſtgärtlein, ſo an offner Straßen ſteht für den gemeinen Mann, darin man

nicht allein findet etliche ſüß fruchttragende Bäumlein, zur Speis der Geſunden, ſondern Wurtz und Kraut, ſo reß und bitter iſt, zu Arznei, die kranken Gemüther zu purgiren und die böſe Feuchtigkeit der Laſter auszutreiben. Dergleich findet man darin wohlriechende Beyel, Roſen und Lylien, aus den man kräftige Waſſer, Oel und Säft diſtilliren und bereiten mag, die abkräftigen und ſchwachen Gemüther, ſo bekümmert und abkräftig ſind, zu ſtärken und wieder auf zu richten. Auch endlich mancherley ſchlechte Gewächs und Feldblümlein, als Klee, Diſtel und Kornblümlein, doch mit ſchönen lieblichen Farben, die ſchwermüthigen, melancholiſchen Gemüther fröhlich und leichtſinnig zu machen. Bin alſo guter, tröſtlicher Hoffnung, daß es ohne Nutz nicht abgehen wird."

Hans Sachs zählte jetzt fünf und ſechszig Jahre, und in einer Nacht hörte er etwas durch ſeine Schlafkammer ſchlürfen, worauf er ſich lauſchend im Bette erhob. Es war

In langem Bart ein uralt Mann,
Eisgrau, der hatt Filzſocken an,
Zitternd, und ging an zweien Krücken,
Bleich, huſtend, mit gebognem Rücken.

Das Alter ſtand vor ſeinem Lager; der Dichter hielt eine lange Unterredung mit ihm, und obgleich er ſich darin nach der entſchwundenen Jugend herzlich zurückſehnt, muß ihn doch wohl das Alter nicht ſehr beläſtigt haben, denn wen es wirklich drückt, der macht keine launigen Gedichte darauf. Die ewige Jugend der Poeſie durchglühte ihn, und ungebeugten Sinnes ſchrieb er am dritten Buch ſeiner Lieder.

Da traf ihn der grauſamſte Schlag, der irgend über ihn verhängt werden konnte. Kunegunde, die traute Lebens-

gefährtin, die seit mehr als vierzig Jahren alle Leiden und Freuden mit ihm getheilt hatte, wurde krank. Keine Arznei linderte ihre Schmerzen, weinend nahm sie Abschied von dem Gatten, und am zwanzigsten März 1560 schloß der Tod ihr treues Auge. Meister Sachs blieb verwaist auf der Erde zurück; er konnte es gar nicht denken, daß sie ihn auf immer verlassen habe, er glaubte jeden Tag, sie müsse wieder hereintreten durch die Stubenthür, durch welche sie so oft gekommen war.

Oft däucht mich auch, sie lebet noch,
Etwan bei einer Freundin wär,
In ihren Geschäften hin und her.
Wenn ich mich dann bedacht, daß sie
Gestorben wär, und nicht mehr hie,
So ward mein Herzeleid mir neu.

Einsam, tief bekümmert sah er die Stunden vorüberfließen; mondenlang ruhte die sonst so emsige Feder, Hand und Geist waren ihm gelähmt. Dann aber schrieb er ein Gedicht, worin er schildert, wie Kunegunde, sein liebes, todtes Gemahl, im Traume zu ihm kam. Als er sie erblickte, durchzitterte die Freude sein Herz, er wollte sie zärtlich an sich pressen, doch schattenhaft wich sie zurück und sagte:

„Mein Hans, das mag nicht mehr so sein!
„Ich bin nicht mehr wie vorhin dein."

Die Erscheinung tröstete ihn wunderbar, auch der innere Frieden zog nun wieder in seine Brust, und nur so ganz verlassen konnte er nicht länger bleiben.

Während sich Meister Sachs unter den Frauen Nürnbergs umsah, fesselte Barbara Harscherin, die Tochter

eines geſchickten Zinngießers, ſein Auge und ſein Herz. Natürlich werden Sie, meine hochverehrten Zuhörerinnen, ſich denken können, daß Barbara eine ſittſame Wittib von funfzig Jahren war, daß ſie ein Häubchen auf den grauen Haaren trug, und ſchon ein wenig gebückt ging. Aber eben, weil Sie ſich das alles denken können, muß ich noch hinzufügen — daß Sie ganz gewaltig irren. Barbara blühte in voller Mädchenfriſche, und begeiſtert entwirft der Dichter ihr Bild:

Sie iſt holdſeliger Gebehr,
Und tritt fein aufrichtig daher,
Mit einem freundlichen Angeſicht,
Fröhlicher Geſtalt und fein röslicht.
Ihre Stirn fein glatt wie Marmorſtein,
Und ründlich, nicht zu groß, zu klein.
Ihr Mündlein brinnt wie ein Rubin,
Wohlduftend; auch ſo ſtehen darin
Ihre Zähnelein, geſtellt mit Fleiß,
Rund, glatt, gleich den Perlen weiß.
Milchweiß ſo ſind auch ihre Wangen,
Mit roſenrother Farb umfangen,
Darin zwei kleine Grüblein zart;
Ihre Aeuglein braun, von lieblicher Art,
Dazu ein lang fliegendes Haar,
Lichtgelb, gleich dem Golde klar.
Ihre Händ und Füß ſubtil und adlich,
Ihr ganzer Leib, der iſt untadlich,
Und ſie tritt her in Schmuck und Gewand
Ganz ehrbarlich nach ihrem Stand.

Mit dieſer roſigen Jungfrau feierte Hans Sachs am Crichtage nach Aegidii des Jahres 1561 ſeine Hochzeit. Ich will ihn nicht vertheidigen, allein ich meine, wer ſolche ju-

gendliche Lieder dichten kann, dem gebührt wohl auch eine jugendliche Braut.

Beging er indeß eine Thorheit, so hat er sicher dafür büßen müssen, denn wir finden im dritten Buch seiner Reimspiele, ganz nahe beim eben citirten „Frauenlob", ein Gedicht, das sehr bedenklich die Frage erörtert: ob einem weisen Manne gut sei, ein Weib zu nehmen, oder nicht? — Trotzdem ließ er sich in dem poetischen Tagewerk nicht stören, noch ermüden. Bald ernste, bald heitre Fastnachtstücke entsprossen seiner regen Phantasie, und — ein deutscher Lope de Vega — hat er nicht weniger als zweihundert und acht Schauspiele geschrieben. Auch einen treuen Freund und Schüler fand Sachs an dem jungen Meistersänger Adam Puschmann, und solch kräftiger Stab that dem Greise wohl. Oft wandelte er mit seinem strebelustigen Gefährten in Gottes freier Natur umher, und fühlte sich selbst wieder jünger.

So wuchs die Zahl seiner Gedichtbücher bis auf fünf, und zum Schluß des letzten Theils entwarf er in Versen eine Uebersicht dessen, was er geleistet hatte. Selten schaute ein Sänger auf so reiche Blumen und Fruchternten zurück, denn ohne die 2475 Meisterlieder, fand er seiner Gedichte

Aus Gesang und Sprüchen mit Glück:
Sechstausend und acht und vierzig Stück.

Es war Anno 1567, am heiligen Neujahr, welchen Tag Hans Sachs fast immer zu einer beschaulichen Dichtung benutzte, als er jene Biographie dem Papiere anvertraute. Er zählte nun bereits über zwei und siebzig Jahre, doch seine Seele hatte bisher kaum gealtert. Sachs war nicht wie die poetischen Lerchen, die am frühen Lebensmor-

gen ihr Lied beginnen, und früh wieder verſtummen; er war wie die Nachtigall, und gleich ihr ſang er ſchmetternd bis zum tiefen Abend hin.

Das vorerwähnte Gedicht ſteht nun aber als ein ſchwarzes Grabkreuz auf ſeinem geiſtigen Daſein; des alten Meiſters Auge umhüllte ſich, er dichtete nicht mehr. Die Erſcheinungen wurden dunkel in ihm und zuckten wirr durcheinander. Lautlos lag das Innere des Sängers, und auch von außen ſchallte nichts zu ihm, denn ſein Ohr war taub geworden. Unerſchütterlich trieb er indeß ſeine Gewohnheiten noch Jahre lang fort. Im Gartenhauſe, wo er ſo viele Lieder geſchaffen, ſaß er ſtarr, wie eine ägyptiſche Königsleiche in der Pyramide ſitzt. Sein Auge ruhte, ohne leſen zu können, auf der Bibel, und das weiße Haar, der lange Silberbart floſſen ihm um's Antlitz ernſt und ſtill.

Weit von Görlitz herüber, wo er jetzt wohnte, kam Adam Puſchmann, den theuern Meiſter zu beſuchen, doch dieſer erkannte ihn nicht. Und weinend ſtand der Jünger vor dem Bilde, das er ſo wunderbar ergreifend gemalt hat:

Mitten im Garten ſtunde
Ein ſchönes Luſthäuslein,
Darin ſich ein Saal funde,
Von Marmor pflaſtert fein,
Mit ſchön lieblichen Schilden
Und Bilden,
Figuren frech und kühn.
Ringsum der Saal hatte
Fenſter geſchnitzet aus,
Durch die man all Frucht thate
Sehen im Garten draus.
In dem Saal ſtund ohnecket,

Bedecket,
Ein Tiſch mit Seiden grün.
An ſelbem ſaß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub' vermaß.
Der hatt ein großen Bart fürbaß;
In ein ſchönem großen Buch er las,
Mit Gold beſchlagen ſchön.
Das lag auf ein Pult eben
Vor ihm; auf dem Tiſch ſein,
Und an Banken darneben,
Viel großer Bücher ſein,
Die alle wohl beſchlagen
Da lagen,
Die der alte Herr anſach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den ſchönen Saal,
Und grüßet ihn von ferren,
Den ſah er an diesmal;
Sagt nichts, ſonder thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn ſein Haupt ſchwach,
Denn ſeine Rede und
Gehör begunnt
Ihm abzugehn, auch Sinnes Grund.

Faſt neun Jahre blieb er ſo, eine lebendige Mumie, im Luſthauſe ſitzen. Draußen fiel das bunte Laub von den Bäumen, er ſah es nicht; Schnee deckte den Garten zu, ihn kümmerte es nicht; die Blumen brachen auf und die Vögel ſangen, er wußte nichts davon. Endlich, am 25. Januar 1576, ſtarb der ein und achtzigjährige Greis. Er wurde beigeſetzt auf dem Sankt Johannisfirchhofe, wo auch Dürer und Pirkheimer ruhn, und am Grabe ihres todten Meiſters ſtimmte die Singſchule trauernde Lieder an.

Als der Profeſſor geendet hatte, ſchüttelte ihm Roſen herzlich die Hand. „Ich danke Ihnen!“ ſprach er. „Ich danke Ihnen doppelt: einmal, daß Sie meinen lieben Hans Sachs ehren, und dann, daß Sie ſein Leben, ohne Zuthat, rein aus ſeinen Schriften geſchildert haben.“

— Wie konnte ich denn anders? fragte Mylius unbefangen. Des Dichters Werke lebten in ihm, und er lebt in ſeinen Werken.

— Gewiß! erwiederte der Direktor. Darum erkennt man ihn auch nur in Dem wahrhaft, was er ſelbſt geſchaffen hat. Weil nun aber unſern Damen die Gedichte des Meiſterſängers bis heute fremd waren, ſo hatten dieſelben wohl ein Bild in ſich aufgenommen, das ihm durchaus nicht ähnlich ſah. Nachdem Sie, Herr Profeſſor, jeden Irrthum ausgerottet, bleibt mir nur noch, Sachſens Verhältniß zur deutſchen Literatur überhaupt anzudeuten. Hier finden ſich zwei Parteien. Die Eine preiſt ihn, und ſagt: er ſei der Poet unter den Schuſtern; die Andre verachtet ihn und meint: er ſei der Schuſter unter den Poeten. Heinrich Heine ſchreibt ſogar Folgendes über ihn: „Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder, und deſſen Dramen nur eine tölpelhafte Traveſtie der alten Myſterien — dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivetät des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neuern Zeit zu betrachten.“ — Was Herrn Heine zu ſolcher Bitterkeit Veranlaſſung gab, weiß ich nicht, doch wie kann man überhaupt noch ſtreiten

wollen, ob ein verhöhnter Schuhmacher eine Geſchichtsperiode beſchließe oder eröffne! In der Geſchichte, mag dieſelbe Welt oder Literatur betreffen, giebt es keine dick untergezogenen Abſchnittslinien; nur Vorbereitungen, Entwicklungen und Uebergänge kennt die Hiſtorie, und ein ſolches Uebergangsmoment iſt Hans Sachs. Wie ein Janusbild ſteht er zwiſchen zwei Literaturepochen, mit dem Greiſenhaupte nach dem kalten, regelrechten Meiſtergeſang zurückſchauend, während ſein blühendes Jünglingsgeſicht bis zu der Gegenwart herüberblickt. Das hat auch Wolfgang Goethe anerkannt. — Frauenlob ſtand auf der Grenze zwiſchen dem Minnelied und der Zunftpoeſie, und ſo bezeichnet Sachs den Fortſchritt von der letztern zur modernen Dichtkunſt.

Jene, im deutſchen Volksthum wurzelnde Vorliebe für die äſopiſche Fabel, die ſich bei Luther herausſtellte, und der auch Hans Sachs mannigfach huldigte, finden wir beſonders ſcharf bei einem trefflichen Dichter der Reformationszeit ausgeprägt — beim Burkard Waldis nämlich. Es liegt viel Witz, Laune und Sittenmalerei in ſeinen Schriften vergraben, die, bis auf einen ſpärlichen Auszug, ſeit Jahrhunderten nicht wieder gedruckt, und deshalb beinahe vergeſſen wurden. Waldis iſt gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren worden. Man ließ ihn zum Mönch erziehn, und die Sendungen ſeines Ordens führten ihn weit herum. In Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Liefland war er wohlbekannt. Vielleicht hatte er Ablaß zu verkaufen, denn oft erzählt er von ſeinen Beſuchen der Meſſen und Jahrmärkte, und an einer Stelle heißt es ausdrücklich:

Einsmals, als ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meiner Waar
Zur Seewärts auf einem Schiff zu fahren,
Auf daß ich möcht damit ersparen
In Land den langen bösen Weg,
Der mich oft gemacht hat faul und träg.

Aber dort ging es ihm übel, denn die Rigaer sperrten ihn ein, und er mußte drittehalb Jahre im Kerker liegen, bis seine Brüder hinkamen, und ihm durch ihre Bitten die Freiheit wieder verschafften. Später trat er selbst zum Lutherthum über, und wurde ein tapfrer Paladin desselben. In einer Fabel sagt Burkard treuherzig:

So geht's, wenn man das Wort Gottes frei
Verkauft, und macht's zur Krämerei;
Versündigen sich Beid, Der's kauft,
Und Der mit auf den Jahrmarkt lauft,
Und wird durch Mißgunst dahin bracht,
Daß dadurch jedermann veracht,
Se ist die gottlich Schrift verkommen,
Und der Geiz überhand genommen,
Daß ich glaub, wär's länger so geblieben,
Und daß der Luther nicht geschrieben,
Wär'n ärger werden denn die Heiden,
Und ewiglich von Gott gescheiden.

Waldis bekam nun eine evangelische Pfarre zu Abterode, das ganz nahe bei seinem muthmaßlichen Geburtsort Allendorf liegt, und fand Muße zur Poesie. Sein erstes Büchlein: „eine wahrhaftige Historie von zweien Mäusen, so die Pfaffen haben verbrennen lassen, darum, daß sie ein Monstranzensacrament gefressen hätten, nebst drei schönen neuen Fabeln", erschien 1543, und zwei Jahre später gab er das treffliche Fabelbuch: „Esopus, ganz neu gemacht

und in Reimen gefaßt" heraus. Er hat den äsopischen Fabelstoffen manche Erlebnisse und Abenteuer aus seinen Zügen beigemischt, die er frisch und drollig zu erzählen weiß. In dem Werke herrscht überhaupt ein gemüthlich satyrischer Ton vor, der nur dann bitter wird, wenn er das Mönchsleben berührt. Burkard schrieb außerdem einen gereimten Psalter, er arbeitete den Theuerdank um und übersetzte Kirchmair's Spottbuch: „das päbstische Reich". Noch im Jahre 1554 hat der Dichter zu Abterode gelebt, doch sein Todesjahr läßt sich nicht ermitteln.

Neben Waldis muß des Erasmus Alberus gedacht werden. Er studirte um's Jahr 1520 unter Luther zu Wittenberg, und dichtete neun und vierzig Fabeln, die er in späterer Zeit der Oeffentlichkeit übergab. „Das Buch der Tugend und Weisheit" nannte er sie, und es waltet derber Witz, schneidender Spott in ihnen; wo Waldis zur Pritsche greift, da schwingt Alberus die Geißel. Sein Leben war kein Frühlingsthal, durch das er gemächlich wandern konnte, sondern ein winterlicher Alpensteg mit donnernden Lauinen. Zu den erbittertsten Gegnern des Pabstthums gehörend, wurde er siebenmal seiner geistlichen Aemter entsetzt, bis er endlich zu Neubrandenburg einen Ruhehafen fand, wo er, als Generalsuperintendent, am 5. Mai 1553 sein Leben beschloß. Wir besitzen beißende theologische Streitschriften von ihm, und darunter ist eine Satyre auf den heiligen Franz von Assisi, welche Alberus übersetzte, am meisten bekannt geworden. Sie heißt: „der Barfüßermönche Eulenspiegel und Alkoran"; Luther schrieb eine Vorrede zu dem Buche, und Fischart sorgte für einen neuen Abdruck desselben.

Nach ſo vielen Reformationskämpfern, muß nun auch ein Tapfrer aus den Reihen ihrer Gegner genannt werden — der Thomas Murner. 1475 zu Straßburg geboren, ſchließt er ſich eng an Sebaſtian Brant und an Geiler von Kaiſersberg, in deren Schule er ſich gebildet hatte. Gleich ihnen ſchleuderte er Brandfackeln in's Lager der verderbten Geiſtlichkeit, blieb aber ſtets ein Feind Luther's und ſeiner Thaten, wie auch Jene es wohl geweſen wären, hätten ſie die Zeit der Kirchenverbeſſerung erlebt. Murner's berühmteſte Werke ſind die „Narrenbeſchwörung“ und die „Schelmenzunft“; dabei ſchwebte ihm Brant's Narrenſchiff als Muſter vor, allein er übertraf daſſelbe weit an Ungeſtüm, Schonungsloſigkeit und Grobheit. Weil er außerdem auch den „Till Eulenſpiegel“ herausgab, kam er häufig zu dem unverdienten Ruhm, dieſen Juwel unſerer Volksliteratur ſelbſt erſchaffen zu haben.

An einer romantiſch einſamen Stelle des deutſchen Dichterwaldes, begegnen wir jetzt dem Johann Fiſchart. Es liegt über dem Leben und den Schriften dieſes Mannes eine beängſtigende Dunkelheit, wie über vergrabenen Schätzen. Sein Beiname Menzer veranlaßt Einige, ihn für einen Mainzer zu erklären, während Andere behaupten, er ſei 1549 zu Straßburg geboren. Fiſchart iſt Elfe und Gnome zugleich: hier tönt ſein Geſang aus den Lilien, dort raſchelt er zwiſchen Baumwurzeln hin, und kaum ſtreckt man die Hand nach ihm aus — huſch, iſt er verſchwunden. Nur zweimal ſchaut er uns verkörpert an, nämlich im Jahre 1581 als Dr. juris in Speier, und 1586 als Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken.

Jedenfalls gehört dieſer Dichter zu den urſprünglichſten

Geiſtern unſeres Vaterlandes, und wenn er nicht mehr in's Volk drang, ſo iſt ſeine wunderſame Schreibart daran ſchuld, die es ſchwer macht, ihn ganz zu verſtehn. Wie tief ein Ausdruck auch verborgen liegen mag im klaren Goldſande, oder in den ſchmutzigen Winkelkneipen der deutſchen Sprache, er weiß denſelben zu finden und anzuwenden, wo er ihn gebrauchen kann. Dadurch wird ſein Styl ein wahres Chamäleon buntſchillernder Sinn- und Wortwitze, deſſen rechte Farbe keiner zu beſtimmen vermag.

Fiſchart's berühmteſtes Werk iſt die „Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtsklitterung, von Thaten vnd Rahten, von kurzen langen vnd jeweilen vollen, wolbeſchreyten Helden vnd Herrn Grandgeſchier Gorgellantua vnd des Eiteldunſtlichen durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagruel ꝛc.“ Den Stoff hierzu hat Fiſchart von Rabelais entlehnt, doch die Form iſt ſein ausſchließliches Eigenthum. Selbſtſchöpferiſch erſcheint uns der Dichter in dem Buche: „Flöhhatz, Weibertratz, der Wunder Unrichtige und Spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern“. Wenn ich nun aber um keinen Preis es übernehmen möchte, dieſe Schrift in Damengeſellſchaft vorzuleſen, ſo zeigt ſich dagegen ſein „Philoſophiſch Ehzuchtbüchlein“ wieder recht artig und ſittig. Ein andres Werk des Dichters führt den Titel: „Bienenkorb des Heyl. Römiſchen Immenſchwarms“; es liegt demſelben ein holländiſches Original zum Grunde, und die Mönche müſſen darin für ihre Unkeuſchheit Spießruthen laufen. Harmloſer, doch nicht weniger munter, funkelt Fiſchart's Witz aus dem „Podagrammiſchen Troſtbüchlein“ hervor, und ſein „Glückhaft Schiff“ zeigt ihn im rein poetiſchen Glanze.

Zu diesem Buch hat folgendes Ereigniß den Stoff geliefert: In Straßburg feiert man ein großes Schützenfest, und die Züricher wollen dorthin. Um aber zu zeigen, daß sie auch in Zeiten der Noth und Gefahr mit ihrer Hülfe schnell bereit sein würden, kochen sie einen Hirsebrei und stellen ihn auf das Schiff. Nun gilt es, die sonst viertägige Reise aus der Limmat in die Aar und den Rhein an Einem Tage zu machen, und Fischart weiß den Leser ganz in den emsigen Drang dieser Fahrt zu versetzen. Ob die Sonne, voll Eifersucht, daß ein Schiff mit ihr wettlaufen will, noch so glühend brennt, ob auch der Schweiß von jeder Stirne rinnt, die Züricher drücken ihre Ruder nur desto rascher in die Fluth. Ein Zuruf des Rheins feuert sie an, und im Vorbeifahren ermuthigen die Basler sie durch ihren Jubelgruß. Noch ist die Sonne an den Bergesgipfeln sichtbar, als das Schiffslein Straßburg erreicht; eine Masse Volks versammelt sich am Ufer, und die Züricher tragen ihren Topf hinauf. Nun heben sie den Deckel ab, und dicker Dampf wirbelt empor, denn der Hirsebrei ist völlig heiß geblieben. Als die Straßburger das sehen, erkennen sie den wackern Sinn der Züricher, und empfangen die guten Freunde und Bundesgenossen mit rechter Herzlichkeit.

Die ganze Ausdrucksweise dieser Erzählung ist einfach schön, ohne überladnen Prunk, und klar tritt der didaktische Theil hervor. Sinnige Betrachtungen schlingen sich durch das Gedicht, und eben so blühend, so frisch und malerisch, wie sich die Ufer in den Fluthen der Limmat und des Rheines spiegeln, schimmern ihre Bilder hier aus dem Krystall der Verse zurück. Derselbe Fischart, dessen geschraubte, tollkreiste Wortformen uns oft in ihren wilden Strudel

ziehn, giebt ein Gemälde im reinsten Styl und voll durchsichtiger Klarheit. Seine Schriften erinnern mich immer an jene zauberhaften Arabesken, wo aus dem Kelch der Porcellanblume, halben Leibes, eine wunderholde Meerfee taucht, die zur dunklen Dämonslarve wird; von dieser flattert ein lichtblauer Schmetterling empor, und wandelt sich plötzlich in einen spitzohrigen Waldgott um. — Fischart († im Winter 1589) ist der Jean Paul des sechszehnten Jahrhunderts.

Nach dem allen muß ich auch noch erzählen, daß er den Herameter für unsere Sprache gewonnen hat. Er machte den ersten Versuch, dies Versmaaß in Deutschland zu acclimatisiren: „dieweil daraus die Künstlichkeit der deutschen Sprache in allerhand Carmina bescheint, und wie sie nun, nach Anstellung des Herametri, oder sechsmäßiger Sylbenbestimmung mit sylbenmäßigem Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein essen wollen) forthin weiche."

Ueberhaupt hatte man damals lebhaft angefangen, den Reichthum der klassischen Poesie auf germanischen Boden zu verpflanzen, und Georg Rollenhagen trug das Seine dazu bei. Ein altgriechisches Thierepos benutzend, schuf er ein komisch satyrisches Gemälde vom großen Räderwerk der Staatsmaschine. Das Werk nennt sich: „Froschmäusler. Der Frösch und Mäuse wunderbare Hofhaltunge"; es erschien 1595, und wurde bald ein allbeliebtes Volksbuch. Beinahe hätte Rollenhagens stupende Gelehrsamkeit ihm einen Streich gespielt, und die Dichtung wäre dem Volke dann verloren gewesen, doch Reineke Fuchs, sein Lieblings-

buch, bewahrte ihn vor der Abirrung. Voller Klang, aber ohne Zwang gestaltet sich die Sprache, und so führte das Lied den Bürger zum Betrachten der Politik und zum ernsthaften Nachdenken darüber. Rollenhagen ist 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, und starb am 18. Mai 1609 als Rektor zu Magdeburg.

Wir treten jetzt an den Abschnitt eines Jahrhunderts. Auf das verflossne zurückschauend, sehen wir, daß Deutschland in jeder Beziehung Riesenfortschritte gemacht hat, und daß ihm, bei allen seinen Siegen, die Literatur, gleich einer geweihten Jungfrau, voranflog mit Fahne und Schwert. Reich blühten die Buchdruckereien; zu Frankfurt am Main ordnete sich eine feste Büchermesse, und seit 1554 erleichterten gedruckte Cataloge die Uebersicht der literarischen Erscheinungen. Die deutsche Prosa gewann immer mehr; man säuberte sie von den üppigen Auswüchsen, mit denen pedantische Vielwisserei sie geschmückt, und es entstand eine Schreibart, licht und klar, wie sie für Volksbücher nothwendig ist. Nun wurden zärtliche Rittergeschichten in's Deutsche übersetzt, auch wirkliche Nationalromane entstanden, und bald lagen auf allen Jahrmärkten „die schöne Magellone", „die Haimonskinder", „Till Eulenspiegel", „Doktor Faust", „die Schildbürger" und „schöne newe Lieder" zum Verkauf.

Mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts schien es anders werden zu wollen. Kaum waren die Reformatoren hinübergegangen, als sich auch jene volksthümliche Innigkeit verlor, die warm zu den Herzen sprach. Steife Gelahrtheit suchte sich wieder breit zu machen, prahlender

Eigendünkel drängte sich hervor, Spitzfindigkeit trat an die Stelle der gesunden Klarheit, und das Latein der Schule wollte noch einmal unsere Muttersprache überwältigen.

Aus dieser Zeit rang sich eine seltsame Erscheinung los. Im Dorfe Altseidenburg bei Görlitz wurde Anno 1575 blutarmen Bauersleuten ein Sohn geboren. Jacob Böhme, so hieß er, mußte das Vieh hüten, und blieb bis zum zehnten Jahre ohne allen Unterricht. Doch während er seine Kühe recht einsam zwischen den Bergen auf und nieder trieb, erwachte die unmittelbare Frömmigkeit der Naturmenschen in ihm, sie wurde von einer feurigen Phantasie getragen, und am Ende hielt sich der Jacob zu göttlichen Offenbarungen auserwählt. Er lernte Lesen, Schreiben und die ersten Grundlinien der Religion, dann wurde er zum Schuhmacherhandwerk bestimmt, und nach überstandner Lehrzeit begab er sich auf die Wanderschaft. In Sachsen fand er viele calvinische Christen, die ihre Zusammenkünfte und Religionsübungen ganz im Geheimen halten mußten. Dies warf neuen Brennstoff in seinen leichterhitzbaren Geist, und die stillen Fußwanderungen waren geeignet, ihn immer dichter mit dem Netz theosophischer Träumereien zu umstricken. Böhme ging nach Görlitz zurück, trieb sein Handwerk, und wenn er von der Arbeit ruhte, las er die düstern, apokalyptischen Bücher des Theophrastus Bombastus Paracelsus. Als dieser wüste Denksteff sich mit Böhme's eigenen überschwenglichen Anschauungen vermischte, schossen die Begriffe in wundersamen Krystallen an die Aeste seines Gehirns an, und er befand sich auf der schmalen Grenze, die zwischen begeisterter Entzückung und Irrsinn liegt. Hätte er ein paar tausend Jahre früher ge-

lebt, er wäre ein Prophet geworden; jetzt wurde er nur ein Schriftsteller.

Mehrere überirdische Gesichte, in denen Böhme die Verkündigung des heiligen Geistes sah, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen, und als er fünf und dreißig Jahre zählte, schrieb er sein erstes Buch. Dasselbe führte den Titel: „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang", weil es Allen, die nach Erkenntniß strebten, eine Leuchte werden sollte, und es enthielt mystische Offenbarungen über Gott, Natur und Menschen. Aber Georg Richter, damals Pastor an der Hauptkirche zu Görlitz, ein polternder Zelot, verfolgte mit finsterm Religionseifer den armen Schuster, der gewiß nichts Böses im Herzen trug. Andre Männer begünstigten ihn und machten ihm Muth zu neuen Schriften, worauf er denn auch, von 1619 bis 1624, etwa dreißig theosophische Bücher herausgab. Nun wurden die Anfeindungen wieder rege, und Böhme ging selbst nach Dresden, um seine Lehrsätze prüfen zu lassen. Am Hofe des Kurfürsten fand er Schutz und Beifall, doch kaum war er in die Heimath zurückgekehrt, als ihn (27. November 1624) der Tod ereilte.

Böhme's Sprache ist vortrefflich; er gebot ihren geheimsten Wendungen, und für alles, was in Geist und Gemüth sich ihm wie leise Schatten hinbewegte, besaß er die verkörpernde Formel des Worts. Seine Schriften bergen eine Fülle von begeisterten Natur- und Gottanschauungen, von selbstbewußter Frömmigkeit, und eine fast rührende Sehnsucht nach Licht. Doch Böhme war nicht der Mann, seinem Zeitalter vorauszuschreiten; es liegt ein tiefer Nebel auf dem Blüthenwald, den er hervorgerufen hat; Ahnung

und Bild, Gedanke und Gleichniß durchkreuzten sich so in seiner Seele, daß er sie nicht zu sondern vermochte. Alles Bestimmte, Ueberzeugende, Logische geht in dieser Verworrenheit unter, und nur die trübäugigen mystischen Romantiker preisen Böhme's Philosophie. Jacob Böhme war ein frommer Mann, ein ausgezeichneter Stylist, ja! sogar ein Dichter, aber ein Philosoph war er nie.

— Ach, lieber Mann! sagte Frau von Rosen mit komischer Traurigkeit. Nimm mir's nur ja nicht übel, trotz Deiner schönen Auseinandersetzung kann ich mir keine rechte Vorstellung von den Schriften des theosophischen Schusters machen.

— Ich glaube wohl, Sie verstanden zu haben, Herr Direktor! sprach Emilie, doch um so mehr wünschte ich, etwas von Böhme selbst zu hören.

— Zwar schrieb ich absichtlich eine kurze und verständliche Stelle auf, um sie vorlesen zu können, erwiederte Rosen. Doch es ist schon spät ...

— Spät! rief Louise. Und das sagen Sie? Was ist denn spät, was früh in unserm unsichern Erdenleben? ... Nicht wahr, ich habe Anlage zum Philosophen, oder doch wenigstens — zum Schuster? ... Bitte, geben Sie mir das Blatt!

Rosen reichte es ihr lächelnd, und sie las:

„Alles ist Babel, was sich mit einander um die Buchstaben zanket. Die Buchstaben stehen alle in Einer Wurzel, die ist der Geist Gottes: gleichwie die mancherlei Blumen alle in der Erde stehen, und alle neben einander wachsen; keine beißt sich mit der andern um Farben, Geruch und Geschmack; sie lassen Erde und Sonne, Regen und Wind,

Hitze und Kälte mit sich machen, was sie wollen, sie aber wachsen eine jede in ihrer Eigenschaft; so ist's auch mit den Kindern Gottes, sie haben mancherlei Gaben und Erkenntniß, aber alles aus Einem Geiste."

„Spricht auch ein Kraut, eine Blume, ein Baum zum andern: du bist sauer und dunkel, ich mag nicht neben dir stehen? Haben sie nicht alle eine Mutter, aus welcher sie wachsen? So auch alle Seelen aus Einer, alle Menschen aus Einem. Warum rühmen wir uns, Kinder Gottes zu sein, wenn wir doch unverständiger sind, als die Blumen und das Kraut auf dem Felde?"

„Alles eigenes Suchen und Forschen in der Selbheit ist ein vergeblich Ding; der eigene Wille ergreift nichts von Gott, denn er ist nicht in Gott, sondern außer Gott in seiner Selbheit, aber der gelassene Wille ergreift's, denn nicht er thut's, sondern der Geist, in dem er still steht, dessen Werkzeug er ist, der offenbart sich im göttlichen Halle in ihm, so viel er will."

„Und ob er in der Selbheit durch Forschen und Lernen viel begreifen mag, welches nicht ohne ist, so ist aber doch sein Begriff nur außen im ausgesprochenen Wort, als in einer Form des Buchstabens, und versteht nichts von der Form des ausgesprochenen Worts, wie das in seinem Grunde stehet. Er ist nur in der Form von außen geboren, und nicht in der Kraft der Allgebärerin, welcher Grund weder Anfang, noch Infassung, noch Ende hat."

Die Damen waren erstaunt über Böhme's geistvollen Ausdruck, und suchten sich durch Fragen und Erklärungen das Gehörte ganz deutlich zu machen. Dann fuhr der Direktor fort: In der Poesie keimte und dehnte sich nun

bereits jene Aloëblüthe, die ſich nach langer Ruhe endlich wieder entfalten ſollte. Ihre früheſte Knospe war Georg Rudolf Weckherlin, zu Stuttgart am 15. September 1584 geboren. In Tübingen ſtudirte er die Rechte, und wir ſehen ihn dann unabhängig Deutſchland, Frankreich und England durchziehn, ſogar in Spanien ſcheint er geweſen zu ſein. Liebe und Freude glühten in ihm; er dichtete für ſein Mädchen, dem er den Namen „Myrta“ gab, viele friſchklingende Lieder, und die ſüdlichen Formen der Idylle und des Sonetts hat Weckherlin auf deutſchen Boden verpflanzt. Leider werden ſeine Poeſien aber dadurch unreif und hart, daß er nur die Zahl der Sylben beachtete.

Als er, fünf und zwanzig Jahre alt, von den Reiſen heimkehrte, wurde er zu Stuttgart im Staatsdienſt angeſtellt, und verſah daneben mit größtem Eifer das Hofpoetenamt. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehn, ohne den Ruhm und Glanz des fürſtlichen Hauſes zu feiern, bis der dreißigjährige Krieg losbrach, wo wir die Spur des Dichters eine Zeit lang verlieren. Kurfürſt Friedrich von der Pfalz nahm 1619 die böhmiſche Krone an, doch nur einen kurzen Winter trug er ſie, dann mußte der „Schneekönig“ fliehen und verlor obenein ſein angeſtammtes Land. Er war der Eidam Jacob I. von England, und in London ward eine Kanzlei errichtet, um den Verkehr mit Deutſchland zu unterhalten. Dort finden wir Weckherlin wieder, und trotz ſeiner ſchwierigen Stellung, trotz vieler Arbeit und Reiſen, vergaß er der Dichtkunſt nicht; in den Mühſalen des Geſchäftlebens, beim leeren Prunk des Hofes war ſie ſeine Stütze und ſein Stab.

Heimathlos, aus dem Vaterlande verbannt, blieb Weck-

herlin ein echter Deutscher. Die Brandfackel des Krieges fiel in Würtemberg, und ihm verzehrte die Gluth seinen Bruder, sein Erbtheil und seine Jugendlieder. Standhaft trug der Dichter alles, denn er hoffte fest, das kleine Heer der Protestanten werde siegreich aus dem Kampf hervorgehn. Er besang die Freiheitshelden: Gustav Adolph, den ritterlichen König; seinen Kanzler Oxenstierna; den tapfern Mansfeld, und Bernhard von Weimar, den begeisterten Streiter. Am schönsten ist Weckherlin's Aufruf zur Schlacht, und noch heute dringen uns die Feuerworte durch Mark und Blut:

Wolan derhalb, ihr wahre Deutschen,
Mit deutscher Faust, mit kühnem Muth
Dämpfet nu der Tyrannen Wuth,
Zerbrechet ihr Joch, Band und Peitschen!
Unüberwindlich rühmet sie
Ihr Titul, Thorheit und Stolzieren,
Aber ihr Heer mit schlechter Müh
Mag (überwindlich) bald verlieren.

Ha, fallet in sie! Ihre Fahnen
Zittern aus Furcht. Sie trennen sich
Ihre böse Sach hält nicht den Stich,
Drum zu der Flucht sie sich schon mahnen.
Groß ist ihr Heer, klein ist ihr Glaub;
Gut ist ihr Zeug, bös ihr Gewissen —
Frisch auf! Sie zittern wie das Laub,
Und wären schon gern ausgerissen.

Nachdem Weckherlin von London aus die letzte, zu Amsterdam gedruckte Ausgabe seiner Gedichte besorgt hatte, legte er im Jahr **1651** (?) sein Haupt zur Ruhe, und wurde in fremder Erde begraben.

Herr von Rosen schloß für heute, die Gesellschaft blieb aber noch beisammen, und man merkte an geheimen Winken und Zuflüsterungen, daß etwas Besonderes im Werke sei. Es nahte nämlich der Frau von Horstberg Geburtstag heran, und derselbe sollte feierlich begangen werden. Bruno und Roderich bildeten dabei die Achsen, um welche sich alles drehte, denn ihnen war das Arrangement der Festlichkeiten übertragen worden, und die jungen Damen hatten gar viel vertrauliche Fragen an sie zu richten. Leicht konnte die Wirthin errathen, was hier vorging, aber die Trefsliche sah und hörte nichts, denn sie wußte wohl, welch angenehmes Gefühl es ist, wenn man lieben Personen in aller Stille eine freudige Ueberraschung zu bereiten gedenkt.

Als die Freunde sich wieder im Salon der Frau von Horstberg trafen, fehlte Herr von Rosen; er hatte eine Inspektionsreise nach den Steinkohlengruben unternehmen müssen. Roderich wurde einstimmig zu dessen Stellvertreter erkoren, und er begann: — Es war tiefstill im Hain der deutschen Poesie, denn Eine Nachtigall macht keinen Sommer, und Weckherlin sang ja auch fern aus England herüber. Sogar der deutsche Adel empfand diese Oede, und Caspar von Teutleben stiftete deshalb auf der Hornburg bei Weimar eine Akademie „zur Erhaltung und Beförderung der Kraft, Reinheit, Sittigkeit und Schönheit unserer Muttersprache". Am 24. August 1617 eröffnete sich der Verein, in Gegenwart dreier Herzoge von Sachsen und zweier Fürsten von Anhalt; er hieß „der Palmorden"

oder „die fruchtbringende Gesellschaft“, und stets sollte dort ein gekröntes Haupt den Vorsitz führen. Damit nun auch der Abgrund aller Standesunterschiede durch Blumen verdeckt werde, erhielt jedes Mitglied einen Ordensnamen, und statt des Wappens, das man nicht entbehren konnte, ein eigenes Symbol. Teutleben ward „der Mehlreiche“ genannt, sein Sinnbild war Weizenmehl; Ludwig von Anhalt, der erste Heermeister, hieß „der Nährende“ und wurde durch ein Brod symbolisirt, während sein Nachfolger, Wilhelm von Weimar, sich den Beinamen des „Schmackhaften“ gab. Der letztere trug im Ordenswappen eine Birne mit einem Wespenstich, und man las darunter den Wahlspruch: „Erkannte Güte“. Außerdem finden sich auch „saftige“, „gemästete“, „steife“, „bittersüße“ und „wohlriechende“ Mitglieder.

Die geschlossene Loge des Palmordens erinnert an das formelle Zunftwesen der Singeschulen, nur mit der Abweichung, daß die Bürger doch produktiv waren, während die Adligen sich abquälten, auf erzwungne Weise die deutsche Orthographie umzugestalten und einige Fremdwörter zu verbannen. Der Verein bestand bis zum Jahre 1680, allein er blieb ein dürrer Stamm — die stolze Palme hat niemals Früchte getragen.

Unheimliches Schweigen lag also über Deutschland; Pfaffen lullten ihre Wiegenlieder und suchten die erregten Provinzen wieder einzuschläfern. Auch Silesia schlief. Ihr Haupt, von der Föhrenwälder dunklen Locken umwallt, an die blauen und silbernen Sudeten angelehnt, streckte sie die schwellenden Glieder auf grünem Sammetkissen aus, das der Oder blitzendes Band einfaßte. So ruhte das schöne

Weib, und träumte vom Kraftgefühl der Völker, von einer sichern Ständeverfassung, von der Reformation und von den blutigen Kämpfen, welche die Freiheit des Geistes erringen sollten. Da wurde Silesia's Schlummer unruhig, ihr Busen wogte höher, und in demselben Moment, als sie ihr großes Lichtauge aufschlug, kam in Bunzlau, am 23. September 1597, Martin Opitz zur Welt, der die schlesische Dichterschule gründete.

Seine Lebensgeschichte ist bald erzählt. Auf drei gelehrten Schulen und zwei Universitäten sammelte er eine Fülle von Kenntnissen. Schon in Heidelberg dichtete er viel, bald lateinisch, bald deutsch, und war damals der Sache seiner protestantischen Glaubensbrüder ganz ergeben. Nun trat er, nach der Sitte jener Zeit, ein Wanderleben an, kam bis Straßburg, und unternahm dann eine Reise durch die Niederlande. In Leyden empfingen ihn die Professoren — gelahrte Leute, deren Namen sich sämmtlich auf „us" und „ius" endigen — sehr höflich, und da im Herzen von Deutschland des Krieges Stürme wütheten, begab sich Opitz im Frühjahr 1621 nach Jütland, um dort friedlich der Muse leben zu können. Hier schrieb er seine „Trostgedichte", welche die Protestanten zum Streit für Freiheit und Religion anfeuern sollten. Es weht eine frische Begeisterung, ein kräftig deutscher Männersinn durch diese Lieder, allein die Sache der Lutheraner wurde immer zweifelhafter — Opitz hatte leider keinen Muth, sie zu vertheidigen, und er verschloß die Trostgedichte im Pult.

Während des Winters kehrte er in's Vaterland zurück, wurde am Hofe des Herzogs von Liegnitz gut aufgenommen, und im nächsten Jahre berief ihn Fürst Bethlen Ga-

bor von Siebenbürgen, als Lehrer der Philoſophie, nach Weißenburg. Die Gunſt des Herrſchers und behaglicher Glanz umgab ihn dort, und mit unermüdlichem Eifer ſtudirte er Daciens Alterthümer, woraus ſpäter ſein halbvollendetes Werk: „Dacia antiqua“ entſtanden iſt. Aber das Land war zu ſehr von Cultur entblößt, glühendes Heimweh trieb Opitz nach Schleſiens Bergen, und bald erſchien er wieder in Liegnitz. Damals (1624) wurde die erſte Sammlung ſeiner Gedichte veranſtaltet, nur die „Troſtgedichte“ blieben daraus fort. Faſt zugleich ſchrieb er das Buch: „Von der deutſchen Poeterey“, und an dem Tage, als es die Preſſe verließ, begann eine neue Literaturepoche — es war die Grundſteinlegung zum Dombau der modernen Dichtkunſt. Das Geheimniß vom Ebenmaß, vom Wohllaut der Sprache lag unter den Trümmern Griechenlands und Roms verſchüttet … da fand Opitz die verloren gegangne Glasmalerei der Sylbenmeſſung auf, und theilte die Lehre in jenem Werke mit.

Opitz verweilte an dem feinen, glanzvollen Hofe Herzog Ludwig's von Anhalt, und wurde in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, wo er den Namen des „Gekrönten“ führte. Im Jahre 1625 reiste er nach Wien, überreichte dem Kaiſer ein prunkendes Schmeichelgedicht, und empfing dafür den Titel eines kaiſerlichen gekrönten Poeten. Nun wendete er ſich ganz von ſeinen Glaubensgenoſſen ab, verläugnete ſie, und nahm, im Auguſt 1626, Dienſte bei ihrem nichtswürdigſten Gegner. Dies war der Burggraf Karl Hannibal von Dohna, ein Menſch, deſſen Name wie ein ewiger Fluch aus der Geſchichte klingt. Als kaiſerlicher Kammerpräſident von Schleſien, hatte er die

Macht in Händen, ſich vor dem Klerus als ein eifriger Paladin der alleinſeligmachenden Kirche zu zeigen. Dohna verkündete offen ſeinen Grundſatz: die Ketzer müßten entweder bekehrt oder ausgerottet werden, und alle ſchleſiſchen Proteſtanten bebten vor ihm, denn nach Wallenſteins Rücktritt wurde er General-Obriſter des kaiſerlichen Heers. Wie ein wüthendes Thier brach er nun mit ſeinen Rotten in die wehrloſen Städte, ließ plündern, morden und niederbrennen, und übte, unter der Maske des Bekehrers, jede Schandthat aus. Die Berichte von ſeiner Seligmacherei klingen wie unheimliche Mähren, der finſterſten Barbarei des Mittelalters entſtammend ...

— Es war doch nicht derſelbe Dohna, unterbrach Emilie den Erzähler, welchen der zitternde Spott „den Seligmacher" nannte, und deſſen Bild van der Velde in ſeinen Lichtenſteinern mit ſo grauenhafter Wahrheit gemalt hat?

— Ganz derſelbe! entgegnete Roderich.

— Und ein Anhänger dieſes Scheuſals konnte Opitz ſein! begann Louiſe erregt. O, warum ſagen Sie uns das? Nun haſſe ich den Dichter, den ich bisher geehrt habe.

— Wer Geſchichte vorträgt, ſprach Roderich ernſthaft, muß die Wahrheit ſagen, auch wenn ſie ihn ſchmerzt. Uns Deutſchen hat die beſchönigende Lüge ohnedies ſchon große und ſchwere Nachtheile zugefügt. Opitz, der oft unverdient als Patriot geprieſene Opitz, iſt Ihres Haſſes werth, Fräulein Louiſe, denn er hatte kein Herz für ſeine Glaubensbrüder und für ſein Volk. Ein weicher Liebediener, wußte er ſich in die Gunſt des ſchändlichen Dohna zu ſchmeicheln; er beſang ihn in pomphaften Alexandrinern, folgte ihm wie

sein Schatten, dedicirte ihm gleißnerische Gedichte und ließ sich von ihm ernähren. Der Kaiser verlieh dem gekrönten Poeten (1628) den Adelstand, mit dem Namen „Opitz von Boberfeld"; derselbe wurde nun ganz ein Werkzeug Dohna's, und weil sein gnädiger Herr es forderte, übersetzte der protestantische Dichter das Handbuch des Jesuiten Becanus, das gegen die Ketzer gerichtet war, in's Deutsche. Zwar schämte er sich selbst, seinen Namen auf den Titel zu setzen, doch sieht derselbe deutlich unter der Zuschrift an die Censoren. Man fürchtete in Wien, Schweden werde ein Bündniß mit Frankreich schließen, und wünschte deshalb einen zuverlässigen Mann als Kundschafter nach Paris zu senden, der jedoch keinen Verdacht erregen durfte. Opitz übernahm auch dies schmachvolle Amt, und mit der Larve eines gelehrten Reisenden angethan, betrat er (1630) die französische Hauptstadt. Dem berühmten Poeten öffnete sich jede Thür, er ging mit Hugo Grotius und andern ausgezeichneten Leuten vertraulich um, und konnte dem österreichischen Hofe manche geheimen Dienste leisten.

Bei seiner Rückkehr sollte er dafür belohnt werden, und Dohna empfahl ihn in einem amtlichen Schreiben, besonders als Uebersetzer des Becanus, der kaiserlichen Majestät. Nicht lange nachher aber erfolgte unerwartet des Burggrafen Sturz. Am 10. September 1632 ging nämlich die Armee der Protestanten bei Breslau über den Strom; Dohna richtete, vom Wall aus, eigenhändig eine Kanone auf sie, und ließ meuchlerisch drei Schweden erschießen. Nun steigerte sich die Erbitterung gegen ihn zur offnen Empörung; die Wuth des Volkes kannte keine Grenzen mehr. Die Sturmglocken dröhnten, eine furchtbare Men-

ſchenmaſſe umzingelte das Amtshaus, und wollte den Seligmacher heraus haben. Nur unter dem Schutz einer ſtarken Reiterabtheilung konnte Dohna Abends aus Breslau entfliehn, und er wagte niemals mehr, die Stadt zu betreten.

Opitz ſtand plötzlich verlaſſen, er mußte ſich andre Gönner ſuchen, und wendete ſich alſo an die Herzoge von Liegnitz und Brieg. Dem letzteren widmete er ſein Lehrgedicht „Veſuvius“ (1633), welches durch kurz vorher erfolgte heftige Ausbrüche des Veſuvs veranlaßt worden. Naturmalereien und phyſikaliſche Schilderungen bilden die Grundlage des kunſtvollen Gebäudes, und gleich Arabesken, Steinblumen und Basreliefs, ſchlingt ſich eine ſorgſame Didaktik daran empor. Das Ganze iſt indeß beinahe zu ſchön geordnet, der gelehrte Plan wirft einen Schatten ängſtlicher Künſtelei darüber, und man fühlt ſehr den Mangel unmittelbarer Poeſie.

Erſt jetzt, nachdem Dohna 1633 zu Prag geſtorben war, wagte Opitz, die vor zwölf Jahren geſchriebenen „Troſtgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges“ herauszugeben, und es klingt nun wie Parodie auf ihn ſelbſt, wenn es darin heißt:

Dann werden aufgeſtellt zu aller Menſchen Haßen,
Die die Religion im Stiche ſitzen laſſen,
Der Freiheit abgeſagt, und wo der Wind gewecht,
Um zeitlichen Gewinn, den Mantel hingerecht.

Im Jahre 1634 folgte Opitz dem Herzoge von Brieg nach Thorn, und wählte dann die reiche Handelsſtadt Danzig zu ſeinem Wohnort. Hier entſtand das Singſpiel „Judith“, nebſt einer Ueberſetzung der „Antigone“, und

als König Wladislaus IV. von Polen aus dem Feldzug wider Rußland heimkehrte, begrüßte ihn Opitz mit einem Lobgedicht. Dasselbe beschreibt, wie friedliche Glaubensfreiheit in der Heimath gewehrt, während der Fürst draußen Sieg und Ruhm erkämpft hat, und abermals macht es einen sonderbaren Eindruck, wenn wir die Zeilen lesen:

Hier mag ein Jedermann in Gottes Dienste leben,
Wie sein Gewissen weiß: mag seine Hände heben
Zu Dem, der euch nicht mehr vertrauet, als die Welt,
Und seiner Ehre Recht für sich allein behält:
Zu Dem, der lieber uns will ohne Glauben wissen,
Als daß man seine Furcht aus Furchten ein soll schließen
Und nach dem Winde gehn; zu Dem, der Heuchelei
So hart bestrafen wird, als Mord und Tyrannei.

König Wladislaus zeichnete den Dichter aus und ernannte ihn zu seinem Historiographen. Die Produktionskraft desselben begann sich nun in ganzer Fülle aufzuschließen; er stand in den Jahren männlicher Vollreife, Geschmack und Geist waren zur höchsten Ausbildung gelangt. Da kam die Pest nach Danzig, verwüstete die Stadt, und am 20. August 1639 fiel ihr auch Opitz als Opfer.

Was sich über seine dichterischen Leistungen sagen läßt, das liegt schon in der Biographie. Opitz war zum Patrioten zu wankelmüthig, zum Poeten zu gelehrt; seine Werke haben keine Rauhheit, keine Unebenheit — sie sind glatt und kühl. Hätte er sich entschlossen in den Strom der Zeit gestürzt, so würde das seinen Männermuth gekräftigt haben, aber er zog es vor, zu schmeicheln und sich dafür von einem behaglichen Leben wiederum schmeicheln zu lassen ... es wurde ein sammetner, haltloser Hofmann aus ihm. Diese Höflings-Anmuth und jene Wucht von Ge-

lehrſamkeit liegen wie ein drückender Alp auf ſeiner Bruſt und ſtören die poetiſchen Träume. Alles deutſche Bewußtſein fehlte ihm: er brachte drei Dinge in die Literatur, welche als Krebsſchäden daran gezehrt haben: die Ausländerei, das ſüße, höfiſche Schmeichelweſen und den zähen, poeſie-ertödtenden Alexandriner. Und dennoch, trotz dieſer dunklen Flecke, gebührt dem Opitz unvergänglicher Ruhm, denn er hat uns das Palladium der Form, das verlorene Schönheitsgeheimniß wieder erobert. Mit ſiebenfachem Salomonsſiegel verſchloſſen, lag es im tiefen Meer, bis er den löſenden Zauber ſprach und in Schleſien eine neue Dichterſchule erſchuf.

Als die erſten Sänger gingen daraus Julius Wilhelm Zincgref (1591—1635) und Andreas Scultetus († um 1642) hervor, jedoch der reichſte, ſeelenvollſte Jünger dieſer Schule war Paul Flemming, der im Jahre 1609 zu Hartenſtein geboren wurde.

— Darf ich Dich wohl bitten, lieber Roderich, ſagte Bruno, mir nun das Rednerſcepter zu überlaſſen?

— Von Herzen gern! erwiederte Roderich. In beſſre Hände könnte ich es gar nicht niederlegen.

Bruno nahm ein Manuſcript hervor und las:

* * *

Paul Flemming's Reiſe nach Jspahan.

I.

Das blutige Getümmel des dreißigjährigen Krieges brauste durch die Marken des Churfürſtenthums Sachſen, und verwüſtet lagen viele, ſonſt wohlhabende Städte. Auch

Meißen hatte den zerpreſſenden Druck der wilden Soldateska erfahren, und kaum mochte man den blühenden, geſchäftreichen Ort wiedererkennen, wenn man ihn jetzt erblickte. Niedergeſchoſſen und geſchleift waren die Mauern; die geplünderten Häuſer lagen zum großen Theil öde, und kein geſchäftiges Leben erſcholl, wie früher, auf dem Markt. An einem kalten Wintertage des Jahres 1633 deckte hoher Schnee die Gaſſen, und nur ſpärliche Fußtritte waren darauf zu bemerken, denn Jeder blieb gern in ſeiner Behauſung, wenn ihn nicht die äußerſte Nothwendigkeit zum Ausgehen zwang.

Ein einzelner Mann wanderte zwiſchen den Giebelhäuſern hin; das leichte Ränzel auf ſeinem Rücken, der tüchtige Stock in ſeiner Hand bezeichneten ihn als Reiſenden. Er war hoch und jugendlich ſchlank gewachſen; das freie offne Geſicht, mit den lebhaften dunklen Augen, erſchien von der Kälte leicht geröthet, ein Bart kräuſelte ſich um Lippe und Kinn, und luſtig flatterten die Locken auf ſeine Schultern herab. Der rüſtig fortſchreitende Wandrer hieß Paul Flemming, und war vor einiger Zeit von der Univerſität Leipzig nach Meißen, wo er ſeine Jugendjahre verlebt hatte, zurückgekehrt. Aber die Kriegesſtürme ließen ihn hier keinen Raſten finden, deshalb wollte er die Heimath meiden und ein neues Glück im fremden Lande ſuchen. Wehmüthig blickte er zu der Fürſtenſchule von Sankt Afra hinauf, in deren düſtern Kloſterſälen ſich ihm der Geiſt griechiſcher Dichter erſchloſſen hatte, und das Bild des weiten Gebäudes, mit den ſchneebedeckten Dächern, ſpiegelte ſich in einer Thräne, die ſeinem Auge entrollte. Manche Jugenderinnerung umflatterte ihn: er ſah die wilden Knabenſpiele,

den geſtrengen Herrn Rektor und die hübſche Nachbarstochter im Gärtchen hinter dem Hauſe, zu der er an lauen Sommerabenden oft heimlich über die Hecke geſtiegen war.

Dieſe lachenden Phantaſien wurden indeß bald durch die traurige Wirklichkeit verſcheucht. Flemming fand an ſeinem Wege Schutthaufen, die er als reiche Dörfer gekannt: ſtille Wehmuth ſtieg in ſeinem Herzen auf, und er ſang der Heimath ein Abſchiedslied, deſſen erſte Strophen alſo lauteten:

„O, du zweimal wüſtes Land
Von der Feinde beider Hand,
Ach, du liebes Meißen du,
Wie biſt du gerichtet zu!

Deine Felder liegen bloß,
Deine Flüſſe werden groß,
Groß von Thränen, die man geußt,
Und als Ströme fließen heißt.

Deine Dörfer ſind verbrannt,
Deine Mauern umgerannt:
Deine Bürger ſind verzagt,
Deine Bauern ausgejagt.“

Die eignen Worte ſchallten dem Dichter entgegen wie ein Aufruf zu Kampf und That. Ach, er fühlte das ganze Unglück des Vaterlandes, und ſein Herz wollte ihm brechen. Von den Pfaffen aufgehetzt, ſtanden die Söhne Einer Mutter ſich haßerregt und mörderiſch gegenüber ... ſie zerfleiſchten ſich um ihres Glaubens willen. Ringsumher ſah Flemming die Folgen dieſes empörenden Kampfs, und dachte dabei mit tiefem Schmerz: wie groß, wie ſtark und frei Deutſchland ſein könnte, wenn es einig wäre.

Aber nein! Man zersplitterte, man vergeudete die Kraft; Panduren und Kroaten, wilde Horden, zogen raubend, plündernd durch die Provinzen, als freche Mörder von Deutschen gegen Deutsche gedungen. Des Dichters Hand ballte sich vor Zorn, und aus dieser Stimmung ging folgendes Sonett hervor:

„Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgezählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenreck, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann?
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starken auf den Schein, es ist's um uns gethan.
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne!"

Flemming nahm den Weg nach Holstein, in dessen Marschländern er friedliche Ruhe zu finden hoffte. Trotz der rauhen Jahreszeit und der umherstreifenden Nachzügler, erreichte er glücklich sein Ziel. Das helle Glöckchen des Johanniskloſters trüben auf dem Holm rief die adligen Nonnen eben zum Abendgebet, und seine Klänge schallten in die Straßen hinab, als der Wandrer zu Schleswig ankam. Die Strahlen der untergehenden Sonne streiften über die Dächer des Domes und liehen den Schneedecken derselben ein herrliches Roth. Dem jungen Dichter gefiel

die fremde Stadt, und munter trat er in den Thorweg des „grünen Seeſchiffes“ ein, das ihm, auf goldnem Grunde, gaſtlich zuwinkte. Geräuſch ſcholl aus der Zechſtube, und ſchon von außen überſah er, durch das Thürfenſterchen, die luſtige Geſellſchaft, welche drinnen verſammelt war. Kaum hatte er geöffnet, ſo eilte ihm die hübſche Wirthin entgegen und bot ihm einen freundlichen Gruß. Sie führte den halberſtarrten Reiſenden ſorgſam zur Eichenbank, die den eiſernen Ofen umgab, und kredenzte ihm einen Krug gewürzten Weines. Nachdem er ſich gehörig durchwärmt hatte, betrachtete Flemming die am Tiſche ſitzenden Gäſte. Weitgereiſte Kaufleute, mit ernſten Geſichtern, hielten ſich ein wenig von den Uebrigen abgeſondert; blonde Holſteiner ſtritten eifrig, ob im Frühjahr der Krieg auf's neue beginnen werde, und ein Kreis von Schiffern erzählte ſich, man habe den Kraken, das Meerungeheuer, vor kurzem wieder erblickt. Daſſelbe ſollte aus dem Waſſer emporgetaucht ſein mit einem Rücken, ſo groß wie eine Inſel, und darauf wuchſen hohe Polypenbäume, zwiſchen denen zahlloſe Schnecken und bunte Muſchelthiere umherkrochen.

Flemming erfreute ſich der friedlichen Sorgloſigkeit, er fühlte ſich innerlich erregt und gab mit dem Zinndeckel der geſchäftigen Wirthin ein Zeichen, ſeinen Krug abermals zu füllen. Der ſchnelle Uebergang von ſchneidender Kälte zur ſchwülen Stubenluft, hatte jedoch die Nerven des Dichters erſchüttert; es tanzten plötzlich rothe Flammen vor ſeinem Blick, dumpfes Brauſen klang ihm in die Ohren, und die Wirthin ſtieß einen Schreckensruf aus, als ſie ihn todesbleich zuſammenſinken ſah. Alle Gäſte ſprangen auf; ſie bemerkten nun erſt den Fremdling, der leichenähnlich dalag,

und bildeten neugierig einen Kreis um ihn. Die Wirthin hatte ſchnell ein Fläſchchen herbeigeholt, das ſie einſt vom Wunderdoktor gekauft, und wuſch dem bewußtloſen Flemming die Schläfen. Aber ſie wurde in ihrer Beſchäftigung geſtört, denn ein wohlgekleideter Mann, deſſen feines Angeſicht durch blondes Haar und blaue Augen etwas Mädchenhaftes erhielt, trat zu dem Kranken. Mit kurzen Worten befahl er, ihn ſogleich in's Bett zu bringen, und ſeine Vorſchriften wurden pünktlich ausgeführt. Dann entfernte er ſich, kehrte indeß bald mit Arzneien zurück, die er dem Ohnmächtigen von Zeit zu Zeit einflößte, während er die Nacht an ſeinem Lager durchwachte.

Lange hielt das Fieber Flemming's Sinne umſchloſſen, und ohne die unermüdliche Sorgfalt des Unbekannten hätten ſeine Lippen wohl niemals wieder ein tönendes Lied geſungen. Endlich fühlte ſich die innere Gluth, ein wohlthätiger Schlaf breitete die Fittige über ihn aus, und mit völlig klarem Bewußtſein erwachte Flemming. Die Morgenſtrahlen fielen durch das Fenſter, an dem die Wirthin ſaß, ihre Spitzenklöppeln kunſtfertig durcheinander werfend; draußen ragten Maſten und Kirchthürme empor; an der Decke des Zimmers hing ein Vogelbauer, und ein Hänfling flatterte darin. Dem Dichter, der heute zum Erſtenmal dieſe Umgebung betrachtete, ward gleich recht heimiſch zu Muth, denn im Hauſe ſeiner Eltern gab es einſt eine ähnliche Stube, und auch dort hatte er als Knabe ein hitziges Fieber überſtanden. Sogar der Hänfling ſchien ihm derſelbe, den er im Walde gefangen; Flemming glaubte in der elterlichen Wohnung zu geneſen, und hielt anfangs den ganzen Zwiſchenraum ſeines Lebens für eine Fieberphan-

taſſe. Aber bald gewahrte er, die hübſche Spitzenklöppletin ſei nicht ſeine blaſſe, ängſtlich beſorgte Stiefmutter, ſondern die Wirthin zum goldenen Seeſchiff in Schleswig. Er wollte die Lippen öffnen, um ihr ein Lebenszeichen zu geben, doch ſeine Schwäche duldete es nicht.

Leiſe ging die Thür auf, und herein trat jener junge Mann, der ſich des Kranken ſo hülfreich angenommen. Die Wirthin flüſterte ihm einige Worte zu, darauf kam der Fremde an Flemming's Bett, ergriff deſſen Hand, und ſchien durch den Pulsſchlag ſehr befriedigt. Der Dichter bemerkte das alles, war indeß ſo matt, daß es ihm nicht gelingen wollte, die Lider emporzuziehn, die nur einen ſchmalen Lichtſtreifen in ſein Auge fallen ließen. Jener Fremde, der ihn mit ſo beſorgten, freundlichen Blicken anſchaute, weckte ſein ganzes Intereſſe; aus den Reden, welche derſelbe mit der Wirthin wechſelte, vernahm Flemming, wie viel er ihm ſchuldig ſei, und doch vermochte er nicht, ihm ein Wort des Dankes zu ſagen.

Die Sonne ſtieg höher, ſie warf einen goldnen Strahl über das Bett. Da war es dem Kranken, als komme ihm plötzlich alle Kraft und Geſundheit zurück; er faßte die Hand ſeines Beſchützers und erhob ſich auf dem Lager. Der Doktor ſchreckte zuſammen, aber die Wirthin lief ſchnell die Treppe hinunter, dem ganzen Hauſe das frohe Ereigniß zu verkünden. Dadurch blieben die beiden Männer allein, und Flemming verſuchte zu ſprechen, während große Thränen von ſeiner Wange rollten. Grahmann — ſo hieß der edle Arzt — verbot ihm, mit ſanften Worten, jede Erregung; es gab nun eine ſtumme, aber ausdrucksvolle Scene zwiſchen ihnen, und ein Händedruck beſiegelte ihren

Freundschaftsbund. — Nun machte Flemming's Genesung täglich Fortschritte, so daß er bald die Pfühle verlassen konnte. Grahmann verlebte jede freie Stunde mit ihm, und immer näher traten sich ihre Herzen.

Als der April einen recht frischen, sonnigen Tag entfaltet hatte, erschien der Doktor, festlich geschmückt, und fand den Freund in seinem Lieblingsdichter Opitz lesend, den er „Schlesiens Smaragd" zu nennen pflegte. Ein Strahl der reinsten Freude leuchtete aus Grahmann's Augen, und er kündigte dem Patienten an, daß er gekommen sei, ihn in die verjüngte Natur hinauszuführen. Froh sprang Flemming empor und nahm das Barett. An der Hausthür fanden sie die brave Wirthin, auf deren Wangen helle Thränen glänzten, als sie den Gast so muthig daherschreiten sah. Arm in Arm verließen die Beiden das goldene Seeschiff, und wandelten am Ufer des Schleyflusses entlang, bis wo sich, auf einer Insel desselben, Schloß Gottorp erhebt. Im saftigen Schmuck des Frühlings dehnte sich rings das ebene Land mit seinen Torfmooren, Haiden und Wiesen aus; am südlichen Horizont begrenzten blaue Hügelketten die Landschaft, und im Osten lag, mit blendendem Silberglanz, der Spiegel des Meeres. Schwellende Segel zogen heran, und lautes, geschäftiges Treiben erscholl am Gestade.

— Die vollsten, innigsten Empfindungen, begann Flemming nach einer langen Pause, welche das Leben uns bietet, sind die der Liebe und der Genesung. Wer nie geliebt hat und wer niemals krank gewesen ist, der kann gewiß kein Dichter sein. Eine Welt von Poesie durchschauert mich heute. Der Frühling lacht mich an wie eine holde

Braut, die Blumen flüſtern mir Lieder zu, und die Vögel fragen mich, warum ich nicht mit ihnen ſinge. Nicht nur das Leben danke ich Dir, mein Grahmann, ſondern auch dieſe Fülle wunderbarer Anregung, denn ohne Dich hätte man mich begraben, ehe noch der Lenz die Erde geküßt. Gott weiß es, wie lieb ich Dich habe, ... ich kann Dir ja nichts geben, als mein Herz, mein innerſtes Leben! Und dennoch ... dennoch! — Flemming ließ den Blick über das Meer hingleiten, und fuhr dann mit weicher Stimme fort: O Grahmann, Du haſt meinen Körper geheilt, aber ich glaube, meine Seele iſt krank geblieben! Sie treibt mich fort ... weit, weit nach fernen Küſten hin, und doch kann ich ihn nicht denken den traurigen Gedanken, daß ich mich jemals von Dir trennen ſoll. Nicht wahr, Grahmann, ich bin noch krank ... recht krank?

— Nein, mein Lieber! Geſund biſt Du ... kerngeſund an Leib und Geiſt! ſagte der Doktor freudig. Nicht Krankheit erweckt jene Sehnſucht, die uns in unbekannte Fernen treibt, ſondern das iſt die Blüthe der Geſundheit. Nur ein Jüngling, der am Körper oder an der Seele kränkelt, bleibt gern daheim — dem Lebens- und Thatenfriſchen hebt ſich die Bruſt, wenn er die Theile der Welt durchmeſſen kann.

— Ich glaube dem Arzte, erwiederte Flemming, der mich dem Daſein zurückgegeben hat, aber mein Inneres wird von wüſter Qual gefoltert. Entweder muß ich für immer hier in Schleswig bleiben, oder muß mich von Dir trennen, und — beides kann ich nicht!

— Ich wäre ein ſchlechter Arzt, ſprach Grahmann lächelnd, wenn ich nur Pillen und Latwergen zu miſchen verſtände, um die gröbern Leiden des Körpers zu lindern.

Ein echter Schüler des Hippokrates muß auch Rath für tieferliegende Uebel wiſſen, und da mir der Zufall, dieſer treue Bundesgenoß meines Standes, eben recht zu Hülfe kommt, ſo möchte mir diesmal die Cur wohl kaum mißlingen. Unſer Herzog Friedrich will nämlich eine Geſandtſchaft an Czaar Michael Feodorowicz nach Moskau ſenden, und geſtern erhielt ich die Aufforderung, dieſen Zug als Arzt zu begleiten. Bis jetzt zögerte ich, ſie anzunehmen, denn ich konnte mich nicht zur Trennung von Dir entſchließen. Doch nun iſt alles gut! Meine Bitte ſoll Dir ein Amt bei der Geſandtſchaft auswirken, und mit einander reiſen wir nach der prächtigen Czaarenſtadt.

Flemming antwortete nicht, aber der Sonnenball, der eben in's Meer hinunterſank, hauchte ſeinen Purpurglanz auf die Freunde, die ſich eng umſchlungen hielten.

II.

Am 27. October 1635 lag im Hafen bei Travemünde ein ſtarkes Schiff, deſſen Deck von vielen bunten Trachten wimmelte. Als das Signal gegeben wurde, zogen die Seeleute den Anker ein, und in demſelben Augenblick donnerten die Stücke des Schiffs ihr Lebewohl. Matt und dumpf ſcholl das Echo wider, aber deſto fröhlicher jubelte die zahlreiche Menſchenmenge, die ſich am Ufer verſammelt hatte. Bald gelangte das Fahrzeug zum Ausfluß der Trave, und hier kam ihm ein anderes großes Schiff entgegen. Der Steuermann meinte, dies müſſe ihm ausweichen, da es jedoch nicht geſchah, ſo ſtießen die Kiele

dröhnend zuſammen, und dieſer Vorfall erweckte bei Manchem eine abergläubiſche Furcht.

Das abſegelnde Fahrzeug trug die holſteiniſche Geſandtſchaft, aus Deutſchen, Franzoſen, Schweden, Polen, Dänen, Holländern, Tartaren, Armeniern und Ruſſen beſtehend, welche jetzt ihren Weg nach Perſien antrat. Beim Fockmaſte ſtanden Grahmann und Flemming, der durch den Einfluß ſeines Freundes zum Truchſeß erhoben war. Beide hatten bereits die frühere Geſandtſchaft begleitet, welche im verfloſſnen Jahr nach Moskau gegangen war, um freien Durchzug für die jetzige zu erbitten. Obgleich dem Dichter „des alten Vaters Noth, der frommen Mutter Leid, der lieben Schweſtern Angſt“ zu Herzen ging, ſo konnte er doch der Lockung nicht widerſtehn, die Wunder des Morgenlands zu ſchauen, und luſtig ſchöne Bilder umgaukelten ſeinen Sinn. Auch Grahmann's Geiſt war erregt, aber nicht Phantaſiegeſtalten beſchäftigten ihn, ſondern die nahe Wirklichkeit. Der Herrſcher von Rußland, der ihn bei der vorigen Anweſenheit kennen gelernt, hatte ihm ſchriftlich antragen laſſen, als Leibarzt in ſeine Dienſte zu treten. Eine glänzendere Ausſicht konnte ſich dem jungen Arzte unmöglich darbieten. Ehre und Gold lagen vor ihm — er brauchte nur zuzugreifen. Grahmann ſah nach Flemming hinüber, er empfand die ganze Macht der Freundſchaft und beſchloß — den Antrag abzulehnen. Indem er Jenem das Schreiben reichte, ſagte er zu ihm: „Paul! Ich werde nur bis Moskau mit Euch reiſen. — Lies!“

Verwundert griff der Poet nach dem Papier, durchflog deſſen Inhalt und ward bleich wie Schnee. „Ich wünſche Dir Glück!“ ſprach er mit wehmüthigem Ton, aber der

Doktor umfaßte ihn stürmisch: „Nein, glaube es nicht! Ich bleibe bei Dir … die Freundschaft gilt mir mehr als das!“ — Dem Dichter fiel ein Stein von der Brust; er sah den Freund mit einem Blicke an, in welchem alle Liebe strahlte, deren ein feuriger Jüngling fähig ist.

Das Schiff hatte die hohe See erreicht; auf dem Deck wurde ein kurzer Gottesdienst gehalten. Man sang das schöne Lied: „In allen meinen Thaten laß' ich den Höchsten rathen“, das Flemming zu der vorjährigen Reise gedichtet hatte, und als man an die Stelle kam:

„Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr!“

da glühte, beim Anblick des weiten Meers, selbst in der Brust der härtesten Matrosen ein Gebet.

Die Führer der Gesandtschaft hießen Philipp Crusius und Otto Brügmann. Der erstere war ein kleiner, wohlbeleibter Mann; gutmüthig lächelnde Züge machten sein Antlitz angenehm. Zwar ließ das Phlegma keine Thatkraft in ihm aufkommen, doch blieb er stets der friedfertigste Mensch, so lange seine Verdauung nicht gestört wurde, und diese war unerschütterlich. Die Leitung des Zuges legte er ganz in die Hände Brügmann's, der sich zu Anfang gegen jeden Einzelnen voll gewinnender Freundlichkeit benahm. Dadurch wußte er den arglosen Flemming so gut zu täuschen, daß derselbe ihn oft gegen Grab-

mann vertheidigte, den ein unbesiegbares Mißtrauen von dem Gesandten zurückzog.

Flemming hatte, als das Fahrzeug noch vor Anker lag, einem Bruder Studio in Leipzig ein Abschiedslied zugeschickt, worin er mit humoristischer Betrübniß die verschiedenen Loose schilderte, welche sie beide aus Fortuna's Rad gezogen:

„Wohl dir, mein bester Freund, du bleibest noch umgeben
Mit Phöbus liebem Volk, ich muß bei Barbarn leben;
Du liegest in dem Schooß der Liebsten weich und warm,
Die Thetis fasset mich in ihren kalten Arm.
Du lässest übers Haus den Gram und Sorgen fliegen,
Ich muß mit Furchten mich auf Brettern lassen wiegen.
Dich bläset freundlich an ein zarter, rother Mund,
Auf mich stößt Wind und Sturm, bald geh' ich gar zu Grund."

Des Dichters Prophezeihung schien sich erfüllen zu wollen. In den ersten Tagen blieb der Himmel zwar blau, der Wind günstig, und die Fahrt ging ungehindert von statten. Doch während einer Nacht umzogen graue Wolken den Horizont, ein herbstlich kalter Sturm erwachte und trieb das Fahrzeug mit furchtbarer Schnelligkeit gegen Norden. Der Steuermann vermochte nicht, seinen Lauf zu hemmen, Rabenfinsterniß bedeckte die See, und das Schiff stieß auf den Felsengrund von Orland.

„Die starken Planken krachten,
Der Kiel saß auf dem Fels, es schlug der Zorn der Wachten
Kajütenhoch und mehr. Und was noch mehr erschreckt,
Es war die Luft mit Nacht und Wolken ganz bedeckt.
Ihr wußtet in der Angst nicht, wie euch war geschehen;
Ein Wort war Aller Wort: „Ach, möchten wir doch sehen!"

Die Wände des Fahrzeuges widerstanden glücklicher-

weise dem gewaltigen Stoß, und obgleich es bedeutend leckte, sah man sich doch genöthigt, in's offne Meer hinauszusteuern. Schwarze Nacht hatte den Tag überwunden; wüthend heulte der Sturm, peitschte die Wellen bergeshoch empor, zerriß Taue und Segel, brach den Mittelmast ab, und auch der Fockmast mußte gekappt werden. So schwankte das trümmerhafte Schiff vorwärts auf der wilden See, deren Tiefe durch das Senkblei nicht zu ergründen war.

In einer engen Koje, die bisher noch trocken geblieben, saßen Flemming, Grahmann und Adam Olearius, der Gesandtschaftssecretair, ein Freund jener Beiden. Er war eben vom Verdeck zurückgekehrt, und hatte dort Beobachtungen für die Reisebeschreibung gesammelt, die er herauszugeben gedachte. Flemming, der oft durch kleine Trübsale tief bekümmert werden konnte, zeigte sich mitten in der Todesgefahr ganz ruhig, während Grahmann fast zermalmt schien durch den Anblick der nächtigen See, auf der das Fahrzeug haltlos dahinflog, während sich ihm hinter jeder wildschäumenden Woge ein weites Grab eröffnete. — Und zur selben Zeit, wo die Gesandtschaft von den Wogen umhergestrudelt wurde, erwartete man sie zu Reval mit ängstlicher Sehnsucht. Der Magistrat, welcher sich zum feierlichen Empfang vorbereitet hatte, sandte Boten aus, und traurige Nachrichten wurden ihm heimgebracht. Einige Matrosen wollten das holsteinische Schiff gesehen haben, andere beschrieben seinen Untergang. Da mußten die Bewohner der Stadt wohl ein Unglück fürchten, und man hielt in allen Kirchen ein Gebet für die Rettung des Gemitats.

Den bangen Schiffern zeigte sich in der Finsterniß, die

ſie umgab, plötzlich ein ſchroffes Felſenufer; der Wind trieb ſie darauf zu, und ein alter Bootsmann erkannte die Inſel Hochland.

„Das Land heißt, wie es liegt, hoch in die Luft geſtrecket,
Dem ſtets ſein kahles Haupt mit Wolken iſt bedecket;
Kalt, felſicht, trocken, leer, wild, doch ohn' alles Wild,
Kaum dreier Fiſcher Stall. Ein wahres Ebenbild
Der reichen Armuth ſelbſt." — —

Krachend ſtieß das Schiff auf eine Felsbank, die ſich unter dem Waſſer entlang zog; der Kiel ward zerſchmettert, und zwiſchen den geborſtenen Planken kochte die See herein. Schon begann das Fahrzeug zu ſinken, die Paſſagiere konnten ſich nur durch Schwimmen retten, und einzeln erreichten ſie das Land. Hier erhoben ſich, zwiſchen Föhrenbäumen, etliche Hütten, deren durchlöcherte Rohrdächer kaum Schutz gegen Wind und Wetter gewährten. Arme Fiſcherfamilien wohnten darin, und beſaßen nichts, was ſie den Schiffbrüchigen irgend hätten anbieten können.

Olearius und der Stallmeiſter von Mandelsloh, von dem wir gleichfalls eine Schilderung der Reiſe beſitzen, waren zuerſt an's Ufer getreten; Flemming mit Grahmann folgten bald, und noch einige andre Freunde geſellten ſich zu ihnen. Nun wurde eine der Spelunken in Beſitz genommen, und nach kurzer Zeit loderte im Kamin ein helles Feuer, um das die durchnäßte Geſellſchaft ſich lagerte.

— Ich bin ſo herzlich vergnügt, fing Flemming an, als hätte mich Frau Fortuna's reichſtes Füllhorn beſchüttet, und eigentlich war es doch nur Seewaſſer und Regen, was über uns ausgegoſſen wurde. Das Bewußtſein, eine rechte Gefahr hinter ſich zu haben, belebt jeden Menſchen

gar angenehm, und das Einzige, das mir für den Augenblick noch wünschenswerth erscheint, wäre ein wärmender, feuriger Trunk.

— Nun! meinte Olearius. Ein Fäßchen Arack muß draußen liegen, denn da ich nicht besser schwimmen kann, als der steinerne Roland zu Halle, so ergriff ich dasselbe, und ließ mich durch Mandelsloh an's Ufer treiben.

— Auch ich kann etwas zu dem Glühtrank beitragen, sagte der Kammerpage Pöhmer. Am Borde sah ich ein feines Holzkistchen, das die Wellen von unserm Schiffe hergespült haben, und wenn ich nicht irre, müssen saftige Limonen darin sein. Wir wollen doch einmal nachsehen.

Olearius und Pöhmer verließen die Hütte, kehrten aber bald mit dem Gefundenen zurück. Man setzte Wasser bei, goß von dem Arack hinein und preßte Citronensaft dazu. Ein lederner Reisebecher diente als Pokal, und ging von einer Hand zur andern. Mandelsloh stimmte ein Trinklied an, das Flemming noch auf der Universität gedichtet hatte, alle Uebrigen sangen mit, und volltönig hallte der Chorus durch die öden Felsen von Hochland.

III.

Unter Jubelruf und Glockengeläute, von einer unabsehbaren Volksmenge umringt, zog die Gesandtschaft in Reval ein. Vorüber waren alle Befürchtungen, die sich ihrer auf dem wüsten Eiland bemächtigt hatten, wo ihnen der nahe Winter mit Frost und Hunger in's Auge sah.

Kaum empfing das gaſtliche Reval Kunde von dem Schiffbruch, als es Boote nach Hochland ſendete und die Geſtrandeten abholen ließ. Die achtbarſten Bürger der Stadt ſtritten um die Ehre, ein Mitglied des Comitats zu beherbergen; Flemming und Grahmann fanden ihre Wohnung bei dem Aeltermann und Kaufherrn Riehuſen, der ihnen entgegen kam und ſie freundlich in ihr Zimmer führte.

Als die Freunde ungeſtört waren, ſagte Flemming zu dem Gefährten: Mir iſt ſo heimathlich zu Muthe, wie in meinem Vaterſtädtchen Hartenſtein, dort, „wo der Muldenfluß ſo ſanfte geht in bergigten Gebüſchen“. Die Wohnung meiner Eltern enthielt freilich keine ſo reiche Ausſchmückung, wie dieſe, ſondern nur dauerhafte Geräthſchaften von Eichenholz ſtanden darin. Außerdem kann ich auch nicht läugnen, daß mich die Pracht der Umgebung einigermaßen in Verlegenheit ſetzt, denn dies Wamms, das vom Meerwaſſer einen höchſt unbeſtimmten Farbenton angenommen hat, iſt das einzige, welches ich noch mein nenne auf dem weiten Erdenrund.

— Tröſte Dich mit mir! erwiederte Grahmann. Auch meine Gewänder liegen bei den Fiſchen, und einem Schiffbrüchigen verzeiht man ſchon, wenn er nicht ſo zierlich auftritt, wie ein fränkiſcher Stutzer.

Da öffnete ſich die Thür, zwei Diener traten ein und brachten Erfriſchungen, nebſt einem großen Korb voll ſauberer Kleidungſtücke. Die Fremden dankten im Stillen dem freigebigen Wirth, und ſchickten ſich an, beim Abendeſſen gebührend erſcheinen zu können.

In einem großen Gemache, das durch viele Wandleuchter erhellt wurde, fanden ſie den Kaufherrn. Einige Freunde

und seine Buchhalter umgaben ihn, aber auch zwei schöne junge Mädchen waren zugegen — Anna, die Tochter des Wirths, und Elisabeth, seine Nichte. Riehusen stellte sie den Eintretenden vor, doch augenscheinlich that er das bei Grahmann mit größerer Aufmerksamkeit, als bei Flemming. Anna war blond, und eine unbeschreibliche Sanftmuth strahlte aus den blauen Blumenspiegeln ihrer Augen, während lachender Frohsinn in Elisabeth's dunklen Feuersternen wohnte. An der Tafel erhielt der Dichter seinen Platz neben Elisabeth und einem alten Senator, während Grahmann zwischen Riehusen und Anna saß. Das holde Madonnengesicht der letzteren zog unsern Flemming unwiderstehlich an, er konnte kaum den Blick davon abwenden, und um nur durch sein Schweigen nicht allzusehr aufzufallen, sagte er der muntern Nachbarin einige artige Worte. Die Seefische, welche man auf silbernen Platten umherreichte, mundeten ihm nicht; das leckere Wildpret ließ er unberührt, und der Muskateller, den er sonst nie zu verschmähen pflegte, schmeckte ihm heut, als wäre Wermuth darin.

Ueberhaupt blieb die Unterhaltung förmlich, und am Ende verbreitete sich eine seltsame Stille im Zimmer. Der Nachtisch, aus vergoldeten Schaugerichten und Zuckerbackwerk bestehend, wurde aufgetragen, als Riehusen noch einmal den Versuch machte, das Gespräch zu beleben.

— Die deutsche Dichtkunst, begann er, Grahmann bedeutungsvoll anblickend, hat sich seit kurzem mit ungestümer Pracht entfaltet, jener Wunderblume gleich, die nach Jahrhunderten plötzlich in Einer Nacht zur Blüthe kommt. Glaubet nicht, Herr Truchseß, daß wir in unserm Norden

erſtarrt und theilnahmlos ſind! Wir wiſſen ſehr wohl, daß Ihr zu den kunſtreichſten Gärtnern gehört, welche die ſeltne Pflanze pflegten, bis ſie ihren Kelch erſchloß, denn auch zu unſerm blumenarmen Strande ſind Eure Lieder gedrungen.

— Ihr meint meinen Freund Flemming! entgegnete der Arzt. Ich heiße Grahmann und bin Leibmedicus Seiner Durchlaucht des Herzogs Friedrich von Holſtein.

Das höchſte Befremden malte ſich in Riehuſen's Angeſicht. Aus beſondrer Vorliebe für den Dichter, hatte er ſich dieſen zum Gaſt erbeten, doch paßten Grahmann's ſanfte Züge beſſer zu dem Bilde, das er ſich von Flemming entworfen, als deſſen eigne kecke Erſcheinung, und ſo war er dazu gekommen, ſie beide zu verwechſeln.

— Auch ich muß das überreiche Lob ablehnen, ſprach Flemming erglühend. Daſſelbe gebührt nur unſerm Opitz, der die deutſche Sprache zuerſt im vollen Schmuck ihrer metallnen Schönheit zeigte. Er, ein eben ſo herrlicher Dichter, als gelehrter Kenner des Alterthums, gab unſerm Versbau, ſtatt der todten Zahl, das lebendige Maaß. Wohl ſtrebe auch ich nach jenem Ziele, welches er längſt erreicht hat, doch bin ich gern zufrieden, wenn mir einſt ein kleines Blättchen von dem Lorbeer wird, der ſeine Stirne unvergänglich krönt.

— Würdig iſt Eurer die Beſcheidenheit, verehrter Gaſt! ſagte Riehuſen, zu Flemming gewendet. Alle Achtung vor dem berühmten Herrn Opitz von Boberfeld, allein Ihr ſeid mir wahrer, inniger, und meiner Tochter ergeht es ebenſo. Sie mag Eure Lieder lieber ſingen, als die ſeinigen.

Anna wurde roth wie eine Himbeerroſe, und wie Vieles auch ihr Herz bewegte, ſie war jetzt nicht im Stande, eine Sylbe über die Lippen zu bringen. Flemming legte dieſem Schweigen eine Abſichtlichkeit unter, er fiel wieder in ſeine frühere Wortloſigkeit zurück, und verharrte darin bis die Tafel aufgehoben wurde.

Mehrere Tage waren ſeitdem verfloſſen, und zwiſchen den beiden Freunden ſchienen trübe Wolken zu lagern. Sie ſahen einander nicht frei in's Angeſicht, und wohnten ſo lautlos in demſelben Zimmer, wie ein Türke und ein Armenier, die der Zufall im Caravanſerai zuſammengeführt hat. Der Gedanke, Grahmann habe Anna's Liebe gewonnen, machte Flemming ſehr unglücklich, und der Doktor glaubte dagegen, Eliſabeth ſei dem Dichter zugethan. So erzeugte die Eiferſucht ein bitteres Gefühl in ihnen; Jeder ſchrieb ihre Spaltung der Verſchloſſenheit des Andern zu, und Jeder war bereit, ſeine eigne Liebe zu opfern, wenn ihm der Freund nur voll Vertrauen entgegenkäme.

Flemming ging einſt zur Dämmerſtunde im kleinen Garten hinter Niehuſen's Wohnung träumeriſch auf und ab. Er ſetzte ſich auf eine Raſenbank unter dem blätterloſen Maulbeerbaum, der einſam am zugefrornen Teiche ſtand — — da erſcholl plötzlich Anna's ſüße Stimme, die ſeelenvoll ein Lied von ihm ſang, und tief durchſchauerten ihn die Worte:

„Gebt, ihr meine Thränen, gebt,
Und erweichet Dem das Herze,
Der wie eine Klippe ſteht,
Unbewegt von meinem Schmerze,
Der das, was mein Herze bricht,
Sieht, und will doch ſehen nicht!“

Wehmüthige Freude hob Flemming's Bruſt, denn obgleich die aus dem Geſang hervorzitternde Sehnſucht nicht ihm galt, ſo erfüllte es ihn doch mit Glück, daß ſeine Verſe von den geliebten Lippen geſungen wurden. — Nach einem kurzen Vorſpiel begann die zweite Strophe:

„Fliegt, ihr meine Seufzer, ihr,
Nehmet eure Kraft zuſammen,
Blaſet, wie ihr thut bei mir,
Auf bei ihm die Liebesflammen,
Daß er, wenn er ſieht auf mich,
Brenne lichterloh, wie ich!"

Kaum waren dieſe Klänge verhallt, ſo ſchloß ein Kammermädchen das Fenſter, und Flemming vernahm nichts mehr. Es kamen Schritte durch den gepflaſterten Hof, Grahmann trat in den Garten und ſetzte ſich zu ihm. Der Dichter war durch den Geſang ſehr weich geſtimmt; zärtlich umfaßte er ſeinen Freund und ſagte:

— Grahmann, ich weiß es, Du liebſt Anna! Ihr paſſet gut zuſammen ... ſie iſt mild und ſanft, wie Du. Aber warum verhehlſt Du mir, daß ſich Eure Seelen gefunden haben? Glaubſt Du, ich mißgönne Dir Dein Glück? — Nein, nein, Du thuſt mir Unrecht! Nur Dein Schweigen war es, was mich verwundet hat.

— Auch mir blieb nicht fremd, erwiederte Grahmann, wie Du mit Eliſabeth ſtehſt! Iſt es doch wahrlich oft, als ob das feurige Mädchen dem Dichter, der in dieſem Hauſe angebetet wird, die ſtürmiſchen Worte von den Lippen küſſen möchte. Uebrigens irrſt Du Dich, wenn Du meinſt, daß mich die mondſcheinbleiche Anna feſſeln könnte!

— Höre auf, rief Flemming erregt, wenn ich Dir nicht zeigen ſoll, daß ich auf Aſta's Fürſtenſchule, außer der Fechter, auch den Degen führen gelernt habe! Meine Liebe kann ich dem Freunde zum Opfer bringen, aber beleidigen darf er mir die Geliebte nicht.

— Anna liebſt Du? fragte der Doktor, Flemming's Arm ergreifend. — Wahr und wahrhaftig? ... Nun, ſo hat ein böſer Dämon uns beide verwirrt, denn meine Göttin heißt Eliſabeth.

Der Dichter ſah ihn erſtaunt und beinahe mißtrauiſch an, aber aus Grahmann's Augen leuchtete nur die hellſte Freudigkeit. Jetzt ging es an ein langes Erzählen, und ſie folgten der Wurzel ihrer falſchen Eiferſucht, bis ſie fanden, das Saamenkorn derſelben ſei ſchon am erſten Abend in ihre Herzen gefallen.

* * *

Die meiſten Güter des geſtrandeten Schiffes waren durch Bewohner von Reval aufgefiſcht und gerettet worden. Als man aber alles getrocknet und gemuſtert hatte, fehlten die Kredenzſchreiben des Herzogs von Holſtein, und die Geſandtſchaft mußte alſo harren, bis neue Briefe aus der Heimath anlangten. Die Hofjunker und Truchſeſſe ſannen auf Zeitvertreib, und eines Jeden Eigenthümlichkeit beſtimmte ihn bei der Wahl. Cruſius lobte außerordentlich die Tafel ſeines Wirths, von deſſen hübſcher Tochter er auch zuweilen ſprach; Olearius arbeitete fleißig an ſeinem Tagebuch; Brügmann überließ ſich ſeltner und heimlicher, als gewöhnlich, einem ausſchweifenden Leben; Mandelslo tum-

melte draußen in der Ebene die wilden Reiſe der Ukraine; Grahmann liebte ſeine Eliſabeth, die ihm manche Zeichen ihres innigſten Wohlwollens zukommen ließ, und der ruſſiſche Dolmetſcher Oerpenbeck, ein guter Kamerad des Dichters, hatte gleichfalls zu Amor's Fahne geſchworen.

Flemming lebte ganz der Dichtkunſt und ſeiner Liebe. Er vergötterte Anna, doch knabenhaft blöde ſtand er ihr gegenüber, und nur verſtohlen wagte er einmal eine ihrer blonden Locken zu küſſen, als ſie von der gewölbten Schulter herabgerollt war. Einen treuen Freund gewann er zu Neval an Timotheus Polus, der ein ſehr heitres Temperament beſaß und die Dichtkunſt leidenſchaftlich liebte. Natürlich gehörte auch Grahmann in ihren Bund, und oft, wenn der Winter die Fenſterſcheiben mit blitzenden Eisblumen überzogen hatte, ſaßen die Drei bei Polus traulich zuſammen; helles Feuer loderte im Kamin, und vor ihnen ſtanden Römer, mit edlem Wein gefüllt.

— Stoßet an, Brüder! rief eines Tages der luſtige Wirth. Es gilt Euer Wohlergehn auf der Reiſe. Ueberall ſollt Ihr gutes Wetter, gaſtliche Aufnahme und hübſche Mädchen finden.

Die Pokale klangen, aber Grahmann blieb ſtill, und Kummer ſchien ſein Herz zu bedrücken. — Nun, Schwärmer! lachte ihn Polus an. Du ſiehſt ja wieder wie eine geknickte Lilie aus! Seufzeſt Du etwa wegen Deiner Eliſabeth, ſo vertraue mir dreiß, und fürchte nicht, ich könnte Dir das Feuerwürmchen wegfangen. Erſtens bin ich ſchon verheirathet, und zweitens habe ich vor Nichuſen's ſchöner Nichte allen möglichen Reſpekt, ſeit ſie einmal meine Naſe mit dem Nordlicht verglich.

— Kannſt Du noch über mich ſpotten? erwiederte der Arzt. Ich ſoll von der Geliebten ſcheiden, und mich, wer weiß wie lange, unter wilden Völkern umhertreiben, wo man weder meine Sprache, noch mein Herz verſteht.

— Lieber Grahmann, nahm Flemming das Wort, Du haſt Unrecht, wenn Du Dich beklagſt. Darfſt Du Deiner Eliſabeth nicht ſagen, wie unendlich Du ſie liebſt, darfſt Du nicht von einer ſchönen Zukunft mit ihr plaudern! ... O, wer doch auch ſo glücklich wäre!

— Paul, begann Grahmann, Deine Seele lag ſonſt immer offen vor mir, denn ſie wurde, wie die Sonne, durch ihr eignes Feuer erhellt. Aber ſeit unſerm Hierſein verſtehe ich Dich nicht mehr. Du liebſt Anna, Riehuſen iſt Dir herzlich zugethan, und ſeine Tochter hängt an Dir mit der reinſten, jungfräulichen Gluth. Du nimmſt dagegen eine fremdartige Kälte an, quälſt die Geliebte und Dich. Da Du heute das Geſpräch ſelbſt darauf bringſt, ſo bitte ich Dich, gieb mir Auskunft über Deine wunderſame Laune.

— Ich weiß nicht, was Dir in meinem Benehmen wunderbar erſcheint, erwiederte Flemming. Wer giebt mir das Recht, um Anna zu werben? Riehuſen iſt ſehr reich; die weiten Speicher tragen kaum der Waaren Laſt und auf allen Meeren ſchwimmen ſeine Schiffe. Was habe ich, der arme Poet, wohl in die Wage zu legen, das jene Goldbarren aufwiegt? Oder ſoll ich etwa durch Schmeichlerkünſte Anna's Herz beſtechen, daß Riehuſen mir den Vorwurf machen könnte: der Gaſt, den er vertrauend aufgenommen, habe dies Vertrauen mißbraucht? ...

— Das ſind recht melancholiſche Grillen! unterbrach ihn Pelus ärgerlich. Bringſt Du Deiner Gattin nicht den

Namen Flemming zu? Alle Wetter, iſt denn das nichts? Deine Lieder ſind mehr werth, als die Speicher des Kaufherrn, und Keiner im Lande darf ſich ſchämen, Dich ſeinen Gidam zu nennen. Ohne Sorge, Freund ... Du wirſt ſchon klirre werden! Deine hochmüthige Beſcheidenheit ſcheint freilich ſtark zu ſein, aber die Liebe iſt noch tauſendmal ſtärker.

— Eine ſonderbare Angſt ſtößt mir das veränderte Benehmen Brügmann's ein, ſagte Grahmann. Seit er Niehuſen's Haus beſucht, hat er ſich von ſeinen frühern Vergnügungen völlig losgeſagt; er nimmt die Maske des Anſtands, der Ehrenhaftigkeit vor, und weiß dadurch die argloſen Revaler zu täuſchen. Unverkennbar gelten ſeine Bewerbungen meiner Eliſabeth, und mich befällt ein dunkles Grauen, wenn ich an die Folgen denke, denn er, der Rachſüchtige, wird mir eine Zurückſetzung niemals vergeſſen.

— Zum Teufel! eiferte Polus. Wollt Ihr mich heute durchaus raſend machen mit Euren Ahnungen und Befürchtungen? Wißt Ihr doch, daß ich ein für allemal dies Vorfühlen der Zukunft nicht ausſtehen kann, obenein wenn es trübſeliger Natur iſt. Ich halte es mit der Gegenwart, das iſt die liebreichſte Göttin, und ihr ſei dieſer Becher dargebracht. Stoßt an, meine Freunde! Die Gegenwart ſoll leben!

IV.

Niehuſen ſtand am Fenſter ſeines Arbeitzimmers, und blickte bald in die fremden Zeitungen, die vor ihm lagen,

bald ſchaute er durch die runden, in Blei gefaßten Scheiben nach der Straße hinab. Eben kam ein Leichenzug vorüber, deſſen ſchwarze Umriſſe von dem weißen Schneeboden ſcharf abſtachen, und dieſer Anblick weckte in Niehuſen manch ſchmerzliche Erinnerung auf. Er gedachte der Gattin und Schweſter, die er nach dem Friedhofe geleitet hatte, und fühlte ſich recht einſam auf der Erde. Aber plötzlich umſchwebten ihn zwei liebliche Bilder, Anna und Eliſabeth, das ſchöne Erbe, welches ihm die Verſtorbnen hinterlaſſen, und der alte Kaufherr wurde wieder froh.

Da klopfte es draußen — der Geſandte Brügmann, dem Niehuſen nicht ſehr gewogen war, trat herein. Nach einer glänzenden Eröffnungsrede, kam derſelbe auf ſeinen eigentlichen Zweck, und warb um Eliſabeth.

— Wenn ich Euch recht verſtehe, ſprach der Kaufherr, nachdem Jener geendet, ſo ſeid Ihr mit dem Mädchen bereits einig, und fordert nun meine Zuſtimmung, weil ich ſeit dreizehn Jahren Vaterſtelle bei Eliſabeth vertreten habe.

— Nein! erwiederte Brügmann, und ſein Mund verzog ſich zu einem Lächeln. Ich habe der Jungfrau noch nicht von Liebe geſprochen, allein ich denke, daß ſie einen Freier, wie mich, nicht ausſchlagen wird, denn ich biete ihr Anſehn, Rang und Reichthum dar.

— Bei uns in Reval iſt es Sitte, ſagte Niehuſen ernſthaft, daß ein Brautwerber ſich der Neigung ſeines Mädchens verſichert, bevor er ſich an den Vater oder Vormund wendet. Diesmal will ich zwar den Auftrag übernehmen, das Herz meiner Nichte zu erforſchen, doch, Herr, es bleibt ihr unbeſchränkte Wahl, und kein Zwang ſoll ihren jugendlichen Frohſinn trüben. Morgen Abend verſammelt ſich

ein Kreis von Freunden in meinem Hause; beehrt mich auch, und ich werde Euch dann die Antwort bringen.

Seines Sieges faſt gewiß, verließ Brügmann bald darauf das Zimmer, und obgleich der Kaufherr keineswegs mit jener Ehrerbietung geſprochen, die er ſonſt in Anſpruch nahm, ſo wünſchte er ihm dennoch ein recht freundliches Lebewohl. Im Innern aber dachte er: iſt das Mädchen, ſammt ihrem vielen Gelde, nur erſt mein, dann will ich dir den ſtolzen Krämerſinn ſchon beugen!

* * *

Im oberen Geſchoſſe von Nichuſen's Wohnung lag ein geräumiger Saal, deſſen ganze Fenſterreihe heut in blendender Erleuchtung ſtrahlte. Draußen vor dem Portal bewunderte das Volk die vergoldeten Sänfte-, in denen die Gäſte ankamen, während ihnen Fackelträger voranſchritten. Das Feſtgemach ſelbſt ſchimmerte wie ein volles Blumenbeet. Auf erhöhten Sitzen reihten ſich die holdeſten Frauen und Mädchen von Reval aneinander, die Männer aber ſtanden gruppenweis im Saal umher. Geſchäftige Diener eilten mit Erfriſchungen durch das bunte Gewühl, und Spielleute ſchmetterten ihre kriegeriſch rauſchenden Stücke auf die friedliche Verſammlung herab.

Hier lehnte Cruſius ruhig an einen Pfeiler; indem er wohlgefällig die große, überzuckerte Melonenſcheibe verzehrte, blickte er ſeine Geliebte zärtlich an, und es ſchien wirklich eine tiefe Sympathie zwiſchen ihnen zu herrſchen, denn auch ſie verſchonte die ſüßen Orangen nicht. Dort muſterten Mandelsloh, Pöhmer und Oerpenbeck die Schö-

nen, doch war der letztere mißgestimmt, weil seine Göttin von einem irdischen Catarrh daheim gefesselt wurde. Anna, Elisabeth und Grahmann waren nirgend zu entdecken; Flemming hatte sich in ein stilleres Seitenzimmer zurückgezogen, und plötzlich stand Brügmann's hohe Gestalt vor ihm. Der Gesandte trug ein Wamms von Purpursammet, aus dem weiße Atlaspuffen hervorquellen, und einen Schultermantel von denselben Stoffen. Drei goldne Ehrenketten prangten auf seiner Brust; eine funkelnde Diamantagraffe hielt den Reiherbusch am Barette fest. — Der Dichter war höchst überrascht, als Brügmann zu ihm trat und die Hand auf seine Schulter legte, denn bisher hatten sie niemals in so traulicher Beziehung gestanden.

— Wundert Euch wohl, ruhmgekrönter Poet, sprach er, mich in solchem Putz zu erblicken? Nun, man kann doch nicht in Alltagskleidern einhergehn, wenn man der König eines Festes ist! Könnt Ihr ein Geheimniß bewahren? Nicht lange ... etwa ein Viertelstündchen nur! — So wisset denn, Herr Truchseß, daß ich meine Verlobung mit Riehusen's Nichte, der schönen Elisabeth, feiere. Gestern hielt ich bei dem Oheim um sie an, und er versprach, mir heute des Mädchens Antwort zu eröffnen. Da eilten seine Boten durch die Stadt, die Gäste ladend, welche Zeugen von unserm Verlöbniß sein sollen. Bis jetzt ist Elisabeth noch nicht im Saal erschienen, aber plötzlich wird sie, von Riehusen geführt, eintreten; ein Tusch der Trompeten und Pauken wird erschallen — —

Wirklich schmetterten die Spielleute drinnen so eben nach Herzenslust; Flemming war wie im Traume, und folgte dem Gesandten bewußtlos in das Festgemach. Dort

ſtand, auf einer Eſtrade, der Kaufherr mit Grahmann und Eliſabeth, deren Verlobung er den Anweſenden feierlich kund that.

— Satan! Was iſt das? knirſchte Brügmann, und ſchrecklich zuckte ſein entnervtes Angeſicht.

Indem trat Olearius zu ihm, und ſagte ohne Arg: Nicht wahr, Herr, Ihr freut Euch auch über das Glück des braven Doktors? O kommt, wir wollen ihm unſre Wünſche bringen!

Ein vernichtender Blick war die einzige Antwort, die er empfing. Nicht blos auf Grahmann ſchleuderte Brügmann den giftigen Haß, ſondern auch Flemming und Olearius wurden im ſchwarzen Buche ſeines Herzens verzeichnet, und allen Dreien ſchwur er Rache, als er durch die winterlichen Straßen nach Hauſe ſtürmte. Was bei ihm ſelten war: er hielt dieſen Schwur, und ſolterte die Gehaßten, während der ganzen Reiſe, mit überlegter Tyrannei.

Dem alten Niehuſen war es durchaus nicht in den Sinn gekommen, Herrn Brügmann eine Kränkung zu bereiten, ſondern er wollte ihm nur die abſchlägliche Antwort erſparen. Am Tage zuvor, als der Freier ihn verlaſſen, war er zu ſeiner Nichte gegangen, und hatte ihr die Werbung mitgetheilt. Sie geſtand dem väterlichen Freunde ſogleich ihre Liebe zu Grahmann, und da ihm dieſer hinreichend bekannt war, ſo beſchloß der Kaufherr, die Verlobung nicht aufzuſchieben, damit der Geſandte aus aller Ungewißheit komme.

Uebrigens vermißte den letzteren Niemand im kerzenhellen Saal. Trompeten tönten lockend, die Männer eilten zu den Damen hin, und bald zogen ſich die Windungen des

Tanzes über den glatten Marmorfußboden entlang. Flemming war heute einmal recht innerlich vergnügt, denn das Glück des Freundes entzückte ihn, als ob es sein eigenes gewesen wäre. Er führte die über Alles geliebte Anna, welche das blaue Auge züchtig niederschlug, wie es damals die Sitte forderte. Der Dichter wurde muthiger, er drückte ihr die kleine weiße Hand, und sie erwiederte den Druck. Da kehrte die alte Heiterkeit in seine Brust zurück, er flüsterte glühende Liebesworte in Anna's Ohr, und sie wandte sich nicht hinweg, sondern erröthete vor unermeßlicher Seligkeit. In süßer Hingebung durchträumten beide die lange Nordnacht, und als beim späten Morgengrauen die Gäste sich zerstreuten, wußte Anna, daß Flemming nicht ohne sie leben könne, und auch ihren Lippen war ein leises Geständniß entzittert.

V.

Die neuen Kredenzschreiben aus Holstein waren angelangt, und Brügmann, der dem Comitat die frohen Tage zu Reval mißgönnte, suchte die Abreise zu beschleunigen, obgleich noch Eis und Schnee die Wege deckte. Am zweiten März 1636 verließ die Gesandtschaft jene Stadt, in deren Mauern Grahmann, Crusius und Oerpenbeck holde Bräute gefunden hatten.

Abends vor der Trennung saß Riehusen mit seiner Anna, mit Elisabeth, Grahmann und Flemming beisammen, aber das Gespräch wollte nicht sprudeln und blühen, wie sonst. Das Brautpaar flüsterte heimlich; der Wirth sah

trübe in das Licht, und weder Anna noch Flemming ſprach eine Sylbe, denn tiefe Wehmuth preßte ihre Seelen. Endlich nahm der Dichter alle Kraft zuſammen, und ſagte zu Nichuſen:

— Herr, Ihr habt mich, ſeit ich in Reval bin, wie Euren Sohn behandelt, darum verzeiht mir, wenn ich allzudreiſt geworden bin. Ich kann nicht ſcheiden, ohne zu wiſſen, was ich mit mir nehme, und ſo bitte ich Euch denn um Anna's Hand. Zwar — fuhr er mit beklommnem Tone fort — zwar habe ich der im Ueberfluß Erzogenen faſt nichts zu bieten, als mein Herz ....

— Hört auf! bat Nichuſen. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und ehre, deshalb erſpart mir alles Uebrige. Des Reichthums habe ich, Gottlob, genug, doch giebt es Schätze, die ſchwerer wiegen als Gold. Ihr ſeid mir ein erwünſchter Schwiegerſohn, und wenn der Himmel Euch geſund aus Perſien wiederkehren läßt, dann feiern wir ein fröhliches Verlobungsfeſt.

So ſprach der alte Ehrenmann, zog Flemming gerührt an die Bruſt, und führte ihn darauf in die Arme ſeiner lieblich erglühenden Anna.

* * *

Am nächſten Morgen, ehe der Tag vollſtändig erſchienen war, verließen zwei Reiter Nichuſen's Wohnung recht geräuſchlos, um Niemand aus dem Schlummer zu ſtören, und der alte Thürwächter öffnete ihnen betrübt die ſchweren Eichenpforten. Draußen ſtand der Mond grade über einer Thurmſpitze, als wollte er die Kirche in eine Moſchee ver-

wandeln. Seine Strahlen erhellten die lange Straße, welche jene beiden langsam hinabritten, während sie sich immerfort umsahen und nach dem verlassenen Hause zurückwinkten, an dessen Fenstern man zwei Frauengestalten bemerkte. Zögernd bogen sie endlich um die Ecke, und kamen auf einen weiten Markt, wo sich die Reisegefährten zum größten Theile schon versammelt hatten.

Nach einiger Zeit setzte der Zug sich in Bewegung, und nichts hemmte seine Eile, da das Gepäck vorausgesendet war. Fast Alle trennten sich ungern von Reval, und nicht selten verweilte ein Reiter, um seinen Bekannten noch ein Lebewohl zuzurufen. Flemming's Herz war voller Trauer, aber dennoch erblühte, während die langen Tagereisen ihn durch öde, winterliche Steppen führten, manch schönes Lied in seiner Brust. Oft sang er leise vor sich hin:

„Ein Weib hat alle Schuld,
Die mich doch liebt,
Die, weil sie mir ist hold,
Mich so betrübt.
Von Liebe kommt mir alles Leid,
Ich weiß von keiner Zeit,
Die mich erfreut!

Preist Jemand ihre Pracht,
So wird mir weh;
Wer ihr gedenkt, der macht,
Daß ich vergeh'.
Erinner' ich mich denn der Pflicht,
Was Wunder ist's, daß nicht
Mein Herze bricht?"

So erblickte man, nachdem der Weg Narwa und Nowgrod berührt hatte, die vergoldeten Thürme von Moskau.

Drei Monate verweilte die Gesandtschaft hier; Flemming durchzog mit Grahmann das endlose Gewirr prachtvoller Paläste, elender Holzhäuser, düsterer Kirchen und freundlicher, eben knospender Gärten, in dessen Mitte der steinerne Kreml wie ein Riesengrabmal lag. Beide widmeten aber dieser großartigen Stadt nicht die rechte Aufmerksamkeit, denn sie plauderten gewöhnlich von der blauäugigen Anna und der schwarzgelockten Elisabeth zu Reval.

Das angenehmste Ereigniß während des Moskauer Aufenthalts war für den Dichter Mandelsloh's Geburtstagsfest, wozu er ihn mit einem Liede beschenkte. Feuriger Wein kreiste durch die Reihen der Versammelten, und Musik forderte zum Trinken auf. Auch der Kammerpage Pöhmer, ein junger Patrizier aus Nürnberg, nahm an dieser Feier noch Theil, und Flemming sah ihn ungern nach Deutschland zurückreisen. In dem Abschiedsgedichte, das er ihm sang, rühmt er des Jünglings Eifer für Kunst und Wissenschaft, knüpft aber zugleich einige Betrachtung über die Vorzüge der Geburt daran:

„Ich wundre mich der Gaben,
Denn was wir Andern halb, ja kaum nur einzeln haben,
Gedächtniß, Wissenschaft, Beredsamkeit, Verstand,
Das hat der Himmel ganz allein in dich gewandt.
Das thut ein Geist, wie du. Er adelt seinen Adel,
Wie hoch er durch sich selbst; hält dies für einen Tadel:
Zwar vom Geschlechte groß, doch klein am Wissen sein.
Den Stamm, das Rittergut, das erbt man insgemein;
Kunst will gelernet sein. Der Helm, das Feld, die Fahnen,
Sind der verdiente Lohn der ritterlichen Ahnen:
Wird Tugend nicht den Kindern eingesenkt,
So ist es wie ein Traum, an den man schaudernd denkt,

Und ſich mit Schmerzen freut. Die Ehre wird zur Schande,
Die ohne Würden iſt; der Hohn wächſt mit dem Stande."

Pöhmer bekam viele Briefe und Grüße nach der Heimath mit, oder nach „Harjens Stadt", wie Flemming Reval gewöhnlich nannte, und laut erklangen die Becher zum Lebewohl für den Scheidenden.

Bald waren nun auch die Geſchäfte in Moskau abgethan; Czaar Feodorowicz gab der Geſandtſchaft einen Geleitsbrief, und dieſelbe brach auf, nachdem ſie zum Schutz noch dreißig ruſſiſche Krieger in Sold genommen hatte.

„Nun gute Nacht!
Hat's Gott bedacht,
So ſcheiden wir und kommen wohl zurücke!"

Mit dieſen Worten ſchloß das Gedicht, welches Flemming niederſchrieb, ehe er den Kahn beſtieg, der ihn nach Niſchnei Nowogrod trug. Hier, wo ſich die Oka in die Wolga ergießt, ſtand das ſtarke, aus mächtigen Föhren zu dieſer Flußfahrt gezimmerte Boot, das Michael Cordez, Schiffszimmermann der Geſandtſchaft, erbaut hatte. Anfangs ging der „Friedrich", ſo hieß das Fahrzeug, zwar langſam, denn die unſichern Gründe, aus denen Sandbänke auftauchten, hemmten ſeinen Lauf. Erſt bei Waſſiligrod ſchwellte ein luſtiger Wind die Segel, nur wurde die Reiſe durch Beſorgniſſe vor dem Ueberfall wilder Keſakenſtämme getrübt. Kusmodejanks und Sabaljar ſchaute die Geſandtſchaft im Fluge; Kokſchago und Swiaskh grüßte ſie mit dem Donner ihrer Schiffsſchlangen, den die Bewohner dieſer Städte noch nie vernommen hatten. Dann ſahen die Reiſenden das große, hölzerne Kaſan, und deſſen Bewohner, verwilderte Tartaren, waren erſtaunt über das Schiff

mit ſeiner glänzenden Mannſchaft. Flemming feierte die zaubergleich vorüberflichenden Erſcheinungen der ſchönen Sommerfahrt in vielen Gedichten. Den Kamafluß beſang er, der ſich ſchäumend in die Wolga ſtürzt, den Jungfrauen- und den Koſakenberg, einzelne Spitzen des Gebirgszuges, der ſich dem Strom bald näherte, bald tiefer in's Land zurücktrat. Hier begegneten ſie auch der perſiſchen Flotte, und ihr Anblick mahnte den Dichter bereits an Perſien, „die Tochter des Geſtirns, die Holſtein ſich zur Braut erwählt". Vorwärts ſegelte indeß der „Friedrich", und das Ufer bot den Schiffenden immer neue anmuthige Bilder dar:

„Samara tanzt' uns nach mit ihrem reinen Fluß;
Saratof, etwas ab, das ſtund auf Einem Fuße,
Sah uns von ferne zu; Sariza ſang uns an:
Das neue Newegrod war freundlich mit uns dran,
Der ſtrenge Jeremiß und freche Meerduine
Lief um die Ufer her, nicht halb ſo wild und kühne,
Warf Pfeil und Bogen hin, und neigte ſeine Bruß;
So hatt' auch kein Koſak an uns zu ſetzen Luſt.
Wir kamen unverſehrt an Aſtrachan, das ſchöne,
Das, alſobald es uns mit trefflichem Geröne
Vor ſeinen Mauern hört', aus Haus und Thoren lief,
Und überlaut: „Glück auf!" in unſre Salven rief."

Die Falkonette und Feldſtücke donnerten, Trompeten jauchzten und Trommeln raſſelten dazu. Ernſte Armenier, kriegeriſche Tartaren, ſchlanke Perſer und ſcheue Hindu's erfüllten das Geſtade, während die Geſandtſchaft daſſelbe beſtieg. Es war der 15. September, als ſie Aſtrachan erreichten, und Flemming ſah ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in das ſüdlichſte Klima verſetzt — Weintrauben, Waſſermelonen und Pfirſiche wuchſen überall. Die Frem-

den wurden durch Gaſtmähler und Geſchenke erfreut, und bei den Perſern tranken ſie, am Schluſſe des Mahls, aus Schalen von Porcellan ein heißes, ſchwarzes Waſſer, das ſie noch nie gekoſtet hatten, und das man ihnen „Kahawe“ (Kaffee) nannte.

Wie ſchwere Wetterwolken verfinſterte jedoch Brügmann's feindſeliges Bezeigen den Horizont unſerer Freunde. Flemming beklagt ſich ſchwer darüber, und beſonders ſprechen die Verſe, die er in Aſtrachan an Olearius richtete, ſeinen Mißmuth aus. Er konnte ſich der Nähe jenes Mannes am wenigſten entziehn, da ihn, nach der gegebnen Hausordnung, ſein Amt verpflichtete, abwechſelnd mit drei andern Truchſeſſen, jedesmal eine Woche lang an der Tafel der fürſtlichen Herren Geſandten — das Fürſchneiden zu verrichten. Brügmann handelte mit unbeſchränkter Eigenmacht, denn Cruſius kümmerte ſich wenig um Geſchäfte, und kurz vor der Ankunft in Aſtrachan, beſchuldigte Jener den Dichter und ſeine Vertrauten einer heimlichen Verſchwörung wider ihn.

Am zehnten October lichtete der „Friedrich“ die Anker, und eilte, zwiſchen Waldufern, auf der breiten, vielarmig gewundenen Wolga dem kaſpiſchen Meere zu, das er fünf Tage ſpäter erreichte. Nach einer freudloſen Fahrt, landete man am Erſten des Windmonats in der cirkaſſiſchen Tartarei bei Terki, einer Stadt, die ſchon längſt von den Wellen des Terek überſchwemmt worden iſt. Flemming ſah nun die reizenden Mädchen von Cirkaſſia, die der milde Himmel, gleich den Blumen am Abhange des Kaukaſus, wundervoll emporwachſen läßt. Durch ihre Schönheit gelockt, geben die krimmiſchen und arabiſchen Weiberhändler

große Summen für ſie, oder die löwenſtarken Männer von Lesghiſtad brechen herein, und rauben ſich dieſe herrlichen Frauen. Der Dichter bewunderte ſie und pries ihre Schönheit, ohne daß auch nur ein Schatten der Untreue an ſeiner Seele vorübergezogen wäre. Er ſagt:

„Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Girkaſſinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin;
Und eh einander wir ſchon nicht verſtehen können,
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Gunſte wird durch nichts als Stetigkeit vergnügt.
Was den zu loben ſcheint, das macht ihm nur Betrüben,
Der allzeit alles hat, und niemals nichts doch kriegt.
Ich ſtürbe mir's denn ab, ſo hoff' ich zu erleben,
Daß wenn ich dieſen Lauf zu Ende habe bracht,
Ich dir den erſten Kuß, o Landsmannin, will geben;
Was ferner kann geſchehn, das laſſ' ich unbedacht.“

Dieſe Verſe ſchrieb Flemming zu Terki, am neunten November 1636, und ſie ſtehn in einer Elegie an ſein kleines Vaterland, worin er die Jugendgeliebten beſingt, namentlich die ſchöne Rubelle, welche ihm von der Peſt entriſſen worden. — Den Tag darauf ſpannte man die Segel wieder aus, und das Schiff lenkte ſeinen Lauf der perſiſchen Grenzſtadt Derbent zu.

„Sie, Amphitrite, ſtund,
Bot unſerm Friederich ſtracks ihren ſüßen Mund.
Sobald das der Hyrkan, ihr ſtrenger Mann, vernommen,
Da kam er raſensvoll recht an uns an geſchwommen,
Reizt' auf ſein grünes Salz, ruft' Aeol'n aus der Kluft;
Da ſtritten wider uns Grund, Wetter, See und Luft.
Wir ſtehen himmelan und himmelab vor Schrecken,
Die Seen lamen ganz, das ſchwache Schiff zu decken.“

Indeß die Gesandten sich auf Böten an die Küste retteten, zersplitterte der Mast des Schiffes, die Schaluppe wurde abgerissen, kein Anker wollte haften, und die Zurückgebliebenen mußten auf ihre Rettung sinnen, denn der wüthende Sturm drohte das Fahrzeug an die Uferklippen von Derbent zu werfen. Olearius, Grahmann und Flemming hatten sich leere Branntweinfässer um den Hals gebunden, damit sie, wenn das Schiff zerschellte, lebend oder todt an's Land getrieben würden. Von der einen Seite winkten ihnen das schöne Persien, der blaugrüne Kaukasus und die Gletscher des bibelbesungnen Ararat; von der andern Seite nahte ihnen der Tod. Durch dreitägige Anstrengungen vollständig ermattet, überließen die Schiffer, da jede Hülfe unmöglich schien, das Fahrzeug zuletzt dem Winde, und dieser schleuderte es an die Küste von Schirwan.

Als Flemming dort, im Schatten einer Ceder, mit den Freunden beim Mahle saß, das ein berauschender Palmwein und köstliche Ananas würzte, glich sein Sinn der blühenden Landschaft umher. In dieser Stimmung schrieb er folgendes Sonett in Grahmann's Stammbuch:

„Hier braust mein naher Tod, und du, mein wahres Leben,
Weinst, Bruder, lachend hier. Ich zweifle fast noch dran,
Ob ich der Wahrheit selbst jetzt glauben darf und kann —
So hat mich Angst und Lust auf einmal ganz umgeben.

Du machst mir Freud' und Trost, dies Wasser Furcht und Beben;
Ach, Freund, ach schaue mich — ach schaue mich doch an,
Was hat das Glücke doch uns beiden nicht gethan.
Gott aber habe Dank, der uns läßt eben schweben!

Euryalus ist todt, sein Nisus lebt mehr nicht,
Orestes hört nicht mehr, was Pylades verspricht.
Uns beide soll die Welt so treu als Jene preisen.

Dein aber, o Hurkan, und deiner Wellen Macht
Soll bei uns allezeit nach Würden sein geachtet!
Auf, Freund! auf, mehr als Freund, jetzt laß uns weiter reisen!

Die Fremden blieben zunächst in dem persischen Flecken Niasabath, an dessen Küste ihr gescheitertes Schiff lag, aber nicht lange dauerte die Rast. Gegen Ende des Jahres, wo daheim alles in Schnee versinkt, während hier ein üppiger Pflanzenwuchs die Erde schmückte, erreichte die Gesandtschaft das reizende Schamachia, den lachendsten Theil von Schirwan, der sich an den blauen, goldreichen Kaukasus lehnt und vom Flusse Kur durchströmt wird. In der Hauptstadt rauschten dem Zuge Trompetenklänge entgegen, auf allen Bergen blitzten Freudenfeuer durch die Nacht, und glänzende Feste drängten einander. Bald kosteten die Reisenden, auf sammetnen Kissen ruhend, die süßen Früchte und den Flammenwein des Landes, bald verfolgten sie, auf edlen Perserrossen, den Panther durch Wald und Schilf.

Nachdem die Befehle des persischen Schachs, die man hier erwartet hatte, angekommen waren, verließ die Gesandtschaft Schamachia, und traf glücklich im lachenden Ardebil ein. Mit morgenländischer Pracht wurden sie vom Chan bewirthet; aus goldnem Becher trank er ihnen den Willkommen zu, und ein prachtvolles Feuerwerk sprühte, sie zu begrüßen. Als die rothen Feuerschlangen zischend emporfuhren, als die diamantnen Funkensonnen kreisten, floß auf dem palmenbekränzten Festplatz der Wein in übervollen Strömen. Dunkler glühte jedes Angesicht, und sogar die ernsthaften Perser mit ihren langen Bärten fingen endlich an zu taumeln.

Wenige Tage später erkrankte Grahmann heftig, und

Flemming, der in Leipzig Arzneikunde ſtudirt hatte, konnte dem Freunde vergelten, was er zu Schleswig für ihn gethan. Wenn der Dichter um Mitternacht einſam am Krankenlager ſaß, vermochte er kaum, ſich die Todesgedanken abzuwehren ... die frühgeſtorbne Mutter und Rubella winkten ihm. Damals dichtete er ein Sonett auf den Tod ſeiner braven Stiefmutter, den er jetzt erſt erfahren hatte:

„Ich ſehe noch die Angſt des fürchtenden Geſichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reiſen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch faſt zwang ab. — — — — —

Verzeiht mir's, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunſch geliebt;
Was Gott beſchloſſen hat, iſt mir und euch geſchehen.

Was nun iſt hinter euch, das hab' ich noch vor mir!
Will Er, ſo will auch ich noch heute mit Begier
Euch in der Ewigkeit mit dieſen Augen ſehen."

Unter Flemming's treuer Pflege genas der Arzt, und auch Brügmann, der dem Grabe nahe geweſen, erſtand vom Lager, ſo daß der Zug, nach neunwöchentlichem Aufenthalt, am 11. Juni 1637 von Ardebil abgehen konnte. Man ſtieg nun in's Taurusgebirge empor, mußte aber die Feldſtücke zurücklaſſen, denn ſie waren zu ſchwer für die ſteilen Felspfade, und ſo gelangte man zum Ufer des Kilofein.

„Der ſtrenge rothe Strom ſchoß zwiſchen beiden Küſten
Hin, ſchnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüften;
Wir klommen Tag und Nacht die krummen Klippen an,
Halb furchtſam und halb frech, worauf uns denn Segan
Entgegen freundlich trug zur Labung ſeine Früchte;
Bald trat uns Sultanie mit Ehren in's Geſichte."

Hier ruhte die Karawane, und Flemming bewunderte eine große Sammlung arabiſcher Bücher. Manche waren fünfviertel Elle hoch und eine Elle breit; darin ſtanden drei Zoll lange Buchſtaben zierlich geſchrieben, und immer einer um den andern war mit Schwarz oder Gold ausgemalt. Dann gingen die Reiſenden nach Kaswin, der alten Khalifenreſidenz, in deren Nähe herrlicher Marmor gebrochen wurde. Bei dieſer Stadt kam ihnen, um ſie einzuholen, ein indianiſcher Fürſt mit prächtigem Gefolge entgegen, und Alle freuten ſich des ſchönen Anblicks. Als ſie den Weg über das traubenreiche Sawä fortſetzten, wurde die Luft immer glühender, preſſender; Viele von ihnen ſahen fieberbleich aus, wie wandelnde Schatten, und ihre Glieder verſagten den Dienſt. Still wankten ſie durch das weite Sandfeld; in der Entkräftung achteten ſie weder der kunſtvollen Brücke, noch des Wunderberges vor der Stadt. Auf einem langen Zuge von Kameelen wurden die Kranken in hölzernen Kaſten fortgeſchafft, auch Grahmann lag in einem ſolchen, und Flemming ſpannte ſeine Nerven gewaltſam an, um ſich nur aufrecht zu erhalten. Jetzt erreichten ſie Kaſchan, „das zwar viel Gift gebiert, doch auch viel Goldes zeugt", und als ſie den Bergzug erklommen hatten, wehte ihnen, von dem felsumſchloſſenen Rathäus, belebende Kühlung zu. Zur Seite dieſes Ortes ragen zwei Felſenſpitzen empor, und auf der höchſten ſtand ein abgeſtumpfter Thurm, von Schach Abbas zu Ehren ſeines Jagdfalken erbaut, der hier einen Adler überwunden hatte.

Endlich entfaltete ſich das Ziel ihrer Reiſe. Da lag es vor ihnen, das ſtrahlende hunderthorige Jspahan, vom Fluthenbande des Senderut umflochten, und

ſeine unzählbaren Kuppeln glänzten purpurn in der Sonne.

VI.

Am dritten Auguſt 1637 zog die holſteiniſche Geſandtſchaft in Jspahan's Mauern ein; unabſehbare Volksmaſſen umringten ſie, und dichte Staubwolken wirbelten empor. Die Fremden wurden zuerſt in dem Stadtviertel untergebracht, wo die vornehmſten Armenier wohnten, und der Schach hatte ihnen ein reiches Mahl bereiten laſſen. Beim Abpacken ihrer Wagen gerieth ein Diener des indiſchen Geſandten mit den Holſteinern in Streit, der immer heftiger wurde, als noch andre Jndier dazukamen, bis die letzteren, unter Verluſt einiger Waffen, ſich zurückziehen mußten. Dieſer Vorfall hätte aber der ganzen Geſandtſchaft verderblich werden können, denn als dieſelbe am 7. Auguſt ihre neue Wohnung beziehen wollte, ſtürmten Usbegken auf einen Diener los, ermordeten ihn und ſchwenkten jubelnd ſein abgeſchlagenes Haupt. Ehe das Gefolge, welches in der Umgebung zerſtreut war, ſich ſammeln konnte, beſetzten die Jndier alle Zugänge zum Hofe der Geſandten, und jedem Nahenden ſchwirrten ihre Pfeile „hagelhäufig" entgegen. Nun begannen zwar auch die Deutſchen ein lebhaftes Feuer aus Gewehren und Kanonen wider die Horde zu richten, und Mandelsloh erſchoß deren Anführer; aber die Jndier waren ihnen an Zahl bei weitem überlegen, und der Kampf ſchien nur deſto erbitterter werden zu wollen.

Flemming wurde durch das wilde Getöse aus sorgloser Ruhe aufgeschreckt, und er schilderte später das Ereigniß:

„Wir waren kaum empfangen,
Kaum von den Pferden ab in unser Zimmer gangen,
Als der Usbegben Zorn und Armianen Grimm
Uns Alle sich verschwur auf e ns zu bringen um.
Der Sturm lief auf das Haus in w.lchem wir verschlossen,
Mit voller Raserei liefe auf einander schossen."

Der Dichter hörte die Wüthenden näher kommen, keinen der Freunde konnte er entdecken, und waffenlos, wie er war, mußte er sich zur Flucht entschließen. Ein kecker Sprung brachte ihn in's Freie, aber die Indier hatten ihn gesehn, Speere sausten um sein Haupt, und er hörte die Verfolger dicht hinter sich. Da öffnete vor ihm ein armenischer Tempel seine Pforten, Flemming eilte hinein, und die wilden Krieger wagten nicht, in das heilige Gebäude zu dringen. — Persische Soldaten, vom Großmarschall des Schachs geführt, zerstreuten endlich die Rasenden; Blut überdeckte Straßen und Hallen, mehrere Indier waren geblieben, aber auch acht Deutsche lagen auf dem Kampfplatz. Die Ruhe wurde wieder hergestellt, doch alle Mitglieder des Comitats empfanden ein Grausen über die Schreckensscene, die ihren Aufenthalt zu Ispahan eröffnet hatte.

Am andern Tage bezog die Gesandtschaft eine Wohnung, aus weitläuftigen Gebäuden und Höfen bestehend. Mitten hindurch strömte ein klarer Bach, an dessen Ufern sich kühle Laubgänge und Kioske befanden. Auch für ihre Tafel wurde überreich gesorgt, allein Brügmann schickte die Lebensmittel zu den Armeniern, um sie dort mit seinen Günstlingen zu verprassen, während das Gefolge darben mußte.

Der Schach, neugierig die Fremden zu erblicken, ließ sie auf geschmückten Rossen in seinen Palast führen. Sefi, der Enkel Abbas des Großen, war ein schöner junger Mann, von milden Zügen, die aber tigerhaft blutdürstig werden konnten, wenn der Jähzorn ihn befiel. Er empfing die Deutschen wohlwollend, nahm ihre Geschenke an, und bewirthete sie mit einem orientalischen Schmaus, bei welchem Perserinnen ihre üppigen Tänze zeigten.

Auch die spanischen Augustinermönche, die Armenier, die Kaufleute aus England und Frankreich bemühten sich, die Anwesenheit der Gesandtschaft durch prachtvolle Feste zu feiern, und nur der holländische Konsul, welcher den Zweck ihrer Botschaft gern verhindern wollte, war feindlich gegen sie gesinnt. Flemming fühlte sich besonders wohl bei dem russischen Gesandten Aleris, „den wenig seiner Reussen, trüg' er ein deutsches Kleid, für Landsmann sollten heißen". Aus Jaspisschalen trank er mit ihm den köstlichen Schiraswein; sie besuchten den schönen Spaziergang Tscherbay, oder durchwandelten den dunkellaubigen Garten Aschardscherib. Um die gastliche Aufnahme zu erwiedern, gab auch die deutsche Gesandtschaft ein glänzendes Mahl. Alle Speisen waren nach europäischer Weise bereitet, und es wurden zwei Gänge aufgetragen, von denen jeder Gang aus vierzig Gerichten, seltsamen Schauessen und Zuckerwerk bestand. Musik ertönte, zu den Toasten krachten die Geschütze, und nach der Tafel hielt man ein Ringelrennen.

Flemming besang die Wunder und Reize des Orients in vielen Liedern, doch leider sind sie großentheils verloren gegangen; nur wenige Strophen gedenken der Freuden, die er in Ispahan genoß:

„Bald ſtillten unſern Sinn die königlichen Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten (bewirthe[illegible]);
Des großen Kanzlers Mahl, der theuern Gäſte Preis;
Der Bäume Treffichkeit, der Waſſerkünſte Fleiß;
Des Königs Schimpf und Ernſt, die Weiſe zu regieren;
Des Adels hoher Stand, das Muſter im Turnieren;
So vieler Völker Schaar, ſo mancher Waaren Wahl,
Und ſo viel Andres mehr in ungezählter Zahl.“

Bei dieſem Jubel wurde indeß der Geſandtſchaft eigentlicher Zweck nicht vernachläſſigt. Als dieſen nannte man einige Handelsvortheile, welche Friedrich von Holſtein bei Schach Sefi nachſuchen wollte, doch der gutmüthig phantaſtiſche Fürſt hatte viel höhere Pläne. Er ſtrebte, der Chriſtenheit einen Weg durch den Orient zu bahnen, damit ihre innere Fehde aufhören und ſie die Waffen vereint gegen den Erbfeind des Glaubens kehren möchte. Aus Flemming's Gedichten ſchimmert die ſchwärmeriſche Idee deutlich hervor, und daß er ihr ſelbſt ergeben war, bezeugen die Worte:

„Das edle Holſtein lacht,
Daß dies, ſein großes Werk, ſo weit nun iſt gebracht.
Was Kaiſern ward verſagt, was Päbſten abgeſchlagen,
Was Königen verwehrt, ſteht uns nun frei zu wagen.“

Brügmann war fortdauernd der Dämon, der ſeinen Begleitern den Aufenthalt in Ispahan verbitterte. Seine Rohheit, ſeine Uebergriffe verletzten Alle, die nicht zu den Auserwählten gehörten. Mit Buhlerinnen verſchwendete er Geld und Vorräthe, und ſein Beiſpiel übte den nachtheiligſten Einfluß auf andre Mitglieder der Geſandtſchaft. Da beſchloß Olearius, redlichen Herzens, Herrn Brügmann Vorſtellungen zu machen. Er begab ſich zu ihm, fand ihn

aber in der Umarmung einer Armenierin, Namens Tulla, ruhen. Kaum hatte ihn der Gesandte bemerkt, so stürzte er ihm wüthend entgegen, und Olearius sah kein Mittel, der Rachlust des Mächtigen zu entfliehn, als daß er ein Asyl im Kloster der Augustiner suchte, die ihn dreizehn Tage lang bewirtheten.

Nun wachte in mehrern Deutschen der Gedanke auf, sich von dem Zuge zu trennen, und über Babylon, Aleppo und Italien den Rückweg anzutreten. Flemming gehörte zu den Eingeweihten, und der neue Reiseplan füllte sein Herz mit Freude. Gern wollte er, wie uns ein Lied vertraut, den Tigris und Bagdad sehn, Arabien und Syrien schwebten ihm vor, er träumte sich schon nach Aleppo hin, und schiffte dann, bei Cypern, Candia und Gräcien vorüber, dem heiligen Tiber zu. Brügmann hatte jedoch durch seine Spione diesen Vorsatz bald erfahren, und er schwur, Jeden niederhauen zu lassen, der einen Versuch zur Flucht machen würde. Das Unternehmen war vereitelt, und Olearius sah sich gezwungen, ohne Hoffnung auf bessere Tage, zu dem Gefolge zurückzukehren.

Ein anderes trauriges Zwischenspiel unterbrach das Verweilen unserer Bekannten in der Perserstadt. Seit fünf Jahren wohnte, in einem kleinen Hause des weitläuftigen Ispahan's, Rudolph Stadeler, ein Schweizer von Geburt. Er war Uhrmacher, und hatte für den Schach manch kunstreiches Werk verfertigt. Das Heimweh trieb ihn nach den donnernden Gletschern, nach den grünen Matten der Schweiz, doch Schach Sefi gab ihm eine große Summe, damit er noch zwei Jahre in seinen Diensten bleiben sollte. Ein Perser glaubt, Stadeler habe das Geld bei sich in der

Wohnung, deshalb bricht er bei Nacht dort ein, um es zu stehlen. Der Schweizer ergreift ein Pistol, und streckt den Dieb zu Boden. Sogleich rotten sich Volkshaufen zusammen, Stadeler wird gemißhandelt und vor das Gericht geführt. Nach den Landesgesetzen muß er den Verwandten des Getödteten übergeben werden, nur die Annahme des Islamismus vermag ihn zu retten, doch er verschmäht eine solche Begnadigung. Des Uhrmachers Frau war die Schwester jener Tulla, welche Brügmann seine Braut nannte, und er galt also für den Schwager des unglücklichen Stadeler. Aber weder seine persönliche Bitte, noch die der ganzen Gesandtschaft, vermochte etwas, denn die Buchstaben der mahomedanischen Gesetze sind eisern, und selbst der Schach kann sie nicht löschen. Darum blieb es bei dem Urtheil; der Schweizer wurde den Rachedürstenden ausgeliefert, und sie schleppten ihn nach dem weiten Platze vor dem Serail, Meydan genannt, wo eine zahllose Menschenmenge wogte. Mit heiterm Angesicht kniete Stadeler nieder und rief: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu!" Da drangen denn auch die krummen Kaswinsäbel in seine Brust, er fiel entseelt zu Boden, und Flemming weihte ihm ein schönes Sonett, dessen letzte Strophen also lauten:

„Hier ist der Martyrkranz, du Redlicher, du Treuer!
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöste Welt bei Allen machen theuer;

Sein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreis!
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben!"

* * *

— Die Gesandten, nebst den Angesehensten des Comitats, wurden vom Schach zu einem großen Jagdfest geladen. Im prachtvollen Zuge eilten Perser und Deutsche zur Stadt hinaus, und Jeder trug den Falken auf der Faust. Als die Ebene erreicht war, entfesselte man die Federspiele, sie schwangen sich empor, daß sie zuletzt nur einem kleinen Punkt im blauen Luftmeer glichen, und brachten dann die Beute herab. Am dritten Tage wurden, im waldigen Thiergarten, Damhirsche und wilde Esel durch abgerichtete Leoparden aus ihrem Lager von Tamarindenblättern aufgejagt und mit Pfeilen erlegt. Schach Sefi zeigte eine außerordentliche Geschicklichkeit im Bogenschießen, denn er drückte niemals eher die Senne ab, als bis Wild und Roß im flüchtigsten Lauf dahinbrausten, und dennoch fehlte der Pfeil niemals das Ziel.

Obgleich er sich gegen die Deutschen stets freundlich benahm, durchrieselte sie doch ein unheimliches Grauen, wenn sie sahen, wie schnell seiner Laune Sonnenschein mit Donnerwolken wechselte. In ungeordneten Haufen umschwärmte ihn das Gefolge, und er befahl einem jungen Schützen, den eben aufgestörten Esel zu erlegen. Ein älterer Jäger hört es, und will dem Andern die Ehre entreißen, fehlt aber das Thier. Wüthend darüber, wartet er, bis der Schach voraus ist, und führt dann mit seinem Säbel einen heimtückischen Streich nach dem Jüngling, wobei er ihm den Daumen spaltet. Der Verwundete bringt seine Klage vor Sefi, und der Schach giebt Befehl, ihm den Kopf des Uebelthäters zu Füßen zu legen; auf besondere Fürbitte der Gesandten, begnügt er sich jedoch mit dessen Ohren. Die Strafe wird ohne Weiteres vollzogen, allein der Abschnei-

der läßt aus Mitleid beinahe die Hälfte sitzen. Sefi, darüber aufgebracht, sendet seinen Großmarschall zurück, und dieser muß ihm auch die Ueberbleibsel holen. „Wir verwunderten uns“ — fügt Olearius hinzu — „daß allhier die Chanen oder Fürsten, Scharfrichter-Arbeit zu verrichten, sich nicht schämeten.“

Da der Abend nahte, beschloß der Schach, mit einigen seiner Günstlinge, den Gesandten und vier Personen ihres Gefolges, eine Entenjagd zu halten. Sie traten in eine Hütte, welche dicht am Wasser lag, um von dort aus die Vögel im Uferschilf zu schießen. Feuriger Wein wurde aufgetragen, und als seine Flammen in die Köpfe der Schützen stiegen, vergaßen sie der Jagd bei Gesang und Fröhlichkeit. Der schöne, ritterliche Mandelsloh war zugegen; er schien dem Schach sehr zu gefallen, und durfte ihm eine Schale kredenzen. Nachdem Sefi getrunken hatte, küßte ihm der Stallmeister, wie es die Sitte gebot, das Knie, und bekam dann aus des Fürsten eigner Hand einen Apfel, der ihm bei den Persern die größte Ehrerbietung verschaffte. Gleich darauf wurde die Aufmerksamkeit der Fremden durch einen andern Vorfall gefesselt. Der Hofmeister des Schachs hatte sich berauscht, und lärmte laut an der Hüttenthür. Sefi gab Befehl, den Ruhestörer auf ein Pferd zu setzen, doch dieser sträubte sich gewaltig, und verlor den Muth selbst dann nicht, als der Fürst ihn ergriff, sondern widersetzte sich auch ihm. Da zog der Schach den Säbel und holte zum Hiebe aus. Jämmerlich schreiend, sprang der Hofmeister auf's Roß — wozu der Fürst ihm absichtlich Zeit ließ — und jagte windschnell von dannen.

Sefi kam lachend in's Gemach zurück, und Alle suchten nun ihre Lagerstätten.

Erst am fünften Tage endete diese seltne Jagd, und die letzte Belustigung bestand darin, daß man Tauben, die aus einem Thurm hervorflatterten, mit langen Stöcken erschlug, worauf noch ein herrliches Waidmahl erfolgte. Wenige Tage später hielt der Schach abermals eine Jagd, doch da er seine Frauen mitnahm, welche selbst verschleiert Niemand schauen durfte, waren die Gesandten nicht geladen, und aus demselben Grunde wurden die Straßen gesperrt, durch welche der Jagdzug kam.

Schon lagerte die Gesandtschaft ein volles Vierteljahr in Ispahan, und obgleich man den Deutschen immer neue Gastgebote gab, mußte nun doch an die Abreise gedacht werden. Crusius und Brügmann erhielten persische Rosse, Prachtgewänder und eine bedeutende Geldsumme — die der letztere allein an sich riß — von Sefi zum Geschenk. Auch an die Vornehmsten des Gefolges ließ der Fürst orientalische Kleider vertheilen, in welchen dieselben bei der Abschiedsaudienz vor ihm erschienen. Ehe der Zug seinen Rückweg antrat, fand aber noch ein erzählenswerther Vorfall statt. Zum Comitate gehörte der Hofjunker Lyon Bernulli, ein lieber Gefährte Flemming's, der ihm in Reval Glückwünsche zum Geburtstag dargebracht, und zugleich die Feier des Festes beschrieben hatte:

„So schicke denn nach Weine!
Geh', Junger, hol' uns her den wertheſten vom Rheine
Und besten Lautertrank! Bring' Zucker und Kaneel,
Succat und Ingwer auch, des schwachen Magens Seel'.
Eil', hole was du sollst! Du, Andrer, lauf zum Garten,

Und putz' das Lusthaus auf. Leg' auf das Brett die Karten!
Befiehl auch, daß stracks wird der Schornstein angemacht,
Daß uns geglühter Wein nicht fehle durch die Nacht
Und wenn man sein begehrt. Streu' Blumen auf die Bänke,
Und ord'ne das Confekt! Vor allem, so gedenke
Der kalten Schalen wohl, daß sie alle, wie du
Sie selbsten gerne magst, uns wird gerichtet zu.
Wenn dann das Saitenspiel nun wird sein angekommen,
Und du die meiste Zahl der Junkern hast vernommen,
Die uns gebeten sind, so komm' und sag's uns an —
Wer dann von uns nicht kommt, der ist kein guter Mann!"

Bernulli war ein Brabanter, und landsmannschaftliche Anhänglichkeit trieb ihn, den holländischen Konsul zu besuchen, ob derselbe auch mit der Gesandtschaft nicht im besten Vernehmen stand. Brügmann hatte dies kaum erfahren, so ließ er den Junker in Ketten legen, und befahl, die Strafe solle bis zur Abreise von Ispahan dauern. Bernulli, durch solche Grausamkeit erbittert, zerbrach indeß seine Fesseln, entfloh aus dem Gefängniß, und eilte, unter dem Schutz der Nacht, nach der Allacapi. Die Allacapi war ein Hof des Serails, und sie bot jedem Hülfesuchenden eine Freistätte dar, deren Unverletzlichkeit selbst der Schach nicht anzutasten wagte. Brügmann's Verlangen, den Junker ausgeliefert zu erhalten, wurde abgelehnt, und sein Vorwand, derselbe habe gestohlen, zeigte sich eben so lügenhaft als erfolglos, denn in diesem Falle wurde zwar das entwendete Gut, nicht aber der Dieb aus der Allacapi geholt. Der Gesandte raste förmlich; er fluchte bei allen Heiligen und allen Teufeln, daß er Bernulli haben müsse, solle er ihn auch im Schooße des Schachs erschießen.

Als der Abend seine dunklen Fittige ausgebreitet hatte,

ließ er zwanzig Mann zu Pferde und zu Fuß versammeln, und diese rückten, mit Feuerröhren und glimmenden Lunten bewaffnet, gegen den Palast an, um den Flüchtling lebend oder todt aus seinem Asyl zu reißen. Zwar machte Crusius Vorstellungen wider das wahnsinnige Unternehmen, welches leicht den Untergang des ganzen Comitats herbeiführen konnte, aber Brügmann setzte seinen Willen durch. Die Mannschaft marschirte nach dem Hofe des Serails, und als die persische Wache ihr den Eintritt wehrte, schien sie das Schloß erstürmen zu wollen. Immer lauter wurde der Lärm — am Ende weckte er den Schach. Obgleich Sefi mitunter Tyrann war, zeigte er jetzt eine weise Mäßigung, denn er befahl nur, die eiserne Pforte der Allacapi solle geschlossen werden, damit die Holsteiner nicht in den Hof dringen könnten. Am andern Morgen aber zürnte der Schach vor seinen Räthen gegen die Deutschen, und sagte: sie müßten nun unverzüglich die Stadt verlassen, und wenn er den Herzog von Holstein nicht schonen wollte, würde er diesem Brügmann das Haupt abreißen lassen.

Noch einen Freund verlor Flemming, denn ehe es zum Aufbruch kam, erklärte Mandelsloh den Gesandten, daß er sie nicht begleiten, sondern den Orient durchreisen werde. Die Herren waren hiermit nicht einverstanden, namentlich gerieth Brügmann in großen Eifer, bis ihnen Mandelsloh die schriftliche Erlaubniß des Herzogs, nebst Briefen an fremde Fürsten, vorlegte, die er bisher wohlweislich verborgen hatte. Zugleich vernahm man mit Bestürzung, der Heimweg solle durch die Provinz Kilan gehn, in welcher wilde, räuberische Völkerschaften wohnten, was bei Brügmann's Charakter dem Zuge verderblich werden mußte.

Mehrere Personen des Gefolges — der Schiffer Corder mit einem Schiffsjungen, ein Wundarzt, ein Trabant und der Hochbootsmann — suchten der Gefahr zu entrinnen, und flüchteten sich gleichfalls in die Allacapi.

Brügmann's Grimm erstickte in fruchtlosen Drohungen; Flemming, Grahmann und Olearius aber gingen einst in stiller Morgenfrühe nach dem Hof des Palastes, nahmen gerührten Abschied von Bernulli, und sagten auch den übrigen Gefährten Lebewohl.

VII.

Schon im September wehte zu Ispahan eine eisige Luft, doch jetzt war wieder mildes Frühjahrswetter gekommen, und am Abend des ein und zwanzigsten December 1637 brach die Gesandtschaft aus der Hauptstadt auf. Den folgenden Tag besuchte Mandelsloh, in einem nahen Orte, die Freunde noch einmal, und hier schloß sich auch der russische Gesandte Alerei Sawinowitsch an den Zug. Bis Kaswin war Allen der Weg bekannt; von dort aus wandten sie ihre Schritte in eine blühende Thalgegend. Nach Norden war dieselbe durch den Gebirgskamm El Burs eingeschlossen, deren höchste Gipfel wie Schneegeister über waldgrüne Berge emporragten. Klare Flüsse strömten in der Niederung, und ewiger Frühling schwebte um ihre Ufer. Palmen-, Citronen- und Olivenwälder, mit Blüthen und Früchten bedeckt, breiteten sich aus; Melonenranken flogen von Stamm zu Stamm; dazwischen prangten baumhohe Rosensträucher, und Rebengelände kränzten die Hügel. So

kamen die Reisenden nach Kilan, dem alten Hyrkanien, das reizend in bergumschlossner, seeumspülter Abgeschiedenheit liegt. Dann erreichten sie den Flecken Rubar, den Fleming in zwei Sonetten feiert.

„Syris, der umarmt die Oreaden hier;
Pomona hegt das Gold der hehren Pomeranzen.
Läßt die Narzissen stets mit den Vielen tanzen."

In dieser Pracht und Fülle der Schöpfung kam dem Dichter die Ahnung eines frühen Todes; er sah demselben ruhig entgegen, und wünschte nur, seine Anna noch einmal zu umarmen. Vor Grahmann durfte er solche Besorgnisse freilich nicht äußern, wenn er das Gemüth des Freundes, der fortwährend litt, nicht gar zu traurig stimmen wollte. Dem kräftigern Oerpenbeck aber vertraute er in wehmuthvoll klingenden Versen, daß die Reise das Mark seines Lebens aufzehre, und wenn man dies Lied einst bei dem Hochzeitsfest des Freundes sänge, würde er wohl schon im Grabe ruhn. Auch die religiöse und politische Spaltung des deutschen Vaterlandes nahm er sich zu Herzen, und machte sich Vorwürfe, dasselbe in der Noth verlassen zu haben.

„Ja, Mutter, es ist wahr, ich habe diese Zeit,
Die Jugend, mehr als übel angewendet!
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet;
So lange bin ich aus, und denke noch so weit.

Ach, Mutter, zürne nicht! Es ist mir mehr als leid!
Der Verwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet;
Nun hab' ich allzuweit von dir, Trost, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie doch es auch mich reut.

Ich bin ein schwaches Boot, an's große Schiff gebangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus,
Mag wollen oder nicht: es wird nichts andres draus."

Die milden Eindrücke der Umgebung verscheuchten Flemming's Kummer wieder; froh begrüßte er „das seidenreiche Reschi, das seinen trocknen Durst im Serubare löscht", und zog durch ein wasserreiches Thal, zwischen gewaltigen, von keiner Art berührten Urwäldern, nach dem regenlechzenden Mogan hin. Die Gesandtschaft trat nun zum zweiten Mal in die Provinz Schirwan ein, kam durch das mächtige Derbent, das Alexander der Große erbaut haben soll, und Flemming bewunderte hier die alte, riesenhafte Mauer.

Gleich darauf mußten die Reisenden eine unheimliche Gegend durchmessen, die von verwilderten Horden bewohnt war, und tausend Gefahren umringten sie:

„Der Völker neue Tracht,
Ja selbst das neue Land, das machte sich verdacht.
Wie der Kalmücken Grimm, die Frechheit der Usminen,
Der Poinacken Trutz und üppiges Erkühnen,
Der Tagastaner List und strenge Dieberei
Uns oftmals blaß gemacht, das denke du hierbei.
Wie lag sich's vor Tarku, als hier Hyrkanus brauste,
Hier des Prometheus Berg mit often Donnern sauste;
Da schwur der Kneder uns, der Tartar da den Tod —
Vor, um und hinter uns war nichts als Eine Noth!"

Rings von Barbaren bedrängt, mußten sie den angstvollen Zug theils auf Strömen, theils zu Lande fortsetzen, und der Himmel schützte sie wunderbar. Mahmud, genannt Schemchal, ein tartarischer Obersultan, dessen Vater als grausamer Räuber verrufen war, beförderte ihre Reise, und wendete die Angriffe kriegerischer Rotten von ihnen ab. So kamen sie am 18. Mai 1638 glücklich nach Circassien, und wurden in dem befreundeten Terki mit wahrhaftem

Jubel empfangen. Dann aber nahm sie eine Sandwüste auf; hier hatte die Sonne Alles zu Asche geglüht, und die öden Steppen boten nichts, als trocknes Salz. Von Hunger und Durst gepeinigt, gingen sie bei Tage vorwärts, und Nachts ließen die furchtbar großen Mücken sie nicht einmal auf dem brennenden Sande ausruhn. Später beschrieb Flemming diese Plagen mit gutem Humor, doch damals dachte er nicht an Poesie, sondern war herzlich froh, als er Astrachan erblickte.

„Verzeih' mir's, Evian, dem sich der Himmel neiget;
Ich habe mich noch nie so tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolga zwar, als ich ihr Ufer sah
Und einen langen Zug thät' aus der Hand der Rha,
Aus ihrer süßen Hand. Ich schwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren besten Mahlen,
Der schlechte trübe Trank durchginge mir das Blut,
Mehr als Dicopitern sein bester Nektar thut."

Die Freude sollte unserm Dichter bald verbittert werden. Brügmann hatte den entsetzlichen Plan gebrütet, Grahmann und dessen Anhänger, statt nach dem ersehnten Reval, nach Sibirien bringen zu lassen. So übte er einen Doppelschlag aus, denn er nahm Rache und befreite sich zugleich von Denen, die seine mannigfachen Frevel mitangesehn hatten, und die ihm in der Heimath gefahrdrohend werden konnten. Durch schlaue Lügengewebe täuschte der Gesandte den ehrwürdigen Patriarchen von Astrachan so sehr, daß derselbe ihn bereitwillig unterstützte. Schon standen die Kibitken angespannt, auf denen das Comitat, nur Brügmann's Günstlinge ausgenommen, zum Zobelfang abgeführt werden sollte, und an einem nebligen Abend wurde die Wohnung der Holsteiner von Bewaffneten um-

zingelt. Alle waren furchtbar bestürzt, denn ob sie sich auch keines Verbrechens schuldig wußten, so kannten sie doch die wortlose Schnelle der russischen Gerechtigkeitspflege.

Da trat ganz unerwartet Philipp Crusius auf, der sich bisher wenig um das Treiben seines Genossen bekümmert hatte. Im gewohnten Dahinrollen des Lebens erschien er kalt und theilnahmlos, aber jetzt, wo es Unglück zu verhindern galt, durchglühte ihn plötzlich ein lebhaftes Feuer. Er eilte unverzüglich zum Patriarchen, wies sich ihm, durch Brief und Siegel des Herzogs von Holstein, als dessen ersten Bevollmächtigten aus, und bat ihn, da er für die Treue des Gefolges Bürgschaft leiste, alle Anstalten zur Bestrafung aufzuheben. Gern genügte der Greis dieser Forderung, und Brügmann sah seine verrätherische Absicht durch Crusius zerstört, den er so oft als eine regungslose Schildkröte verspottet hatte. Flemming lernte den braven Mann noch inniger lieben, doch Brügmann's Namen konnte er seitdem nicht ohne Abscheu nennen, und diese Empfindung spricht sich in einem Liede aus, das er vor Deutuscha an der Wolga, den 4. November 1638, an ihn richtete. Darin heißt es:

„Tugend ist das höchste Gut;
Mißgunst, keine tausend Rachen
Sollen niemand irre machen,
Der was Redlich's denkt und thut.
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden.
— — — — — — —
Blut das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edlen Adern.
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern,

Pöbel mißbraucht der Gewalt.
Fürsten nur und großen Sinnen
Kommt es zu: verzeihen können."

Die Beschwerden und Erregungen der Reise hatten Grahmann heftig angegriffen, er wurde von einem Nervenfieber befallen. Wilde Träume zeigten ihm seine schöne Elisabeth mit rothgeweinten Augen, während er, an die Kibitke gebunden, pfeilschnell dem kalten Sibirien entgegenflog. Dann sah er die Geliebte im Sarge liegen, er wollte nur noch einmal zum Abschied ihre Lippen küssen, doch unerbittliche Aufseher trieben ihn mit Knutenschlägen zum Zobelfang. Flemming zitterte für Grahmann's Leben, und da er in der nogaischen Tartarei auch die Nachricht vernommen hatte, daß Opitz gestorben sei, so drückte ihn eine tiefe Schwermuth nieder. Nur sein starkes Gottvertrauen richtete ihn auf; er sang dem Todten klagende Sonette nach, und wachte mit Treue und Eifer für den kranken Freund.

Kurz darauf erfuhr er, Opitz lebe noch in voller Gesundheit; die Jugendkraft des Arztes trug gleichfalls über die Krankheit den Sieg davon, und an einem warmen Herbsttage konnte ihn Flemming nicht mehr im Zimmer erhalten. In einem Garten bei Astrachan wurde, mit einigen Freunden, das Genesungsfest begangen. Eine grüne Laube, guter Meth, fröhliche Herzen und Becherklang, das waren die Hauptbestandtheile der Feier, und der Dichter gab ein Lied zum Besten, worin die Stelle vorkommt:

„Dem heißen Perserlande
Gefalle seine Gluth,
Der Tartarein Sande

Sei ſeine Dürre gut.
Ich lobe deine Felder,
Europa, deine Luft,
Dein Waſſer, deine Wälder,
Die mir ſo oft geruſt.

Komm'! Laß uns alle Mühen,
Und was uns hat gekränkt,
Mit Zucker überziehen,
Im Weine ſein ertränkt.
Kein Wermuth iſt ſo bitter,
Der nicht auch Honig hält;
So ſteht ſich's, wie ein Ritter,
So fällt ſich's, wie ein Held!"

Tüchtig ſprachen die Jünglinge den Pokalen zu, Geſundheit auf Geſundheit wurde ausgebracht, doch mitten im Jubel trat eine tiefe Stille ein. Da füllte Flemming ſeinen Becher von neuem, und trank den ſüßen Meth „durch einen engen Ring, den er zu guter Letzt von lieber Hand empfing."

Nachdem alle Geſchäfte in Aſtrachan geordnet waren, brach die Geſandtſchaft auf, und hielt am zweiten Tage des Jahres 1639 ihren Einzug in Moskau. Der Dichter hatte nun weder Ruhe noch Raſt, ungeduldig trieb es ihn nach Reval hin, und er dankte Gott, als ihm die vergoldeten, weißbeſchneiten Thürme im Rücken lagen. Zwar bot der Weg durchaus keine Annehmlichkeiten dar, denn ſchneidender Nordwind peitſchte den Reiſenden die dichten Flocken in's Geſicht, doch unter dem Schnee ſah Flemming ſchon ſilberne Glöckchen blühn, und ſie flüſterten ihm Blumenworte vom kommenden Frühling zu. Das alte Nowogrod grüßte ihn wohlbekannt, aber kaum hatten ſie Narwa ver-

lassen, so ergriff ihn jene Beklommenheit, welche stets die Seele umstrickt, wenn wir, nach langer Abwesenheit, einem Orte nahe sind, in dem uns geliebte und befreundete Menschen wohnen. Wir möchten stürmisch dahinfliegen, doch bange Zweifel hemmen unsern Schritt, und unaufhörlich fragen wir uns: werden wir die Lieben wiederfinden, oder hat sie seitdem vielleicht der kalte Tod erfaßt?

Eine Strecke vor Reval kam ihnen der treue Polus entgegen, der sich vom Podagra nicht hatte zurückhalten lassen, in seiner Sänfte die Freunde einzuholen. Er sollte recht viel erzählen, und nachdem er Flemming und Grahmann vom Wohlsein ihrer Mädchen Nachricht gegeben, suchte er, in gewohnter neckischer Weise, durch ersonnene Geschichten ihre Eifersucht rege zu machen. So geleitete er beide bis zu Niehusen's Wohnung, wo sie von bräutlichen Armen und Lippen empfangen wurden.

VIII.

Der alte Kaufherr war seelenvergnügt, daß die Weitgereisten wieder so wohl und frisch an seiner Seite saßen, und er dachte, sie würden ihm nun recht viel von den Wundern der fernen Länder erzählen. Sie wußten aber so wenig zu berichten, als ob sie kaum über Narwa hinausgekommen wären, und beinahe hätten sie ihn unmuthig gemacht. Wendete er sich an den Doktor, dann gab ihm dieser völlig verkehrte Antworten, und Niehusen hörte, wie Flemming und Anna hinter seinem Rücken flüsterten. Fragte er nun den Dichter, so konnte er dem Entzückten gleichfalls

keine vernünftige Rede abgewinnen, und auf der andern Seite tönte Elisabeth's und Grahmann's heimliches Gekose.

— Ja! sagte er nach vielen fruchtlosen Versuchen. Das Sprüchwort hat Recht: mit Verliebten ist nicht auszukommen! Hätte ich das nur ahnen können, Ihr hättet mir die Mädchen wohl als züchtige Eheweiber finden sollen, dann würde doch mit Euch zu sprechen gewesen sein. Schwimmt das Liebesschiff der jungen Herren mit vollen Segeln auf der Fluth — gleich sind sie stolz und schweigsam; aber wenn es einen Leck bekommen hat — o, wie sanft, wie mittheilend werden sie dann!

— Herzlichen Dank, Herr Vater! erwiederte Grahmann, daß Sie uns die Zungen nicht durch solches Aetzmittel gelöst haben. Wir wollen auch ernsthaft sein, und von unsrer Reise so ausführlichen Bericht erstatten, daß selbst der gute Olearius uns loben mag.

Jetzt ging es an ein Fragen, Unterbrechen, Antworten und Fortfahren, daß beide Theile ganz verwirrt wurden. Der Arzt versetzte Kaswin an's kaspische Meer; Flemming behauptete, in Moskau blühten die Rosen das ganze Jahr; Anna erkundigte sich, ob man in der Tartarei seine Gedichte kenne, und Niehusen verlangte zu wissen, welche Art von kaufmännischer Buchführung in Persien üblich sei. Die muntre Elisabeth allein lauschte aufmerksam, und ergötzte sich an all den Irrthümern, bis sie endlich das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte. Dadurch wurde denn der bunte Wirrwarr auf einmal abgerissen, und man knüpfte einen neuen glatten Faden in dies ungeregelte Gespräch.

Niehusen sagte scherzend zu Flemming: Herr Truchseß, Ihr scheint mir ein loser Sommervogel, der auf der Reise

nicht unterlaſſen konnte, die ſüßen Mädchenblumen zu umflattern, denn das Einzige, was Ihr bis jetzt lebhaft und feurig geſchildert habt, das waren die Schönen des Circaſſierlandes.

Anna erröthete, aber der Dichter ſprach mit leuchtendem Blick: In der Wolgaſtadt, an den Abhängen des Taurus, im blühenden Perſien und auf den Steppen der Tartarei gedachte ich ſtets an mein holdes Lieb, und dort, wohin noch nie eine deutſche Leier getönt, ſang ich Lieder zu ihrem Preis.

— Der Teufel binde mit Euch Poeten an! rief Riehuſen. Dieſer Schalk fürchtet, daß er auf dem ſchlüpfrigen Boden ausgleiten möchte, deshalb faßt er mich bei der ſchwachen Seite, und erinnert mich an ſeine Gedichte. Ja, ja! — fuhr er wohlgefällig fort — auch wir vernahmen manch neues Lied von Euch, und ſchon der Pöhmer brachte ein wackeres Päckchen aus Moskau mit. Euer Anſehn, Euer Ruhm ſind tüchtig gewachſen, und der Kaiſer hat — —. Seine Nichte gab dem Kaufherrn einen Wink, und er verſtummte plötzlich.

— Nun, was hat der Kaiſer? fragte Grahmann überraſcht.

— Der Kaiſer, erwiederte Riehuſen mit einiger Verlegenheit, ſoll ſelbſt geäußert haben: er fände die Dichtungen unſeres Freundes ſehr angenehm.

Flemming überhörte alles Lob, das man ihm ſpendete, denn die Stimme ſeiner Anna tönte ihm weit lieblicher. Sie hatte ihn heut zum erſten Male „Du!“ genannt, er küßte den ſüßen Laut von ihren Lippen, und auch Grahmann war wieder ganz in Eliſabeth's Anblick verſunken.

Ungeduldig ſtand Niehuſen auf, denn er hatte mehrere wichtige Neuigkeiten, einen nahen Frieden betreffend, nur den Wänden vorerzählt, und öffnete den kleinen Schieber des Fenſters. Der Oſtwind trieb ihm Schneeflocken und Regen in's Geſicht, er vernahm den Ruf des Wächters, und ſagte: „Wünſcht Euch nun gute Nacht, Kinder! Es iſt Zeit, daß die ermüdeten Reiſenden ihr Lager ſuchen. Morgen giebt es, mit Gottes Hülfe, wieder einen Tag!“

Die beiden Freunde entſchlummerten bald, und an Flemming führte der Traum ein ſeltſames Bild vorüber. Er ſah ſich in einer blühenden Landſchaft, die von der Morgenſonne beſchienen wurde. Auf leuchtenden Sandalen ſchwebte eine hohe, ernſte Frau vom Himmel herab, und ſie hielt in jeder Hand einen Kranz. Der eine war aus knospender Myrthe, der andre aus goldnem Lorbeer gewunden. Den letzteren drückte ſie dem Dichter auf's Haupt, und nahm ihn ſelbſt mit empor in die klaren Lüfte, die ihn elaſtiſch trugen. Als Flemming ſich eine Strecke erhoben hatte, ſchaute ihn die Begleiterin wehmüthig an, ſie warf die Myrthenkrone hinunter, und dieſe fiel in ein offenes Grab.

* * *

Der Frühling kam nun auch nach den nördlichern Gegenden; Niehuſen's Garten hatte ſich mit Blüthen und Blättern geſchmückt, und als Flemming neben ſeiner Anna unter dem Maulbeerbaum am Weiher ſaß, erzählte er ihr die Geſchichte jenes Winterabends, wo ſich die falſche Eiferſucht der Freunde aufgeklärt hatte. Dann ſchrieb er

dem kleinen, freundlichen Garten ein Sonett, das mit den Worten schloß:

„Es steht ein Maulbeerbaum bei deinem Vorderteiche,
Dem wünsch' ich, daß sein Haar ihm nimmermehr erbleiche,
Entgehe nie sein Saft, denn die vermeinte Nacht,

Die er dem Stamme giebt mit seinen dicken Blättern,
Die weiß es, wie Sie mich zuerst hat angelacht:
Für diese Gunst sei du empfohlen allen Göttern!"

Mehrmals machte Riehusen, sammt seinen Gästen, Ausflüge in die Umgebungen Revals; die Mädchen wurden in Sänften getragen, während die Männer sie zu Roß begleiteten. So besuchte man einst den nahegelegenen Steinbruch, und dort hatten sich Einige von der Gesandtschaft zu ihnen gesellt. Flemming setzte einen Stolz darin, den Freunden die Liebe seiner Anna zu zeigen, er umschlang sie zärtlich, und bat sie um einen Kuß. Das Mädchen aber, durch die Gegenwart der Fremden verschüchtert, konnte ihre Blödigkeit nicht überwinden, denn sie war ja noch nicht öffentlich des Dichters Braut. Heller Purpur bedeckte ihre Wangen, und sie wandte sich von dem Geliebten ab, dem sie so gern an's Herz gesunken wäre. Der leidenschaftliche Flemming fühlte sich durch diese Verläugnung tief gekränkt, er verließ die Gesellschaft und suchte sich einen düstern Felsengrund, von schwarzen Föhren umgeben. In dieser Einsamkeit verweilte er, und dichtete dort ein Sonett, worin er Anna's Herz mit den harten Quadern der Steinbrüche verglich. Dabei löste sich aber die Eisrinde von seiner Brust, und als er spät, auf öder Straße, nach Hause ritt, machte er sich bittre Vorwürfe, das holde Wesen gekränkt zu haben.

Auch Anna war von Angſt erfüllt, denn ſie kannte Flemming's Wildheit; ſie fürchtete, er möchte ihr kindiſches Benehmen für einen Mangel an Liebe halten, und ſich ein Leid zufügen. Sie hatte keine Ruhe mehr, ungeſtüm wallte ihr Blut, Thränen ſchoſſen ihr in's Auge, und ſie ſchützte Unwohlſein vor, um die Heimkehr zu beſchleunigen. — Bald war die Spannung zwiſchen beiden beigelegt, und da Jeder glaubte, den Andern verletzt zu haben, ſo preßten ſich zur Ausſöhnung ihre Lippen um deſto glühender an einander. Anna reichte dem Dichter dann die Laute, daß er ein Lied ſinge, und er begann ihr die Grundſätze zu entwickeln: „wie er wolle geküſſet ſein".

„Nirgends hin, als auf den Mund,
Da ſinkt's in des Herzens Grund.
Nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
Nicht mit gar zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird ſonſt Kinderſpiel.
Nicht zu laut und nicht zu leiſe:
Beider Maaß iſt rechte Weiſe.

Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dies macht Kummer, Jenes Leid.
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte,
Wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich:
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langſam, nicht zu ſchnelle,
Nicht ohn' Unterſchied der Stelle.

Halb gebiſſen, halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht.

Nicht ohn' Unterſchied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

Küſſe nun ein Jedermann,
Wie er weiß, will, ſoll und kann!
Ich nur und die Liebſte wiſſen,
Wie wir recht uns ſollen küſſen!"

Seit mehrern Tagen brauste geſchäftige Eile durch Niehuſen's Wohnung, denn frohe Feſte ſollten dort gefeiert werden. Am achten Juli 1639 kehrte ein glänzender Zug aus dem Dom nach dem Hauſe des Kaufherrn zurück, und Eliſabeth, von Grahmann geführt, blickte freudig unter dem Myrthenkranz hervor. Ein buntes Wogen erfüllte die Säle; die halbe Stadt war zu der Hochzeit geladen, auch Cruſius und Oerpenbeck mit ihren hübſchen jungen Frauen ſah man in dem Gewühl. Zinken und Pauken riefen zur Tafel, und in endlos langer Reihe folgten die Gäſte der Aufforderung.

Als Flemming mit Anna zu dem beſtimmten Platze trat, lag eine Krone von goldnen Lorbeerblättern vor ihm, und unheimliche Empfindungen durchzuckten ihn, denn ſie glich derjenigen, die er damals im Traum erblickt hatte. Ehe er noch zum vollen Bewußtſein gekommen war, nahte ihm Niehuſen feierlich, ergriff den Kranz und ſetzte ihn auf Flemming's Locken. Dann gab er dem Ueberraſchten ein kaiſerliches Schreiben, welches den Lorbeer begleitete, wodurch Ferdinand III. des Dichters Verdienſte ehren wollte. Der alte Kaufherr hob nun ſeinen Pokal empor, er zeigte der Verſammlung an, daß ſeine Tochter Anna mit Flemming verlobt ſei, und ein jubelndes Lebehoch wurde dem neuen Brautpaar ausgebracht. Flemming fühlte das Herz

des wunderschönen Mädchens an dem seinen klopfen, doch in demselben Augenblick glaubte er auch die Myrthe zu sehn, die in das Grab hinuntersank, und ein Tropfe unaussprechlicher Wehmuth mischte sich in sein langersehntes Glück.

IX.

Am ersten August 1639 kam die Gesandtschaft in Gottorp an, allein die ehrenvolle Begrüßung, welche dem Dichter durch den Herzog von Holstein zu Theil wurde, konnte jene Traurigkeit nicht bannen, die ihn erfüllte, seit er „sein Herz" verlassen hatte. Ohne Säumen ging er nach Hamburg, wo er sich als Arzt ansiedeln und dann die Geliebte heimführen wollte. Mit ganzem Eifer gab er sich dem Studium der Arzeneikunde hin, denn Flemming ehrte diese Wissenschaft als eine reine, göttliche, und der Gedanke machte ihn froh, sein Leben der leidenden Menschheit widmen zu können. „Ich mag den Arzt nicht loben" — sagte er in einem an Grahmann gerichteten Liede — „der einen Zettel schreibt, fast einer Ellen lang, nur um des Apothekers Dank zu verdienen. Das Einfachste soll der Arzt suchen; er soll die Kunst verstehn, aus vielem wenig zu machen; den Kräutern, den Blüthen, den Wurzeln Geist und Seele abzwingen, in den Schlünden die Metalle aushauen, und kund thun, was die Natur vermag."

Um aber in Hamburg als Arzt wirken zu dürfen, mußte er noch die medicinische Doktorwürde gewinnen, weshalb er sich zu Anfang des Jahres 1640 nach Leyden begab.

Auf der weltbekannten Universität promovirte er, und mit großen Ehren wurde ihm der Doktorhut überreicht. Selig in dem Bewußtsein, Anna werde nun bald seine Gattin sein, ging Flemming hastig an den Werken der Malerei und Bildhauerkunst vorüber, womit das alte Lugdunum Batavorum geschmückt war, und reiste nach Hamburg zurück.

In Reval wurden unterdeß große Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen; weit und breit sollte man erfahren, daß der reiche Aeltermann und Kaufherr sein einziges Kind vermähle. Niehusen beabsichtigte, alle Geschäfte aufzugeben und mit nach Hamburg zu ziehn. Anna war überglücklich. Sie sang nur die fröhlichsten Lieder ihres Bräutigams, denn in kurzer Zeit sah sie ja den Geliebten wieder, um sich niemals mehr von ihm zu trennen; der gute Vater blieb bei ihr, und selbst von Elisabeth war sie nicht allzufern. — Auch Flemming wäre gewiß recht heiter und glücklich gewesen, hätte nicht eine besondre Mattigkeit der Glieder entmuthigend auf seinen Geist gewirkt. Er fühlte, daß ihm eine Krankheit in den Adern glühe, und trotz aller Gegenwehr, sank er am Ende auf das Siechbett. Die Reise nach Ispahan hatte seine Jugendkraft gebrochen; das oft von sengender Hitze zu rauhem Frost wechselnde Klima hatte seinen Körper zerrüttet. Fieberkrank lag er nun in der fremden Stadt; kein Freund stand helfend und tröstend neben ihm. Zweifellos empfand er, wie der Tod ihm näher kam, und mit schwacher Hand schrieb er für Grahmann folgende Zeilen aus einem früheren Gedichte auf, um ihn an sein Versprechen zu erinnern:

„Ich habe satt gelebt, wirst du mich nur versichern,

Mein Bruder, dieſe Gunſt zu thun an meinen Büchern:
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier
Den Kranz der Ewigkeit auch auf wird ſetzen dir.
Dein Lohn wird dieſer ſein: ſie werden nicht vergehen,
Die Namen, die allhier mit aufgezeichnet ſtehen.
Sonſt alles Andre ſtirbt. Was eine Feder ſchreibt,
Die Gluth und Seele hat, das gläube, daß es bleibt,
Wenn nichts mehr etwas iſt."

Das Fieber nahm täglich zu, Flemming fiel in einen wüſten Schlaf und grauenhafte Phantaſien folterten ihn. Brügmann war den Gerichten übergeben und zum Tode verurtheilt worden; das wußte Flemming, und ſah ſich nun im Traum von dem Enthaupteten verfolgt. Wenn die Aufregung nachließ, glaubte der Kranke, ſeine Anna nahe ihm, und ſauge mit ſüßen Küſſen die verzehrende Gluth von ſeiner Lippe. Plötzlich ermunterte er ſich, der gemiethete Wärter brachte ihm einen Trunk, und Flemming's Geiſt ward hell und klar. Er wollte allen ſeinen Lieben noch ein Lebewohl ſagen, und mit jener Ruhe, deren nur ein guter Menſch auf dem Sterbebette fähig iſt, wählte er ſeine Grabſchrift hierzu. Wie auf eine ſonnige Landſchaft, ſchaut er darin auf ſein Leben zurück, von dem er wohl ungern, aber doch furchtlos und vertrauend ſcheidet. Noch heute, nach zwei Jahrhunderten, wird uns das Herz durch dies wunderbare Sonett erſchüttert:

„Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frei. Meine. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall ſteh überweit. Kein Landsmann ſung mir gleich.

Von Weiſen hochgepreiſet. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,

Bis daß die letzte Gluth dies Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich Euch!

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben!"

Drei Tage später, am zweiten April 1640, starb Paul Flemming, der deutsche Dichter, im schönsten Mannesalter — ein und dreißig Jahre alt.

* * *

Der Kaufherr Niehusen saß in seinem Comptoir, von Briefen umringt, die der Bote so eben aus dem Schiffe heraufgebracht. Eilig durchflog er mehrere Blätter, dann nahm er ein Schreiben zur Hand, dessen schwarzes Siegel ihn unheilverkündend anschaute, und las, wie eine fremde, theilnahmlose Feder ihm „das Hinscheiden seines verehrlichen Herrn Eidams" meldete. Keine Thräne entrann dem Auge des Greises, aber seit jenem Tage hat er auch niemals mehr gelacht. Aeußerlich ruhig, ging er zu der Tochter, die sich gedankenvoll an die Brüstung des Söllers lehnte. Der Vater reichte ihr den Brief, und auch sie konnte nicht weinen. Gleich einer Mimose, die der Sonnenstrahl versengt hat, welkte sie hin; nach einem halben Jahre begrub man sie. Der alte Niehusen stand nun ganz allein; er sammelte die Lieder des Dichters und übergab sie gedruckt der Welt. Als er dies Geschäft vollbracht hatte, fesselte

ihn nichts mehr an die Erde, und bald folgte er dem Brautpaar nach.

Tiefe Stille lag über dem Kreise, als Bruno sein Heft schloß, denn eine gewisse Rührung hatte sich Aller bemächtigt. Roderich, der solche beklemmende Pausen nicht leiden mochte, unterbrach zuerst das Schweigen und sagte: Bruno, Du hast uns ein frisches, warmes Bild gegeben; keine bleiche Fratze, die einst vor den Maler hintreten und eine Seele von ihm fordern wird. Wir danken Dir dafür!

— Mir klang das Ganze doch ein bischen abenteuerlich! begann Emilie. Vetter Bruno hat wohl einen tüchtigen Busch Blumen aus seiner romantischen Einbildungskraft gepflückt, und die Biographie damit zur Novelle aufgestutzt?

— Nein, Mühmchen, erwiederte Bruno, dem ist nicht so! Treu und unverfälscht gab ich Flemming's Schicksale, und sogar das Liebesintermezzo ist historisch. Bei der Schilderung seiner Weltfahrt, habe ich mich an des Dichters eigne Gemälde gehalten, und die Reisebeschreibung des trefflichen Olearius lieferte mir noch bestimmtere Farben dazu.

— Diese Reise, sprach Louise, flößte mir rechtes Interesse ein, denn Flemming unternahm sie in einer Zeit, wo jede ferne Gegend noch den Reiz ureigenthümlicher Frische besaß, und wo man noch Testament machte, wenn man von Hamburg nach Reval ging. Das war das goldne Alter der Reisebeschreibungen! Mit heißer Begierde griff

man danach, bewunderte den kühnen Wandrer, schauderte aber vor den tausendfachen Mühsalen zurück, die ihn bedrängt hatten. Jetzt giebt es kaum ein Plätzchen in der Welt, das von der Tinte unsrer Touristen verschont geblieben wäre, und Niemand mag Reiseschilderungen lesen, denn sie haben, wie die Länder selbst, beinahe Alle nur Eine Physiognomie.

Die literarischen Unterhaltungen hatten für diesmal ihr Ende erreicht, man plauderte noch ein Stündchen von Alltagsdingen, und wünschte sich dann gute Nacht. Als Adele von Rosen nach Hause kam, fühlte sie aber, daß sie noch nicht schlafen könne; sie setzte sich deshalb an's Pult, und schrieb ihrem Gatten einen langen Brief. Der größte Theil des Inhalts kümmert uns nicht, und wir haben es nur mit einer Stelle zu thun, die sich auf den Cirkel bei der Domainenräthin bezog.

„Heute las uns Bruno eine Erzählung vor" — hieß es dort — „welche Paul Flemming zum Helden hatte. Darin verlieben sich die beiden Freunde in zwei Cousinen, und denke Dir: mitten im Zuhören wurde mir klar, daß wir hier ohne Zweifel auch ein paar Hochzeiten erleben werden. Es geht ein stilles Schaffen und Weben zwischen Louise und Bruno, zwischen Emilie und Roderich hin und her. Bewußt sind sich wohl Alle ihrer Gefühle noch nicht; sie ruhen in jenem träumerischen Zustand, wie wenn die blaue Winde, von heller Sonnengluth beschienen, ihre Blumenkelche geblendet schließt. Aber sie werden aufwachen, werden dann plötzlich das tiefinnere Wallen und Wogen verstehen lernen, und glücklich sein."

„Ich kann mir recht lebhaft vorstellen, Alter, wie Du ein Schnäbelchen ziehst und mit sarkastischem Tone sagst: „Ach, ich habe doch eine seltne Frau! Psychologin ist sie, ja sogar mit Prophezeihungen giebt sie sich ab. Aber das machen ihre Jahre, ihre Erfahrungen, ihre ungeheure Welt- und Menschenkenntniß — — —“ Sei nur still, Wilhelm! Bist heut wieder ein rechter Brummbär! Du kannst es mir übrigens glauben, die beiden Pärchen sind fertig … ich habe die geheimen Pulsschläge ihrer Liebe belauscht. Bruno, der romantische Schwärmer, lacht und scherzt mit Louisen, und sieht dabei so herzlich froh aus, wie ein zufriedenes Kind. Roderich aber, der jungdeutsche Ungestüm, schlägt vor Milchen die Augen nieder, und spricht fromme, bescheidene Worte. In jeder Aeußerung giebt sich bei ihm der Einfluß kund, den Emiliens Wesen auf ihn übt; selbst seine sonst barschen kritischen Urtheile haben sich gemildert. Seit Du fort bist, hat er Deine Stelle übernommen, und ist jetzt der Schnellpost-Conducteur, der uns mit so stürmischer Eile auf der Chausseestraße unserer Literatur entlang führt, daß wir fast nur die Pappeln zu sehn bekommen. Doch hören solltest Du, wie schonend, wie versöhnlich er über die meisten Dichter berichtet, und Du würdest nicht mehr zweifeln, daß ich recht geschaut habe.“

„Wundert Dich etwa die ungleichartige Zusammenstellung der beiden Paare? Es ist ja der Prüfstein wahrer Liebe, daß sie immer etwas Unerklärbares, Zauberhaftes bringt. Berg und Thal, Adler und Taube, Tiger und Lamm müssen sich begegnen, wo sie regiert. Zwei uniforme Leute können sich auch heirathen und können sogar oft eine recht glückliche Ehe führen, aber nicht Amor hat sie

vereint, sondern — der Eheprokurator. — Ach, wenn Bruno die Louise, und Roderich die Emilie bekäme, halb todt würde ich mich darüber freun!"

Bei der nächsten Zusammenkunft setzte Roderich seine Tischreden fort. — Als ein Komet mit brennendem Strahlenbüschel, begann er, glüht am Himmel der schlesischen Dichterschule Deutschland's größter Epigrammatist: Friedrich von Logau. Er stammte aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Schlesiens, und das Stammhaus seiner Vorfahren lag im Fürstenthum Schweidnitz. Im Juni 1604 wurde der Dichter geboren, doch wir erfahren nicht, wie er aufwuchs, wo er seine Jugend verlebte und der Gelehrsamkeit oblag. Erst den reifen Mann finden wir am Hofe des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz, bei welchem er die Stelle eines Canzleiraths bekleidete. Die Amtsgeschäfte mögen ihm wohl nicht Muße zu größern poetischen Werken gegönnt haben, deshalb ergoß die ganze Fülle seines reichen und schönen Geistes sich in das Sinngedicht. Die Sammlung: „Erstes und anderes Hundert deutscher Reimensprüche Salomon's von Golaw" wurde 1638 zu Breslau gedruckt, und da Niemand einen Dichter dieses Namens kannte, kümmerte man sich auch wenig um ihn. Ueberhaupt verlangte jene Zeit die Begriffe in breiten Gedichten breit entwickelt — die schlagende Kürze des Epigramms goutirte man nicht. Zwar wurde Logau 1648, zugleich mit dem Herzog, in den Palmenorden aufgenommen, wo er den Namen des „Verkleinernden" führte, der sich wohl

auf seine gedrängte Dichtungsweise bezog, doch erst Lessing wies auf den Reiz der Satyre, auf die Anmuth der Sprache und auf den Reichthum der Gedanken hin, wodurch seine Epigramme sich auszeichnen. Jetzt verstehen wir auch das brave deutsche Herz und den Freiheitsdrang dieses Mannes — wir ehren in ihm unsern zweiten Freidank.

Im Jahre 1654 folgte eine noch viel reichere Epigrammenlese, welche über viertehalbtausend Sinngedichte enthält. Logau ist kein gelehrter Stubenpoet, der sich die Welt aus träumerischen Bildern construirt; er kennt das Leben, und holt sich seinen Stoff stets mitten heraus. Für Recht und Redlichkeit kämpfend, haßt sein Gemüth alle höfische Kriecherei; er will weder den Fürsten, noch den Pfaffen, noch dem Volke schmeicheln. Lautere Wahrheit fordert er, und wenn er im besten Scherzen ist, rollt ihm plötzlich eine Thräne von der Wange, die er dem deutschen Vaterlande weint. Ewige Jugend strömt durch Logau's Spruchgedichte, darum altern sie auch nicht, und blühend frisch wie die Natur, klingt nach zwei Jahrhunderten noch sein bekanntes schönes Epigramm:

Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie, jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Aber andere Sprüche sind nicht minder treffend, und es sei mir erlaubt, hier ein paar Proben mitzutheilen:

Mein Freund ward nächst nach Hof in Ehrendienst erkoren;
Die Ehre gönn' ich ihm, doch ward der Freund verloren.

Ein Soldat kann durch Verzehren
Sich ernähren,
Und der Landmann durch Erwerben
Muß verderben.

We hat die Kunst ihr Haus? Ihr Haus ist rund gebaut,
Steht so, daß über ihm man stets die Sonne schaut.

Künste, die bei Hof in Brauch,
Faßt' ich, dünkt mich, leichtlich auch,
Wollt' erst Eine mir nur ein,
Nämlich: unverschämt zu sein.

Schmeichler sind wie Sonnenblumen, blicken nach dem Himmel hin,
Wurzeln aber in der Erde, suchen Vortheil und Gewinn.

Bei Hofe wird kein Greis,
Wer nicht zu heucheln weis.

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht?

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt: für Früchte Blumen handeln.

We ein gemalter Brief und aufgekaufte Bullen
Den, der nicht edel ist, erst edel machen sollen,
So kann auch eine Maus des Adels sich vermessen,
Die einen solchen Brief hat unversehn's gefressen.

Wir begegnen nun einem andern Schlesier, Andreas Tscherning, der zu Bunzlau 1611 geboren wurde. Das Gebraus des Krieges und die Glaubensspaltungen trieben ihn aus der Heimath; im Jahre 1644 wurde er Professor der Dichtkunst an der damals weitberühmten Hochschule

zu Roſtock. Sein Werk über deutſche Sprache und Proſodie trug nicht wenig bei, die Vorliebe für vaterländiſche Poeſie zur volleren Blüthe zu bringen, und er ſelbſt dichtete muntre Lieder. Schon 1642 war ſein „Teutſcher Gedichte Frühling“ erſchienen, und wenn die ſäuberliche Nachahmung des Meiſters Opitz auch ein wenig beklemmend iſt, ſo fühlen wir doch warmen Sonnenſchein und hören die Vögel ſchmettern. Später irrte ſich Tſchernig aber in der Jahreszeit, denn als er 1655 einen „Vortrab des Sommers teutſcher Gedichte“ drucken ließ, war ſein Winter ſchon hereingebrochen. Nur ſtarre Eisblumen wuchſen dort, ein erkältender Hauch zog durch die kunſtgerechten Verſe, und vier Jahre darauf, am 27. September 1659, ſtarb der Dichter. Um Sie ein Tröpfchen von Tſchernig's Poeſie koſten zu laſſen, wähle ich zwei hübſche Sinngedichte aus:

Kein Unfall, keine Zeit wird rechte Liebe trennen,
Denn Liebe, die zerging, war Liebe nicht zu nennen.

Huld iſt die Krone, die den Landesherren ſchmückt;
Der iſt kein rechter Menſch, vor dem der Menſch erſchrickt.

* * *

Bis hinauf, wo das Bernſteinmeer die öſtliche Küſte beſpült, wirkte Opitzens Einfluß, und Simon Dach, 1605 zu Memel geboren, war einer von deſſen getreueſten Jüngern. Er wurde Lehrer in Königsberg, und als der große Kurfürſt 1638 dort verweilte, überreichte ihm Dach einen Glückwunſch in Verſen, wofür er die erledigte Profeſſur der Poeſie erhielt. Stets wußte er ſich die Gunſt zu bewah-

ren; er verheirathete sich 1641, und schickte eine gereimte Bittschrift nach Berlin, worin er den Fürsten um etwas Acker ansprach. Dieser machte ihm das Gut Curheim zum Geschenk, aber tiefe Schwermuth umhüllte nun den Dichter, und er starb 1659. — Dach war für jene Zeit, wo in Dichten und Trachten noch größere Einheit herrschte, ein poetischer Proteus. Er schrieb Gelegenheitscarmina voll „schuldigster Unterthänigkeit" — Schäferspiele, in denen die heidnischen Preußen durch Apollo und die neun Musen cultivirt werden — Kirchenlieder, von denen noch einige in den Gesangbüchern stehn, und bei alledem wußte er auch frische freie Weisen anzuschlagen, wie das deutsche Volk sie gern hat. Im wohlbekannten „Aennchen von Tharau" blüht eine Fülle von Unmittelbarkeit, und manch durstiges Trinkerherz wurde erfreut durch Dach's:

„Die liebste Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirth im Keller;
Sie hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt: der Muskateller!"

Damals grassirte die Wuth, poetische Gesellschaften zu stiften. Simon Dach hatte einen Dichterkreis um sich versammelt, und an andern Orten entstanden ähnliche Vereine. Zu Nürnberg gründete Harsdörfer den „gekrönten Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz"; zu Hamburg erschuf Philipp von Zesen die „Rosengesellschaft", welche sich mit Sprachreinigung befaßte, und zu Wedel in Holstein versuchte Johann Rist einen „Schwanenorden an der Elbe" in's Leben zu rufen. Harsdörfer sowohl, als Zesen, sind ohne alle Bedeutung, und nur Rist (1607—1667) verdient Aufmerksamkeit. Obgleich er keinen Funken wahrer

Poesie in sich trug, gelang es ihm durch lauter künstliche Mittel, sich die größte Anerkennung zu verschaffen. Wohl wissend, daß die Menschen am leichtesten durch schwärmerisch fromme Lieder hingerissen werden, schrieb er deren über sechshundert, und wußte den schäbigsten Gedanken mit erborgtem Wortschmuck so zuzustutzen, daß er sich hinter den Lampen der Literaturbühne neu und prächtig genug ausnahm.

„O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwert, das durch die Seele bohrt!
O Anfang sonder Ende!“

Klingt das nicht pomphaft? Man glaubt zu Anfang wirklichen Orgelton zu vernehmen, wenn man aber genauer hinhört, ist es nur Wind, der aus den Blasebälgen pustet. — Rist heuchelte und eiferte, frömmelte und prahlte, aber an sein Volk, sein Vaterland dachte er nicht. Es fehlte ihm etwas Wesentliches — er hatte keinen Charakter.

Die fromme weiße Lilie des Kirchenliedes trieb zu jener Zeit überhaupt zahlreiche Blüthenstäbe. Der katholischen Richtung desselben begegnen wir in den religiösen Poesien des Grafen Friedrich von Spee. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts am Rhein geboren, trat er jung in den Jesuiterorden .... Erschrecken sie nicht, meine Damen! Da unter den anscheinend ehrlichen Leuten mancher Jesuit verborgen ist, warum sollte es unter den Jesuiten nicht auch einen ehrlichen Menschen geben. Er lehrte zu Köln Theologie, Philosophie und schöne Wissenschaften, kämpfte tüchtig gegen die Hexenprocesse, und wurde am 7. August 1635 meuchlerisch ermordet. Erst nach seinem Tode erschien die: „Trutz Nachtigall, oder geistlich poetisch

Luſtgärtlein, dergleichen noch nie zuvor in deutſcher Sprache geſehen". Der Titel ſoll andeuten, das Büchlein ſinge lieblich trotz allen Nachtigallen, und den Leſer beſchleicht ein ganz eignes Gefühl dabei. Man ſieht Spee's glühende Naturanſchauung wie ein großes, reiches Felſenthal vor ſich ausgebreitet, und bedauert nur, daß myſtiſcher Abendnebel, von den Höhen niederwallend, Alles mit ſeinem trüben Schleier umzieht. — Spee wollte den deutſchen Katholiken gottesdienſtliche Geſänge in ihrer Mutterſprache geben, und einige Lieder von ihm wurden bei Proceſſionen angewendet.

Weit üppiger aber ſproßte der proteſtantiſche Kirchengeſang empor; die beſten Stücke des Geſangbuchs ſind damals entſtanden. Es würde zu weit führen, wenn ich all die frommen Dichter namentlich aufzählen wollte. Großentheils waren es Pfarrer, wie **Paul Gerhard** aus Gräfenhainichen (**1607—1676**), doch auch eine regierende Frau finden wir darunter. Sie hieß **Louiſe Henriette**, und war die Gemahlin des großen Kurfürſten, eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Oranien.

Das Drama, ſeit der Reformation aus Kirchen und Schulen verbannt, hatte ſich indeß von den Feſſeln religiöſer Stoffe losgemacht und ſich zu einer gewiſſen Freiheit erhoben. Hin und wieder blitzte ſchon ein hiſtoriſches Stück, oder ein Sittengemälde auf, aber erſt von England her, wo Shakeſpeare lebte, wo das Schauſpiel blühte, fielen die rechten Funken in den Zündſtoff deutſcher Theaterluſt. Beim Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts zogen britiſche Comödianten durch Deutſchland, und wurden überall ſo gern

gesehn, daß ihnen, wenn sie einer Stadt naheten, gewöhnlich der Magistrat entgegenging, um sie feierlich einzuholen. Ihre Darstellungen rauschten nicht spurlos vorüber, sondern drangen tief in's Leben, und ohne Zweifel wurde auch Jacob Ayrer († vor 1618) dadurch angeregt. Er war Notarius und Gerichtsprokurator in Nürnberg, und wir besitzen von ihm ein „Opus Tragicum, oder dreißig ausbündige schöne Comedien und Tragedien von allerhand Denkwürdigen alten Römischen Historien vnd andern Politischen geschichten und gedichten, Sampt noch andern sechs vnd dreißig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Faßnacht oder Possenspielen". Ayrer schrieb, wie er sagt, „zu seiner Weil und Lust", und der Born seiner Phantasie strömte wirklich in ungezwungner, übersprudelnder Fülle. Als Stoff war ihm Alles recht: die Bibel und das deutsche Heldenbuch, klassische Geschichte und katholische Legende. An reicher Produktionskraft steht er neben Hans Sachs, an Frische, Abwechslung der Situationen, burlesken Gestalten und dramatischer Anlage jedoch weit über ihm. Ayrer ist immer naiv und volksthümlich, ob er König Edward III., oder Eulenspiegel schildern mag, und die Singspiele sind wohl ganz seine eigne Erfindung. Es geht ein närrisches Treiben durch diese Stücke. Auf Zeit und Ort kommt dabei durchaus nichts an, und wenn der Held jetzt eben erklärt, er spüre Lust, sich zu verheirathen, so tritt schon in der nächsten Scene seine Frau auf, die sich bitter beklagt, daß sie einen so liederlichen Mann bekommen hat. Im Avis für die Darstellerin einer Rolle, finden sich nicht selten solche Dinge, wie: „Sie schlägt ihn zu Boden, steht ober ihm, und schmiert ihn weidlich ab." Die ganzen Gebilde

gleichen rohen Holzschnitten; es ist wenig Kunst, aber viel gesunde Natur in ihnen.

Erst mit dem Auftreten des Andreas Gryphius stieg das Drama aus niederm Thale zu den Höhen wahrer Schönheit und Kraft empor. Er hieß eigentlich Greif, und wurde 1616 zu Groß-Glogau geboren. Früh begann er zu dichten, früh verbreitete sich sein Ruhm, und als er bei dem kaiserlichen Pfalzgrafen von Schönborn eine Hauslehrerstelle übernahm, krönte dieser den zwanzigjährigen Jüngling zum Poeten und verlieh ihm den Adelstand, doch weder Gryphius, noch seine Nachkommen haben sich des letztern jemals bedient. Religionshaß und Anfeindungen wegen eines Gedichts, worin er die Noth des deutschen Volkes glühend schilderte, trieben ihn aus der Heimath fort. Nachdem er Holland, Frankreich und Italien gesehn, kehrte er nach Schlesien zurück, vermählte sich, und lehnte, aus Liebe zum Vaterlande, die ehrenvollsten Berufungen der Universitäten Frankfurt an der Oder und Upsala ab. Er wurde Syndicus des Fürstenthums, und als er am 16. Juli 1664 auf dem Ständehaus zu Glogau unter den Landesältesten saß, sank er plötzlich, von einem Schlagfluß getroffen, todt zu Boden.

Wollte ich Ihnen, meine freundlichen Zuhörer, eine sichere Anschauung von Gryphius' Dramen geben, so ließe sich das nur durch Vorlesen derselben thun, denn er ist ein so eigenthümlicher Geist, daß man ihn nicht anders, als aus ihm selber kennen lernt. Da aber der würdige Nachtwächter bereits vernehmbar wurde, und manches Damenfüßchen tanzlustig zuckt, so will ich mit wenigen Linien die Vorzüge des Trefflichen zu bezeichnen suchen. Gryphius

gehört zu den Kirchenvätern der dramatischen Dichtkunst; er steht mitteinne zwischen weichem Idealisiren und blanker Natur. Alles an ihm ist Humor, und dieser sprudelnde Gesell fährt oft wie ein Donnerwetter mit Platzregen über die melancholischen Landschaften seiner Trauerspiele herab. Gryphius und Shakespeare gingen aus Einem Zeitalter hervor, darum fehlt es ihnen nicht an Berührungspunkten. Dort wie hier zeigt sich ein gesunder innerer Kern, um dessen willen man zierliche Glätte kaum vermißt; dort wie hier ist häufiger überfüllter Reichthum und nackte Wahrheit, als Armseligkeit und scheinheilige Schminke. Wie Shakespeare, schrieb Gryphius zuerst Tragödien, und schuf nachher, als sein Geist zur Vollreife gediehen war, die kostbaren Comödien. Von den letzteren fesselt uns namentlich „Peter Squenz", weil uns darin der Stoff aus Pyramus und Thisbe im Sommernachtstraum erweitert vorgeführt wird. Dieser Stoff wurde nicht etwa von den Briten entlehnt, sondern er gehört uns Deutschen an. — Der „Horribilicribifax", ein Bild soldatischer Aufgeblasenheit und Prahlerei, ist so treu, so lebendig hingestellt, daß es — noch heutzutage passen würde. Ueppige Romantik webt in einem andern Lustspiel: „das verliebte Gespenst" und „die geliebte Dornrose" betitelt. In diesem Doppelstück sehen wir noble Guirlanden von Garten- und Treibhausblüthen, durch welche sich ein Kranz frischer Feldblumen schlingt. Die vornehmen Leute unterhalten sich in Alexandrinern und sonstigen zierlichen Reimen, während die Bauern Prosa, und zwar plattschlesische Prosa, reden. Es nimmt sich diese Sprache aber im Lustspiel sehr gut und heiter aus; sie weht uns wohlthuend an, wie klare, kräftige Landluft.

Doch genug! Mit Einem Worte: Gryphius war ein ganzer Dichter, und hätte er ſolche Vorgänger gefunden, wie Shakeſpeare in den altbritiſchen Dichtern, er würde gewiß nicht hinter dem Mann von Stratfort zurückgeblieben ſein.

Der hervorſtechende Charakterzug unſrer Poeſie war damals ein ſatyriſcher. Aegidius Albertinus ſchrieb in Proſa ätzende Strafreden; Hans Wilmſen Lauremberg geißelte die Thorheiten der Zeit milder und ſcherzhafter — ſein Sarkasmus iſt ein buntgeflügeltes Inſekt, deſſen Stachel nicht wehe thut. Ueber ihm ſteht Hans Michael Moſcherosch (1600—1669), ein feingeiſtiger, vielerfahrener Staatsmann, der, wie lange er auch im Auslande gelebt, ſich dennoch ein deutſches Herz bewahrt hatte. Darum zog er gegen die Albernheit zu Felde, die ſich demüthig unter das Scepter fremder Moden beugt, darum ſchrieb er das Gedicht: „à la mode“, worin die merkwürdige Stelle vorkommt:

„A la mode bringt uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch.“

Vielfach ähnlich, ſowohl in ſeinem Bildungsgang, als in ſeiner Dicht- und Denkweiſe iſt ihm Johann Balthaſar Schuppe (1610—1661). Breit und frei liegt die Welt vor dieſem Dichter, freiſinnig ſchaut er ſie an, und ſeine Schriften paſſen noch für die Gegenwart. Sie würden auch gewiß weit häufiger geleſen werden, doch die Sprache mit ihrem gelehrten Schwulſt ſchreckt davon zurück. — Wenn wir nun des Satyrikers Joachim Rachel gedacht haben, können wir getroſt zu Ulrich Megerle (1642—1709) übergehn, deſſen Mönchsname Abraham

a Santa Clara hieß. Er iſt ein Mittelding von Geiſtlichen und Hofnarrn, von Moralprediger und Hanswurſt. Seine Predigten führen ſehr burleske Titel, z. B.: „Reimb dich, oder ich biß dich!“ — „Heilſames Gemiſch-Gemaſch“ — „Huy und Pfuy der Welt“ — „Abrahamiſches Gehab dich wohl! Schaue hinein und lieſe das, und mach dir einen Kopf auf die Naſ'!“ — Schwer würde es ſein, Abraham's Schreibart zu veranſchaulichen, doch iſt dieſelbe wohl Ihnen Allen bekannt, wenn auch nur aus dem Wallenſtein, wo Schiller in der Kapuzinerpredigt ſeinen Ton vorzüglich getroffen hat ....

— Gewähren Sie mir Verzeihung, würdiger Herr Doktor! unterbrach Louiſe den Redner. Dero Mund hat ſchon vor längerer Zeit vom Aufhören geſprochen, doch ſcheint das nur ein rhetoriſcher Kunſtgriff geweſen zu ſein, denn ſtört man Sie nicht, ſo erzählen Sie fort bis auf die Verfaſſerin von „Thomas Thyrnau“. Zwar giebt es kaum einen größern Genuß, als Ihrer Rede zu lauſchen, aber das Feuer der Begeiſterung durchlodert Sie, darum werden wir Ihre Worte ſtets warm finden, was leider bei braungekochten Karpfen nicht der Fall iſt. Karpfen ſind poetiſche Fiſche, man kocht ſie mit Lorbeerblättern, und muß deshalb ſchon einige Rückſicht auf ſie nehmen. Wenn ich alſo bitten darf! ....

Lachend ſtand Roderich auf, bot dem ſchelmiſchen Mädchen ſeinen Arm, und alle Andern folgten ihnen zu Tiſche.

Rosen war von der Reise heimgekehrt, und nahm an der nächsten Versammlung wieder Theil. Sogleich wollte ihm Roderich sein früheres Amt zurückgeben, doch er entschuldigte sich mit einer Masse von Geschäften, die ihn aller Muße beraubten, und versprach dagegen, einen besonderen Aufsatz vorzulesen. Roderich hatte seine Stellung bereits lieb gewonnen, und als bei dem Bergdirektor kein Zureden half, fuhr er folgendermaßen fort:

Es ist eine traurige, aber sichere Erfahrung, daß in unserm Leben der schönsten Begeisterung die Schlaffheit folgt, daß nach den Minnedichtern jedesmal Meistersänger kommen. Die Literatur ist ein Spiegelbild des Lebens, wie kann es hier also anders sein. Während uns die erste schlesische Dichterschule, von Opitz begründet, an die Troubadours des schwäbischen Zeitalters erinnert, mahnt uns die zweite an den Meistergesang. — Der Vortänzer dieser letzteren ist Herr Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679), Präsident des Rathes zu Breslau. Wohlgefällig schaut er auf seine gezierten, lüsternen Schritte, hält sie für hinreißend schön, und merkt es gar nicht, wenn vernünftige Leute ihn auslachen. Ich will mich aller eigenen Kritik enthalten, und Ihnen dafür ein Urtheil über den Mann mittheilen, das Schiller fällte, ehe er noch den Carlos und Tell, ja lange bevor er die Räuber geschrieben. Fritz war damals nämlich ein sehr kleiner Bube; man hatte ihm eben erst das Lesen beigebracht, und doch trug er seiner Mutter schon Stücke aus ihren Lieblingsdichtern vor. Auch Hoffmannswaldau war darunter, und eines Tages stieß der kleine Lektor in dessen Poesien auf folgendes Sonett:

An Amanda.

Amanda, liebſtes Kind, du Bruſtlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldſchachtel, edle Zier!
Der Seufzer Blaſebalg, der Thränen Löſchpapier,
Sandbüchſe meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen!

Du Speiſe meiner Luſt, du Flamme meiner Kerzen,
Schlafſtüblchen meiner Ruh', der Phantaſie Klyſtier,
Des Mundes Alikant, der Augen Luſtrevier,
Der Complimente Sitz, du Meiſterin im Scherzen!

Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du tiefer Abgrund du, voll tauſend guter Morgen,
Der Zungen Honigſeim, des Herzens Marzipan!

Du kräftig Himmelsbrod, du Quell der Seligkeit,
Und wie man ſonſten dich, mein Kind, beſchreiben kann:
Lichtputze meiner Noth und Fledenwiſch der Sorgen!

Fritz machte das Buch zu, und empfand ſeitdem einen unauslöſchlichen Widerwillen gegen den Verfaſſer. Forderte Frau Schiller ihn nachmals auf, er ſolle ihr aus dem Hoffmannswaldau vorleſen, dann lehnte der drollige Burſch die Anmuthung mit den Worten ab: „Ach nein, liebe Mutter! Ich mag kein Klyſtier!“ und treffender iſt jener Unleidliche wohl nie recenſirt worden.

Als würdiger Genoſſe neben Hoffmannswaldau ſteht Herr Daniel Caſpar von Lohenſtein (1635—1683), kaiſerlicher Rath und erſter Syndicus zu Breslau. Sie beide ſind die Karyatiden am Tempel des Schwulſtes und der Verſchrobenheit. Schon in ſeinem funfzehnten Jahre verfertigte Lohenſtein drei Trauerſpiele, oder vielmehr drei Pyramiden von Scheußlichkeit, Unzucht und Schmutz. Dies Wunderkind marterte die ſtille, ſinnige Sprache der Deut-

schen zu so widrigen Auswüchsen, daß er dadurch beinahe unsre Verwundrung erregt. Zwar läßt sich nicht läugnen, es blitzt zuweilen eine helle Gedankenperle aus den faulenden Muscheln hervor — namentlich in seinem unvollendetem Heldenroman „Arminius und Thusnelda" — aber wer mag sie suchen unter dem häßlichen Schlamm.

Der Unsinn hatte gesiegt, die Verschrobenheit stand in der Blüthe und der Schwulst wurde angebetet. Seinen Hohenpriestern folgte, Hosianna singend, eine Schaar von Anhängern, größtentheils aus Edelleuten und vornehmen Staatsbeamten bestehend. Die damalige Poesie war coursähig, aber eine Steppe ohne Leben, ohne Baum und ohne Quell — zeigt sich irgendwo grüner Rasen, so ist es nur eine täuschende Moordecke, unter der sich grundloser Schmutz verbirgt. Wie ein altes Götzenbild, aus hirnverbrannter Phantasie entsprossen, ragt auf der leeren Haide die „Asiatische Banise" (1688) empor, deren Verfasser Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen war. Zu demselben Genre gehören Johann von Besser und Ludwig von Canitz, denn obgleich ihre bessere Bildung den Hoffmannswaldau'schen Unflath ein wenig milderte, so muß doch auch bei ihnen die bunte Wortschminke überall Dürftigkeit und Leerheit bedecken. Besser (geb. 1654) war besoldeter Ceremonienmeister und Gelegenheitsdichter am Hofe Friedrich's I. von Preußen. Als aber Friedrich Wilhelm den Thron bestieg und jeden überflüssigen Prunk abschaffte, da wurde auch Besser, einem unnützen Möbel gleich, zur Seite geworfen. Er ging nach Dresden, und fand ein glänzendes Loos am Hofe Friedrich August's, wo er bis zu seinem Tode (1729) blieb. — Canitz (1654–1699),

wie der Vorige mit dem Adelstand beschenkt, hatte eine vornehme Erziehung genossen, und durchreiste die schönsten Länder Europa's. Er wurde erst Kammerjunker in Berlin, dann Legationsrath. Der große Kurfürst vertraute ihm wichtige Sendungen an, und machte ihn endlich zum Geheimen Staatsrath. An Reinheit und Biedersinn ist er weit über Besser zu setzen, und als er sich mit der lieblichen, geistreichen Doris von Arnim vermählt hatte, übte dieselbe einen vortheilhaften Einfluß auf seine poetischen Produktionen.

Gegen den Unfug der „schlesischen Zuckerbäcker", wie er sie nannte, zog Christian Wernicke mit scharfen Epigrammen zu Felde. Er riß ihnen den blitzenden Zindel, den falschen Purpur, den ganzen Theaterkram ab, und zeigte, dahinter stecke nur Lüge und unkeuscher Sinn. Wernicke's Stachelgedichte, „Ueberschriften" betitelt, haben sowohl durch Geist und Witz, als durch ihren echt deutschen Charakter dauernden Werth, aber bei den Zeitgenossen muß des Dichters Name wohl frühe verschollen sein, denn spärliche Nachrichten über ihn wurden uns aufbewahrt. Er stammte aus Preußen, war 1660 geboren, und führte, als Sekretair bei mehrern Gesandtschaften angestellt, ein bewegtes Dasein. Auch in Hamburg weilte er längere Zeit, und gab dort 1704 seine Ueberschriften heraus. Die letzten Jahre verlebte er als dänischer Etatsrath in Paris, und erreichte ein Alter von funfzig Jahren.

Wirksamer noch, als durch die beißendsten Epigramme, bannte Christian Günther aus Striegau in Schlesien seine poesieverderbenden Landsleute durch eine That zurück, und diese That waren seine Gedichte.

— Entſchuldigung, wenn ich Sie unterbreche, lieber Roderich! ſprach Herr von Roſen. Günther's Schriften ſind mir ziemlich genau bekannt, und ich habe verſucht, aus den glühenden Trauben ſeine Biographie zu keltern.

— Wie, Männchen? Auf Deine alten Tage willſt Du noch Schriftſteller werden? lachte Adele.

— Still! rief Emilie. Störe Deinen Herrn und Gemahl nicht! Ich freue mich ſehr, daß er auch einmal etwas zum Beſten giebt.

— Loben Sie mich nicht vor der Zeit, mein Fräulein! ſprach der Bergamtsdirektor. Es iſt möglich, ja beinahe wahrſcheinlich, daß meine Geſchichte Sie langweilen wird. Günther gehört nicht unter die Götter unſrer Dichtkunſt, kaum unter die Heroen — —

— Schon gut, Verehrteſter! fiel Louiſe ein. Ohne weitere Vorrede, wenn wir bitten dürfen! Dergleichen Winkelzüge ſollen die Spannung nur erhöhen, doch ſein Sie verſichert, daß wir uns bereits auf der Folter befinden. Mag Ihr Herr Günther auch kein Heros ſein, was ſchadet das? Die ſtarken Säulen, die den Dom der deutſchen Poeſie tragen, kennen wir ohnedies, und es iſt uns eben recht darum zu thun, auch über die kleinern Pfeiler und Vorſprünge etwas zu erfahren ... alſo, friſch erzählt!

Lächelnd rollte Roſen ſein Manuſcript auf, nickte der ſchalkhaft ausſehenden Adele zu, und las:

Ein deutſcher Poet.

I.

Es war ein trüber, warmer Septemberabend des Jahres 1715, als auf dem Kirchhof zu Schweidnitz zwei dunkle

Geſtalten ſich umſchlungen hielten. Kam der Mond zuweilen unter den Wolken hervor, dann erkannte man einen ſchlanken, blaſſen Jüngling, an deſſen Bruſt ein junges Mädchen ruhte. Sein Haar flatterte in der Abendluft, und Flammenaugen blitzten ihm, ſchwarz und ſchön, aus dem Antlitz. Seine Geliebte, die er ſo ſchmerzlich an ſich preßte, als fürchte er jeden Augenblick, ſie zu verlieren, war eine kaum entfaltete Maiblume. Das Rabenhaar ſchlang ſich in Flechten um ihre kindlich reine Stirn, ihre Augen waren blau wie der Frühjahrshimmel, und helle Thränen rollten auf die bleichen Wangen herab.

— Weine nicht mehr, liebe Magdalis! ſprach der Jüngling traurig. Sieh, Du brichſt mir ganz das Herz. Bleibſt Du nicht hier am Ort unſerer Liebe? Kannſt Du nicht täglich die Plätze beſuchen, wo wir glücklich waren? Ich aber muß zu fremden Menſchen hin, die mich nicht kennen, die kein Gefühl haben für meinen Schmerz.

— O, Günther! ſagte das Mädchen mit ſanft klagendem Ton. Mir ahnt, es wird viel Unglück über uns kommen, und wenn wir uns jemals wiederſehen, wird es nicht in Freude ſein.

— Verſcheuche die finſtern Schatten ſolcher Träume! Morgen gehe ich zur Univerſität ab. Ich werde emſig ſtudiren, ich ſchreibe Dir oft, und die paar Jahre fliegen vorüber, eh' man es denkt. Dann promovire ich, werde ein tüchtiger Arzt, und Du wirſt meine hübſche kleine Frau Doktorin — — Aber, Magdalis, verſprichſt Du auch, mir treu zu bleiben?

Magdalis zog ihn einige Schritte mit ſich fort, bis wo zwei Leichenſteine dicht neben einander ſtanden. — Hier

ſchlafen meine Eltern, lieber Günther! ſprach ſie, und auf dieſen heiligen Gräbern ſchwöre ich Dir, nie ſoll ein Andrer das Herz beſitzen, das Dich umſchlingt, ſeit es ſelbſtbewußt zu ſchlagen angefangen. Bei dem verklärten Geiſt der Todten ſchwöre ich, Dir ewig treu zu bleiben! ...

„Chriſtian!“ rief jetzt die Stimme eines Schulkameraden über die niedrige Kirchhofsmauer. „Chriſtian, der Doktor Thiem ſucht nach Dir ... er will zu Bette gehn!“

Den letzten und allerletzten Kuß küßte Günther auf die regungsloſen Lippen der Geliebten. „Leb wohl, mein Herz! Leb wohl, auf Wiederſehn!“ Dann flog er hinweg. Magdalis aber blieb noch lange dort, nach der Gegend ſtarrend, wo er verſchwunden war, und heiße Thränen ſtürzten aus ihrem Auge.

Am andern Morgen, als die Thürme von Schweidnitz im erſten Frühroth glänzten, nahm Günther herzlichen und dankbaren Abſchied vom Doktor Thiem, der ihn ſo viele Jahre als Gaſt beherbergt hatte. Mehrere Primaner begleiteten den Freund zur Stadt hinaus, und dieſer trug ſeinem Guſtav noch tauſend Grüße und Botſchaften an Magdalis auf. Günther reiste zu den Eltern nach Striegau, und der ſtrenge Vater war diesmal ſehr zufrieden mit ſeinem Sohn, der ihm vortreffliche Zeugniſſe vorlegte. Er ermahnte ihn, das Studium der Medicin fleißig zu abſolviren, und Günther machte ſich, als die Herbſtferien zu Ende gingen, von tauſend Segenswünſchen geleitet, auf den Weg nach Wittenberg. Im November kam er durch Frankfurt an der Oder; von hier flog ſein erſtes Gedicht zu Magdalis, und er ſchickte ihr darin ſo viele Grüße, „als Thränen dir vielleicht auf deinen Roſen ſtehn“.

Der Himmel hüllte ſich ſchon in einen dichten Schneemantel, während der neue Student zu Wittenberg ankam. Ohne Säumen, mit einer gewiſſen ängſtlichen Haſt, warf er ſich auf die Arbeiten ſeiner Brodwiſſenſchaft, doch dieſe trat ihm ſo kalt, ſo herzlos entgegen, daß Günther ſich bald von innern Schauern ergriffen fühlte. Der menſchliche Leib war ihm bisher wie eine große, geheimnißvolle Blume erſchienen, und nun zwang ihn die Anatomie, mit dem Meſſer darin herumzuſchneiden. Auch Therapie und Materia medica konnten die Gluth nicht löſchen, die in ſeinem Buſen loderte, und jemehr er rang, ſein inneres Auge von der Poeſie abzuwenden, um deſto ſehnſüchtiger ſchaute ihn die freie, ſchöne Göttin an. Immer beklommner wurde ſein Herz, immer ſchwankender ſein Lebensplan. Auf der einen Seite lockten ihn goldne Ruhm- und Ehrenkränze, Freiheit und Glanz; auf der andern ſah er nur mühevolle Arbeit, geringen Lohn und ein dunkles, unbeachtetes Daſein. Gewaltſam rief er ſich indeß die frühern Pläne zurück, er beſuchte die Hörſäle pünktlich, und gaukelte ſich holde Traumbilder vor, worin ihm Magdalis als Gattin zur Seite ſtand.

Zwar vernahm Günther, daß Herr Täuber, ein wohlhabender Mann von geſetzten Jahren, um das Mädchen werbe, doch er mußte darüber lächeln. Gewiß paßten auf der weiten Welt kaum zwei Menſchen ſchlechter zuſammen, als Täuber, der trockne Pilz, und Magdalis, dies zarte, elfenartige Weſen — nein! ſie nahm ihn ſicher nicht zum Mann. Immer häufiger klang aber das Gerücht zu Günther her, die Geliebte ſei ihm treulos geworden, und am Ende konnte er nicht mehr zweifeln, denn er hörte, ſie ſei

Täuber's verlobte Braut. Da brach ein Sturm der Wehmuth aus seiner Brust, und im halben Wahnsinn schrieb er ein Gedicht an die Wortbrüchige, worin es heißt:

„Ja, wenn mir alle Welt auf solchen Fall geschworen,
Ja, wenn ein Engel selbst dergleichen prophezeiht,
So hätt' ich wohl gedacht, sie reden wie die Thoren,
Und kennen wohl noch nicht der Liebe Zärtlichkeit."

Der Dichter erzählt ihr nun, wie er für sie gestrebt und gerungen, wie er Nächte durchwacht und für sie gebetet habe. Die Gabe des Liedes hat er nur dazu benutzen wollen, ihren Namen mit ewiger Silberschrift an den Sternenhimmel zu schreiben, wo er nie verlöschen könne. Günther mahnt die Geliebte an den traulichen Garten in Schweidnitz, mit seinen Linden; er mahnt sie an den Felsen, wo sie einst ein Denkmal ihrer Liebe aufgerichtet; an Spiel und Tanz, an Lieder, Blumen und Küsse. Dann erinnert er sie an die trübe Vorbedeutung, wie der Sturm ihr Lieblingsbäumchen umgeknickt, und er bittet sie: sie möchte doch wiederkehren zu ihm, er sei derselbe geblieben.

Unterdeß litt Magdalis nicht weniger, als Günther. Die harten Pflegeeltern zwangen sie, dem widerwärtigen Freier ihre Hand zu reichen, und sie, die hülflose Waise, hatte nur Thränen um ihr verlorenes Glück. In unbelauschten Nachtstunden schrieb sie dem Geliebten einen herzerschütternden Brief nach Wittenberg, vertraute ihm alles, und nachdem sie seine Verzeihung erfleht, sagte sie ihm für immer Lebewohl. Als Günther die vom Weinen fast verwischten Zeilen las, thaute das Eis in seiner Brust, trauriger Epheu rankte sich um die Trümmer seiner Liebe, und Immortellen blühten darauf.

Um der guten Magdalis nicht ganz das Herz zu brechen, bezwang er sich, und schickte ihr zur Vermählung mit Herrn Täuber, die am 14. Januar 1716 stattfand, ein artiges Hochzeitscarmen nach Schweidnitz. Keinem fremden Auge offenbarte sich darin des Dichters unsäglicher Schmerz, nur die bleiche Braut sah die Schlangen unter den Blumen der Reime spielen. Als er den Glückwunsch vollendet hatte, war eine Last von ihm genommen, und nun warf seine zitternde Hand ein andres Lied, für Magdalis allein bestimmt, auf's Papier. Er konnte ja nur Eins von ihr erbitten: das Grabkreuz auf den Hügel ihrer Liebe — die Erinnerung, und voll entsagender Zärtlichkeit spricht er zu ihr:

„Gedenk' an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrissnes Kind!
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts, als dich, verehren werde.

Gedenk' an mich in allen Leiden,
Und tröste dich mit meiner Treu'!
Die Luft mag jetzt empfindlich schneiden,
Die Wetter gehn doch all vorbei,
Und nach dem ungeheuren Knallen
Wird doch ein fruchtbar Regen fallen.

Gedenk' an mich in deinem Glücke,
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der blos um dich in Sorgen steht.
Auch mir kann in dem besten Leben
Nichts mehr, als du, Entzückung geben.

Gedenk' an mich in deinem Sterben —
Der Himmel halte dies noch auf!
Doch sollen wir uns nicht erwerben,
Und zürnt der Sterne böser Lauf,
So soll mir auch das Sterbeküssen
Die Hinfahrt durch dein Bild versüßen.

Gedenk' an mich und meine Thränen,
Die dir so oft das Herz gerührt,
Und die dich durch mein kräftig Sehnen
Zum Großen auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Herzen
Des Lebens Ungemach verschmerzen.

Gedenk' auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde,
Die letzten Abschiedsworte sprach.
Gedenk' an mich und meine Plagen —
Mehr will und kann ich jetzt nicht sagen!"

Mit allen ernsthaften Vorsätzen, mit allen Studien für sein Fach hatte Günther nun abgerechnet. Der Stab des Aeskulap war ihm nutzlos; er mußte ja doch einsam durch's Leben gehn, und da schien ihm denn Apollo's Leier eine bessre Trösterin. Er empfand einen heißen Drang nach Zerstreuung; lustige Brüder nahmen den Sänger gern in ihren bacchantischen Kreis auf, und der ganze Taumel des Studentenlebens umwirbelte ihn. Ein voller Becher, eine dampfende Tabackspfeife, eine schwarzäugige Dirne und ein wildes Lied, das waren die Genüsse, die ihn betäuben sollten. Wohl blitzte manchmal, wie ein einzelner Stern am finstern Himmel, das Andenken an sein Lieb aus Günther's Seele; dann duldete es ihn nicht unter den wüsten Ge-

nossen, er eilte dann in die Fluren hinaus, wo Tannen und Eichen ein grünes, einsames Gemach bildeten, und sang dort so glühend poetische Weisen, wie folgende:

„In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein."

Oft mußte er, in solchen stürmischen Stunden, den Spott der Commilitonen erdulden, und sie kamen immer seltner wieder. Die Trinkgelage, zu denen ihn früher Verzweiflung getrieben hatte, lockten ihn nun wirklich, und er stürzte sich in eine Schuldenlast, die er nicht zu tilgen vermochte. Von bösen Gläubigern gedrängt, zog Günther sich in tiefe Verborgenheit zurück, denn der Schuldthurm drohte ihm. Sein Vater hatte während der Zeit Nachricht vom liederlichen Leben des Sohnes empfangen, er versagte ihm jede Hülfe, und seine Noth wuchs mehr und mehr. Da erfuhren die Schlesier in Wittenberg ihres Landsmannes traurige Lage, sie brachten die Summe auf, welche er schuldig war, und befreiten den Dichter aus der selbstgewählten Gefangenschaft. Herzlich dankte er ihnen, allein in Wittenberg konnte er nicht länger verweilen, und im Juni 1717 ging er nach der Universität Leipzig ab.

II.

Im Auerbachskeller herrſchte ein wilder Lärmen. Trat man hinein, ſo konnte man anfangs nicht unterſcheiden, was dort vorging, denn das Tageslicht ſchien nur durch zwei kleine Kellerluken herab, und ein Talgſtümpchen, vermuthlich zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt, war kaum im Stande, den grauen Tabacksdampf zu durchſchimmern. Hatte ſich das Auge jedoch erſt an die Rauchwolken gewöhnt, dann bemerkte man, daß etwa dreißig Studenten rauchend, trinkend und ſingend dort umherſaßen. Die Bänke reichten nicht für Alle aus, darum hatten die Meiſten ſich Tiſche, Weinfäſſer, oder ſonſtige Gegenſtände erwählt, und lagerten darauf, ſo gut es ſich thun ließ. Es waren kräftige, muntre Burſche mit rieſigen Sporenſtiefeln, Lederhoſen, buntſeidnen Leibröcken und zerdrückten Federhüten, auch trug Jeder einen langen Raufdegen an der Seite.

— Silentium! ſchrie ein bärtiger Student, der mindeſtens ſechs Fuß hoch war, deſſen Namen man aber nicht wiſſen konnte, da ihn ſeine Genoſſen nur „Magog" zu nennen pflegten. — Silentium! Haltet die Ränder, und laſſt das verdammte Gebrüll. Wir wollen ein ordentliches Lied ſingen, ein Lied von unſerm Günther.

Der Chorus gab durch donnernden Jubel ſeine Beiſtimmung zu erkennen.

— Ja! ſchrie Peppel, ein kleiner Kerl mit kupfrigem Angeſicht. — Ein rechtes Rauchlied wollen wir ſingen:

„Epheu krönt Poeten,
Doch um meine Flöten
Soll Tabacskraut blühn!"

Hei, hei! Wie hübsch iſt das:

„Junge, ſchneide Knaſter!
Dieſes Lebenspflaſter
Iſt ein Polychreſt!“

Nichts vom Rauchen! erwiederte Mufflinski. Erſt ein Trinklied ... mit trocknem Munde ſchmeckt die Pfeife ſchlecht! Alſo:

„Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt — — —“

— Das Lied iſt unzuverachten! unterbrach ihn Magog. Aber Günther hat doch noch ein ſchönres gemacht, und es wird geſungen werden, ſo lange es deutſche Studenten giebt. Ihr kennt es Alle, darum ſtimmt mit ein!

Und jetzt erhob ſich von neuem der infernaliſche Chor, aber er klang etwas gemäßigter, als ſonſt:

„Brüder, laßt uns luſtig ſein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenſchein
Unſer Land verkläret!
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Roſen jetzo bricht,
Dem iſt der Kranz beſchéeret!

Unſres Lebens ſchnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schickſals Eiferſucht
Macht ihr ſtetig Flügel!
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte ſchnitzt man ſchon
An unſers Grabes Riegel.

Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also gleich wie wir
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen!

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten!
Fort, mir wässert schon das Maul,
Und ihr Andern seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten!

Dieses Gläschen bring' ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr Andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So lebt der edle Rebe!"

— Günther, Du bist doch ein tüchtiger Kerl! sagte Mufflinski, indem er seinen Krug nahm und mit dem Poeten anstieß. Bist gescheut und fidel, wie der Faust, der dort an der Wand abkonterfeit ist, wie er auf dem Weinfaß aus

dieſem Keller reitet. — Haſt ja wohl auch früher in Wittenberg ſtudirt?

— Aufzuwarten! erwiederte Günther lachend. Will's nicht beſtreiten, daß ich dem Fauſt in manchen Stücken ähnlich ſehe. Aber er hat's beſſer getroffen, als ich, denn der Teufel mag meine Seele nicht. Hab' ſie ihm oft genug angeboten, wenn ich kein Geld hatte und die Manichäer preßten. Hätt' ſie für ein Billigs haben können.

— Der Teufel iſt nicht dumm! ſchrie Peppel drein. Was hätte er machen ſollen mit ſo einer ſchäbigen, zerlumpten, verkoffnen Seele? Hätt' in jedem Fall zu theuer gekauft, denn er kriegt ſie doch.

— Halt' den Rand! fuhr Magog den Kleinen an. Armer Günther, Du kommſt Dein Leben lang auf keinen grünen Zweig. Biſt viel zu gut und zu flott für dieſe müſſige Krämerwelt. Magſt wohl ſchon manch Schickſal erfahren haben! Erzähl' uns doch was davon.

Alle Stimmen tobten durcheinander, Günther ſolle ſeine Lebensgeſchichte mittheilen, und dieſer ſprach:

— Wohlan! Sie iſt zwar nicht ſonderlich luſtig, aber es ſteckt Moral darin, alſo hört zu. Der 8. April 1695 war der große Tag, an welchem ich im Städtchen Striegau geboren wurde. Jene Zeit, ehe ich reden konnte, übergehe ich gebührendermaßen mit Stillſchweigen. Meine Mutter war immer die Milde und Sanftmuth ſelbſt; mein Vater, Doktor medicinae und Phyſikus, bemühte ſich voll zärtlicher Sorgfalt, die geiſtigen Anlagen in mir zu Keim und Blüthe zu bringen. Mein Geiſt war wie Wachs, er hielt alle Eindrücke feſt, und ſo lernte ich das Leſen und Schreiben, bevor ich recht ſprechen konnte. Früh wurde ich in die la-

teinische Schule gethan; ich hatte das erste Decennium noch nicht durchlebt, da klopfte die Poesie schon laut an mein Herz:

„Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon um's zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war;
Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Hang zum Dichten,
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brotkunst schalt."

In meinem zwölften Jahre war ich bereits ein kleiner Grieche und Römer. Ich hatte einen solchen Drang nach Gelehrsamkeit, daß es kaum eine härtere Strafe für mich gab, als wenn der Vater mir das Buch fortnahm. Ach, wo ist das Paradies der Kindheit mit seinen goldnen Stunden hin? Wie so beschränkte Wünsche träumt' ich damals, wie so glücklich fühlt' ich mich!

„Von Fabeln aus der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüsseln der Vernunft,
In welchen Kneten liegen.
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergetzte.
Oft war ein Netz voll Vögel da,
Da klang ein froher εὕρηκα,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken;
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg- und Bänken.
Was Dieser hört' und Jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht' auch ich mit Vielen
Im Kleinen nachzuspielen."

Wohl freuten sich meine Eltern, daß ihr Erstgeborner ein wahres lumen mundi zu werden verhieß, aber sorgenvoll überlegten sie, wie sie mir das Verfolgen der gelehrten Laufbahn möglich machen sollten. Die Mittel fehlten ihnen gar zu sehr, und mein Vater suchte mich am Ende davon abzubringen. Da die Mutter zum Besuch nach Breslau reiste, wurde ihr der Weltweise en miniature und ein Brief an den Physikus Dr. Preuß mitgegeben, welcher letztere mir auseinander setzen sollte, daß meine Eltern nicht im Stande wären, mich dem Studium zu widmen.

Preuß war ein gutmüthiger Pedant; er hielt mir eine wahrhaft ciceronische Rede, welche damit schloß: „Ein armer Mensch kann mit dem Studiren nicht fortkommen, wenn er nicht was Excellentes tentiret!" Dieser Sermon kränkte mich so, daß ich dem Herrn Physikus den Rücken kehrte. Zwar wollte derselbe nun seine Uebereilung wieder gut machen, und versprach, mich einige Jahre in sein Haus zu nehmen, mir auch Freitische zu geben, allein ich hörte nicht auf ihn. Traurig kam ich mit der Mutter nach Striegau heim, und äußerte: „Ich muß was Excellentes tentiren, und wenn meine lieben Eltern es nicht im Stande sind, dann wird mir Gott beim Studiren forthelfen — der Herr Doktor mag sagen, was er will!"

Als mein Vater solche Worte vernahm, wurde er am Ende von der Festigkeit meiner Entschlüsse überzeugt, und bemühte sich von neuem, mir Nahrung für den ungestümen Wissensdrang zu geben. Alte und neue Sprachen trieb ich mit Eifer, auch Historie und Poesie durften nicht vernachlässigt werden. Ich machte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen geläufig meinen Vers, und die deutsche Dichtkunst war mir ein bloßes Spiel. Sonntags begleitete ich den Papa nach Gränwitz zur Kirche; dort traf ich andere Knaben, und nicht nur lustige Reime, sondern sogar kleine Comödien machte ich für sie. So wuchs ich empor, ein junger, hoffnungsvoller Baum, mit lauter rosigen Blüthenknospen überschüttet. Trotz ihrer dürftigen Lage, wendeten die guten Eltern jede mögliche Sorgfalt auf mich, ich erlangte einen Schatz von Kenntnissen, und das Lob, welches mir von allen Seiten zuströmte, befeuerte mich noch mehr.

Ich war beinahe vierzehn Jahre alt, als mich die Mutter eines Tages an einer wüsten Stelle hinter dem Wohnhause fand, wie ich Gott mit erhobenen Händen bat, daß er mir Mittel und Wege zum Studiren schicken wolle. Der Himmel erhörte mein Flehn, denn kurz darauf übernachtete Doktor Thiem aus Schweidnitz in unserm Städtchen, und da ihm Abends die Zeit herzlich lang dauerte, ließ er meinen Alten, der sein Universitätsfreund war, zu sich in's Gasthaus holen. Die beiden bemoosten Häupter schüttelten einander traulich die Hand; sie sprachen Dies und Jenes, mein Vater erzählte anfangs von äußerlichen Dingen, nachher aber vom Hauswesen, von Weib und Kind.

„Eltern ſind glücklich", ſagte er, „ſo in ihrem Eheſtande den Segen an ihren Kindern ſehen können, beſonders wenn bei ſelbigen die gütige Natur an Leibes- und Gemüthsgaben nichts vergeſſen. Wir beiderſeits Eltern können uns dieſes Segens zwar rühmen, da uns der Himmel ſowohl mit einem angenehmen Sohne, als auch einer lieben Tochter bedacht hat, daran wir beide große Freude haben. Aber ach, ach! was iſt das vor ein Schmerz, an Mitteln, derſelben Wohlfahrt zu befördern, allenthalben einen Mangel verſpüren! Meinen Sohn, den ich faſt Tag und Nacht zu guten Lehren und Wiſſenſchaften anzuführen nicht ermangelt habe, ſehe ich jetzt mit betrübtem Herzen an, der nur innigſt ſeufzet, was Höheres zu begreifen, und in einer wohleingerichteten Schule im Studiren weiter zu kommen großes Verlangen trägt. Sein fertiger Kopf, ſein aufgeräumtes Gemüthe und äußerſte Begierde zum Lernen ſind genugſam Zeugen, daß aus ihm durch gute Anführung ein Mercurius könnte geſchnitzt werden."

Immer theilnehmender lauſchte Dr. Thiem, als der Freund die ſeltnen Fähigkeiten ſeines Sohnes ſchilderte, und zuletzt wurde er ganz gerührt. — „Nun, ſei nur gutes Muthes, Kollege!" rief er meinem Vater zu. „Gern will ich den lieben Buben nach Schweidnitz nehmen und für ſeinen Unterhalt Sorge tragen, bis er die Univerſität beziehen kann." Mein Alter fiel dem braven Mann um den Hals, dankte ihm herzlich, und kam bald nach Hauſe, mir mein Glück zu verkünden. Ich war ganz begeiſtert davon, und eine heitre Laune trat an die Stelle meiner bisherigen Traurigkeit.

Im Januar 1709 reiste ich mit dem Papa im Schlit-

ten die zwei Meilen von Striegau nach Schweidnitz, und dort gingen wir gleich zum Rektor Leubscher. Er war ein großer, starker Mann mit finsterm Antlitz, dessen Ernst durch eine gewaltige Lockenperrücke noch gehoben wurde, und er fragte mich: Bist Du der neuankommende Schüler?

Ich machte, statt der Antwort, einen höflichen Kratzfuß.

— Du hast ein gar aufrichtiges und munteres Gesichte! fuhr er fort. Sei nur unerschrocken, wir werden einander schon besser kennen lernen.

Jetzo ging die Prüfung an: „Kannst du wohl diesen Paragraphen aus dem Curtio Rufo explicíren?"

Ich explicirte, so gut es ging. Der Rektor bewegte höchst wohlgefällig das Haupt, mich dabei nicht blos mit Lob, sondern auch mit Puder aus der Perrücke überschüttend.

— Kannst du auch was vom Griechischen? fragte er dann.

— Ein wenig! entgegnete ich bescheiden, und der Schulmonarch langte einen schweinsledernen Klassiker hervor. Er schlug mir eine Stelle zum Uebersetzen auf, und da ich dies mit großer Geläufigkeit vollführte, rief er hocherfreut:

— Herr Günther, Sie sind nicht Einer von denen Vätern, die ihre Kinder als ungehobelte Klötzer in die Schule schicken, und den Lehrmeistern eine unsägliche Arbeit an ihren dummen und unverständigen Kindern überlassen. Ich sehe, daß Sie bei ihm den Grund vollkommen gut gelegt; wir wollen jetzo weiter darauf bauen. Ich kann ihn auch nicht anders wohin thun, als zu mir in die oberste Klasse.

Doktor Thiem hielt sein gegebnes Wort, er nahm mich zu sich, und mein Vater reiste ab, indem er mir noch hun-

dert goldne Lebensregeln zurückließ. Bald gewann ich mir das Wohlwollen der Lehrer, Mitschüler und sonstigen Insassen von Schweidnitz, wovon ein bedeutender Theil auf Rechnung meiner poetischen Gabe kam. Es ist nichts leichter, als in solchem kleinen Nest für einen Hauptdichter zu gelten, und meine Muse kam in so großen Ruf, daß kein Familienfest vollständig war, wenn ich nicht ein Gedicht dazu gemacht hatte. Nun, ich fügte mich den Umständen, und befand mich sehr gut hierbei, denn ich erhielt eine Fülle von Büchern, Geld und Ruhmeserhebungen.

Beinahe sieben Jahre verlebte ich auf dem Gymnasium, und zum Abschied schrieb ich ein Drama, das den Titel führte: „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend von Schweidnitz den 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht."

— Also dazumal hast Du den Theodosium schon geschrieben? unterbrach Mufflinsky den Erzähler. Hätte nimmermehr geglaubt, daß ein zwanzigjähriges Bürschlein dergleichen aus seinem Gehirn bringen könnte! Mein Liebling in dem Stück ist Asmodi, der Eifersuchtsteufel, der da sagt:

„Heißt Amor gleich der stärkste Gott auf Erden,
So muß er doch mein Sclave werden!
Er bindet, ich zertrenne,
Er entzündet, ich verbrenne;
Mein Messer zerschneidet das festeste Band.
Wie manches Herz, wie manches Land
Ist nicht der Schauplatz meiner Stärke?
Ihr Weltbeherrscher, trotzt auf eure Heldenwerke!
Verwüstet die Erde, besetzet das Meer,
Zerschmettert die Mauern und bietet die Wellen,

Faſſt euch ein ganzes Kriegesheer,
Ja, eine Hundewacht vor eure Thüren ſtellen!
Was gilt's, ich dringe nicht zu euch in den Palaſt,
Nein, ſondern gar in eure Bruſt? —
Wem iſt die Macht der Liebe nicht bewußt,
Die Joch und Herrſchaft haßt?
Sie leidet weder Joch noch Zwang,
Verbindet Gis und Gluth, vermählt Magnet und Eiſen;
Die Tapferkeit muß ihr den Nacken weiſen,
Sie fordert alle Welt vor ihre Richterbank,
Der größte Fürſt iſt ihr Vaſall;
Der Apfel ihres Reichs: der Erden großer Ball;
Selbſt der Geſtirne Pol der beiden Himmelsachſen
Gehört zu ihrer Monarchie!
Doch Keiner, außer mir, iſt ihrer Macht gewachſen,
Und ich, ſonſt Keiner, zwinget ſie!"

— Bleib' mir mit Asmodi weg! ſchrie Peppel. Da lob' ich mir den Polylogus, dieſen witzigen, täppiſchen, humoriſtiſchen Narren. Das iſt ein Kerl für mich, und ich denke oft an ſeine Redensarten: „Was bildet ſich der Junker wohl ein? Er denket gewiß, Polylogus ſei ein Narr. Ja, wenn er henken wollte! Nein, um den Hals bin ich zu kitzlicht, und wie leichtlich könnte ich ſterben, wenn ich zu ſehr lachte, und dann gäbe mir jene Jungfer für mein Leben keinen Dreier. Polylogus henken? Nein, das Bier iſt ein beſſer Element für mich, als die Luft. Ja! riſſe ich mir doch am Halſe doppelt ab, was ich mir an den Schuhen erſparte. Nein, hoffärtig bin ich nicht, daß ich ſolche Erhöhungen begehren ſollte!"

Magog ärgerte ſich über die Störungen, er bat Günther, daß er fortfahren möchte, und dieſer ſprach mit weicher Stimme: Das letzte Jahr meines Aufenthalts zu Schweid-

nitz flog mir im Purpurglanz des Glückes dahin, denn ich hatte die liebliche Tochter des Dr. Jachmann kennen gelernt. Sie hieß Magdalis, und war so lieb, so fromm, so schön, wie ein rechter Engel. Ihr Geist, ein reiner Diamant, strahlte im eignen Feuer mädchenhaft sinnig, und wenn zuweilen die Laune spöttisch bunt daraus hervorblitzte, ertrug man sie gern bei dem wunderholden Kinde.

Mit dieser Rose will ich scherzen,
Und hier erschreckt mich nicht der Dorn,
Denn bei verliebt- und schönen Herzen
Ergetzt uns oft ein kleiner Zorn.
Um so viel Anmuth abzubrechen,
Verachtet man ein kurzes Stechen.

Ich liebte Magdalis, und fand Erwiederung ... es war eine schöne, unvergeßliche Zeit! — —

Günther versank in ein träumerisches Hinstarren, und Peppel fragte Magog halblaut: Er redet von Magdalis, während all seine Lieder eine Leonore preisen. Was bedeutet das?

— Er hat der Magdalis den Namen Leonore gegeben, und jene Lieder gelten dem Mädchen von Schweidnitz.

— So, so! Das muß Einem doch gesagt werden!

— Die Zeit der Trennung nahte heran; ich mußte auf die Universität. Da wurden uns die Herzen trübe und schwer, und Magdalis war es, die unsere düstre Zukunft deutlich vor Augen sah. Wir standen auf dem stillen Friedhof, wo ihre Eltern schlafen; ein feuchter Abendwind rauschte in den alten Linden. Ich bat die Geliebte, nicht gar zu traurig zu sein, und sie gelobte, bis der letzte Pulsschlag ihres Herzens verhalle, wolle sie mir die Treue bewahren:

Dies sagte sie mit nassen Wangen
Und zog mich eilends brünstig fort,
Und führte mein bestürzt Verlangen
An den schon oft besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regieret
Und Tod und Stille triumphiret.

Hier fing sie brünstig an zu weinen,
Und rief: „Ihr Todten, zeuget mir!
Bei meiner Eltern Leichensteinen
Und ihrer Asche schwör' ich dir,
Daß mich dein Herz allein vergnüge,
Bis daß ich hier verstummelt liege!" — —

Ein krampfiges Zucken flog über Günther's Antlitz, als er diese Verse gesprochen hatte; er wurde bald leichenblaß, bald wieder glühend roth. Sein Auge funkelte vor Schmerz und Zorn, er stürzte wild einen großen Becher hinunter; dann floh er aus dem Keller, als triebe ihn eine Schaar unsichtbarer Furien, und die Commilitonen blickten ihm staunend nach.

III.

In einem reich mit Marmor geschmückten Zimmer des Dresdener Schlosses saß August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen. Um seinen hohen, starken und schönen Gliederbau schmiegte sich ein Hauskleid von grünem Damast, mit großen Goldknöpfen, und der Ausdruck innerlichen Frohsinns flog über sein Angesicht. Einige Herren des Hofes standen hinter seinem Sessel, in der Fensternische lehnte eine junge Frau von blendender Schön-

heit, und alle Blicke waren auf den Fremden gerichtet, der ſo eben hereintrat. Man bemerkte gleich, daß er nicht gewohnt ſei, auf dem glatten Parket der Höfe zu wandeln, denn ſeine Verbeugungen erſchienen blöde, beinahe ungeſchickt. Er mochte vier und zwanzig Jahre alt ſein; ſeine Augen waren beſonders ſchön, doch malten ſich in den blaſſen Zügen des ſonſt anmuthigen Geſichts die Stürme einer zügelloſen Lebensart.

Nach kurzer Pauſe begann der König zu ihm: Er iſt alſo der neue Ceremonienrath, den mir mein Hiſtoriograph, der weltberühmte Profeſſor Mencke, aus Leipzig hergeſchickt hat?

— Zu Befehl, Ew. Majeſtät!

— Fühlt er ſich fähig zu ſeinem Amt? Wird er wohl bei Feſtivitäten des Hofes was Poetiſches aufſetzen können?

— Ich hoffe zuverſichtlich, in dem erhabenen Anblick Ew. Majeſtät und Dero ſtrahlender Umgebung die nöthige Begeiſterung zu finden — —

— Schon gut! ... Wie heißt Er?

— Johann Chriſtian Günther.

— Ah ſo! Das Gedicht auf den Frieden Oeſterreichs mit der hohen Pforte, worin die Helden Eugen und Karl beſungen werden, iſt von Ihm. Mencke bezeugte ein ſonderbares Vergnügen darüber, weil es ſo überaus nette war.

— Das Lied verräth Geſchmack und Geiſt! ſprach die Dame mit bezauberndem Ton. Es hat mir ſehr wohlgefallen! Will Er vielleicht ſo gut ſein, Herr Günther, den Anfang zu deklamiren?

Der Dichter verneigte ſich tief, und ſprach:

„Eugen iſt fern. Ihr Muſen, nach!
Er ſiegt, beſchleußt und ſicht ſchon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er ſo Gränz', als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und ſtärkt der Völker Herz und Macht,
Die, unter Adlern, Blitz und Nacht,
Die Flügel nach dem Monden ſtrecken."

— Am Beſten behagt mir der Vers, wo der Angriff auf die Feinde beſchrieben wird! ſagte der König. Weiß Er ihn auswendig?

— O ja, Majeſtät! Der Vers heißt:

„Es ſchnaubt des Ueberwinders Roß,
Es ſchäumt, und riecht den Streit von fernen.
Das Glücke mengt ſich in den Troß,
Um von Eugen Beſtand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk ſtrebt
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht ſchärfer ſinnt als ſiegt,
Der dürfte, wenn die Mannſchaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen."

— An einer Stelle, ſprach die Dame wieder, erzählt ein Bauer im Kruge ſeinen Nachbarsleuten von Schlacht und Sieg. Das iſt ſo ſchön und lebendig, wie auf einem luſtigen Bild aus der niederländiſchen Schule. Darf ich Ihn wohl darum bitten, auch dieſe Strophe mitzutheilen?

Und Günther recitirte abermals:

„Dort ſpitzt ein voller Tiſch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle:

Hans isst und schmeisst verpelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
„Da", spricht er, „Schwäger, seht nur her!
„Als wenn nun dies die Donau wär" —
(Hier macht er einen Strich von Biere) —
„Da streiften wir, da stund der Feind,
„Da ging es schärfer, als man meint ..
„Gott straf', ihr glaubt mir ohne Schwüre!"

— Nun! rief König August. Der Mencke ist immer ein geschenter Kerl, und ich sehe schon, er hat mir auch diesmal den rechten Mann ausgesucht. — Aber, wenn ich mich recht besinne, wollte Er ja früher Arzt werden, Günther! Warum hat Er denn um die brodlose Poesie Sein Fach bei Seite gelegt?

— Majestät! Der Vater geht dem Sohne vor, und Aesculap war nur ein Sohn des Apollo.

— Nett ausgedrückt! ... Wie machte Er Menckens Bekanntschaft?

— Vor zwei Jahren, im Sommer 1717, kam ich von Wittenberg nach Leipzig, und brachte den Ruf eines galanten Poeten mit. Dadurch erwarb ich mir die Gunst hochgelehrter Männer, und auch Johann Burchard Mencke, Ew. Majestät Rath und Historiograph, interessirte sich für mich. Ich war vormals ein toller Bruder Studio gewesen, und zur Strafe für den jugendlichen Leichtsinn, bekümmerte sich mein Vater gar nicht mehr um mich. Das Lob spornte mich, und je stärker die Poesie mich anzog, um so schaaler schien mir die Medicin. Glauben mir Ew. Majestät nur,

„Ist irgend eine Kunst,
In welcher Thorheit, Zank, Verwirrung, Haß und Dunst

Und Wahn und Verwitz herrſcht, ſo iſt es in den Schulen,
Wo Bader und Barbier mit Meditrinen buhlen."

Nichts konnte meinen beleidigten Vater verſöhnen, und die von ihm ſo tief verachtete Dichtkunſt mußte mir den Unterhalt gewähren, den er mir verſagte. Ich dichtete nun für Geld, und folterte meiner Leier erlogne Freuden- oder Trauerlieder ab. Wohl fühlte ich deren Unwerth, allein ich mußte ja eſſen. Endlich entſtand der Geſang auf den Prinzen Eugen, den Ew. Majeſtät und die gnädigſte Prinzeß —

Auguſt ſah bei dieſem Wort die Dame im Fenſter an, und beide lächelten, doch ohne es zu bemerken, fuhr Günther fort:

— ſo eben Dero huldvollen Erinnerung gewürdigt haben. Durch Herrn Profeſſor Mencke gelang es mir, die Ode an den kaiſerlichen Hof in Wien zu ſenden, und es kamen von dort auch ſchmeichelhafte Lobſprüche zurück, welche indeß wenig für einen hungrigen Magen taugen. Der edle Mencke ſorgte weiter für mich, und ihm habe ich es zu danken, daß mir heute die Sonne der Majeſtät erſtrahlt.

— Nun! meinte der König, als Günther geendet hatte. Er ſcheint mir ein muntrer Menſch mit aufgewecktem Kopf. Ich denke, Er wird uns genug Späße und Schwänke vormachen, und wir werden mit Ihm zufrieden ſein. — Jetzt iſt Er entlaſſen!

Günther machte mehrere tiefe Verbeugungen, und ging dann, fröhlichen Sinnes über den guten Erfolg der Audienz, durch viele Säle, Korridors und Treppen in's Freie hinab. — Vielleicht wünſchen ſich meine Zuhörerinnen

ein recht ähnliches Bild des Dichters, und ich bin im Stande, ein solches mit den Worten seines eigenen Vaters zu geben: „Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur" — so schildert ihn dieser — „und wohlproportionirten, gesunden und geschickten Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonirenden Gesichts, etwas länglicht und von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren, außer daß er damals lange Staatsperrücke mit blonden Haaren trug. War sonst freundlich und annehmlich von Angesicht, und hatte was Reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich bei seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach, war er ein Sanguineo-Melancholicus."

Die Stellung, welche Günther am Dresdener Hofe einnahm, war höchstens ohne Schande; ohne Ehre war sie ganz gewiß. Die Fürsten und Herren kannten damals nur die beiden Zwecke der Poesie: sich dadurch Weihrauch streuen und erheitern zu lassen. Früher hatte der Hofnarr die Bestimmung gehabt, öde Pausen auszufüllen, damit die schwerfällige Karrete der Unterhaltung nicht stecken bliebe; jetzt stand der Ceremonienrath auf dessen Platz, nur mit der Umänderung, daß der Hofnarr oft bittre Wahrheiten sagen durfte, während man vom Ceremonienrath stets süße Schmeichellüge forderte. Und ein solches Amt mußte Günther bekleiden, Günther, der seit seiner Ode auf den türkisch deutschen Frieden zu den ersten Dichtern jener Zeit gehörte. Er würde sie sogar Alle hoch überragt haben, hätte nicht auch ihm die Unnatur der Fischbeinröcke, der Schminkpflästerchen und des Puders angeklebt. Zuweilen verliert sich die poetische Gluth im breiten Wasserbecken des Alexandri-

ners, und die Satyre quakt am Rand, wie einzelne Frösche. Seine beste Kraft zeigt sich, wenn er frisch und zwanglos von Liebe singt, von Freude, Wein und Lebenslust, doch drängen sich auch hier noch die geschraubten Galanterien und die plumpen Uebertreibungen hervor, welche damals Mode waren. So schreibt er einmal:

„Es zittern Faust und Kiel, dies weist sich aus der Zeile."

Anfangs erfüllte Günther in Dresden alle Erwartungen auf's glänzendste; seine poetischen Schöpfungen waren zierlich und galant, und er zwang sich, auch seine Lebensweise den Sitten des Hofes anzupassen. Allein der Beifall, den man ihm reichlich spendete, weckte des Dichters Laune allzusehr, und bald schlug wieder der Strudel eines burschikosen Treibens über ihn zusammen. Blühender Uebermuth durchbrauste ihn, und mit scharfen Witz- und Stachelworten trieb er die Schaar der geleckten Schranzen zur Verzweiflung. Diese fürchteten den satyrischen Poeten, der sich so bequem in des Fürsten Gunst zurecht gesetzt hatte — sie fürchteten ihn, und wen sie fürchten, hassen sie auch. Er mußte gestürzt werden, und eine schändliche Intrigue wurde gegen ihn angezettelt, gegen den armen Günther, der so lange vom Leben müde gehetzt, nun endlich eine sichere Freistatt gefunden zu haben glaubte.

Eines Tages schritt der Herr Ceremonienmeister im vollen Staat über die Straße, dem Schlosse zu, um dem Könige seine Aufwartung zu machen. Da öffnet sich das Schiebfenster im Erdgeschoß eines Hauses, und die bekannten Gesichter mehrerer Höflinge schauen heraus. Man

grüßt den Dichter mit zutraulichen Worten, man nöthigt ihn, näher zu kommen und einen Ehrentrunk zu thun. Anfangs weigert sich Günther zwar, doch freundlichen Bitten und würzigem Traubensaft widerstand er niemals lange — er tritt hinein. Durch heitre Trinksprüche sucht man ihn zu umstricken, allein er giebt nur mäßig Bescheid, und doch umflort in kurzer Zeit ein trüber Rausch seine Sinne. Endlich, als er halb bewußtlos auf dem Sessel liegt, führt man ihn in's Freie, und überredet ihn, jetzt sein Geschäft beim König abzumachen. Mit gläsernem Auge, mit stotternder Zunge und weinbeflecktem Anzug steht er vor dem Monarchen, dieser spricht verwundert zu ihm ... er giebt keine Antwort. König August bemerkt seine Trunkenheit, Günther entschuldigt sich nicht, er ist der Sprache unmächtig. König August donnert ihm zornige Worte entgegen ... der trunkne Dichter taumelt einige Schritte zurück und schweigt.

Er wurde bewußtlos nach Hause geführt, und als er erwachte, lag eine zerbrochne, goldne Welt des Glückes vor ihm. Jetzt sah er deutlich, was vorhin ein böser Zauber, vielleicht auch kindliches Vertrauen ihm verborgen hatte: er erkannte, daß seine Feinde diese Cabale wider ihn geschmiedet und daß dieselbe vollständig gelungen sei. Wohl machte Günther den Versuch, den König zu versöhnen, allein die Thürhüter waren befehligt, ihn nicht mehr vorzulassen ... Friedrich August's Gunst für den Dichter hatte sich in Abscheu verwandelt. Der letztere stand nun abermals ganz arm und hülflos unter den Millionen schwelgender Menschen, die der Erdball trägt, und dennoch verzweifelte er nicht. Die meisten jener Leute waren bei all ihrer Fülle

ſtumpf und kalt, ihm aber hatte die Vorſehung das göttliche Saamenkorn der Poeſie in's Herz gelegt, und ihre Blumen blühten um ſo friſcher, jemehr Thränen des Unglücks ſie befeuchteten. Warum ſollte er in grauen Jammer verſinken, ſo lang er noch lieben und dichten durfte ... ja, er durfte lieben! denn Magdalis war jetzt Wittwe und gehörte wieder ihm.

Im vollen Schmelz der erſten Jugendgluth tauchte ihr Bild aus ſeiner Seele auf, und unbezwingliche Sehnſucht zog ihn zu der Holden. Als er vernahm, ihr kleiner Knabe ſei geſtorben, flog eilig ein Troſtgedicht zu der betrübten Mutter, und daſſelbe iſt ein rührendes Zeugniß ſeiner Treue. Weich und mild ſpricht er nun von jener Liebe, die er früher mit ſtürmiſchem Wort zu den Sternen emporjubelte; er bittet Magdalis brünſtig, ihm Freundin zu bleiben. So kräftigten ihn denn Dichtkunſt und Liebe, daß er ſeinem traurigen Geſchick mit rechter Tapferkeit die Stirn zu bieten vermochte, und er ſang folgendes muthig ſtolze Lied:

Ode.

Dresden, den 10. Auguſt 1719.

Euch, Muſen, dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas galt und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Geſängt, geführt, geſchützt, ernährt,
Und, wenn mir Freund und Troſt entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Nun mögen Andre meines Gleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn,

Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geschlecht und Stand und Glück erhöhn:
Ich schmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkür ziehn und werfen kann.

Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh';
Hier kann ich alle Noth verüßen,
Hier richtet niemand was ich thu';
Hier spiel' ich zwischen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre Die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schenheit gleicht.

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich halte nichts von Lob und Ruhm; -
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein von Sterben frei!

Nur der Spott, mit dem die ehrlosen Hofschranzen ihn, den Gefallenen, verfolgten, kränkte ihn tief, und dies reizte ihn, sich des Königs Huld um jeden Preis wiederzuerobern. Er schrieb also ein zehn Seiten langes Gedicht in Alexandrinern, worin er bald durch Schmeichelei, bald durch Klagen den Zorn des Monarchen zu wenden sucht. Dasselbe heißt: „Allerunterthänigste Lobschrift auf Ihro Königlichen Majestät in Polen ꝛc. ꝛc. Friedrich Augusti unvergleichliche Thaten", und man kann dem Dichter weit eher seinen Rausch verzeihen, als diese widerwärtige Lobhudelei. Seine

trunkene Sprachlosigkeit nennt er jetzt eine blöde Demuth, und der Poet, den wir noch eben auf das Bewußtsein inneren Werthes trotzen sahen, weint und fleht nun wie ein geschlagenes Kind:

„Ach, warum klagt allein die arme Poesie?
Sie kommt, sie fällt und faßt Dein väterliches Knie,
Und weint Dich freundlich an, und sucht in Deinen Armen,
Und sucht und hofft es auch, ein königlich Erbarmen!
Sie irrt verwaist herum, kommt nirgends an und ein,
Und muß in deutscher Luft des Glückes Schauspiel sein:
Man drückt sie in der Stadt, man frettet ihr bei Hofe,
Und nennt sie nur aus Scherz die abgedankte Zofe."

Aber König August wurde nicht gerührt, und Günther mußte das Glück anderswo suchen — hier blühte es ihm nimmer mehr.

IV.

Die Sonne kam eben hinter den Weinbergen vor, und die Elbe sah wie lauter Gold und Topasen aus, als Günther aus Dresden fortwanderte. Es war ein blitzender Septembertag; Höhen, Wiesen und Wälder schwammen in krystallner Klarheit, und ein weiches Lüftchen flog über die Erde. Da lachte dem vier und zwanzigjährigen Dichter das Herz voll Jugendlust, er schaute nicht zurück nach der trüben Sachsenhauptstadt, sondern vorwärts, wo das traute Schleuerland mit seinen Silberbergen lag. Frohe, frische Lieder erwachten in ihm, und er sang sie laut, um sich den Weg zu kürzen:

„Mein Herz giebt keinem Diamanten,
Mein Geiſt der Eiche wenig nach;
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz' ich doch dem Ungemach.
Schlagt, bittre Feinde!
Weicht, falſche Freunde!
Mein Heldenmuth
Iſt nicht zu dämpfen;
Drum will ich kämpfen,
Und ſehn, was die Geduld für Wunder thut.

Die Liebe ſchenkt aus ihren gülnen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit;
Sie ſpricht, mir guten Sold zu zahlen,
Und ſchickt mich in den Unglücksſtreit.
Hier will ich kriegen!
Hier will ich ſiegen!
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.“

Feuriger klopfte Günther's Bruſt, denn zwei ſchon verloren geglaubte Güter, das Vaterland und die Geliebte, ſollte er wiederfinden. O — dachte er ſehnſüchtig — hätteſt du doch nur ein kleines Gut mit einem engen Häuschen und zwei Linden davor, wie gern wollteſt du arbeiten, und wie ſelig würdeſt du ſein mit Magdalis! So hold lachte ihm freilich das Leben nicht, doch erreichte er am 25. September 1719 die alte Stadt Schweidnitz. Hier traten plötzlich tauſend beglückende Scenen vor ſein inneres Auge — bunte Transparentgemälde, vom goldnen Sonnenſtrahl der Erinnrung durchleuchtet. Wenn Günther aber auch die lieben Plätze wiederfand, Magdalis, die Heldin jener

Scenen, fehlte ihm, und voll Wehmuth dichtete er die Strophen:

„Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore,
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spaziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf wir uns versprechen,
Dort blickt der Altar vor, auf dem wir sechszig Wochen
Die Wächter hinter's Licht geführt.

Seid tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume,
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn!
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte ...
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wiederbrächte?
Das wird wohl nimmermehr geschehn!

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder?
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich spüre keinen Schritt; die Sommerflur ist leer!
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten,
Du hast ja Zween gehabt, was soll ich einsam warten,
Ach, stellt auch Beide wieder her!"

Nahe bei Schweidnitz liegt das Oertchen Borau; dort wohnte Magdalis, und Günther eilte zu ihr hin. Das Wiedersehen war erschütternd, denn sie hatten in den vier Jahren seit ihrer Trennung sehr viel Trauriges erlebt; dennoch zitterte eine stürmische Freude durch Günther's Herz, und er flehte die Götter an, ihm noch oft solche Augenblicke zu gönnen. Nur wenige Tage konnte dies Zusammenleben dauern, er mußte ja wieder fort, und scheidend mahnte er Magdalis, ihm ein unwandelbares Andenken zu bewahren. Sie versprach es gern, und ihre innigen Worte gaben ihm Kraft, an Striegau vorüberzuwandern, wo sein strenger

Vater weilte, der jede Versöhnung mit dem Sohne abschlug.

Kurz vor Weihnachten langte Günther in Breslau an, er sandte der guten Magdalis einen Liedergruß und sah vertrauend in die Zukunft. Manchen Universitätsgenossen fand er hier, und es öffneten sich dem Poeten die Familienkreise der angesehensten Leute. Besonders freundlich nahm ihn der Rathsherr von Bresler auf, ein Mann von feinster Bildung, der seinen Reichthum gern zur Unterstützung nothleidender Talente anwendete. Bresler's Tisch war immer für Günther gedeckt, seine Kasse stand ihm offen, und jedes Gedicht, worin er des Hauses liebenswürdige Wirthin verherrlichte, wurde ihm mit Gold belohnt. Für solche Güte herzlich dankbar, sagte er in einem schönen Liede: „Phöbus trage ein großes Buch in der Hand, dessen Blätter von Asbest, dessen Einband von Purpur, und dessen Schlösser von Diamanten sind.

Wer armen Dichtern reicht und schenkt,
Ihr Elend kleidet, speist und tränkt,
Der wird in dieses Buch getragen;
Und wenn der göttliche Poet
Der Weisheit hohes Fest begeht,
Mit Ehr' und Ruhme nachgeschlagen."

Frau von Bresler war eine sehr anmuthige Erscheinung. Ihr Wuchs hatte die seltenste Zartheit, ein schwärmerischer Strahl blitzte aus ihren großen, dunklen Augen, und die Blässe des Gesichts, obgleich ein wenig krankhaft, stand ihr gut. Sie ehrte die Poesie mit wahrer Begeisterung und wußte selbst hübsche Verse zu machen. Anfangs

fand sie viel Geschmack an dem Umgang mit Günther, und es schmeichelte ihr, wenn der berühmte Dichter sie als sein Vorbild, seine Muse pries, jedoch ihr und sein Charakter waren so verschiedner Art, daß dies Einverständniß unmöglich von Dauer sein konnte. In den weich behaglichen Umgebungen loderte Günther's ganzer Trotz und Uebermuth hervor, und bei jedem Schritte glitt er auf diesem glänzenden, unsichern Boden aus. Alle Bemühungen, ihn wieder an das geordnete Gleis der Gesellschaft zu gewöhnen, blieben fruchtlos, und man mußte fast glauben, der Dichter strebe mit Absicht, sich unleidlich zu machen. Frau von Bresler, die sittige Mimose, verletzte er durch seinen wüsten Lebenswandel; er benahm sich schroff gegen Alle, die ihm wohl wollten, und prunkte öffentlich mit Geheimnissen, die er zufällig erfahren hatte. Da wurde er denn selbst Denen, welche eine ungeheuchelte Theilnahme für ihn hegten, am Ende recht zur Last, und man sann auf Mittel, ihn aus Breslau zu entfernen.

Hülflos mochte ihn indeß der würdige Bresler nicht in die Welt ziehen lassen, und er bat deshalb den Grafen Schaffgotsch, ihn als Hofmeister bei seinen Kindern anzustellen. Als aber der Tag kam, wo Günther dem Grafen zum Erstenmal präsentirt werden sollte, war er dermaßen betrunken, daß Se. Excellenz lachend bemerkte: „Derselbe eigne sich wohl nicht recht zum Informator in humanioribus!“ — Kaum war Günther wieder nüchtern, so fühlte er die Schmach, die auf ihm lastete, und sie trieb ihn unaufhaltsam von hier fort. In poetischer Form sagte er den Wohlthätern seinen Dank, bat sie um Verzeihung, und wünschte ihnen ein herzliches Lebewohl. Dann schied er,

und die Bresler'ſche Familie verſah ihn noch mit hinreichendem Reiſegeld.

Günther, der ſich voll leichtſinniger Zutraulichkeit an Jeden anſchloß, hatte einen Gefährten gefunden, der wegen ſeines müßigen, arbeitſcheuen Treibens in ſchlechtem Rufe ſtand. Es war dies der Studioſus Schubart aus Lauban, ein vagabondirendes Talent. Er überredete den Poeten, nur mit ihm nach Lauban zu kommen, dort ſolle er gute Tage finden. Günther folgte ihm, und beide zogen nun für's Erſte, bei eiſiger Winterzeit, kreuz und quer durch Schleſien, quartierten ſich bei den Dorfgeiſtlichen ein, und zehrten von deren Brod.

In Jauer fand der ruh- und raſtloſe Dichter einen wahrhaften Freund, den Herrn Prätorius von Richthofen, der ihm eine anſehnliche Summe in Wechſeln übergab. Doch ſtatt zur Univerſität zu gehn und ſeine Studien fortzuſetzen, ließ Günther die blanken Thaler in luſtigen Schenken davonfliegen und änderte ſein rudes Weſen nicht. Wunderbar genug, blitzte ſelbſt während dieſes Landſtreicherlebens der Stern ſeiner Liebe hell am düſtern Horizont, und manch inniges Denkblatt ſuchte die einſame Magdalis heim. Von aller Baarſchaft entblößt, kamen die Wandrer im Frühjahr 1720 endlich nach Lauban, und Schubart's Eltern mußten den Genoſſen ihres Sohnes bei ſich aufnehmen. Es waren aber ſehr geizige Leute, und als er krank wurde, ſtieg ſein Elend in dieſem unſaubern Haus zu gräßlicher Höhe. Nur langſam konnte er ſich erholen, denn jede Pflege mangelte ihm, doch kaum zuckte das erſte Morgenroth der Geneſung über ſeine hohlen

Wangen, ſo regte ſich auch die Erinnerung an Magdalis und das Feuer der Poeſie in ihm.

Ehrenhafte Entſchlüſſe keimten, wie Schneeglöckchen, die einen neuen Lebensfrühling verkünden, aus Günther's erſtarrter Bruſt; er bat die entfernten Gönner um Hülfe, und ſehr ſchön ruft er in ſeinem Briefe an Frau von Bresler:

„Ach, wenn ſich doch nur bald ein Tag der Oſtern fände,
An dem zum wenigſten die Hoffnung auferſtände!"

Ja, ſie feierte ihr Auferſtehungsfeſt! — Die Freunde ſchickten ihm Geld, daß er die verlaſſene Hochſchule wieder beziehen konnte, und nur der Haß des Vaters drückte ihn noch. Nachdem er ſich am treuen Herzen ſeiner Magdalis den nöthigen Muth geholt, eilte er nach Striegau, feſt darauf bauend, ſeine wahrhafte Reue werde ihm Vergebung ſchaffen. Aber er täuſchte ſich. Unerſchütterlich blieb Dr. Günther, dieſer eiſerne Mann; er ſchloß dem heimathloſen Dichter die Thür des Hauſes, und draußen ſtand zerknirſcht, vernichtet der verlorne Sohn. Er fühlte ſich ſo arm, ſo lebensmüde, und gedachte ſeiner eigenen Worte:

„Sclaven auf den Ruderbänken
Wechſeln doch mit Müh' und Ruh'!
Dies mein unaufhörlich Kränken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

Niemand klagt mein ſchweres Leiden,
Dies vergrößert meine Pein.
Himmel, laß mich doch verſcheiden,
Oder gieb mir Sonnenſchein!"

Alles hatte er eingebüßt: Glück, Zukunft, Frieden, Vertrauen und ſogar — er konnte ſich das nicht verhehlen —

auch die geliebte Magdalis. Diese muß eine seltne Frau gewesen sein; sie besaß ein reiches Gemüth, und sehnte sich nach klarer Anschauung der höchsten Dinge. Einst bat sie den Freund, ihr einen philosophischen Begriff von Gott und dem Weltall beizubringen, aber Günther verweigerte das Gesuch, und sagte ihr: sie könne, wie sie emsig treu in ihrem Kreise wirke, zufrieden leben und sterben, auch ohne den Leibnitz zu verstehn. Dann fügt er hinzu:

„Ein klug und thätiges Erbarmen
Kann wider Sünd' und Fluch bestehn:
Laß, wenn du kannst, nicht einen Armen
Betrübt und hülflos von dir gehn.
Vergieb, und habe mit den Schwachen
So viel, als mit dir selbst, Geduld.
Will Glück und Wetter gar nicht lachen,
So sei dein Trost: ich bin nicht Schuld!

Ergötze dich mit Hoffnungsblicken
An jenes Lebens Lust und Pracht;
Dort wird dich andre Schönheit schmücken,
Als die, so hier dich lieblich macht.
Dort wirst du nicht mehr Stückwerk wissen,
Du wirst der Wunder Ursprung sehn;
Dort werd' ich dich noch reiner küssen,
Als niemals unter uns geschehn."

Alles ertrug Günther mit einer gewissen trotzigen Standhaftigkeit, aber Magdalis aufgeben zu müssen, der Gedanke preßte ihm Thränen aus. Und dennoch wollte er ihr entsagen. Wie tief er auch in den Abgrund der Leidenschaften versunken war, Günther blieb brav genug, die Geliebte nicht mit hinabzuziehn in den Wirbel seines kläglichen Geschicks, und trauernd gab er ihr das Jawort zurück, das er

von ihr empfangen hatte. Sie wollte zwar von keiner Trennung hören, sie betheuerte in einem gefühlvollen Liede, ihn nie zu verlassen, aber Günther erinnerte sich ihrer fortan immer nur wie einer unvergeßlichen Todten. —

„Der Frühling der Jahre
Erstirbt auf der Bahre:
Wer wird mir den Kuß
Wie vormals gewähren?
Ach, langes Entbehren!
Ach, kurzer Genuß!

Ich sterbe vor Kummer;
Der ewige Schlummer
Entgeistert die Brust!
Ich liebte von Herzen,
Ich lebte mit Schmerzen,
Ich sterbe mit Lust!"

So sang er wehmüthig, und jedes Wort des Liedes war ein Tropfen seines Herzbluts. — Günther ging nach Breslau, hielt sich dort aber nicht lange auf, sondern reiste gegen Ende des Jahres 1720 nach Kreuzburg, einer öden Ortschaft an der schlesisch-polnischen Grenze, wo er medicinische Praxis zu finden hoffte.

V.

Die dichte Finsterniß eines Winternachmittags lag über dem Städtchen, große Schneeflocken fielen langsam vom Himmel, und ihr weißer Teppich leuchtete mehr, als die einzige Laterne, die, trübröthlichen Scheines, auf dem Markt-

platz brannte. Die Thurmuhr zu Kreuzburg schlug eben sechs Uhr, als aus der Thür eines Hauses ein Mann trat, sich recht fest in seinen Mantel hüllte und den Schlitten bestieg, der draußen auf ihn wartete. Der Kutscher, dessen buntgestickter Schafpelz, sammt der hohen Czapka, den Polen verriethen, stieß einen lauten Ruf aus, und die kleinen Rosse, gleichfalls von sarmatischer Abkunft, eilten hastig von dannen. Trotz des frischen, tiefen Schnees griffen sie munter aus, und bald hielt der Schlitten auf dem Herrenhof zu Bischdorf vor dem Schlosse, dessen oberes Stockwerk erleuchtet war.

Der Fremde ging die Treppe empor, und im Corridor trat ihm Herr von Nimptsch, der Besitzer des Ritterguts, entgegen. Derselbe war ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit lachendem Antlitz, auf welchem der starre Schnurr- und Knebelbart drei spitze Zacken bildete. Er bot dem Ankömmling die Hand zum Gruß, und dieser rief erstaunt: „Mein Gott, gnädiger Herr, Sie gehen hier im kalten Hausflur umher? Man sagte mir doch, Sie wären plötzlich bedeutend erkrankt!"

— Ein Schreckschuß, Doktor, und weiter nichts! erwiederte Nimptsch voll Heiterkeit. Ich wollte Euch heut' Abend gern heraus haben, darum wendete ich dies Mittel an. Nun, kommt nur näher! Die Bowle wartet schon, und ein warmer Trunk wird Euch gut thun nach der kalten Fahrt.

Der Arzt — in dem die geehrten Zuhörerinnen gewiß unsern Günther bereits erkannt haben — folgte ihm in das Wohnzimmer, das mit grünen Tapeten, Jagdbildern und Hirschgeweihen verziert war, und setzte sich, seinem Wirth

gegenüber, an den Tisch, auf dem eine Terrine voll Glühwein dampfte. Silberton klangen die Gläser, trauliche Gespräche entfalteten sich, aber auf des Dichters Stirn blieb eine Wolke der Schwermuth lagern.

— Nun, was soll das? fragte Herr von Nimptsch. Ihr macht ja so trübselige Mienen, als hätte ich Euch schlesischen Landwein kredenzt. Soll ich Euch an Eure Worte mahnen:

„Müdes Herz,
Laß den Schmerz
Mit dem Athem fahren!
Lebst du doch
Jetzo noch
In den besten Jahren.
Thoren denken vor der Zeit
An die Nacht der Eitelkeit;
G'nug, wenn uns das Alter zwingt
Und den Kummer mit sich bringt!"

Ein flüchtiges Lächeln zog über Günther's Gesicht, dann wurde er gleich wieder ernst.

— Ihr habt Euch sehr verändert, seit Ihr nach Kreuzburg kamt! begann der Wirth kopfschüttelnd. Liederlich bis zum Exceß wart Ihr früher, aber auch ein flotter Bursch dabei, und Euer erster Anblick erinnerte mich an die Stelle, die ich in Euren Gedichten gelesen habe:

„Mein Aufzug war bisher ein halb soldatisch Wesen,
Und wie der freie Bursch in Jena schwärmt und geht;
So hatt' ihn sich mein Leib zum Muster auserlesen,
Weil, was sonst zierlich heißt, hier blos den Füchsen steht."

Ihr gefielt mir, ich nahm Euch gastlich auf, und Ihr brachtet manche heitre Stunde in meine Abgeschiedenheit. Plötz-

lich ſchlugt Ihr um, wie die Witterung im April! Euer wildes Weſen ebnete ſich, Ihr legtet das häßliche Fluchen ab. Eure Worte wurden milder, anmuthiger, und ſtatt der zerriſſenen Kleidung trugt Ihr ein ſauberes Gewand, mit duftigem Violenmehl beſchneit. Darüber mußte ich mich freuen! ... Aber auch Eure frohe Laune war dahin, der Wein mundete Euch nicht mehr ſo recht, und Eure übermüthigen Scherze verſtummten. Das ärgert mich! — Sagt mir nur, Dichter, was iſt mit Euch vorgegangen?

— Gern möchte ich es Ihnen entdecken, erwiederte Günther, doch meine Lippe bringt es nicht heraus. Mir iſt, als fürchte ſie, die ſich ſo oft beſchmutzt hat, das Geheimniß durch ihre Berührung zu entweih'n. Erlaſſen Sie mir die Beichte ... vielleicht wird die Zeit einſt alles enthüllen!

Man hörte Tritte im Vorzimmer, und Nimptſch ſagte: Nun, ich will doch ſehn, ob ich nicht ein beſſrer Doktor bin, als Ihr, und ob ich, trotz des vergeblichen Krankenexamens, den Grund Eurer Leiden nicht ermitteln kann!

Bei dieſen Worten öffnete er die Thür des Gemachs, und herein trat Herr Domoratius, der Ortsprediger, mit ſeiner Tochter Phyllis. Die letztere ging ſehr einfach gekleidet, und doch war es, als ob eine Prinzeſſin erſcheinen möchte — die Majeſtät der Jugend und Unſchuld umglänzte das anſpruchloſe Mädchen.

Günther, noch eben ſo trüb und ſtill, hatte ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in den heiterſten Geſellſchafter verwandelt. Dicht neben Phyllis ſaß er, ſie wendete ihm das blondgelockte Köpfchen zu, und er ſchaute ihr voll Seligkeit in die frommen braunen Augen. Das Geſpräch drehte ſich um verſchiedenartige Intereſſen; der Pfarrherr

zeigte in allen Urtheilen seine gründliche Bildung, Herr von Nimptsch kannte die Welt genau, und mancher elektrische Funke blitzte aus der angeregten Unterhaltung. Günther aber war so voll Freude und Glück, daß seine Worte wie ein wahres Feuerwerk sprühten, denn er hatte unbemerkt die Hand der holden Phyllis ergriffen, und sie entzog ihm dieselbe nicht, sondern erwiederte leise und heimlich seinen Druck. Erst nach zehn Uhr trennte man sich, und Günther empfand bei der Heimkehr wenig von der schneidenden Kälte dieser Nacht.

Mehrmals in der Woche sah der Dichter die Geliebte; das unbefangene Mädchen war keiner Verstellung fähig, und bald wußte er, sie sei ihm herzlich gut. Herr von Nimptsch begünstigte das Verhältniß, Günther hatte die ganze Vergangenheit in sich ausgelöscht, und rief, im Vollgefühl seiner Seligkeit:

„Ach, was blüht mir vor ein Glücke,
Da mich so ein ehrlich Kind,
Unter Feinden, Gram und Tücke,
Sonder Eigennutz gewinnt!
Da Sie mir den Schwur gethan,
Fang' ich erst zu leben an!"

Freilich sträubte sich Herr Domoratius anfangs gegen eine solche Verbindung seines Kindes. Wenig frohe Hoffnungen schienen ihm daraus zu erblühn, und als er vernahm, daß die Beiden sich ihre Liebe schon gestanden hatten, untersagte er der gehorsamen Phyllis, mit Günther zusammen zu kommen. Allein der Besitzer von Bischdorf erwies sich als treuer, thätiger Freund; er wußte die Einwilligung des Pfarrherrn zu gewinnen, und nun wurde im

Schloſſe ein freudiges Verlobungsfeſt gefeiert. Der Dichter ſteckte ſeiner Braut einen Goldreif an den Finger, auf dem ſich, als Sinnbild, zwei Tauben und ein Todtenkopf befanden, und erläuterte das Geſchenk durch folgende Zeilen:

„Erſchrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unſer künftig Bild,
Bei dem nur die allein erbleichen,
Bei welchen die Vernunft nicht gilt.
Wie ſchickt ſich aber Eis und Flammen?
Wie reimt ſich Lieb' und Tod zuſammen?
Es ſchickt und reimt ſich gar zu ſchön,
Denn beide ſind von gleicher Stärke,
Und ſpielen ihre Wunderwerke
Mit Allen, die auf Erden gehn.

Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Gold bedeutet feſte Treu;
Der Ring, daß uns die Zeit verehre;
Die Täubchen, wie vergnügt man ſei;
Der Kopf erinnert dich des Lebens,
Im Grab iſt aller Wunſch vergebens —
Drum lieb' und lebe, weil man kann.
Wer weiß, wie bald wir ſterben müſſen!
Das Leben ſteckt in treuen Küſſen,
Ach, fang' den Augenblick doch an!"

Günther glich einem ausgeriſſenen Baume, der auf's Neue Wurzeln ſchlug. Er fühlte ſich muthig und ſtark; tüchtige Vorſätze grünten in ſeiner ſonnenhellen Bruſt. Zuerſt mußte er ſeinen beleidigten Vater verſöhnen, dann wollte er auf die Univerſität zurück, wollte den Doktorgrad erlangen, und als praktiſcher Arzt wieder nach Kreuzburg kommen. Das Brautpaar knüpfte ſo viele heitre Zukunftsbilder an dieſe Reiſe, daß ihnen dadurch der Abſchied er-

leichtert wurde. Von den Segenswünſchen der geliebten Phyllis, des ehrwürdigen Domoratius und des immer muntern Herrn von Nimptſch begleitet, ſtieg Günther in den Wagen und fuhr nach Striegau. Das geringe Beſitzthum ſeiner Eltern war inzwiſchen von einer Feuersbrunſt verzehrt worden, doch er forderte ja auch nichts von ihnen, als ihre Verzeihung, ihren Segen. Dann war der finſtre Spruch des Schickſals von ihm genommen, dann konnte er ſich wieder mit ungebeugter Liebe an's Herz der ganzen Menſchheit werfen und ein braver Bürger werden.

Der Dichter ſchwärmte ſo reich, ſo ſchön, doch ſeine ſchimmernden Träume zerfloſſen wie Nebelhauch. Die Strenge des Dr. Günther war in Unbarmherzigkeit, in Grauſamkeit ausgeartet. Alles Bitten und Flehen blieb unerhört; der Sohn ſchaute das Antlitz des Vaters nicht, und nur von Fremden erfuhr er das gräßliche Wort: „nie dürfe er die Schwelle des elterlichen Hauſes überſchreiten, nie wolle ihn der Vater vor Augen ſehn.“ Da zuckte ein kalter Krampf durch Günther's glühende Seele; der Fluch befeſtete ſich an ſeinen Tritt, drückte ſich als Kainsſiegel auf ſeine Stirn. Das Leben, die Liebe hatte ihn ausgeſtoßen — er war geächtet; für ihn gab es kein Vertrauen, keine Hoffnung, keinen Himmel mehr. Wohl verwirrte ihm das Unglück Geiſt und Sinn, doch Eines Gedankens war er ſich klar bewußt, eines recht traurigen Gedankens: Phyllis, das fromme, gute Kind, durfte er nicht mit in ſein grauenhaftes Schickſal reißen, er — der verfluchte Sohn. Noch ein Gedicht ſendete er der verwitweten Braut, ein Gedicht, das von Günther's hellen Thränen wie von ächten Diamanten ſtrotzt, und bei dem man mit ihm weinen möchte.

Dann zog er, liebe- und hoffnungsarm, in das schlesische Gebirg hinauf.

Ein bettelnder Sänger, wanderte er durch die Ortschaften, und wie der blinde Leiermann vor den Thüren die Drehorgel spielt, um Almosen zu empfangen, so mußte die Poesie Günther's Dasein fristen. Trotzdem aber sank sie nicht zur elenden, geschminkten Buhlerin herab, wie es sonst unter ähnlichen Umständen wohl zu geschehen pflegt. Seine Muse blieb immer ein prächtig wildes Ritterfräulein mit liebem, süßem Angesicht, mit wallenden Federn auf dem Hut und mit strahlendem Goldgürtel, das auf schneeweißem Zelter die Lande durchsprengt. Als Beweis möge nur folgende Stelle dienen, an „die Großen und Starken dieser Erde" gerichtet, „die Götter heißen und sind":

„Was hilft euch aller Staat und Pracht,
Wenn Flecken im Gewissen bleiben?
Vermag wohl eure Schweizerwacht
Der Sorgen Einbruch abzutreiben?
Ihr liegt auf Purpur, aber wie?
Ihr nennt es Schlaf, es ist nur Müh',
Weil Puls und Herz vor Unruh klopfen.
Ihr traut der Höh' — bereinkt den Fall!
Ihr trinkt aus Silber und Krystall —
Gott weiß, wie bald den letzten Tropfen!

Die Unschuld ist das schönste Kleid;
Der Völker Heil die reichste Krone;
Die klügste Staatskunst — Billigkeit;
Die Gottesfurcht — der Grund vom Throne.
Nicht der allein, der vom Gedan
Bis an den Nil befehlen kann,
Ist blos ein großer Fürst auf Erden:
Wer Wahrheit liebt, den Menschen nützt,

Sich selbſt beherrſcht, die Tugend ſchützt,
Der iſt ſchon werth, gekrönt zu werden!“

Dieſe Verſe ſtehen, merkwürdigerweiſe, in einem Lobgedicht zu Ehren des Grafen von Sporck, welches Günther im Jahre 1722 verfaßt hat. So eigenthümlich das Lied war, ſo eigenthümliche Schickſale erlebte es. Der Dichter ließ es durch einen Gymnaſiaſten aus Breslau, Namens Alde, auf feines Pergament abſchreiben, und wollte es dem Grafen überreichen. Er beſtellte deshalb den Kopiſten zu einer beſtimmten Zeit in's Gugucksbad; Alde kam auch, aber Günther ließ ſich nicht ſehn, und Jener gab das Gedicht ſelbſt ab. — „Wer iſt der Verfaſſer?“ fragte der Graf. „Ei“, ſagt man ihm, „es iſt ein armer Student, dem das Reiſegeld gebricht.“ — Darauf werden dreißig Gulden an Alde ausgezahlt, der Bube entfernt ſich damit, und als Günther endlich kommt, bleibt ihm nur das Nachſehn übrig. Nun, er war oftmals viel herber vom Leben getäuſcht worden, er glaubte gar nicht mehr an Glück, deshalb ſchmerzten ihn ſolch einzelne Verluſte kaum. Dennoch faßte er den Entſchluß, ſein trautes Vaterland, das berggrüne Schleſien auf immer zu verlaſſen; hier brach ja nur Unglück über ihn herein.

Ein Geſchäft blieb ihm vor dem Abſchiede noch — er wollte ſeinem Vater Lebewohl ſagen, und da ihm das mündliche Wort verwehrt war, ſendete er dem harten und doch ſo geliebten Manne ein poetiſches Schreiben. Zuerſt blickt Günther auf die ſonnigen, längſt entſchwundenen Tage ſeiner Kindheit zurück, wo der Vater ihm ein redlicher, ſorgſamer Lehrer geweſen:

„Daß du mich gezeugt, genährt, unterrichtet und geführet,
Iſt ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret.
Ich erkenn' es in der Stille, obgleich ängſtlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.
Wenn der Morgenröthe Glanz an dem blauen Himmel blickte,
Und der frühe Gartenbau dir ſo Herz als Aug' entzückte,
Machte mir dein muntres Scherzen Federn und Papier beauem,
Und dein rühiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.
O, wie mancher Abendſtern ſah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnſucht hing
Und der Nachdruck beider Sprachen luſtig in's Gedächtniß ging."

Er berichtet nun den Urſprung ſeiner Noth, und berichtet mit erſchreckender Wahrheit, wie Strenge und Unverſöhnlichkeit ihn zur Verzweiflung, zu immer tieferem Sinken gebracht. Dann dankt er dem Vater voll kindlicher Zärtlichkeit, und ſpricht es aus, daß er ihn, trotz ſeines Haſſes, lieben, feurig lieben werde bis an's Grab.

Doch alles war umſonſt. Kein Strahl der Poeſie, ob er auch noch ſo warm aus dem Innern kam, ſchmolz die Eisrinde vom Herzen des alten Günther; rauh und bitter ſchrieb er über ſeinen Sohn: „Was ſeine Lamentationes in vielen Gedichten anlanget, da er über viel Feinde und Neider klaget, die ihm an ſeinem Glücke hinderlich wären, ſolches ſind mehrentheils melancholiſche Grillen. Denn wenn er durch liederliche Verſchwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hätte leben ſollen und haushalten können, in kurzem, ja in einem Abende vielmals durchgebracht, oder durch liederliche Purſche ſich darum bringen laſſen und ſo dann manchmal darben müſſen, iſt er in ſolche melancholiſche Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er ſei-

nen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch wohl seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne Impietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen und thun können. So hat er auch sonst nicht viel Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satyrischen Feder ihm selbst gemacht. Ist also einzig und allein fortunae suae sinistrae faber gewesen, denn er das Glücke, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Gönnern, Patronen und Wohlthätern nicht gemangelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte accomodieren und dieselbe annehmen wollen, und sich nicht so wankelmüthig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hülfe bedürfe. Es sind ihm wohl hundert gute Gelegenheiten, glücklich fortzukommen, vorgefallen, die er aber zu seinem Schaden ausgeschlagen."

— Der Herbst des Jahres 1722 schminkte sich gelb und roth, als Günther sich auf die Reise machte. Er ging diesmal nicht, wie sonst, mit dem frischen Verlangen aus, ein Stück Lebensglück zu finden — nein, er suchte nur einen stillen Platz zum Sterben. Das Herz war ihm gebrochen, und also auch alles Streben, aller Muth. So kam er nach Jena, und wenn er dort unstät in die Berge hinaus irrte, dann erschien ihm wohl, wie ein fernes, fernes Schattenbild, die süße Gestalt seiner Braut, und ein sehnsüchtiges Lied klang ihm von der Lippe:

„Von den Spitzen derer Hügel
Seh' ich oft in's Vaterland.
Hätt' ich doch nur Taubenflügel,
O der Dädal's Zauberband!

Um nur, wie zuvor geschehn,
Dich, mein Engel, noch zu sehn!

Dich, o Sonne meines Lebens,
Dich, o Ursprung meiner Gluth!
Ist's denn leider ganz vergebens,
Daß mein Mund so kläglich thut?
Nein, ich weiß, dein klingend Ohr
Stellt dir oft mein Leiden vor.

Ist der Tag der Erd' entwichen,
So verwehrt dein Bild die Ruh'.
Kommt ein Ostwind angestrichen,
Kehr' ich ihm das Antlitz zu,
Denn mir däucht, er bringe mir
Manchen sanften Kuß von dir."

Der Winter brach des Dichters letzte Kraft; als das Jahr 1723 begann, lag er auf dem Krankenbett, und sah den Tod daneben stehn. Mit zitternder Hand schrieb er seine „Letzte Gedanken" nieder, ein schönes Gedicht, das recht voll aus einer reuigen, liebebegehrenden Seele strömte. Es weht ein rührender Stolz auf den Adel seines ehrlichen Gemüths und seines versöhnlichen Herzens durch diese Strophen. Gern verzeiht er Denen, die ihm Uebles gethan, und erfleht des Himmels Segen für Alle, die ihm Wohlthaten erzeigt.

„Alles, was mich je geliebt, unterrichtet und gepriesen,
Was mir Trost und Ruh ertheilt, was mir Höflichkeit erwiesen,
Was mir eine Hand voll Wasser und ein Stücke Brod verliehn,
Dessen rühmliches Gedächtniß muß in tausend Gliedern blühn."

Dann nimmt er Abschied von den Angehörigen, auch von Ihr, von dem Mädchen seiner Liebe, und bald darauf

fühlte er, wie der Tod ihm nah und immer näher trat. Er schrieb noch seine Bußgedanken auf, die mit den Worten endigen: „Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf!“ und verlangte nach dem heiligen Abendmahl. Aber selbst dieser letzte Wunsch blieb dem Sterbenden versagt — der Geistliche kam zu spät, Günther's Auge hatte sich bereits geschlossen. Am 15. März 1723 schied er, noch nicht acht und zwanzig Jahre alt, von der blühenden Erde, auf der er so vielen Schmerz, so wenig Glück gefunden hatte. Die Schlesier in Jena ordneten ihm ein großes Leichenbegängniß an, und auf dem Gottesacker vor dem Johannisthore wurde er beigesetzt. Kein Mal bezeichnet sein Grab, doch echte Dichter bedürfen eines solchen auch nicht; ihre Lieder überdauern Marmor und Bronzeguß. Günther war ein echter, rechter Dichter, seine Werke sind sein Monument, und darauf steht, mit unverlöschbaren Feuerchiffern, die Grabschrift, die er sich selbst gedichtet hat:

„Hier starb ein Schlesier, weil sein Geschick nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind, und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an!“

Nach der Vorlesung des Herrn von Rosen war die literarische Unterhaltung abgebrochen worden, und erst acht Tage später, als der Kreis unserer Freunde wieder traulich beisammen saß, sollte der Faden von neuem angeknüpft werden. Es war heute der Domainenräthin Geburtstag; man hatte dazu geheimnißvolle Dinge vorbereitet, und na-

mentlich in der letzten Woche herrſchte unter den jungen Leuten große Emſigkeit. Die treffliche Frau hörte im blauen Saal hämmern und pochen, verwundert wollte ſie ſich von der Urſache überzeugen, doch als Emilie ſie erröthend bat, es nicht zu thun, ſetzte ſie ſich ſtill auf den Divan, und ſprach kein Wort mehr darüber. Am Morgen des feſtlichen Tages hatten die Kinder und Freunde des Hauſes ihre Glückwünſche, nebſt hübſchen Angebinden, dargebracht, doch Abends war durchaus nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Die Theemaſchine ſummte, das Feuer im Kamin loderte hell, und als die Gäſte ſich verſammelt hatten, ſprach Roderich:

Wir kommen jetzt zu der Zeit, wo durch ein neues „Fiat!" das die Gottheit im Menſchen ſprach, der Felsgrund der Philoſophie emporwuchs und allen geiſtigen Beſtrebungen ein feſtes Fundament gab. René Descartes, ein feuriger Franzoſe (geb. 1596), warf zuerſt den Funken in die Pulvertonne des Denkſtoffes. „Cogito, ergo sum — ich denke, alſo bin ich!" heißt ſein ſelbſtbewußter Wahlſpruch; derſelbe wurde die Marſellaiſe der Philoſophie, und zog wie ein Meteor über die Welt hinaus. Nach ihm trat der Jude Baruch Spinoza auf (1632—1677), und entwickelte ſchon eine größere, freiere Philoſophie, an welche ſich dann Leibnitz (1646—1716) anſchloß.

Je klarer die Luft, je weiter der Geſichtskreis wurde, deſto friſcher und voller — ſollte man denken — hätte die Dichtkunſt gedeihen müſſen. Allein, mit der Philoſophie war eine gewiſſe Morgenkühle verbreitet worden, und es liegt wie Reif auf den Blumenblättern der Poeſie jener Zeit. Schärferes Denken drückte das Feuer dichteriſcher

Begeisterung nieder; es bedurfte eines Ueberganges, ehe die Flamme warm und mächtig emporlodern konnte. Aus diesem Mittelzustand ging **Friedrich von Hagedorn** (1708—1754) hervor, ein feinsinniger Mann, dem eben nur die Begeisterung mangelte, um ein großer Dichter zu werden. Wohl hatte er sich am klassischen Alterthum gebildet, aber das französirende Element war damals so vorherrschend in Europa, daß ihm selbst die Griechen nicht zu widerstehen vermochten, und alle Musen gingen à la Scudéri frisirt. Hagedorn schwamm auf dem Wohllaut seiner Reime sorglos zwischen den Untiefen des Schwulstes und den Felsriffen der Gedankenleere hin; seine Gedichte würden schön sein, wenn sie nur einen lebendigen Hintergrund hätten. So weiß man niemals recht, wohin man mit dem Poeten steuert, und fürchtet stets, sich auf der glatten Meeresfläche zu verlieren.

Viel kräftiger, tüchtiger war **Albrecht von Haller**, geboren 1708, der Sohn eines Patriziers aus Bern. Als Knabe schwächlich und brütend, stärkte ihn die Wissenschaft und das Eindringen in die reiche, schwellende Natur. Er wurde gleich berühmt als Botaniker, Physiolog, Anatom, Literator und Dichter. Kaiser Franz I. verlieh ihm und seinem Geschlecht den Reichsadel, der König von England ernannte ihn zum Staatsrath, und die deutsche Nation gab ihm den Beinamen: „der Große". Als er sich, in seinen spätern Lebensjahren, nach Bern zurückgezogen, machte ihm (1777) Kaiser Joseph II. einen Besuch, derselbe Monarch, der zu Ferney die Bekanntschaft Voltaire's verschmäht hatte. Bald darauf wurde Haller krank, und starb am 12. December 1777.

Von Haller's poetiſchen Werken tritt uns zuvörderſt das bekannte Lehrgedicht: „die Alpen“ entgegen. Ein zwanzigjähriger Jüngling, ſtieg er in die Schweizergebirge hinauf, um ſeine durch anhaltende Studien geſchwächte Geſundheit neu zu beleben. Damals ſchrieb er das Gedicht, deſſen Sprache hart und ſtarr iſt, wie jene Felsgebilde, die es ſchildert; eine ernſte, inhaltſchwere Kürze beklemmt uns, als wären wir wirklich in die ungeheure Alpeneinſamkeit verſetzt, doch unter den ſteinernen Worten liegt eine Fülle ſchöner Gedanken und eine hohe, feierliche Naturanſchauung. Haller's Poeſien werden ſehr beeinträchtigt durch die Abſicht, ſtets belehren zu wollen, denn man merkt dieſe Abſicht und fühlt ſich verſtimmt. — Im ſpätern, beſchaulichen Lebensalter entwarf er ſeine drei politiſchen Romane: „Uſong“, „Alfred“ und „Fabius und Cato“. Ihre Aufgabe ſollte es ſein, die verſchiedenen Staatsformen: den Abſolutismus, die beſchränkte Monarchie und die Republik, darzuſtellen, aber Haller war kein eigentlich politiſcher Charakter, deshalb mildert er die Farben ſämmtlicher Gemälde, ohne dem Einen mit beſondrer Liebe anzuhängen, oder ſich dem Andern voll Haß entgegenzuſtemmen. Nur zuletzt regt ſich der Patrizier aus Bern, und da redet er denn einer Adelsherrſchaft in Republiken das Wort.

Jetzt muß ich Ihnen den Namen eines gar übel berüchtigten Mannes nennen, denn ich darf Sie ſeiner nähern Bekanntſchaft nicht entheben. Ich meine Herrn Johann Chriſtoph Gottſched, weiland Decemvir der Univerſität Leipzig, der philoſophiſchen Facultät und des Fürſtencollegiums Senior, Profeſſor der Philoſophie, Dichtkunſt, Logik

und Metaphysik, wie auch vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied ꝛc. ꝛc.

Sein Vater war Prediger zu Judithenkirch in Preußen, wo unser Held Anno 1700 das Licht erblickte, den wir vierzehn Jahre später bereits als Studenten in Königsberg finden. Gottsched sollte Theologe werden, allein er glaubte — wahrscheinlich blos durch ein Mißverständniß — die innre Stimme triebe ihn zur Philosophie und zu den schönen Wissenschaften. Im Jahre 1723 wurde er Magister, und da er inzwischen die Länge einer Hopfenstange erreicht hatte, so fürchtete er, Friedrich Wilhelm I. möchte ein Gelüsten bekommen, ihn unter die Grenadiere zu stecken. Er drückte sich deshalb, und ging in aller Stille nach Leipzig. Hier wurde er Erzieher im Hause des Professors Burchard Mencke, den wir aus Günther's Leben kennen, und hielt nebenbei ästhetische Vorlesungen. Darin schleuderte er Donnerkeile auf Hoffmannswaldau und Lohenstein, er stellte ihnen die klassischen Dichter gegenüber, oder vielmehr deren Geschmackserben, wofür er die Franzosen erklärte. Gottsched stand nun an der Spitze der „deutschen Gesellschaft", er gründete die „Gesellschaft der freien Künste", und gab einige Bücher über Rede- und Dichtkunst heraus. Dieselben waren nicht ohne Verdienst, denn sie eiferten mit Wort und That sowohl wider den Schwulst, als wider die Ausländerei im deutschen Styl. Schon glänzte ein leichter Nimbus um das Haupt des großen Mannes, der trotz seiner Größe nicht preußischer Grenadier werden mochte.

Jetzt unternahm er eine Erholungsreise, die ihn über Wittenberg, Berlin und Königsberg nach Danzig führte. Am letztern Orte lernte er (1729) Fräulein Luise Adel-

gunde Victorie Kulmus kennen, die Tochter eines geachteten Arztes. Die freundlichen Zuhörerinnen würden vollkommen berechtigt sein, mich der Parteilichkeit zu zeihen, wenn ich nicht ausführlicher von dieser Dame erzählte, welche in Deutschland zuerst furchtlos auf die Bühne der Literatur hinaustrat. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; Wissenschaften und Sprachen waren ihr geläufig; sie besaß Talent für Poesie und Musik. Mit größtem Interesse las sie umfangreiche Werke über Dichtkunst oder Beredsamkeit, und selbst das Studium der Philosophie blieb ihr nicht fremd.

Als Gottsched sie in Danzig sah, war sie ein bleiches, schlankes Mädchen von sechszehn Jahren, aber einer so vielseitigen Bildung konnten sich damals wohl wenige Frauen im deutschen Lande rühmen. Sie erregte Gottsched's Theilnahme, und auch ihr blieb der gelehrte Mann nicht gleichgültig. Victoriens Eltern bewilligten, daß sie Briefe mit ihm wechseln durfte, und nachdem er seine Ankunft zu Leipzig gemeldet, antwortete sie: „Wer weiß, ob nicht das Zeichen ihres Schiffs — (es hieß: „die Hoffnung") — von glücklicher Vorbedeutung gewesen ist? Lassen Sie uns der Vorsicht trauen, die unsere Bekanntschaft selbst gefüget hat; ist es ihr Wille, so wird die reinste und zärtlichste Freundschaft durch sie beglücket werden. Ihr Segen ruhet auf den Tugendhaften. Lassen Sie uns tugendhaft sein: so haben wir einen Anspruch auf ihre Hülfe. Erzeiget sie uns dieselbe später, als wir wünschen: so ist es Prüfung, die wir verehren wollen."

Auf solche Weise entstand ein Verhältniß zwischen beiden, aus dem bald wahrhafte Zuneigung sproßte. Leiden-

schaftlich war das Paar freilich nicht, denn Victorie schreibt immer nur von ihrer Hochschätzung und Verehrung, und Gottsched erklärte die Liebe, welche er ihr darbot, geradezu für eine „philosophische". Derselbe war nach seiner Rückkehr (1730) „Professor extraordinarius" geworden, und als Dr. Kulmus starb, schickte er Victorien nicht blos tröstende Briefe, sondern bewarb sich auch um ihre Hand. Sie antwortete: „Hochzuehrender Herr! Die vortheilhafte Meynung, so Sie von mir gefaßt, hat ungemein viel schmeichelhaftes für mich, und Ihre Wahl macht mir Ehre. Wie glücklich wäre ich, wenn mich meine Verdienste darzu berechtigten. Ihr Beyfall macht meinen einzigen Werth aus, und ich würde stolz da; .uf, wenn ich nicht von meiner eigenen Ueberzeugung gedemüthigt würde. Eins bitte ich Sie H. H. lassen Sie meine Trauer ungestört zu Ende gehen, ehe ich an vergnügte Tage gedenke. Ich rechne mir es zur Pflicht, gegen meinen Vater auch im Tode die Ehrfurcht nicht zu mindern, die ich ihm im Leben schuldig war; und ich kann die Trauer meines Herzens eben so wenig verkürzen, als es der Wohlstand erlaubt, die Farbe der Kleider zu verändern. Erlauben Sie mir immer, eine Freude, zu welcher der Verstorbene mir großentheils selbst geholfen, so lange auszusetzen, bis die Zeit meinen Schmerz besiegt und mir gestattet, dieselbe mit der Traurigkeit über meinen Verlust zu verwechseln. Es ist dieser Aufschub das geringste Opfer, welches ich dem Andenken meines Vaters schuldig bin."

Im Januar 1732 empfing Victorie Gottsched's Portrait, wogegen er um das ihre bat, das er aber nicht erhielt. Nun kam ein zärtlich klagendes Gedicht von dem Herrn

Professor, und ich kann die Lust nicht unterdrücken, dasselbe, als Probe Gottschedischer Liebespoesie, hier mitzutheilen:

„Ein Jahr ist hin, o Schönste! daß mein Bild
Sich schon bey dir zum Opfer eingefunden:
Doch ist mein Wunsch nach deinem nicht erfüllt;
So sehr seitdem die Herzen sich verbunden.

Erfreue mich, dafern du lieben kannst,
Und laß dein Herz durch keinen Einwurf stören.
Ja, wo du mich nicht aus der Brust verbannst:
So laß dein Bild mich deine Neigung lehren.

Der edle Geist, der deine Stirn erhebt,
Der helle Blitz aus deinen klugen Blicken,
Wird deinen Freund, der nur durch dich noch lebt,
In manchem Gram, an deiner statt, erquicken.

Victoria! Mein Leben, Herz und Licht!
Flieh ich umsonst um deinen bloßen Schatten;
So schmäuchle mir mit deiner Liebe nicht:
Wie schwer wird sich das Wesen selber gatten?"

Die bescheidene Braut erwiederte auf diese Verse: „Warum ich Ihnen mein Bild noch nicht geschickt? Sie sollen es gleich hören. Ich schrieb Ihnen zwar neulich, daß sich mein Gesicht in nichts verändert hätte, aber dazumal, da redete die Eitelkeit, jetzt sollen Sie ein aufrichtiger Bekenntniß lesen; ich habe mein armes Gesicht noch keinem Maler in dem Zustande zeigen wollen, worein es durch die lange Trennung von meinem Freund gesetzet worden. Der größte Künstler möchte in seinem Colorit die Farben nicht finden, welche die Traurigkeit und der Gram in die Farben meines Gesichtes gemischet haben. Haben Sie nur eine kurze Geduld. Die Hoffnung, Sie bald und vergnügt zu sehen,

wird mein ganzes Gemüth aufheitern, und einen ſtarken Einfluß in meine Züge haben. Aller Gram wird verſchwinden, Freude und Zufriedenheit werden Sie aus meinen Augen leſen, und in dieſer Verfaſſung will ich Ihnen mein Bild ſchicken. Es ſoll der ſtumme Redner meiner Empfindungen ſein."

Die Verwandten unterſagten ihr den häufigen Briefwechſel mit Gottſched; ſie fühlte ſich ſehr unglücklich darüber, und Gottſched ſchrieb am 31. Jenner 1733:

„So willſt du mir hinfort noch ſeltner ſchreiben?
Victoria! Mein Leben, Herz und Licht!
Soll mir dein Kiel die Antwort ſchuldig bleiben?
Ach! ſtrafe mich doch ſo empfindlich nicht!
Was hab' ich denn verſehen und verbrochen?
Verdammſt du mich, ohn alle Miſſethat?
Ach ja! mir iſt mein Urtheil ſchon geſprochen,
Bevor man mir einmal die Schuld genennet hat."

In dieſem Styl geht es noch lange fort, und Victorie empfing tief betrübt das poetiſche Sendſchreiben. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er ihr gepreßtes Herz durch ſeine Anklagen noch mehr niederdrücke. „Was würden Sie von einer Perſon halten" — fragte ſie ihn — „die in dem Hauſe ihrer Mutter ſich derſelben widerſpenſtig erzeigte, und dieſer nicht ihren ganzen Willen aufopferte? Würden Sie nicht vermuthen, daß dieſe Perſon in Zukunft auch eine widerſpenſtige Frau ſein würde?" Sie gab ihm neue Verſprechungen ihrer Treue, und der Briefwechſel verlor nun zwar an Lebhaftigkeit, aber nichts von ſeinem innigen Ton. Ein Jahr ſpäter ſendete Victorie ihrem Freunde auch das längſtbegehrte Bild, mit folgenden hübſchen Zeilen:

„Blickt Treu und Zärtlichkeit hier nicht aus allen Zügen·
Der einz'ge Werth, der mich dir einst empfahl —
So strafe die Copey nur Lügen,
Und glaube dem Original."

Fortdauernd stellten sich der Vermählung Hindernisse in den Weg; der Krieg brach aus, die Correspondenz war gestört, man erbrach die Briefe. Im April 1734 wurde Victorie und ihre Schwestern von den Masern befallen, und als sie auf dem Krankenbette lagen, kam die Nachricht, der Generalfeldmarschall Münnich habe schweres Geschütz erhalten und wolle Danzig bombardiren. Es war nicht rathsam, im Hause zu bleiben, deshalb bezog die Familie eine kleine Schifferwohnung, welche nahe bei den holländischen Fahrzeugen lag, die von den Kugeln verschont werden sollten. Die alte Kulmus war inzwischen auch sehr krank geworden, man mußte sie in einer Sänfte nach dem Asyl tragen. Am 10. Mai starb die Mutter, und Victorie, von den Krallen des Fiebers umspannt, rang in Bewußtlosigkeit mit dem Tode. Da strahlte die Erinnerung an den fernen Freund durch den Schleier der Phantasien, und rüttelte sie empor. Unter heißen Thränen bat sie Gott, er möge ihm wieder eine Braut zuführen, die ihn so zärtlich liebte, wie sie, und die alle Glücksgüter besäße, welche ihr mangelten. Sie hatte einen Ring, den sie zum Andenken ihrer Liebe an Gottsched senden wollte, darum rief sie ihren Bruder an's Lager, und übergab ihm den Auftrag als letzte Bitte einer sterbenden Schwester. Dann nahm sie Abschied von Allen, betete, und sank in den Todeskampf zurück.

Ein Aderlaß weckte die ohnmächtige Victorie, und sie fand, wenn auch langsam, ihre Genesung wieder. Aber

noch immer war es unmöglich, sich dem Freunde zu verbinden, den sie so lange nicht gesehn. Mehr Trübsal und Beängstigung hatten beide in der Zwischenzeit erlebt, als Lust und Freude, doch das sinnige Mädchen wußte für alles ein gutes oder kluges Wort, und sie verloren die Ausdauer nicht. Endlich, im Frühjahr 1735, kam Gottsched nach Danzig, um seine Hochzeit zu feiern. Der Herr Professor konnte sich eines gewissen bangen Gefühls nicht erwehren; er besorgte, Victorie werde in Leid und Kummer früh gealtert haben, jedoch anders erfüllte es sich. Ein farbloses Kind von sechszehn Jahren hatte er verlassen, und eine leuchtende Jungfrau von zwei und zwanzig fand er jetzt. Wohl einen Kopf war sie seitdem gewachsen, das große braune Auge blitzte geistvoller, die Stirn hatte sich schöner gewölbt. Was aber ihrer Erscheinung ganz besondern Reiz gab, war die Fülle von Glück, die wie ein Rosenhauch aus der Seele über ihr Antlitz zog. Nach sechsjährigem Harren, war ja nun der Mann, den sie so hoch verehrte, wiedergekommen, und führte sie als seine Gattin nach Leipzig fort.

Gottsched hatte unterdeß eine ordentliche Professur erlangt, und es sammelte sich eine vollständige Schule um ihn, den gravitätischen Meister. Sie werden mir erlassen, Ihnen die Bestrebungen des letztern weitläuftig zu entwickeln, denn Sie wissen: sein Name ist bezeichnend geworden für Einseitigkeit, die sich mit Aufgeblasenheit paart, für Ungeschmack, dem sich die pomphafte Phrase verbindet. Er glaubte fest, in ihm sei der deutschen Sprache und Philosophie, der deutschen Bühne und Dichtkunst ein Reformator erschienen, doch eigentlich war er nur ein mit Gelehrsamkeit

vollgepropfter Pedant, der von der frischen, freien Poesie seines Volkes keine Ahnung hatte. Soll ich Ihnen sein ganzes Sündenregister vorrechnen? Das ist nicht leicht, denn wer kann alle Blumen zählen, die ein Mensch todttritt, welcher auf den Beeten herumstampft, zumal wenn er so große, plumpe Füße besitzt, wie Gottsched. Deshalb mögen Sie sich mit seinen Kardinalvergehungen begnügen.

Er arbeitete darauf hin, den deutschen Volkshumor zu vernichten, und verfolgte zunächst dessen lustigen Wortführer Hanswurst. Dieser buntlappige Gesell war noch immer stehende Figur in der Komödie; es gab nichts, woran sich sein Witz nicht rieb, und ihm war vieles zu sagen erlaubt, was andre Leute nie über die Lippe bringen durften. Das sei wider den guten Geschmack — meinte Gottsched, der in der Schauspieldirektrice Friederike Karoline Neuberin eine Verbündete gefunden hatte. Sie war die Tochter eines Advokaten, wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Zwickau geboren, und ihre Neigung führte sie frühzeitig zur Bühne. Bald bildete sie sich selbst eine Truppe, reiste mit derselben von Stadt zu Stadt, und war nicht blos Direktor, Regisseur und Kassirer in Einer Person, sondern auch die Lehrmeisterin ihrer Mitglieder. Der empfängliche Geist dieser Frau ordnete alles, ihre Gesellschaft zeichnete sich rühmlich aus, und legte den Grund zu der Entwicklung dramatischer Kunst in Deutschland. Durch Gottsched aufgeregt, schrieb sie ein Vorspiel, worin Harlekin, der alte Freund des Volkes, in einem förmlichen Auto da fé abgethan wurde, und ließ dasselbe 1737 zu Leipzig darstellen. Seitdem war er todt, die Akteurs pochten auf ihren Künstlerstolz, und wollten den Lustigmacher nicht

mehr ſpielen. Leſſing meinte, ſeine Verbannung ſei die größte Hanswurſtiade geweſen, und Juſtus Möſer hat durch das Buch: „Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen", die Ehre des armen Hanswurſt vollſtändig gerettet.

Franzöſiſcher Pathos, auf hohen Stelzen gehend, war es, wodurch Gottſched die entſtandene Lücke auszufüllen ſuchte. Fontenelle's „Endymion" überſetzte er; ſeine „teutſche Schaubühne" brachte großentheils ſteife Uebertragungen aus Frankreich, und wenn ſein Trauerſpiel: „der ſterbende Cato" lauten Beifall fand, ſo konnte nur Gottſched's gemachter Ruhm ſolchen Erfolg erzwingen, denn das Stück iſt die leibhaftige Unnatur, mit Schminke und Flittern angethan. Ohne Leben, ohne Geiſt ſchreiten die Geſtalten daher, ſie haben Worte, aber kein Herz, und ſprechen ihre öden Floskeln in breiten Alexandrinern aus. Dieſe Versart graſſirte nun ſeit einem vollen Jahrhundert in Deutſchland, und jenes Zeitalter iſt deshalb ſcherzhaft „das alexandriniſche" genannt worden. Wenn die kurzen, leichten Reimzeilen des Hans Sachs Nachtheile übten, ſo waren die Alexandriner geradezu ein Unglück für unſere Poeſie. Sie entfremdeten dieſelbe dem Volke, ſie konnten nicht geſungen werden, ſondern blieben ausſchließliches Eigenthum der Stubengelehrſamkeit. Ihre platte Waſſerfluth wogte her und hin, Geiſtesarmuth verhüllend und der leeren Phraſe eine willkommne Zuflucht bietend. Die dünnen, eingeknickten Alexandriner waren ganz zu Bücklingen geeignet, ihnen verdanken wir eine Maſſe höfiſcher Gelegenheitsgedichte; ſie hatten manchen Poeten zur niedrigen Schmeichelei verleitet, hatten die Dichtkunſt unfrei gemacht. Sollte

die letztere wieder gesund werden, dann mußte durchaus der alexandrinische Bandwurm hinweg, und alle Mittel blieben fruchtlos, so lange Gottsched das Ruder führte, denn er war der Kopf des Bandwurms.

Nun wurde ihm also der Krieg erklärt. Bodmer und Breitinger, zwei kernige Schweizer, eröffneten den Feldzug dadurch, daß sie eine Geschmackslehre verkündeten, die der seinigen gerade entgegenstand. Der Professor lächelte; unnahbar saß er in Leipzig, anbetend umgaben ihn die Jünger, sie streuten ihm Weihrauch, und auf seinen Professor Schwabe, Doktor Triller und dergleichen Leute gestützt, glaubte Gottsched, die Zwerge bemitleiden zu können, die seinen Olympos stürmen wollten. Mit stolzer Höflichkeit suchte er ihre Angriffe in der Zeitschrift: „die vernünftigen Tadlerinnen" zurückzuweisen, doch die Gegner waren keineswegs so schwach, wie er in dünkelhafter Verblendung sich vorspiegelte. Die Schweizer führten einen dreißigjährigen Krieg wider ihn; wer zur schönen Literatur gehörte, mußte Partei nehmen, Jeder war „Gottschedianer" oder „Bodmerianer", „Leipziger" oder „Schweizer". Die letzteren deckten in streitlustigen Schriften alle Blößen des Meisters und seiner armseligen Schule auf, und wenn sich oft Bitterkeit einmischte, wenn im Kampfe des einzelnen Guten nicht gedacht wurde, das Gottsched geleistet hatte, so darf man darüber niemand Vorwürfe machen. Er war einmal der Sündenbock des literarischen Zeitalters, und nur aus seinem Sturze konnte eine schönre und bessre Zukunft erstehn.

In all diesen Bedrängungen hatte er eine gar treue Stütze an seiner Gattin. Sie half ihm bei den schriftstelle-

rischen Arbeiten, übersetzte englische und französische Werke, war eine gute Lateinerin und lernte sogar Griechisch. Jedenfalls besaß sie mehr Verstand und Witz, als der Herr Professor, und wußte die Sprache leichter zu handhaben. Das beweisen besonders ihre Lustspiele: „die Pietisterei im Fischbeinrocke, oder die doktormäßige Frau", „die Hausmamsell" u. a. m. Zwar entbehren diese Stücke der echtkomischen Kraft, aber es wohnt eine frische Charakterzeichnung und ein zwangloser Dialog darin. Weniger Gutes läßt sich von dem Trauerspiel „Panthea" sagen, das auch in Alexandrinern geschrieben ist, und 1751 zu Wien aufgeführt wurde. Trotz alles moralischen Apparates erscheint es matt; das Gemüth der Verfasserin vermag nicht, ihrer Phantasie emporzuhelfen.

Victorie war wirklich gelehrt. Sie las den Herodot, Homer, Longin, Plutarch und Lucian. Dabei blieb sie stets eine sorgsam thätige Hausfrau, ihre Sanftmuth und Bescheidenheit wurden niemals vom Bücherstaube unterdrückt, und standhaft lehnte sie die Aufnahme in die „deutsche Gesellschaft" ab. Unwandelbar hing sie an Gottsched; die Worte:

„Für eine Gattin ist die beste Todesstunde
Die, wenn ihr Gatte stirbt!"

waren recht aus dem Herzen der seltnen Frau geklungen, und sie äußerte oft, daß sie Gottsched's Tod nicht überleben würde. Der Tod rief sie auch früher ab, als ihn. Von rastloser Emsigkeit aufgerieben, starb sie am 26. Juni 1762, noch nicht funfzig Jahre alt.

Inzwischen dauerten die Kämpfe lebhaft fort, und man möge ja nicht glauben, Gottsched habe so ohne Weiteres

das Schlachtfeld geräumt. Im Gegentheil, er blähte sich immer stolzer, denn sein Name diente ihm als Medusenschild wider die Anfechtungen kaum bekannter Feinde, und sogar Klopstock's Messiade, die in Deutschland wie eine neue Bibel empfangen wurde, wagte er tief herabzuwürdigen. Die Gegner gewannen indeß immer größre Macht; zu den beiden Schweizern gesellten sich viele andere Streiter. Selbst die Neuberin empörte sich gegen ihren Herrn und Meister, brachte ihn in einem Possenspiel auf die Bühne und machte ihn lächerlich. Bodmer gab, um dem deutschen Volke seinen Reichthum zu zeigen, die schwäbischen Minnesänger, den Parcival und das Nibelungenlied heraus; Liscov und Rost geißelten Gottsched mit Spottschriften, und Rabener meinte: „man dürfe den Namen Gottes nicht mißbrauchen, deshalb nenne er den Mann kurzweg: Sched."

Auch Lessing entwarf den Plan zu einer Satyre auf ihn, deren Inhalt etwa folgender sein sollte: Gottsched ist höchst erbittert, daß Klopstock so viele Engel und Seraphe in die Welt gesetzt hat, die ihn, sammt seiner Poesie, vertreiben wollen. Er reitet also aus, wie ein fahrender Ritter gerüstet, und Doktor Schwabe, als Schildknappe, begleitet ihn. Sie beabsichtigen, jene Mißgeburten umzubringen, stoßen dabei auf komische Abenteuer, und erreichen endlich Langensalza. Dort wird eben das Gregoriusfest gefeiert, Gottsched hält die als Engel verkleideten Kinder für Klopstockische Cherubim, und greift sie mit Lanze und Schwert an. Dadurch kommt die ganze Stadt in Aufruhr, man sperrt den modernen Don Quixote, nebst seinem Sancho Pansa ein, und sie sollen hingerichtet werden. Da

führt ihr Glückstern den braven Klopstock herbei, der sein, Cousine Fanny besuchen will; er hört von der Geschichte und auf seine Fürbitte giebt man die Gefangenen los. — Es kamen sonst noch sehr heitere Scenen vor. So finden die Stegreifsritter in einem Dorfe wandernde Komödianten, und Gottsched fragt sie:

— Gebt ihr auch meinen sterbenden Cato?

— Ja wohl! antworten sie. Das ist, nächst Karl XII. und Hanswurst XIII. unser Hauptstück, wenn wir vor Leuten von Geschmack spielen. Aber jetzt haben wir eine Lücke im Personal, denn der Possenreißer, der die „Porcia" gab, ist leider gestorben, und unser neuer Hanswurst hat diese Rolle noch nicht gelernt.

— Das soll die Darstellung nicht stören! ruft der Professor. Ich selbst werde als Porcia auftreten.

Seine große, dicke Figur wird also in Frauenkleider gesteckt, er tritt auf die Bretter, und deklamirt, dem Geliebten gegenüber, Porcia's zärtliche Worte:

„Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein;
Je mehr ich nach dir seh', je stärker muß sie sein.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen,
So nimm die Antwort an: ich kann dich gar nicht hassen."

Obgleich Gottsched von allen Seiten bekämpft wurde, obgleich er selbst die Widersinnigkeit seiner „Redekunst" (1735) durch seine „Reden" (1749) und die Hirnlosigkeit seiner „Kritischen Dichtkunst" (1730) durch das jämmerliche Reimgeklingel der „Gedichte" (1736) hinreichend bewies, so behielt er trotzdem noch immer einen gewissen Ruhm. Derselbe lockte sogar Friedrich den Großen, als er 1753 nach Leipzig kam, des vielbesprochenen Mannes Be-

kanntſchaft zu machen. Gottſched ſchwatzte eine ſolche Maſſe von plumpem und pedantiſchem Zeuge durcheinander, daß er dem Könige ganz mißfiel. Mitunter war er aber doch ziemlich verſtändig, und bot dem Monarchen die Stirn. Dieſer räſonnirte, wie gewöhnlich, auf die deutſche Sprache.

— Die verdammten Conſonanten! ſagte er. Mir thun jedesmal die Ohren weh, wenn ich ſo einen echt deutſchen Namen höre. Da ſind lauter Kah und Peh — — Knar, Knir, Klor, Klotz! Sein eigner Name — Gottſched! Wie das klingt! Fünf Conſonanten ...t...t...ſ...c...h — ttſch! — ttſch! Was für ein Ton! Genug, die deutſche Sprache iſt einmal unbehülflich, und was ſanft und ſchön iſt, kann ſie nicht ſo angenehm ausdrücken, wie andre Sprachen.

Friedrich der Große hatte alles hart betont, und Gottſched erwiederte:

— Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung! Die ſchönſte und ſanfteſte Leidenſchaft der Menſchen nennen wir Deutſche: „Liebe", die Franzoſen: „Amuhr!"

Auch Gottſched legte nun den ganzen Ton ſeiner rauhen, gellenden Stimme auf „Amuhr", und jeder Anweſende ſchrak zuſammen, als das Wort von ſeinen breiten Lippen ſcholl.

Damals lernte er zugleich den engliſchen Geſandten Michel kennen, und der Profeſſor ſchimpfte in deſſen Gegenwart weidlich auf Shakeſpeare, weil er alle Gebote des Ariſtoteles übertreten habe. Der Brite meinte, dergleichen Vorſchriften veralteten doch auch mit der Zeit; ein Stück

könne z. B. eben so gut sieben als fünf Akte enthalten, wenn es nicht anders einzurichten sei.

— Aber, Ew. Excellenz, bedenken Sie doch! rief Gottsched. Aristoteles giebt die Regel.

— Aber, lieber Herr Professor! entgegnete Mitchel ruhig. Setzen Sie einmal den Fall, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen, und hätte die Lehre hinterlassen: zu Rock, Weste und Hosen dürfe man nicht mehr als fünf Ellen Tuch gebrauchen. Nun sind Sie ein großer, starker Mann, und wenn Sie aus fünf Ellen nur Rock und Weste bekämen, möchten Sie wohl, dem Aristoteles zu Gefallen, zeitlebens ohne Beinkleider gehn? —

Gottsched sank am Ende ganz zu einer literarischen Vogelscheuche herab, und sein Einfluß war längst vernichtet, als er am 12. September 1766 starb. — Ich aber muß die Damen tausendmal um Verzeihung bitten, daß ich sie durch meinen allzuausführlichen Bericht über diesen Mann gelangweilt habe. Einmal ist es eine alte Vorliebe von mir, mich mit Monstrositäten zu beschäftigen, und dann wollte ich Ihnen auch zeigen, wie das deutsche Volk seine Poesie wiedergewann, die ihm gelehrte Perrücken schmählicher Weise gestohlen hatten. Mit Gottsched's Niederlage beginnt eine neue Aera für die Geschichte unsrer Dichtkunst, darum wollen wir die Fortsetzung der Vorträge bis zur nächsten Zusammenkunft aufschieben.

* * *

So schloß Roderich, und entfernte sich dann aus dem Zimmer. Bruno mit Louise und Emilie hatten sich schon

früher fortgeschlichen, auch Herr von Rosen, Adele, der Professor Mylius und einige Andere waren ihnen gefolgt. Die Domainenräthin schien völlig unaufmerksam, und sorgte nur, daß die Unterhaltung der Zurückgebliebenen nicht zu stocken anfing. Ein Stündchen mochte so verflossen sein, als die Flügelthüren des Saals sich öffneten. In demselben war eine zierliche Schaubühne errichtet; nahe bei der Courtine befand sich ein blumenbekränzter Ehrenplatz, zu welchem das Geburtstagskind geführt wurde; dahinter standen Sesselreihen für die Gäste. Nachdem sich Alle placirt hatten, vernahm man, von unsichtbarem Orchester gespielt, eine Beethoven'sche Symphonie, und kaum waren ihre letzten Töne verklungen, da rauschte der Vorhang auf. Ein lautes Ach! des freudigsten Erstaunens flog durch die Versammlung, denn ein lebendes Bild, im wunderbaren Zauber der Formen, Farben und Lichter, zeigte sich.

Die jungen Leute hatten den hübschen Plan entworfen, zum heutigen Feste einen Cyklus von Gemälden aus ihren poesiegeschichtlichen Unterhaltungen darzustellen, und das erste Tableau entrollte nun den Sängerkrieg auf Wartburg. Auf beiden Seiten standen die Minnesänger mit ihren Harfen; rechts im Vordergrunde sah man Stempfel, den Henker von Eisenach, am blutrothen Mantel und breiten Richtschwert erkennbar. Er schien sein Opfer, Heinrich von Ofterdingen, verfolgen zu wollen, doch dieser hatte sich nach der Estrade hinaufgeflüchtet, und beugte sein Knie vor der Landgräfin Sophie-Adele, die in liebevoller Angst den blauen Mantel schützend über ihn ausbreitete. Ferner Harfenton begleitete dies mährchenhaft schöne Bild.

Die zweite Darstellung führte in den Mainzer Dom

und zeigte Frauenlob's Begräbniß. Man hatte eine Menge blühender Mädchen zusammengebracht, und sie durch anmuthige Gruppirung zum reizendsten Gemälde verbunden. Ein Chor aus Mozart's Requiem hallte, mit feierlich ernsten Klängen, weit aus der Ferne herüber.

Im nächsten Tableau erschien eine Meisterschule. Da saßen sie rings umher, die ehrenvesten Bürgersmänner von Nürnberg; in der Mitte aber stand Hans Sachs, durch Herrn von Rosen portraitähnlich dargestellt. Er war mit grün und goldnem Lorbeerkranz geschmückt, und schien eben einen frommen Meistergesang vorzutragen, dem alle Merker, Dichter und Gesellen unverwandt lauschten.

Hierauf folgte eine Scene aus Paul Flemming's Leben, nämlich der Augenblick, wo Niehusen ihm den kaiserlichen Ehrenkranz aufsetzt. Zur Rechten sah man den Dichter und Anna in schöner Gruppe. Sie, ganz voll Seligkeit, hing an den Augen des Geliebten; er aber, durch seinen Traum erschreckt, wendete den Blick zärtlich und wehmüthig nach ihr hin, und neigte fast widerstrebend das Haupt, um den Lorbeer zu empfangen. Die Mitte nahm der ehrwürdige Kaufherr ein, welchen der Professor Mylius vortrefflich repräsentirte, während zur Linken sich Elisabeth, die reizende Braut, an ihren Grahmann schmiegte. Ein Chor aus Schiller's „Macht des Gesanges", von Romberg componirt, wurde hinter der Scene gesungen, und dies Bild machte, vermöge seiner Lebensfrische, einen besondern Eindruck auf die Zuschauer. Flemming-Roderich und Anna-Emilie paßten eben so ausgezeichnet zu ihren Rollen, als Grahmann-Bruno und Elisabeth-Louise, wodurch denn das Ganze den Reiz unmittelbarer Wahrheit empfing. Wäh-

rend die Gruppen sich ordneten, drückte Adele ihrem Gemahl leise den Arm, um ihn aufmerksam zu machen, und auch Herr von Rosen fühlte beim Anschauen der beiden Paare eine freudige Ahnung in seiner Brust.

Christian Günther hatte man gleichfalls vorführen wollen, doch war dies Tableau durch plötzliches Unwohlsein einer jungen Dame gestört worden. Deshalb folgte nun, nach der erforderlichen, durch Musik ausgefüllten Pause, ein heiteres Nachspiel, von Roderich zu diesem Zweck gedichtet. Der Held desselben war Gottsched, den der große, wohlbeleibte Hausarzt und Hausfreund, Dr. Erbach, mit vielem Humor spielte. Er überredet Frau Neuberin, den Hanswurst zu begraben, wozu sich diese auch willig finden läßt. Adele von Rosen gab die Schauspieldirektrice, und sie sah mit gepudertem Kopf, hohem Aufsatz, Reifrock und Hackenschuhen nicht blos allerliebst aus, sondern wußte auch den hübschen Versen dramatisches Leben einzuhauchen. Nachdem das Komplott geschmiedet ist, erscheint eine göttliche Gestalt, die deutsche Volkspoesie, und nimmt den armen, bedrohten Hanswurst in ihren Schutz. Der letztere, in dessen Worten mannigfache Anspielungen auf Zeitverhältnisse vorkamen, befand sich ebenfalls in guten Händen; ein gewandter junger Mann hatte die Rolle übernommen. Als die Exekution vollstreckt werden soll, setzt Harlekin sich zur Wehre, die Neuberin kann ihn nicht zwingen, bis endlich Gottsched, der riesenhafte Professor, ihr zu Hülfe eilt. Allein die Schutzgöttin wacht; Gottsched kennt das Terrain nicht, tritt auf eine Bühnenversenkung, und geht unter, trotz allem Sträuben und Geschrei. Nun verwandelt sich Hanswurst in eine hochtheatralische Person; er setzt sich eine

Krone auf, nimmt ein Scepter in die Hand, und iſt geret-tet. Der Vorhang fällt.

Aber noch einmal ſtieg derſelbe empor; man ſah ein friſches, ſonnenhelles Thal, die deutſche Volkspoeſie trat wieder auf. Emilie war es, der dieſe Rolle zugetheilt wor-den, und mit melodiſcher Stimme wendete ſie ſich an die geliebte Mutter. In einem ſchönen, von Bruno verfaßten Epilog, dankte ſie ihr für die gaſtliche Weiſe, mit der ſie der Dichtkunſt ſtets ihr Haus geöffnet, und verhieß dafür dem Geburtstagskinde ein langes, durch poetiſche Kränze ge-ſchmücktes Daſein. Die innigſte Rührung hatte ſich in Emiliens Ton gemiſcht; dies gab der Scene eine eigne Feierlichkeit. Als der Epilog zu Ende war, ſchlüpften aus allen Gebüſchen der Landſchaft kleine Genien hervor, und ſchlangen friſche Blumengewinde um die Domainenräthin, über deren Wange manche Freudenthräne floß.

Jener Geburtstagsabend war für unſre Bekannten ein recht heller Stern geweſen, doch nur deſto ſchmerzlicher em-pfanden ſie die trübe Dunkelheit, welche darauf folgte. Ehe noch die nächſte Verſammlung ſtattgefunden, hielt in tiefer Nacht eine Reiſechaiſe vor der Horſtbergiſchen Wohnung. Bruno hatte nämlich Mittags die Ordre bekommen, als Kabinetskourier nach Paris abzugehn, und Roderich wollte ihn begleiten. In demſelben Zimmer, wo man ſonſt den literariſchen Vorträgen gelauſcht, brannte jetzt nur eine ein-zige Aſtrallampe, und ein Kaffeetiſch war dort bereitet. An dieſem ſaßen die Domainenräthin, Bruno und Roderich,

indeß die beiden Mädchen, mit dunklen Morgenüberröcken angethan, vorsorglich noch manche Reisebedürfnisse herbeiholten. Draußen raste eine grausige Februarnacht mit Sturm und Schneetreiben; auch im Gemache war es kalt, und sämmtliche Anwesende fühlten ein unheimliches Frösteln. Schon stieß der Postillon, der seine Pferde bei dem Höllenwetter nicht länger mochte stehen lassen, zum dritten Male in's Horn; man mußte an's Abschiednehmen gehn. Nach einiger Zeit schritten die Reisegefährten durch den Hausflur; oben öffneten die Schwestern, trotz der wirbelnden Flocken, ein Fenster, und winkten mit feuchten Augen hinab, während der Bediente Bruno und Roderich mit der Laterne zum Wagen leuchtete. Kaum waren sie darin, so knallte der Postillon, und fast lautlos flog die Chaise über den weißen Schnee.

Die Fahrt ging sehr eilig von statten, unsere Reisenden stiegen kaum aus, und erst in Mannheim, wo sie auf den Abgang des Eisenbahnzuges warten mußten, fanden sie Muße, einen Brief in die Heimath zu schreiben. Es war eben der gewohnte Gesellschaftstag bei der Domainenräthin, als der Postbote ihr das Schreiben brachte, und nun herrschte zum ersten Male wieder eine gewisse Munterkeit im Hause. Seit Bruno's und Roderich's Abreise hatte eine düstere Stille die sonst so lebhaften Räume erfüllt; auch die poesiegeschichtlichen Unterhaltungen waren verstummt. Zwar fanden sich die bekannten Gäste noch regelmäßig ein, aber Herr von Rosen schützte die Wucht seiner Geschäfte vor, als man ihn zur Fortsetzung aufforderte, und man fühlte wohl, mit den beiden jungen Männern sei der belebende Mittelpunkt hinweg. — Heute begann die liebenswürdige

Wirthin: Herrn Roderich's Schreiben enthält eine Stelle, die nicht mir allein, sondern Allen angehört, die sich zu unserm Cirkel bekennen, und ich will mir deshalb erlauben, Ihnen dieselbe vorzulesen. Sie lautet:

„— Es läßt sich nicht sagen, mit welchen Empfindungen ich am vergangenen Freitag Ihres gastlichen Hauses gedachte. Während wir, bei einem wahrhaft chaotischen Unwetter, auf der schlechten Chaussee fortrasselten, zählte ich die Stunden, und dachte immer: jetzt geschieht dort dies und das ... jetzt wird die Theemaschine angezündet ... jetzt tritt Frau von Rosen ein, u. s. w., u. s. w. — O, könnte ich doch in dem anmuthigen Kreise sitzen und weiter erzählen von den Göttern und Helden deutscher Dichtkunst. Alles war so schön im Gange, und wir würden nun das große geistige Leben und Weben in seiner vollsten Pracht gesehn haben. Vielleicht ist es aber recht gut, daß ich fern bin, denn ich wäre ja doch nicht im Stande gewesen, dies mächtige Wogen der Geister zur klaren Anschauung zu bringen. Der kurze Zeitraum eines einzigen Menschenalters (1724—1759) gab der deutschen Literatur eine Schaar von Männern, wie sie kein andres Volk der Erde aufzählen kann. Kant, Klopstock, Lessing, Mendelssohn, Wieland, Herder, Bürger, Goethe, Voß und Schiller wurden in dieser Spanne Zeit geboren, der andern Tüchtigen gar nicht zu gedenken. — Wie viel hätte ich Ihnen von meinem Liebling, von dem unvergleichlichen Lessing, zu erzählen! Wie viel von dem Göttinger Hainbund und vom neuen Artushof zu Weimar!"

Die Domainenräthin faltete den Brief wieder zusam-

men, und Louise wendete sich mit der Frage an Rosen: was es mit dem Hainbund auf sich habe?

— Das war ein poetischer Verein, erwiederte der Direktor, den junge Dichter und Studenten am 12. September 1772 zu Göttingen stifteten. Sie kamen jeden Sonnabend zusammen; einzelne Dichtungen wurden vorgelesen, und diejenigen davon, welche vor der Kritik bestanden, in ein großes Buch geschrieben. Ließ es die Witterung irgend zu, so wallte der Zug nach einem nahen Eichenwäldchen und lagerte dort im Freien. Ganz Deutschland hatte Klopstock, nachdem seine Messiade erschienen, als den Messias unsrer Poesie begrüßt. Er war die christlich-teutonische Wodanseiche, um die sich alle Jüngeren schaarten, und die besonders heilig gehalten wurde im Eichengrund zu Göttingen.

Von den Genossen des Bundes sind nur die wenigsten Namen verschollen, fast alle bekamen später einen guten Klang. Da war Boje, der mit Gotter 1770 den ersten deutschen Musen-Almanach herausgab, und von dem Voß sagte: „Boje ist so deutsch, so glühend deutsch, daß Klopstock es nicht mehr sein kann"; der alte Voß; Hölty; Friedrich Hahn; „Siegwart"-Miller; das gräfliche Brüderpaar Stolberg; Karl Friedrich Cramer, der sich nicht blos für Klopstock, sondern auch für die französische Revolution begeisterte, und deshalb seine Professur zu Kiel mit einer Buchdruckerei in Paris vertauschen mußte; Leisewitz, Verfasser des Julius von Tarent; Springmann, der mehrere Dramen schrieb, und Overbeck, ein freundlicher Liedersänger.

Diese richteten sich stolz und kühn an ihrem Deutsch-

thum empor, in welches ſich freilich oft ein geſchraubtes Bardenthum miſchte. Die jungen Geiſter hatten viel Vertrauen zu ſich, auch die Nation hegte große Erwartungen von ihnen, aber — man muß es ſagen — in ihrem damaligen Treiben ſteckte mehr urſprüngliche Poeſie, als in ihren nachherigen Werken. Jung und feurig, wie ſie waren, bedurften ſie eines Gegenſtandes der Anbetung und eines andern, an dem ſie ihren Zorn auslaſſen konnten — **Klopſtock** und **Wieland** paßten vortrefflich hierzu, denn während Jener den rein germaniſchen Sinn repräſentirte, ſchmeichelte dieſer, heiter tändelnd, der Vorliebe für Fremdländiſches. Bald nach der Stiftung ſchon riefen die Bundesglieder, das volle Glas in der Hand: „Es ſterbe der Sittenverderber Wieland! Es ſterbe Voltaire!“ Aber in voller Blüthe zeigte ſich die Tendenz, als am 2. Juli 1773, mit überſprudelnder Begeiſterung, Klopſtock's Geburtstag begangen wurde. Voß ſchildert die merkwürdige Scene folgenderart:

„Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Oben ſtand ein Lehnſtuhl ledig für Klopſtock, mit Roſen und Levkoien beſtreut, und auf ihm Klopſtock's ſämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerriſſen. — Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Voje, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerriſſenen Idris ſtampfen ... zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß.“ —

Schade um die ungeſtüme Liebe und den ungeſtümen Haß, die dort zwecklos vergeudet wurden; wir könnten ſie ſo nöthig gebrauchen in unſrer lauen Zeit.

Auch Bürger, der seit 1773 in Alten-Gleichen wohnte, hielt sich zu dem Hainbund, lehnte indeß die eigentliche Mitgliedschaft beharrlich ab. Im Gefühl seines innern poetischen Reichthums, mußte er sich sagen, daß er hoch über dem Treiben des Dichterbundes schwebe, und er nannte sich vielleicht deshalb den „Condor des Hains".

— Schönsten Dank, mein Herr Bergamtsdirector! rief Louise, als Rosen zu Ende war. Da haben wir Ihnen ja doch einen literarischen Vortrag entlockt.

— Was ich Ihnen eben sagte, liebe Louise, war nichts, als ein Wegweiser im Walde. Wenn man seine Inschrift gelesen hat, weiß man zwar, wo die Straße geht, aber nicht wie. Wollen Sie etwas Vollständiges über den Verein erfahren, dann lesen Sie nur das Buch: „der Göttinger Dichterbund" von R. E. Prutz, und Sie werden darin eine eben so liebenswürdige, als unterrichtende Schilderung finden.

Der nächste Brief aus Paris war von Bruno allein, und brachte folgende Nachricht: „Roderich erfuhr gleich nach unsrer Ankunft, daß sein Oheim, der seit mehrern Jahren als General-Konsul in Algier lebt, bedenklich erkrankt sei. Derselbe hat in Roderich's Kindheit Vaterstelle bei ihm vertreten, und da er unverheirathet ist, so säumte unser Freund nicht einen Augenblick, seine Pflicht zu erfüllen. Er ging, fast ohne etwas von der langersehnten Weltstadt geschaut zu haben, nach Toulon, und wird jetzt wohl schon von einem Dampfer nach Afrika hinübergetragen.

Seit er fort ist, fühle ich mich ganz unbehaglich in dem tosenden Paris, und wünsche brünstig, recht bald wieder zu Euch heimkehren zu können."

Aber Bruno war nicht sein eigner Herr; der Frühling kam, im Bois du Boulogne belebte es sich, und mit seinem sehnsüchtigen Herzen wandelte er einsam unter den bunten, fröhlichen Schaaren. Roderich schrieb, er habe den Oheim in einem höchst traurigen Zustand angetroffen; zwar sei nun dessen Lebensgefahr beinahe vorüber, doch es wäre unverantwortlich, wollte er den lieben, braven Mann, vor seiner völligen Herstellung, gemietheter Pflege anvertraun. So blieb denn Bruno ein wahrer Einsiedler inmitten des prunkenden Gewühls von Paris, und als er im Monat Mai endlich seine Depesche empfing, konnte es keinen eilfertigern Kourier geben, als ihn.

Jubelnd wurde er begrüßt, und seit seiner Rückkehr stellte sich auch Louisens frohe Laune wieder her, die einem stillen Ernst gewichen war. Wenige Wochen später ereignete sich ein Gespräch zwischen Bruno und den Cousinen, das einen literaturgeschichtlichen Charakter trug, weshalb ihm hier seine Stelle gebührt.

Münchhausen.

In der Fliederlaube, welche an die Rückwand des Landhauses stieß, saßen Louise und Emilie, die lieblichen Schwestern, sich abwechselnd aus einem Buche vorlesend. Es war Karl Immermann's „Münchhausen", und die beiden blüthenfrischen Mädchenseelen schaukelten sich froh auf den verschlungenen Ranken seiner Phantasien. Dabei rauschte

das Schilf des nahen Seeufers, eine Rohrdommel wiederholte drüben taktmäßig ihren Ruf, leiſe Wellen ſchlugen plätſchernd auf den Sand, und der Waſſerhauch wehte von den violetten Fliedertrauben gewürzige Düfte hernieder. Da ſchollen im Gartenweg Tritte entlang, und Vetter Bruno, mit grünſammtnem Jagdrock, mit der Doppelflinte aus Lüttich, dem bronznen Pulverhorn und der Waidtaſche von Dammhirſchfell angethan, trat grüßend in die Laube. Seine braune Diana folgte ihm, ſie wedelte mit der flockigen Fahne und ſchlich ſich unter eine Bank.

Bruno ſollte von ſeiner Jagd erzählen, und er weigerte ſich nicht lange. Heitre Laune blitzte ihm aus den Augen, während unerſchütterlicher Ernſt auf ſeinem Antlitz lag. So begann er, den neugierigen Mühmchen wunderſame Geſchichten vorzutragen: romantiſch wilde Abenteuer, unglaubliche Nimrodsthaten, tolldreiſte Lügen. Anfangs ſtaunten die hübſchen Couſinen, und es befiel ſie eine ſtille Angſt um den Vetter; doch als ſeine Erzählungen ſich immer fabelhafter auftürmten, immer unerhörter, rieſenkecker, mährchenbunter wurden, da ſchüttelten ſie zweifelnd ihre Lockenköpfchen, und wußten nicht mehr, ob ſie über Bruno lachen, oder für ihn zittern ſollten. Aber ſaß er denn nicht vor ihnen in vollſter Geſundheit? Kein Fleckchen an den rehfarbnen Kamaſchen war zu ſehn, kaum einen Staubfleck auf der Sammtpikeſche, kaum eine leichte Verwirrung in ſeinem Haare bemerkten ſie.

— Vetter! ſagte Louiſe endlich. Du lügſt wie ...

— Nun, wie wer?

— Wie Münchhauſen.

— Ganz recht, Louiſchen! Das iſt mein Vorbild,

mein Schutzpatron. Wir Jäger haben unſern eignen Heiligenkalender, der ſich aus den ungleichartigſten Mythen und Sagen rekrutirte. Wir glauben an Endymion, an den Herrn von Krack, an Nimrod, an den Grafen Hackelberg, an Samiel und an Münchhauſen. Tüchtig Flunkern iſt alter Waidmannsbrauch, und deshalb konnte der Verfaſſer des Münchhauſen nicht umhin, dieſen Erzlügner auch als Jäger auftreten zu laſſen.

— Wie? fragte Emilie. Der Münchhauſen iſt alſo keine neuerfundene Geſtalt? Er iſt ſchon lange da, und iſt volksthümlich in Deutſchland?

— Recht volksthümlich, liebe Couſine; ein Seitenſtück zum Eulenſpiegel, aber moderner, raffinirter und dennoch gutmüthiger. Er will Niemand kränken oder Schaden zufügen, er iſt ein Lügner aus Neigung, ein gebornes Lügengenie, der das Flunkern als freie Kunſt ausübt, nur ſich und Andern zum Vergnügen.

— Oft habe ich einen rechten Aufſchneider: „Münchhauſen" nennen hören, ſagte Louiſe, ohne daß mir die Urſache vollſtändig bekannt war. Immermann führt ſeinen Helden als einen Enkel des Lügnerahnherrn ein, und die beiden Schelme haben gewiß viel Aehnlichkeit mit einander.

— Nein, ſie gleichen ſich faſt gar nicht! erwiederte Bruno. Der Münchhauſen unſeres Dichters lügt zu beſtimmten Zwecken, er will ſich dadurch anſchmeicheln, er will Abſichten erreichen. Der ſogenannte Großvater hat nur den Einen Zweck — ſich wichtig zu machen. Seine Lügen ſind harmlos und tragen das Siegel gigantiſcher Unmöglichkeit auf der Stirn. Von Allen, die ſie anhören, iſt er vielleicht der Einzige, der ſie glaubt.

— Ich fange an, mich für dieſe originelle Geſtalt zu intereſſiren, ſagte Emilie. Mich wundert nur, daß mir noch keine der Geſchichten, die man ihm nacherzählt, zu Ohren gekommen ſind.

— Seine Anekdoten graſſiren mehr unter Männern, beſonders unter Jägern. Adolph Schrödter aus Düſſeldorf, der den Herrn von Münchhauſen vortrefflich gemalt hat, that ſehr wohl daran, ihm einen grünen Jagdrock anzuziehn.

— Aber, Bruno, ſind ſeine Windbeuteleien, die ſich ſo allgemein verbreiteten, denn gar nicht gedruckt?

— O ja, liebe Couſine, ſchon ſeit ſechszig Jahren. Es iſt ein Büchlein auf grauem Fließpapier, ähnlich den Sagen von Fauſt, von der ſchönen Magellone und vom hörnen Siegfried, die auf Meſſen und Jahrmärkten durch alte Weiber feilgeboten werden.

— Wer mag nur der Erfinder dieſes Normallügners geweſen ſein? fragte Louiſe. Erwuchs er auch aus dem Volke, das ſich ſeine eigenthümlichſten Geſtalten immer ſelbſt geſchaffen hat?

— Nein, Mühmchen! antwortete der Jägersmann. Der Münchhauſen iſt von einem recht berühmten Verfaſſer, den jeder Deutſche mit freudiger Achtung nennt.

— Und wie heißt derſelbe? fielen die Mädchen neugierig ein.

— Er war, ſagte Bruno ... „Amtmann zu Altengleichen".

— Bürger doch nicht? riefen die Schweſtern.

— Ja wohl! Gottfried Auguſt Bürger. Er hat die Lenore, das Blümchen Wunderhold und den Münch-

hauſen geſchrieben. Im Jahre 1787 erſchien zu Göttingen die erſte Auflage unter folgendem Titel: „Wunderbare Reiſen zu Waſſer und zu Lande, Feldzüge und luſtige Abenteuer des Freiherrn von Münchhauſen, wie er dieſelben im Cirkel ſeiner Freunde ſelbſt zu erzählen pflegt. Aus dem Engliſchen nach der neueſten Ausgabe überſetzt, hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern geziert. London." — Bürger hatte ſich nicht genannt, aber das Büchlein gefiel, und ſchon ein Jahr darauf erſchien die zweite Auflage. Seitdem wurde der Inhalt mehr Eigenthum der Tradition, und während die neckiſchen Schnurren von Mund zu Munde gingen, vergaß man, ſich darum zu kümmern, wer der Verfaſſer ſei.

— Alſo Bürger! ſprach Emilie. Wie kommt es nur, daß die Schrift in keiner Ausgabe ſeiner Werke gegeben wurde?

— Das kommt wohl daher, erwiederte der Vetter, weil Bürger durch anonyme Herausgabe des Büchleins die Autorſchaft ablehnte, und ſich durch den Zuſatz „aus dem Engliſchen" doppelt dagegen verwahrte.

— So iſt der Münchhauſen alſo blos Ueberſetzung, begann Louiſe, und kein deutſcher Original-Charakter?

— Darüber Auskunft zu geben, herziges Mühmchen, wird etwas ſchwieriger ſein! ſagte Bruno. Ich müßte mir denn erſt den grünen Waidrock aus- und den ſchwarzen Doktorfrack anziehen. Das würde aber Euch und mich langweilen, deshalb will ich mich ganz jägerhaft kurz faſſen. Den Waidmann gehen nur die abſoluten Geſchichten an, das Literarhiſtoriſche iſt ſeine Sache nicht. — Schon Anno 1665 erſchien zu Heilbronn ein lateiniſches Buch, das den

Titel „Mendacia ridicula“ führte und den dritten Band der „Deliciae academicae“ von Johann Peter Lange bildete. Hierin waren viele der Münchhauſiſchen Lügen enthalten, unſer Bürger las ſie und lachte tüchtig darüber. Er lebte damals ein recht gemüthliches Dichterleben in Göttingen, mit Göckingk, den Stolberg's und andern Schriftſtellern. Ihr heiterer Cirkel wurde oft von einem Manne beſucht, der die Unterhaltungen der Freunde durch furchtbare Lügen unangenehm ſtörte. Der neue Rodomont, zufällig ein Namensvetter des alten lateiniſchen Münchhauſen, war ein Freiherr Hieronymus Karl Friedrich von Münchhauſen auf und zu Bodenwerder, von dem man nichts weiter weiß, als daß er 1797 verſtorben iſt. Bürger ſchwang die Momusgeißel, um ihn zu züchtigen, und gab die „Wunderbare Reiſen zu Waſſer und Lande“ heraus. Nach deren Erſcheinen ſoll jener Freiherr aus dem Dichterkreiſe zurückgeblieben ſein und ſoll entſetzliche Drohungen gegen Bürger ausgeſtoßen haben. Der aber lachte mit ſeinen Freunden in's Fäuſtchen, denn ſie waren nun von dem läſtigen Störenfried befreit. Vergleicht man übrigens das moderne Buch mit dem Urtext, ſo findet man, daß Bürger der Schöpfer des Münchhauſencharakters, wie wir ihn kennen, iſt. Nur wenig aus der alten Schrift benutzte er, und die tollſten, drolligſten, verrückt-ernſthafteſten Lügen ſind immer ſeine eigne Erfindung.

Als nun — fuhr Bruno fort — die Briten auf dem Büchlein die Worte „aus dem Engliſchen“ laſen, durchwühlten ſie ihre Literatur, und da das Original nirgend zu entdecken war, übertrug jemand die angebliche Ueberſetzung in's Engliſche zurück. Die Kritiker Großbritanniens ſaßen

kopfschüttelnd bei dem Buche, denn sie verstanden den arglosen deutschen Spaß nicht, und witterten einen verborgnen Sinn hinter den närrischen Zügen. Endlich glaubte so ein Maulwurf, die geheime Feder des Versirkästchens gefunden zu haben, und er docirte sogleich: die Schrift sei eine feine Satyre auf das Londoner Ministerium. Jedes Wort deutelte er für diesen Zweck, und machte es dabei, wie Lichtenberg bei Hogarth's Bildern. Er fand nämlich tausend sarkastische Anspielungen in Stellen, bei denen sich der Verfasser durchaus nichts Arges gedacht.

— Nun hast Du uns prächtige Auskunft gegeben, Vetterchen! sagte Emilie. Nun lies uns aber auch die Erzählungen des berüchtigten Herrn Münchhausen vor.

— Das möchte ich nicht gern, Emilie! entgegnete Bruno. Die schnakischen, kunterbunten Histörchen klingen lustig genug, wenn der Mann sie beim Glase Wein den Männern erzählt, oder der Jäger den Jägern, wenn sie sich nach dem Waidwerk, zum heitern Mahl, auf Moos und Haidekraut gelagert haben. Die Strohflasche kreist; Der erzählt eins von den barocken Stückchen, Jener ein andres, und sie finden lauten Beifall. Hier aber möchten sie wohl gar abgeschmackt erscheinen, weil Ort und Publikum nicht die rechten sind.

— Nein, nein! rief Emilie. Du hast einmal unsre Neugier rege gemacht, und darfst Dich nicht so aus der Schlinge ziehn. Du mußt vorlesen!

— Ja, er muß vorlesen! bekräftigte Louise.

— Wenn Ihr durchaus darauf besteht, meinte Bruno, will ich Euch gern den Willen thun. Ich bin ein viel zu treuer Waidmann, als daß mir das Büchlein fehlen sollte.

Wartet nur einen Moment; ich gehe hinauf, um es zu holen.

Bruno ging in's Haus, Diana folgte ihm. Bald kehrte er zurück, brachte das Heftchen mit, und begann den Vortrag, während die Mühmchen, die sich in den Schatten gerückt hatten, recht eifrig lauschten.

* * *

Als der junge Jäger im besten Lesen war, erschien Adele von Rosen vor der Laube und machte ein komisch verwundertes Gesicht. Die beiden Schwestern theilten ihr den Inhalt der Münchhausen-Unterredung mit, und Adele sagte:

— Ihr wandelt also wieder einmal in den heiligen Hallen der Literatur? Nun, zufällig kann ich auch etwas zur allgemeinen Belustigung beitragen, denn heute empfing ich diesen Brief, der Eure muntre Laune gewiß nicht stören wird.

Sie nahm ein Schreiben aus dem Souvenir, gab es an Louise, und das Mädchen las mit wohllautender Stimme:

Blumentitel deutscher Bücher.

Neulich sagte ich: „die Titelsucht herrscht in Deutschland nicht blos unter den Leuten, sondern auch unter den Büchern." Wegen dieses Wortes ziehen Sie mich zur Rechenschaft, meine verehrte Frau, und fordern Beweise. Ueberraschen muß es mich, daß Ihrem scharfen Blick diese Manie entgangen ist. Nicht seit gestern tauchte sie auf, sondern zu allen Zeiten florirte die Sucht, absonderliche, lärmmachende Büchertitel zu erfinden. Eine wissenschaft-

liche Betrachtung derſelben, alle Perioden umfaſſend, würde keinen unwichtigen Anhang zur deutſchen Literarhiſtorie bilden. Zu manchen Zeiten hat ſolche Büchertitelwuth eine beſonders hohe Staffel erreicht; die Verfaſſer ſchonten weder die Kryſtalle im geheimnißvollen Bergesſchooß, noch die Sterne des Himmels, noch die Korallen im Meeresgrund. Alles mußte ihnen botmäßig ſein. Um mich nicht gar zu weit auszudehnen, will ich mich nur auf die vegetabiliſchen Titel beſchränken, und ich denke, Sie werden meinen Ausſpruch gerechtfertigt ſein laſſen, wenn wir zuſammen ein Veilchen im Literaturhaine botaniſirt haben.

Alle Blüthengattungen finden wir: Feldblumen von Stanislaus Schmitt, Feldblumen von G. Thiele, Feldblumen von v. Nemekházy, Thalblumen von Schanza, Wieſenblumen von Biedenfeld, Bergblumen und Waldblumen von der Gräfin v. Haugwitz, Feldblumen und Diſteln von Winfried, Heideblumen von Baggeſen, Heideblümchen von Otto Ferber, Heideblümchen von Moltke, Wilde Blumen von Joſeph Mendelsſohn, Feldblumen von Nina und Theone, Feldblumen von Henriette Ahlefeldt und Naturblüthen von Müllem. Auf den Aeckern ſieht es blau genug aus; dort wachſen: Kornblumen von Zehner, Cyanen von Guſtav Schilling, Cyanenkränze von Gläſer, Kornblumen von am Ende und Cyanen von Amalie Schoppe. Dabei dürfen wir uns nicht wundern, wenn das Getreide ſchlecht gerathen iſt; es bringt nur Cerealien und Mutterkorn von Kornfeger.

Jede Jahreszeit hat ihre Repräſentanten geſendet: Lenzblüthen von Spindler, Frühlingsblumen von

Elise v. Hohenhausen, Frühlingsblüthen von Merz und Frühlingsblüthen von Roland; Sommermalven von Spindler und Sommerblumensträuße von Rellstab; Herbst-Blumine von Jean Paul, Herbstrosen von Aloys Schreiber, Herbstblüthen von Tromlitz, Herbstblüthen von Lindau, Herbstblüthen von Meynert, Herbstblüthen von Helmuth, Herbstviolen von Spindler, Herbstzeitlosen von O. L. B. Wolff, Herbstzeitlosen von de la Porta und Herbstblumen von Scheibler; Winterblüthen von Lutze, Winterblumen von Reinbeck und Wintergrün von Georg Lotz. Nachdem die Jahreszeiten gehörig besetzt sind, kommen noch: Osterblumen von Cosmeli, Zeitlosen von August Apel, Blumen für die Ewigkeit von v. Schwerz und Stundenblumen von Wilhelmine v. Gersdorf. Mit den Licht- und Nachtblumen von Dalei wird es dunkel; es erscheinen: Nachtviolen von O. K. Claudius, Nachtviolen und Nachtschatten von Wilhelmine v. Gersdorf und Nachtviolen von Grützmann. Die Sonnenwenden von C. S. Schier und Sonnenblumen von Friedrich Adami machen eben auch nicht hell.

Erholen Sie sich ein wenig, meine gnädige Frau, denn wir haben jetzt tüchtige Berge zu steigen. Führen Sie auch Strohhut und Alpstock bei sich? ... So recht! — Nur tapfer ausgehalten, unsere Mühe belohnt sich schon! Nicht blos Farrenkräuter von Christian Müller giebt es hier, sondern auch Alpenblumen aus Tyrol; dort wächst ein ganzer Busch des Taschenbuchs Alpenrosen, hier winken Alpenblüthen von Gameter, Alpenblumen von Minnich, Alpenblumen von Mörtl, und da drüben

ſteht eine St. Gotthardsblume von Otto Koch. Nun wollen wir auf der Rückreiſe gleich den Harz beſuchen, um die Harzblumen von Freisleben in unſre Kapſel zu legen. — Aber ſiehe, wie artig Theophania iſt! Sie kommt uns entgegen, macht einen höflichen Knix, und überreicht uns ein Brockenſträußchen.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo nehmen wir jetzt die ſymboliſchen und patriotiſchen Pflanzen mit. Von dieſen Sorten finden ſich: Eichenkronen von Bruckbräu, Eichenblätter und Roſenknospen von Callenius, Kleeblätter von Henriette Hübner, Die Blumenglocke von Kaſpar, Myrthen- und Cypreſſenkränze von Aloys Schreiber, Immortellen von Siemerling, Immortellenkranz von Gläſer, Silberblüthen von Friedrich v. Sydow und Opferblumen von Wilhelmine v. Sydow.

Glauben Sie etwa, wir wären nun zu Ende? Bewahre der Himmel! Es ſind noch Blumentitel genug da, um ſich einen Garten im vollſten Schmuck aus lauter Büchern anzulegen. Ich kenne Ihren vortrefflichen Geſchmack, und trage Ihnen deshalb meinen Plan vor, bei deſſen Ausführung ich auf Ihre Mitwirkung rechne. Zuerſt würden große Beete abgetheilt, und jedes prangte mit einer beſtimmten Blüthenart. Da kämen auf das Veilchenbeet: Veilchen von Karoline Behrends, Viola von Puſtkuchen-Glanzow, alle Jahrgänge des Taſchenbuchs Veilchen, Sinnviolen von Wilhelmine v. Gersdorf, Veilchen von Eink, Der Veilchenkranz von Louiſe v. Haugwitz, Veilchen von Carl Maien, Zwei Veilchen von Amalie Schoppe und Veilchen im Thale von C. Simons. An dieſe reiche dunkelblaue Fülle ſchlöſſen ſich: Maiblumen

von Pfaller, Maiblumen von Wilhelm Lindau, Maiblumen von Fiſcher. Maienglocken von Looſe und Maiglöckchen von Pieper.

Auch das Lilienbeet ſoll ſchön beſetzt ſein mit Wachsmann's Lilien, mit Schwertlilien von Krug v. Nidda, mit Lilienblätter von Auguſt Gebauer, mit Lilien vom Grafen Velasquez und mit Schwertlilien von Donneh. — Lilien und Roſen von Friedrich Weißer mögen den Uebergang vom Lilien- zum Roſenbeete bilden, und dem letztern fehlt es gewiß an Reichthum, Glanz und Abwechslung nicht. Darauf können gepflanzt werden: Der Roſenflor von Hammer-Purgſtall, die Centifolie von Griepenkerl, Moosroſen von Spindler, Flatterroſen von Eberhard, das Taſchenbuch Roſen, Oeſtliche Roſen von Friedrich Rückert, Monatroſen von Wilhelmine Soſtmann, Feldroſen von Prätzel, Die Himmelsroſe von Helmuth, Wilde Roſen von Saphir, Moosroſen von Wolfgang Menzel, Roſen von Jericho (Anastatica hierichuntica Linn.) von Heinrich Schütze, Schwarzwaldroſen von Ernſt Münch, Herbſtroſen von Stambke, Monatroſen von Schießler, Weidenröschen von Peſchel, die gelbe Roſe von de Bernard, Purpurroſen von Eduard Philipp, Waldroſen von Rudolphi und Blutroſen von Tarnowski.

Das Taſchenbuch Roſen und Vergißmeinnicht deutet an, womit das nächſte Beet beſetzt werden muß, und es bieten ſich uns dar: Vergißmeinnicht von Theodor Hell, Vergißmeinnicht von H. Clauren, Vergißmeinnicht von Herloßſohn, Vergißmeinnicht von Spindler, Vergißmeinnicht von Guſtav Sellen, Vergißmein-

nicht von Karl Müchler, Vergißmeinnicht von A. Hermann, Vergißmeinnicht von G. Simons und Vergißmeinnicht von Halder. — Die einzelnen Beete ſollen mit Immergrün von Hoffmann v. Fallersleben und mit Amaranthen von Haken eingefaßt werden. Gefällt Ihnen das?

Die Lauben und Moosbänke zu umziehen, eignen ſich: Epheuranken von Karl Back, Epheuranken von Kähler, Epheuranken von v. Atzen, Epheublätter von Arndt, Epheukränze von Smets und Epheukränze von Theodor v. Haupt. Meinem Luſthauſe Schatten und Kühlung zu geben, ſollen mir die Lindenblüthen von Friedrich Kind, nebſt Sydow's Akazienblüthen und Smidt's Rebenblüthen dienen. Bei dem Springbrunnen, der zwiſchen Laub und Nadeln von Johann Gabriel Seidl liegt, will ich eine Terraſſe bauen laſſen. Auf dieſelbe kommen dann im Sommer die Treibhausgewächſe: Exoteren von Theodor Hell und ſeinen Freunden, Mimoſen (Mimosa pudica L.) von Auguſt Kuhn, Mimoſen von Pezledrer, Camellien von Ferdinand Stolle, Senſitiven von Wilhelmine v. Gersdorf, Thee- und Asphodelosblüthen (1840), Hortenſien von Julius v. Soden, Hortenſia von Auguſt Kuhn, Kaktusblüthen von Aloys Schreiber, Heliotropen von Cornelia Wolf, Anemonen von Friedrich Gleich, Zinnien (Zinnia multiflora L.) von Auguſt Kuhn, Bifolien von Johann Gabriel Seidl und Palmenblüthen von Zehner.

Aber auch an acclimatiſirten und einheimiſchen Blumen fehlt es nicht, um die Gartenſtege mit Rabatten ſäumen, und darauf ein buntes Farbengemiſch hervorrufen zu kön-

nen. Zu dieſem Zwecke haben wir: Malven von Friedrich Kind, Kaiſerkronen von Rauſchnick, Schneeglöckchen von Brentano, Schneeglöckchen von Maria v. Pleſſen, Schlüſſelblumen von L. H., Je länger, je lieber von Spindler, Paſſionsblumen und wilde Roſen von Zehner, Paſſifloren von Julius Krebs, Fliederblüthen (1835), Tulpen von Friedrich Kind, Hyacinthen von C. A. Fiſcher, Balſaminen und Schneeglöcklein von Scheerer, Sinngrün von Spazier, Päonien von Rauſchnick, Stiefmütterchen von Karl Mücler, Mohnblätter von v. Biedenfeld, Reſeda vom Grafen Sermage, Königskerzen von Rauſchnick, Nelken von Auguſt Kuhn, Georginen von Belani und Aſternkränze von Camerer. — Geben Sie mir doch einen guten Rath, was ich mit den Neſſeln von Falkenhayn anfangen ſoll, denn laſſe ich alles Unkraut ausjäten, ſo mache ich mir faſt den ganzen Garten leer.

Nicht wahr, Sie ſind befriedigt? ... Keine Blüthenflur Kaſchmir's, kein Urwald Braſiliens kann eine üppigere Flora darbieten, als die deutſche belletriſtiſche Literatur. Dabei giebt es noch zahlreiche „Blätter", „Blüthen", „Kränze" und „Blumen", die nicht näher bezeichnet ſind, und der Himmel verhüte nur, daß alle unſere „Knospen" einmal aufbrechen.

Als der Herbſt die Trauben färbte, als die Blätter ſchon einzeln von den Bäumen flatterten, kam Roderich aus Algier zurück, denn ſein Oheim war vollſtändig gene-

ſen. Nun zog bei der Domainenräthin die alte Heiterkeit ein. Man hatte ſich ſchriftlich über das ausgeſprochen, was während des Zuſammenſeins im ſchweigſamen Herzen geruht, und nach einigen Wochen gab es im Horſtbergiſchen Hauſe eine Doppelverlobung: Louiſe und Bruno, Emilie und Roderich wurden als Brautpaare vorgeſtellt.

Aber die literariſchen Vorträge wollten nicht wieder zu Stande kommen; die jungen Herren waren viel zu verliebt und zu zerſtreut, um ruhig erzählen zu können, und auch die Mädchen zeigten ſich theilnahmlos für jede Aeußerlichkeit.

— Sie ſind unerträglich! ſagte Adele zu ihrem Mann. Das hat immer zu koſen, zu flüſtern, zu küſſen — alles Uebrige kümmert ſie nicht! Mit unſrer Poeſiegeſchichte iſt es aus, denn die Vier ſtecken dermaßen in Amor's Falle, daß ſie ſich mit ſolchen weltlichen Dingen wohl niemals mehr befaſſen werden.

— Sei ohne Sorgen, Alte! antwortete Roſen lächelnd. Sieh, die beiden Pärchen ſind jetzt gerade ſo närriſch, wie wir es nach unſerer Verlobung waren. Allein, ſie werden ſchon zur Vernunft kommen, werden einſehen, daß die abſolute Liebe doch am Ende Langeweile macht, und werden wieder an andern Dingen Intereſſe finden — — gerade, wie wir, mein Kind!

Adele ſchlug ihm auf den Mund, murmelte etwas von „Taugenichts!“ und gab ihm dann einen herzlichen Kuß.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Schriften

von

Eduard Boas.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1847.

Leben und Weben

auf

Helgoland.

Von

Eduard Boas.

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1847.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

Das Land 1
Die engliſche Peſt 13
Die Blume von Helgoland 60
Fiſchfang 100
Lootſen 127
Fabel und Geſchichte 153
Der Flüchtling 184
Aus Waldegg's Tagebuch 233
Graf und Gräfin 264
Zwei helgolander Schriftſteller 299
Der Poliziſt als Friedenſtörer 324

Das Land.

Wenn man aus der Elbe kommt und Curhaven hinter ſich hat, wenn die äußerſten Küſtenpunkte mit ihren Feuerthürmen dem Auge entſchwunden ſind, dann fliegt das Dampfſchiff muthiger und freier in die offne Nordſee hinaus. Welle um Welle rauſcht vorbei ... das Ganze iſt ein einſamer Fluthenkreis. Nur die Möwe flattert über dem Schiff, Delphine folgen ſeiner Bahn, und tiefer am Horizont ziehen große Segel die Weltſtraße entlang. Aber bald hebt ſich in Nordweſt ein Wölkchen empor, das immer mehr Farbe und Geſtalt gewinnt. Iſt es eine blutrothe Steinblume, aus der grünen Meerfluth entſproſſen? Iſt es eine verlaſſene Felſenburg, in der einſt mächtige Wikinger gewohnt haben? — Nein! Oben auf der Höhe und unten am Ufer ſtehen freundliche Wohnungen, die Abendſonne glitzert auf den Scheiben, daß ſie wie frohe Menſchenaugen in die See hinausſchauen. Grüner Raſen deckt die Plane des röthlichen Felſens und das Geſtade leuchtet hell ... roth iſt die Wand, grün iſt das Land, weiß iſt der Strand ... wir nahen der Küſte von Helgoland!

Es weht etwas Wunderbares, ein geheimnißvoller Reiz um dies abgeſchiedene Eiland, um ſeine Natur und

Geſchichte, um ſeine Gegenwart und Zukunft. Man wird davon ergriffen, ſobald man den Boden der Inſel betreten hat, und das ſeltſame Intereſſe mehrt ſich, je länger man dort verweilt. Hier iſt allen Dingen ihr feſter Platz angewieſen, auch das Kleinſte hat ſeine Beſtimmung, ſeine Nothwendigkeit. Wo etwas fortgenommen wird, entſteht eine Lücke. Es iſt gerade wie in engen Bürgerhäuſern, wo auch jedes Stück eignen Raum, eignen Werth in Anſpruch nimmt. Weite Landſchaftskreiſe dagegen erinnern mehr an die vornehmen Haushaltungen, wo man alle Jahre neue Möbel, neue Tapeten anſchafft. Man merkt es kaum, wenn dies oder jenes fehlt, wenn etwas anderes an ſeine Stelle gerückt iſt. Mag eine ſolche Umgebung auch zehnmal geräumiger und glänzender ſein, ſo innerlich wohl und heimiſch, wie in der beſchränkten Bürgerwohnung, fühlt man ſich dort nimmermehr.

„Das Land" — ſo nennen die Inſulaner vorzugsweiſe die Felſenklippe, auf der ſie wohnen — bildet einen Triangel, der, nach dem Nordhorn zu, lang und ſchmal ausläuft. Seine größte Länge beträgt 2300 Schritte, ſeine größte Breite nur 650. Helgoland beſteht aus einem weichen rothen Thonſtein und erhebt ſich bis gegen zweihundert Fuß über die Meeresfläche. Nach Nordoſten ſind die Inſelwände ſchroff, ein lautes Echo prallt von ihnen zurück. An jenem Küſtenſtrich aber, der das Südhorn mit dem Nordhorn verbindet, finden wir ein prachtvolles Bild der Zerſtörung. Die nimmerruhende Kraft der Wogen hat Romantik in den Stein gebracht; das wallende, brandende Meer war der Bildhauer, welcher die Wunderwerke erſchuf. Hier ſtehen ſtarke, thurmartige Blöcke, vom Felſen

losgelöst; dort sind Einschnitte, dunkle Höhlen, Säulen und romantische Klippengebilde. Gothische Spitzbögen, Klüfte und Felsenthore öffnen sich, das Meer rauscht durch die nachterfüllten Hallen, und abenteuerliche Formen springen überall hervor. Hier ist ein wunderlicher Pfeiler bis oben hinauf trichterförmig durchbohrt, und wenn wir unten durch die kleine Wölbung in sein Inneres treten, haben wir die azurne Kuppel des Himmels über uns; dort ruht ein abgesprengter, unterspülter Koloß nur noch auf vier steinernen Füßen. — Der Alpenbewohner giebt jedem Schneehorn, jeder Schlucht, jedem Bergkamm und jeder Alp einen eigenen Namen, weil sie ihm wichtig und lebendig sind, weil er sie als Führer durch die Felsenwelt gebraucht. So haben auch die Helgolander ihre Klippen, Felskegel und Klüfte durch Namen belebt, denn nicht nur dem Lootsen dienen sie als Wahrzeichen, auch der Fischer und Jäger muß sie genau zu finden wissen; jener sucht Köder, dieser Vogelnester bei ihnen. Der Mönch, der Prayistuhl, Junk-Gatt, Mörmers-Gatt, Kasteal-Hörn, Insunken-Gatt, Rathurn-Gatt und der Hengst — diese Orte, diese Namen, sammt vielen andern, kennt jedes Kind auf der Insel.

Steigt man an's Ufer von Helgoland, so drückt sich der Fuß in scharfen Kies, mit Steinen, Muscheln und Seetang überdeckt. Wir befinden uns auf einer Landzunge, die sich nach Osten — zwar nicht tief, aber breit — in's Meer erstreckt. Dies flache Gestade, nach beiden Seiten hin durch Felsenvorsprünge und künstliche Bollwerke gegen die Fluthen geschützt, steigt allmälig empor; es ist fast ganz überbaut und bildet das Unterland.

Der Strand ſteht voll eingezogener Böte und Jöllen, auf denen ſich die Schiffer in maleriſchen Gruppen gelagert haben. Zur Rechten erheben ſich zwei Pavillons und daneben das Badehaus mit kleinem Flaggenthurm. Gegenüber ſpringt ein ſpitzes Bollwerk hart an die Fluth; etwas weiter aufwärts kommt man beim wohlberühmten Mohr'ſchen Gaſthauſe und bei andern ſtattlichen Gebäuden vorüber, die faſt alle aus Holz errichtet ſind. Zwar haben ſie, ſowohl von außen, als von innen, ein gefälliges Anſehn, aber an heißen Tagen durchglüht ſie die Sonne, an kühlen mangeln die Oefen darin.

Nun erreicht man das Converſationshaus. Auf dem Platze, den es einnimmt, ſtand während der Schmuggelzeit „das Commerzium", welches zugleich Börſe, Pachof und Theater war. Lange blieb es öde, doch als das Seebad in Aufnahme kam, ſuchte man es zum Geſellſchaftslokal umzuſchaffen. Da das alte Kaufhaus ſich bald unzureichend erwies, wurde es durch ein Converſationsgebäude erſetzt, und auch dies letztere hat bereits durch Anbauten erweitert werden müſſen. Dennoch entſpricht es ſeinem Zwecke ſehr ſchlecht; Tanz, Unterhaltung, Speiſetiſche, Büffet und Durchgang ſind in einen einzigen großen Raum zuſammengepfercht. Gegenüber, im Spielzimmer, rollt die Kugel der Roulette; der Banquier mit dem verkniffnen Galgengeſichte ruft: „Rien va plus!" und häßliche Gewinnſucht zerrt an allen Mienen. Auch hier, auf dieſe freie Frieſeninſel, hat ſich die Schmach des Spieles hergepflanzt.

Vor dem Converſationshauſe iſt ein grüner Platz, mit friſchen Hecken umgeben. Nach Ankunft der Dampfſchiffe

wird alles Gepäck auf den Rasen hingelegt und ausgesucht, und dann regt sich dort ein buntes, hastiges Gewühl. Zur Linken des Kursaals trifft man nur Eine ordentliche Häuserreihe; das übrige ist ein unschönes Gewirr von Wohnungen, Speichern, Schuppen und Werkstätten, beinahe durchgehends aus Brettern errichtet. Inmitten solcher Baulichkeiten spinnen die Seiler, und weil man zwischen ihren surrenden Schicksalsfäden entlang wandelt, hat der helgolandische Volkswitz den Weg „die Bindfadenallee" genannt. Folgt man der hanfgesäumten Straße, so kommt man zur südlichsten Spitze des Vorlandes, wo ein sauberes Steinhaus mit einer Brauerei sich erhebt, in deren kühlem Raum das einzig frische Brunnenwasser von Helgoland strömt. Am Strande ist die Schiffbauerwerkstatt, und nicht weit ab steht eine Reihe grüner Badekarren. Es kann nämlich auch hier gebadet werden, aber der Grund ist so sehr mit scharfen Gräten und Muscheln bedeckt, die Wellen haben vom Aufwühlen des Thonbodens ein so trübrothes Ansehn, daß nur ganz gebrechliche, oder seekrankheitsverfallene Leute sich in die schmutzige Fluth eintauchen mögen. Gleich dahinter springt die Felsenwand weiter hervor, sie ist streifenweise mit frischer Vegetation bekleidet, und arme Weiber klettern fast die halbe Höhe empor, um ihr Schaf und ihre Ziege anzupflöcken, daß sie sich dort ein wenig Futter suchen.

Rechts vom Conversationshause ist nur eine kurze Strecke bis zur See, die Wogen schimmern blau herüber, allein das Unterland breitet sich, von einem engen Straßenlabyrinth überschüttet, noch etwas mehr nach Norden aus. Wer sich weder links, noch rechts wendet, sondern

der schmalen Gasse folgt, die mit Läden und Schaufenstern gesäumt ist, an denen man glänzende Muscheln, ausgestopfte Vögel, Korallenäste und Bilder von Helgoland bemerkt, gelangt zur großen Treppe. Zuerst kommt ein kurzer Absatz, an den sich die kleinen Blumengärten der Nachbarwohnungen anlehnen; dann fliegt das ganze Bauwerk in drei kühnen, blitzartigen Zacken bis zum Gipfel des Felsens empor. Die Wände und Vorsprünge des letztern sind durch Kunst so weit gebracht, daß die riesenhafte Treppe schön und sicher darauf ruhen kann. Sie ist außerordentlich breit und bequem, ein massives Eisengeländer säumt die Stufen — man sieht wohl, das Ganze wurde auf großbritannische Kosten erbaut.

Leichter, als man denkt, steigen sich die 186 Stufen hinan. Daneben wachsen Rosen, Flieder und andres Buschwerk, den tiefsten Absatz beschatten sogar schlanke Rüstern und Linden. Wilder Wein umrankt die Abhänge des Felsens, der sich in seiner rothen Farbe zeigt, während weißgrüne Thonablagerungen, wie lichte Bänder, schräg über ihn hinflattern. An jedem Punkt, wo die Stiege eine Wendung macht, sind Ruhebänke aufgestellt, und der Blick fliegt von hier weit über die See hinaus. Hat man das viereckige Treppenthor erreicht, in dem Abends eine große Glockenlampe brennt, dann sieht man zur Rechten das Ortsgefängniß. Es ist eine Art Blockhaus, aus grau gewordenen Baumstämmen zusammengefügt, aber mit hellen, freundlichen Fenstern. Zur Zeit, als Helgoland den Dänen gehörte, lag hier ein Arsenal und Wachthaus, dessen Thor jeder Auf- oder Niedersteigende passiren mußte.

Biegt man von der Treppe links ab, so gelangt man

auf den Falm. Diese Straße am Felsenhang hat nur an der Westseite Wohnungen, während die vordere Seite durch eine bloße Brüstung geschützt wird, so daß nichts die Fernsicht beschränkt. Dies ist der Lieblingsaufenthalt müßiger Helgolander, und da sie fast immer müßig sind, wenn sie sich am Lande befinden, sieht man stets — vom Morgen bis spät in die Nacht — eine Reihe junger und alter Männer hier lehnen. Der Falm bildet ihr Kaffeehaus, ihre Börse, ihren Paradeplatz, ihre Promenade, ihr Theater und ihren Salon. Aber die Aussicht ist wirklich so wunderbar schön, daß man die unbeweglichen Gestalten, welche ernst und schweigsam hinunterstarren, entweder für Poeten oder für Murmelthiere halten muß. Gerade unter sich hat man die drei schrägen Linien der Treppe, denen grünes Laub und rothbunter Felsen als Rahmen dient. Fortdauernd wandeln Leute im Zickzack herauf und hinab. Helgolanderinnen mit rothen, turbanartigen Kopftüchern, schwere Torfsäcke schleppend; zierlich geputzte Badegäste, Damen und Herren und unnatürlich sittsame Kinder; robuste Fischergestalten, welchen ihre Buben und Mädchen große Bunde gefangener Fische nachtragen; junge Stutzer aus Hamburg, mit langen Vogelflinten und etlichen Möwen an der Waidtasche; hübsche Wasserträgerinnen, die ihre Eimer am süßen Brunnen des Unterlandes vollgeschöpft haben, u. s. w.

Unten bei der Treppe öffnen sich die engen, mannigfach belebten Gassen; da liegt der grüne Vorplatz des Gesellschaftshauses, einzelne Badegäste sitzen umher, und die Musik schallt empor. Das ganze Unterland übersieht man: die Straßen, die kleinen Höfe mit Zwergpappeln

und die Dachwellen, welche bald höher, bald niedriger steigen. Hier sind Freitreppen, dort Altane an den Häusern angebracht, überall bemerkt man Gruppen, die sich im Schatten placirt haben und von oben wie winzige Püppchen erscheinen. Abends, wenn die Sterne und Lichter flimmern, bekommt das Bild noch einen ganz besondern, romantischen Reiz.

So eilt der Blick bis zum Gestade hin, wo kleine Jöllen und Schlupen, größere Schniggen und blankeneser Ever, buntbewimpelt, auf den Wogen schaukeln. Während der Ebbe treten bemooste Steine aus der Fluth, ihr prächtiges Saftgrün belebt das Landufer, dazwischen glitzern noch helle Wasserstreifen, und helgolander Knaben waten umher, Muscheln und Taschenkrebse zu suchen. Drüben hebt sich, als eine zackige Hügelgruppe, die Düne kronenähnlich aus der See. Wenn die Sonne scheint, leuchtet ihr weißer Sand wie Silber, und sie schneidet sich dann scharf vom azurnen Meeresspiegel ab. Die einzelnen Kuppen derselben bedeckt ein stumpfes Grün, und am Fuße des höchsten Bergwalles erhebt sich der Dünenpavillon. Auf beiden Enden der Sandinsel stehen Badekarren, und wilde Jäger ziehen gewaffnet am Ufer entlang.

Folgt man dem Falmwege, so findet man hübsche Wohnhäuser und stattliche Hotels, von denen einige, in südlicher Weise, mit Flachdächern gebaut sind. Eine seitab führende Straße bringt uns zur Wohnung Seiner Excellenz des Herrn Gouverneurs. Dieser letztere muß hier freilich den comfortablen britischen Palast, er muß den laub- und wildreichen Park entbehren. Aber an dem einstöckigen, noch aus dänischer Zeit herrührenden Hause und

an deſſen Vorhof, der mit einem Schöpfbrunnen verſehen iſt, bemerkt man die Sauberkeit Altenglands. Daneben liegt ein Garten, und entwickelt in ſeinem Vordertheil die größte Fülle von Roſen und Nelken, während man ihn, mehr zurück, beſcheidentlich mit Kartoffeln bepflanzt hat.

Sind wir beim letzten Hauſe des Falms, wo eine Kuh verdrüßlich weidet, vorübergekommen, ſo haben wir die grüne, beackerte Südſpitze Helgolands erreicht. Hier ſteht am Rande eine Kanone und nahebei ein kleines, trümmerhaftes Pulvermagazin. Der Steg am hohen Felsgeſtade zieht ſich dann nordwärts zu den beiden Leuchtthürmen hin. Die alte Feuerbake, auch „die Blüſe" genannt, liegt auf einem Hügel und iſt ein viereckiger, niedriger Thurm von braunen Backſteinen. Früher wurde Nachts ein Steinkohlenfeuer darauf angezündet; jetzt iſt er nicht mehr im Gebrauch, aber die Helgolander lieben ihn noch wie einen bewährten Freund. Immer findet man einige ſchweigſame, ergraute Schiffer an ſeine treuen Mauern gelehnt. Hier haben ſie in ihrer Jugend ſo oft die Lootſenwache gehabt, und können es nicht laſſen, mit dem Fernrohr fort und fort an dieſem Platz zu weilen. Etwas mehr landein erhebt ſich der neue, von den Briten im Jahre 1810 erbaute Lampenthurm. Er iſt mit hellgrauer Farbe getüncht, eine Mauer umgiebt ihn, und er ſteigt wie eine ſteinerne Lilie empor. Die vorſpringende Kuppe iſt ihr Kelch und die metallnen Reverberen hinter den Scheiben bilden die Staubfäden darin. Jener alte Leuchtthurm verhält ſich zu dem neuen, wie die Teufelsbrücke in der Schweiz zu dem prachtvollen Brückenbogen, welcher jetzt nach der Gotthardſtraße führt. Die erſtere liegt tiefer,

ihr Bau ist weniger großartig und kühn, keine Maulthiere ziehen klingelnd mehr darüber hin, aber ein poetischer Reiz umweht sie, den das stolze Bauwerk der Neuzeit nimmer erlangen wird.

Schreiten wir nun, auf frischem Rasen, nach der Oberstadt hinein, so haben wir rechts das Armenhaus und links „das grüne Wasser", den Tanzsalon der jungen Helgolander. Das erstere heißt in der Volkssprache „der lange Jammer" und ist ein ödes, trauriges Gebäude, aber es zeigt starke Steinmauern, während man den Saal nur leicht aus Brettern gefügt hat. Noth und Elend sind ja überall dauerhafter, als Jubel und Lust. — Die Oberstadt liegt an der Ostseite des Felsens, etwa hundert und sechszig Fuß hoch, und ist gegen Sturm und Regen recht eng zusammengebaut. Den Straßen merkt man es wohl an, daß nie ein Wagen dort zu rollen braucht, denn manche geben kaum für einen Fußgänger Raum. Aber sie sind ziemlich gerade, es herrscht auch die möglichste Sauberkeit darin, und wo irgend ein Fleck leer ist, drängen sich Salat- und Blumengärtchen zwischen die Häuser. Zur Bequemlichkeit der Badegäste haben jetzt sämmtliche Straßen Namen bekommen; der Helgolander nimmt indeß fast gar keine Notiz davon, und muß sich lange besinnen, wo das dunkle Gäßchen liegt, dessen stolzen Namen man ihm nannte. Bei der Erfindung dieser Nomenclatur ließ man zuerst dem englischen Patriotismus sein Recht widerfahren: wir finden eine Trafalgar-, Waterloo- und Wellington-, eine Georg-, Victoria- und Albertstraße. Dann kam der ursprünglich deutsche Sinn in der Blücherstraße zum Ausbruch, und weil der helgolander Patriotismus die natio-

nale Bedeutung der Badegäste wohl anzuerkennen weiß, so fehlt auch eine Wiener- und Berliner-, eine Sachsen-, Hamburger- und Bremerstraße nicht.

Recht in der Mitte des Ortes liegt die Kirche, deren wohlgebauter Thurm spitz in die Höhe schießt. Sie ist zwar ohne vielen Schmuck, aber mit eiserner Dauerhaftigkeit errichtet. Mächtige Strebepfeiler schützen sie rings gegen die rasenden Winterstürme, weshalb sie einem Schiffe verglichen wurde, das auf der Werfte ruht. Um die Kirche zieht sich der grüne Friedhof mit niedrigen Kreuzen und Grabsteinen; gegenüber erhebt sich das helle, palastähnliche Schulgebäude, und freundliche Blumengärten schimmern dahinter.

Hat man die Stadt durchwandert, so tritt man wieder auf das grünbewachsene Felsenplateau. Hier giebt es Standpunkte genug, von wo sich die Kirche, der Leuchtthurm und die alte Bake zu überraschend hübschen Bildern gruppiren. Nun dehnt sich das Oberland immer schmaler nach Nordwest hinab. Alles ist flach, ohne Baum, ohne Strauch; nur der Flaggenberg, ein kleiner Hügel, und die Sapskuhlen, gegrabene Vertiefungen, in denen das Regenwasser zusammenströmt, bringen einige Unebenheit in die Landschaft. Fast der ganze Strich wird beackert und mit Kartoffeln bepflanzt, weshalb der Fußsteg, welcher nach der Nordspitze führt, zu einer „Kartoffelallee" gestempelt wurde. Zwischen den Feldern sind große friesländische Schafe, theilweis von schwarzer Farbe, angepflöckt; lange, starke Seile verbinden dieselben mit eisernen, tief in den Boden eingeschlagenen Klammern, weil sie sonst leicht über den Rand in's Meer stürzen könnten. An den

Rainen sieht man auch hin und wieder Vogelhecken. Sie bestehen aus dürrem Strauchwerk und sind nach Osten zu offen, denn die Zugvögel kommen stets mit Ostwind an. Ueber die westliche Wand ist ein Netz ausgespannt, und fliegt eine Schaar Drosseln hinein, so schlägt man gegen die Vorderseite, die müden Vögel wollen entfliehen und verwickeln sich in den Maschen.

Bei trübem Regen- und Windwetter hat diese Gegend einen sehr unheimlichen Charakter. Tosend rauscht die Brandung von unten herauf, unablässig tönt das gellende Geblök der vielen Schafe und dichter Nebel hüllt das Ganze in ein Leichentuch. Aber wenn der Horizont sich aufklärt, wenn ein Sonnenuntergang seine glühenden Lichter darüber schüttet, dann ist es wunderbar schön hier oben auf dem Plateau. Lichtblau schimmert der Himmel und das Meer; im Osten ziehen weiße Gewitterwolken, aus denen Blitze zucken; im Westen lagert ein violettes Gewölk, dahinter steht die Sonne, und ein trüber Purpurstreifen lodert bis zur See hinab. Die Sonne tritt endlich hervor, noch einmal brennt die ganze Natur in Flammen der Entzückung, dann sinkt die rothe Feuerscheibe langsam, ruhig in's Meer. — Die Sonne ist der Schild des geistigen Lichtes im Kampfe wider die Finsterniß, und wenn alle Streiter geloben: „Mit ihm, oder auf ihm!“ dann siegt die Dunkelheit niemals mehr.

Die englische Post.

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1809 herrschte auf Helgoland ein unbeschreibliches Wogen und Drängen. Napoleon hatte durch seine Dekrete den englischen Handel vernichten, die Colonialwaaren vom europäischen Festlande verbannen wollen, jedoch sein Plan war mißlungen. An den deutschen und holländischen Küsten entfaltete sich plötzlich ein ausgedehnter Schleichhandel, zunächst von solchen Leuten unterhalten, denen die Continentalsperre ihr ganzes Hab' und Gut genommen. Aber bald lockte das kühne Hazardspiel auch Andre zur Theilnahme herbei. Adel und Priester, Bürger und Bauern, Männer und Weiber ergaben sich mit einer wahren Leidenschaft dem Schmuggeln, und sogar gekrönte Häupter suchten auf diesem Wege ihre leeren Kassen wieder zu füllen. Und der Mittelpunkt des tollen, gefahrvollen Treibens war die Insel Helgoland, die, unter großbritannischem Scepter stehend, einen sichern Stapelplatz dicht vor der Elbe und Weser gewährte. Häuser, Speicher und Schuppen entstanden hier wie durch einen Zauberschlag, und genügten dennoch nicht; reiche und schwere Lasten lagen obdachlos umher. Goldne Füllhörner schienen über Helgoland ausgeschüttet, die sonst so

blutarmen Bewohner verdienten das Geld im Schlafe. Unternehmende Kaufleute von den verschiedensten Nationen drängten sich zu der einsamen rothen Klippe in der Nordsee, ganze Flotillen kamen täglich an und gingen ab; ein lautes, merkantilisches Getöse wogte am Ufer und auf der großen Treppe von Helgoland.

Es war eine rauhe, windige Vorfrühlingsnacht. Dunkle Wolkenmassen flogen am Himmel vorbei, und nur selten konnten einzelne Sterne hernieder funkeln. Immer dichter schob die graue Decke sich zusammen, und als die Thurmuhr in der Ferne drei schlug, da ergoß der Regen sich plötzlich mit prasselnder Gewalt. Im Unterlande lagen, am Ufer entlang, eine Masse von Waarenballen, Kisten und Fässern aufgeschichtet, wohl viele Hunderttausende werth. Es schien, als sei man beim Ausladen dieser Sachen von der Nacht überrascht worden, und die strömende Fluth drohte alles zu verderben, denn niemand war , um die theuern Waaren zu schützen. Endlich hörte man hastige Schritte schallen, einige junge Bursche kamen spornstreichs von der Treppe hergerannt, und fingen an, die Güter mit großen, getheerten Segeltüchern zu bedecken.

Besonders rührig zeigte sich Einer von ihnen; er schaffte mehr, als alle Uebrigen zusammen. Wo er Hand anlegte, ging die Arbeit stets schnell und sicher von statten, denn er besaß zugleich Gewandtheit und Kraft. Die schwersten Fässer rollte er, ohne der Hülfe eines Andern zu bedürfen, wie leichte Spielbälle fort. Wenn die Hornlaternen, deren man sich bediente, ein Streiflicht über sein Antlitz warfen, so sah man frische, freundliche Züge und zwei Augen voll Muth und Stolz. Sein Wuchs war

kräftig, aber biegſam; ſeine hohe Geſtalt zeichnete ihn vor den Gefährten aus. Dieſe gehorchten ihm willig, und er hatte in der That etwas Ueberwiegendes, obgleich er, wie die Andern, nur die gewöhnliche Schiffertracht mit Südweſter und waſſerdichter Jacke trug.

— Juh, wie das regnet! rief ein kleiner, ſtämmiger Helgolander, indem er das Waſſer vom Hut abſchüttelte. Gut, daß wir fertig ſind.

— Noch nicht, Kobers! ſagte jener ſtattliche Burſch, mit wohllautender Stimme. Kaffee und Zucker ſind zwar in Sicherheit, aber die Citronenkiſten müſſen auch noch unter Deck, ſonſt gehen ſie drauf.

— Du biſt gar zu gewiſſenhaft, Jasper! murrte Kobers.

— Der ſtettiner Kaufmann bezahlt uns pünktlich, erwiederte Jasper, drum müſſen wir pünktlich nach ſeinen Waaren ſehn. Das iſt nicht mehr, als recht und billig.

Nachdem alles beſorgt war, verließen die Burſche das Geſtade. Zwei von ihnen blieben im Unterland, während Jasper und Kobers die Treppe hinaufſtiegen.

— Warſt geſtern wieder nicht beim Tanz! begann der letztere die Unterhaltung. Ich hab den engliſch Nibl mit der Antje getanzt. Ei, wie das Kind blitzhübſch wird. Und iſt erſt funfzehn Jahre alt. Ehe noch zwei Jahr in's Land gehn, muß ſie hier das allerſchönſte Famel [1]) ſein.

— Wohl möglich! ſagte Jasper kurz. Wenn ſie ſich unterdeſſen nicht verändert.

— Sag mir nur, Jasper, warum willſt Du ſie denn eigentlich nicht? fragte der Andere nach einer Pauſe.

1) Mädchen.

— Das brennt Dich nicht, drum brauchſt Du's nicht zu löſchen. Gu'n Morgen, Kobers!

So rief der Burſch und bog dann um die Ecke, denn ſie hatten den Falm erreicht. Jasper ſchritt die ſchmale Straße hinauf, und trat durch die nur angelehnte Thür in's Haus ſeiner Eltern. Im Flure war es ſtockfinſter, aber aus dem Hintergrund leuchtete rother Schein, und Jasper ſah das Mütterchen ſchon in der Küche am Feuerheerd. Nachdem er ihr einen Gruß zugerufen, ging er in die Stube, wo eine Oellampe brannte, und warf die naſſe Oberkleidung ab. Aus der Kammer kam ſein Vater, der alte Rickmers, ein großer, hübſcher Mann; nun b-achte die Mutter eine Schüſſel voll dampfender Suppe, Jasper rückte die ſchweren Holzſchemel zurecht, und alle Drei ſetzten ſich an den Tiſch. Noch ſchlug der Regen klirrend gegen die Fenſter, der Morgen dämmerte noch nicht, weil die Wolken den Himmel gar zu ſchwarz umzogen hatten, und es war kalt im Hauſe. Darum ſchmeckte ihnen das warme Frühſtück vortrefflich, und erſt, als man den Boden der Schüſſel ſah, entwickelte ſich folgendes Geſpräch zwiſchen den beiden Männern:

— Habt Ihr alles zugedeckt?

— Ja, Vater!

— Sind wieder Schiffe angekommen?

— Man konnte nicht um ſich ſehn. Nacht und Regen waren zu junk [1]). Aber geſtern Abend lagen Schiffe genug in Sicht.

— Sakkerment, iſt das jetzt eine tolle Wirthſchaft auf

1) finſter.

den Wogen. Die alte Nordsee muß denken, die ganze Menschheit sei verrückt geworden. Und viel fehlt auch nicht daran. So mag es im Süderocean bei den wilden Inseln aussehn, wie jetzt bei uns. Die Böte, womit die Leute sich in's Meer wagen, sind ausgehöhlten Baumstämmen ähnlich, und ihre Bemannung übertrifft sie noch an Ungeschick. Alles will reich werden durch Schmuggelei, und die Hand, welche bisher Nadel, Hammer oder Pflug geführt hat, ergreift nun mit einemmal das Steuerruder. Von den Sternen, vom Compaß und vom Senkblei verstehen sie nichts; das fährt blindlings über See, als ob's einen Teich vorhätte. Die Meisten müssen wohl zum Hängen bestimmt sein, sonst wären ihrer schon mehr ersoffen.

— Nun, ich will den Schleichhandel nicht vertheidigen, Vater, aber er hat doch neues Leben, Bewegung und Geld auf unser verarmtes Land gebracht.

— Jasper, davon wird wenig bleiben. Ein Pfennig, den wir mit Mühe und Schweiß erwerben, hält länger vor, als ein Goldstück, das uns vom Glücke zugeworfen wird. Du sollst sehen, Junge, das Schmuggeln dauert nicht ewig, und wenn es aufhört, dann ist auch unser Reichthum fort. Solche Seifenblasen schimmern grün und golden, aber drin steckt leerer Wind.

Frau Rickmers hatte bis jetzt ruhig zugehört, doch jetzt kam sie in Eifer und rief: Der Baar [1]) hat ganz recht! Das hat wohl einen großen Namen, aber wo bleibt der Verdienst? Man muß alles über'n Kopf bezahlen. Gestern

1) Vater.

hat das Pfund Butter acht und zwanzig Schillinge, und das Pfund Fleiſch zwei Mark gekoſtet. Ausländiſche Waaren ſind wohl billig genug, und im Kaffee trappt man mit den Füßen. Aber von Zucker wird man nicht ſatt, und Negelken [1]) kann man nicht zu Mittag kochen. O mein Herrgott, ich wollte wünſchen, der Bonaparte wäre zu Haus geblieben, und die Engländer hätten ihr Lebtag nicht erfahren, wo Helgoland liegt. Es giebt wohl Leute bei uns, die denken: „Juchhe! Nun iſt alle Tage Sonntag!“ Ja, wart' nur! Das bischen Glückſeligkeit geht vorüber, und das Elend kommt nachgehinkt. Früher gab es ſtrenge Zucht und Sitte auf dem Lande. Kein Famel, kein Weib wollte beſſer ſein, als die andern; alle trugen dieſelbe Tracht, alle waren ſittſam und ſpröde. Auf'm Springhüß [2]) wurden ſonſt die Alltagskleider angezogen, und die guten Schuhe ließen wir derenn [3]). In Socken mit Segeltuchſohlen ging es eben ſo flink. Kam dann zufällig ein fremder Schiffscapitain in's „rothe Waſſer“, ſo hatte der Tanz ein Ende, denn alle Famels liefen zur Thür hinaus. Nicht Eine wäre dort geblieben! O du mein Herrgott, wie hat ſich das geändert! Jetzt prunkiren ſie in bunten Kleidern von engliſchem Zeuge, und ſnacken und lachen mit den vornehmen Kaufleuten, daß man vor Schaam roth wird. Sie thun hochfahrig wie Prinzeſſinnen, gehen in die Komödie und — — nun, wir werden ja die Folgen ſehn! Ich ſage nur ſoviel: mit der alten helgolandiſchen Ehrbarkeit iſt es aus!

— Ihr ſeid zu ſtrenge, Mutter! erwiederte Jasper.

1) Gewürznelken. 2) Tanzboden. 3) daheim.

Es iſt freilich ſchade, wenn alte Sitten untergehn, aber daran ſind nicht die Leute ſchuld, das liegt in der Zeit. Unſere Zeit mag ihre Fehler haben, aber ſie hat auch ihr Gutes, denn ſie giebt den Armen etwas vom überflüſſigen Gelde der Reichen ab. Geſtern kamen ein paar blutarme Schlucker an, die brachten in ihrem Boot fünftauſend Stück Eier mit. Für jedes Ei tauſchten ſie hier ein Pfund Kaffee ein, und das gilt in Hamburg einen baaren Thaler. Die Beiden ſind nun wohlhabende Leute, wenn ſie ihre Ladung glücklich in den Hafen gebracht haben.

— Ja, wenn! rief der Vater. Da liegt eben der Knoten! Die Franzoſen paſſen auf wie lebendige Teufel, und faſſen ſie einen Schmuggler, ſo geht's ihm ſchlecht.

— Ich fürchte mich nicht vor ihnen! ſagte Jasper. Mit unverzagtem Herzen, mit hellem Auge und kräftigem Arm kommt man überall durch. Warum ſollen die Fremden ſolch großen Verdienſt allein haben und uns mit Taglohn abfinden? Wenn's Euch recht iſt, Vater, will ich die Schlupe voll Waaren laden und ſie nach Neuwerk führen.

— Nein, antwortete Rickmers, an ſolchen Dingen mag ich nicht Theil haben. Wider Sturm und Wogen ſoll man kämpfen, doch nicht wider die Häſcher und die Zöllner. Verunglückt man auf der See, ſo ſtirbt man einen Ehrentod, dort aber wartet der Kerker im Hintergrund. Uebrigens, Jasper, ſei aufrichtig — Du willſt nicht des Schmuggelns wegen nach Neuwerk, ſondern wegen eines Famels ...

— Ja, Vater, Ihr habt recht! Aber lügen wollt' ich nicht, ich habe mir nur ſelbſt ſolche Ausrede vorgeſpiegelt,

um nach Neuwerk zu kommen. Da Ihr einmal angefangen, ſo muß ich Euch ſagen, daß ich Marieliſe, des Strandwirths Bruderstochter, ganz herzlich lieb habe und im Leben keine Andre heirathen möchte.

— Jasper, ſprach der Alte, daran iſt nicht zu denken. Gieb das fremde Famel auf, denn bei der Geſchichte kann wenig Gutes herauskommen. Du weißt, daß Du die Antje Siemens heirathen mußt. Die Schlupe gehörte mir und ihrem ſeligen Vater gemeinſchaftlich. Als er zum Sterben kam, ſtand ich bei ihm und ſagte: „Sei nicht gar zu traurig! Für Deine Wittwe und Waiſe iſt geſorgt. Ich laſſe die Schlupe nicht verkaufen, ſondern will ſie führen und den Erben immer ehrlich die Hälfte vom Verdienſt abliefern. Und wenn mein Jasper einſt heirathen thut, ſoll er die Antje nehmen und die Schlupe ſoll ihr Eigenthum ſein.“ Als ich ſo geredet hatte, drückte der arme, kranke Siemens mir die Hand, er ſah mich dankbar an, machte dann die Augen zu und ſtarb. — Nun frage ich Dich, Jasper, ob Du die Antje heirathen wirſt, oder eine Andre? Damit Dir aber die Wahl nicht allzu ſchwer wird, verbiete ich Dir, ohne meine beſondere Erlaubniß, jemals wieder nach Neuwerk zu fahren.

Rickmers hatte dieſe Worte zwar nicht heftig, aber mit großer Feſtigkeit geſprochen. Als er nun ſchwieg, verbreitete ſich eine ängſtliche Stille im Gemach. Jasper ſaß regungslos und ſtarrte auf den Tiſch, während die Mutter ihr Auge beſorgt auf den Sohn richtete. Die letztere ſchien irgend etwas herbeizuwünſchen, damit nur die trübe Pauſe unterbrochen würde. Die Lampe fing an zu dampfen, das gute Weib ſagte: „Es wird ſchon Tag; ich muß die

Schafe melken," und ging mit der flackernden Leuchte zur Stube hinaus. Wirklich dämmerte der Tag jetzt fahl und düſter durch die Scheiben; der Alte nahm Jacke und Hut, um ſich an die Arbeit zu begeben. Jasper wollte ihm folgen, aber eine geheime Macht zog ihn noch einmal zur Mutter hin, und er trat in die Küche.

Frau Rickmers hatte geweint; ſie drückte zwar, als der Sohn kam, ſchnell ihre Schürze an die Augen, und that, als wäre ihr Rauch hineingekommen, aber Jasper bemerkte wohl, was ſie ihm verbehlen wollte. Da umfaßte er die liebe alte Frau, und fragte ſie mit weichem Tone: „Mutter, ſeid Ihr auch böſe auf mich?"

Die Mutter neigte das Haupt an Jaspers Bruſt und konnte zuerſt vor lautem Schluchzen keine Antwort geben. Endlich ermannte ſie ſich und ſprach: Mein gutes, mein einziges Kind! Aalsnig [1]) kann ich Dir böſe ſein. Aber ſo folge doch dem Vater, und nimm die Antje zum Weib. Sie wird brav ſein und herzig, das kannſt Du glauben. Wer ſolch ein Engelsgeſicht hat, der hat auch ein engliſches Herz.

— Mutter, die Antje iſt viel zu fein für mich. Ich bin ihr gut, ſehr gut, aber ich fürchte mich, ſie anzurühren mit meiner plumpen Hand. Da ſolltet ihr einmal die Marieliſe ſehn . . . die iſt groß und kernig, wie ich ſelbſt, und ich habe ihr verſprochen, daß ich ſie heirathe.

— Jasper, ſolch Leid thu' uns nicht. Bring' uns keine Fremde in's Haus. Sieh, der Vater und ich und unſre beiderſeitigen Eltern waren auf dem Lande geboren; ich ſelber bin keinmal fortgeweſen, und kann nicht glau-

1) niemals.

ben, daß die Menſchen draußen eben ſo wacker ſind, wie hier. Wir würden Alle mißtrauiſch gegen die Marieliſe ſein und ſie würde ſich nicht heimiſch fühlen bei uns, darum gieb den Gedanken auf, Jasper ...

— Ich habe ihr die Ehe verſprochen, Mutter! ... Wenn ich ſie nicht herbringen darf nach Helgoland, ſo muß ich auch fort.

— O nein, nein! Rede doch nicht ſo etwas, Jasper! Könnteſt ja doch nicht weggehn von der Mutter, und ſie ſterben laſſen, ohne ihr die Augen zuzudrücken. Nein, bringe die Marieliſe nur, ſie ſoll mir wie meine eigene Tochter ſein, und wegen des Vaters — — nun, Jasper, hoffe nur auf Gott!

— Ja, auf Den hoffe ich! rief Jasper, küßte die Alte und verließ das Haus.

Es war ihm ein Stein vom Herzen gewälzt. Er ging nach dem Strande und half dort bei der Arbeit. Auch ſeinen Vater traf er unten, und die Beiden trugen zuſammen manch ſchwere Laſt in die Schuppen, oder in bereitliegende Schmuggelböte. Auf einmal kam Vetter Krüß, auch Snieder-Krüß genannt, weil er das Schneiderhandwerk trieb, und erzählte dem alten Rickmers: es müſſe etwas los ſein; über Nacht ſein ein Kurierſchiff angelangt, und im Hauſe des Gouverneurs herrſche große Bewegung. Jener hörte nicht ſehr danach, aber bald erſchien ein Bote, der die Quartiersmänner zu Seiner Excellenz beſchied. Rickmers klopfte alſo von ſeiner langen blauen Jacke das Stroh ein wenig ab, ſagte dem Jasper, was zunächſt gethan werden müſſe, und ſtieg dann die Treppe hinauf. Vom Falm rechts abbiegend, kam er zu

dem niedrigen Gouvernementshauſe, wo er ſeine Genoſſen ſchon warten fand. Die acht bejahrten, aber noch immer rüſtigen Männer wurden in's Schreibzimmer geführt, der Gouverneur Hamilton grüßte ſie zutraulich, unterzeichnete in aller Eile noch einige Papiere, und ſprach dann, indem er dicht an die Helgolander trat:

— Ich habe Euch rufen laſſen, weil ſogleich ein Poſtboot mit wichtigen und geheimen Briefen nach Neuwerk abgehen muß, und bitte Euch, recht ſchnell die Wahl der Steuerleute zu treffen.

Die Quartiersmänner ſahen einander bedenklich an und ſchwiegen, bis Rickmers, der Aelteſte von ihnen, das Wort nahm.

— Herr Governör, antwortete er, dazu haben wir kein Recht. Die Küſte liegt voller Franzoſen, und wen ſie fangen, der wird in's Gefängniß oder unter die Soldaten geſteckt.

— Ich weiß, daß es ein ſchwerer Dienſt iſt, ſagte Hamilton, und bin gern bereit, dem Steuermann, welcher ſich freiwillig meldet, eine reiche Belohnung auszuwirken.

— Das lockt Keinen, Herr Governör! erwiederte Hinrich Franz, der Schiffszimmermann. Wir können noch ſo großen Lohn ausſetzen, kein Helgolander begiebt ſich in ſolche Gefahr.

— Wunderliche Leute! ſprach der Engländer. Ihr wagt Euch doch beim Lootſen oft in die wildeſte See, und ſchaut dem Tode kühn in's Auge.

— Ja, Excellenz, den Tod fürchten wir nicht! begann Rickmers wieder, nur müſſen wir wiſſen, wofür es gilt. Entweder Menſchenleben zu retten, oder für unſre Weiber

und Kinder. Aber ich sage es nochmals: das Wagstück, jetzt nach Neuwerk zu segeln, unternimmt Keiner, denn den Franzosen in die Hände fallen, das ist schlimmer für uns, als sterben.

— Nun, und wie wird es gehalten, wenn Ihr ein Schiff in Gefahr seht? fragte der Gouverneur. Wer muß in Sturm und Wetter auf's Meer hinaus, um die Ladung zu bergen?

— Wir loosen! antwortete Franz.

— So mag es denn also auch jetzt gehalten werden, fuhr Hamilton fort. Im Namen Seiner Majestät des Königs befehle ich, daß die Schiffer von Helgoland loosen, und daß der, den das Loos bezeichnet, unweigerlich mit der Post nach Neuwerk segelt. Die Depeschen sind von größter Wichtigkeit. Treffen Sie deshalb Ihre Anstalten, meine Herren! Spätestens in einer Stunde muß das Fahrzeug reisefertig sein.

Hamilton war ein schöner, hochgewachsener Mann, sein ganzes Wesen gebot Achtung. Die Helgolander liebten ihn wahrhaft, denn er nahm sich ihrer stets wie ein Vater an, erwies sich gegen jedermann freundlich, und gab auch dem Aermsten Gehör. Die acht Männer konnten sich überzeugt halten, jene Fahrt müsse durchaus nothwendig sein, sonst würde er sie nicht gefordert haben. Sie machten deshalb keine nutzlose Einwendung mehr, sondern gingen mit ehrerbietigem Gruße zur Thür hinaus.

Bald darauf scholl der Ruf: „Geloot, geloot!" durch die Straßen des Ober- und Unterlandes. Aus allen Häusern stürzten die Männer, hatten Jacken und Hüte in der Hand, und rannten ohne Rast die Treppe hinab.

Aber ihre freudig erregten Geſichter wurden plötzlich lang und ernſt, als ſie hörten, es ſei kein Schiff in Gefahr, ſondern der Gouverneur habe befohlen, eine Schlupe ſolle nach Neuwerk ſegeln. Die Rath- und Quartiersmänner mußten ihr Anſehn gebrauchen, um das Murren der Andern zu unterdrücken; ſie mußten ihnen ſagen, wie viel England ſchon für ſie gethan, und daß es ſchmählich wäre, wenn man dem Staate den erſten Dienſt verweigern wollte, weil er gefahrvoll ſei. Da wurde es ruhiger im Hauſe, die Lootſen traten einzeln heran, und legten ihr Teeken auf ein Segeltuch. Das Teeken (Zeichen) iſt eine Medaille von Meſſing, welche auf der einen Seite den königlichen Namenszug, auf der andern einen Schiffer mit dem Senkblei und die Nummer des Lootſen trägt. Dann wurden die Zipfel des Segels zuſammengefaßt, man rief einen Knaben und ließ eine Medaille herausziehen. Sie trug die Nummer des alten Rickmers.

Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, aber keine Miene ſeines feſten Antlitzes veränderte ſich. Er nahm das Teeken zurück, und ging ſchweigend die Treppe hinauf, um das Brieffelleiſen vom Gouverneur zu holen. Als er daſſelbe empfangen hatte, begab er ſich nach Haus, denn er mußte ja von ſeinem Weibe Abſchied nehmen und einige Lebensmittel zu ſich ſtecken, da man nicht wiſſen konnte, wie lange die Fahrt dauern würde. Kaum war er drinnen, ſo kam Jasper athemlos die Straße herauf gerannt und flog durch die Hausthür.

— Vater! rief er, in's Zimmer tretend. Ihr ſollt nach Neuwerk?

— Ja, ich habe das Loos.

— Ihr dürft nicht fort, Vater! Es wird pechschwarz auf dem Waſſer, wir bekommen gar bös Wetter, und Ihr habt drei Wochen das Fieber gehabt.

— Wem Gott ein Amt giebt, der warte ſeiner, heißt es in der Schrift. Alle Tage kann die Sonne nicht ſcheinen. Spute Dich, Mutter, bring' mir meine Seekappe und ein Brod.

— Denkt nur, Vater, wenn Ihr unterwegs krank würdet. Dann wäret Ihr verloren und die Depeſche auch. Ich bin geſund, bin jung und ſtark. Laſſet mich ſtatt Eurer fahren, Vater!

— Nein, Jasper, das kann nicht ſein!

— Ueberlegt's Euch noch einmal. Die Fahrt iſt beſchwerlich, denn es liegt viel Eis vor der Elbe. Lieber Vater, ich bitte Euch, ſchickt mich nach Neuwerk.

Der Alte ſchaute ſeinem einzigen Sohn freundlich ernſt in's Auge — ſein Herz wurde weich. Bat und ſchmeichelte der kräftige Burſch doch heute wieder wie in den Kinderjahren, wenn er einen Angelhaken geſchenkt haben wollte. Und weshalb? Um für ihn in eine drohende Gefahr zu gehen. Noch nie war ihm der Jasper ſo friſch, ſo ſtark und muthig erſchienen; er kam ſich dagegen recht abgelebt und machtlos vor. Nickmers wendete den Blick vom Sohne auf ſein Weib, das ſchweigend neben ihm ſtand und ſorgenvoll die Entſcheidung erwartete. Mitſprechen durfte ſie in der Männer Sache nicht, wie viel auch ihr Herz bewegte, aber den Thränen konnte ſie nicht gebieten, und große helle Tropfen rollten von ihrer Wange herab.

Es war ſtill in der Stube, doch plötzlich zuckte ein Gedanke durch Jasper's Seele, und er rief mit hocherrö-

theitem Angeſicht: Vater, jetzt weiß ich, warum Ihr nicht ja ſagen wollt. Ihr glaubt gewiß, ich möchte die Fahrt nur benutzen, um Marieliſen wiederzuſehn. Aber, bei Gott im Himmel, daran hab' ich nicht gedacht, und ich gebe Euch die Hand drauf, daß ich gar nicht zu dem Famel gehen werde..

Rickmers ergriff die dargebotene Hand des Sohnes, die braun und hart, wie ſeine eigne war. — Nein, nein, Jasper! ſprach er, weicher als gewöhnlich. So hatte ich's nicht gemeint! Ich kenne Dich beſſer, Junge! Es kam gewiß kein arger Nebengedanke in Dein Herz, als Du für den alten Vater eintreten wollteſt, und damit Du ſiehſt, daß ich Dir traue, ſo ſollteſt Du nach Neuwerk fahren, wenn der Gouverneur ſolchen Tauſch zugeben möchte.

Jasper nahm die Worte des Vaters für eine Zuſtimmung von ſeiner Seite, und war wie der Blitz zur Thür hinaus. Die Eltern wußten nicht, was er eigentlich vorhabe, doch ehe ſie die nothwendigſten Erforderniſſe zuſammengeſucht, kam Jasper in's Haus zurück und rief mit jubelndem Ton:

— Juchhe, nun darf ich fahren! Der Herr Govern÷r hat geſagt: du biſt brav, mein Sohn; dir darf ich die Depeſche dreiſt anvertrauen. Nimm deinem Alten nur die Arbeit ab, und komme geſund wieder nach Helgoland.

Der Vater und die Mutter ſtanden ganz erſtarrt vor Ueberraſchung, denn das hatten ſie nicht erwartet. Frau Rickmers faßte ſich zuerſt und ſprach:

— Nun, das iſt Gottes ſichtbarer Finger! Laß dem Jasper ſeinen Willen, Vater ... er iſt der beſte Schiffmann auf dem Lande, und der Allmächtige wird ihn ſchützen.

— Ja, Jasper, Du magst meine Stelle vertreten! sagte Rickmers, von Rührung fast übermannt. Hier gebe ich Dir die englische Post, die nach Neuwerk soll, und gebe Dir Dein Wort zurück wegen der Marielise; das Felleisen muß an den Strandwirth abgeliefert werden. Geh' zu ihm, und wenn er eine Rückpost hat, so bringe sie mit. Im Uebrigen sei vorsichtig, mein Junge — — doch, wozu die Furcht und Sorge! Du hast Vater und Mutter geehrt, darum wirst Du lange leben auf Erden!

Nun wurde schnell das Unentbehrlichste herbeigeschafft, und die beiden Alten begleiteten, mit Schiffsgeräth und Lebensmitteln bepackt, ihren Sohn die Treppe hinunter bis an den Strand. Dort lag die Schlupe, welche Jasper gemeinschaftlich mit Antje Siemens als Aussteuer empfangen sollte. Es war ein gutes Boot; tüchtig gebaut, wie alle helgolander Fahrzeuge. In grüner Oelfarbe glänzten seine Planken, und rothe Streifen säumten den Bord. Am Schnabel sah man eine mächtige Eiche gemalt; ihre Aeste trugen eine Fülle blauer Trauben, und ringsum war die fromme Inschrift angebracht:

„Der Herr welle bewahren
Alle, die mit dem Weintrauben-Baum zur See fahren."

Am Ufer standen Leute genug, alte und junge, und Jasper sah sich eben nach einem Hülfsmann um. Da sprang Kobers, in voller Schiffertracht, aus dem Haufen, und rief:

— Du fährst nach Neuwerk, Jasper? Nun, ich halte zu Dir, und will Dir treulich helfen, so gut ich kann.

Nach diesen Worten stemmte er sich mit aller Kraft

gegen das Boot, und die beiden nervigen Burſche ſchoben es ſo raſch über den glatten Kies in die Fluth hinein, als ob es ein Spielzeug wäre. Bald war die Segelſtange aufgerichtet; Rickmers reichte dem Sohn das Takelwerk, die Mutter übergab an Kobers den Proviant. Jasper hängte ſich das Brieffelleiſen, eine verſchloſſene Ledertaſche, um die Schultern, ſagte den Eltern mit herzlichem Händedruck Lebewohl, und ſprang, ſammt ſeinem Gefährten, in's Boot. Jetzt wurde abgeſtoßen — noch einmal winkten ſie den Zurückbleibenden einen Gruß, zogen das Segel auf, und die Schlupe, von der Brandung ergriffen, ſchoß in's hohe Meer hinaus.

Draußen war viel Waſſer und eiskalte Luft. Der Wind kam aus Nordweſt, er ließ die See zu Bergen anſchwellen, und grub dazwiſchen tiefe Schluchten ein. Der „Weintrauben-Baum" flog haltlos auf und ab, aber Jasper ſaß unbekümmert am Steuer, und Kobers, der das Segel zu lenken hatte, ſchaute fortdauernd nach ihm, um keinen Wink zu verlieren. Eine große, rabenſchwarze Wolke kam herauf, bedeckte den ganzen Horizont und ſprudelte einen ſcharfen, kalten Guß von Regen und Schnee herab. Nach einer Stunde klärte ſich das Wetter, die Wolken gaben Raum, und unſre Schiffer ſahen die Sonne rothſtrahlend untergehn. Das ganze Meer ſchimmerte wie Feuer und Blut.

Nun wurd' es Nacht; nur blaſſes Sternenlicht erhellte die weite Waſſerwüſte ein wenig. Aber der Wind hielt aus, er wurde eher noch heftiger; hochauf ſchwollen die Wogen, und warfen die Schlupe umher, daß ihre Planken krachten. Jasper fürchtete ſich indeß vor dem toben-

den Elemente nicht, war er doch seit frühester Jugend mit der See vertraut und hatte oftmals viel wildere Stürme erlebt. Er rührte sich nicht vom Platz, sprach keine Sylbe, außer wenn er an Kobers etwas zurufen mußte, und gab nur Obacht auf den Lauf des Bootes. Das weitflackernde Steinkohlenfeuer der Blüse von Helgoland, die Sterne oben am Himmel und das Leuchtschiff vor der Elbe waren die Wahrzeichen, durch welche der wohlgeübte Steuermann den Weg auf der nachtbedeckten Nordsee fand.

Auch Kobers kannte das Gefühl der Furcht kaum dem Namen nach, allein die Wortlosigkeit seines Gefährten war ihm unheimlich. Er mußte durchaus eine menschliche Stimme hören, wenn auch nur seine eigne, sonst wurde er vom innern Schauder überwältigt.

— Willst Du nicht einen Schluck Branntwein trinken? fragte er.

— Ich habe keinen Durst! erwiederte Jasper.

Kobers trank, und begann dann abermals: Was mag jetzt Antje Siemens machen? Vielleicht ist sie mit der Mutter bei Euch und liest aus Deines Vaters großem Buche eine Seeräubergeschichte vom Stortebecker vor. Vielleicht sitzt sie auch mit der Alten zu Hause und strickt ein Netz. Die Alte ist eine wahre Rabenmutter gegen das Kind. Könnte sie nicht eine Magd halten? Nein, Antje muß alles selber schaffen, und man sieht ihren weißen feinen Händen doch an, daß Gott sie nicht zur Arbeit bestimmt hat. Solche Händchen und Füßchen . . . eine Königin kann sie nicht schöner haben. Das ganze Famel ist wie aus Wachs! — Ach, wem es doch so gut geboten

würde, wie Dir, Jasper! ... Sag' mir nur in aller Welt, was Du an der Antje auszusetzen haſt?

Kobers wartete auf Antwort, doch da Jasper beharrlich ſchwieg, fuhr er von neuem fort: Weißt Du, wie mir das ſchmucke Kind vorkommt ... ich will Dir's erzählen. Sieh, ich war einmal in Hamburg im Garten des Herrn Conſuls von Meriko. Da ſtand ein großes Haus, das war ganz aus Glas — oben am Dach, vorn und an der Seite — nur hinten hat es eine ſteinerne Wand gehabt. Inwendig herrſchte recht ſchwüle Sommerhitze, obgleich wir erſt März hatten, und rund umher waren großmächtige Kübel aufgeſtellt, darin wuchſen Stauden und Bäume — Jasper, ſolche Stauden und Bäume hab' ich in meinem Leben nicht geſehn! Die Blätter waren bald wie Ruder, bald wie grüne Kronen und bald wie Menſchenhände geſtaltet, bald hatten ſie ſo ſpitze Stacheln, daß man ſie gar nicht anrühren durfte. Es war eine übermäßige Pracht, und ich werd's aalsnig vergeſſen. Aber das herrlichſte kommt noch. Als uns der Gärtner ſo herumführte, ſtand ich auf einmal vor einer großen Blume. Ihre breiten Blätter ſahen blaugrün aus, wie das Meer, wenn es recht ruhig iſt; ein hoher, ſchwanker Stengel ſchoß dazwiſchen auf, und oben dran ſaß eine Roſe ... nein, eher eine Tulpe! ... aber nein, eine Tulpe war's auch nicht! Sie glänzte wie weißes Porzellan, und tief drinnen im Kelche ſchimmerte zartes Roth und Blau. Ein ganzer Buſch roſenfarbner Fäden kam aus dem Innern hervor, ſie hingen über den ſchlohweißen Rand, und von dem koſtbaren Geruch, der mir entgegenſtrömte, wurde ich ganz berauſcht. Wie ich die Blume ſah, kriegte ich einen ordentlichen

Schreck, und — Du brauchst nicht zu lachen — und zog respectvoll meine Seekappe ab. Mir war, als schickte sich's nicht, in Gegenwart solcher fremden, vornehmen Blume den Hut aufzubehalten. Siehst Du, Jasper, gerade so ist mir zu Muthe, wenn ich vor Antje Siemens stehe, und ich muß immer an die Blume beim Consul von Meriko denken, wenn ich dem Famel begegne — — —

Kobers hätte gewiß noch lange fortgeredet, doch plötzlich stieg vorn eine riesige Welle empor, rauschte in's Boot und überdeckte den jungen Helgolander wie mit gläsernem Mantel. Während er sich schüttelte und sprudelte, nahm Jasper das Wort:

— Du sollst mir das alles erzählen, wenn wir erst wieder auf dem Lande sind! sprach er. Mag Dich die Antje leiden, Kobers, so warte noch ein paar Jahre, und heirathe sie dann. Ich wenigstens werde Dir nicht in die Quere kommen, darauf kannst Du Dich verlassen. Jetzt aber achte nur auf Wind und Wellen, und wirf die Liebesgedanken über Bord.

Kobers nahm die gute Lehre an, er schwieg und vollzog alles mit größter Pünktlichkeit. So ging die Nacht vorüber. Gegen Sonnenaufgang quoll ein weißer Nebel aus dem Wasser, er wurde immer dicker, und lagerte als eine undurchsichtige Wand über der See. Die beiden Schiffer hätten glauben können, sie säßen in einer Stube, wäre das Tosen, das Schwanken und die Sprützwellen nicht gewesen. Jasper zog einen kleinen Compaß aus der Tasche, nahm den Deckel ab, und stellte ihn neben sich auf die Steuerbank. Dann ging es ohne Störung weiter. Aber es wurde nun unerträglich kalt, ein innrer Frost

durchrieselte den kräftigen Seemann, und Hunger geselte sich dazu.

— Nimm einen Augenblick das Steuer, Kobers! sagte er. Ich muß etwas essen und trinken, sonst wird mir dwelst [1]). Halte nur immer den Süd-Süd-Osten-Cours; ich löse Dich gleich wieder ab.

Jasper schnitt sich ein tüchtig Stück Brod, verzehrte es mit vollem Behagen und nahm einen Schluck aus der Flasche. Dann schlug er, um sich zu erwärmen, die Arme mehrere Male kreuzweis über seine breite Brust, und setzte sich wieder auf die Steuerbank.

Der Nebel fing endlich an zu wallen, er zog in weißen Riesenbildern fort, und als ihn die Sonne besiegt hatte, stand sie schon hoch am Horizont. Der Feuerthurm von Neuwerk war deutlich in Sicht, aber eine neue Gefahr boten die Eisschollen dar, welche aus der Elbe hertrieben. Sie wurden immer zahlreicher, immer größer, und störten den Lauf der Schluye sehr. Die beiden Bootsleute blieben indeß wohlgemuth, denn vor Abend durften sie doch nicht wagen, der Küste zu nahen, und durch ihre rastlose Arbeit sahen sie dieselbe stets näher kommen. Nun entdeckten sie aber auch, daß an der Nordspitze von Neuwerk ein französisches Wachtschiff lag, und es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten unter dessen Kanonen vorbeisegeln, um an der südlichen Küste vor Anker zu gehn.

Der kurze Februartag neigte sich dem Ende zu. Der Sonne Glanz war gedämpft; trübroth und strahlenlos

1) schwindlig.

sank sie hinter einen stahlblauen Dunstschleier hinab. Jemehr die Dunkelheit zunahm, um so sicherer fühlte sich Jasper, und nur die Schollen machten ihm viel zu schaffen. In möglichst großem Bogen umfuhr er das Kaperschiff, das mit einem einzigen Schuß sein Boot in's Meer versenken konnte. Aber es mußte dort schlechte Wachsamkeit herrschen, denn nichts regte sich auf dem Deck, und die Mündungen der Kanonen blickten aus den offnen Luken stumm herüber. Endlich erreichten unsre Helgolander eine Bucht inmitten zweier Sandzungen, wo sie ungesehn ankern konnten. Die Schlupe mußte jedoch, wegen des starken Eises, mehrere hundert Schritt vom Ufer abbleiben, und Jasper übergab das Boot an Kobers, mit dem Bemerken, daß er, wenn alles glücklich ginge, jedenfalls vor Tagesanbruch zurückkehren würde. Dann zog er seine riesenhaften Stiefel ganz herauf, und stieg über Bord. Noch lag ein schwerer Weg vor ihm; bis weit über die Knien im Wasser stampfend, mußte er sich zwischen den dichten Eisschalen hindurcharbeiten, und trotz der kalten Abendluft rannen ihm bald große Schweißtropfen von der Stirn. Jasper's Jugendkraft besiegte indeß auch diese Schwierigkeit — nach einer Viertelstunde trat er auf den festen Boden von Neuwerk.

Das ist eine flache Insel, die kaum eine Viertelmeile im Umkreis hat, und zum Gebiete der freien Stadt Hamburg gehört. Starke Deiche schützen sie rings gegen die Wogen, ein hoher Feuerthurm erhebt sich dort, und etwa funfzig Menschen bewohnten damals das Eiland. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, doch um die Schiffer nicht irre zu leiten, war es den Ansiedlern verboten, Bäume zu

pflanzen, oder Häuser zu bauen. Sie mußten ihr Obdach in Ställen und niedrigen Hütten suchen.

Eine solche Hütte lag ungefähr zwei Büchsenschüsse vom Ufer entfernt. Jasper sah das Licht aus derselben schon herüber blinzeln, und schlich vorsichtig näher. Da zitterte auf einmal ein heller, scharfer Ton durch die Luft. Was war das? Der Helgolander stand still und horchte. Der Ton wiederholte sich — — aha! vor der Hütte entdeckte Jasper vier Pferde, und ihr Wiehern scholl durch die Nacht. Noch hundert Schritte weiter, da konnte er deutlich unterscheiden, daß die Rosse wohlgesattelt waren, und daß lange Karabiner am Bügel blinkten. Jasper durfte nicht zweifeln: französische Soldaten mußten bei der Ebbe von Curhaven hergeritten sein. Schnell entschlossen, machte er halt, scharrte ein Loch in die Erde und legte das Felleisen hinein. Nachdem er sich den Ort genau eingeprägt hatte, warf er den weißen Sand wieder zu, und ging vorwärts.

Nun war er so nahe, daß er durch's Fenster das hellerleuchtete Innre der Hütte übersehen konnte. Richtig, dort saßen am Tische drei Chasseurs, welche Lorenzen, der Schankwirth, emsig bediente. Auf dem Feuerheerd prasselte und flackerte eine lebhafte Flamme, und daneben sah Jasper seine Marielise, groß und schön, das runde frische Antlitz von der Gluth übergossen. Der vierte Soldat machte sich viel um sie zu schaffen; er war nicht mehr jung, ein mächtiger Schnurrbart bedeckte seine Lippen, und die Goldtressen am Aermel zeigten, daß er Sergeantenrang habe. Zuweilen legte er die Hand auf Marieliens Schulter, oder auf ihren Arm; er schien ihr galante Worte

zu ſagen, aber das Mädchen hörte nicht danach, und ſchnellte ſeine Liebkoſungen, ſobald ſie irgend handgreiflich werden ſollten, mit einem kurzen Stoß des Ellenbogens zurück. Im Winkel bei der Thüre ſchlief ein armer Beſenbinder, in einen alten Schafpelz eingehüllt. Der breitkrämpige Hut beſchattete ſein Geſicht, und das Waarenlager, aus drei oder vier Beſen beſtehend, hatte er neben ſich an die Wand gelehnt.

Jasper überſchaute die ganze Scene ſchnell mit ſeinem Seeadlersblick, allein dem ſonſt ſo entſchiedenen Burſchen fehlte diesmal guter Rath. An einen baldigen Abzug der Soldaten war nicht zu denken, denn erſt bei niedrigſtem Waſſer konnten ſie nach Curhaven zurück. Und dennoch mußte die engliſche Poſt abgeliefert, mußte er wieder in See ſein, bevor der Morgen graute. Nur ein Mittel gab es, das freilich gefahrvoll ſchien, aber dieſe Rückſicht ſchreckte den Jasper nicht ab. Er legte zwei Finger an die Lippen, blies ſcharf hinein, und ließ einen ſchrillenden Ton vernehmen, wie wenn die Möwe in windigem Wetter ihren Schrei ausſtößt. Marieliſe zuckte am Feuerheerde ſichtbar zuſammen, denn ihr war das Signal wohlbekannt, und der Sergeant lachte ſie aus ob ihrer Furchtſamkeit. Nun verhielt ſie ſich wieder ruhig, ja ſie lachte ſelbſt mit dem Franzoſen. Jasper überlegte ſchon, ob er das Zeichen wiederholen ſollte, als Marieliſe zur Stubenthür hinausging, und gleich darauf, vom Hofe herkommend, ſeitwärts neben der Hütte erſchien.

Sie winkte mit einem weißen Tuche, und Jasper näherte ſich.

— Biſt Du's, Jasper?

— Ja, Marieliſe! Ich bringe die engliſche Poſt.

— Drinnen ſitzt Einer, als Beſenbinder verkleidet, der wartet ſchon drauf. Gieb mir das Felleiſen!

— Ich hab' es vergraben ... eine ganze Strecke von hier. Es dauert wohl eine Viertelſtunde, eh' ich's bringen kann.

— So lang darf ich nicht warten. Die Soldaten ſind mißtrauiſch, und der Sergeant wird gleich ungeduldig, wenn ich außen bin. Der häßliche Menſch plagt mich noch todt! Ach, Jasper, Du weißt gar nicht, wie bange mir nach Dir geweſen iſt. Gott ſei gelobt, daß ich Dich wiederſehe!

Sie ſtrich ihm das Haar aus der Stirn und lehnte ſich einen Augenblick ſtill an ſeine Bruſt. Dann aber ermannte ſie ſich und ſprach:

— Jasper, es iſt Gefahr für Dich. Sei vorſichtig! Ich komme gleich wieder heraus.

Mit dieſen Worten huſchte Marieliſe in die Hütte, und Jasper ging, um das Felleiſen zu holen. Kaum hatte er es gefunden, kaum war er bei der Hütte angelangt, ſo flog auch das Mädchen über den Hof. Sie ergriff den Geliebten bei der Hand, und zog ihn fort bis zu einem aus Brettern roh zuſammengefügten Schuppen. Als ſie dort im dunklen Raume zwiſchen alten Tonnen und Gerümpel ſtanden, ſagte Marieliſe mit angſtvollem Ton:

— Um Gotteswillen, lieber Jasper, verhalte Dich ſtill! Die Chaſſeurs wollen eine Runde machen und ganz Neuwerk viſitiren. Sieh, hier iſt unſer Kartoffelkeller; ſteige hinein und rege Dich nicht. Es wäre Dein und mein Tod, wenn die Feinde Dich entdeckten.

Das kluge und ſtarke Mädchen hob eine gewichtige Fallthür auf, nahm dem Helgolander das Felleiſen ab, und umfaßte ſeine Schultern. Jasper drückte ſie an ſich, er küßte ſie herzlich, aber in den Keller wollte er nicht. Einige Schmeichelworte des Mädchens reichten jedoch hin, ſeinen Starrſinn zu brechen; folgſam ſprang er hinab, und die Fallthür ſchloß ſich über ihm. Als er nun ſo auf den Kartoffeln dalag, als alles ſchwarz und ſtill um ihn war, wie im Grabe, da rauſchten mancherlei Gedanken, mancherlei bange Befürchtungen durch ſeine Seele. Die körperliche Müdigkeit überwand indeß dieſe geiſtige Erregung, denn Jasper hatte ſeit vierzig Stunden anhaltend gewacht und gearbeitet. Das iſt die beſte Medizin gegen düſtere Phantaſiegeſtalten, und nach wenigen Minuten ſchlief der Burſch auf ſeinem kalten, knolligen Lager ſo feſt, wie ſelten ein König auf Eiderdunen ſchlummern mag.

Gegen Mitternacht wurd' es laut vor dem Schuppen. Der Sergeant trat ſäbelklirrend herein; er trug eine Blendlaterne, und Einer von den Chaſſeurs folgte ihm. — Hier wird er ſein! Wir müſſen ihn finden! rief der Patrouillenführer, und leuchtete umher. Mit manchem: „Morbleu!“ oder „Diable!“ wurden die alten Geräthſchaften durchſtöbert, keine Tonne blieb ununterſucht. Da ſie nichts entdeckten, wollten ſie endlich wieder abziehen, als dem Sergeanten die Kellerthür in's Auge fiel.

— Ah, hier iſt noch ſo ein Mäuſeloch! ſagte er mit widerlicher Freude. Hebe den Deckel auf, Jules! ... So! — Er leuchtete mit ſeiner Blendlaterne hinab, aber der Keller war zu tief, als daß deren Strahl bis auf den Grund dringen konnte. — Ein rechter Diebeswinkel! fuhr

er fort. Man ſieht nur rabenfinſtre Nacht! Zieh Deinen Säbel, Jules, und ſtochere ein wenig hinein, das wird den Spion wohl munter kitzeln.

Jules gehorchte. Er legte ſich auf den Boden und ſtieß mit der Waffe tief in die Oeffnung. — Fühlſt Du was? fragte der Sergeant. Jules nickte bejahend mit dem Kopf, und Jener rief ungeſtüm: Nun, was iſt es?

— Un fripon allemand! antwortete der Chaſſeur geheimnißvoll. Une pomme de terre! fügte er dann lachend hinzu, indem er von der Spitze ſeines Säbels eine große Kartoffel zog und ſie dem Sergeanten überreichte. Auch dieſer ſtimmte in das Gelächter ein, und dann verließen beide den Schuppen, um ihre Runde fortzuſetzen.

Noch nicht weit konnten ſie ſein, da ſtürzte eine weibliche Geſtalt haſtig von draußen in das finſtre Gebäu; es war Marieliſe. Sie rieß die Fallthür auf und rief mit angſtvollem Ton: Jasper, Jasper! Keine Antwort ſchall zurück. Eine Fiebergluth ſchüttelte das arme Mädchen; ſie legte das Ohr an die Kelleröffnung, und leiſe, ſchwere Athemzüge ſchollen herauf. Indem trat auch der Wirth in den Schuppen; er trug einen weiten grauen Mantel und hielt die große, verſchloſſene Blechlaterne in der Hand. Durch die Ausſchnitte der letzteren blitzten rothe Lichtfunken, und zuckten wie Glühwürmer über das wüſte Gerümpel, über Decke und Wände des Schuppens hin. Marieliſe flog dem Oheim entgegen und rief:

— Vater, der Jasper liegt ſterbend im Keller. Sie haben ihn erſtochen.

— Still, ſtill! ſagte Lorenzen. Die Franzoſen könnten's hören, und dann ſind wir auch unglücklich. — Schnell

glitt er mit ſeiner Leuchte in das Verließ hinunter. Wahrlich, da lag der brave Burſch ſtarr und ſteif, ohne ein Lebenszeichen zu geben. Der Alte faßte ihn an und wollte ihn aufrichten, doch Jasper fuhr bei der Berührung ſchnellkräftig empor, packte den Wirth beim Arm und rief:

— Wer iſt da? ... Was wollt Ihr von mir?

Marieliſe erkannte ſeine Stimme, und ſtieß einen Freudenſchrei aus.

Dem Jasper that kein Finger weh; er hatte feſt geſchlafen, und ahnte nicht, wie nahe der Säbel des Franzoſen ſeiner Bruſt geweſen. Als er nun heraufſtieg, ſchlang das Mädchen die Arme ſo kräftig um ihn, als ob ſie ihn erdrücken wollte, und heiße Thränen rannen über ihr Geſicht. Jasper war zu Anfang ganz verwirrt, er wußte nicht, was man eigentlich meinte. Nachdem aber Marieliſe, die draußen beim Schuppen gelauſcht, ihm erzählte, was die Chaſſeurs geſprochen und gethan, da ſchlug er das Auge zum Himmel empor, und dankte Gott, der ihn beſchützt hatte, voll ſtiller Inbrunſt.

— Meine ſelige Mutter hat mir oft geſagt, begann Marieliſe, wenn Einer ſchläft, dann tritt ſein Engel zu ihm und hält Wache über ihn. Es muß wohl wahr ſein, denn über Dich hat der gute Engel recht ſichtlich gewacht.

Jasper antwortete nichts, ſondern er umſchlang ſeine Liebſte, und gab ihr einen langen, herzlichen Kuß.

— Gott ſei Dank, daß es ſo gekommen iſt! ſprach der Wirth. Doch nun müſſen wir weiter denken. Der Beſenbinder hat das Felleiſen in Sicherheit gebracht, und ich trage die Rückpoſt hier unterm Mantel. Allein die Franzoſen merken Arg ... ich darf nicht länger auf Neuwerk

bleiben. Meine Schankhütte iſt ziemlich aufgeräumt; die Feinde werden wenig in Fäſſern und Flaſchen finden. Leicht mag ich mich verſteckt halten, bis ich nach Holſtein und von da nach England hinüber kann, aber was fangen wir mit der Marieliſe an? — —

Der Burſch und das Mädchen blickten einander ſo treuherzig in's Geſicht, als wollten ſie ſagen: es ſei ihnen unmöglich, ſich zu trennen.

— Soll ich ſie hier auf der Inſel laſſen — — fuhr Lorenzen fort, doch Marieliſe unterbrach ihn ſchnell:

— Nimmermehr! Hier bleib' ich um keinen Preis! Wie könnt' ich mich vor dem Sergeanten ſchützen, wenn ich ganz allein, ganz hülflos wäre? — Es entſtand eine tiefe Pauſe, und das Mädchen ſagte traurig: Ach, man iſt doch recht unglücklich, wenn man keine Eltern und keine Heimath hat! ... Aber nein! fügte ſie vertrauungsvoll hinzu, die Mutter ſagte: alle Waiſen haben eine Heimath im Himmel, und ihr Rathgeber iſt Gott!

Nun wurde auch Jasper's Auge feucht, und er ſprach: Lieb Herz, komm mit nach Helgoland! Meine Alten werden Dich nicht von der Thüre weiſen, wenn ſie Dich ſehn. Gelt, Du gehſt mit mir, Marieliſe?

— Darf ich denn? fragte ſie den Wirth, vor Erwartung zitternd.

— Du darfſt, und mußt Gott danken, daß es Dir ſo gut geboten wird, erwiederte Lorenzen. Ich kenne die Rickmers, das ſind brave Leute. Hole raſch Dein Bündel, wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn der verdammte Bonaparte ſammt ſeinen Hundsſöttern aus dem

Lande gejagt, wenn endlich wieder Friede iſt, dann komme ich nach Helgoland und nehme Dich mit mir.

Die letzten Worte konnte Marieliſe nicht hören, denn ſie war längſt zur Hütte hinaus, und kaum hatte Lorenzen die Poſt an Jasper überliefert, ſo ſtand ſie da, ein gar kleines weißes Bündel in der Hand tragend. Der Abſchied von ihrem Pflegevater war bald gethan, ſie faßte den Arm des Liebſten, und eilig, aber oft umherſchauend, ob auch niemand folge, ſchritten ſie dem Strande zu.

— 's iſt die höchſte Zeit! ſagte Jasper. Der Himmel wird ſchon weiß in Oſten. Wir kommen ſonſt nicht beim Kaper vorbei.

Die Beiden haſteten ſich noch mehr, denn wirklich verbreitete ſich ein grauer Dämmerſchein in der Luft; man mochte die näheren Gegenſtände gut erkennen. Am Strande bot ſich ein Hinderniß dar. Die Hochfluth hatte eine Menge Eis herangebracht, und beim abſtrömenden Waſſer blieben die Schollen zurück. Sie lagen zuſammengeſchoben, aufgeſchichtet; das Mädchen konnte kaum darüber hinweg, und ſie verbiß gewaltſam den Schmerz, den ihr die ſcharfen Kanten machten. Bald war indeß ihre Kraft zu Ende, ſie vermochte nicht mehr zu gehn. Entſchloſſen hob Jasper die Liebſte auf ſeinen Arm, und trug ſie leicht wie ein Kind über den beſchwerlichen Pfad. Nun trat er mit ihr in's Waſſer, und auch hier umrauſchten ſie die Eisſchollen noch. Von der Schlupe war nichts zu ſehen; Kobers mußte wohl tiefer in See gegangen ſein, um bei der Ebbe nicht auf den Sand zu gerathen. Immer mühſamer kämpfte ſich der Burſch mit ſeiner Laſt durch die Wogen, ſein Arm zitterte, und Marieliſe fühlte, daß er ſie

nicht mehr lange würde halten können. Aber ſie unterdrückte ihre Angſt, um dem Jasper das Herz nicht noch ſchwerer zu machen. Und auf Jasper's Herzen laſtete es auch wahrlich ſchon ſchwer genug. Trotz aller Stärke, war er einer ſolchen Anſtrengung nicht gewachſen, denn das Waſſer ging ihm hoch an die Hüften, und er dachte mit Zittern an den Augenblick, wo ſein Arm lahm werden, wo das Mädchen in's Meer ſtürzen würde.

— Kobers! Kobers! rief er laut, aber nur die Möwen antworteten ihm. Zurück durfte er nicht, denn er hörte Pferdegetrappel am Ufer; die Chaſſeurs waren dort. Mit jener Gewalt, welche die Verzweiflung verleiht, ſpannte er ſeine Kräfte und ſchritt weiter. Bis an die Bruſt ſtiegen ihm die Wellen, und —— richtig, da lag die Schlupe im Morgengrau. Dieſer Anblick gab ſeinen Gliedern neue Elaſticität, Jasper kämpfte vorwärts, und er konnte nun ſchon den bunten Weintraubenbaum am Schnabel erkennen. Da rief er zum zweiten Mal: Kobers, Kobers! doch wieder blieb alles ſtill. — Gott im Himmel, wenn den Gefährten ein Unglück getroffen hatte, wie ſollte er dann die Geliebte retten? Bei dieſem Gedanken war Jasper an's Boot gelangt, er ließ das Mädchen ſacht über Bord gleiten, und mußte einen Augenblick ausruhn, um friſchen Athem zu ſchöpfen. Indem bemerkte er einen dunkeln Gegenſtand in der Schlupe, er ſchwang ſich raſch hinein, und ſchüttelte denſelben. Da richtete ſich Kobers, denn er war es, halben Leibes in die Höhe, und ſchaute den Jasper mit ſtieren, verſchlafenen Augen an.

— Ermuntere Dich, Junge! Jetzt iſt nicht Schlafenszeit. In einer Viertelſtunde geht die Sonne auf.

Schnell ſprang Kobers auf die Beine; er war von der Müdigkeit überwältigt worden, doch um ſo flinker zeigte er ſich nun. Kaum eine Minute dauerte es, da war das Boot ſegelfertig, die Fahrt ging von ſtatten und der Wind paßte vortrefflich. Schon ſchimmerten die Sterne bleicher, ſchon erloſch einer nach dem andern, aus Oſten flog und ſtrahlte es hellroth herauf. Jetzt hatten ſie das Kaperſchiff in Sicht, doch es ſchwankte ruhig, ſchweigend auf den Wogen — ein lebloſer Koloß. Die beiden Schiffer konnten unbeſorgt nach ihrer Arbeit ſchauen, nur Marieliſe ſah aufmerkſam hinüber.

— Ach, wie ſchön iſt das! rief ſie mit Einemmal. — Aus der vorderſten Luke des Kapers quoll nämlich eine große grauweiße Blume hervor, und wie feurige Staubfäden zuckte es in ihrem trichterförmigen Kelch. Gleich darauf hallte ein dumpfer Knall über die Fluth, und dicht neben der Schlupe ſchlug etwas in's Waſſer, daß es hoch aufſprützte. Das Mädchen ſchrie laut vor Schreck, aber Jasper drehte das Steuer, daß der Wind mit voller Macht in's Segel blaſen konnte. Gleich darauf geſchah ein zweiter Schuß, doch die Kugel blieb diesmal einige Klaftern hinter dem Boote zurück.

— Gottlob, wir ſind ihm aus der Linie! ſprach Jasper nun. Die Herren Franzoſen ſind etwas ſpät aufgeſtanden; ſie thun uns keinen Schaden mehr. Vor Verfolgung können wir auch ſicher ſein, denn die Eisſchollen bilden einen guten Wall zu unſerm Schutz.

Hei, wie flog das Schifflein über die Wogen! Sie züchten ſchäumend, wo der Kiel ſeine Furche grub, und rund blähte ſich das Segel. Die Sonne ſtieg empor und

küßte das fluthende Meer mit ihren Strahlen. Aber erwärmen konnte ſie die rauhe Februarluft nicht; Marieliſe wurde ganz bleich vor Froſt. Vielleicht war auch die verfloſſene Nacht, die ihr ſo viel Schrecken, ſo viel Angſt gebracht, oder die Seefahrt an der Bläſſe ſchuld. Jasper's Auge ſah wohl, daß ſein Mädchen ſich krank fühle; er machte ihr, dicht bei ſeinem Sitz, ein weiches Lager von Segeltüchern zurecht, darauf mußte ſie ſich niederlaſſen, und trotz allem Widerſtand von ihrer Seite, zog er die wollene Ueberjacke aus, um ſie warm zu bedecken.

Ein paar Tümmler, die Delphine der Nordſee, folgten dem Boot, und trieben ihr luſtiges Spiel im Waſſer. Bald plätſcherten ſie hier, bald dort, überſchlugen ſich und ſchienen einander zu necken. Kobers zeigte die poſſierlichen Thiere der fremden Reiſegefährtin, von der er nicht einmal wußte, wie ſie hieß, und ſie lächelte freundlich dazu. Auf hoher See kam ihnen ein Boot entgegen, und die ſcharfſichtigen Burſche erkannten es ſchon von weitem als ein helgolandiſches. Hinrich Bredau, ein junger, ſtattlicher Lootſe, und der alte Oelrichs ſaßen darin. Sie mußten wohl vom Lande kommen, denn die Schiffer nahmen ihre Seekappen ab und ſchwenkten ſie dreimal um den Kopf. Das iſt ein Zeichen für die Inſulaner, daß daheim noch alles geſund ſei; bleibt es aus, dann hat ſich gewiß ein Unglück ereignet. Jasper und Kobers erwiederten den Gruß gebührend, hierauf ſtrichen die Schlupen an einander vorbei, und nach kurzer Zeit hob ſich am Horizont ein grauer Nebelpunkt empor — die beiden Helgolander winkten ſich fröhlich zu, aber keiner ſagte ein Wort. Erſt als das unſichere Wölkchen ſich zum rothen Felo ge-

formt hatte, von deſſen Stirn eine Häuſergruppe und ein Kirchthurm niederſchauten, deutete Jasper dorthin, und ſprach mit freudigem Stolz:

— Siehſt Du, Marieliſe! Das iſt unſer Land!

Die heimathloſe Waiſe ſchlug ihr großes, ſchwarzes Auge auf, es folgte der Weiſung, und ein banges Lächeln zitterte um ihren Mund. Dann blickte ſie den Jasper zärtlich an und ſenkte die Wimpern, als wollte ſie ihm die Wehmuth verhüllen, die in ihrem Auge lag.

Aber, wenn Jasper gleich ein rauhgewöhnter Seemann war, er beſaß dennoch ein Herz, um ſolche Trauer zu verſtehn. Der Jubel in ſeiner Bruſt verhallte plötzlich; eine Schaar finſtrer Sorgen umnachtete die Sonne ſeines Glücks. Jasper's Mienen wurden ernſt; er fragte ſich: werden die Eltern dieſem armen, lieben Kinde, das du ihnen bringſt, gaſtlich die Hand bieten, wie einer guten Anverwandten, die auf längere Zeit zum Beſuch kommt? Oder werden ſie es an der Thür ſtehen laſſen, einer überläſtigen Fremden gleich, die den Hausfrieden ſtören will? — Jasper zitterte vor der Entſcheidung, und er hätte den Lauf der Schlupe nun hemmen mögen, der ihm bis dahin viel zu langſam geweſen war.

Allein der Wind kehrt ſich an die Stimmung der Schiffer nicht; er ſchwellte das Segel mit aller Kraft. Noch ſtand die Sonne ſtrahlend am Himmel, als die Schlupe auf Helgolands Küſte ſtieß, und Jasper hob ſein Mädchen ſorgſam heraus. Kobers folgte ihnen, doch bald nahm er Abſchied, denn er blieb im Unterlande. Das junge Paar, deſſen Seelen ſo übereinſtimmend von Liebe und Hoffnung und Bangigkeit durchtönt wurden, ſtieg

ſchweigend die Treppe empor, und Jasper beantwortete heut zum Erſtenmal die Grüße der Vorübergehenden nicht, die verwundert das Mädchen anſchauten. Er machte einen kurzen Umweg, beim Gouverneurshauſe vorbei, und Marieliſe mußte draußen warten, während er eintrat, um das Felleiſen abzubringen. Hamilton ſelbſt war nicht anweſend, ein Secretair nahm die Poſt in Empfang. Dann ging es, bald ſchnellen, bald zögernden Schrittes, nach der Wohnung ſeiner Eltern, und die Herzen der Beiden klopften faſt hörbar laut.

Dort lag das kleine Steinhaus; die Mutter ſtand auf der Schwelle, und ihr Freudengruß rief auch den Vater herbei. Sie war ihrem Jasper um den Hals gefallen, und als ſie ihn tüchtig geherzt hatte, ſah ſie erſt das fremde Mädchen neben ihm.

— Wer iſt denn das? fragte ſie erſtaunt.

— Mutter, das iſt die Marieliſe! erwiederte Jasper.

Da ſtand die Waiſe vor der Frau, deren Tochter ſie nun werden ſollte; ſie ſchlug das prächtige, ſchwarze Auge bittend empor, und die glänzenden Strahlen der untergehenden Sonne färbten ihr erglühendes Antlitz noch feuriger. Auf ihrem Ebenholzhaar ſaß ein kleiner Hut, mit Wachstafft überzogen, ähnlich wie die Matroſen ihn zu tragen pflegen; ein ſchwarzes Mieder, mit Silberlahn und bunter Folie geſtickt, umſpannte prall wie ein Harniſch des Mädchens ſchöne, volle Bruſt. Dazu trug ſie einen faltigen Friesrock von vielblauer Farbe, ſcharlachrothe Strümpfe mit Zwickeln und feſte Lederſchuh, auf denen blanke Schnallen blitzten. Das weiße Bündelchen, ihren ganzen Reichthum verſchließend, hielt ſie in der bebenden Hand.

Die ſtarke, geſunde Geſtalt, mit dem lieblichen Geſichte, ſchien der Frau Rickmers wohlzugefallen, und ſie hieß das Mädchen durch einen frommen Gruß willkommen. Unterdeß war auch der Alte herangetreten und hatte dem Sohn die Hand geſchüttelt. Als die Mutter ſah, daß er ſeine Blicke dann auf die Fremde richtete, ſprach ſie: Das iſt Marieliſe!

— Ei, wie kommt denn die nach Helgoland? fragte Rickmers.

In dieſem Augenblick flog alle Furcht, alle Sorge aus Jasper's Seele fort, und er ſprach mit zuverſichtlichem Ton: Vater, ich habe ſie mitgebracht ... ich habe ſie mitbringen müſſen! Die Franzoſen ſchöpften Verdacht gegen den Lorenzen, daß er die engliſche Poſt beſtellen helfe; er durfte nicht auf Neuwerk bleiben, und mußte fliehn. Nun wußte Marieliſe nicht aus noch ein, ſie hat ja keine Eltern mehr, zu denen ſie gehen konnte. Ich ſagte alſo: Marieliſe komme zu uns, in unſerm Hauſe iſt noch Platz für dich ...

— Das haſt Du recht gemacht, Jasper! meinte der Alte. Sei willkomm, Marieliſe! Deinen Vater ſeliger hab' ich gut gekannt. Wir ſind einmal mitſammen nach Wangeroog gefahren, und ich hätt's nicht gedacht, daß er ſo früh würde ſterben müſſen! ... Na, Mutter, nun thu's Raachtert[1]) auf! Der Burſch und das Famel mögen wohl hungrig ſein.

Gar nicht lange nachher, ſaßen alle Vier um den Tiſch im behaglichen Stübchen. Frau Rickmers hatte noch etwas

1) Abendeſſen.

Torf in den Ofen geſteckt, und das Beſte, was ihre Speiſekammer enthielt, wurde heute hergegeben. Der Vater aber holte gar eine große Quartflaſche voll Portwein, das Geſchenk eines Schiffscapitains, hervor, und ſo verwandelte ſich das Abendbrod in einen rechten Feſttagsſchmaus. Als nur die erſte Eßluſt geſtillt war, mußte Jasper die Geſchichte ſeiner Fahrt ganz ausführlich vortragen, und die Alten ließen während der Erzählung ihre Augen mit Wohlgefallen bald auf ihm, bald auf Marieliſen ruhn. Das Mädchen fühlte ſich ſo innerlich froh und glücklich in dieſem Hauſe, bei dieſen Leuten — mit Worten hätte ſie es nicht ſagen können, wie ihr zu Muthe war, doch ſie mußte ſich zuſammennehmen, ſonſt wären ihr die hellen Freudenthränen über die Backen geſtrömt. Vor drei Jahren, als ihre Eltern plötzlich geſtorben, hatte ſich Lorenzen der Waiſe angenommen. Er war gewiß ein recht braver Mann, aber in ſeiner Schankhütte, wo nur Matroſen und Soldaten einkehrten, vermißte Marieliſe die ſtille, fromme Sitte, welche ſie im Elternhauſe gelernt, und ſie entwöhnte ſich am Ende davon. Heute kam jener kindliche Friede von neuem in ihr Herz, und als die Mahlzeit vollendet war, faltete ſie unbewußt die Hände, und betete, wie vormals, mit lautem Ton:

Du lieber Gott, du biſt ſo gut,
Du giebſt uns Speiſ' und Trank,
Geſundheit auch und frohen Muth —
O Vater, habe Dank!

Eine tiefe Stille verbreitete ſich im Stübchen, als das Mädchen dies kurze Gebet mit wohlklingender Stimme ſprach; Sonntags in der Kirche konnte es nicht ſtiller und

andächtiger ſein. Dann erhoben ſich Alle; die Mutter machte für Jasper auf dem Hausboden ein Bett zurecht, weil Marieliſe in ſeiner Kammer ſchlafen ſollte. Die letztere war am nächſten Morgen ſchon frühe munter, und es ging ihr alles ſo hübſch und geſchickt von ſtatten, daß Frau Rickmers ſich gar nicht ſatt daran ſehen konnte. Nach dem Frühſtück machten ſich die Männer an ihr Tagewerk; ein Dreimaſter, von Jamaica kommend, lag auf der Rhede, und ſeine Ladung ſollte gelöſcht werden. Unterdeß waren auch die Frauen nicht müßig, Marieliſe wuſch und putzte, daß es eine Art hatte. Fenſter und Bänke, Tiſche und Fußböden mußten blitzen, als wären ſie ganz neu gemacht.

Zimmer, Flur und Küche waren nun ſauber, auf dem Heerde kochte das Mittageſſen bereits, und im warmen Stübchen ſaß die Wirthin mit ihrem Gaſt. Frau Rickmers beſſerte an einem großen Netz die zerriſſenen Maſchen aus, und Marieliſe nähte eine Schürze für Jene. Das Zeug dazu hatte Jasper der Mutter einmal aus Hamburg mitgebracht, allein es lag ſchon ein volles Jahr im Kaſten, denn ihre Augen taugten zum Nähen nicht mehr, und das theure Schneiderlohn mochte ſie doch auch nicht gern ausgeben. Die buntgefleckte Katze ſaß neben den Beiden, ſie ſchnurrte laut, und ſtrich ſich mit der Pfote emſig Kopf und Hals.

— Wir ſollen Gäſte bekommen... die Katze putzt ſich! ſagte Frau Rickmers, und kaum, daß ſie die Worte ausgeſprochen, ſo klopfte es an die Thür. Die Wirthin rief: Kum in! Ein großgewachſener Herr im blauen Frack trat herein, und zog höflich die mit breiter Goldtreſſe beſetzte

Mütze. Die Alte ſprang haſtig empor, erwiederte unter vielen Knixen den Gruß, wiſchte einen Holzſchemel mit der Schürze ab, obgleich er ganz rein war, und nöthigte den Fremden, Platz zu nehmen. Den ſtattlichen Beſucher kennen wir bereits; er heißt Hamilton und iſt Gouverneur von Helgoland. Sein Blick fiel auf Marieliſe, die ihre Arbeit fortgelegt hatte und ſchüchtern bei Seite trat.

— Was habt Ihr denn da für einen Gaſt, Frau Nickmers? fragte er. Das Famel hab' ich doch nie auf dem Lande geſehn.

— 's iſt eine Fremde, Herr Governör ... von Neuwerk drüben ... unſer Jasper hat ſie jüßer [1]) mitgebracht.

— Ei ſo! Der Jasper? Nach dem wollt' ich mich eben erkundigen, und wollte ihm ſagen, daß er brav ſei, denn er traf mich nicht, als er das Felleiſen abgab. Mutter, Ihr könnt Euch was einbilden auf den Jungen ... er iſt der tüchtigſte Burſch von Helgoland.

Der Alten ſchoß das Waſſer in die Augen, ſie nickte froh mit dem Kopf, aber antworten konnte ſie nicht.

— Ich wollte mir erzählen laſſen von ſeiner Fahrt, fuhr Hamilton fort, und wendete ſich dann zu Marieliſen: Da ich ihn nicht zu Haus treffe, ſo thuſt Du mir wohl den Gefallen, mein Kind, und ſagſt mir, wie Jasper die Briefpoſt überliefert hat.

Das Mädchen wurde feuerroth, ſie zupfte verlegen am Miederband, und der Anfang ihres Vortrags klang ſehr unzuſammenhängend. Der Gouverneur ſchien trotzdem der hübſchen Fremden gern zuzuhören, und bald ſammelte

1) geſtern.

ſie ſich auch — es war faſt, als ob der Stoff ihr eine gewiſſe Begeiſterung anhauche. Mit lebendigen Worten ſchilderte ſie alle Gefahren, die Jasper überwunden hatte, und Frau Rickmers mochte ſich im Stillen nicht genug verwundern, wie das Jamel dem Herrn Gouvernör die ganze Geſchichte ſo geſchickt vorſinakken konnte. Hamilton merkte wohl, daß der Fluß ihrer Worte aus einem liebenden Herzen ſtrömte; als ſie geendet, lobte er den zuverläſſigen Boten und auch ſie, die ihm treulich beigeſtanden. — Nun, das Uebrige wird ſich ſchon machen! ſprach er zuletzt, gab der Frau Rickmers die Hand und verließ das Haus. Die Wirthin begleitete ihn bis draußen an die Thür; vielleicht, weil die Sitte es forderte, vielleicht auch, um die Nachbarn auf den vornehmen Beſuch noch mehr aufmerkſam zu machen.

Als Rickmers und Jasper zum Mittageſſen herauf kamen, fand die Mutter kein Ende, Hamilton's herablaſſendes Weſen und Marieliſens gutes Benehmen zu preiſen. Dieſe ſtieg überhaupt tagtäglich in ihrer Gunſt, und das war keine Zauberei, denn wer das friſche, frohe Kind im Hauſe ſchalten und walten ſah, der mußte es lieb haben. Alles ging der Marieliſe flink, aber dennoch wacker von der Hand, und wenn ſie auch die ſchwerſte Arbeit that, ſtets lächelte ſie, ſtets ſang ſie ein helles Liedchen dabei. Und häuslich war ſie — Frau Rickmers meinte oft: Ei, bin ich doch auch ſtreng gehalten worden, aber ſo de heel Weck [1]) hätt' ich nicht ausgedauert derenn [2]).

Des Mädchens geringe Luſt zum Ausgehn hatte freilich

1) Die ganze Woche. 2) daheim.

ihren richtigen Grund, denn wohin ſie kam, da beguckten die Fameln von oben bis unten ihre fremdartige Tracht, ſtellten ſich zuſammen, ziſchelten einander in die Ohren und hielten ſich von Marieliſen fern. Denn es iſt ein alter Fehler der frieſiſchen Stämme, daß ſie mißtrauiſch ſind, daß alles Fremde ihnen lächerlich erſcheint. Am liebſten wäre das Mädchen ganz und gar zu Hauſe geblieben, nur hier fühlte ſie ſich glücklich. Aber Jasper ruhte nicht, ſie mußte Sonntag Abends mit in's rothe Waſſer gehn. Zwar tanzte er oft mit ihr, und auch Kobers holte ſie bisweilen zum Tanz, weil er ſie von der Ueberfahrt kannte, doch das andere Jungvolk hielt ſich entfernt, und die arme Waiſe kam ſich mitten im Jubel recht einſam vor.

Nur Eine geſellte ſich gern zu ihr, das war Antje Siemens. Ja, Kobers hatte Recht gehabt: das Mädchen glich einer Blume, einer wundervollen Blume, aus milderer Zone hergepflanzt auf den rauhen Felſen von Helgoland. Woher hatte ſie dies dunkelblonde Seidenhaar, dieſe großen, herrlich blauen Augen und dieſe lilienweiße Haut, mit leichtem Roſenathem angehaucht? Woher die ſchmalen Purpurlippen, die blendenden Zähne, die zarte Hand und den kleinen Fuß? Woher den elfenſchlanken Wuchs, den Reiz in ihrer Miene und die Anmuth jeder Bewegung? — Da halfen alle Fragen nicht; das liebliche Weſen — halb Kind, halb Jungfrau — war ein Wunder. Und wer ſie ſah, der forſchte oder fragte nicht viel, ſondern glaubte an das Wunder und betete es an. Obgleich Antje erſt vierzehn Jahre, Marieliſe achtzehn zählte, ſo herrſchte doch bald das beſte Einvernehmen zwiſchen ihnen.

Ihr Aeußeres bildete einen vollkommenen Gegenſatz. Während das Mädchen von Neuwerk in hoher, blühender Fülle aufgewachſen war, beſaß Antje den feinſten, weichſten Gliederbau, und dennoch umſchlangen ſie ſich voll inniger Liebe — ſo klammert ſich die Seele an den Körper feſt.

Auch Frau Rickmers umfaßte ihre Hausgenoſſin treu und warm; ſie konnte das Mädchen nicht mehr entbehren. Eines Morgens ſagte ſie zu dem Eheherrn:

— Vater, ich habe einen Traum gehabt, der war wunderlich und ſchön. Ich ſah unſer erſtes Kind, die kleine Kathrein, die uns ſtarb, als ſie kaum ein Jahr alt geworden. Weißt Du wohl, wie traurig wir dazumal geweſen ſind? Du mochteſt eine ganze Woche nicht eſſen, und der Herr Pfarr ſagte: das ſei Sünde! Gott habe uns das Kind genommen, er werd' es auch wiedergeben! — Und zehn Monate nachher wurde der Jasper geboren. Nun, der iſt gewiß ein herziger Burſch, und man muß vor Freude faſt weinen, wenn man ihn anſieht. Er hat uns nie keinen Gram gemacht, aber ich dachte oftmals ſo: wenn die Kathrein nicht todt wäre, jetzt würde ſie groß ſein und würde mir ſchaffen helfen hier und da, daß ich mich nicht ſo gar zu placken brauchte. Weißt Du, was mir geträumt hat? Ein Engel mit goldnen Flügeln kam, der hielt die Marieliſe bei der Hand und ſagte: das iſt die Kathrein! Dann war er verſchwunden.

— Hm, ein ſchnurriger Traum! meinte Rickmers, nachdenklich. Da liegt gewiß eine Bedeutung drin.

— Freilich, und was für eine! Iſt doch der Traum ſchon vorher eingetroffen. Wenn die Kathrein noch lebte, wär' ſie nun auch ſchon verheirathet, und man ſähe ſie

kaum ein paarmal die Woche. Aber Marielise wohnt im Hause, sie bauet sich, sie schickt und schafft den lieben langen Tag — möcht' uns ihre Hände unter die Füß' legen. Nur einerlei war im Traume anders! Als sie mit dem Engel zu mir kam, hatte sie helgolandsche Kleider an...

— Helgolandsche Kleider? — Hm, hm!.. Ja, Alte, da stickt eben der Knoten.

— Nu, Vater, das ginge schon. Die Marielise brauchte ja nur welche anzuziehn, und es wäre in Ordnung.

— Das macht sich nicht so, Mutter! Trägt man denn seine Kleider blos von ungefähr?.. Wenn ich die Seeklappe abthue und die Jacke und die großen Stawelen [1]), zieh' dafür einen Leibrock an und pralle Brök [2]), wie sie die Kaufleute tragen, bin ich dann noch ein Loots, ein Fischersmann? ... Nein! — Und kannst Du den Peick mit einem kattunenen Rock, den Haudscalduk mit einer ostfriesischen Blechhaube vertauschen? Kannst Du das?

— Nein, Vater! Das kann ich nicht.

— Also: Gott gab jedem Menschen solche Kleider, wie sie für ihn passen und taugen. Keiner hat sie sich selbst ausgedacht, sondern schon lange vor ihm haben seine Eltern und Voreltern sie gleichermaßen getragen, weil es auf ihrem Lande, zu ihrem Tagewerk so am besten war. Die Kleider gehören zum Menschen, und sie müssen bleiben, wie sie von Anfang her gewesen sind.

Frau Rickmers sah wohl ein, daß der Alte Recht habe, und sie sagte kein Wort mehr. Aber Jasper, der zufällig

1) Stiefeln. 2) Beinkleider.

draußen auf dem kleinen Hofe ſtand, als das Geſpräch in der Küche geführt wurde, ging zur Pforte hinaus, ſchnalzte luſtig mit der Zunge, und lief dann durch die Gaſſen wie ein geſcheuchtes Wild. Er hielt nicht eher inne, als bis er die Feuerblüſe erreicht hatte, in deren Umgebung viele Schafe weideten. Bei dem einen kniete Marieliſe und melkte es in ihr kleines Holzkübel, das ſilberweiß geſcheuert war. Das Mädchen ſchaute gar lieb und freundlich zu Jasper auf; er mußte ihr etwas Geheimes zu vertrauen haben, denn er bückte ſich recht dicht an ihr Ohr hinab und flüſterte leiſe. Ihr gefiel der Vorſchlag ganz gut, ſie nickte fröhlich dazu und ihr Auge leuchtete noch heller, als ſonſt. Nun war ihr Geſchäft vollendet, ſie hob das Milchgefäß vom Boden empor und ging mit Jasper. Während ſie aber zufällig das weite blaue Meer anblickte, wo einzelne Wellen ſich ſchäumend überſchlugen und im Sonnenglanz wie weiße Perlen glitzerten ... wo nach allen Seiten hin mächtige Segelſchiffe zogen ... und hoch darüber ragte der Felſen, auf dem die Häuſer, die Kirche und der Feuerthurm ſtanden, und ſie ſelbſt mit Jasper, da ſprach das heimathloſe Kind: Es iſt recht ſchön auf Helgoland!

Am nächſten Sonntagmorgen — die Eltern hatten ſich ſchon zum Kirchgang bereit gemacht — trat Marieliſe in die Stube. Zuerſt wußte die Mutter gar nicht, wer da kam, doch dann ſchlug ſie vor Verwundrung die Hände über dem Kopf zuſammen. Wie das Mädchen ſo daſtand, in neuer helgolandiſcher Tracht, es war zum Malen. Sie trug den Peick, einen breitfaltigen Scharlachrock, mit gelbgrüner Borde eingefaßt, und um die üppigen ſchwarzen Haare hatte ſie das Rösduk, einen bunten Shawl, turban-

ähnlich geſchlungen, ſo daß ſeine Zipfel an der Seite herabhingen. Frau Rickmers küßte das blitzhübſche Famel, und auch der Alte ſchmunzelte wohlgefällig drein, aber keiner fragte, wo die Kleider hergekommen, ſondern man begab ſich ſelbander zur Kirche. Es war ein heller, warmer Märztag, die Sperlinge zwitſcherten um die Dächer, und aus dem Raſen des Kirchhofs flogen ſcheu ein paar fremde, goldſchillernde Zugvögel auf, die bei ihrer langen Wanderſchaft dort ein Ruheplätzchen geſucht hatten. Voran gingen Marieliſe und Jasper, die Eltern folgten ein Stück hinterher. Die beiden letztern ſchwatzten heimlich, aber doch laut genug, daß der Burſch hören konnte, wie der Vater bedenklich ſprach: Ja, wenn die Sache mit der Schlupe nur nicht wäre!

Am andern Vormittag wurde Jasper zum Gouverneur beſchieden. Derſelbe wiederholte das Lob ſeines wackern Benehmens; er hängte ihm die engliſche Verdienſtmedaille in's Knopfloch, und übergab ihm ein Papier, mit großen Fracturbuchſtaben beſchrieben. Es enthalte ſeine lebenslängliche Anſtellung als Signalmeiſter, fügte Hamilton hinzu, womit ein Jahrgehalt von ſechszig Pfund Sterling verbunden ſei. Der Burſch war vor freudiger Beſtürzung ganz außer ſich, und alle ſeine Gedanken wirbelten um Marieliſens Bild. Nur abgebrochene Dankesworte konnte er ſtammeln, doch endlich ſammelte er ſich und fragte:

— Excellenz, was muß ich denn thun, wenn ich Signalmeiſter bin?

— Du bleibſt mir zur Hand, bringſt mir die Briefe herauf, ſobald das Poſtſchiff anlegt, und trägſt ſie hinunter, ehe es abgeht.

— Weiter nichts?

— Nein!

— Excellenz, dann kann ich das ſchwere Geld nicht nehmen. Wofür ſollt' es denn ſein?.. Weil ich nach Neuwerk gefahren bin? Ei, das war keine Hexenkunſt, und ich that es für meinen Vater, den das Loos getroffen. Die Medaille nehm' ich, die will ich tragen bis an mein letztes Stündlein, und ſie ſollen mich damit begraben. Es iſt ſchon viel mehr, als mir zukommt. Auch den Dienſt wollte ich verſehn, wenn's dabei Arbeit gäbe, oder doch ab und zu eine rechte Gefahr — — aber, Herr Governör — — ſechszig Pfund alle Jahr — — und für's bloße Briefetragen — — werfen Sie deshalb keinen Zorn auf mich, Herr Governör — — das Geld würd' ich mit Sünden verdienen!

— Seltſamer Menſch! murmelte Hamilton. Du magſt immerhin einſchlagen! Es iſt ein Ehrenpoſten, den ich Dir gebe, denn ich habe Deinen Werth erkannt. Dagegen will ich Dir gern verſprechen, daß ich, wenn es ein Unternehmen gilt, wozu Muth und Treue und Tüchtigkeit erforderlich ſind, keinen Andern wählen werde, als Dich.

— Gut, Herr Governör, nun werd' ich Signalmeiſter, und bedanke mich ſchönſtens!

— Noch Eins, Jasper! Wird bald eine Hochzeit in Eurem Hauſe ſein?

— Ja, Excellenz! Sobald als möglich!

Hamilton lächelte, und winkte entlaſſend mit der Hand. Jasper war wie der Blitz zum Hauſe hinaus, und draußen am Falm begegnete ihm Kobers. Jubelnd flog er dieſem um den Hals, und rief: Junge, Kobers! Nun

freie nur um Antje; die Schlupe ſoll ihr ganz allein gehören. Noch heute werd' ich Dir Schiff und Zeug ausliefern; ſei fleißig, und was Du erübrigen kannſt, das bring' der Frau Siemens. Wenn Dich das Famel nur gern mag, ſo geht alles ſeinen Strich. Aber noch Eins, Kobers! Nimm den Weintraubenbaum in Acht ... es iſt ein treues, braves Schiff und der beſte Segler von Helgoland.

Kobers glaubte zu Anfang, es ſei nicht richtig mit Jasper, doch der nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit, daß er im vollen Lauf nach Hauſe folgen mußte. Als er hier alles ausführlich erzählte, als er die Medaille vorzeigte, ſammt dem Patent, da brach ein ungeſtümer Freudenſturm los. Der alte Richmers willigte ein, daß Kobers die Schlupe fortan ganz für Frau Siemens ſteuern ſollte, denn ſechszig Pfund jährlich, das waren tauſend Mark, und ſo viel hatte der reichſte Helgolander nicht. Jetzt gab es viel zu thun im Hauſe — bei der Hochzeit des neuen Signalmeiſters durfte es nicht knauſerig hergehn. Marieliſe war wie im Himmel, ſie ſang den ganzen Tag, und ſchaffte noch emſiger, als zuvor. Im Brautkranz ſah ſie prächtig aus; der Bräutigam trug ſein Ehrenzeichen auf der Bruſt, und wie die Beiden am Altar ſtanden, flüſterten Alle: „Deht es en ſmuck Paar!“ — Antje war Brüdſamel [1]); Kobers konnte das Antlitz nicht von ihr wenden, und Abends im rothen Waſſer, wo der Hochzeitstanz gehalten wurde, verließ er ſie keinen Augenblick.

1) Brautjungfer.

Die Blume von Helgoland.

Der Mai des Jahres 1812 hatte seine Düfte und Farben, seine Strahlen und Klänge, seine Liebe und Luft über die Welt geschüttet. Unsre ganze Erde war ein Nachtigallenwald, ein üppiger Blumenteppich. Auf der Klippe von Helgoland nisten freilich die schmetternden Sänger nicht, auch von leuchtendem Blüthenschmelz mag dort nicht gesprochen werden. Nur einige bescheidne Feldpflanzen öffnen zwischen dem Rasen ihre Knospen, und in den Sapskuhlen blüht die Binse neben der Maaßliebe und dem Löwenzahn. Aber eine reiche, geheimnißvolle Pflanzenwelt ruht in der See. Dort tauchen sie empor, die feinen Tang- und Algenarten, von allen Formen und Farben, bald wie Schnüre und Bänder, bald wie zarte Moosbäume, wie Fächerpalmzweige, wie neckische Polypen gestaltet. Dicht unter dem klaren, kühlen Wasserspiegel wachsen sie, daß man sie deutlich sehen kann, wenn man über die Wogen fährt. Hier sind sie schimmernd meergrün, dort violblau, dort bräunlich, dort zeigen sie das prächtigste Purpurroth. Und dazwischen schwimmen gezackte Seesterne, wunderliche Seerosen und zarte, lilas-

farbige Quallen, gleich als ob ſie die Blüthen jener unterſeeiſchen Pflanzenwelt wären.

Auch in die kleinen Gartenecken bei den Häuſern hatte der Frühling ſich hinein geſtohlen. Wie grün ſtanden Salat und Möhren, wie hell lachten die Blumen mitten drunter. Zuerſt kamen Schneeglocken und blaue Leberblümchen aus dem aufgethauten Boden, dann Veilchen und Primeln. Goldige Sonnenſtrahlen beleuchteten Alles, und Schmetterlinge, weiß oder roth, wiegten ſich auf dem friſchen Grün. Vor einem Hauſe ragten zwei junge Kaſtanien, oder Hünbäume, wie ſie auf der Inſel heißen, und ſie hatten dies Jahr zum Erſtenmal ihre Blüthendolden getrieben. Die hohen Stengel, von oben bis unten mit weißen Röslein bedeckt, auf deren ſchneeigen Blättern purpurne Striche gezogen waren, nahmen ſich prächtig aus neben dem neuen Laub, und jeder vorübergehende Helgolander blieb ſtehen, um den reizenden Anblick zu bewundern.

Noch heller und heitrer aber ſah es drinnen im Häuschen aus; dort wohnte des Frühlings herrlichſte Zier. Stieg man die Schwelle hinauf, ſo gelangte man in einen kleinen Hausflur, deſſen Wände mit glaſirten Kacheln eingelegt waren; geradeaus führte die enge, gewundene Bodentreppe empor, und im Hintergrund lag die Küche. Wer die Thür zur Linken öffnete, überſah ein Zimmer, und er blieb gewiß eben ſo freudig ſtehn, wie die Leute draußen bei den Kaſtanien, denn hier zeigte ſich noch mehr Schmelz und Friſche, als dort. Decke und Fußböden waren mit Oelfarbe angeſtrichen, auch die verſchloſſenen Thüren in der Wand, hinter welchen ſich Schlafſtätten befanden.

Braungebohnte Bänke zogen sich rings umher, aber die Deckel konnten aufgehoben werden, und innen lag saubere Wäsche und Kleidung. Die Mitte nahm ein viereckiger Tisch ein, von weißgescheuerten Sesseln umringt; ein großer bunter Ofen, mit Schiffen, Windmühlen, Häusern und allerlei Figuren auf den Kacheln, trat ziemlich weit hervor, und in der Ecke, die er bildete, ließ eine hohe Schwarzwalderuhr ihr Tiktak schallen. Auch Bilder schmückten das Gemach, und zwar Ansichten von Batavia, wohin der nun längst verstorbene Besitzer des Hauses in seiner Jugend gewesen war. Zwei kleine Fenster gingen nach der Straße, sie standen offen, lichtgoldne Strahlen fielen herein, und spiegelten sich hier und dort in dem blanken Stübchen. Am vordern Fenster schlug eine Amsel in ihrem aus Ruthen geflochtnen Käfig; auf dem Sims des andern stand ein großer Napf von blauem Steingut. Aus demselben war ein ganzer Busch weißer Lilien emporgeschossen, die edlen Silberblüthen wiegten sich vornehm auf ihren Stengeln und hauchten würzigen Duft.

Nicht wahr, es ist schön und hell und sauber in diesem Stübchen? Doch alle Thronsäle der Welt mögen wohl keinen Schmuck aufweisen können, wie das junge Mädchen, das, mit einer Nähterei, dicht bei den Lilien am Fenster sitzt. Es ist Antje Siemens, die wir als kindliche Rosenknospe gekannt haben, und die wir nun, voll Anmuth erblüht, als Jungfrau wiederfinden. Ihre blauen Augen haben Gluth gewonnen, um ihr Antlitz fliegt jugendlicher Purpurhauch, und ein leichter Schalk lächelt aus dem Grübchen der Wange. Ein Thau, ein Duft, ein Flaum liegt auf dem Mädchen ... so zeigt sich der Pfirsich, wenn

er noch unberührt im Laube ſchwebt. Ja, Antje war ſchön und gut, ſo ſchön und gut, daß nicht einmal die Mißgunſt ſich regte, wo ſie erſchien. Ging das Famel durch die Gaſſe, oder trat ſie in die Kirche, dann freuten ſich Jung und Alt, Männer und Weiber; ſie nickten wohlgefällig mit dem Haupt und ſprachen vor ſich hin: „Deht es de Blömk van't Lünn! — Das iſt die Blume von Helgoland!“

Während Antje ſo daſaß, auf das Tuch niedergebückt, an dem ſie nähte, kam ihre Mutter vom Flur herein. Frau Siemens war groß und hager, ſie hatte ein ernſtes blaſſes Geſicht, von vielen Falten und Runzeln durchzogen. Daſſelbe erhielt einen noch ſtrengern Charakter durch die ſchwarzen Bänder, welche ſie ſeit dem Tode ihres Mannes an der Haube trug, aber auch im Weſen der Wittwe Siemens lag etwas Barſches, Unfreundliches. Am ſichtbarſten zeigte ſich die Strenge dieſer Frau ihrem einzigen Kinde gegenüber, und dennoch war Antje ihr Glück, ihr Stolz. Frau Siemens galt für etwas hochjährig, und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ihr Mutterherz hätte ja doch vor Freude zittern müſſen, wenn ſie die Worte vernahm: „Antje iſt die Krone von Allen! Solch ein Famel hat es nie auf dem Lande gegeben!“

Aber das Mädchen konnte der Mutter nichts zu Danke thun. Blieb ſie daheim und arbeitete, dann bekam ſie die Worte zu hören: „Gung doch hinaus! Wozu bliewſt Du den heelen Tag derenn? Sollen die Mensken ſagen, ich plag' Dich und druck' Dich wie eine Stiefmutter! Gung doch hinaus!“ Kaum gehorchte Antje dem Befehl, und die Alte traf ſie draußen, dann hieß es gewöhnlich: „Ein

jung Famel muß nicht altid [1]) bütten [2]) sein, sondern zu Haus bleiben und nach Ordnung sehn. Arbeit giebt es immer, und was ich dolleng [3]) thu, darf ich morgen nicht thun!“ — Sagte nun Jemand zu der Alten, es sei unrecht, daß sie gar so hart gegen Antje verfahre; das fromme Kind schicke sich ja gern in Alles und könne sie doch nie zufrieden stellen. Dann antwortete Frau Siemens: Jeder fege vor seiner Thür, und was zur Kinderzucht gehört, weiß ich so gut wie ein Andrer. Famels kann man nicht streng genug halten, denn sie müssen ja heirathen. Kriegen sie einen bösen Mann, dann sind sie's gewohnt und merken's kaum; ist er aber gut, dann meinen sie gar, sie wären im Himmel!

Nach solchen Grundsätzen war Antje erzogen, und das Mädchen fügte sich sanft in alle Launen der Mutter. Früher hatten beide nur knapp ihr Auskommen gehabt, doch seit Jasper die Schlupe ganz an Kobers übergeben, strömte ihnen das Geld beinah im Ueberfluß zu. Der wackre Bursch hastete sich Tag und Nacht, sein Amt treu zu verwalten, und wo es etwas zu verdienen galt, scheute er weder Mühe noch Gefahr. Obgleich er eine Waise war, obgleich ihm die Eltern auch gar nichts hinterlassen hatten, nahm er doch keinen Lohn in Anspruch, sondern suchte sich mit so Wenigem zu begnügen, daß er im Stande war, fast den ganzen Gewinn an Frau Siemens abzuliefern. Zwar hatte der Schleichhandel sich schon seit 1810 bedeutend vermindert; die nahen Küsten lagen mit Colonialwaaren überschwemmt und in den lecken Schuppen der

1) allezeit. 2) draußen. 3) heute.

Insel moderten große Vorräthe unberührt. Wie die Siegesgöttin ſich von Napoleon abwendete, ſo flog auch Merkur vom Felſeneiland Helgoland hinweg; fremde Kaufleute, Börſe und Theater verſchwanden nach und nach. Aber rüſtige Hände fanden immer noch genug zu thun, und Kobers hatte wenig Raſt. Das Geld, welches er für Antje's Mutter erwarb, wußte dieſe ganz wohl zu gebrauchen. Sie ließ ihr Haus in Stand ſetzen, das Innere bekam die hübſche Ausſtattung, an der wir uns vorhin erfreut haben; dann wurde für Antje eine vollſtändige Mitgift gekauft, und die letztere füllte jene langen Sitzkaſten an den Wänden der Stube. Außerdem reichte die Einnahme zur Haushaltung hin, und noch mancher Thaler konnte auf die hohe Kante gelegt werden.

Dieſer Wechſel in ihren Glücksumſtänden hatte auf Frau Siemens' Art und Weiſe keinen mildernden Einfluß geübt, ſie war eher noch ſchroffer geworden. Ihr ſtolzer Sinn bekam nur neue Nahrung, ſie wollte hoch hinaus, und auch das Mädchen behandelte ſie herriſch, wie zuvor. Kaum trat ſie jetzt in's Gemach und ſah Antje am Fenſter, emſig auf die Arbeit gebeugt, ſo fing gleich wieder das Moralpredigen an.

— Antje! rief ſie. Hockſt Du noch altid in de Dörnſk[1])? Wie oft hab' ich Dir geſagt: es iſt beſſer für ein Famel, wenn es nach der Wirthſchaft ſehn, als wenn es krumm auf dem Schemel ſitzen thut! Soll ich immer in den Wind reden?

— Aber, lieb Mutter, es giebt im ganzen Haus nar-

1) Stube.

genig [1]) zu ſchaffen. Es iſt ſchon alles in Ordnung gebracht.

— Ei, ſo gung zu der Marieliſe und help ihr ein betjen. Wer nur was thun will, der findet ſchon was.

Antje legte, ohne ein Wort zu ſagen, das Tuch glatt zuſammen, ſteckte die Nadel hinein, und eilte dann fort, nachdem ſie der Mutter freundlich die Hand geboten. Die Wohnung ihrer Mutter lag in einem Durchgang, von wo man den Leuchtthurm ſehen konnte; Jasper aber hatte ein Haus bei der Kirche gekauft. Sie kam alſo durch mehrere Gaſſen, und überall freuten die Leute ſich, wenn ſie mit zutraulichem Lächeln grüßte. Als Antje das Ziel erreicht, öffnete ſie die Hausthür, ſchlich leiſe bis an die Stube und ſteckte das blonde Köpfchen hinein, um Marieliſen zu überraſchen. Allein das Gemach zeigte ſich leer, auch in der Küche und im Hofe war das junge Weib nicht zu finden. Antje rief nach dem Boden hinauf; es ſcholl keine Antwort zurück — Jasper's Frau mußte wohl nicht zu Hauſe ſein. Es iſt eine Eigenthümlichkeit auf Helgoland, welche den ehrlichen Charakter der Bewohner verbürgt, daß die Thüren der Wohnungen niemals verſchloſſen werden. Solche Vorſicht wäre ja überflüſſig, denn Diebe hat es hier nie gegeben und giebt es auch jetzt noch nicht.

Während Antje rief, wurde es laut in der Stube; der kleine Bub war aufgewacht, er ſchrie jämmerlich und haspelte mit den Armen aus der Wiege. Das Mädchen flog hinzu, löſte ſeine Feſſel und tanzte mit ihm durch die Stube. Dabei ſang ſie:

---

1) nirgents.

Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum di dum,
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum!

Da fing der rothbackige Kerl an zu lachen; er sah gar hübsch aus in seinem Hemdchen, mit dem blonden Haar und den hellblauen Guckern, wie seine Füßchen zappelten, als ob er noch mehr tanzen wollte, und wie er die Hand freundlich nach Antje streckte. Sie zog ihm das Röckchen über, welches bei der Wiege hing, und wußte das Kind so prächtig zu hätscheln, daß es vor Lust laut jauchzte und ihr fast vom Arme sprang.

Nun kam Marielise zurück. Sie war bei der Schwiegermutter gewesen, denn Frau Rickmers ließ waschen, und das frische, tüchtige Weib half ihr ab und zu. Aber ihr Bub lag daheim ganz verlassen, er konnte munter werden, und dieser Gedanke hatte Marielisen heimgetrieben. Voll Freude erblickte sie ihren Liebling auf Antje's Arm; sie nahm ihn in Empfang, küßte ihm die Pausbacken, bis er zu murren anfing, und gab ihm dann schnell die Brust. Dies Besänftigungsmittel that seine Wirkung, er trank lustig darauf los und ächzte zuweilen vor Wohlbehagen. Auf Helgoland ist Leib und Seele einer Mutter noch nicht so schlaff, daß sie für ihr Kind die Nahrung miethen sollte — nur eine angefaulte Civilisation konnte solche Schmach ersinnen. Und der Marielise schien die Erfüllung der Mutterpflicht sehr wohl zu bekommen; sah sie doch just so stark und hübsch aus, wie damals, wo sie sich zuerst in

der Landestracht vor Jasper's Eltern zeigte. Sie hatte sich niedergesetzt, und das blühende Weib drückte den Knaben fest an die Brust. Neben ihr stand Antje, hold und zart gebaut; sie umschlang die Freundin, und koste bald mit ihr, bald mit dem kleinen Nimmersatt — es war ein anmuthiges Bild.

Da klopfte es draußen laut an's Fenster.

— Antje, bist Du da? hörte man Kobers rufen.

— Ja, Kobers! Was soll ich?

— Mach gau [1]) und komm heraus! Ein englisch Fregattschiff will anlanden. Es bringt frische Soldaten mit; die alte Besatzung wird abgelöst.

— Ich komm' schon, Kobers!

Sie sagte Marielisen guten Tag, war wie der Blitz in's Freie und ging schnellen Schrittes mit Kobers die Gasse hinab. Der letztere hatte sich seit der Fahrt nach Neuwerk zum Vortheil verändert. Gewachsen mochte er zwar nicht sein, aber er war völliger geworden, ohne deshalb von seiner Gewandtheit irgend einzubüßen. Sonne und Wetter hatten sein Antlitz gebräunt, und die blaugrauen Augen leuchteten fromm und gut daraus hervor, zwei Sternen gleich, die sich im nächtig dunklen Meere spiegeln. Kobers betete Antje mit jener stillen Liebesmystik an, die auch in dem protestantischen Herzen eines Helgolanders ihren Altar errichtet. Wo er des Mädchens Schatten sehn, wo er ihre Stimme hören, wo er für sie sprechen oder nur an sie denken konnte, da fühlte er sich glücklich. Gearbeitet hatte er immer gern, doch nun war ihm das mühseligste Tage-

1) schnell.

werk ein frohes Spiel, eine innige Luſt, denn es geſchah ja für ſie. Jeder Schilling, den er vom Verdienſt abnehmen mußte, um ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe zu kaufen, kam ihm wie ein Kirchenraub vor, und er, ſonſt ein flotter Burſch, ſchien völlig zum Knauſer geworden.

Und Antje?.. Sie war ihm gut — gewiß! recht gut war ſie ihm, denn er ſorgte ja treu wie ein Bruder für die Mutter und für ſie. Ja, wie ein Bruder, und ſo lieb wie einen Bruder hatte ſie ihn auch. Die Helgolander wachſen zuſammen empor, ſitzen auf derſelben Schulbank, theilen ihre Vergnügungen, Freude und Leid mit einander, darum ſtellt ſich leicht eine Art von geſchwiſterlicher Zutraulichkeit zwiſchen ihnen her. Um wie viel mehr mußte ſolch innig theilnehmendes Weſen bei Antje bemerkbar ſein, wenn ſie dem hübſchen und braven Jüngling gegenüber ſtand, dem ſie ſo herzlichen Dank ſchuldig war. Ihr Auge ruhte gern auf ihm, mit ihm tanzte ſie am liebſten von allen Burſchen des Landes, und zum letzten Weihnachten hatte ſie ihm eine warme, wollene Mütze geſtrickt. Kobers aber blieb immer ehrerbietig und zurückhaltend, wie unausſprechlich er das Mädchen auch liebte, und er nahm ſich nie größeres Recht gegen Antje heraus, als jeder andre Burſch. So oft Jasper ſagte: Nun, mach' ein End! Du biſt drei und zwanzig Jahre und Antje iſt ſiebzehn. Worauf wollt ihr denn warten? — antwortete Kobers: Laß nur ſein! Was Gottes Wille iſt, wird doch wohl geſchehn. Mit der Thür in's Haus fallen, iſt nicht immer getroffen. Wenn ich um ſie freien thäte, müßten die Leut' ja denken, ich wollte mir das Famel als Lohn geben laſſen, weil ich

für die Mutter ſo lang die Schlupe geführt hab'. Laß nur, Jasper! Kommt Zeit, kommt Rath!

Faſt wortlos eilten jetzt die Beiden, welche auf ganz Helgoland für Brautleute galten, zur Treppe hin. Ueberall bemerkten ſie eine haſtige Bewegung, und in großen Gruppen zog es nach dem Strande fort.

— Ei luke man ens, Antje, ſprach Kobers, ha völ Mensken úp de Borrig ſen [1])!

Indem krachte von der See ſchon ein Salutſchuß herüber, der oben auf dem Walle gebührend beantwortet wurde. Das Mädchen fing an, noch ſchnellere Schritte zu machen und ſie flog faſt die hohen, ſteilen Stufen der Treppe hinab. Kobers war immer dicht neben ihr. Plötzlich gleitete ſie aus, that einen lauten Angſtſchrei, und wäre unfehlbar hinunter geſtürzt, wenn ihr Begleiter ſie nicht aufgefangen und gehalten hätte. Wohl eine Minute lang ruhte Antje erſchreckt und athemlos an ſeiner Bruſt; durch die dunkle Wange des Burſchen brach eine heiße Röthe hervor, ſein Auge ſtrahlte voll Entzücken. Der kurze Zeitraum ſchien ihm eine Ewigkeit von Luſt und Glück, aber er ſagte kein Wort, und als Antje ſich erholt hatte, gingen ſie weiter, nur daß er ihre Hand in der ſeinen behielt.

Unten erwartete ſie ein militairiſches Schauſpiel, das für Helgoland höchſt glänzend genannt werden konnte. Auf der Rhede lag ein prächtiges Fregattſchiff vor Anker, und die Mannſchaft wurde in großen Böten an's Land gerudert. Nahe beim Geſtade war die bisherige

1) Sieh nur einmal, wie viel Menſchen auf der Treppe ſind.

Beſatzung der Inſel in Parade aufgeſtellt, und alle Bewohner Helgolands, die nur irgend hatten abkommen können, umgaben neugierig den Strand. Auch Antje's Mutter befand ſich in dem dichten Gewühl und trat zu ihrer Tochter heran. Nun hatten ſich die neuen Truppen geordnet; Sir Hamilton erſchien in voller Uniform, von einem Adjudanten gefolgt; die Trommeln wirbelten, und beide Abtheilungen machten die übliche Ehrenbezeigung. Nachdem der Gouverneur die Meldung angenommen, gab er das Zeichen, es ſolle abgelöſt werden, und unter Trommelſchlag wechſelten die Commando's ihre Plätze. Dann wurde die abgehende Mannſchaft ſogleich eingeſchifft, während die bleibenden Soldaten Quartierbillets erhielten.

Mehrere Offiziere ſpazierten unterdeß plaudernd vor der Fronte auf und nieder, oder miſchten ſich wohl auch in's Volksgedränge und ſchauten ſich neugierig um. So waren zwei Lieutenants bis an den Ort gekommen, wo Frau Siemens mit Antje und Kebers ſtand. Der Eine war groß und dürr, er hatte ein blaſſes Geſicht und ſah ziemlich ſchweigſam aus. Der Andre jedoch, bedeutend kleiner, machte ſich durch ebenmäßigen Wuchs bemerkbar. Zu ſeiner ſchlanken Taille paßte ganz vortrefflich die feine Scharlachuniform, mit goldgeſticktem Kragen, mit blitzenden Epaulets. Das Antlitz lachte roth und lebensluſtig in die Welt, ſein kleiner Schnurrbart kräuſelte ſich keck empor, und ein Paar helle Augen funkelten wie Leuchtkugeln unter dem Treſſen- und Federhut. Er heftete die Blicke auf Antje, und ſprach laut zu dem Cameraden:

— Sieh nur, Cowley, dieſe allerliebſte Mädchengeſtalt! . . Und ihr Antlitz . . . wer hätte in dem ver-

wünſchten Felſenneſt ſolch ein Bouquet von Roſen und Cyanen geſucht!

— Ja, ja! erwiederte der Andre. Es ſcheint hier überhaupt einen ſoliden Menſchenſchlag zu geben, und maleriſch iſt die Inſel ebenfalls. Ich denke, ſie würde Aufſehn machen in jedem Skizzenbuch. Meinſt Du nicht, Moorfield?

— Ganz raſend hübſch iſt das ſchlanke Kind — — auf meine Ehre! betheuerte Moorfield noch einmal, ohne die Frage zu beantworten. Da ſie Engliſch redeten, ſo glaubten die Lieutenants, kein Helgolander verſtehe ſie, aber weder Kobers, noch Antje überhörte ein Wort der Unterhaltung. Waren doch ſeit Jahren ſo viel britiſche Schiffer, Kaufleute und Soldaten auf dem Lande geweſen, daß die Bewohner deren Sprache wohl nach und nach hatten erlernen müſſen, wobei ihnen die Aehnlichkeit ihrer eignen Mundart mit der engliſchen trefflich zu Statten gekommen war.

Moorfield trat jetzt zu dem Adjudanten des Gouverneurs; er ſchien ein Geſuch an dieſen zu richten, während ſein Auge wiederholt nach Antje herüberflog. Jener folgte ſeinem Blick und neigte ſich verbindlich gegen den Fremden, als ob er deſſen Wunſch mit Vergnügen erfüllen möchte. Gleich darauf ſcholl ein Commandowort, die Reihen ordneten ſich und marſchirten bis zur Treppe, deren Stufen ſie dann ziemlich bunt durch einander erſtiegen.

Frau Siemens mit ihrer Begleitung machte ſich ebenfalls auf den Rückweg, und Kobers ging am Falm entlang, indeß Mutter und Tochter noch einen Augenblick bei Marieliſen einſprechen wollten. Sie trafen das junge

Weib allein, denn der Herr Signalmeiſter hatte heute mancherlei zu thun, und ſie ließ es ſich nicht nehmen, den Gäſten einen Kaffee zu kochen. Bald ſaßen die Drei um den großen Tiſch, und tranken aus braunen, irdenen Taſſen den Moccaſaft, welcher ſeit der Schmuggelzeit auf Helgoland mit zum täglichen Brod gehörte. Der Bub ſchlief wieder feſt in ſeiner Wiege, ſie konnten alſo ungeſtört plaudern, doch plötzlich erſchien die Nachbarin der Frau Siemens und ſagte ihr: ſie möchte nur ſchnell nach Hauſe gehn; es ſei Einquartierung angekommen.

Verwundert ſtand dieſe auf, Antje ging mit, und auf der kleinen Bank vor ihrer Wohnung ſahen ſie ſchon von fern den Lieutenant Moorfield ſitzen. Sogleich erhob er ſich, und als ob die Wirthin ihm längſt bekannt ſei, machte er ihr voll Höflichkeit ſein Compliment, um Verzeihung bittend, falls er irgend eine Störung im Hausweſen verurſache. Da die Mutter nicht Engliſch ſprach, ſo unterhandelte Antje mit ihm, und Jene freute ſich im Stillen, wie artig und geſchickt ſich das Famel gegen den vornehmen Offizier auszudrücken wußte. Nun ſollte ihm ſogleich das vordere Gemach eingeräumt werden, aber dawider proteſtirte er und nahm gern mit dem Hinterſtübchen vorlieb, „da es" — wie er hinzufügte — „Gunſt genug vom Schickſal ſei, daß es ihn beſtimmt habe, unter demſelben Dache mit einem ſo reizenden Weſen zu leben."

Antje's feine Züge wurden durch dieſe Worte mit Nelkengluth übergoſſen, und ſie zitterten ihr den ganzen Abend im Ohr und im Herzen nach. Die folgenden Tage brachten nun wohl ein wenig Unruhe in's Haus, und es dauerte faſt eine Woche, eh' alles Fug und Schick bekam. Der

Gaſt wußte ſich indeſſen ſo zu begnügen und zu behelfen, daß Frau Siemens nicht aufhören konnte, allen Helgolandern, die ſie ſprach, ſein artiges Benehmen, ſeine gute Erziehung zu preiſen.

Eines Morgens trat Antje in ihr Gärtchen, das neben dem Hauſe lag. Es wuchs etwas Gemüſe und manch hübſche Blumenſtaude darin; zwiſchen dem Grün waren ſchmale Stege angebracht, denen duftiger Lavendel zur Einfaſſung diente. In der Ecke befand ſich eine Laube, kaum groß genug, um zwei Menſchen einzulaſſen, aber dicht mit Geisblatt überſponnen, das jetzt in vollſter Blüthe ſtand, und hundert Bienen ſchwärmten ſumſend um die duftigen Büſchel. Der Garten maß kaum ſechs Schritte im Quadrat, doch er war immer Antje's Luſt und Freude geweſen. Da durfte es keiner Pflanze an friſchem Waſſer fehlen, kein welkes Blättchen, kein Unkraut durfte die Beete verunzieren, und bemerkte die hübſche Gärtnerin eine Ranke haltlos im Winde ſchwanken, dann empfand ſie ordentlich ein mitleidiges Gefühl und ſchmiegte ſie koſend um ein Stäbchen. Antje's Garten war, ſeiner Friſche und Sauberkeit halber, auf Helgoland ſprüchwörtlich geworden.

Heute konnte ſie einen Schreck nicht unterdrücken, als ſie denſelben wiederſah. Allerlei Unkraut drängte ſich dreiſt zwiſchen den Blumen empor, und die letztern neigten ihre Häupter, denn es war mehrere Tage ſehr heiß geweſen. Antje hatte über den Gaſt und die Veränderungen, die ſein Einzug nothwendig gemacht, gar nicht an den Garten denken können, doch nun ging ſie ohne Zögern an's Werk. Die häßlichen Störenfriede wurden ausgerupft, und dann holte ſie einen Krug Waſſer, um die lech-

zenden Stauden zu begießen. Als sie eben hierbei beschäftigt war, öffnete sich die Hinterthür des Hauses, und Lieutenant Moorfield kam in den Garten.

— Ei, guten Morgen, Antje! sagte er. Schon wieder fleißig?

— Es thut wohl noth, lieber Herr! Die Blumen sind so trübe.

— Sie werden heiter sein, sobald sie Dich nur sehn. Vor Deinem Anblick muß jede Trauer schwinden.

Das Mädchen wurde glühend roth bis an die Stirn, sie schlug die Augen nieder, und Moorfield fuhr fort: Wie wunderhübsch ist dieser Blüthenfleck auf dem starren Felsen von Helgoland, wie lauschig diese festumrankte Caprifolium-Laube! Was sind alle unsre prächtigen Parkanlagen dagegen? ... kalt und einsam scheinen sie mir! Solch ein enger Raum reicht für das ganze Leben hin, wenn ein Engel in ihm waltet, wenn ein treuliebendes Herz an das unsrige klopft — —

Der feurige Redner wurde unterbrochen. Kobers lehnte sich über die Gartenhecke, grüßte freundlich und rief:

— Na, Antje, ich bin von Husum zurück!

— Sei willkommen! antwortete das Mädchen ziemlich kleinlaut, denn ihr war das zutrauliche Wesen, welches Kobers zeigte, heute zum erstenmal auffallend.

— Hab' Dir auch was mitgebracht! Ein neu Gesangbuch! sagte der Bursch, dem in seiner Freude ganz entging, daß er hier nicht zur guten Zeit erschienen. Er zog ein Buch hervor, dessen Goldschnitt hell in der Sonne glänzte: es war in schwarzen Kordvan gebunden, und auf

dem Deckel sauber mit zwei Herzen und mit Antje's Namen bedruckt. Sie schaute kaum danach hin, sondern sprach:

— Was soll ich im Garten damit? Trag' es doch in de Dörnst!

Kobers folgte willig dem Geheiß, und da sich um Antje's Brust ein Gefühl regte, als habe sie etwas Unrechtes gethan, so rief sie ihm nach: Ich danke Dir auch! —

Mit jeder Woche, die Moorfield im Hause der Frau Siemens verlebte, wußte er sich angenehmer und unentbehrlicher zu machen. Die Mutter entdeckte täglich neue Vorzüge an ihm, und ermangelte nicht, die Aufmerksamkeit ihrer Tochter darauf zu lenken. Wenn er, in schimmernder Uniform, mit Degen und Federhut, die Wohnung verließ, dann standen die Beiden am Fenster und schauten dem Grüßenden noch lange nach. Aber kam er nicht bald wieder heim, so erwachte eine Angst, eine Unruhe in Antje, die sie selbst nicht zu deuten wußte. Sie that alles verkehrt, lief mit einemmal von der Stube in den Hof oder auf den Boden, um etwas zu holen, und wenn sie dort war, konnte sie sich nicht mehr erinnern, was sie eigentlich gewollt. Die Mutter sah das wohl, aber sie schalt jetzt niemals mehr, sondern ließ Antje ruhig gewähren und zeigte stets eine zuvorkommende Weise, um nicht zu sagen eine stille Ehrerbietung, gegen das Kind. Frau Siemens hatte nun, durch fortdauerndes Zuhören, so viel vom Englischen gelernt, daß ihr der Inhalt einer Rede nicht leicht entging, und wenn Moorfield den Reichthum, das Ansehn, die herrlichen Besitzungen seiner Familie beschrieb, dann verklärte die Wonne ihr ganzes Gesicht.

Oft machten die drei Hausgenoſſen miteinander einen Spaziergang nach der grünen Klippe hinaus. Wenn ſie dann bei den Nachbarn vorüberkamen, wenn die Mutter ſtolz um ſich ſchaute, der Lieutenant zu Antje verbindlich, wie zu einer Prinzeſſin ſprach, und dieſe erregt auf ſeine Worte lauſchte — dann ſchüttelte wohl ein Helgolander oder eine Helgolanderin beſorgt das Haupt, aber nachher ſagten ſie wieder: „Je es doch de Blömsk van't Lünn!“

Gewöhnlich führte die Luſtwandelnden ihr Weg nach dem Flaggenberg; dort fanden ſie eine Bank zum Ausruhen und konnten ſich an der Ausſicht ergötzen. Man ſieht zwar nur das Meer, aber wer mag ſeiner Schönheit, ſeiner wechſelnden Pracht, ſeines geheimnißvollen Reizes jemals überdrüſſig werden? Wer mag ſagen: nun habe ich genug, ich kenne es ganz! — Jetzt iſt es glatt, ein lichtblauer Spiegel, der nach dem Horizonte in Violett übergeht und nur einzelne tief meergrüne Stellen zeigt. Am Himmel ſteht die flammende Sonne und ſtreut Goldlichter auf die ſchimmernden Wogen aus. Dann fegt ein Windſtoß darüber hin, und peitſcht die Wellen, daß ſie wie wildgewordne Roſſe ſich bäumen und überſchlagen. Die ſtolzen Schiffe, die noch eben mit weißen Flügeln gewaltig fortzogen, ſie raffen ängſtlich ihre bauſchigen Segel ein, und taumeln haltlos auf der ſchäumenden, toſenden See. Nun iſt der Himmel mit ſchwarzen Wolken umhüllt; er ſpiegelt ſich — eine ſtahlgraue Nacht — unheimlich in der Fluth. Aber plötzlich zerreißen die düſtern Behänge, hinter ihrem Schleier bricht die Sonne hervor, und ein diamantner Strahlenſchein, eine blendende Feuergarbe fliegt über die rabenfinſtre See. Unten wallt und ſprützt

die Brandung gegen Klippen, gegen Felsenthore, und wunderbare, farbenglühende Regenbogen bilden sich dort.

Groß und herrlich ist solch Schauspiel, wenn man einsam auf der Klippe steht, aber doppelt wirkt sein Eindruck, wenn wir ein gleichgestimmtes Wesen neben uns wissen, das unsere Schauer, unser Entzücken theilt. Für Antje war es oft, als ob sie jetzt erst das Meer in seiner vollen Macht und Pracht kennen lerne. Seit früher Kindheit lag es vor ihrem Auge, bald im azurnen Festgewande und bald im schwarzen Trauermantel, doch sie achtete kaum darauf. Das ist der Männer Sache, hatte sie immer gemeint; die müssen Obacht geben, ob ein Schiff Lootsen gebraucht, ob Wind und Wetter zum Fischfang taugen — mich kümmert es nicht. Als ihr aber Moorfield die Gotterscheinung in dieser ewigen Naturgewalt angedeutet hatte, da folgte ihm ihre Seele froh in das Reich der Träume, der Ideen; sie fand täglich neue Schönheit, neue Wunder, und überließ sich so gern dem stillen, schweigsamen Taumel der Entzückung. In solchen Momenten durfte Moorfield ihre Hand ergreifen, er durfte seinen Arm um ihren Nacken schlingen, sie wehrte ihm nicht. Sie fühlte nur innige Dankbarkeit und Ergebenheit für den Mann, der ihr die Hülle vom Auge gelöst, dessen reicher Geist auch ihr das Verständniß tiefer Geheimnisse mitgetheilt hatte. Sie glaubte die ganze Natur durch seine Seele zu schauen.

Eines Tages dünkten die Beiden sich unbelauscht, denn außer der Mutter war niemand zugegen, und diese lächelte selig, wenn der Offizier das Mädchen an die Brust preßte. Aber oben auf dem Altan des Leuchtthurms stand der Signalmeister Rickmers, welchem es oblag, dort auf Pünkt-

lichkeit und Ordnung zu halten, und er ſah, zu ſeinem Schrecken, eine zärtliche Umarmung mit an. Als er nach Hauſe kam, bemerkte ſein beſorgtes Weib ſogleich die tiefen Runzeln auf Jasper's Stirn und fragte ihn vorſichtig nach der Urſache.

— Es iſt ſchändlich! rief er und warf ſeine Kappe auf die Bank. Der brave Jong, der Kobers — — das hat er nicht verdient!

— Was denn, Mann?

— Die Antje ... O, ich möchte ſie prügeln, wenn ich könnte! Der Engländer ſcharmuzirt mit ihr, und ſie läßt ſich's gefallen.

— Antje? Nein, Jasper, das iſt nicht möglich, das kann nicht ſein! Böſe Leute wollen Jedem was anhängen, und ſie haben das Famel bei Dir verſchwärzt.

— Nein, zehnmal nein! Die ganze Welt hätte mir's vörſnakken mögen, ich hät's nicht geglaubt. Aber was man mit ſeinem Auge ſieht — —

— Du wirſt Dich getäuſcht haben, Jasper.

— Marieliſe, da ich ein Bub von zwölf Jahren war, konnt' ich ſchon unterſcheiden, wie ein Schiff, ſechs Meilen von hier, ſeinen Anker verlor. Die Lootſen fuhren hin und fanden ihn wieder. Soll ich nun ſo blind geworden ſein, daß ich nicht mehr von der Bake bis zum Flaggenberg luken kann, ob der Lieutenant die Antje umhalſt, oder nicht? — — Bring' die Suppe herein ... mich hungert!

So wild und mürriſch hatte Marieliſe ihren Mann noch nie geſehn; ſie holte ſchnell das Abendbrod und war mäuschenſtill. Er fing an zu eſſen, aber die Frau ſah

wohl, es ſchmeckte ihm nicht, er mußte jeden Biſſen hinunterwürgen. Auf einmal legte er den Löffel wieder weg, und ſagte: Ich kenn' den Kobers — das überlebt er nimmer! 's iſt aber auch ein Schand und Spott! Wer Schuld hat, weiß ich wohl, das iſt Antje's Mutter; ſie denkt: ihre Tochter ſoll eine hochvornehme Madam werden. Nun, wer den Dûwel zum Freund hat, kann leicht genug in die Hölle kommen! — — So ein ſauberes und gutes Famel, wie die Antje war! Dortje Oelrichs hätt' ſich gar nicht mit ihr vergleichen dürfen, aber ſie iſt zehnmal braver, wenn auch ihr Vater die Gaſtwirthſchaft treibt. Der andre Offizier, der lange Cowley, kommt ihrethalben jeden Abend. Sitzen wir da um den großen Biertiſch, ſo hält er ſich abſeits und hat auch ſein Glas Huſumer vor ſich. Kein Aug' wendet er von Dortje, doch ſie thut, als merke ſie's kaum, und anrühren darf er ſie aalsnig, das leidet ſie nicht! — O, der arme Kobers! Es frißt mir das Herz ab, wenn ich an ihn denke!

Marieliſe ſuchte ihren Mann zwar zu beruhigen und meinte: es werde ja ſo ſchlimm noch nicht geworden ſein. Aber die Worte floſſen ihr nicht frei aus dem Innern, ihre Stimme war von Schmerz und Zorn gedrückt. Antje kam jetzt faſt gar nicht mehr zu der jungen Frau, und dieſe ſchickte deshalb am andern Morgen, als Jasper fort war, eine Nachbarstochter ab, um ſie rufen zu laſſen. Antje zögerte nicht lange, und Marieliſe hielt ihr eine ernſte Straf- und Sittenpredigt; ſie ſagte ihr gerade heraus: der Kobers ſei ein kreuzehrlicher Menſch, er habe ſie aufrichtig lieb und habe jahrelang für ſie und ihre Mutter gearbeitet — es wäre ſchmählich, wenn ſie dem

guten Jungen vor den Kopf ſtoßen und ſich an einen ſtockfremden Lieutenant verplempern wollte.

Schweigend, mit thränenvollem Blick, hörte Antje der Eifernden zu, und als ſie endete, fiel ihr das Mädchen um den Hals und ſprach, von lautem Schluchzen unterbrochen: Ja, Marieliſe, es iſt ſchlecht von mir, grundſchlecht, aber ich kann nicht anders ... ich liebe den Moorfield zu ſehr!

— Ach was, lieben! erwiederte Jene. Lieben thut man Seinesgleichen, wo eine ehrliche Hochzeit daraus entſtehen mag. Solche unſtäte Offiziere ſind Leckermäuler, wollen überall koſten, aber nirgends feſt anbeißen. Folge mir, mein Antje, Du weißt, wie iaarelf [1]) ich Dir bin — folge mir, und ſieh den Rothrock gar nicht mehr an. Ich ſage Dir, mein Goldſamel, das Ding nimmt ſonſt ein bös Ende, und Du, die uns immer Ehre gebracht hat, bringſt uns nun in Schande — —

Antje ließ die Freundin los; ſie richtete ſich empor und rief mit funkelndem Blick: Marieliſe, das darfſt Du mir nicht ſagen, weder Du, noch Andre! Ich bin kein Kind mehr; ich weiß wohl ſelbſt, was Recht und Unrecht iſt. Gott befohlen, liebe Marieliſe! Du warſt immer gut zu mir, und ich möchte weinen, daß ich ſo als Fremde von Deiner Schwelle muß, aber es hilft nicht ... Gott befohlen!

Sie reichte der treuen Warnerin die Hand zum Abſchied; Marieliſe legte ſtumm die ihrige hinein, und ſah der ſchlanken Geſtalt durch's Fenſter nach, während Antje

1) treuer geben.

mit hochgerötheten Antlitz über die Straße ging. Schon lange war dieſe entſchwunden, ſie aber blieb noch immer auf derſelben Stelle, das Haupt ſorgenſchwer an die Scheiben gelehnt, und erholte ſich nicht eher, als bis der kleine Bub ſie durch ſein Schreien weckte.

Nun zog der Sommer vorüber, graue Herbſtwinde kamen; oben bebten die Pfoſten der Häuſer und unten donnerte das empörte Meer. Die Abende wurden lang; wer nicht eben mußte, verließ die Stube kaum, denn draußen peitſchte der Sturm die großen Regentropfen hageldicht herab. Um ſo wärmer und geſelliger fühlte man ſich daheim, und auch bei der Frau Siemens war es recht traulich, wenn die grünlackirte Lampe, die der Gaſt mitgebracht, auf dem Tiſche ſtand, und wenn dieſer zwiſchen Mutter und Tochter in dem ſtillen, wohlgeheizten Zimmer ſaß. Antje kam gar nicht aus dem Hauſe; das „rothe Waſſer" hatte ſie ſeit Monden nicht mehr betreten, und alle frühere Bekannte drehten ihr ſpöttiſch den Rücken zu. Daraus machte ſie ſich wenig, doch wenn ſie ſich an Marielieſe erinnerte, dann zuckte ein tiefes Weh durch ihre Bruſt. Mitunter konnte ſie ſogar recht traurig werden, aber Frau Siemens duldete das nicht, und wußte ſie durch Koſen und Schmeicheln bald wieder aufzuheitern. Die letztere beſtand außerdem darauf, daß Antje an allen Werkeltagen den beſten Peik, das ſeidene Nöskuf anlegen mußte, und ſonſt hatte ſie doch ſchon geſcholten, wenn das Mädchen die theuren Stücke Sonntags aus dem Kaſten nahm.

Aber der junge Offizier verdiente wahrlich Rückſicht und Auszeichnung, denn er war lauter Zuvorkommenheit gegen die Hausgenoſſinnen. Jeden Abend ſaß er bei

ihnen, und ſie lauſchten regungslos auf ſeine Worte. Ach, er ſprach ſo hübſch, ſo lebendig, und ſeine Schilderungen verſetzten die Beiden in eine neue, prachtvolle Welt, die ſie bisher nur geahnt, von der ſie nur geträumt hatten. Stundenlang konnten ſie ihm zuhören. Jetzt malte er London, die reiche Stadt, mit ihren Kirchen und Paläſten, mit den Routs, wo der Glanz von tauſend Kerzen im hellen Kryſtall ſchimmert, wo deckenhohe Spiegel die ſchönen Bilder reichgeputzter Damen zurückſtrahlen. — Von den dunklen, mephitiſchen Gaſſen erzählte er freilich nicht, wo Noth und Elend ſich in Lumpen hüllen, wo der Hunger, das Laſter, die Verzweiflung aus hohler Wange, aus gläſernem Auge ſchauen, darum glaubte Antje, ſammt ihrer Mutter, London ſei ein Paradies, wo nur Glück und Reichthum, Jubel und Freude wohnen.

Als Moorfield das Opernhaus beſchrieb, mit Gold und Sammet und Marmor ausgeſchmückt — die herrlichen Anzüge in der Logenreihe — den Zauber auf der Bühne — die Muſik — den Geſang — die Ballets ... da war Antje ganz wonnetrunken, und meinte, das müſſe wohl noch tauſendmal ſchöner ſein, als die Comödie, welche ſie geſehn, und durch welche ſie ſo ſehr entzückt worden. Vor drei Jahren, während die Schmuggelzeit in vollſter Blüthe geweſen, hatten nämlich wandernde Schauſpieler ihre Couliſſen im Commercium aufgeſchlagen, und ihre Darſtellungen hatten des Mädchens Seele zuerſt mit fremden, geheimnißvollen Bildern und Gedanken erfüllt. Am liebſten aber mochte Antje von den goldſtrotzenden Equipagen hören, hinter deren Kryſtallfenſter ſich vornehme Damen ſanft in die ſeidnen Kiſſen lehnen. Von allem Fremden

blieb ihr dies das Fremdeste, denn sie hatte ja noch nie ein Pferd gesehn, und um so mächtiger fesselte sie die Schilderung des Fahrens. Vier muthige, schlankgebaute Renner vor dem Wagen, ein Kutscher mit blinkendem Tressenhut auf dem Bock, zwei gallonirte Lakaien auf dem Trittbrett, und nun — hussah! durch breiten Straßen gerollt. Hier sitzen Bekannte am Fenster, man grüßt hinauf; dort sprengt ein Reiter vorüber und macht sein Compliment ... und immer weiter, die schimmernde Promenade bis Vaurhall entlang — — Antje schloß unwillkürlich das Auge, als wäre es geblendet von all dem Glanz.

Frau Siemens dagegen wurde besonders gefesselt, sobald Moorfield von seiner Familie erzählte; vom Stammsitz derselben, der wohl hundertmal so groß als Helgoland sei; von seiner Tante, der Frau Herzogin von Sussex, und von deren gigantischem Palast in London, welchen er nach ihrem Tode erben sollte. Doppelten Reiz gewannen diese Mittheilungen für Mutter und Tochter durch einzelne Stellen, wo der Gast ihnen ausmalte, wie sehr sie der Anblick dieses Parkes oder jenes Muschelsaales entzücken werde, denn darin lag doch deutlich genug seine Absicht, sie dort einzuführen. Und wahrlich, obgleich der junge Offizier bis jetzt noch nicht mit bestimmtem Wort um Antje's Hand geworben, so drängten sich — wie durch überwallendes Gefühl hervorgerufen — gar manche Aeußerungen über seine Lippen, welche deutlich verriethen, daß er den Plan im Herzen trage, das holde Kind als Gattin heimzuführen. Es konnte also nicht sehr auffallend sein, wenn er Antje schon jetzt, in Gegenwart der Alten, wie eine Braut behandelte. Er hielt sie fest umschlungen, sie mußte

das Köpfchen an ſeine Schulter lehnen, er küßte ihr Stirn und Auge und Mund mit glühendem Kuſſe. Schlug die Thurmuhr zehn, dann wünſchte Frau Siemens dem Gaſte freundlich gute Nacht, das junge Paar blieb aber noch ein Stündchen in ungeſtörter Einſamkeit beiſammen. Hoch aufſchauernd vor Wonne und Glück, ließ Antje ſich von dem geliebten Mann umfangen, ihre Lippen erwiederten ſeine Küſſe, ihr Auge brach — ſie vergaß Kobers, ſich ſelbſt und die ganze übrige Welt.

Auch Moorfield ſchwamm in einem Taumel von Seligkeit. Wenn ihn der Dienſt nicht rief, ging er faſt nie aus dem Hauſe; nur bei Cowley war er zuweilen, und eines Tages entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen den Beiden:

— Cowley, ich bin im Himmel, und ſchaue mitleidig auf die Erdenwürmer hinab! Ja, ſo geht es in der Welt! Man iſt in London und wird zu erſten Mal zur großen Hofgalla befohlen. Ha, denkt man, das wird ein unausſprechliches Vergnügen ſein! Aber als man hinkommt, muß man daſtehen wie eine Säule, darf kein Wort reden, und die Stunden ſchleichen mit Bleifüßigen vorüber — halbtodt vor Müdigkeit und Langeweile kehrt man endlich zurück. Etliche Wochen ſpäter erhält man ein Commando nach der ultima Thule, nach dem baum- und menſchenleeren Felsblock Helgoland. Man ſchaudert anfangs vor dieſem Exil, allein hier findet man einen Engel, ein Paradies der Liebe.

— Ja, William, auch ich fühle mich glücklich auf der Inſel! ſprach Cowley. Doch ſcheint mir, Du haſt Dein

Herz leichtſinnig in den Strudel unlösbarer Verhältniſſe geſtürzt. Sage mir, denkſt Du auch an die Zukunft?

— Zukunft!.. Ein ſeltſames Wort, das ich nie ganz begreifen konnte! Wann hört die Gegenwart auf, wann nimmt die Zukunft ihren Anfang? Woran erkennt man die Grenzen, welche beide Begriffe ſcheiden?

— William, Du ſpielſt mit Worten, und ſuchſt dadurch meiner Frage auszuweichen. Kurz und gut, ich meinte: ob Du die Tochter Deiner Wirthin heirathen willſt?

— Cowley, ich möchte wohl das Geſicht meiner honourablen Tante ſehn, wenn ſie bei dieſer Frage zugegen wäre. Nein, niemals werde ich durch ſolche Mißheirath den Stammbaum der Moorfields verletzen! Aber ſei beruhigt, Cowley! Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich den Sieg über Antje nur meiner Perſönlichkeit verdanke; ich habe ſie nicht durch Lüge bethört, habe mit keiner Sylbe vom Heirathen zu ihr geſprochen.

— Wohl, das haſt Du nicht! Allein haſt Du auch nie mit ſchlauen, täuſchenden Worten angedeutet, daß Du ihr für's ganze Leben angehören wollteſt? Haſt Du niemals, wie durch einen leichten Nebel, das Verſprechen durchſchimmern laſſen, Du würdeſt ſie hinführen in die ſtolzen Schlöſſer Deiner Ahnen?.. Gieb mir auch darauf Dein Ehrenwort, wenn Du es kannſt!

Cowley ſprach ſo eifrig, ſo erregt, wie man es von dem ſonſt kalten, ſchweigſamen Mann gewiß nicht erwartet hätte. Starr ſtand Moorfield vor ihm, eine brennende Röthe färbte ſein Angeſicht, das Herz klopfte ihm faſt hörbar in der Bruſt, aber die Sprache verſagte ihm.

— Siehſt Du, das kannſt Du nicht! fuhr der Andre

fort. Deine Ehrlichkeit iſt die eines Jeſuiten. Du haſt nicht mit Worten gelogen, aber mit Blicken, mit Mienen, mit der That. Du haſt kaltherzig eine ſchöne Blume eingeknickt, haſt einem Mädchen Liebe und Treue geheuchelt, haſt um ihr Herz gebuhlt, und wußteſt doch ſchon vorher, daß Du es wieder fortwerfen würdeſt, wenn Du es errungen. Wer ſo handelt, iſt ein gewiſſenloſer Verführer!

Moorfield preßte die Zähne dicht zuſammen: er ſah kein Mittel, als ſeine Schaam, ſein Schuldbewußtſein mit dem Mantel der Beleidigung zu umhüllen. Haſtig ergriff er den Hut und ſprach:

— Lieutenant Cowley, ich geſtatte niemand, in ſolcher Weiſe mit mir zu reden, und auch von Euch werde ich mir Genugthuung zu fordern wiſſen.

— Ganz nach Eurem Belieben, Lieutenant Moorfield! erwiederte Dieſer, während Jener in vollem Zorn das Haus verließ. — Cowley wartete nun mehrere Tage auf eine Ausforderung, doch ſie erfolgte nicht. Wahrſcheinlich hatte ſich Moorfield die Sache beſſer überlegt: er ſtrafte die Aufrichtigkeit des Cameraden nur durch Verachtung, und ſprach nie mehr eine Sylbe mit ihm.

Kobers war uns ganz aus den Augen gekommen, denn ſo lange die Witterung noch zur Schiffahrt taugte, bekam man ihn auf dem Lande wenig zu ſehn. Wohl nagte ein ſchwerer Gram an ſeiner Seele, denn er verſtand die mitleidigen Blicke, mit denen die Leute ihn anſchauten, aber vor ſeiner angeſtrengten Emſigkeit mußten die ſchlimmen Gedanken entfliehn. Faſt Tag und Nacht war er zur See, er verdiente viel, und zahlte alles treulich an Frau Siemens. Als aber die Winterſtürme immer eiſiger brau-

ſten, als ſchon große Eisſchollen auf den Wogen trieben, da mußte er die Schlupe an's Ufer ziehn, und nun, im ungewohnten Müßiggang, befiel ihn eine innere, unausſprechliche Angſt. Kobers wußte nicht, wie er den Tag hinbringen ſollte; zu Jasper Rickmers ging er oft, aber die Marieliſe hatte auch immer ſo traurige Augen, wenn er kam, daß es ihn bald wieder fortjagte.

Abends eilte er nicht mehr wohlgemuth in's rothe Waſſer, ſondern ſchlich einſam und zitternd um Antje's Wohnung. Trotz der Kälte ſtand er ſtundenlang gegenüber, ſtarrte auf die erleuchteten Fenſter, und konnte doch nicht entdecken, was dahinter geſchah, weil die Scheiben vom Regen oder vom zerfließenden Schnee undurchſichtig waren — nur die Schatten bewegten ſich groß und ſchwarz an der Wand. Einſt, als er ſich auch an einen nahen Zaun lehnte, erfaßte ihn eine wahre Wuth des Schmerzes; er konnte nicht länger ſo draußen ſtehn, er mußte wieder einmal in Antje's liebes, ſüßes Antlitz ſchaun. Und hatte er denn nicht ein Recht, hinein zu gehn? Wer durfte ihn zurückweiſen, ihn, der das Mädchen liebte ſeit früher Kindheit? — — Ohne Säumen führte er den Vorſatz aus, und die Anweſenden ſchrecken empor, als er auf einmal trotzig in's Zimmer trat. Moorfield hatte den Arm von Antje's Nacken zurückgezogen; Kobers bot der Mutter und Tochter guten Abend, ohne von dem Lieutenant irgend Notiz zu nehmen. Dann ſetzte er ſich mit auf die Bank, und fing an zu ſchwatzen, ſo laut, ſo lebhaft, wie es früher nie ſeine Art geweſen. Dem Engländer kehrte er abſichtlich den Rücken zu; ſobald Dieſer ſprechen wollte, fiel ihm Jener in's Wort, und als Kobers ſah, daß Moorfield

eine ſpöttiſch-verächtliche Miene zog, ſprützte er ſeine Seekappe aus, wobei dem Andern das kalte Waſſer gerade in's Antlitz flog.

— Wer iſt der freche Burſch? fragte der Offizier, während er zornig aufſtand und ſich die Augen wiſchte.

— Eines ehrlichen Mannes Sohn, und ſonſt auch Lootſe auf Helgoland, wenn's Euch recht iſt! erwiederte Kobers, in dem es kochte und ſchäumte.

Moorfield mäßigte ſich und ſprach mit ſcharfem Hohn: Das ſcheint ein plumper, ungezogener Geſell! Aber er hat einen tüchtigen Gliederbau, und wenn er Soldat würde, wollten wir ihn bald zur Ordnung bringen.

— Danke ſchön, Herr Lieutenant! Es giebt Vagabonden genug, falls Ihr nicht vollzählig ſeid. Wir Helgolander brauchen die Muskete nicht zu tragen. Wir verſtehen das Lootſen- und Fiſchergewerbe, man kann uns beſſer anwenden, denn müßige Brodeſſer, die weiter nichts gelernt haben, finden ſich immer.

— Unverſchämte Burſche müſſen zur Thür hinausgeworfen werden!

Kobers lächelte und ſprach: Das Hinauswerfen iſt ein Würfelſpiel, wobei Jeder gewinnen will! — Hier iſt mein Einſatz! fuhr er fort, indem er ſeinen muskulöſen Arm gerade vor ſich hinſtreckte. Kommt her, wenn Ihr Courage habt! Ich denke aber, ich ſchmeiße doch zuerſt einen Paſch.

— Es ziemt uns nicht, in ſolcher Geſellſchaft noch zu verweilen! begann Moorfield, ſich vornehm in die Bruſt werfend. Folgen Sie mir, Antje! Wir wollen die pöbelhafte Sprache nicht länger anhören...

Das Mädchen saß bleich und unentschlossen auf der Bank.

— Geh' nicht, lieb Antje! bat Kobers mit rührendem Ton. Geh' nicht mit ihm, er will Dich nur in's Unglück bringen.

Moorfield warf einen stechenden Blick herüber, und Antje mußte ihm gehorchen, wie das Opfer der Klapperschlange, das sie durch ihre Augen an sich zieht. Zitternd erhob die Arme sich und verließ mit dem Engländer das Gemach. Noch einige Minuten blieb Kobers neben der Wirthin sitzen, und keiner von beiden sagte ein Wort. Dann stand der wackere Junge auf, sprach leise: Gute Nacht, Frau Siemens! und ging aus dem Hause.

Noch düstrer und schauriger wurden die Tage, und obgleich die Salzluft des Meeres sonst auf Helgoland alle Flocken schnell zu verzehren pflegt, bedeckte diesmal doch ein weißes Leichentuch die Insel. Es war jener furchtbare Winter von 1812, welcher Napoleons Armee in Rußland vernichtete und dem unbesiegbaren Kaiser seinen Sturz bereitete. Auf der Nordsee schoben sich die gewaltigen Schollen immer dichter zusammen, und endlich war das wilde Meer gefesselt, ein schwerer Panzer von Eis lagerte auf seiner Wellenbrust.

Das Weihnachtsfest kam; Kerzen schimmerten durch die Fenster, lauter Jubel hallte aus den Häusern und Hütten von Helgoland. Auch bei der Frau Siemens herrschte eine rosige Fröhlichkeit, denn Moorfield hatte sowohl die Mutter, als Antje mit prachtvollen Gaben bedacht. Nicht auf der Insel, nicht in den Kramläden der

naben Küſtenſtädte waren dieſe Kleider, dieſe allerliebſten Putzſachen, dieſer glänzende Schmuck gekauft — aus London, aus der mächtigen Weltſtadt war alles hergekommen. Mit freudeſtrahlendem Angeſicht ſtand Antje vor der wunderbaren Pracht. Sie warf einen Shawl von purpurfarbnem Seidenſtor über die Schultern; eine duftig glühende Abendwolke konnte nicht herrlicher ſein. Sie ſteckte eine Blume in's Haar, eine künſtliche Blume, wie das Mädchen in der Wirklichkeit noch keine ſo zauberſchön geſehen hatte. Verſchämt guckte ſie in den kleinen Spiegel, und erſchrak faſt vor ihrem Reiz, vor ihrem fremdartigen Schmuck. Aber ein Tropfen Wermuth miſchte ſich doch in den Becher ihrer Luſt. Was iſt all unſer Glück, wenn wir es nicht verrathen dürfen? Was iſt Frauenputz, wenn er ſorgſam im Kaſten gehütet werden muß, damit ihn niemand erblicke? Wie entzückend hätte Antje ausgeſehn, wäre ſie Sonntags mit ſolchem Fürſtenſtaat in die Kirche getreten — aber das durfte ſie nicht; die Mädchen und Frauen würden mit Fingern auf ſie gewieſen haben. Dies weiß ja auch William, dachte Antje, und dennoch hat er mir die prächtigen Dinge beſcheert ... und dennoch! Er muß alſo wollen, daß ich ſie wo anders, daß ich ſie in London tragen ſoll ... ſo dachte ſie, und fiel dem Geliebten wonneſchauernd an die Bruſt.

Gleich nach dem Neujahrfeſte fühlte ſich Antje krank, ſie ſah ſehr blaß aus, ihr blaues Auge glänzte matt. Oft fing ſie an zu weinen, und wußte doch ſelbſt nicht warum. Es verſtrichen einige Wochen, und ſie ſaß einſt, als die Mutter ſchon ſchlafen gegangen, wieder in traulicher Abendſtille neben Moorfeld auf der Bank. Da drückte ſie das

Antlitz dicht an ſeine Schulter, und flüſterte ihm, kaum hörbar, in's Ohr:

— William, Du mußt Dich mit mir trauen laſſen!

— Ei gewiß! Lieber heut', als Morgen, Antje. Eine hübſchere Frau kann ich in der ganzen Welt nicht bekommen.

— Nein, William, ſcherze nicht ... es iſt eine heilig ernſte Stunde, in der ich zu Dir ſpreche.

— Was haſt Du, mein Mädchen? Du machſt mir bange!

— William ... William ... Dein Kind zittert unter meinem Herzen! Ich bin entehrt, wenn Du mich verſtoßen könnteſt — —

— Antje, Du erſchreckſt mich!.. Was ſoll ich thun?

— O, ſprich nicht mit ſo kaltem, fremdem Ton! Sieh mich an und rede wie ſonſt, mein Geliebter! — — William, rette mich, und laß Dich mit mir trauen!

— Beſinne Dich, Mädchen, was Du forderſt! Denke nur, mein Vater iſt Lord ... meine Tante Herzogin — — Unmögliches kann ich nicht erfüllen, doch was ich irgend im Stande bin, ſoll gewiß geſchehn — —

— O Gott! rief Antje mit entſetzlicher Stimme. Du verleugneſt mich, William! Du willſt mich mit Worten beſchwichtigen! — — Nein, nein! Es iſt der Wahnſinn, der mich verwirrt — Du biſt nicht ſchlecht, Du biſt ein Engel!.. Aber ſo rede doch, William! Dein Schweigen bringt mich um.

— Antje, vor allen Dingen dämpfe Deine leidenſchaftliche Weiſe — ſprach Moorfield — die Mutter wird es noch hören. Heirathen kann und darf ich Dich nicht. Alſo

nimm Dich zuſammen, und laß uns überlegen, wie wir den ſchlimmen Fall am beſten mit dem Mantel der Verſchwiegenheit bedecken mögen.

— O Gott ... Gott im Himmel! ſchrie das ſchöne bleiche Kind, ſtürzte ihm dann verzweiflungsvoll zu Füßen und umklammerte ſein Knie. William, Seele meiner Seele! ſchluchzte ſie. Du kannſt mich nicht in's Elend, in's Verderben ſtoßen. Sieh, ich habe Dir alles gegeben — alles! Nun rette mich vor der Schande, oder nimm ein Meſſer und ſtich mich todt.

— Du biſt zu erregt!.. Heute läßt ſich nicht weiter mit Dir ſprechen. Einige Stunden ruhiger Schlaf ſind Dir nöthig, ſonſt machſt Du Dich krank. Gute Nacht, Antje!

Bei dieſen herzloſen Worten nahm Moorfield ſein Licht vom Tiſche, und ging zur Thür hinaus, während das unglückliche Mädchen ohnmächtig am Boden liegen blieb. Hell ſchien der Mond in's Zimmer, als ſie erwachte; ſie raffte ſich empor und ſchlich mit unheimlicher Ruhe nach der Kammer, wo die Mutter ſchlief. Maſchinenmäßig entkleidete ſie ſich, legte ihre Sachen, wie immer, glatt auf die Truhe, ſtieg in's Bett, und lag bis zum Morgen in todähnlichem Krampf. Als ſie zum Frühſtück kam, war Moorfield nicht da. Frau Siemens ſagte, er müſſe wohl Dienſt haben, er ſei ſchon frühe fortgegangen. Er kam nicht wieder, aber gegen Mittag erſchienen zwei engliſche Soldaten und beſtellten: ſie ſollten das Gepäck abholen; der Herr Lieutenant ſei in ein anderes Quartier gezogen. Antje hörte alles mit anſcheinender Theilnahmloſigkeit; ſie ſaß am ſengend heißen Ofen und zitterte doch vor Froſt.

Still vor ſich hinbrütend, blieb ſie den ganzen Tag auf demſelben Fleck; die Mutter ſchaute oft nach ihr und mochte den Zuſammenhang wohl ahnen, aber ſie ſprach nicht, ſie fragte nicht.

So nahte langſam der Abend, ſo nahte die Nacht. Beim Zubettegehn küßte Antje die Mutter und wollte ſie gar nicht loslaſſen und weinte laut. Frau Siemens fühlte ſchlimme Ahnungen; ſie nahm ſich vor, heute wach zu bleiben. Allein, die Gewohnheit, die Müdigkeit ſiegten — nach einer Stunde ſchlief ſie feſt. Da erhob ſich Antje, warf Kleid und Tuch über, und verließ haſtig das Haus. Sie eilte dem Leuchtturm zu, auf dem jetzt kein Feuer brannte, weil die See mit Eis bedeckt war. Wie ein dunkler Schatten flog ſie über den weißen Schnee. Hinter der Blüſe, wo die Felſenkante ſich ſchroff hinabſenkt, warf ſich das Mädchen auf den Boden nieder und drückte die Hände ſchaudernd vor ihr Geſicht. Es war aber auch ein beklemmender Anblick! Weithin, unabſehbar dehnte ſich die mondbeſchienene Eiswüſte, nur unten, tief unten bei der Felſeninſel hatte die erregte Fluth ſich nicht bewältigen laſſen. Um ſo wilder kochte und rauſchte die Brandung dort an Klippen und Steinblöcke; wie dumpfer Donner ſchwoll ihr Getöſe herauf. Hoch ſtieg der Mönch, hoch ſtieg die Nonne empor, zwei dunkle, grauenhafte Rieſenleiber, und ihre Schatten reckten ſich im Mondlicht lang über's Meer.

Einige Minuten kämpfte das Mädchen mit dem Seelenſchauder, dann blickte ſie entſchloſſener von der Felſenwand, faltete die Hände und betete laut: „O Gott, allmächtiger Vater im Himmel, ſtrafe mich nicht für die

Sünde, die ich thun will ... ich kann ja nicht anders ... er hat mich dazu gezwungen! — — Nein, nein! Es iſt nicht wahr! Strafe mich, ich allein habe die Schuld, nicht er ... ganz gewiß, er iſt rein wie ein Engel! — — Hu gräßlich, gräßlich ... meine Sinne ſind verwirrt! Ich will den ewigen Gott belügen, der alle Dinge weiß und alle Herzen durchſchaut!" — Antje's Lippe verſtummte vor Grauſen, und ſie ſank wieder in den Zuſtand der Erſtarrung zurück.

Unterdeß war Frau Siemens ängſtlich aus dem Schlafe aufgeſchreckt, ſie hatte nach Antje ſehen wollen, doch dieſe war nicht im Bett, nicht im Hauſe zu finden. Wimmernd vor Schmerz, lief die Alte mit bloßen Füßen in die eiſige Nacht hinaus, und traf draußen Maricke Köhn, die Wehmutter von Helgoland, welche eben von einer Wöchnerin kam. Mit abgeriſſenen Worten ſagte ihr Frau Siemens, wen ſie ſuche, und Maricke entdeckte nun Antje's Fußtapfen auf dem Schnee. Ohne Raſt folgten beide dieſer Spur, und ſchon aus der Ferne ſahen ſie das Mädchen knieend am Boden liegen.

Aber auch Antje vernahm den Tritt und Ruf der Kommenden. Da fuhr ſie auf, wie ein gejagtes Wild — „Gott ſei meiner Seele gnädig!" ſchrie ſie, und ſprang über den Felſenhang hinab. Ihr Todesſchrei verhallte im Donnern der Brandung.

Das war ſeit Menſchengedenken der erſte Selbſtmord auf Helgoland. Möge es der letzte bleiben, wie er es bis heute geblieben iſt.

Maricke hatte das unglückliche Weib, das ihrer einzigen Tochter Ende mitangeſehn, nach Hauſe tragen müſſen, und

ehe noch die Sonne aufging, war das furchtbare Ereigniß in allen Häusern der Insel bekannt. Die Helgolander sprachen nicht viel darüber; schweigend falteten sie die Hände, als sie Antje's Schicksal hörten, und selbst im Auge alter, eisenfester Lootsen blinkte eine Thräne. Auch Kobers ging still seines Weges; er klagte und jammerte nicht. Am nächsten Sonntag, während er aus der Kirche kam, begegnete ihm Lieutenant Moorfield, in voller Staatsuniform. Dieser entfärbte sich, denn der starre Blick des jungen Schiffers ruhte unbeweglich auf ihm, und als er nun ausbog, trat auch Kobers zur Seite und blieb dicht vor ihm stehn. Es gab eine kurze, schwere Pause.

— Ein ehrloser Bub, wie Du bist, darf keine Ehrenkleider tragen! sprach der Helgolander, riß dem Andern die Epaulettes von der Schulter und warf sie in den Schnee.

Moorfield zog den Degen, aber sein Gegner faßte ihn schnell mit solcher Bärenkraft beim Handgelenk, daß ihm die Waffe entfiel. Kobers brach sie entzwei, als ob sie ein Rohr wäre, warf dem Engländer die Stücke an die Brust, und ging hinweg.

Die natürliche Folge dieses Auftritts war, daß Kobers angeklagt wurde, einen königlichen Offizier beschimpft zu haben, und man forderte ihn vor das Gericht der Rathmänner. Nach uralten Satzungen sind die Helgolander ihre eigenen Richter, und die gewählte Obrigkeit — wie alle Bewohner, aus Lootsen und Fischern bestehend — entscheidet sowohl im Civil- als im Criminalprozeß. Bei der Uebergabe an England wurde die hergebrachte Verfassung vollständig confirmirt, welche sich nur darin von einer durchaus republikanischen trennt, daß die Insulaner einen

fernen König als unsichtbares Oberhaupt erkennen. Sie stammen auch die Richter aus ihrer Mitte, und sind unstudirte Leute, die nicht nach dem todten Buchstaben urtheilen dürfen, sondern nach der lebendigen Stimme, welche in jedem Menschen spricht. Nur wenn sie bei sehr verwickelten Fällen, z. B. bei Erbtheilungen, das Recht einmal nicht zu finden wissen, dann fragen sie beim Justizhofe von Schleswig-Holstein darum an.

So war es zu jener Zeit, so ist es noch jetzt. Aber einige Mißverhältnisse sind durch die englische Regierungsform doch wohl entstanden. Vormals schickte Dänemark einen Commandanten und einen Landvogt nach Helgoland; der letztere saß mit den sechs Rathmännern am Gerichtstische, ihm kamen zwei Stimmen zu, jedem Andern eine. War er überstimmt, so galt das Urtheil der Mehrzahl, und konnte nur durch den Commandanten verworfen werden, denn dieser bildete die zweite Instanz. England hat beide Stellen zusammengezogen und sie vereint in die Hände des Gouverneurs gelegt. Dieser gehört nun erst zum Kreise der Richter, und soll dann bei der Appellation noch einmal unabhängig entscheiden.

Hamilton saß also zwischen sechs helgolander Fischersleuten, welche ihre kurzen blauen Jacken trugen, oben am Tische, als Kobers in die Gerichtsstube eintrat. Nachdem die Anklage verlesen war, fragte man den bleichen Burschen, ob er etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe. Er schüttelte still das Haupt und sagte: Nein! — Der Gouverneur, dem alles Vorhergegangene fremd war, und der nur den Angriff auf Moorfield kannte, sprach sich jetzt voll Zorn über das Vergehen aus, und fügte hinzu, daß

es nicht ſchwer genug beſtraft werden könne, wenn Jemand einen Offizier des Königs anzutaſten wage. Dann ließ er zur Abſtimmung ſchreiten. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als Kobers von den Rathmännern einſtimmig freigeſprochen wurde; erhitzt ſtand er auf, und gab deutlich zu verſtehn, daß er das Urtheil caſſiren wolle, um ein warnendes Beiſpiel auszuüben.

Die Entſcheidung des Gerichts und die Worte des Gouverneurs hatten ſich draußen kaum verbreitet, ſo begegneten ſich im Vorzimmer des letztern zwei Männer, welche ihn um eine Unterredung bitten ließen — der Lieutenant Cowley und der Signalmeiſter Rickmers. Jasper wurde zuerſt eingelaſſen; Hamilton begrüßte ihn mit der gewohnten Freundlichkeit und fragte nach ſeinem Begehr. Jener erzählte nun die ganze Lebensgeſchichte des armen Kobers, ſeine Liebe zu Antje, und wie glücklich die beiden Menſchen mit einander geworden wären, hätte der böſe Feind den Lieutenant nicht nach Helgoland geführt. Kopfſchüttelnd hörte der Gouverneur ihm zu, und ging am Ende heftig im Zimmer auf und ab. Er kannte Jasper's Treuherzigkeit; ſeine Worte waren immer echt wie Gold, und Hamilton entließ ihn mit einem Händedruck. Aber als nun Cowley kam, als auch dieſer das Vergehen des Burſchen entſchuldigte, und jenes Zwiegeſpräch wiederholte, das zwiſchen ihm und Moorfield ſtattgehabt, da ſtieg dem Gouverneur die Zornröthe in's Geſicht, ein „Infam!“ drängte ſich über ſeine Lippen.

Hamilton beſtätigte das freiſprechende Urtheil der Rathleute; Moorfield war entehrt, er mußte den Abſchied nehmen, und mit dem erſten Schiffe reiſte er nach England

zurück. Auf Kobers machte das alles keinen Eindruck: er blieb immer bleich und still. Doch kaum thaute die Eisdecke des Meeres, so rüstete er den Weintrauben-Baum. Eifrig, wie früher, ging er an die Arbeit, und brachte seinen Verdienst der Frau Siemens — die arme, niedergebeugte Mutter hörte nie einen Laut der Klage oder des Vorwurfs von ihm. Antje's Leiche wurde nicht gefunden, sie mußte wohl hinausgetrieben sein in's weite, wallende Meer. Kobers band aus zwei Baumästen ein Kreuz zusammen, steckte es an der Kirchhofsmauer in den Boden und hängte einen Blumenkranz darauf. Keiner fragte ihn, was das bedeuten sollte, denn die Helgolander verstanden ihn wohl. Sie nannten den Ort „Antje's Grab", und wenn sie vorüber kamen, sagte Einer zum Andern: „Deht war doch de Blömk van't Lünn!"

Fischfang.

Vier Jahre nach jenem unſeligen Ereigniß betreten wir wieder die Küſte von Helgoland. — Seit dem Friedensſchluß hatte ſich der Schleichhandel bis auf die letzte Spur verloren. Weder Börſe, noch Theater belebte jetzt das einſame Eiland; die ſonſt überfüllten Gaſthäuſer ſtanden leer; Wohnungen und Speicher wurden abgebrochen oder verſchenkt, denn kaufen wollte ſie keiner. Viele Helgolander zehrten, ſo lange es ging, aus ihrem Kaſſen, doch als die harten Thaler daraus fort waren, mußten die urſprünglichen Erwerbsquellen wieder hervorgeſucht werden. Das Meer iſt die liebende Mutter, welche Helgoland mit ihren Armen umfaßt und ihm Nahrung ſpendet. Zwar nahmen ſchon weit weniger Schiffe, als vormals, hier Lootſen ein, aber Fiſche gab es noch immer in der Tiefe, und wer Luſt zur Arbeit hatte, fand ſie vollauf.

Es iſt ein heller Märztag. In dem großen ſteinernen Schuppen, der neben einem ſaubern Wohnhauſe des Unterlandes ſteht, herrſcht lautes Regen und Handthieren. Elf Weiber und Famels ſind beſchäftigt, das Fiſchergezeug für eine ganze Compagnie fertig zu machen. Es muß nämlich geſagt werden, daß die helgolander Fiſcher ſich in

Mannſchaften zuſammenthun, welche dann gemeinſchaftlich drei bis vier Schluyen mit Geräth ſtellen, den Fang betreiben, die gewonnenen Fiſche nach den Uferſtädten bringen und die Einnahme theilen. Nur ſelten iſt Einer ſo reich, um ein Boot auf eigne Koſten flott machen zu können. Man mag übrigens nicht denken, es ſei gar ſolche Kleinigkeit um ein vollſtändiges Fiſcherzeug. Jedes Boot nimmt zwölf Fiſcherleinen mit hinaus, jede hat ſieben Abtheilungen, und jede Abtheilung eine Länge von dreihundert Fuß ... alſo iſt das Ganze über eine deutſche Meile lang. Daran befinden ſich wohl mehr als viertauſend Angelſchnüre, aus feinen hänfnen Fäden gedreht, welche die Mädchen der Inſel ſelbſt geſponnen haben, und jede Schnur trägt einen Haken.

Der Schuppen, in dem die Arbeit vollführt wurde, gehörte dem alten Botter. Dieſer ſtand an der Spitze einer Fiſchercompagnie, und die Töchter der Theilhaber hatten ſich verſammelt, um das ſchwierige Werk zu vollenden. Geſtern war der Wind unverhofft herumgeſprungen, und nun mußten die Hände wacker gerührt werden, daß alles zu rechter Zeit in Ordnung kam. Es fanden ſich noch ſo viel Schnüre an die Leinen, ſo viel Angelhaken an die Schnüre zu knüpfen, daß die Stunden vorübergingen, man wußte nicht wie. Aber Spaß und Lachen gab es genug, trotz aller Emſigkeit, und als es dunkel wurde, als man brennende Kienfackeln zur Erleuchtung in die Mauer ſteckte, da kam ein wahrer Uebermuth in die Familie — ihr Plaudern, Schäkern und Singen wollte gar kein Ende nehmen.

Auch Maricke Köhn war dabei, denn ſie verſtand ſich

gut auf das Fischergeräth und sah überall nach dem Rechten. Maricke war ein gescheutes Weib, sie konnte sprechen vor Jedermann, und wenn es der Herr Gouverneur selbst gewesen wäre. „Ja, Gott sei Dank", pflegte sie zu sagen, „auf's Maul gefallen bin ich nicht", und wer sie kannte, mußte ihr beistimmen. Darum hieß sie auch im Ober- und Unterlande: „Schnadder-Maricke", aber wenn sie zugegen war, nannte sie keiner so, denn sonst gab's ein Hagelwetter. Frau Maricke saß in der Mitte des Schuppens, zwischen rothblühenden Fameln, und sie glich einer Glucke, die ihre Küchlein fortwährend anruft. Trotz des niedrigen Schemels, auf dem sie kauerte, konnte man dennoch bemerken, daß sie lang und hager gewachsen sei. Vor dem rothen Peik trug sie eine großblumige Schürze, und auf dem Haupte, über das kattunene Nösduk gesetzt, balancirte sie einen helgolander Hut. Derselbe — unter dem Namen „Hautscaltuk = Hutschürze" bekannt — ist aus einem viereckigen, halbrund gebogenen Stück dicker Pappe geformt; er wird mit einer dunklen Leinwandschürze dermaßen umschlungen, daß zwei Zipfel im Nacken niederhängen, während er vorn dachartig in die Luft starrt. Jedenfalls bietet diese Tracht Schutz wider Regen und Schnee, wenn auch von ihrer Kleidsamkeit nicht viel Erfreuliches gesagt werden kann, und besonders Maricke hatte darin ein ganz verwünschtes Ansehn.

Unter den jungen Fameln zeichnete sich Lisje Peters sehr vortheilhaft aus. Zwar waren auch die Andern frisch und schmuck, aber solche runde Backen, solche lachende Blauaugen, wie sie, besaß keine. Sie war mit Jan Peter Stelt in Verspruch, und nächstens sollte Hochzeit werden.

Das wußten die Uebrigen, Lisje wurde viel geneckt, doch ſie ließ es ſich gern gefallen, denn es gehörte einmal zur Beaufſchaft. Da richtete Amcke Dreyer, ein blutjunges Ding, kaum ſunfzehn Jahre alt, ſich von der Arbeit auf, und fragte harmlos:

— Lisje, fährt der Jan Peter auch mit auf den Fiſchfang?

Das Bräutchen ſchlug verſchämt die Augen nieder und antwortete: Nein, ich glaub' nicht!

— Jeh, warum ſoll er denn zu Hauſe bleiben? fuhr die Kleine fort. Nu, wenigſtens wird er doch mit nach dem Hallem [1]) kommen und Sandſpiere fangen helfen.

— Luk mir Einer den Grünſnabel an! rief jetzt Maricke dazwiſchen. Steck Deine Nös nicht in Dinge, die Dich nichts angehn, ſondern auf die Angelſchnüre, daß Du brükbare [2]) Knoten machſt.

— Aber, Maricke, man wird doch fragen können! ſprach Amcke empfindlich. Meine Mutter ſagt immer: vom Fragen wird man klug!

Zum Verſtändniß dieſer Unterredung muß eine alte Sitte mitgetheilt werden, in welcher mehr zarte Rückſicht liegt, als man von dieſem raubgewöhnten Lootſenvolke irgend erwarten ſollte. Sobald nämlich ein Burſch und ein Famel verſprochen ſind, und es regt ſich nur eine leichte Beſorgniß, ſie könnte in Unehre kommen, wenn er ſie nicht zum Altar führe, dann darf er nicht in die See hinaus, wo mannigfache Gefahren ſein Leben bedrohn. Nur bis zur Düne hinüber läßt man ihn mit den Mädchen rudern,

1) Die Düne. 2) brauchbare.

um dort Sandspiere und Seewürmer zum Köder einsammeln zu helfen.

Lisje schien sehr zu wünschen, das Gespräch möchte auf etwas Anderes gelenkt werden, deshalb faßte sie Maricke bei ihrer schwachen Seite.

— Liebe Frau Köhn, begann sie, Ihr seid so still dolleng, und könnt doch so wunnervolle Geschichten vörsnakke, daß man den helen Tag zuhören möcht'. Gebt uns so was zum Besten!

— Das kann gerne geschehn, erwiederte Maricke, aber das Jongvulk [1]) ist jetzt überklug, und lacht gar, wenn man alte geheime Dinge vorbringt. Wer glaubt noch an das Meerweibchen, und ich hab' es doch vielmals selbst gesehen. Nachts kommt es an die Betten der Wöchnerinnen, ist halb Mensch, halb Fisch, und bringt ihnen Unglück. Aber wenn die Stubenthür leise aufgeht, wenn das Meerwüff als eine schöne Jongfru kommt, dann sind alle Wehen und Schmerzen fort, sie schafft lauter Segen in's Haus. Vor uralter Zeit hat es Fameis auf dem Lande gegeben, die stammten von ihr ab, und auch noch späterhin — nun, man spricht nicht gern davon! aber warum sieht manch Eine so rar und fein aus, wie Rosenfarb' und Schnee? Die Sonne, der Wind und das Wetter können ihr nichts anthun, und die Andern werden doch braunroth davon. Anne Siemens war so ein Kind, das hatte die Fei gewiß in der Wiege umgetauscht, aber nachher wurde ihr bange, und sie zog's wieder zu sich in die See hinab.

1) Das junge Volk.

Aufmerkſam lauſchten die Mädchen, nur als die Erzählerin jetzt inne hielt, um eine Priſe zu nehmen, ſprach Amke Treyer leiſe zu ihrer Nachbarin: Bei der Schnakker-Marike können wir ſicher ſein! Die war ſchon in der Wiege garſtig, und das Meerwüff wird ſie wohl haben liegen laſſen.

Marike vernahm dieſe Worte nicht, ſondern fuhr fort: Vom Lauffeuer wollen die Leute auch nichts mehr wiſſen, aber wenn irgendwo Zank ausbricht, wenn es heiß hergeht, dann ſprechen ſie doch: „Diar hat en Jial lippen = da iſt ein Feuer gelaufen!“ — Wie oft hat mich meine Großmutter vor dem böſen Spuk gewarnt! Beim Abhang der Klippe lauert er, pflegte ſie zu ſagen, beſonders da, wo die große Waſſergeſſe ſteht ... nimm dich in Acht, daß du ihm nicht begegneſt. Denn wo Einer das Lauffeuer geſehen hat, ſo iſt ihm hernach immer ein Unheil zugeſtoßen. Mitunter hat es Jahre lang gedauert, und wenn er ſchon gar nicht mehr dran denken mochte, dann kam's auf einmal hinterher. — Faſt noch ſchlimmer iſt aber das biſterk Ding met Telliar-Ogen, das ſchwarze Ungethüm mit Tellerangen! Aus der See ſteigt es herauf und lagert ſich Nachts vor der Treppe hin. Ja, ſelbſt bis in's Oberland iſt es gekommen und hat ſich bei dicker Finſterniß in die Winkel der Häuſer und Ställe gedrückt. Aber ſo oft es erſchien, ſo oft iſt ihm auch ein Seemannglück gefolgt ... es haben dann immer einige Helgolander draußen ihren Tod gefunden.

— Ja, meinte Lieſe, vom biſterk Ding hab' ich auch gehört, aber der Vater ſpricht, das ſei purer Aberglauben und Unverſtand. Die ſchwarzen Schafe verkriechen ſich

in Winternächten, wenn's ihnen auf der Klippe gar zu kalt wird, bei den Wohnungen, und daraus hätten furchtsame Leute das grauliche Gespenst gemacht.

— Nun, Lisje, nimm Dich in Acht! ermahnte Maricke. Es ist Mancher ungläubig gewesen, und hat's nachher zu seinem Schaden erfahren. Sieh' an, wie ich noch ein jung Famel war, da saßen etliche Bursche mitsammen im Krug und smakten vom schwarzen Thier. Nur Michel Hinrichs lachte drüber; er spottete die Andern aus, und wollte ihnen zeigen, wie das alles eitel Augenverblendung sei. Er ging fort, machte sich das Gesicht mit Kohle schwarz, und zog einen alten Pelz an, die rauhe Seite nach außen. So wartete er, bis die Leichtgläubigen herauskommen sollten. Es war eine junke [1]) Nacht, der Wind seufzte, das Meer ging hoch. Aber das bisterk Ding mocht' es wohl übel nehmen, daß Michel Hinrichs seine Rolle spielen wollte, und leibhaftig kroch es auf ihn los. Beestig [2]) sah das Ungethüm aus; es hatte große Tatzen und seine Augen strömten rothes Feuer. Der arme Bursch konnte sich vor Schrecken nicht vom Platze rühren, der Tod lief ihm über's Grab, und drei Tage nachher — —

Die Famels hatten zugehört, so still wie Mäuschen; sie hielten den Athem an, um kein Wort zu verlieren, und es gruselte ihnen im weiten, unsicher erhellten Schuppen. Plötzlich stießen sie einen lauten Schreckensruf aus, denn ohne daß ein Knarren der Thür vernommen worden, stand das Scheusal, das bisterk Ding, in Riesengröße vor ihnen. Kreideweiß war sein Antlitz, ungeheure Augen funkelten

1) finstre. 2) furchtbar.

darin, und den plumpen Leib bedeckte schwarzborstiges Fell. Unheimliche Töne stieß es hervor und reckte seine Krallen nach den bestürzten Mädchen, doch diese sahen es nicht mehr, denn sie hatten sich auf den Boden geworfen, duckten sich dicht zusammen und verhüllten das Angesicht mit Schürzen und Hänken. So erzählt man vom Vogel Strauß, daß er den Kopf verstecke, wenn ein Verfolger dicht hinter ihm sei. Aber es half nicht; das Gespenst lehnte sich heulend über die Gruppe, die armen Kinder fühlten sein zottiges Haar, sie schrieen fürchterlich, und am tollsten trieb es Maricke.

Endlich konnte der schwarze Unhold das Lachen nicht mehr unterdrücken, und rief: Aber Famels, seid Ihr denn närrisch im Kopf! So laßt nur nach mit Eurem Gaal [1]). Ich bin's ja — ich!

— Gott steh' mir bei, es ist Jan Petter! sagte Lisje und bog das Antlitz schüchtern in die Höhe.

Richtig, er war's. Eine Larve von Papier hatte der Bursch vorgebunden, und außerdem trug er seines Vaters Wildschur, die sich der letztere einmal in Riga gekauft. Nun guckte Eine nach der Andern auf, und als die Famels sicher waren, daß nicht das dürre Ding, sondern Jan Petter Stolt im Schuppen sei, jauchzten sie eben so herzhaft, wie sie vorhin geschrieen hatten. Sie besahen die Larve und den Pelz, doch Maricke war erst durch viele Betheurungen davon zu überzeugen, daß wirklich der Bursch unter dem Bärenfell stecke, denn sie hielt selbst seine Stimme für einen Teufelsspuk. Jan Petter galt für den

1) Geschrei.

lustigsten Gesellen auf Helgoland, und er trieb nun so viele Späße, daß die Mädchen vor Lachen umsinken wollten. Bald folgte ihm eine ganze Schaar von jungen Schiffern, die gleichfalls auf's Abenteuerlichste vermummt waren. Sie neckten die Famels und küßten sie; diese wehrten sich zwar zum Schein, ließen sich's aber doch gern gefallen, und das alles zusammen gab einen Höllenrumor. Mitten im Getümmel stand Frau Köhn, welche den Schreck noch nicht vergessen hatte, und suchte ihrem beklommenen Herzen durch lautes Schelten und Zanken Luft zu machen. Keiner kümmerte sich sonderlich um sie, doch als Jan Petter etwas in den Bart brummte, das fast wie „Schnadder-Maricke" klang, da kannte ihre Zunge keine Grenzen mehr und übertönte das ganze Gewirr. Sie sah snakkisch aus, denn der Haudscalduk hatte sich verschoben und wackelte schief auf ihrem Kopf, während sie mit Armen und Händen in eifrigster Bewegung war. Vor der Alten sprang Jan Petter wie ein Kobold umher und sang:

„En Ostenwinn-Raien
En ohl Wüffens Kiewen
Halt mihn Daj nich wehr ab [1])!"

Indem rief Einer von den Burschen: Ach du mein Himmel! Der alte Botter kummt. Gau, gau [2])! Sucht, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! — Alle stürzten nach der Thür, jedoch es war zu spät, denn die wohlbeleibte Gestalt des Herrn Botter trat ihnen just entgegen.

---

1) Ein Ostwind-Regen, eines alten Weibes Keifen hört mein' Tage nicht wieder auf. 2) Schnell, schnell!

— Laud en Liehn [1])! Was ist das für 'ne Heidenwirthschaft hier! rief er mit dröhnender Stimme, nachdem er eine Zeitlang vor Verwunderung stumm geblieben war. Haben wir Dreikönigsabend dolleng, oder seid ihr tälsch [2]) geworden, Jungens?

Da standen sie, die noch eben so Ausgelassenen, muckstill im Kreise umher, und Botter fuhr fort: Ich möcht' wetten, da stickt wieder Jan Petter diarbehft [3]). Bei allen Possenstreichen ist er der Uhnfanger!

Der Mummenschanz wurde aufgehoben, und unter den Larven kamen blonde, blauäugige Gesichter hervor, auf denen sich eine komische Betrübniß malte. Aber Jan Petter war nicht dabei, und sein zukünftiger Schwiegervater sagte: Ei, so hab' ich ihm doch wohl Unrecht gethan! Nu freilich, wenn Einer kostjiew [4]) will, muß er auch zu Verstand kommen. Der Stolt ist ein strammer, firer Bursch, und wenn er erst mal die tollen Hörner abgestoßen hat, giebt's keinen bessern, als ihn, auf dem Lande. Nicht wahr, Lisje?

Lisje nickte freundlich bejahend, aber recht dreist ansehen konnte sie den Vater nicht. Sie saß nun wieder ruhig bei der Arbeit, und alle Famels knüpften emsig an den Angelschnüren. Wo der Jan Petter geblieben, wußte niemand, und in Frau Köhn regte sich der Argwohn, es möchte am Ende doch das schwarze Thier gewesen sein. Sie hätte gar zu gern dem alten Botter die ganze Geschichte ausführlich erzählt; vor den Mädchen durfte sie's

1) Loth (Senkblei) und Leinen! 2) närrisch. 3) dahinter. 4) heirathen.

indeß nicht wagen, und mußte ſich deshalb gedulden, bis ſie ihn allein ſprechen konnte.

Im Hintergrunde des Schuppens lagen eine Menge Ruder, Stangen und Tonnen, wovon auch mancherlei beim Fiſchfang gebraucht wurde. Botter wollte das Nöthige herausſchaffen, die Maskirten gingen ihm zur Hand, und ſo kam alles ſchnell vom Fleck. Als der Alte eine Tonne anfaßte, um ſie fortzutragen, war das Ding wie mit Blei gefüllt, und er brachte ſie nicht in die Höhe. Er fühlte hinein, zog jedoch haſtig die Finger zurück und rief:

— Nun, was ſoll denn das? Da muß der leibhaftige Gottſeibeiuns drin hocken!

Alle Augen wendeten ſich nach der Tonne, und aus derſelben ſtieg das ſchwarze Geſpenſt hervor.

— Nehmt's nicht für ungut, Herr Botter! Ich bin's! ſprach der Unhold mit demüthigem Ton, und Jan Petter ſtand vor dem erſchreckten Wirth. Dieſer grollte und ſchmollte zum Schein, aber das Lachen war ihm näher, und er mußte ſich zwingen, daß die Worte ernſthaft herauskamen: Laud en Liehn! Da ſitzt er im Faſſe, und ſieht wie'n Satan aus. Nein, ſo ein Thunichtgut bekommt mein Lisje im Leben nicht! — Jan bat und ſchmeichelte, und gelobte, ſich nach der Hochzeit ganz und gar zu ändern. Auch Lisje ſchaute flehentlich zum Alten herüber, und er gab am Ende klein bei. Wenn der Fiſchfang gut ausfiele, ſollte gleich nachher Hochzeit gehalten werden, verſprach er, und ein lauter Jubel erfüllte den Schuppen. Botter ging in's Haus und dachte: Liewer ühn

lippen, es ühn gingen [1])! ... Zögern iſt nicht bei allen Dingen gut!

Am andern Morgen ſtach die Schlupe in See, welche die Famels der Betterſchen Schiffercompagnie zum Sandſpierenfang nach der Düne überſetzte. Schnadder-Maricke war auch diesmal Oberaufſeherin, und vier kräftige Jünglinge führten die Ruder, während Jan Petter am Steuer ſaß. Der Himmel war lichtblau, die Luft windſtill und nur einzelne Wolkenbilder ſegelten am Horizont. Obgleich die See durchaus nicht hoch ging, fielen doch ein paar von den Mädchen der Seekrankheit anheim. Weit entfernt, ſie zu bedauern, ſpotteten die Burſche laut, und als gar Frau Köhn dem komiſchen Uebel unterlag, da ſcholl der Jubel weit über die ernſte Nordſee. Nach einer Viertelſtunde erreichte man das Geſtade, zwei Ruderer ſprangen heraus und zogen das Boot durch die ſchäumende Brandung. Sobald es feſtgemacht war, wurden die Famels an's Land getragen, was denn auch nicht ohne allerhand Spaß abgehen konnte.

Die Düne, von den Helgolandern „de Hallem" genannt, mag etwa 1200 Schritte lang ſein, und ſie beſteht aus Sandhügeln, ſiebzig bis achtzig Fuß hoch, welche auf einem feſten Kalkſteinfundamente im Meer ruhn. Der Strand iſt kahl, mit Muſcheln und Steinen bedeckt, die von Pholaden durchbohrt ſind. Die Geſtalt der Hügel bleibt nicht lange dieſelbe; jetzt treiben die Fluthen den Sand an's Ufer und Winde peitſchen ihn empor, dann wachſen die Höhen; aber ein neuer Sturm brauſt heran und fegt ſie

1) Lieber hinein gelaufen, als hinein gegangen.

wieder schlanker. Ihre Gipfel, ihre Abhänge sind theilweis mit Psamma arenaria, mit den hohen, blaßgrünen Schilfhalmen des Windhafers überwachsen, und wenn man in der Tiefe zwischen ihnen steht, glaubt man sich in eine silberne Sandgegend der Mark versetzt. Kaum hat man jedoch den Wall wieder erstiegen, dann sieht man sich rings von der grünen, blitzenden See umwogt, und gegenüber steht, auf seinem blutrothen Felsen, das trauliche Helgoland.

Das junge Völkchen machte sich nun an's Werk. Spitzzulaufende Netze, die über Reifen gespannt waren, wurden dicht am sandigen Grunde des Meeres entlang gezogen, und wenn sie auf den Strand kamen, wimmelten kleine Sandspiere darin. Diese langen, schmalen Fischchen sind eine treffliche Lockspeise für größere Wasserbewohner; im Herbst verkriechen sie sich in den Sand, und müssen dann aus den Schlupfwinkeln getrieben werden, um sie einzeln zu fangen. Gäb' es keine Sandspiere hier, der helgolander Fischfang würde weniger glücklich sein, deshalb sucht man ihrer in möglichster Fülle habhaft zu werden und salzt sie zum Wintergebrauche ein.

Während die jungen Männer, bis an die Hüften im Wasser stehend, dem Spierenfang oblagen, gruben die Famels, zur Ebbezeit, Seewürmer aus dem Ufersand. Beide Gruppen hielten sich ziemlich nahe beisammen; Singen und Rufen, Necken und Lachen flog von der einen zur andern hinüber und unterbrach die mühsame Arbeit. Nach mehrstündiger Emsigkeit spürten alle Anwesenden ein Gefühl des Hungers, und sie vereinigten sich, um die mitgebrachten Vorräthe zu verzehren. In's Dünengras, welches

bin und wieder von gelben oder lilasfarbigen Blumen unterbrochen wird, ſetzten ſie ſich; froher Sinn und Geſundheit würzten das Mahl. Zuweilen ſprang ein wildes Kaninchen haſtig an der offenen Tafel vorbei, und die Burſche bedauerten, daß ſie ihre Flinten zu Haus vergeſſen hatten.

Jan Petter ſaß neben Liſje und wußte manchen Spaß vorzubringen, aber das Mädchen ſah traurig drein. Da umſchlang er ſie zärtlich und ſprach:

— Mein Famel, Du machſt ja ſo ein betrübt Geſicht! Wat ſkaat Dü dann [1])?

— Ach, Jan... wenn der Fiſchfang ſchlimm ausfällt?

— I, er wird ja nicht!.. Und, ſag nur Liſje, warum geht Dir's denn ſo nah?

— Weil ... Du fragſt noch, Jan! Gung, Du biſt ein flattrigter Menſch, und an was Ordentliches denkſt Du nicht! — — Weil mein Vater geſagt hat, wenn's mit dem Fiſchfang gut wird, ſollen wir Hochzeit machen.

— Ja, das waren Botter's ſeine Worte! beſtätigte Maricke. Ich hab' auch dabei geweſen.

— Nu, nu! Der liebe Gott läßt die Fiſche nicht ausſterben. Er wird nug [2]) geben! meinte der Bräutigam.

— Und wenn's aber nicht iſt?.. Wenn die Schnigge derenn kommt und hat niks an Bord? ſprach Liſje, in einem Anflug von Melancholie.

— Das kann gerne ſein! fügte Frau Köhn ſchadenfroh hinzu. Der alte Bredau hat auch geſagt: es würde knapp

1) Was fehlt Dir denn? 2) genug.

hergehn, denn weil's um Weihnachten Tönner en Laaid [1]) gegeben hat, so sind viel Fische abgestorben.

— Darum sei ohne Sorgen, Lisje! Und wenn nicht ein einziger Wetleng [2]) anbeißt, Hochzeit machen wir doch!.. Juchhe, das haben wir sicher! rief Jan, und warf seinen Südwester vor Freude hoch in die Luft.

Hierauf wurde wieder an's Tagewerk gedacht; die Bursche fischten und die Famels sammelten Seewürmer bis zu Sonnenuntergang. Dann stieg man in's Boot, die Heimfahrt begann. Goldgelb angehaucht glänzte der westliche Himmelsrand, und die See strahlte seinen Glanz zurück, doch im Osten war es schon nächtig auf der Fluth. Die Mädchen saßen still, eine seltsame Mischung von Frohsinn und Bangigkeit umwallte ihre Brust. Sie hatten sich dicht zusammen gerückt, und selbst Schnadder-Maricke unterbrach das Schweigen nicht. Da erhob einer von den Ruderern seine volle Stimme; er sang ein Schifferlied mit langgezogner, elegischer Melodie, dessen Anfang also lautete:

„Denn was ist wohl des Seemanns Leben,
Wie bald ist es um ihn geschehn!
Ein Seemann muß in Aengsten schweben,
Wenn andre Leut' zur Ruhe gehn."

Alle stimmten ein in den Gesang; die Ruder schlugen gleichmäßig den Takt dazu. Auf Helgoland flimmerten Lichter an den Fenstern des Ober- und Unterlandes, immer näher rauschte das Boot, und die aufschwellende Fluth trieb es an den steinigen Strand.

1) Gewitter (Donner und Blitz). 2) Schellfisch.

Drei Tage ſpäter, ehe noch der erſte Morgenſtrahl ſichtbar wurde, ging Vetter's neue und ſtarke Schnigge „Krenengel" auf den Fiſchfang aus. Ihre Bemannung beſtand aus Amcke's Vater und ſeinem älteſten Sohn, Andres Treyer, aus Michel Aeuckens und Hinrich Block. Der Letztgenannte war ein ſtämmiger Burſch von höchſtens achtzehn Jahren, doch ſtand er keineswegs im Ruf, das Schießpulver erfunden zu haben. Man mußte laviren; Andres regierte das Steuer, während Hinrich Block das Segel lenkte; die beiden Alten ſaßen unterdeß mitten im Boot und plauderten vertraulich. Nachdem die Hoffnungen und Befürchtungen, welche man vom diesmaligen Fiſchzug hegte, gründlich erſchöpft waren, ſagte Aeuckens:

— Wie die Zeit vergeht! Nun wird es bald ein volles Jahr, ſeit Sir Hamilton vom Lande wegreiſte. Er war doch ein recht braver Mann!

— Ja, brav und ehrlich, wie hohe Herren ſeltſam ſind! erwiederte Treyer. Wir hatten ihn lieb, und er uns. Die Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen, als er von Helgoland Abſchied nahm ... ich hab' es ſelbſt mit angeſehn!

— Von dem Nachfolger weiß man nicht viel mehr, als daß er ein hölzern Bein hat und Sir King heißt, aber er ſcheint doch auch ein iaarelf [1]) Haudegen zu ſein.

— Will's nicht abſtreiten, Aeuckens! Nur Eins gefällt mir ſchlecht. Nemenig [2]) hat zu uns oder zu unſrer eignen Obrigkeit geſagt: „Luft her, das iſt euer neuer Governör!

1) rechtſchaffener. 2) Niemand.

So weit kann er euch befehlen, und so weit müßt ihr Gehorsam leisten — drüber hinaus aber nicht." Wir sehn, daß er die Soldaten kommandirt, und daraus können wir abnehmen, daß er wohl der Rechte sein wird, doch wir sind keine Soldaten, und wer uns anstatt Seiner Majestät des Königs regieren thut, der sollte sich auch vorerst durch Brief und Siegel ausweisen.

— Nu, Treyer, schaden kann er uns nicht ... weder er, noch ein Andrer. Unsre alten Willküren und Satzungen sind uns ja verbürgt, und daran soll, will's Gott, kein Tüttelje geändert werden.

— Hm! So denkst Du und ich auch. Wir kennen sie noch die heiligen Rechte und Freiheiten, die wir von unsern Vorfahren überkommen haben. Aber wie wird es künftighin? Ich sage Dir, Aeuckens, es ist nicht mehr der lebendige Sinn für solche ernste, werthe Dinge auf dem Lande, wie sonst. Die Schmuggelzeit hat Vieles durcheinander gerüttelt und hat die Augen vom Gemeinwesen abgelenkt. Vor diesem, wenn der Vater des Abends dasaß, wenn er zu seinen Söhnen redete von uralter Satzung, von Pflicht und Recht, dann gaben sie Obacht, als ob Gottes Wort verkündet würde. Es blieb dann in der Seele alles so fest, wie in Stein eingegraben. Jetzt ist es damit vorbei ... ein Jeder kümmert sich nur um sich selbst, das Ganze schiert ihn nicht. Wie soll es sich nun erhalten?

— 's ist freilich wahr! So etwas läßt sich aber nicht nehmen und nicht geben ... das muß wohl in der Zeit liegen. Ohne zu wissen, unter welchem Gesetz es steht, kann indeß kein Volk lange ausdauern, und drum wird

wieder eine andre Zeit kommen, wo Jeder nach dem alten Rechte fragen wird.

— Und dann wird Keiner Auskunft geben können ... dann wird das gute Herkommen vergessen sein. Aeuckens, ich meine, es in Anno 1807 Viel überhauet worden. Damals hätten wir uns von der englischen Regierung unsre ganze Landesordnung, unsre Rechte und Pflichten, Gebote und Freiheiten sollen schriftlich geben lassen. Was schwarz auf weiß steht, das betrügt nicht, und vorher bescheidt, macht nachher keinen Streit. Nun, das haben wir versehen, und ich sage Dir, daraus kommt noch Wirrniß und Unheil nug!

Der Kronengel war unterdeß in zackiger Linie fortgesegelt, und die Düne lag wohl schon ein paar Seemeilen hinter ihm. Trübroth hatte sich die Sonne aus den Wellen erhoben, aber während sie höher stieg, zog auch der Nebel empor und ballte sich zu einzelnen Wolkenformen. Wie dunkle Schiffe, wie Riesenvögel jagten diese, vom Winde erfaßt, vorbei; hier blitzte ein goldner Strahl, dort ein Streifen des prächtigen Aetherblau's herab, und bald wurde die ganze Himmelsdecke klar wie Krystall. Jetzt sah man deutlich, daß eine ganze Menge Böte dem „Krongengel" folgten; drei davon gehörten zu Botter's, die Mehrzahl zu andern Fischercompagnien. Man hemmte den Lauf des Fahrzeugs und sah prüfend in die Wogen, als wollte man schauen, ob auf dem Grunde eine Schaar wimmelnder Fische zu entdecken sei. Oft fällt der Fang im Beginn des Frühjahrs sehr dürftig aus, weil die Stellen erst gesucht werden müssen, welche die Wasserbewohner zum Tummelplatz erwählt haben. Michel Aeuckens, ein wohlerfahrner

Fischersmann, entschied sich endlich für's Auswerfen der Leinen, weil er aus leisen Anzeichen, die jedem Fremden entgangen wären, auf das Vorhandensein von Schellfischen schloß.

Nun begann das Werk, welches nicht blos eine Arbeit, sondern zugleich ein Gottesdienst ist. Denn bei allen denjenigen Leuten, welche ihren Erwerb unmittelbar aus dem Schooße der Natur, aus den Händen Gottes empfangen, steigert sich das Tagewerk zum Gebet. Der Bergmann betet, eh' er in den Schacht fährt — der Bauer, wenn er pflügt und säet und die goldigen Garben sammelt — der Sennhirt, bevor er mit seinen Heerden die Alpe erklimmt — und der Fischer, wenn er die Leine in's Meer wirft. Darum brauchen diese Menschen auch keine heuchlerische Sonntagschriften zu sein; sie stehen dem schaffenden Weltgeist nahe, und treffen ihn bei der Arbeit besser, als drinnen in der trüben Kirchenluft. Anders verhält es sich freilich mit Denen, die sich durch süßes Frömmeln ein Amt, nebst angemessnem Einkommen, errungen haben. Sie müssen Betstunde halten und allsonntäglich in die Kirche gehn, denn wo sollten sie den Blick wohl aufschlagen zum Gott der Liebe und Freiheit? Ja, sie müssen Betstunde halten, sonst könnte ihnen Amt und Gehalt gar leicht wieder verloren gehn. Wie solch blasser, geschreckter Wicht aber einem helgolander Fischer in's ehrliche blaue Auge sehen kann, ohne schaamroth zu werden, das ist nur durch jene unerhörte Frechheit erklärbar, die sich immer der Heuchelei gesellt.

Die Aemter waren vertheilt: Aeuckens, „der Schiffer", hielt das Steuerruder in der Hand; der alte Dreyer, als

„zweiter Mann", ſtand nahe bei ihm; dann folgte Hinrich Block, „der dritte Mann", und Jacob Dreyer, als „Vörmann", befand ſich am Schnabel des Boots. Das Auslaſſen der Fiſcherleinen geſchieht in voller Fahrt, und der Vormann hielt die Boye ſchon bereit. Hierunter wird eine kleine Tonne verſtanden, welche mit Leine und Anker verſehen iſt. An derſelben ſieht man einen Stab mit ledernem Flügel, worauf ſich das Merkmal der Compagnie befindet. Es dient zur Unterſcheidung der verſchiedenen Fiſchergeräthe, falls ein plötzlicher Sturmwind ſie abreißt und durcheinander ſchleudert. Kaum gab Reuckens das Zeichen, ſo flog die Boye in's Meer, und Jacob Dreyer rief:

— Alleeſt!

Das iſt ein unüberſetzbares Wort; ſein Sinn bedeutet: mit Vergunſt, den Segen Gottes zu erbitten. Ohne Zweifel ſtammt der bekannte, vielgedeutete Wahlſpruch von Köln: Alaaf! aus gleicher Quelle, denn dort, wie hier, finden ſich frieſiſche Sprachruinen.

Sogleich antwortete der Schiffer: „Laßt ziehen in Gottesnamen!" und als das Tau der Tonne bis zum kleinen Anker abgerollt war, übergab er dieſen dem zweiten Mann. An den Anker iſt das Ende der Fiſcherleine geknüpft, und er hat alſo viel Werth und Wichtigkeit. Dreyer ſprach mit lauter, voller Stimme:

— Anker' mit Gott! Ei komm wieder mit moy [1]) Wetter und gutem Fang, mit gutem Stromzug, klaar Geſicht und gutem Verſtand; mit behütetem Gut und frei von Faſſengs [2]) und frei von Menſchen!

1) günſtigem. 2) Feſthalten (im Waſſer, an verborgenen Riffen).

Dann warf er den Anker aus, und als das Eisen in die Fluth hinabrauschte, rief er: Da gungt er hin!

Aeuckens, der hübsche alte Mann, nahm die Seekappe von seinem ergrauenden Haar, richtete die hellen Augen zum Himmel empor und betete feierlich: Herr, auf dein Wort! Segn' unser Unternehmen!

Nun wurden die Angelleinen mit einander verknüpft, und Drever ließ sie allmählig über Bord gehn, indeß der Kronengel ungehemmt seinen Lauf verfolgte. Hinrich Block ordnete die Leinen, und reichte sie dem zweiten Manne zu. Bevor die letzte kam, hatte er ein einziges Wort zu rufen, und wie fest er sich auch fortdauernd eingeprägt, es ja nicht zu vergessen, im entscheidenden Augenblicke blieb er dennoch stumm. Da traf die Hand des Schiffers lautschallend gegen seine Backe, und in demselben Momente schrie Hinrich, als ob er am Spieße stecken möchte: „Backeille!" — Dieser altfriesische Ruf soll nämlich verkünden, daß die letzte Leine genommen wird, denn die Fischer könnten sonst weiter segeln, das Ende der Leine würde in's Meer gelassen, und alles Fischerzeug wäre verloren. Darum muß der Schiffer, wenn der dritte Mann seine Pflicht versäumt, ihn durch eine tüchtige Ohrfeige daran erinnern.

Nachdem Hinrich Block also sein: Backeille! ausgestoßen, hatte man den großen Bootsanker bereit gestellt, und befestigte das Ende der letzten Leine daran. Aeuckens rief: Lezt' Liehn geit! und Jacob Drever erwiederte: Börmann steit! Hierauf kommandirte der Schiffer: Fock omloog! schnell war das Fockſegel gestrichen und man ließ den Anker fallen. Dann wurde auch das Großsegel ein-

gerafft, der Maſt niedergelegt, und die erſte Hälfte der Arbeit war gethan.

Es blieb den Fiſchern nun eine halbſtündige Raſt, und dieſelbe wurde angewendet, um einen Kaffee zu kochen. Man zündete Feuer im Boote und ſetzte einen kleinen Meſſingkeſſel voll Waſſer an die Gluth. Keiner zeigte ſich hierbei ſo flink, ſo wohlgeübt, als Hinrich Block; er widerlegte dadurch die Vorwürfe, die man ihm zuvor wegen ſeiner Läſſigkeit gemacht hatte. Sobald das Waſſer kochte, ſchüttete er den Kaffee hinein, und die vier Männer ſchlürften dann das fremdländiſche Getränk. Obgleich ſie es ſchwarz und bitter genoſſen, ſchmeckte es ihnen doch vortrefflich zum trocknen Brode und durchwärmte ſie, denn die Märzluft wehte ſchneidend auf der See. Es war ſonſt ein klarer, ſchöner Tag; die Sonne zog goldglitzernd am Himmelsbogen hin, Silber- und Mantelmöwen und große Seekobben umkreiſten haſtig das Boot, ſchoſſen nieder, tauchten halb in's Waſſer und flatterten kreiſchend wieder empor. — Die Alten waren abermals in's Politiſiren gekommen; zwar bewohnten ſie nur ein kleines Land, allein dadurch wurde ihre Theilnahme am Gemeinweſen ſo wenig geſchwächt, als ſtumpfe, in Selbſtſucht verſunkene Leute durch die Größe ihres Vaterlandes aus der Schlaffheit aufgerüttelt werden. Jacob Dreyer hörte kaum nach dem Geſpräche, er kümmerte ſich wenig um ſolche Dinge, denn die Schmuggelzeit, welche gerade in ſeine Jugendjahre gefallen war, hatte ihn der engen Heimath faſt entfremdet. Er ſtrebte nach fremden, reicheren Ländern, er wollte von der Inſel fort. Hinrich Block hatte jetzt für gar nichts Sinn, was nicht mit dem Kaffee in Verbindung ſtand;

die Beiden blieben alſo ungeſtört und konnten plaudern nach Herzensluſt.

Endlich war die Ruhezeit vorbei, Jeder nahm ſeinen Poſten ein, und der Vormann hob das Ankertau. Als er daſſelbe bis zum erſten Knoten eingezogen, rief er:

— Knoop zum Erſten!

Aeuckens, der Schiffer, antwortete: Unſer Herrgott ſegn' uns mit Rochen, Cabliau und Wetleng, die mehrſten!

Während der Anker über den Wellen ſichtbar wurde, ſprach Jacob Dreyer: Krüz! was wohl an deſſen kreuzähnliche Form und an die ſymboliſche Deutung erinnern ſoll.

Aus dem Munde des Schiffers tönte das laute Gebet: Unſer Herrgott, helf' uns mit Glück nach unſern Lieben hin zu Haus!

Der alte Dreyer und Hinrich Block ruderten die Schnigge auf demſelben Wege zurück, den ſie gekommen war; Jacob raffte die Leinen empor, und Aeuckens hatte die Fiſche vom Haken zu löſen. Anfangs zeigten ſich die Angelſchnüre leer, doch bald ſah der Vormann einen helſchuppigen Gefangnen, und verkündete es durch den Freudenruf:

— Blank!

— Gott ſei Dank! ſagte der Schiffer. Der hat, will's Gott, nicht allein dageweſen.

— Da kommt dann und wann noch Einer mehr! fuhr Jacob fort, und Aeuckens erwiederte:

— Ei, laß ſie kommen in Gotts Namen! Noch kann's helfen!

Und wahrlich, ſie kamen bald blink und blank; der Haufen im Boot ward immer größer und ſchimmerte in

der Sonne wie Perlmutter. Es war ein guter Fang, und als nun die Leinen alle gehoben waren, als man auch die Bove einzog, da entblößte der Schiffer abermals das Haupt und ſprach inbrünſtig: Gott ſei Dank für dieſe Fiſche dolleng! Morgen mehr!

Mit freudiger Haſt wurde der Maſt geſtellt, das Segel geſpannt, und tiefe Furchen ſchnitt der Kronengel, während er dem Eiland entgegenflog. Ja, es war ein guter Fang geweſen, doch nicht immer gelingt er ſo bei heiterm Himmel und Sonnenſchein. Oft bricht ein plötzlicher Sturmwind los, zerreißt die Leinen und begräbt das ganze Wehl und Wehe der Fiſcher im Meeresgrund. Oft jagt der Orkan die Böte tiefer in's Meer hinaus; ſcharfe Kälte überfällt die Ruderer, ihre Kleider, ihre Segel, ihre Taue ſind mit Eis kandirt. Vor Froſt und Hunger ſchauernd, werden ſie Tage lang auf der See umhergeſtrudelt, und müſſen ſich glücklich preiſen, wenn ſie nur mit dem Leben heimkommen zu Weib und Kind. Gar manchen Fiſcher verſchlang die See, und mancher iſt im Boote totgefroren; es giebt viel Wittwen und Waiſen auf Helgoland.

Beim Anlanden der Schnigge, ſtanden die Theilhaber erwartungsvoll umher, doch mitten hindurch drängte ſich Jan Petter Stolt und warf zufriedene Blicke auf die blitzende Menge der Schellfiſche. Es wurde ſogleich ein Boot gerüſtet, das die heutige Ausbeute der Botter'ſchen Compagnie nach Bremen zum Verkauf führen ſollte. Unterdeß rannte Jan Petter zu Lieſe, um ihr zu ſagen: ſie möge nur ſchnell die Anſtalten treffen, es ſei nun ſo weit mit der Hochzeit. Wie der alte Botter nach Hauſe kam und dort Alles in lauter Bewegung fand, machte er freilich

groſse Augen und rief: Ei, ſo haben wir nicht gewettet! Die paar Wetlenge vollend machen's nicht aus. Wenn die ganze Fiſcherei zu End' iſt, im Muhnt Juli, dann wollen wir wieder von der Sache reden.

Lisje wurde betrübt und wiſchte ſich mit der Schürze die Thränen von der Wange. Aber als ſie dem Bräutigam die ſchlimme Botſchaft brachte, lachte er ſie aus, ging zum Alten, und ſprach mit ihm allein. Vetter zuckte zuletzt die Achſeln und erwiederte: Na, wenn's einmal nicht anders ſein kann ... meinetwegen! Je eher, je lieber! Nächſten Sonntag über acht Tage mag's losgehn.

Als Jan Petter ihn verließ, ſah der Burſch recht wohlgefällig aus, rückte ſeine buntwollene Mütze keck auf die Seite, und ſagte zu ſich ſelbſt: Es iſt doch gut, wenn man ſein' Sach' ſicher hat!

Der Fiſchfang ging ohne Unterbrechung von ſtatten, doch der Herr Bräutigam durfte niemals mit hinaus. Er trieb ſich vergnügt auf dem Lande umher und richtete ſeine Wohnung ein, wobei es eben auch nicht viel zu thun gab. An einem Nachmittag der nächſten Woche wurde Lisje's Mitgift in feierlichem Zuge dorthin geſchafft. Voran trug man die buntbemalte Truhe, welche ſeit alter Zeit nothwendig zur Ausſteuer gehörte; dann folgten die Mahmen der Braut und andre Famels ihrer Bekanntſchaft, mit den wohlgeſtopften Kiſſen und Pfühlen des Hochzeitbettes. Das war Alles, und es blieb in Stels's Hauſe etliche Tage zur Schau geſtellt. Eine Menge Leute kamen, die Betten zu beſehn, und Jan's Mutter gab wohl Obacht, daß keiner wegging, ohne ſich geſetzt zu haben, denn ſonſt wird den Brautleuten die Ruhe mitgenommen.

Sonntags fand die Trauung und nachher die Gasterei beim alten Vetter statt. Zwar waren die Gäste in der Stube zusammengepreßt, wie ein halb menschlicher Sclavenhändler kaum seine Neger im Schiffsraum aufpacken würde, aber das störte die Fröhlichkeit nicht. Solch eine Hochzeit hatte man lange nicht gesehn auf Helgoland; Vetter wollte zeigen, daß er Thaler im Kasten habe. Frau Köhn besorgte die Küche, und ihre Kunst trug einen glänzenden Sieg davon. Fleischspeisen fehlten freilich an der Festtafel, aber niemand vermißte sie, denn man war nicht daran gewöhnt. Aber Fische gab es von allen Sorten, und hufumer Bier und warmen Punsch in Fülle. Dann wurden Cabliau-Magen aufgebracht, mit Grütze gefüllt und mit Syrup übergossen — — „Das ist wahr! Die Schnadder-Maricke versteht's!" sagten Alle, während sie den Leckerbissen verzehrten. Als aber zum Schluße gar ein großmächtiger Abndolf, die Lieblingsspeise der Insulaner, auf den Tisch kam, da entwickelte sich der Jubel fast ungestüm. Dieser Abndolf ist ein Kuchen von Mehl, Milch, Eiern, Rosinen, Pflaumen und Gewürz, und wenn man ihn zerschneidet, findet man feiste Möwen oder Seekobben, die mitten hineingebacken sind.

Alles verlangte nach Frau Köhn; sie hatte sich, nachdem ihr Geschäft beendet war, den guten Peik angezogen, die seidne Haubenmütze aufgesetzt, und jetzt trat sie, mit jener stolzen Bescheidenheit, welche aus vollem Selbstbewußtsein entspringt, zur Stubenthür herein. Ein Beifallssturm begrüßte sie, und Jan Petter, dem der Punsch ein wenig zu Kopf gestiegen, gab ihr einen lautschallenden Kuß, worüber sich die Gäste todtlachen wollten. Als es

dunkel wurde, begab ſich die ganze Geſellſchaft nach dem rothen Waſſer, wo Jan mit ſeiner hübſchen jungen Frau den erſten Dreher vortanzte. Das Muſikkorps beſtand zwar nur aus einem Flötenſpieler und einem Violiniſten, aber wer gern tanzt, dem iſt leicht aufgeſpielt, und es war Allen zu früh, als der Wirth um eilf Uhr die Lichter auslöſchte. Draußen hatte ſich unterdeß ein eiſiger Wind erhoben, der Regen goß in Strömen vom Himmel, und ſo mußten die erhitzten Hochzeitsgäſte in Finſterniß und Näſſe nach Hauſe tappen, doch trotzdem ſoll ſich — wenn man der mündlichen Ueberlieferung glauben darf — kein Einziger von ihnen erkältet haben.

Lootſen.

Der Winter des Jahres 1820 hatte nicht lange ausgehalten. Schon im Februar war die Luft ſo warm, daß man kaum eine Jacke anzuziehen brauchte, wenn man an den Strand ging. Zwar konnte die Sonne kaum Einmal jede Woche durch den Nebel blitzen, aber dennoch ſchmolz das Eis überall. Der Nebel ſelbſt hatte ihr Amt übernommen; er zehrte an den Schollen, bis keine mehr übrig war. Helgoland's Felſen ſchien mit einer weißen Mauer umzogen, und ſeine Bewohner ſahen das Meer nicht, das ſonſt immer in voller Größe vor ihren Augen liegt. Das hinderte ſie indeß keineswegs, der alten Gewohnheit treu zu bleiben und einige Stunden vom Falm hinauszuſtarren nach der See, die ſich jetzt in Schleier gehüllt hatte. — An einem Vormittag treffen wir den alten Dreyer dort. Auf die Brüſtung gelehnt, rauchte er ſein Pfeifchen und ſchaute unbeweglich durch den Nebel hinab. Da kam Neuckens die Straße entlang, nahm den Platz neben ihm ein, und fragte grüßend:

— Uep'n Falm?

— Ja! antwortete Dreyer, und das Geſpräch war angeknüpft.

— Es iſt wieder ein heel dicker Tööf [1]), begann der Ankömmling. Da können viel Schiffe in Grund und Boden laufen.

— Freilich, Neuckens! Bei ſolchem Wetter denkt wohl mancher Capitain auf der Nordſee: O, wenn du jetzt einen Lootſen hätteſt, du wollteſt nicht ſo knauſern und drücken um die paar Thaler, wie ſonſt. Aber dolleng kann er immer Nothflaggen aufziehn, kein Menſch wird ſie ſehn.

— Mit dem Lootſenverdienſt wird es ſchmäler, Jahr für Jahr. Wo in der See ein Riff, eine Sandbank oder eine Barleng [2]) liegt, da iſt ſie ja ſchon auf den Seekarten verzeichnet, und lieber noch ein paar mehr, als weniger. Fremde Lootſen kreuzen auch überall ... das ſind die Hauſirer der Nordſee, die uns mit ihrer Pfuſcherarbeit den Kram verderben. Und glaubſt Du wohl, daß ſie ſich grämen, wenn ab und zu mal ein Schiff auf die Klippen rennt? Nicht ein betjen! Die Ladung iſt veraſſecurirt, und wird im Meere beſſer bezahlt, als im Hafen.

— Ja, ja! Wenn's ſo weiter geht, haben die helgolander Lootſen bald gar nichts zu thun, als die Lampen auf der Bake anzuzünden.

— Von unſern Schniggen ſind die mehrſten in der Schmuggelzeit verloren gegangen, und mit dem Fiſchfang ſieht's auch traurig aus. Die Märkte von Hamburg und Bremen ſind überfüllt — wir müſſen unſre Fiſche für's halbe Geld losſchlagen, wenn wir ſie nicht wieder mit nach Haus bringen wollen. Sag' mir, Dreyer, wie ſoll

1) ein ſehr dicker Nebel. 2) Untiefe.

das Ende ſein? Wir werden ja Alle in Hunger und Kummer ſterben, wenn ſich das nicht ändert!

— Neuckens, Du biſt ein frommer Mann, Du gehſt jeden Sonntag in die Kirche ... ich kann mich darin gar nicht zu Dir vergleichen, aber ich habe doch einen beſſern Glauben, als Du. Der Gott, der uns hierhergeſetzt auf dieſen Wachtpoſten im Meere, er ſorgt auch immerdar, daß es uns nicht an Arbeit fehlen mag. Ein Volk, das muthige Herzen und tüchtige Glieder hat, läßt er nicht verkommen.

— Auf Gott baue ich ſo feſt wie Einer, aber es giebt Stunden, wo man zaghaft wird. Die engliſchen Soldaten ſollen nun auch fort von der Inſel ... wir haben doch manchen Verdienſt von ihnen gehabt.

— Glückliche Reiſe für ſie! Wozu lungern ſie hier auf der Bärenhaut? Sollen ſie uns beſchützen, oder das Land? Beides können ſie nicht. Felſen im Meere wehren ſich ſelbſt! — Alle Fremden haben uns zehnmal ſo viel Schaden als Vortheil gebracht ... ſie haben die alte Gaſtfreiheit verdorben, haben unſern Kindern das Herz verkehrt. Mir iſt mein Sohn von ihnen geſtohlen. Der Jacob war ein guter, treuer Bub, doch die Fremden wußten ihm ſo viel vorzuſchwatzen von den Ländern draußen, was da für 'ne Pracht ſei, und wie leicht man da ein reicher, vornehmer Herr werden könnte. Der Jacob ließ ſich bethören; es gefiel ihm nicht mehr auf Helgoland, er ward ſtill und verdroſſen bei aller Arbeit. Am Ende ging er gar davon, ſeit zwei Jahren hab' ich nichts mehr von ihm gehört, und Gott mag wiſſen, wo er untergegangen iſt — zu Lande oder zur See. Es iſt ſündlich, Neuckens, wenn

ein Vater ſo reden ſoll, aber am liebſten wäre mir's — zur See.

Jacob Dreyer, deſſen wir uns vom Fiſchzuge her erinnern, hatte ſich heimlich auf einem Schiff nach Hamburg begeben und war von dort in die weite Welt gegangen. Wenn der Alte auf dies Capitel kam, wurde er ſtets von Zorn und Traurigkeit ganz übermannt, deshalb ſuchte Aeuckens das Geſpräch in eine andre Richtung zu bringen.

— An den zweihundert engliſchen Soldaten liegt freilich nicht viel, ſagte er. Aber Mancher wird ſie doch vermiſſen. Und ich ſelber ... man hat ſich einmal ſo gewöhnt! Wenn ich Abends zu Oelrichs komme und mein Glas Huſumer trinke, dann weiß ich, daß im Winkel der lange Cowley ſitzt und die Dortje anſtarrt. Sieben Jahre iſt er nun ſchon auf dem Lande; erſt war er Lieutenant, dann iſt er Capitain geworden — — und noch vollenz ſitzt er, wie er zu Anfang ſaß.

— Ja, er ſitzt noch immer ſo! Aber zum Weibe nimmt er die Dortje nicht, und einen andern Mann bekommt ſie auch nicht mehr. Was hat nun der lange Cowley für Segen in Oelrichs' Haus gebracht?... Und der iſt Einer von den Beſten!

Nachdem die beiden Fiſcher noch mancherlei beſprochen, ſtieg Aeuckens in's Unterland hinab. Frank Reimers, ein fürer Burſch von etwa vier und zwanzig Jahren, kam ihm entgegen, und als er am Halm den alten Dreyer bemerkte, geſellte er ſich grüßend zu demſelben. Einige Zeit ſchritten ſie wortlos neben einander, bis Frank begann:

— Wo mag der Jacob jetzt ſein?

— Das weiß Gott! erwiederte Trever ſchmerzlich, und abermals entſtand eine Pauſe.

— Vater Trever, fing Frank von neuem an, Ihr habt Euren einzigen Sohn verloren ... wenn Ihr's zufrieden ſeid, will ich Euer Sohn werden.

— Wie geht denn das, Frank?

— Ei, ich heirathe Eure Amke. Das Famel iſt mir gut, und ich bin's ihr wahrhaftig auch.

— Hm, ſo! Du wärſt mir ſchon recht zum Eidam, aber Frank, Du haſt Dein Lootſenexamen noch nicht gemacht ... ich geb' mein Kind nicht weg, wenn's kein Lootſe iſt, der darum freit.

— Vater Trever, Ihr wißt, ich bring' ein Schiff ſo ſicher in die Elbe und Weſer, wie ein Andrer. Nur vor der Bertöwe [1]) hat mich's allzeit gegruſelt ... wenn Ihr aber ſagt, daß es für die Amke ſein ſoll, dann hab' ich ſchon Muth und will keinen Tag mehr warten.

Frank reichte dem Alten die Hand zum Gruß, Trever ſchüttelte ſie treuherzig und ließ das Auge voll Wohlgefallen auf dem großen, ſchönen Burſchen ruhn. Dieſer ging fort, um ſeiner lieben Amke zu ſagen, was er mit dem Vater geſprochen, und meldete ſich zum Lootſenexamen, welches in wenig Tagen ſtattfinden ſollte.

Das uralte Gewerbe der Helgolander beſitzt eine Verfaſſung, welche vom Innungsweſen ganz ſcharf an den Communismus hinüberſtreift. Jeder Lootſe hat gleiche Rechte, gleiche Pflichten, und nur Der genießt einen Vorzug, dem die Arbeit zugefallen iſt. Bei geſtrandeten Gü-

1) Riff.

tern tritt jener communiſtiſche Grundſatz noch deutlicher hervor, denn die arme ſchwache Wittwe, welche auch nur den kleinſten Handreich leiſtet, bekommt ihren Theil vom Gewinn wie jeder Andere. Man ſieht daraus, daß nicht „moderne Schwindelköpfe“ ſolchen Rechtsbegriff erträumt haben, ſondern daß er im nordiſchen Volksthum wurzelt, und erſt in den Zeiten untergegangen iſt, wo die Selbſtſucht Königin im Reich der Herzen wurde, wo ſie den Gemeinſinn ächtete.

Wenn ein Helgolander drei und zwanzig Jahre zählt, wenn er durch einen Schein beweiſen kann, daß er beim Fiſchfang ſchon für ein ganzes Loos gearbeitet hat, ſo darf er ſich zum Lootſeneramen melden. Beſteht er darin, läßt er keine Hauptfrage unbeantwortet, dann erhält er ſeine Medaille und darf mitloſen, ſobald eine Schlupe gerüſtet wird, um bedrängten Schiffern Hülfe zu bringen. „Das Loos iſt ehrlich!“ ſagen die Helgolander; überall laſſen ſie ſeine blinde Entſcheidung gelten, und ſelbſt den Frauen müſſen Tücher oder Schlüſſel als Looſe dienen, wo es etwas zu ſchlichten oder zu theilen giebt. — Auf der Rhede liegt ſtets ein Lootſenboot und am Vorland eine Zölle in Bereitſchaft. Neben der letztern ſammeln ſich die Männer, die das kühne Lotto ſpielen, bei dem der Einſatz oft Menſchenleben gilt. Durch Sturm und Fluth rudern zehn ſeekundige Helgolander nach dem Fahrzeuge hin; die Hälfte des Gewinnes gehört ihnen, und die andre Hälfte wird gleichmäßig unter die Zurückbleibenden vertheilt. Greiſe Lootſen, die früher wohl manches Mal mit hinausgeweſen zu der gefahrvollen Arbeit — doch nun ſind ſie gebeugt vom Alter und ihre Arme können das Ruder nicht mehr

führen — brauchen nur durch Handauflegen ihre Anwesenheit darzuthun. Sie erhalten dann einen kleinen Theil von dem, was jüngere und kräftigere Männer erworben haben; gerade wie sie in der Jugend von ihrem Verdienst auch etwas an die Alten und Schwachen überlassen mußten.

Ein paar Tage nach jener Unterredung auf dem Falm, stand Frank Reimers, nebst etlichen Genossen, im großen öden Gemach des Commerziums, um sein Examen abzulegen. Vier alte, ehrenveste Lootsen und zwei Rathmänner saßen am Tisch; sie sollten die Prüfung leiten, und den jungen Schiffern klopfte das Herz. Es ist aber wahrlich keine bloße Staatsaktion, um die es sich hier handelt, denn der Bursch muß jede Signaltonne, jede Klippe und Sandbank in der See — jede Bucht, jeden Berg, jeden Thurm an den Küsten ganz genau unterscheiden können. Er muß über die Strömungen des Meeres, über die Mündungen der Flüsse, über die Tiefe und den Grund der See pünktlich Auskunft ertheilen. Das alles steht im alten Lootsenbuch, welches sich, in helgolander Sprache geschrieben, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Siebenhundert Fragen umfaßt es, und darin steckt eine Masse praktischer Wissenschaft. Wer aber den Examinatoren die Antwort schuldig bleibt, oder sich auf einen namhaften Fehler ertappen läßt, der fällt unrettbar durch. Frank wußte das, und er hätte sich zehnmal lieber draußen auf der wildesten See vom Sturm umherschleudern lassen, als daß er hier stehen mochte im schweigenden Zimmer. Amcke's Bild schwebte ihm vor, und er ward ganz bleich im Gesicht. Die Lootsen sahen, daß er zitterte — gewohnter Weise

boten ſie den Candidaten Stühle, boten ihnen auch ein Glas Wein an, redeten zutraulich von allerhand Dingen mit ihnen, und erſt nachdem dieſelben ſich vollſtändig geſammelt hatten, begann die Beprême.

Unterdeß war dem Frank ſeine ganze Faſſung zurückgekehrt; er gab auf jede Frage ſchnell und ſicher Beſcheid. In den Mienen der ernſten Seemänner zeigte ſich ein Lächeln der Zufriedenheit, denn ſie merkten wohl, daß er ſein Lootſenbuch gehörig im Kopf habe. Auch ſeine Geneſſen beſtanden gut, die Examinatoren ermahnten ſie ſämmtlich, ſtets nüchtern, beſcheiden und billig in ihrem Gewerbe zu ſein, und Jeder erhielt ein „Teeken", wodurch er ſich als Looſe ausweiſen konnte.

Amke Dreyer hatte inzwiſchen weder Ruhe, noch Raſt. Bald war ſie in der Stube, bald vor der Thür, bald in der Küche und bald im Garten. Ueberall wollte ſie irgend etwas, und wenn ſie hinkam, wußte ſie nicht was. Eine fieberhafte Unruhe folterte das liebe Kind, denn ihr Frank ſtand ja jetzt mitten im Feuer des Examens, und wenn er durchfiel, ſo wurde aus der Hochzeit nichts, darin kannte ſie den Vater. Wäre Frank auf der See geweſen, bei Sturm und Wetter, ſie hätte ſich nicht halb ſo ſehr gefürchtet. Doch wie ſchlug ihr dann das Herz, als er mit freudegeröthen Wangen zurückkam, als er ſie ſelt an ſich preßte und ihr ſagte, daß alles glücklich überwunden ſei. Es gab nun einen unendlichen Jubel im Hauſe; der alte Dreyer hielt ſich dabei die Ohren zu, aber in ſeinem Herzen ſtürmte die Freude nicht minder, als in den Herzen der Andern.

Noch viel toſender hallte die Fröhlichkeit am Abend

durch die Gaſtſtube bei Oelrichs. Dort gaben die jungen Lootſen, welche heute ſiegreich aus der Prüfung hervorgegangen, ihren Freunden einen Schmaus, und auf dem Tiſche dampfte ein großer Napf, mit kräftigem Grog gefüllt. Rundum ſaßen die nervigen Seemannsgeſtalten, ihre Wangen ſprühten, ihre Augen funkelten vor Luſt, und helle Lieder wurden angeſtimmt.

Weiterhin, in der dunkelſten Ecke des Gemachs, lehnte ein engliſcher Offizier; ſein Antlitz war blaß, ſein Blick traurig. Sir Cowley, Capitain Seiner Majeſtät des Königs, hatte ſeit ſieben Jahren faſt allabendlich auf dieſem Platz geſeſſen, ohne daß jemand eine beſondere Veränderung an ihm wahrgenommen. Ganz Helgoland wußte, daß er nicht wegen des ſüßumer Bieres kam, denn er ließ es gewöhnlich unberührt im Glaſe, ſondern wegen Tortje Oelrichs, der ſein Auge unabläſſig folgte. Das Jamel mochte ihn gar nicht ausſtehn, und wenn die Freundinnen ſie ein wenig mit dem Offizier neckten, dann ſagte ſie ganz ernſthaft: „Der lange Staffer! Das wär' eben der Rechte für mich!“ — Tortje bediente alle Gäſte riſchraſch, daß es eine Art hatte, nur der Engländer konnte warten, der lief doch nicht fort, und was beide miteinander redeten, behielt ſtets einen ſehr lakoniſchen Charakter.

— Guten Abend, Tortje! ſagte er.

— Guten Abend, Herr Lieutenant! antwortete ſie.

Auch als Cowley avancirte, konnte ſie ſich dieſe Anrede nicht abgewöhnen, und fügte immer erſt nachträglich hinzu: „Herr Capitain, wollt' ich ſagen!“

Jahre floſſen vorüber, die hübſche Wirthstochter wurde älter, aber ihr Wuchs füllte ſich, und ſie gewann eher an

Schönheit, als daß sie dieselbe einbüßte. Dortje ging Sonntags nicht mehr zum Tanz, Cowley bemerkte es, und fragte sie jede Woche um den Grund, doch sie erwiederte schnippisch: „Ich hab' keinen Spaß dran!“ — Plötzlich kam die Nachricht, das englische Militair solle die Insel verlassen, und Amke Dreyer, welche zufällig in Oelrichs' Haus trat, erzählte die Neuigkeit an Dortje. „Ja, ja! Den Capitain wirst Du nun auch los, den bleichen, stummen Gast, den Du nie hast leiden können!“ sagte sie zum Schluß. Da entschwand alles Blut aus Dortje's kirschrothen Wangen, sie sprach kein Wort, sondern machte sich in der Küche zu schaffen, und als sie wiederkam, lief ihr das helle Wasser aus den Augen. Vom Rauch konnte es nicht sein, denn es brannte gar kein Feuer auf dem Heerde, und Amke, die sich doch sonst auf dergleichen verstand, schüttelte verwundert das Haupt, weil sie nicht im Stande war, sich diese Thränen zu deuten.

Ob Dortje den Engländer liebte, oder ob nur der Verlust eines gehofften vornehmen Ehemanns sie schmerzte? ... Wer möchte das zu entscheiden wagen! Tief sieht das Auge des Dichters, aber es giebt Tiefen im Herzen des Weibes, die er niemals durchschaut. — Das Mädchen zählte vier und zwanzig Jahre; kein Freier warb um sie, und der stumme Anbeter wollte nun auch hinweg. Solcher Schmerz ist heftig genug, dem Schmerz der Liebe zu gleichen, oder mindestens, ihm ähnlich zu sein. Zwar gab sich Cowley viel offner, als Dortje, allein was in seiner Seele vorging, wußte doch ebenfalls keiner. War es Liebe, war es der Gewohnheit dumpfer Zauberspruch, was ihn hinbannte an jenen Ort? Seit dem Tage, wo ihm

die Ordre zur Rückkehr nach England eröffnet worden, ſchien er noch bleicher, noch ſchweigſamer, als zuvor, und er vergaß ſogar einige Male, der Dortje einen „guten Abend“ zu bieten.

Je mehr der Punſch den jungen Leuten nach dem Kopfe ſtieg, deſto übermüthiger wurden ſie, und manches neckende Wort flog aus dem lauten Kreiſe zu Cowley hinüber. Er hörte aber nichts, denn er ſtarrte, ganz in Gedanken, vor ſich nieder. Als die Wanduhr zehn ſchlug, fuhr er erſchreckt zuſammen, ſtand auf und verließ langſam das Zimmer. Auch die Andern folgten ihm bald, doch weil ſie die Entdeckung machten, daß ſie ein wenig aus dem Gleichgewicht waren, ſo faßten ſie ſich gegenſeitig an und zogen ſingend nach Hauſe.

Dabei hatten ſie freilich nicht bemerkt, wie der Wind, in abgebrochenen Stößen, über die Nordſee brauſte und immer mächtiger anſchwoll. Nach Mitternacht war er zum Orkan geworden, er ſchleuderte die Wellen bis an den Leuchtthurm von Helgoland, und die Luft zitterte von ſeinem wilden Geheul. Die Leute erwachten in ihren engen Bettkojen, ſie fühlten ſich recht wohl im ſichern Hauſe und beteten ſtill für die Armen draußen auf der See. Kaum graute der Morgen, da flog der haſtige, bange Ruf: „Geloot!“ durch die Gaſſen; er tönte im Ober- und Unterland, am Falm und auf der Treppe. Nach wenigen Minuten war die ganze Bewohnerſchaft der Inſel im vollen Aufruhr. Kräftige Männer ſtürzten aus den Häuſern — Der hatte ein Ruder auf der Schulter, Jener hielt ein Senkblei in der Hand. Ihre Weiber, ihre Mütter und Schweſtern folgten ihnen, und trugen den Eiligen ver-

geſinne Gegenſtände nach. Schreien, Rufen, Toben ſcholl durch den ſauſenden Wind, ſelbſt die Kinder waren wach geworden, und miſchten ihren gellenden Freudenruf: „Geloot, geloot!“ in das allgemeine Getümmel.

Unten am Strande ſah es unheimlich aus. Ein grauer Dunſt lag über der See, die Tageshelle konnte ihn nicht beſiegen, und der heulende Wind trug die Brandung mit Macht an's Geſtade. Da rollten die Wogen berghoch heran, mit Ziſchen und Donnern ſchlugen ſie auf, daß ihr Schaum ringsum die trübe Luft erfüllte. Aber ſchon hatten die Lootſen ſich bei der Jölle geſammelt, ihre ehernen Medaillen klirrten in zwei Seekappen, und jede gezogene Nummer wurde laut verkündet. Eins der erſten Zeichen, das herauskam, gehörte an Frank Reimers, und er ſollte alſo heute gleich ſein Meiſterſtück ablegen. Das Herz klopfte ihm freudig, als er in die Reihe trat; auch auf Kobers traf das Loos, und bald ſtanden zehn erprobte Seemänner zur Abfahrt bereit. Mittlerweile waren noch etliche Greiſe, in blauer Jacke und ſchlotternd weiten Leinwandhoſen, die ihnen bis an's Knie reichten, herbeigekommen, und legten ihre Hände auf den Rand des Schiffs. Die Lootſenoffiziere looſten dann ebenfalls, und der vom Zufall Gewählte trat zu ſeiner Mannſchaft. Er ſagte den Leuten: drüben beim Hallem liege eine holländiſche Brigg in der Brandung, ſie führe eine Lootſenflagge, der Top am Vordermaſte ſei gebrochen, und ſie müſſe ſchon bedeutend Havarie gelitten haben.

Eilig ſollte es mit der Jölle nach der Lootſenſchluye hinübergehn, aber die brandende Fluth widerſetzte ſich ſtörriſch. Hochauf warf ſie das kleine Fahrzeug, und ſtürzte

es ſo tief in die Furchen der See, daß es ſekundenlang verſchwunden blieb. Jetzt tauchte es auf einem Waſſerberge empor, erklomm deſſen Spitze, und gleich nachher war es wieder in einen Abgrund geſtrudelt. Durch unerſchütterliche Ausdauer gelang es am Ende doch, die wildeſte Barleng zu durchſchiffen; das Lootſenboot wurde erreicht, alle Elf ſprangen hinein, und machten die Jölle feſt. Dann rüſteten ſie ſich zur ſchleunigen Abfahrt; der Offizier gab das Zeichen, man hob den Anker und ſtach in die See. Nun lag der Nebeldunſt zwiſchen ihnen und Helgoland, man konnte die Schlupe vom Unterland nicht mehr erkennen; das Gewühl am Ufer zerſtreute ſich, aber Viele ſtiegen nach dem Falm empor, um womöglich Boot und Brigg zu entdecken.

Zur ſelben Zeit erfuhr Amcke Trewer, daß Frank auch mit hinaus ſei auf das tobende Meer. Sie erſchrak, ſie erblaßte, Thränen entrollten ihrem Auge — o nein! ſie glühte vor Freude, das Herz jauchzte ſtolz in ihrer Bruſt, denn der Geliebte war ja nun ein Lootſe und durfte Theil nehmen am größten Ehrenwerk der Männer von Helgoland. Aber in ihrem Glück erinnerte ſie ſich einer frommen Pflicht; ſie ging zu dem Kaſten, wo ihre kleine Baarſchaft lag, ſuchte heimlich die Münze zuſammen, und verließ ſchnell das Haus. Wenn ein Lootſe in See iſt, trägt ſein Weib, oder ſeine Mutter, zwölf Schillinge an den Paſtor hin, damit er für den Entfernten betet. Frank hatte keine Mutter mehr, und Amcke fühlte ſich innig froh, das Amt ſeines Weibes erfüllen zu können. Der Prediger wußte bereits, in welcher nahen Beziehung ſie zu dem jungen Lootſen ſtand: er ſtrich dem Famel die vollen, rothen

Wangen, lobte ihren frommen Eifer, und ſagte: ſie würde gewiß ein braves Eheweib werden.

Jenſeits der Düne liegen furchtbare Felſenriffe im Waſſer, und ihre ſchwarzbraunen Linien tauchen bei der Ebbe, gleich Wallfiſchrücken, daraus empor. Die Seehundsklippen nennt man ſie, weil die Robbe bei ſtürmiſcher See gern auf ihnen ruht, und Helgoland's kecke Jäger erlegen hier manch feiſtes Thier. Aber wehe dem Schiff, das vom Sturme in dies Steinlabyrinth gejagt wird — es muß ohne Rettung zerſchellen. Als unſere Lootſen um die Nordſpitze der Düne ſteuerten, da lichtete ſich die Dämmerung, und ſie ſahen ein Fahrzeug mit gebrochenen Maſten haltlos den Riffen entgegentaumeln, während eine gräßliche Brandung ziſchend die Steine umraste. Hier galt es die höchſte Eile, ſonſt war alles verloren. Die Ruderer ſpannten ihre Kräfte zum äußerſten an, und es gab ihnen friſchen Muth, als ſie bemerkten, daß vom Lande her eine andere Schlupe der ihrigen nachſteuerte, um ſie nothfalls unterſtützen zu können. Kobers und Frank ſaßen auf Einer Ruderbank; heißer Schweiß troff von ihrer Stirn, aber eiſige Sturzwellen ſorgten dafür, ſie immer wieder abzukühlen. Bei einer Wendung des Bootes, welche durch die ungeheure Brandung erfordert wurde, bekamen die Beiden das fremde Schiff in Sicht, und Frank ſagte zu dem Nachbar:

— Das iſt ein Batavíafahrer ... ach, er hat keine Macht mehr! Die beſten Maſten ſind ſchon fort, und ein ſchwer Leck muß auch drin ſein, denn die Brigg geht zu tief. Ei, um die ſchöne Ladung! Da iſt nichts mehr zu bergen ... aus ſolcher Barleng bringt kein Menſch

das ſieche Schiff heraus, und wir kommen auch gar nicht an.

— Wir müſſen ankommen! entgegnete Kobers. Es giebt Menſchenleben zu retten! Höre nur, Frank, wie ſie jämmerlich um Hülfe ſchrein. So wahr wir auf Troſt in unſrer Sterbeſtunde hoffen — wir müſſen ankommen!

Zwar drückte Kobers das Ruder mit ungeſtümer Kraft in die Wogen, zwar arbeiteten Alle mit gewaltiger Anſtrengung, aber dennoch ſchien es nicht möglich, das Fahrzeug zu erreichen. Heulend ſchnob der Sturmwind, donnernd rollten hohe Sturzwellen über die Schlupe, und das Nothgeſchrei der Schiffbrüchigen gellte dazwiſchen. Es waren dunkle, gräßliche Augenblicke; die Herzen der abgehärteten Lootſen zitterten vor Entſetzen. Schon fing die Brigg zu ſinken an, und keine Ausſicht war, den Armen Rettung zu ſchaffen, denn eine einzige Woge genügte, das Boot ſo weit zurückzuwerfen, wie es ſeit dem vorigen Wogenſchlag vorwärts gebracht worden war.

Da faßten die Schiffsleute einen verzweifelten Entſchluß; ſie ſchnitten das Boot von ihrem Fahrzeuge los, warfen ſich hinein und überließen es dem Strudel der See. Zehn Mann waren in dem winzigen Dinge, und die Wellen rasten ſo mächtig darüber fort, daß man es oft lange nicht ſah. Aber die Lootſen ſuchten ihnen eine Leine zuzuwerfen, und nach mancher vergeblichen Bemühung glückte es endlich. Nun wurde das kleine Boot an die Schlupe gezogen, und man hob die durchnäßten, vor Angſt und Schreck halbtodten Menſchen herein. Kaum war der letzte von ihnen an Bord, ſo brach das Seil von der Gewalt des Sturmes — die Jölle wurde wie ein Spielball weg-

geſchleudert. Laute Jammertöne erſchollen aus dem haltloſen Fahrzeuge, und obgleich ſie nur von einem Hunde herrührten, ſchnitten ſie doch den Helgolandern durch's Herz. Das arme, verlaſſene Thier ſtand mit ſeinen Vorderbeinen auf dem Bootsrande, und ſchrie ſo kläglich, als fühle es den unvermeidlichen Tod. Die Lootſen, oft ſtarr und roh in ihrer Außenſeite, zeigten jetzt, daß ſie wohl Mitgefühl haben, tauſendfach wärmeres Mitgefühl, als jene ſüßen Heuchler, welche die zarteſten Empfindungen zur Schau tragen, und kalt bleiben bei jedem Schmerz, der ſie nicht ſelbſt berührt. Noch einmal wurde gegen die Brandung angekämpft, und — als wenn die Vorſehung dieſer That beſondere Gunſt erweiſen wollte — das Lootſenboot kam bis dicht an die Jölle, und der Pudel wurde gerettet.

Indem trat ein unverhoffties Ereigniß ein. Aus der Cajüte ſtieg eine bleiche Jammergeſtalt auf's Deck der ſinkenden Brigg empor; ſie ſtreckte die Hände flehend nach den Helgolandern und ihr ſchwacher Hülferuf tönte herüber. Wahrſcheinlich hatte der Mann unten krank in der Hängematte gelegen, und war erſt durch das eindringende Waſſer aufgejagt worden. Der Lootſenoffizier befahl, die Schlupe abermals zu wenden, er lenkte das Steuer, und die Andern führten ſein Commando mit Pünktlichkeit aus. Plötzlich rief er:

— Bei Gott im Himmel ... dieſen Menſchen kennen wir! Das iſt der Lieutenant Moorfield, der die Antje Siemens umgebracht hat.

Da ſchaute das Rudervolk ihn an, und obgleich ſieben Jahre verfloſſen waren, ſeit ſie den Engländer zum letzten

Mal gesehn, erkannten ihn doch Alle. Ein Murmeln ging durch die Lootsen, und einzelne Stimmen wurden laut:

— Den zu retten, rühren wir keine Hand!... Er findet seine gerechte Strafe!... Im Angesicht von Helgoland muß er untergehn!... Er hat den Tod zehnfach verdient!

Der Lootsenoffizier schien ungewiß, was er thun sollte, und endlich sprach er: Manntjes, im Augenblick der Gefahr denkt ein Helgolander an nichts anders, als wie er schleunige Hülfe leisten kann! Wir haben eben einen Hund gerettet, darum — —

— Einen Hund wohl, aber den Moorfield nicht! unterbrach ihn Paul Kliffmann, ein junger Kerl mit braunrothem Antlitz. Auch die Uebrigen schienen diese schlimme Meinung zu theilen, denn die Ruder plätscherten nur, und das Boot kam nicht von der Stelle. Da drehte sich Kobers um, und sprach mit ernster, fester Stimme zu den Gefährten:

— Sind wir seine Richter? — Nein! Er hat seinen Richter da oben, wo der unsrige ist. Drauf und dran, Manntjes, wir müssen unsre Schuldigkeit thun. Nur mit Gottes Beistand retten wir ihn, und glückt es uns nicht, so ist es ein göttliches Strafgericht.

Wie ein Blitz schlugen diese Worte ein, besonders weil Kobers sie sprach, denn er hatte wohl mehr Recht, als irgend ein Andrer, den Lieutenant zu hassen. Mit voller Gewalt lehnten die Lootsen sich gegen die Ruder, und es gelang ihnen, der Brigg so nahe zu kommen, daß man dem Engländer, der todesblaß auf die Knieen gesunken war,

eine Leine zuwerfen konnte. Er packte sie mit verzweifelnder Hast, schlang sie um den Leib und stürzte sich in's Meer. Die Leine wurde eingerafft; man nahm den Zitternden an Bord. Es war auch die höchste Zeit gewesen; das Wasser im Schiffe hatte schon die Uebermacht gewonnen, und während unsre armen Lootsen nach dem Lande zurücksteuerten, sahen sie, wie das reichbeladne Fahrzeug untersank.

Langsam rauschte und taumelte die Schlupe vorwärts; nach etwa einer Stunde berührte sie das Ufer. Dichtgedrängt standen die Leute dort umher, deren lauter Willkommenruf die muthigen Schiffer, sammt den Geretteten, grüßte. Als die letzteren das Boot verließen, schüttelte man ihnen treuherzig die Hand, und Jeder wurde von zehn Männern auf einmal zu Gast gebeten. Aber plötzlich wich die Menge scheu zurück, wie wenn sie ein Gespenst erblickt hätte, und Lieutenant Moorfield, der wirklich einem Gespenste glich, wankte durch die offne Gasse. Eiskalt rann es ihm durch Blut und Mark, seine Nerven zuckten, sein Haar sträubte sich, daß er wieder auf diesem Boden stehen mußte — auf dem Boden von Helgoland. Wohlbekannt waren ihm alle Gegenstände, aber die Erinnerung, welche sich daran knüpfte, füllte ihn mit Schauder und Entsetzen. Von unauslöschlicher Schmach verfolgt, hatte er sich bis Batavia geflüchtet; auch der fremde Welttheil warf ihn zurück, und er mußte just an diese entlegne Felseninsel geschleudert werden. Das war ein Werk der dunklen, geheimnißvollen Macht, welche die Menschen kurzweg „Schicksal" nennen. Die Blicke der Vorübergehenden schreckten Moorfield, gleich Furiengeißeln, aus

seiner Lähmung auf; mit wankendem Schritt eilte er fort, ach! und wußte doch nicht, wo er ein Obdach finden sollte. Zuletzt zuckte es wie ein Sonnenblitz durch die Betäubung seiner Sinne — er begab sich zu Cowley, zu dem alten Cameraden.

Blaß und bebend, mit nassem Haar und triefenden Kleidern, trat er vor ihn hin und bat um ein Nachtlager. Stieren Auges sah Cowley die Erscheinung an; es entstand eine tiefe, schwere Pause. Aber der Capitain blieb ungerührt, und nachdem er seine Fassung wiedergewonnen, wies er den ehemaligen Genossen wie einen überlästigen Bettler ab. Moorfield ging indeß nicht, das Elend hatte all seinen Stolz gebrochen; er faltete die Hände und flehte um Mitleid, um Erbarmen.

— Nein! entgegnete Cowley. Für den kaltblütigen Verführer und Mörder giebt es kein Erbarmen. Dort ist die Thür ... befreit mich von Eurer Gegenwart!

Moorfield gehorchte dem unerbittlichen Wort, aber er konnte nicht weiter, seine Körper- und Geisteskraft war gebrochen. Todesmüde setzte er sich draußen auf eine Bank und weinte laut vor ungeheurem Schmerz. Da kam Kobers die Straße entlang, der dem Engländer absichtlich nachgegangen war, weil er wohl ahnte, es würde ihm niemand ein Unterkommen geben.

— Wenn Ihr trockne Kleider und ein Obdach haben wollt, so geht nur mit mir! sprach er zu dem Fremden, ohne daß etwas Scharfes oder Barsches in seinem Tone lag. Willenlos erhob sich Moorfield und folgte dem guten Jungen, den er um sein Lebensglück bestohlen, der ihn öffentlich beschimpft hatte. Kobers nahm ihn in sein Stübchen

auf, reichte ihm Wäsche und Kleider, Speise und Trank, und überließ ihm sein Bett. Zwei Tage beherbergte er den Lieutenant, doch er redete während dieser Zeit kein einziges Wort mit ihm: unheimliches Schweigen herrschte in dem Gemach, wo die Beiden wohnten. Am dritten Morgen, als das Wetter sich beruhigt hatte, ging eine Schlupe in See, und zwei helgolander Lootsen führten Moorfield nach Curhaven hinüber.

Auf Cowley hatte die geisterhafte Erscheinung des vom Schicksal hart Gestraften einen unbesiegbaren Eindruck gemacht. Im nebeltrüben England geboren, wo der Spleen Nationalkrankheit ist, trug der Capitain seit seiner frühen Jugend eine Anlage zur Melancholie in sich, und sie war mit jedem Jahre gewachsen. Jetzt erfaßte ihre kalte Hand sein Herz, und eine Reihe nächtiger Phantasiegebilde zog an ihm vorbei. Was er damals zu Moorfield gesprochen, fiel jetzt mit Centnerlasten auf ihn selbst zurück. Auch er hatte, wenigstens mittelbar, Hoffnungen in Tortje Oelrichs erweckt, und wie leicht konnte sie Antje Siemens nachahmen, wenn er Helgoland verließ, wenn sie sah, daß alles nur Spiel gewesen. Cowley unterlag seiner Einbildungskraft: Moorfield's blasser Schatten umgab ihn bei Tage und im Traum — es war ihm, als wolle er ein furchtbares Verbrechen begehn. Aus solchem Seelenzustand entkeimte zuletzt ein fester Entschluß: er ging zu Tortje und ward um ihre Hand. Nur einen Augenblick blieb das Mädchen sprachlos ob des unerwarteten Glücks, dann kehrte ihr die Fassung zurück, und sie erwiederte auf seine Frage ein lautes, kräftiges Ja. Der alte Oelrichs willigte gern in diese gute Heirath, und somit war die Sache abgemacht.

Nun that Cowley ſchnell noch einen zweiten Schritt. Er ließ ſich bei Sir King anmelden, und bat um ſeine Dienſtentlaſſung, welche ihm, da er alle Gegenvorſtellungen beharrlich ablehnte, auf das ehrenvollſte ertheilt wurde. Aber Dortje zeigte ſich hiermit durchaus unzufrieden, denn ihre Bekannten beneideten ſie eben recht, weil ſie eine Offiziersfrau werden ſollte, und nun hatte ſich der Herr Capitain in einen dunkelfarbigen Civiliſten verwandelt. Sie ſchmollte alſo ſchon in den erſten Tagen des Brautſtandes, doch Cowley's ſanfte, ſtille Weiſe verſcheuchte nach und nach die Wolken von ihrer Stirn. Der Hochzeitstag wurde anberaumt; am Sonntage nach Oſtern wollten ſie ſich — wie es der Bräutigam ausdrücklich vorherbedungen — ohne weitere Feierlichkeiten trauen laſſen. Auf denſelben Termin hatte auch Frank Reimers ſeine Hochzeit angeſetzt.

Den Mittwoch zuvor trugen die Weiber und Mädchen Amcke's Betten in Frank's Haus, aber bei Dortje unterblieb zum erſtenmal dieſe uralte helgolander Sitte. Die Leute ſchüttelten den Kopf dazu und meinten: das ſei ein übler Anfang; die Ehe werde wenig Segen bringen. Selbſt der Himmel drückte ſein Mißfallen wegen der ſchnöden Zurückſetzung des Herkommens aus, denn Abends umwob er ſich mit ſchwarzen Wolken und ein Sturmwind blies aus Oſten her. — Wie fröhlich Amcke ihrem künftigen Eheherrn zuwinken mochte, Frank legte die Stirne kraus, denn das Wetter machte ihm Sorge. Seine Hummernetze ſtanden ſeit heute früh in See, ſie ſollten erſt morgen eingezogen werden; doch wenn der Sturm andauerte, waren ſie in großer Gefahr. Frank hatte zwanzig

Netze draußen, jedes über zweihundert Fuß lang. Trefflicher Köder lag darin, um die riesigen Seekrebse aus den Felsenritzen, welche sie bewohnen, hervorzulocken. Oft fängt man mit solchem Fischergeräth wohl funfzig Stück auf einen Zug, und sie gelten einen schönen Preis in Hamburg oder London, wohin sie zum Verkauf geführt werden.

— Gungst Du weg? fragte Amcke besorgt, als Frank den Südwester nahm und die Stube verlassen wollte.

— Ja, aber ich bin gau wieder da! antwortete Jener.

Am Strande begegnete ihm Kobers, und Frank vertraute dem Freunde, daß er hinausmüsse, seine Netze zu bergen. Der letztere machte ein bedenkliches Gesicht, während er die rabenfinstre See anschaute, die nur durch gewaltigen Donner ihren innern Aufruhr kundgab.

— Freilich, die Garne sind verloren, wenn Du sie nicht holst! sagte er. Solch eine Nacht können sie unmöglich überstehn. Aber, Frank, es ist ein schlimm Wagestück!.. Denk' an die Amcke, und schlag' Dir die Netze lieber aus dem Sinn.

— Ich kann nicht, Kobers! Und just wegen der Amcke kann ich nicht ... ich thu's für sie, denn mein halb Eigenthum steckt in den Netzen.

— Nun gut, so geh' ich mit und will Dir helfen!

Die Beiden steuerten ohne Zögern hinaus, und, geübt wie sie waren, gelangten sie glücklich bis an die Klippen, wo Frank seine Garne aufgestellt hatte. Dieselben wurden hastig eingerafft; das wilde Meer schien sich besänftigt zu haben. Doch bei der Rückkehr kamen furchtbare Sturzwellen ihnen nachgerauscht, und schlugen mit

solcher Gewalt über die Zölle, daß dem Frank die Sinne schwanden. Er klammerte in der Noth seine Arme fest um die Ruderbank; dann wußte er nicht mehr, wie ihm geschah. Als er sich erholte, stand das Fahrzeug voll Wasser, undurchdringliche Finsterniß bedeckte alles, und er konnte kaum unterscheiden, ob seine Zölle nach dem Lande zu, oder in's Meer hinausgetrieben werde. Angstvoll rief er dem Gefährten, aber dieser antwortete nicht. Eine entsetzliche Ahnung ergriff den Burschen, er durchsuchte das kleine Boot, und da er keine Spur von Kobers fand, so kam er zu der grauenhaften Gewißheit, daß die Sturzsee ihn mit fortgerissen habe. Ehe er sich das Schreckensereigniß ganz vergegenwärtigen konnte, wurde die Zölle abermals vom kochenden Strudel der Brandung erfaßt. So spielt am Lande der Wirbelwind mit einem Strohhalm, wie hier die Wellen mit dem leichten Schifflein; doch Gottes Hand waltete über Frank, und die Zölle ward von der Fluth an's Ufer geworfen.

Sogleich machte er Lärm; die nächstwohnenden Lootsen versammelten sich, und bald darauf fuhren zwölf Männer, mit Fackeln versehn, in einer tüchtigen Schlupe aus, um den Verunglückten womöglich zu retten. Noch raste die empörte See, noch überschlugen sich die donnernden Wellen, aber Jene achteten der Gefahren nicht. Sie kreuzten her und hin, sie ließen den schrillenden Seeruf tönen, sie ließen den rothen Fackelschein über die schwarzen Wogen gleiten ... es war vergebens! Kobers lag in Einem Grabe mit Antje Siemens, im Fluthengrabe der Nordsee. Erst gegen Mitternacht ruderten die Schiffer betrübt nach Helgoland zurück, und Frank, den der Schmerz am tiefsten

traf, verschob sogleich die Anstalten zur Hochzeit; er wollte den Freudentag nicht begehn, ehe die Trauerzeit um den verlornen Freund vorüber war. An der Kirchhofsmauer, auf Antje's Grab, steckte er ein zweites Kreuz für Kobers in die Erde, und als die ersten Blüthen sproßten, umschlang er beide mit einem Kranz. Der „Weintrauben-Baum" wurde, weil ihm nun der Steuermann fehlte, im öffentlichen Aufschlag verkauft. Frau Siemens, die schon seit Jahren bettlägerig war, bekam ein Stübchen im „langen Jammer", und dort blieb sie bis an ihren Tod.

Am nächsten Sonntag treffen wir den Capitain Cowley und Dortje Oelrichs als Brautpaar in der Kirche, vom ganzen Anhang des Mädchens umringt. Nach der Predigt soll die Trauung stattfinden, und diese hat manchen seltenen Kirchgänger heut herbeigezogen. Aber noch steht der Pfarrer auf der Kanzel, alle Hörer sind andächtig zu ihm gewendet und lauschen seinem Wort. Eine volksthümliche, zeitgemäße Rede wird immer ihre Macht auf die Herzen üben. So geschah es auch hier, doch um den würdigen Pastor ganz zu verstehn, mag man zuvor einer kurzen Andeutung das Ohr leihen. — In jedem Frühjahr kommt ein starker Zug von Vögeln über's Meer, und ganze Schaaren lassen sich ermüdet auf Helgoland nieder. Auch die würzige, mit Spezereien genährte Waldschnepfe ruht gern auf der Klippe, und sie giebt eine gute Ernte, denn in Bremen, in Hamburg bezahlt man sie hoch. Deshalb haben die Insulaner, sowohl im Ober-, als im Unterlande, nach der Ostküste hin, lange Stangen errichtet, um die Netze daran auszuspannen. Aber mit der Schnepfe ist es, wie mit dem Glück. Sie muß im flüch-

tigen Augenblick, der sie bringt, gehascht werden, sonst fliegt sie schnell wieder davon — auf träge Leute will sie nicht warten.

Nun war in diesem Frühjahr, zum großen Leidwesen der Bewohner Helgoland's, der Schnepfenzug bisher ganz ausgeblieben, und der Ortspfarrer, welcher so gut wie die Andern seine eignen Netzstangen besaß, hatte darin den Stoff zu einer tiefergreifenden Predigt gefunden. Der Text war dem 4. Buch Mose, Capitel 11, Vers 31, 32 entlehnt. Mit lebendigen Worten schilderte der wackre Pastor das Wehklagen des Volks, und wie Moses darob traurig geworden. Er erhob seine Stimme, indem er sprach: „Da fuhr aus der Wind von dem Herrn, und ließ Wachteln kommen vom Meer und streuete sie über das Lager. Da machte sich das Volk auf denselben ganzen Tag und die ganze Nacht, und sammelten Wachteln..."

In diesem Moment wurde die feierliche Kirchenstille auf eine rauhe, hastige Weise gestört. Durch die Mittelthür stürzte Jan Petter Stolt athemlos herein und rief:

— De Schnipp es kummen!

Hierauf drehte er sich gleich wieder um, und lief davon. Es gab nun kein Halten mehr; Alle sprangen von ihren Sitzen. Der Prediger schloß seinen Vortrag mit einem salbungsvollen „Amen!" und rannte, sammt den Zuhörern, eilfertig zur Kirche hinaus, um nicht zu spät beim Netze anzulangen. Nach wenigen Minuten war das Gotteshaus leer, nur Capitain Cowley mit seiner Braut und etliche alte Mütterchen saßen noch auf ihren Plätzen. Draußen ging unterdeß der Schnepfenfang trefflich von statten, und erst am späten Nachmittag war es möglich,

den Pastor und die nöthigen Zeugen wieder zusammen zu bringen. Zwar wurde die Trauung jetzt vollzogen, aber jeder Helgolander sah das Ereigniß als ein böses Omen an, und als das junge Paar Abends nicht einmal in's rothe Wasser zum Tanze kam, da munkelten die Leute: „Na, das wird einen raren Ehstand geben!"

Sechs Wochen später feierte Frank seine Hochzeit mit Amke, und dabei ging alles nach alter, ehrlicher Sitte und Ordnung zu.

Fabel und Geschichte.

Nachdem die Continentalsperre vorüber war, kehrten Helgoland's Bewohner, wie wir gesehn, zu ihrem alten Beruf, zum Fischer- und Lootsengewerbe, zurück. Tiefe Stille lag nun auf der Felsenklippe, selbst der englische Trommelschall dröhnte nicht mehr, und allmählig kam das Leben der Insulaner in's frühere Geleis. Am breiten Mutterherzen des Meeres vernarbten die Wunden, welche ihnen durch plötzlichen Eingriff einer nicht gehörig vermittelten Civilisation geschlagen worden, und alle Störungen erschienen dem vereinsamten Volke nur noch wie wüste, schimmernde Träume. Freilich war der Verdienst nun wieder mühsam und spärlich; die armen Leute mußten sich mit Wenigem begnügen, aber sie fühlten sich glücklich dabei. Unversehens kam ein sehr trauriges Ereigniß über Helgoland, durch welches seine freien Bewohner noch einmal, und zwar für längere Zeit, Sclaven der Fremdherrschaft werden sollten. In einer Nacht zertrümmerte der Sturmwind auf der schlechtgeschützten Rhede den größten Theil der vorhandenen Schlupen; eine Menge Menschen verloren ihr Alles, denn sie konnten dem Fischfang nicht mehr obliegen. Mit starrem Auge baute die Nahrungs-

losigkeit ihr Nest auf Helgoland, eine bittere Armuth verbreitete sich, und es mußten durchaus neue Hülfsquellen eröffnet werden.

Da entwarfen einige erfahrne und thätige Männer, vielleicht mit Wehmuth, den Plan: die keusche Schönheit, die unberührte Romantik des Landes der Ueberfeinerung für Gold preiszugeben. Man gründete im Jahre 1826 eine Badeanstalt auf der Insel. Zu Anfang blieb dieselbe freilich in sehr enger, kümmerlicher Form, denn jene helgolandischen Familien, welche aus der Schmuggelzeit eine gewisse Wohlhabenheit gerettet, wollten sich bei dem Unternehmen nicht betheiligen. Aber das Ganze war mit zu vieler Nervenkenntniß der vornehmen Welt angelegt, als daß es fehlschlagen konnte, und später erwuchs den Insulanern eine reiche Ernte daraus.

Jasper Rickmers zeigte, obwohl sein Posten ihn persönlich sicherstellte, von Hause aus lebhaftes Interesse für das gemeinnützige Werk. Seine Eltern waren nun schon lange todt, auch sein erstgeborner Knabe schlief unter dem Rasen, doch er besaß zwei andre, blühend hübsche Kinder. Tütje, ein sanftes Mädchen, zählte zwölf Jahre; Erich, ein muthwilliger Bursch, war acht Jahre alt. Marielise gehörte, nach einer zwanzigjährigen Ehe, noch zu den stattlichsten Frauen der Insel; den Jasper liebte sie noch immer wie einen Bräutigam, und ihr Hauswesen wurde überall als Muster angeführt. Gleich bei Eröffnung der Badeanstalt hatte sie einen norddeutschen Professor, Namens Schackius, im Putzstübchen aufgenommen, und seitdem stellte sich dieser Gast jeden Sommer pünktlich wieder ein. Derselbe wurde nach und nach ein

Mitglied der Familie; er unterrichtete die Kinder, plauderte mit den Alten, und ſchon im Frühjahr, wenn die erſte Thauluft wehte, fingen Rickmers an, ſich auf die Rückkehr „des guten Herrn Profeſſors“ zu freuen.

In den heißen Julitagen 1830, während Paris vom Jubelſchießen der Revolution erzitterte, während Carl X. ſeinen Wanderſtab ergriff, ahnte man auf Helgoland nichts von der brauſenden Weltgeſchichte. Schackius hatte ſeine gemüthliche Wohnung bezogen, und eines Abends, als draußen ein heftiger Platzregen an die Fenſter ſchlug, ſaß er im muntern Geſpräch mit ſeinem Wirth. Marieliſe und die Kinder waren zugegen, und ſie lauſchten aufmerkſam, denn die Unterhaltung drehte ſich um einen Stoff, der ſie mächtig feſſelte — um die alte Hiſtorie ihrer engen Inſelheimath. Wenn der Profeſſor auch den deutſchen Gelehrten niemals verleugnen, wenn er auch nicht über ſich gewinnen konnte, in einfacher, volksthümlicher Weiſe zu ſprechen, ſo erfaßten ſie doch manches Wort aus ſeinem Vortrag, das ihre Einbildungskraft angenehm beſchäftigte.

— Weiß der liebe Himmel, ſagte Rickmers, wo alle die Schnurren über Helgoland herkommen! Seitdem das Seebad im Gange iſt, höre ich eine ganze Maſſe uralter Dinge von der Inſel erzählen, die hier früher kein Menſch gewußt hat. Aber ich ſollte doch meinen, wenn ſie echt wären, dann müßten ſie ſich eher bei uns von Mund zu Munde, als draußen in den Büchern fortgeerbt haben.

— Sehr verſtändig geſprochen, mein Herr Rickmers! erwiederte Schackius. In Ihren Worten liegt das Fundament zu dem, was ich behaupte: nicht die Möwe, welche den Fels von Helgoland umkreiſt, berichtet uns graue

Sagen des Eilands, sondern die Eule, in staubigen Folianten hausend, kreischt uns ihre tollen Fabeln vor.

— Was erzählt denn die Eule? fragte Rickmers, über den philologischen Redeschmuck des Professors lächelnd. Ich bin begierig darauf, und würde Ihnen recht schön danken, wenn Sie es uns mittheilen wollten.

— Ich habe eine Abhandlung fertig, sprach der Gast, welche die Geschichte dieser kleinen Welt kurz und bündig darzustellen versucht. Wenn es Ihnen angenehm ist, will ich sie gern vorlesen.

Der Professor ging nach seiner Stube, holte ein beschriebenes Heft, und las, nachdem er sich bequem niedergesetzt, mit würdevollem Katheder-ton:

— Helgoland hing ursprünglich mit dem Continent zusammen, doch die Nordsee zerwühlte den Strand und bahnte sich vielfache Strömungen, so daß Inseln entstanden, wo zuvor eine ungetrennte Küste war. Trotzdem behielt Helgoland noch immer einen mächtigen Umfang, es reichte bis dicht an's Gestade von Schleswig, und man konnte sich vermittelst eines Brettes den Uebergang bauen. Schon den Römern war das Eiland wohlbekannt; sie haben hier im hohen Norden, nachbarlich neben den Götzenbildern friesischer Stämme, dem Jupiter, der Vesta und dem Mars große Tempel errichtet. Nicht nur Ptolemäus und Tacitus erwähnen in ihren Schriften der Insel, sondern auch Virgil hat dieselbe besungen. Zwar rüttelten die Wogen unablässig an den Grundvesten Helgoland's, aber noch zur Zeit, als die ersten Apostel des Christenthums über See herkamen, fanden sie ein meilenweites, üppiges Eiland. Kornfelder und dunkle Waldungen rauschten

dort, zahlreiche Ortschaften lagen dazwischen verstreut, und feste Burgen schauten mit ihren Steinwällen stolz in die Nordsee. Die Forsten waren den Göttern geweiht, germanische und römische Tempel gesellten sich in ihrem Schatten friedlich zu einander, und eine starke Einwohnerzahl bedeckte die Insel. Viel größer indeß war die Menge frommer Wallfahrer, welche fortdauernd herbeiströmten, um auf dem „heiligen Lande" ihre Andacht zu verrichten und den habgierigen Göttern Tribut zu bringen.

Damals führte König Dagobert von Frankreich einen Krieg wider Herzog Pipin von Heristal. Er rief den Friesenkönig Radbod zu Hülfe, doch ihr vereinigtes Heer wurde (692) bei Utrecht geschlagen, und Radbod mußte nach Helgoland fliehn, wo er fortan seine Hofhaltung hielt. Sein Schloß hieß Rodenburg, es lag an der Nordseite des Felsens, ist aber längst in's Meer hinabgestürzt. Nun schickte Pipin von Heristal, zur Bekehrung der Friesen, zwölf Apostel in ihren Gau, worunter sich auch der heilige Willibrord befand. Der letztere befahl, den helgolander Götzenwald niederzuhauen, und seitdem waren die Bäume der Insel ausgerottet; kein junger Stamm schoß wieder empor. Außerdem zerstörten die Apostel Jupiter's und Vesta's Tempel, sie tauften drei Helgolander, und erzürnten dadurch den König so sehr, daß er Sct. Wigbert säbeln ließ.

Dem heiligen Wulfran gelang es (715) schon besser. Radbod wurde durch ihn im Christenthum unterwiesen und sollte die Taufe empfangen. Man stand an der Sapskuhle, um in ihrer Fluth den frommen Akt zu vollziehen; da knüpfte der Fürst mit dem Heiligen ein Gespräch über

seine Vorfahren an. Den edlen Apostel riß der pathetische Eifer fort — wodurch sich ein Apostel immer Schaden thut — und er sagte: die alten Friesenkönige wären als Ungläubige zur Hölle verdammt, doch Radbod würde nun in's Himmelreich eingehn. Der König stutzte, er zog den Fuß wieder zurück, den er schon in die Sapskuhle gesetzt hatte, und rief: „Wenn es so ist, dann will ich doch lieber bei meinen eignen Voreltern, als bei fremden Leuten sein!" — Das war für einen Heiden eben so klug als brav geredet; Radbod blieb wirklich ungetauft, er starb 719 auf Helgoland, wo er auch begraben wurde.

Am Ende legten die Apostel dennoch den Grund zur Ausrottung des Götzendienstes; alle Römer- und Friesentempel verwandelten sich in Kirchen, auf denen das Kreuz blinkte. Anno 1030 war Helgoland zwei Meilen lang und eine Meile breit; es blühten damals neun stattliche Kirchspiele dort. Das nächstfolgende Seculum brachte indeß furchtbare Sturmfluthen und verzehrend heiße Sommer. Wälder und Berge, ja ganze Dörfer stürzten in's Meer, denn der Felsen war geborsten. Durch solche Naturereignisse wurde so viel Land von der Insel abgerissen, daß man im Jahre 1216 nur noch zwei Kirchspiele auf derselben fand. —

Das wären, ganz in der Kürze nacherzählt, die bunten Lügen, welche sich Jahrhunderte hindurch aus einem wissenschaftlichen Buche in's andre fortgepflanzt haben. Nicht helgolandische Volkssagen berichten von jener urgrauen Zeit, sondern eitle Büchermenschen, die gern einiges Aufsehen erregen wollten. Die ersten Beiden, welche umständlich über die Insel schrieben, waren Peter Sachs (1638)

und Benjamin Cnobloch (1643), zwei gelehrte Phantaſten, denen es nur auf kunſtreiche Hypotheſen ankam. Was ſie von Helgoland's meerverſchlungener Größe vorgebracht hatten, führte der Mathematikus Johann Meyer vollſtändiger aus, indem er (1652) nach ihren Berichten eine Karte zuſammenwürfelte, welche die Umriſſe der Inſel von Anno 800 darſtellt. Wälder und Burgen, Flüſſe und Häfen, Berge und Ortſchaften, römiſche und frieſiſche Tempel, chriſtliche Klöſter, Kirchen und Kapellen giebt es hier auf dem kleeblattförmigen Eiland. Für Alles wußte Meyer einen Namen zu finden, und ſo goß er Sage, Fabel, Grübelei, Fiktion und Unverſtand in eine feſte Form. Caspar Danckwerth, der wackere Verfaſſer jener Schleswig-Holſteiniſchen Landesbeſchreibung, mit welcher die Meyer'ſche Karte erſchien, bezweifelte zwar ſelbſt die Haltbarkeit derſelben, doch trotzdem hat man ihr bis auf unſere Tage einen gewiſſen Werth beigelegt. — Der nordfrieſiſche Chroniſt Heimreich, deſſen Jahrbücher 1666 gedruckt ſind, citirte dies Phantaſiebild mit dem Hinzufügen: „Meyer ſage, Helgoland habe noch Anno 1010 eine Länge von zwei Meilen und neun Kirchſpiele gehabt.“ Obwohl dergleichen Kirchſpiele auf der Karte nirgends zu entdecken ſind, wurden auch ſie nun hiſtoriſch und gingen in viele Bücher über.

Nach ſolcher nothwendigen Vorausſchickung, komme ich zur glaubhaften und verbürgten Geſchichte Helgoland's. Der Stoff iſt freilich arm, und viel Neues werde ich auch nicht beibringen können. Nur eine handſchriftliche Chronik, die ſich im Beſitz des Herrn Bolzendahl auf Helgoland befindet, wurde mir zur Benutzung anvertraut. Selbige

ist erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts angelegt, und der Verfasser hat das Frühere fleißig aus gedruckten Werken und friesischen Annalen nachgetragen. Die Chronik beginnt, wenn auch nicht mit der biblischen, doch mit der cimbrischen Sündfluth, und geht anfangs im Style Cnobloch's und Heimreich's fort. Später erhält sie indeß einen unmittelbarern Ton, die eigne Anschauung blinzelt lebhaft zwischen den Zeilen durch, und da sie bis zum Jahre 1723 geführt ist, wird meine Darstellung einige brauchbare Körnlein daraus auflesen können.

* * *

Helgoland's Urwohner waren friesischer Abkunft, und sie haben den stolzen, schroffen, kernigen Geist ihres Stammes niemals verleugnet. Schon Tacitus rühmte die Friesen, und wahrlich, dies kühne, freiheitsdurstige Volk verdiente das Lob. Frei wollten sie sein, wie das Meer, an dem sie hausten; sie duldeten weder geistliche, noch weltliche Tyrannei. Einen bevorrechteten Stand gab es nicht unter ihnen; jeder Friese war von Adel, jedes Haus hatte sein Markzeichen, Schiff und Pflug bildeten das gemeinsame Wappen. Ela Fria Fresena, edle freie Friesen, nannten sie sich; ihr Gruß lautete: „Willkommen, freier Friese!" und ihr Wahlspruch: „Lewer duad, üs Slaw — lieber todt, als Sclav!"

Spät und trübe geht die Sonne der Geschichte über Helgoland auf. Ein weitberühmter Tempel des Gottes Fosite steht mitten in der See auf rothem Felsen, welcher dem mächtigen Götzen als Fußgestell dient. Nach ihm hieß die Insel „Fositesland", und auch ihren jetzigen Namen will man von ihrer ehemaligen religiösen Wichtigkeit

ableiten, ſo daß derſelbe „Heiligland“ bedeuten würde, doch läßt ſich nicht ermitteln, ob dieſe Benennung ſich auf heidniſche oder chriſtliche Zuſtände bezog. Außerdem ſind aber noch manche andre Conjecturen gemacht worden. Daß Biſchof Heligo der Inſel ſeinen Namen mitgetheilt haben ſoll, iſt wohl nicht anzunehmen; weit mehr hat die Ableitung von „Halligen“ für ſich. Dies Wort bezeichnet im Frieſiſchen ein Land an der See, welches keine Deiche gegen die Fluthen ſchirmen, und es hat ſich bis auf unſre Tage vielfach als Gattungs- und Eigennamen erhalten. Auch Farria hieß Helgoland in alter Zeit, und die Sprachforſcher haben ſolche Benennung — gleich Faroe, Föhr ꝛc. — auf Fahr-ei, Fährinſel, zurückgeführt.

Aus der Grafſchaft Northumberland kam Willibrord mit zwölf Gefährten zu den Frieſen, um das heidniſche Volk zu taufen, aber die Bekehrungsreiſe blieb ohne Erfolg. Radbod I. war unterdeß durch den Herzog Pipin (697) zum zweiten Male beſiegt worden; er hatte ſich auf ſein treues Helgoland zurückgezogen, auf die unerſtürmbare Burg, welche ihre Felſenſtirn trotzig aus der Nordſee emporhebt. Willibrord, 697 zum Erzbiſchof von Utrecht ernannt, kehrte eben von einer Miſſionsreiſe nach Nordfriesland heim, und heftige Winde verſchlugen ihn an die Küſte von Foſitesland. Die Heiden hielten den Ort ſo heilig, daß ſie keines der dort weidenden Thiere anzutaſten wagten, und aus einer Quelle durfte das Waſſer nur unter tiefem Schweigen geſchöpft werden. In dieſem Bronnen taufte Willibrord mehrere frieſiſche Männer, und befahl ſeinem Gefolge, einige der geweihten Thiere zu ſchlachten. Das erbitterte die Heiden; ſie ſchleiften den

Apoſtel vor ihren König hin, doch Radbod, den Pipin von Heriſtal fürchtend, ließ ihn ungehindert zu den Franken ziehn.

Etwa neunzig Jahre ſpäter empfand Liudger, der erſte Biſchof von Münſter, wie wichtig es für die Ausbreitung des Chriſtenglaubens ſei, das Heidenthum aus dieſem faſt unzugänglichen Meer- und Felſenſitz zu vertreiben. Mit Bewilligung und auf den Rath Carls des Großen, fuhr er 785 zu Schiffe nach Foſitesland, und nahte der Inſel unter helltönenden Gebeten. Er und ſeine Begleiter fanden nur ſchwachen Widerſtand; Liudger zerſtörte die Altäre der Götzen, und ſetzte dafür den chriſtlichen Gottesdienſt ein. Gleich Willibrord, taufte er die Inſulaner aus der heiligen Quelle; auch der Sohn des helgolandiſchen Häuptlings Landrich empfing die Taufe und wurde ſpäter ſelbſt ein eifriger Bekehrer.

Nachdem der Gott Foſite geſtürzt war, erblich Helgoland's Strahlenſchimmer, und die abgelegene, von keinen frommen Wallfahrern mehr geſuchte Inſel kam in Vergeſſenheit. Sie blieb ein Aſyl normanniſcher Seeräuber, bis Eilbert, Biſchof von Fünen, gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts, Farria oder Foſitesland wieder auffand und die Inſel durch Erbauung eines Kloſters wohnlich machte. Es ging damals die Sage: alle Piraten, welche dort auch nur das Kleinſte geraubt, wären bald darauf durch Schiffbruch verunglückt, weshalb die Seeräuber den einſiedleriſchen Bewohnern Helgoland's, mit großer Ehrerbietung, einen Zehnten von ihrer Beute darzubringen pflegten. Das Wahre an der Sache möchte wohl geweſen ſein, daß die Inſel den Seeräubern eine erwünſchte Zu-

flucht und Niederlage war, und daß ſie, um ſich mit den Helgolandern zu verbalten, ihnen einen Theil der gemachten Beute gaben. Zu Biſchof Eilbert's Zeit bedienten ſich die Inſulaner des Strohes und der Schiffstrümmer zur Feuerung; ſonſt war ihr Eiland jedoch ſehr ergiebig an Feldfrüchten, reich an Vögeln, und auch den Schafen bot es Futter genug. Daſſelbe hatte einen Hügel, aber keinen Baum; ſchroffe Felsklippen umringten es, und nur an einer einzigen Stelle konnte man das Ufer beſteigen.

Jahrhunderte lang ſchweigt nun die Geſchichte über Helgoland; wiſſen wir doch nicht einmal, wann es unter däniſche Oberherrlichkeit gekommen iſt. Im Erdbuche König Waldemar II., der das Reich 1241 an ſeine Söhne vertheilte, ſteht „Helgäland" bei den ihm gehörigen Inſeln, während es, in kirchlicher Beziehung, gleichzeitig zum Bisthum Schleswig gezählt wurde. Dort hieß es „das Eiland der heiligen Urſula und der 11000 Jungfrauen", und dieſer Name war muthmaßlich von dem Kloſter entlehnt, welches Biſchof Eilbert hier gegründet hatte. Als König Waldemar IV., um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Nordfrieſen beſiegte, nahmen ſeine Ritter viele frieſiſche Inſeln in Beſitz, wodurch auch Helgoland feſter an Dänemark gekettet wurde. Die Mannen eines ſolchen Ritters, Woldemar Zappi, plünderten ein helgolander Schiff, welches mit Kaufgütern aus Hamburg beladen war. Der Rath dieſer Stadt richtete ein Schreiben an den König, worin er ſagte: man habe in Erfahrung gebracht, daß auf Helgoland, deſſen Rothhafen von den Schiffen der Hanſe zuweilen bei Sturmwind benutzt würde, eine kleine Burgveſte angelegt ſei; man bitte alſo den König, allen dorti-

gen Vögten, Beamten und Dienstmannen wohl einzuschärfen, daß sie den hamburger oder andern Kaufleuten keine Belästigung zufügten.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Straßen der Oft- und Nordsee durch eine Kaperbande unsicher gemacht. In Stockholm herrschte König Albrecht, aus deutschem Stamm, aber das Heer seiner Nebenbuhlerin Margarethe schlug ihn bei Falköping und nahm ihn gefangen. Je feindseliger die nordische Semiramis sich den in Schweden eingebürgerten Deutschen erwies, um so standhafter suchten dieselben ihre Privilegien zu vertheidigen. Schon war Margarethe vom ganzen übrigen Schweden anerkannt, als die Fremden noch mehrere große Seestädte, besonders Stockholm, in ihrer Gewalt hatten. Margarethe umzingelte die wohlbefestigte Hauptstadt und wollte sie aushungern. Da bildete sich eine eigne Schaar von Freibeutern, welche sich die Aufgabe stellte, Stockholm mit Victualien zu versorgen, weshalb man sie „Fetalienbrüder" nannte. Halb Kaufleute, halb Seeräuber, plünderten sie die feindlichen Küsten, und ihre Schiffe waren auf dem Meere sehr gefürchtet. Zwar wurde 1395 zwischen Albrecht und Margarethe ein Friede geschlossen, doch daran kehrten sich die Fetalienbrüder nicht. Sie machten nun die Nordsee zum Schauplatz ihrer kühnen Räubereien, und wahrscheinlich Helgoland — den alten Schutzhafen der Piraten — zum Stapelort für die gewonnene Beute. Nahe bei dieser Insel trafen sie Anno 1402 mit einer Flotte hamburgischer Englandfahrer zusammen, es kam zur Schlacht, und die Fetalienbrüder wurden geworfen. Vierzig von ihnen blieben im Gefecht und siebzig wurden ge-

fangen, darunter auch die beiden Rädelsführer, Claus Stortebecher und Wichmann. Man führte sie nach Hamburg, wo man ihnen auf dem Grasbrok die Köpfe abschlug, und das Andenken jenes Sieges lebt noch immer in norddeutschen Volksliedern fort.

Hamburg hatte dargethan, daß es besser, als irgend ein anderer Staat, im Stande sei, die freie Schifffahrt auf der Elbe und deren Mündung zu schirmen. Starke Burgen überschauten den Strom, und mit allen Nachbarländern hatte der Rath Bündnisse geschlossen. Darum erhielt diese mächtige Stadt die Schutzherrschaft über Helgoland, dessen Lage ganz geeignet war, um Seeräuber von dort zu bedrohen, oder, wenn sie selbst in Besitz der Insel kamen, von ihnen bedroht zu werden. Anno 1493 waren die Einkünfte Helgoland's an Heine Brand, einen hamburgischen Bürger, verpfändet, doch 1470 wurde die Insel wieder eingelöst, und König Christian I. übergab sie dem Domcapitel zu Schleswig.

Ein halbes Jahrhundert früher hatte das Meer den Helgolandern eine große Gunst erwiesen. Seitdem lenkten nämlich die Heringe ihren Zug nicht mehr nach der schwedischen Küste, sondern schwammen bei Helgoland vorbei. Noch heute gehört dieser Fisch zum täglichen Gebrauch des armen Mannes, aber viel größere Wichtigkeit besaß er, als Fastenspeise, zur Zeit des Katholicismus. Die Städte der Hanse hatten alles daran gesetzt, ihre Niederlassungen in Schweden zu behaupten, um den Heringsfang und Handel treiben zu können. Jetzt wendeten sie ihr Augenmerk auf Helgoland, und bald erfüllte reges Treiben das Felsgestade. Hamburg, Bremen und Stade errichteten dort Lagerhäu-

ser, doch im Jahre 1496 brachen Zerwürfnisse zwischen den Bürgern der Hansestädte und dem Herzog Friedrich von Holstein aus, weil derselbe einen Zoll von ihnen forderte. Die Ersteren protestirten laut gegen jede Beeinträchtigung ihrer Gerechtsame: „Denn wie das Meer frei sei, so müsse auch die Insel frei sein. Sie könnten durch alte Urkunden darthun, daß sie seit unvordenklichen Zeiten ihre Niederlage dort gehabt, und Helgoland stehe noch unter keiner Richtergewalt.“ Der Landesfürst berief sich dagegen auf sein angestammtes Herrenrecht, und wie gewöhnlich kam es vom Federkrieg zum Handgemenge.

Herzog Friedrich ließ 1497 die Waarenhäuser der Bremer anzünden. Nun fielen die Hamburger und Bremer, die von Stade und die Ditmarschen in Helgoland ein, und brannten zur Vergeltung das Haus des Herzogs, sammt allem Gut und Fischereigeräthe, nieder. Im nächsten Jahre kamen sie noch einmal zurück, aber Friedrich schickte der Insel seinen Staller Joen Nickelsen von Eiderstädt, mit vielen Dänen und Mannen von Utholm, zu Hülfe. Diese nahmen zehn Hanseaten und 130 Ditmarschen auf Helgoland gefangen; die Ditmarschen ihrerseits rächten sich dagegen durch Einfälle in Eiderstädt. Am rechten und linken Ufer der Eider hielt man Wacht wider einander, bis endlich ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Alle Bemühungen Lübecks und Lüneburgs, einen Vergleich herbeizuführen, waren umsonst; erst im Jahre 1500 einigte sich Hamburg mit dem Herzoge, und gab die Gefangenen frei. Aber schon fünf Jahre nachher beklagte sich Bremen auf's Neue über den helgolander Vogt, und 1511 entbot der Herzog reisige Mannen nach Helgoland, um seinen Ansprüchen

gehörige Kraft zu geben. Anno 1539 bedrohte Pfalzgraf Friedrich die däniſchen Grenzen mit einem Ueberfall; im Lande Hadeln ließ er Völker werben und rüſten. Der König fürchtete, daß die Feinde ſich der Inſel Helgoland bemächtigen würden, deshalb ließ er ſie befeſtigen, und ſchickte Geſchütz und Munition dorthin, doch zog er im nächſten Jahre ſowohl die Beſatzung, als die Kriegsvorräthe wieder zurück.

Die Rechte der Herzoge von Schleswig müſſen indeß, trotz ihrer beſtimmten Sprache, nicht ſo ganz vollſtändig verbrieft geweſen ſein. Denn als der Dänenkönig Chriſtian III., im Jahre 1544, Schleswig und Holſtein mit ſeinen Brüdern theilte, entſpann ſich ein Streit wegen der Anwartſchaft auf einen blauen und rothen Edelſtein — nämlich auf einen Saphir und das Ländchen Hilligelank. Beide Stücke wurden ausgeſetzt, um ſich deshalb in Güte zu vereinigen, doch war noch im achtzehnten Jahrhundert ein ſolcher Vergleich nicht zu Stande gekommen.

Der Hering hatte alſo Wohlhabenheit und kriegeriſchen Lärm über das vormals arme und ſtille Eiland gebracht. Zweitauſend Bewohner konnten jetzt beim Fiſchfang Nahrung finden, und die katholiſchen Prieſter wußten die Gaben des Meeres auf ihre Weiſe auszubeuten. Wie einſt die Scandinavier Götzenbilder über die Felder trugen, um dieſe fruchtbar zu machen, ſo führte man hier jeden Frühling ein Crucifix in voller Proceſſion am Strande entlang. Der Oſtwind ſollte daſſelbe an's Land getrieben haben, und da die Heringe ſtets mit Oſtwind kamen, ſo lockte die fromme Beifahrt ihre dichten Schaaren herbei. Als die Reformation ſich auf Helgoland verbreitete, blieben jene

Processionen natürlich aus, und etwa zur selben Zeit verloren sich auch die Heringszüge von der Insel, was zu recht tollen Geschichten Anlaß gab. Im Jahre 1554 ernährten sich nur hundert Fischer vom Fang der Heringe, und später haben sie diese Küste ganz gemieden.

Die Ansiedlungen der Hanseaten auf der Insel erhielten sich übrigens noch fort, und darum mußten die Bremer auch zum dortigen Kirchbau beisteuern. Das Gotteshaus war dem Schutzpatron der Schiffer, Sankt Nicolaus, geweiht; der nördliche Theil gehörte den Helgolandern, den südlichen hatten die Fremden inne, weshalb er die bremer Kirche hieß. Jede Seite besaß ihre eigene Thür, woher wohl die irrthümliche Nachricht von zwei Kirchen auf Helgoland entstanden ist. In diesem getheilten Gotteshause ereignete sich 1545 ein blutiges Schauspiel. Ein berüchtigter Seeräuber, Wibe Peters von Meldorf, schädigte die Ditmarschen zu Lande und zur See. Er verweilte oft bei Helgoland, und eben lag er wieder dort auf der Rhede, um Proviant von der Insel zu holen. Kaum erfuhren das die Ditmarschen, so rüsteten sie ein Schiff mit hundert wohlbewaffneten Leuten, welches ihn aufsuchen sollte. Als Wibe Peters sich umzingelt sah und bei den Helgolandern keine Unterstützung fand, stellte er sich auf dem Kirchhof mit zwei alten Feldstücken den Feinden entgegen, aber sie wurden durch die Kugeln nicht getroffen, weil sie sich zur Erde geworfen hatten. Nun zog er sich mit den Seinigen in die Kirche zurück, und verrammelte sich, so gut es gehen wollte. Alsobald erbrachen die Ditmarschen die Norderthür und drangen auf Wibe Peters ein, der sich hartnäckig zur Wehr setzte. Nach

einem erbitterten Kampf wurde er, sammt seinem Bruder und einem Spießgesellen, in der Kirche erschossen; die Uebrigen ergriff man, und führte sie zu Schiff nach Ditmarschen ab.

Bisher hatten die Helgolander wohl kaum ein anderes Gesetz, als ihre uralte „Willkür". Dieselbe war nicht zu Papier gebracht, sondern wurde durch mündliche Ueberlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Erst im Jahre 1587, am 25. Januar, ließen die Insulaner, durch ihren Vogt Rickert Erichs, die alten Artikul in niedersächsischer Sprache aufzeichnen. „Der Hilligen Lande willkürliche Beliebung und Recht, so von Older to Older gebrücklich gewesen", besteht nur aus vierzehn Artikeln, deren Hauptinhalt hier kurz angedeutet werden mag:

„Thom ersten will wi den Sabbath hilligen und also holden, als frame Christen anstaht"; es darf nicht gefischt werden, „uth benahmen de Schneppen tho fangende is fry". — Niemand darf hier wohnen, er sei wer er wolle, wenn er nicht echter und ehrlicher Geburt ist und eine Helgolanderin zur Frau nimmt. — Keinem Fremden soll gestattet sein, beim Lande zu fischen, „dar wi doch nich anders heben, als von de Fiskereye, und wenn uns also dat alles benahmen würde, so is et mit uns geschehen, so heben wi darna nene Nahrung". — Strandet ein Schiff und die Ladung wird geborgen, dann geht der Gewinn, nach altem Herkommen, über die ganze Bürgerschaft; der Arme bekommt davon eben so viel als der Reiche: „Solkes willen wi ock verdan und alle Wege also holden und blieven laten, und den armen Wedeven dat Brod nich uth den Munde rieten und nehmen, welches unsere Vor-

fahren ehnen gegönnet heben." — Gleichermaßen hatten die Wittwen beim Fischfang ihren vollen Antheil zu fordern. — Von dem Gelde, das Jemand bei einem Schiffe verdient, „et sy bi Tage effte by Nacht", davon gebühren ihm nicht mehr als zwei Theile, „dat drütte Part höret aber de Gemende". — Der zehnte Theil aller Strandgüter war des Landesherrn Eigenthum.

Der Herzog bestätigte dies Grundgesetz; es wurde mit seinem eignen Insiegel und mit dem Petschaft des damaligen Handelsvogts, Matthias Paysen zu Husum, beglaubigt. Kaum zwanzig Jahre nachher „ist vor gut angesehen worden, dat man sölke Belewinge weder up nie aversehn und in de Fehder versahten möchte, de will die Olde verlustig geworden". Am 3. Mai 1606 wurde sie wörtlich durch Herzog Johann Adolph, und am 8. September 1626, in etwas veränderter Form, durch Herzog Friedrich confirmirt.

Aus dem Jahre 1590 besitzen wir eine gute Schilderung der Insel, welche Heinrich Ranzau, Statthalter von Holstein und ein Freund Tycho de Brahe's, gegeben hat. „Die ganze Insel — sagt er — besteht aus zwei getrennten Felsen, wovon der eine roth, der andere weiß ist. Der Erstere, der sich nur an einer einzigen Stelle zugänglich zeigt, ist mit fettem, fruchtbarem Boden überdeckt. Es wachsen Gerste, Erbsen und Bohnen hier, ferner Lattich, Kohl und Spinat, dessen Art dem italienischen gleichkommt. Auf Helgoland werden Steine gefunden, die den Haselnüssen und Wachslichtern ähnlich sind, auch giebt es hier Bernstein und ein goldfarbiges, schwefelhal-

tiges Metall, das die Eingeborenen „Mummergold" nennen. Ebenso kommen kleine, zu Erz gewordene Baumzweige von zartester Form und goldhaltige, versteinerte Muschelschaalen vor. Weder Schlangen, noch irgend eine Art giftiger Thiere erzeugt das Eiland. Es wird viel Vieh hier gehalten: Schafe, Kühe und Pferde, denen man die Füße bindet und sie mit großer Sorgfalt hütet, daß sie nicht in's Meer hinunterstürzen. Mannigfaltigen Vögeln bietet die Klippe unersteigliche Neststellen, und überraschend große Schaaren der Zugvögel fallen im Herbst hier ein. Der weiße Fels des heiligen Eilandes ist von Sand umgeben und enthält Kalk, der gebrochen und verkauft wird. Süße Quellen treten darauf hervor, doch taugt er nicht zur Weide, wie die rothe Klippe; nur Hanf gedeiht auf ihm. Wenn auch noch Holz vorhanden wäre, so könnte man von der Insel sagen: das Land hat an den eignen Erzeugnissen genug, es bedarf des Handels nicht."

Von den Insulanern selbst haben wir dagegen nur spärliche Nachrichten. Aus der Landesbeliebung schallen Klagen über Armuth und Schmälerung ihrer einzigen Erwerbsquelle; der kleine Weideplatz für Kühe und Schafe wird ängstlich abgemessen. Jedes Zunehmen der Bevölkerung ist dadurch erschwert, daß Fremde nur dann auf der Insel wohnen dürfen, wenn sie eingeborene Frauen heirathen, und eine Strenge, allen mittelalterlichen Zunftzwang noch überragend, ordnet die Nahrungszweige der Einzelnen. Uebrigens wurde den Armen und Wittwen ein Theil vom allgemeinen Verdienst zugestanden, und für den kirchlichen Sinn der Helgolander spricht der Arti-

tel über die Heilighaltung des Sonntags. Im Jahre 1609 ließ man die Kirche neu erbauen, doch wahrscheinlich aus Holz, denn sie stand nicht volle achtzig Jahre. Der Vogt und Capitain Thomas Schwarzrock hatte die Aufsicht beim Bau, wofür er zwanzig Thaler als Recompens erhielt.

Die Insel, welche 1530 noch zweitausend Bewohner zählte, war jetzt sehr schwach bevölkert. Vielleicht hatten sich, nach dem Eingehen der Heringsfischerei, viele nahrungslose Familien einen andern Wohnsitz gesucht, vielleicht war aber auch die Pest, welche naheliegende Küstenländer verheerte, bis hierher gedrungen. Anno 1615 gab es nur 68 Bürgerloose oder Mannshaften auf der Insel, und sie machten, mit Weibern und Kindern, nicht über zweihundert Einwohner aus. Diese nährten sich ärmlich vom Fisch- und Hummerfang, vom Lootsenwesen und von der Bergung gestrandeter Schiffe. Zwar gaben außerdem die weißen Kalksteine, welche man bei der Wittklippe drüben an der Düne brach, einen Erwerb, doch wurde die Last von zwölf Tonnen hier nur mit fünf Mark bezahlt. — Trotz ihrer Armuth hatten sich die Helgolander, aus bessern Zeiten, eine gewisse Putzliebe und Hoffahrt bewahrt. Der Chronist erzählt beim Jahre 1615: „Itziger Zeit haben die Frau Capitainii und Pastorin Pfauen-Federn auf'm Haupt getragen, worüber die Frauen sowohl als die Männer wegen des Vorzugs in großen Streit gerathen."

Am 13. Juni 1616 schlossen die Hansestädte endlich das Bündniß mit dem Herzog von Schleswig, welches dessen Unterthanen längst ersehnt hatten. So blieb es

denn ruhig und friedlich auf Helgoland, selbst die Stürme des dreißigjährigen Krieges brachen sich machtlos am Fels in der Nordsee. Nachdem Tilly mit seinem Heere Anno 1627 in Holstein eingefallen war, kam 1628 der kaiserliche Obrist Frank mit Soldaten von Tönningen herübergesegelt. Gebhard Hensberg, Kammerdiener des Herzogs, begleitete ihn, und brachte ein Schreiben des letztern an den Commandanten mit. Man ließ die Offiziere zwar an's Land, aber die Truppen wollte man nicht aufnehmen, weshalb sie allesammt wieder nach Tönningen zurückfuhren.

Es verbreitete sich nun schon eine gewisse Bildung auf Helgoland; man nahm Notiz von dem, was über die Insel geschrieben wurde, und der Chronist berichtet: „1643 hat Benjamin Cnobloq, ein Schlesinger, der bey dem Capitain Mathias Puls vor Präceptor in Condition gestanden, eine geographische Beschreibung von Helgoland durch den Druck bekannt gemacht. Es scheint, als wenn der Verfasser die alten Friesen, oder Einwohner, sehr rühmet, allein man siehet gar leichtlich, daß er nur hin und wieder auf diese Nation stichelt." — Auch in andrer Weise gab sich die fortschreitende Vorliebe für Schriftenthum kund. Bisher waren die ganzen juridischen Verhandlungen mündlich abgemacht worden, doch zu Michaelis 1648 fing man an, beim helgolander Gericht ein Protokoll zu führen.

Welche Wichtigkeit diese Insel als Leuchtstation hat, empfindet auch der, den niemals die sturmerregten Meereswellen in finstrer Nacht umrauscht haben. Vom hohen Felsen getragen, sendet das Feuersignal seinen Schein

sechs Meilen weit über die nächtige See. Wenn es der Schiffer sieht, rafft er schnell die Segel ein: er weiß dann, daß er einem klippenvollen Grunde naht, und wirft den Anker aus, um des Tages Anbruch zu erwarten. Bisher hatte auf Helgoland als Merkmal nur eine Laterne gebrannt, doch die Stadt Hamburg rastete nicht, bis die herzogliche Admiralität 1678 eine Feuerblüse errichten ließ. Helgoland's vorsichtige Bewohner besorgten zwar, die Strandungen möchten dadurch vermindert werden, und kamen gegen die Neuerung supplicando ein, konnten aber nichts durchsetzen. Alle Jahre schickten die Hamburger Steinkohlen für die Blüse her; in dunklen Nächten wurde auf ihrer Platte ein großes Feuer entzündet, und auch die Bedienung besoldeten jene.

Nun kamen wieder kriegerische Stürme über die armen Insulaner. Der Erbvergleich zwischen Dänemark und Schleswig wegen Helgolands hatte noch immer nicht stattgefunden; Schleswig blieb im Besitz des Eilandes, bis der Dänenkönig dasselbe, Anno 1684, plötzlich durch seine Truppen einnehmen ließ. Der Contre-Admiral Paulsen überfiel die Insel, während alle wehrhaften Helgolander zum Schellfischfang hinaus waren. Er ließ den Frauen andeuten, wenn ihm das Land nicht sogleich übergeben würde, so wolle er alles mit Feuer und Schwert verwüsten und sämmtliche Männer an die Mastbäume aufhängen lassen. Nun hatte er gewonnenes Spiel. Es entstand eine völlige Empörung auf der Insel, wobei sich die Weiber außerordentlich thätig zeigten, und der herzogliche Commandant war gezwungen, das Land den Dänen auszuliefern. — König Christian V. bestätigte alle Privi-

legien der Helgolander, und die neue Regierung that überhaupt manches für die vernachläßigte Insel. Des Ortes Häuser waren sammt und sonders so in einander gebaut, daß man nicht wußte, wie man sich durch das Labyrinth hindurcharbeiten sollte, ohne über Planken, Gräben und Zäune zu steigen. Nachdem der dänische Kanzler Schröder hier gewesen, wurde den Helgolandern befohlen, ordentliche Wege und Gassen zwischen den Häusern anzulegen. Im Jahre 1686 wurde auch die heute noch stehende Kirche erbaut, und der König stiftete eine nambafte Summe dazu. Durch den Frieden zu Altona kam das Eiland jedoch 1690 wieder an Schleswig zurück.

Seit achtzig Jahren hatte sich die Bevölkerung der Insel um das Fünffache vermehrt, denn Anno 1696 lebten, nach genauer Zählung — „ohne Commandant, Soldaten, Pastor und Kirchendiener" — 960 Personen darauf. Aus dieser Zeit finden sich sehr sichere und zusammenhängende Berichte über Helgoland. Damals wurde hier noch Korn gebaut; die Frauen mußten das Feld ackern und besäen, das Getreide ernten, auf Handmühlen mahlen und Brod daraus backen. Solcher Mühlen gab es etwa dreißig, und man nahm sie wohl in Acht, denn waren sie nicht festgebunden, so schleuderte sie der Wind gar leicht vom Felsen in's Meer. Das gewonnene Korn reichte indeß bei weitem nicht für alle Bewohner; das fehlende mußte von den nächsten Küsten geholt werden. Sechszig Kühe hielt man auf Helgoland und mehrere hundert Schafe, denen die Düne, so lange sie mit dem Lande verbunden war, als Hütungsplatz diente.

Das hohe Gras, welches die Sandinsel überwuchs, wurde auch zum Decken der Dächer verwendet.

Helgoland's Bewohner waren kraftvoll, beherzt und gutmüthig; Furcht auf dem Wasser kannten sie nicht, und die Tracht ihrer Väter zu tragen, galt ihnen als ein heiliges Gesetz. Sie hatten viel gute natürliche Anlagen, aber eine eiserne Störrigkeit, sobald ihre Leidenschaft erregt wurde. Entweder stritten sie mit ihren Pastoren, oder mit ihren Vögten, oder mit beiden zugleich. Gewöhnlich wußten sie es aber so einzurichten, daß Pastor und Vogt einander in den Haaren lagen. Sie hielten sich für die Vornehmsten unter den Inselfriesen, und Abgaben zahlten sie kaum. Die herzogliche Landeskasse bezog nicht mehr Einkünfte von Helgoland, als die wenigen Soldaten kosteten, welche man dort stationirt hatte.

Die Männer bekümmerten sich fast nur um die Arbeit zur See; am Lande saßen sie fleißig in den Trinkhäusern, oder schliefen zu Hause. Alle Beschäftigung mit der Wirthschaft, dem Acker ꝛc. lag den Weibern ob. Zum Nähen und Spinnen blieb ihnen wenig Zeit, darum erhielten sie sich stets gesünder, hurtiger und stärker, als die verzärtelten Frauen in den Landstädten. Die Kinder mußten, wenn sie nicht beim Fischfang halfen, im Kohlgarten neben dem Netze sitzen und kleine Vögel zu fangen suchen. Sämmtliche Frauen gingen noch in altfriesischer Tracht. Wenn sie ihren Schmuck anlegten, bestand er aus langen, überflüssig weiten Röcken von Violettlaken und einem Leibgürtel, den sie Kortelband nannten. Der letztere war buntfarbig, mit Silber und allerhand Steinen besetzt. Auf dem Haupte trugen sie weiße Hauben,

wovon an beiden Seiten große Flügel gemacht waren; vor der Stirn hatten ſie ein mit Corallen geſchmücktes Tuch. Ihre Alltagskleidung dagegen zeigte ſich roth, man ſah faſt keine andre Farbe daran; ſobald ſie nicht arbeiteten oder ausgingen, ſchlugen ſie den Rock kapuzenartig über den Kopf.

Wenn man, vom Unterlande kommend, die Treppe erſtiegen hatte, nahte man, durch das Wachthaus, der Wohnung des Commandanten. Das Geſchütz war auf einer zerfallenen Schanze neben der Treppe aufgeführt; dieſe Vorkehrung ſollte dem Oberlande ein feſtes und drohendes Anſehen geben, doch um die Vertheidigung des Unterlandes und des Hafens kümmerte man ſich nicht. Wie die Helgolander von Urſprung ein freies Volk geweſen und ihre Inſel ſelbſt geſchirmt hatten, ſo hielten ſie auch jetzt Wache und Batterien in Ordnung, bedienten die Geſchütze, und duldeten nur ungern, daß etwas durch fremde Hände geſchah. Sie wendeten alle Mittel an, die ſoldatiſche Beſatzung loszuwerden, und noch beſtand der alte Brauch, daß derjenige von ihnen, welcher Abends der Letzte auf der Treppe war, das Thor, bei Strafe, ſchließen mußte.

Zur Zeit, von der wir eben erzählen — gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts — wurde Helgeland abermals eine Hauptſtation der Seeräuber. Franzöſiſche Kaper kamen geradewegs von Dünkirchen her, und warfen auf dieſer Rhede ihre Anker aus. Sie ſpäheten vom Felſen herab, bis ſie ein Segel in See erforſchten, und bemächtigten ſich dann der Beute. Auf der Klippe ſieht man ein Schiff, wenn es noch ſechs Meilen fern iſt, aber die fremden Schiffer können ein Fahrzeug nicht entdecken,

das unten bei der Insel liegt. Darin beruhte der große Vortheil dieser Piraten. Ließ sich ein gefahrdrohender Gegner blicken, dann war noch Zeit genug, die Anker zu lichten und in See zu stechen; die Helgolander boten ihnen stets dienstwillig die Hand, weil sie ihren guten Gewinn von den Kapern hatten.

Während des großen nordischen Krieges, im Jahre 1709, nahm ein schwedisches Geschwader, vom Capitain Ankarstjerna geführt, seinen Standort bei Helgoland, und beunruhigte, zum höchsten Mißfallen der neutralen Mächte, die Schiffahrt nach der Elbe und Weser. — Dänemark hatte inzwischen seine vermeintlichen Anrechte auf die Insel keineswegs aufgegeben, sondern nur den passenden Augenblick erwartet, um sie geltend zu machen. Am Morgen des 4. August 1714 kamen einige dänische Kriegsschiffe aus der Elbe her, zogen sich aber Nachmittags wieder zurück; jetzt merkte man auf Helgoland böse Absichten, und fing an, die Insel in der Eile durch Sandwälle zu befestigen. Der nächste Tag war ein Sonntag, und als die Leute aus der Kirche kamen, sahen sie die königliche Flotte, von Glückstadt herüber, anrücken. Gegen Abend legte sich dieselbe hinter der Düne vor Anker, und die Einwohner gingen im Dunkeln mit ihren Flinten zum Blickfeuern aus. Am 6. August waren sämmtliche mannbare Helgolander auf der Düne, hatten jedoch vom Commandanten keine Ordre, die Landung der Feinde zu verhindern, oder sonst etwas zu unternehmen. Die dänischen Völker landeten also ohne Widerstand; um eilf Uhr war die Düne in ihrer Gewalt, und noch am selben Tage wurde das Land durch Major Olau zur Uebergabe aufgefordert.

Da eine abweisende Antwort erfolgte, so eröffneten die Dänen ihre Schanzarbeiten. Um vier Uhr Nachmittags hatten sie durch regen Fleiß bereits die Batterien fertig, und beschossen bis neun Uhr Abends das Land aus Feuermörsern. Fünfmal mußte man in der Oberstadt und einmal unten am Strande die ausgebrochenen Flammen löschen. Schon waren viele Gebäude völlig zerstört, das Werfen dauerte die ganze Nacht hindurch, und um Mitternacht ließ der Commandant die Treppe abbrechen.

Als am 8. August die Sonne aufging und diesen unglücklichen Tag hell und heiter machte, fing das Bombardement von neuem an. Es wurde mit solcher Kraft und Wirkung fortgesetzt, daß zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags bereits das ganze Ober- und Unterland in Feuersgluth stand. Hätte sich der Commandant durch diese Noth nicht zum Accord bewegen lassen, so würde nach wenigen Stunden kein Haus auf der Insel übrig gewesen sein. Die Furchtsamsten der Bewohner hatten sich mit Weibern und Kindern hinten auf die Klippe geflüchtet, und nun konnte dem Feuer, wegen des Mangels an Leuten und an Wasser, nicht mehr Einhalt gethan werden. Darauf ließ der Commandant, Major Boldewahn, beim General-Major Wilsten um einen Accord anhalten, der denn auch sogleich zugestanden wurde. Dänischer Seits verbürgte man den Helgolandern alle ihre alten Freiheiten; die Besatzung durfte mit klingendem Spiel, mit Ober- und Untergewehr, mit zwei eisernen Kanonen und brennenden Lunten abziehn, auch sollte sie, bei günstigem Wind, nach Schleswig übergesetzt werden.

So blieben die Sieger, denen ihr Handstreich wenig

Mühe gekostet hatte, im Besitz der Insel. Nach dem Sturze Carl's XII. wurde zu Friedrichsborg ein Friede abgeschlossen, worin Schweden sich dem Sundzoll unterwarf und Dänemark's Herrenrecht über Schleswig und Helgoland anerkannte. Die Gerechtsame der Insel sollten unangetastet bleiben, deshalb war keine bedeutende Einwirkung auf die Verhältnisse möglich. Zwar wirthschafteten die dänischen Commandanten oft voll Eigenmacht und erlaubten sich Uebergriffe aller Art. Aber die Insulaner stemmten sich hartnäckig dagegen und wußten ihre alte, freie Verfassung wohl zu schützen.

Aus dieser Zeit ist etwas für Helgoland, vorher und nachher, ganz Unerhörtes zu berichten, nämlich — ein Mord. Maricke Peters stach Jasper Görries' Ehefrau Emcke mit einer dreizackigen Forke in den Hals, wovon die letztere auf der Stelle todt blieb. Maricke wurde am 9. October 1719 vom Scharfrichter aus Glückstadt oben auf dem Hengstgras enthauptet; ihre Freunde legten sie dann sofort in den bereitgehaltenen Sarg und begruben sie auf dem Kirchhof.

Wir haben gesehen, daß die Düne mit der Insel zusammenhing. Am letzten Tage des Jahres 1720 erhob sich ein rasendes Wetter, und furchtbare Sturmfluth schwoll heran. Schon Abends hatte das Wasser eine große Höhe erreicht, aber bis nach Mitternacht wuchs es noch immer donnernd und tosend fort; alle Küsten der Halligen wurden überschwemmt, das Vieh ertrank, und die Menschen konnten kaum ihr nacktes Leben retten. Die Noth solcher Sturmfluthnächte läßt sich nicht schildern; nur wer sie selbst

erlebt hat, fühlt ihr ganzes Grausen. Unmöglich ist jede Flucht, das Meer kracht gegen die Mauern des Hauses, aber der zitternde Mensch muß drinnen bleiben, denn draußen wird er vom heulenden Winde umgerissen. Er hört nichts, als das Donnern der Fluth, das Sausen des Sturms und das Knarren seines Hauses — so muß er erwarten, ob die Mauern fallen, ob die steigende Fluth ihm an's Leben geht. Die Bewohner des untern Helgelands durchwachten eine solche Nacht, und als der Neujahrsmorgen 1721 trüb und grau heranbrach, verband kein fester Boden die Düne mit der Insel mehr, sie war abgebrochen, und die Helgolander hatten wieder eine Nahrungsquelle eingebüßt.

Auch jene politische Sturmfluth, die von Frankreich über ganz Europa ging, übte ihren Einfluß auf Helgoland. Seit 1694 fuhren zwei englische Packetböte nach Curhaven, welche, wenn Eis in der Elbe war, bei der Insel anlegten, und sich, sammt Reisenden und Waaren, durch geübte Lootsen weiter führen ließen. Die letzteren wußten das günstige Ereigniß gehörig auszubeuten; ihre Habsucht stieg immer höher, und Helgoland kam als eine schlechte und übermäßig theure Herberge in Verruf. Im Jahre 1803 besetzten französische Truppen die Elb- und Weserhäfen, Napoleon wollte England's Handel mit dem Continent vernichten, doch der britische Geheimrath nahm ernsthafte Maaßregeln dagegen. Im Jahre 1807 forderte England das Königreich Dänemark zu einem Bündniß auf, und weil dasselbe verweigert wurde, schoß man Kopenhagen ein, entführte die dänische Flotte und bemächtigte sich auch der Insel Helgoland. Admiral Lord Russel er-

oberte sie am 4. September, ohne daß er deshalb besondere Anstrengungen zu machen brauchte.

Man erzählt sich von dieser Einnahme folgendes lustige Geschichtchen: Helgoland war mit dreißig Mann dänischer Invaliden besetzt; auf den Wällen lagen etliche Kanonen und Bombenmörser, die indeß allesammt schon sehr verrostet waren. Während man im tiefsten Frieden zu leben glaubte, erscholl plötzlich der Schreckensruf: „Die Engländer kommen!“ und große Bestürzung verbreitete sich. Da kam der Commandant des Platzes, der leider kurzsichtig war, eilfertig herangewatschelt und schrie: „Wo ist denn die Schanze? Wo ist denn die Schanze?“

Nun war Helgoland mit einemmal eine großbritannische Colonie, doch das half den Einwohnern wenig. Die Franzosen an den Küsten machten Jagd auf sie, sobald ihre Fahrzeuge landeten. Sie konnten die gefangenen Fische nicht verkaufen, und unsägliches Elend drohte den Armen. Die englische Regierung schickte ein ganzes Schiff voll Lebensmittel her, welche gleichmäßig an Männer, Weiber, Greise und Säuglinge ausgetheilt wurden. Im Frühjahr kamen einzelne Böte vorsichtig aus den Nachbarhäfen nach Helgoland, sie brachten Victualien und tauschten dafür verbotene Waaren ein. So entfaltete sich der Schmuggelhandel, welcher, von England befördert, bald einen ungeheuren Aufschwung nahm. Es fehlte nun auf der Insel an Obdach für die reiche Fülle der Kaufmannsgüter; man baute wohl, so gut es sich in der Eile thun ließ, doch das Material erstieg bald unglaubliche Preise. Tausend Mauersteine wurden mit zehn Louisd'or

bezahlt, und verhältnißmäßig war die Theuerung der Nahrungsmittel.

Die Eingeborenen erwarben schweres Geld, aber auch ihre Bedürfnisse mehrten sich, Hang und Gelegenheit zur Ueppigkeit wuchsen mit einander. Die Schmuggelzeit wirkte sehr demoralisirend auf die Insulaner; viel Kraft und Frische des Volkscharakters wurde durch sie verwischt. Der übergroße Verdienst glich einem Lotteriegewinn, er floß eben so schnell hinweg, wie er gekommen war. Im Frieden zu Kiel blieb Helgoland den Briten überlassen, und diese zogen **1820** ihre Truppen ganz von dort zurück. Jetzt schien die Insel abermals der bittersten Armuth verfallen zu sollen. Nur Wenige hatten in der wilden Zeit einen dauernden Wohlstand errungen; bei den Meisten waren die runden Stücke hastig wieder in alle Welt gerollt. Vom Lootsenwesen konnten die Helgolander nicht leben, denn nur in Winterzeit, bei Eis- und Schneetreiben, kamen noch fremde Schiffe vorüber. Mit dem Fischfang ging es ebenfalls schlecht, denn die Concurrenz hatte sich vermehrt, und so wurde das Eiland von schweren Drangsalen heimgesucht, bis die Errichtung des Seebades den Bewohnern ein neues und bequemes Silberbergwerk öffnete.

Der Flüchtling.

Es war ein lauer Spätnachmittag im August des Jahres 1836. Die Sonne senkte sich mit einer unbeschreiblichen Gold- und Farbenpracht nach Westen, um bald in's Meer hinabzutauchen. Feurig flogen ihre Strahlen über die neue, großartige Treppe von Helgoland, welche das britische Gouvernement erst vor zwei Jahren hatte erbauen lassen; die breiten Stufen, das Eisengeländer, die grünen Büsche daneben und die schroffe Felsenwand schienen in magischen Glanz getaucht. Einige Fischer, einige Badegäste stiegen die Treppe auf und ab, die See lag drüben wie ein blumenblauer Spiegel, und frischer Wasserathem kühlte die Sommerluft. Da bog oben ein junges Mädchen vom Falm nach dem Treppenthor und verweilte einen Moment im viereckigen Rahmen des letztern, so daß sie anzuschauen war wie ein wunderbares Bild.

Meine Leser haben das Famel zwar schon vor sechs Jahren einmal gesehn, aber sie erkennen es gewiß nicht wieder, drum will ich nur gleich sagen, daß es Tütje Rickmers ist. Schlank blieb ihre Gestalt und das Antlitz kindlich, aber die weißen Rosen ihrer Wangen haben sich im Kelche purpurn gefärbt, und der leichte, schöne Wuchs hat sich üppig gerundet. Das kohlschwarze Haar von der Mutter,

die lichtblauen Augen vom Vater geben ihrem ſüßen Antlitz einen eignen Reiz, eine beſtechende Miſchung von Schelmerei und Schwermuth. Dazu paſſen die langſchattigen Wimpern, die feingeformte Naſe, der kleine lächelnde Mund, und bilden ein Ganzes, wie es der Maler emſig ſucht. Auch ihr Anzug ſtimmte trefflich zu der fremdartig holden Erſcheinung. Ein Rösduk von carmoiſinrother Seide ſchlang ſich als Turban um ihr glänzendes Rabenhaar, und an der linken Seite hingen die Zipfel, mit bunten Palmen durchwebt, zwanglos herab. Ein violettes Mieder umſpannte die köſtliche Büſte des Mädchens, und man hätte die gleichfarbige Schürze wohl für ein Kleid halten können, aber hinten zeigte ſich der Scharlach des faltenreichen Peiks.

Während ſie die Stufen anmuthig leicht hinunter tanzte, kam ihr Pay Michels, ein junger Burſch, entgegen. Er hatte etwas Liſtiges und Trotziges im Geſicht, der kleine waſſerdichte Hut ſaß ſchräg auf ſeinem Haupt, das Halstuch war locker geknüpft, eine dunkelblaue Jacke mit blanken Knöpfen und wallende Beinkleider vollendeten ſeinen Anzug. Alle Bewegungen Pay's verriethen kecke Entſchloſſenheit, doch wie er des ſchönen Mädchens anſichtig wurde, bekam ſeine Miene einen faſt ſchüchternen Ausdruck. Recht langſam ging er vorwärts, und man ſah, daß es ihm wohlthue, die Augen auf Tütje ruhen zu laſſen. Noch war er einige Stufen von ihr entfernt, da grüßte er ſie freundlich mit dem Worte:

— Hendeel [1])?

1) hinunter.

— Ja! erwiederte sie. Henboppen [1])?

— Ja! sagte Pan, und beide waren indeß an einander vorüber gestreift.

Das ist der uralte Treppengruß von Helgoland, in dem, bei aller Einfachheit, mehr Vertrauen und Theilnahme liegt, als in den süßlichen oder kriecherischen Grüßen der feinen Welt. Derselbe mag vielleicht noch jener Zeit entstammen, wo man die steilen, gefahrvollen Wege der schroffen Felswand auf und niederkletterte. Die umfassende Bedeutung der kurzen Worte würde dann lauten: „Hendeel? = Geht ihr hinunter und in See? Gott möge euch geleiten!" „Henboppen? = Willkommen am Lande! Kommet glücklich in euer Haus hinauf." — Aber auch heute noch klingt viel Herzlichkeit aus dem Gruße, und namentlich wissen ihn die Lippen hübscher Famels gar innig zu betonen.

Das schien der Bursch ebenfalls zu finden, denn er blieb stehn, und folgte der Tütje mit solchen Feuerblicken, wie man sie hier auf der nordischen Seeklippe gar nicht erwarten sollte. Das Mädchen eilte indeß ohne Aufenthalt in's Unterland, wo sie mancherlei Besorgungen hatte. Nah am Gestade erhebt sich, zur Annehmlichkeit der Badegäste erbaut, ein runder Pavillon, und die Wirthstochter stand auf dem Altan, der nach der Seeseite vorspringt. Kaum sah sie Tütje die Straße herabkommen, als sie laut ihren Namen rief, und bald lehnten die Freundinnen, plaudernd und lachend, über die Brüstung des Söllers. Nach kurzer Zeit wurde die Aufmerksamkeit der

1) hinauf.

Beiden durch eine große Schlupe erregt, welche gerade zu ihren Füßen an's Ufer rauschte. Außer den zwei Bootsleuten saß ein stattlicher junger Mann darin, dessen blasses Antlitz durch einen schwarzen Schnurrbart und eine starke Narbe auf der Stirn besonders markirt war. Sobald er den Schiffern einige Anweisungen wegen des Gepäcks ertheilt hatte, sprang er an's Land, und sein lebhaftes braunes Auge fiel dabei auf die Mädchen, welche, wie zwei liebliche Blumen, sich von oben herabneigten. Dann schritt er die Uferstraße empor.

Hier standen jetzt schon mehrere neue Gebäude, unter denen sich der Mohr'sche Gasthof vortheilhaft auszeichnete. Jener Fremde schenkte indeß der Umgebung kaum einen Blick; er sah dicht vor sich einen Jüngling von kräftigem Wuchs, im dunkeln Sammtrock, gehn, der Zeichenmappe und Feldstuhl trug. Das mußte entweder Claudius Wagen, der Maler, oder dessen Doppelgänger sein. Der Ankömmling hastete seine Schritte, er holte den Andern ein, schaute ihm in's Gesicht, und die alten Freunde lagen einander an der Brust.

— Aber Max, bist Du es wirklich? rief der Maler voll herzlicher Freude. Hätte ich doch eher den Kaiser von China, als Dich erwartet!.. Was bringt Dich zu unsrer Lootsen- und Badeinsel her?

— Die Einheit Deutschlands! antwortete Max von Waldegg, nicht ohne Spott. Man hat durch feile Spione eine Studentenverbindung ermittelt, zu der ich früher einmal gehörte. In den Protokollen fanden sich so heiße Jugendträume, daß man fürchten mochte, das alte Deutsch-

land könnte dadurch aus seinem sanften Schlaf geweckt werden. Man leitete deshalb die Untersuchung ein, und da mich ein paar Zeitungsartikel besonders verdächtigt hatten, so wurde auch gegen mich der Prozeß eröffnet. — Worauf die Anklage lautete, fragst Du? Ei, wie gewöhnlich, auf Hochverrath, Majestätsbeleidigung und dergleichen. So viel stand jedenfalls fest: ohne lebenslängliche Untersuchung ging die Sache nicht ab. Nun habe ich aber von Natur eine gewisse Abneigung, mich einsperren zu lassen, und als ich Kunde erhielt, daß etliche Polizisten die Güte hätten, mich in meiner Wohnung zu erwarten, kam ich gar nicht nach Hause, sondern reiste kreuz und quer in's Land hinein. Da gebrauchte man, um mein Fortkommen zu beschleunigen, die lobenswerthe Vorsicht, mir jenes überall gültige Accreditiv nachzuschicken, das man gemeinhin „Steckbrief" zu nennen pflegt.

— Ah, ich gratulire! sagte der Maler lächelnd.

— Nicht Ursach! fuhr Waldegg fort. Unter erborgtem Namen hatte ich Schleswig erreicht, und las dort in der Zeitung, wie man mich so malerisch treu geschildert. Das wurde mir denn doch unangenehm, und ich beschloß auszuwandern. Aber nicht nach Hinterindien in die Urwälder ... nein! nur auf einen Boden, wo man eine Gesinnung haben darf, ohne deshalb gleich auf die Festung zu kommen. Helgoland fiel mir ein, das unter großbritannischem Scepter steht. Weiß Gott, Claudius, ich hasse die Krämerseelen Old-England's so gründlich als ein Andrer, doch das muß man ihnen zum Ruhm nachsagen, sie nehmen den politischen Flüchtling gastfrei auf und wachen über seine Sicherheit. Darum ging ich schnell nach Tön-

ningen, nahm mir ein Boot, und bin vor zehn Minuten hier angelangt.

— Das haſt Du recht gemacht, mein Junge! Kein Menſch wird Dir ein Haar krümmen auf unſrer Felſenburg, und wenn Dir die Steckbriefe dutzendweis nachgeſchickt würden. Es ſoll Dir auch ganz wohl gefallen bei uns.

— Ich zweifle nicht im mindeſten daran, aber auf der Straße kann ich doch nicht bleiben. Dort nahen meine Schiffer mit den Koffern, und Du könnteſt mich ſehr verbinden, Claudius, wenn Du mir behülflich wärſt, ein leidliches Obdach zu ermitteln.

— Komm' nur. Hier in der Nähe weiß ich einen braven, luſtigen Wirth, der ein paar ſaubere Stübchen leer ſtehen hat.

Die Freunde bogen, Arm in Arm, um die Ecke; ſie traten in den Flur eines maſſiven Hauſes, und Claudius ließ einen hellen Ruf erſchallen. Da kam der Eigenthümer eilfertig die Treppe herab. Seine Züge ſind uns bekannt ... richtig, das iſt Jan Petter Stolt. Er hat noch daſſelbe frohe, durchtriebene Anſehn, wie damals, als er um Lisje Botter freite. Auch dieſe zeigte ſich bald; das volle, rührige Weib trug ein rothbackiges Kind auf dem Arm, während ein andres, an ihre Schürze gefaßt, nebenher trippelte. Beide Wirthsleute reichten den Fremden die Hand zum Gruß, dann wurden ſie in nette, wohlgeordnete Zimmer geführt, und man forderte von Mar, da er längere Zeit hierbleiben wollte, eine billige Miethe. Er ſchlug ohne Zögern ein; unterdeß war ſein Gepäck erſchienen, und nach einer Viertelſtunde hatte er ſich wohnlich eingerichtet.

Mit Claudius am Fenster sitzend und auf die abendliche See hinschauend, sprach er zu dem letzteren:

— Nun sag' mir aber auch, was Du hier treibst?.. Gebrauchst Du das Seebad?

— Nein, Max! Nicht den Körper will ich baden, sondern Auge und Herz. Du weißt, ich lebte bisher in meiner theuern Vaterstadt Berlin, und hielt mich dort, zwischen Sand und Kiefern, für einen Marinemaler von Gottes Gnaden. Lange genug dauerte die Verblendung, doch plötzlich kam eine Unruhe über mich, eine innere Angst, ein Fernweh; alles war mir zu eng, zu flach, und wenn ich malen wollte, fand ich, trotz Noth und Qual, die rechte Farbe nicht. Ich schnürte am Ende mein Ränzel, marschirte gen Hamburg, schiffte mich ein, und als sich die Nordsee vor mir aufrollte — nun, Du wirst es nicht weitersagen! — da hab' ich mich eigenhändig geohrfeigt. Von diesem Helgoland bringt mich keiner so bald wieder weg, denn es ist eine hohe Schule für den Seemaler und ein herzerquickender Aufenthalt für den Menschen. Ringsum wallt das große, breite Meer in seiner ganzen Hoheit und Herrlichkeit. Unablässig schaut es in die Brust der Insulaner, darum sind sie brav und treu geblieben ... es giebt in Europa kein Volk, kein Völkchen, das sich so viel Frische und Einfachheit, so viel Kraft und Biedersinn bewahrt hätte. Man wird selbst natürlicher und besser im Umgang mit dem liebherzigen Menschenschlag.

— Alle Achtung vor den Helgolandern, die ich noch gar nicht kenne! Doch, Claudius, Du malst mit so begeisterten Farben, daß ich behaupten möchte: Du bist verliebt, und zwar in ein. Helgolanderin.

— Warum ſollte ich Dir's verbergen! Ja, es iſt wie Du geſagt! — O, Max, Du mußt meine Eliza ſehn, Du mußt in ihren ſüßen Zügen, in ihren hellen, braunen Augen das wunderbarſte Gemüth erkennen, dann wirſt Du mir freiwillig geſtehn: ſolch ein einziges Weſen ſei Dir im Leben noch nie begegnet. Für Alles, was gut und ſchön iſt, hat ſie einen offenen Sinn. Harmlos heiter wie ein Kind lacht ſie mich an, und doch ſah ihre Jugend weit häufiger trüben Wolkenhimmel, als goldnen Sonnenſchein. Ihr Vater war lange Zeit engliſcher Offizier auf der Inſel, er nahm den Abſchied und heirathete eine Helgolanderin. Aber die Leute prophezeihten ſchon damals nicht viel Gutes von dieſer Ehe, und leider iſt ihre Ahnung eingetroffen. Capitain Cowley hatte den Spleen, ſeine Frau war herriſch, zänkiſch, und wurde es mit jedem Tage mehr. Es gab einen fortdauernden Kriegszuſtand zwiſchen den Beiden; je beharrlicher er ſchwieg, um ſo lauter keifte ſie, und oft liefen die Nachbarn zuſammen ob des Scandals. Endlich wurden ſie geſchieden, oder getrennt „quoad thorum et mensam", denn das iſt die einzige Scheidungsart, welche hier zuläſſig, und ſeit Menſchengedenken kam ſie nur dies eine Mal zur Anwendung. Eliza blieb bei der Mutter, und wuchs als ein Bild der reinſten Sanftmuth empor ... die ſtachlichte Fackeldiſtel hat eine duftig milde Blüthe getragen.

Max von Waldegg freute ſich über das Glück des Malers. Sie ſpeiſten trefflichen Seefiſch zu Abend, machten einen Spaziergang in's Oberland, und dann ſuchte der Ermüdete ſein Lager. Er ſchlief wie ein Gott auf der Fucusmatratze, und als Claudius am andern Morgen zu

ihm kam, lag er noch fest in den Armen des Schlummers. Nachdem er sich angekleidet hatte, sprach er bedächtig:

— Nun werd' ich wohl auf die Polizei gehn und meinen Paß abgeben müssen.

Claudius lachte. — Nein, mein jungdeutscher Herr, erwiederte er, diese Mühe kannst Du Dir sparen, denn auf Helgoland giebt es dermalen noch keine ordentliche Polizei, und was ein Paß zu bedeuten hat, wissen die Leute gar nicht.

— Hohio! jubelte Max. Auf welche Barbarenklippe bin ich gerathen? Keine Pässe und keine Polizei, die sichersten Merkmale europäischer Cultur! Ja, das ist noch das alte heidnische Fositesland, wo blutige Altäre dampfen! Hinweg, hinweg von diesem unheilvollen Schreckensort.

Der Jüngling faßte, im Hochgefühl einer langentbehrten Freiheit, den Maler ungestüm beim Arm, und zog ihn in die frische Morgenluft hinaus. Am Ufer schlendernd, sahen sie ganze Züge von Badegästen die Fährböte besteigen, und manche lustige Gestalt nöthigte die Freunde zum Lächeln. Hypochondrische Staatsdiener konnten es nicht unterlassen, auch der Nordsee durch ihre Orden zu imponiren; nervöse Damen suchten jene Gesundheit wieder, welche ihrem Körper und Geist seit frühester Jugend systematisch entzogen worden; feiste Bankiers, die mancherlei auszubaden hatten, kamen vorüber; junge Mädchen, mit medusenartig aufgelösten Flechten, folgten ihnen, und nebenher gingen noble Stutzer, auf deren Unterhaltung alles Salz des Meeres keinen wohlthätigen Einfluß zu üben vermochte. Während Max und Claudius Gelegenheit zu scherzhaften Glossen fanden, näherte sich ihnen ein kleiner,

unterſetzter Mann im olivenfarbenen Oberrock. Die Hoſen ohne Sprungrieme, die ſchwarze, wohlgebürſtete Caſimirweſte und das weiße Halstuch ſchienen unverkennbar einen Schulmann anzudeuten. Sein rundes gutmüthiges Antlitz widerſprach dieſer Vorausſetzung nicht; die hellgrauen Augen blinzelten geſcheut, aber kurzſichtig umher; das blonde Haar, noch naß vom Bade, legte ſich glatt an den Kopf, und er trug ſeinen Hut in der Hand.

Eben wollte er, höflich grüßend, an Claudius vorbeigehn, als deſſen Begleiter ihm entgegeneilte und ihn mit freudiger Haſt in die Arme ſchloß.

— Profeſſor! Herzensprofeſſor! rief Max. Find' ich auch Sie unter den Inſelfrieſen?.. Sein Sie mir tauſendmal gegrüßt!

Profeſſor Schackius — denn er war es — hatte anfangs einen gelinden Schreck bekommen, doch jetzt erkannte er den Fremden, ſein Antlitz erheiterte ſich, und er ſprach, die Umarmung erwiedernd:

— Ah, Herr von Waldegg! Das iſt ja ſchön ... recht ſchön! Wollen höchſt wahrſcheinlich das Bad gebrauchen? — Es wird Sie nicht gereuen, Helgoland erwählt zu haben, denn ein Zuſammentreffen wie hier, wo man in nächſter Nähe See- und Bergluft athmen kann, giebt es wohl ſelten. Die Salzluft des Meeres erhebt ſich nur etwa ſechs Fuß hoch ... am Strande genießen wir ihren kräftigen Hauch. Sobald wir uns aber nach friſcher, leichter Bergluft ſehnen, weht uns dieſelbe im Oberlande herrlich entgegen — —

— Um's Himmelswillen, Profeſſorchen! — ſagte Max — nur jetzt keine Vorleſung. Meinetwegen braucht ſich

weder See- noch Bergluft zu incommodiren, denn ich habe gesunde Nerven. Damit Sie übrigens nicht länger zweifelhaft bleiben, will ich Ihnen meine Geschichte schleunig erzählen.

Waldegg theilte nun alles mit, was wir schon gestern vernommen. Aufmerksam hörte der Professor zu; er war Hofmeister bei dem jungen Flüchtling und dessen erster Lehrer gewesen, darum hegte er ein ganz besonderes Interesse für ihn. Als Max von seinen politischen Erlebnissen sprach, schüttelte Schackius mißbilligend das Haupt, und als derselbe dann auf die Anklage kam, zuckten Gram und Schreck unbezwingbar über die Mienen des Philologen.

— Hochverrath also! rief er angstvoll. Hochverrath! — O, Max, Max! Wie konnten Sie sich so weit vergessen?

— Aber, alter Freund, entgegnete Waldegg, Sie müssen die Sache nicht gar so ernsthaft nehmen. Heutzutage giebt es deutsche Staaten, wo man nicht sagen darf: „der Adler ist ein Raubvogel", ohne einen kleinen Hochverrathsprozeß am Halse zu haben.

Bald beruhigte sich Schackius wieder; er hatte manchen feurigen Journalartikel von Max gelesen, und wenn er auch die daraus hervorblitzende und donnernde Gesinnung keineswegs theilte, so war er doch stolz auf den blühenden Styl seines ehemaligen Schülers. Der Professor bat Waldegg, ihn in seine Wohnung zu begleiten, und sowohl Jasper, als Marielise begrüßten den Freund ihres Gastes auf die herzlichste Weise. Max sah auch Tütje, die bildhübsche Tochter des Signalmeisters, und erkannte sogleich ihr holdes Gesicht, das bei seiner Ankunft, einer thauigen

Moosrose gleich, hoch über ihm am Gitter geschwebt hatte. Voll Freude theilte er diese Entdeckung dem Mädchen mit; Tütje's lange schwarze Wimpern senkten sich verschämt, die blauen Augen verhüllend, und ein schönes Morgenroth glühte auf ihrer Wange.

Waldegg gehörte bald zum Kreise der Familie; er gewann den Jasper und sein treffliches Weib recht aufrichtig lieb. Mit jedem Tage mußte er Tütje's reiches Gemüth, die frische, feine Verstandes- und Herzensbildung der kleinen Insulanerin mehr bewundern. Oft saß er stumm vor ihr, lauschte ihren tiefsinnigen Worten, und sein Auge strahlte vor Entzücken über das schöne, feenhafte Kind. Von der Natur mit einer herrlichen Seele ausgestattet, war jedes Saamenkorn der Belehrung auf den fruchtbarsten Boden gefallen, und ein ganzer Blüthenwald hatte sich, mit tropischer Schnelle, daraus entfaltet. Wie sehr der Herr Signalmeister sonst gegen die Ueberfeinerung der Famels auf dem Lande eifern mochte, bei seiner eignen Tochter legte er, ohne es zu wissen oder zu wollen, einen andern Maßstab an. Tütje wurde sorgsam erzogen, und da sie im Hauswesen stets den lebhaftesten Eifer zeigte, so ließ sich auch ihr Drang zu den Büchern schon eher übersehn. Sie war freilich nur beim Pastor in die Schule gegangen, und hatte daneben noch einige Monate im Jahr den Unterricht des Professors genossen, doch ein edler Geist, eine angeborene Bildungsfähigkeit verliehen ihrem Wesen eben so viel verständige Klarheit, als anmuthigen Reiz.

Am meisten schloß sich Erich, Rickmers' Sohn, an den neuen Hausfreund an. Der kecke, blühende Bursch zählte jetzt vierzehn Jahre; auch in seinem Antlitz erkannte

man die Eltern, aber auf andre Weise, als bei Tütje, denn Erich hatte Jasper's blondes Friesenhaar und Marielisens feurig schwarze Augen. Muth und Drang und Wißbegierde leuchteten aus diesen dunklen Sternen, und nur Max von Waldegg war im Stande, seiner nimmermüden Regsamkeit fortdauernd neue Nahrung zu geben. Der Knabe folgte ihm wie sein Schatten; er saugte jedes Wort von dessen Lippe und liebte ihn mit wahrer Schwärmerei. Max erwiederte die Zuneigung im vollsten Maaße, Erich war bald sein Augapfel, und er pflanzte alle glühenden Freiheitsgedanken der eignen Brust in die Seele des jungen Helgolanders.

Noch stand die Badesaison in üppiger Blüthe, und zweimal wöchentlich wogten die Rhythmen des Tanzes durch den Cursaal. Eliza und Tütje waren die einzigen Helgolanderinnen, welche diese Bälle besuchten. Zwar hatte Jasper davon zu Anfang durchaus nicht hören wollen, aber Tütje's Tanzlust, Marielisens Fürbitten und die Logik des Professors gewannen endlich den Sieg: schon seit dem vorigen Sommer bewegte das Mädchen sich frei und zwanglos im Salon. Die andern Bewohnerinnen Helgolands zuckten wohl die Achseln dazu und flüsterten allerhand, allein selbst die Scheelsucht hätte nicht gewagt, der Tütje irgend Böses nachzusagen. Zuletzt fand man es gar nicht mehr auffallend, und nur Pay Michels zitterte vor Ingrimm, wenn er draußen bei dem erleuchteten Saale stand. Er mußte dann sehn, wie die Geliebte einen sausenden Walzer oder eine zierliche Française tanzte, und wie die süßlächelnden Herren so traulich mit ihr plauderten.

Max war schon eine ganze Woche auf Helgoland und

hatte die Reünion noch nicht beſucht. Was kümmert mich das Treiben der Badegeſellſchaft? pflegte er zu ſagen. Um deſſenwillen bin ich nicht hergekommen! — Eines Abends, als er am Strande entlang ging, tönten aber die Klänge der Muſik recht lockend zu ihm herüber. Jetzt tanzt auch Tütje! dachte er, und ohne eigentlich zu wiſſen, wie er dorthin gerathen, befand er ſich bald darauf an der offenen Saalthür. Zufällig bemerkte ihn Claudius, er grüßte den Freund, und dieſer mußte eintreten, wenn er nicht Aufſehn erregen wollte. Das Opfer wurde ihm nicht allzuſchwer, denn drüben ſaß Frau Rickmers mit ihrer Tochter. Die große, hübſche Mutter trug vollſtändige helgolander Tracht; auch das Mädchen war, wie immer, im ſcharlachnen Peik, und das farbenreiche Nösduk hob den lieblichen Ausdruck ihres reinen, ſüßen Angeſichts. Tütje ſah, zwiſchen den überbildeten und überputzten Weltdamen, wie eine friſche Waldblume zwiſchen prunkenden Päonien aus.

Der Flüchtling trat zu ihr heran, und fand ſie im Getriebe der vornehmen Welt eben ſo ungezwungen, eben ſo harmlos freundlich wie im Hauſe der Eltern. Trotz ſeines Vorſatzes führte Waldegg das liebe Mädchen zum Tanz, und beide ſchwebten, innig umſchlungen, durch den Saal dahin. Nachdem die Galopade zu Ende war, ſchimmerten Tütje's Wangen vor Gluth und Luſt; Eliza kam, ergriff den Arm der Freundin, und ſie ſchritten flüſternd auf und nieder.

— Dieſer fremde Herr ſcheint meiner Tütje ſehr wohlzugefallen! ſagte die ſchöne Tochter des Capitain Cowley.

— Ja gewiß! antwortete das glühende Kind. Sieh, Eliza, er iſt ſo ganz anders, als die Andern. Was er

ſpricht, das trägt den Stempel der Innerlichkeit und tiefſten Wahrheit. Niemals ſagt er mir Schmeicheleien, aber er behandelt mich mit einer Rückſicht, einer Ehrfurcht, die mich wonnig durchſchauern, obgleich ich fühle, daß ich ihrer nicht würdig bin. O, wieviel faßt die Seele ſo eines klugen und edlen Mannes, wovon wir Mädchen kaum das äußere Wort begreifen ... man kommt ſich recht gedemüthigt vor, wenn man das überdenkt. Aber Herr von Waldegg bleibt ſtets beſcheiden in ſeinem Weſen; nie nimmt er einen ſtolzen Lehrerton an — — ach, und er hat ſo liebe, treue Augen!

— Tütje, Tütje, dieſen Sturm der Begeiſterung hatt' ich nicht erwartet! So ſprach ich von Claudius, als wir uns kennen gelernt. Nimm Dich in Acht, Kind, Dein Herz iſt im Spiele!

— Umgekehrt, liebe Eliza! Es iſt Ernſt in meinem Herzen.

— Du liebſt ihn!.. So?.. Nun, Tütje, haſt Du aber auch bedacht, wie das enden ſoll? — Wird er Dich jemals als Weib heimführen können und dürfen?

— Nein, nein! Daran hab' ich nie gedacht! So ungemeſſene Wünſche trag' ich nicht in der Bruſt. Wie möcht' ich wagen, das Auge zur hohen Stelle ſeiner Gattin zu erheben. Nein, ich will ihm einen Altar in meiner Seele bauen, und ihn ſtill verehren — ſchweigſam lieben bis an's Grab.

— Tütje ... ich kann nicht ſtrenge gegen Dich ſein, denn Du biſt ja meine einzige Freundin. Aber Pay Michels, was wird er zu ſolcher myſtiſchen Anbetung ſagen? Wird er ſie nicht als Götzendienſt verdammen?

— Pay ist ein wackrer, tüchtiger Mensch. Doch, Eliza, hast Du es wohl für möglich gehalten, daß ich sein werden könnte — — sein, für's ganze Leben?

— O nein! Nimmermehr hab' ich das für möglich gehalten! Eben so gut könnte die sanfte Turteltaube eine plumpe Seekobbe heirathen. Sei ruhig, trautes Herz, und schaue auf Gott — in ihm ist unsre Liebe und unsre Zukunft.

Die Pause war vorüber, neue Zauberklänge wirbelten vom Orchester herab, der Tanz begann wieder. Claudius holte seine Eliza, und alle Blicke ruhten voll Wohlgefallen, mitunter auch voll Neid, auf diesem lieblichen Brautpaar. Erst gegen Mitternacht verließ man den Salon, und Max geleitete die Frau Signalmeisterin, sammt ihrer Tochter, sorgsam in's Oberland hinauf. Das war freilich ein bedeutender Umweg, da er ganz dicht beim Conversationshause wohnte, allein die Geschichte erzählt nicht, daß ihm der Weg sehr sauer geworden sei.

Tütje war aufgeregt, sie konnte nicht gleich einschlafen und war schon frühe wieder wach. An's Fenster tretend, sah sie draußen im kleinen Garten ihren Bruder Erich; er stand unter dem niedrigen Birnbaum, und bemühte sich, des Vaters alte Flinte zu putzen. Hell schien die Herbstsonne und hauchte einen goldrothen Glanz um den emsigen Burschen.

— Guten Morgen, lieber Erich! rief ihm das Mädchen zu. Was treibst Du denn da?

— Tütje, ich mach' mir das Ruhr [1]) zurecht. Der

1) Flinte.

Herr von Waldegg will dolleng jagen gehn, und er hat gesagt, ich solle ihn begleiten.

— So? Dann mach' gau, Erich, daß Du's nicht versäumst. Und merke wohl auf jedes Wort des Herrn von Waldegg. Was er sagt, ist alles groß und klug und lieb — Du kannst viel lernen dabei.

Sie schloß das Fenster, und Erich ging in's Unterland, um den Jagdgenossen abzuholen. Max hatte sich schon gerüstet, er küßte den Knaben zum Gruß, und sie warteten, bis Claudius kam. Der Langschläfer zeigte sich noch immer nicht; Waldegg schritt ungeduldig in den Hof hinaus, und Erich folgte ihm. Es war ein Sonntag; die klare, frische Herbstluft schimmerte wie Krystall; Sperlinge zwitscherten auf dem Gartenzaun, rothbraune Schmetterlinge umflogen die Astern und die Reseda. Drüben lag, in wunderbarer Mischung von Violett und Blau und Grün, das ewige Meer, das Auge Gottes, und schaute zufrieden die herrliche Schöpfung an.

Jan Petter Stolt, der uns wohlbekannte Hauswirth, war beschäftigt, aus etlichen alten Brettern einen Kasten zusammenzuklopfen, und Max fragte, nachdem er ihn traulich gegrüßt:

— Nun, Herr Wirth, gehn Sie nicht in die Kirche?

— Nein, Herr von Waldegg!

— Und warum nicht?

— Ich habe dazu keine Zeit.

— Aber, Herr Stolt, wenn Sie einst an die Himmelsthür pochen werden, und Petrus spricht auch: ich habe keine Zeit!... Wie dann?

— Ei, dann kann ich schon warten!

Stolt blieb bei dieser Antwort ganz ernsthaft, doch Max konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Da bog sich des Malers bärtiges Gesicht lautlachend über die Hecke.

— Ja, Stolt, Ihr versteht's! rief er. Ihr bleibt gewiß keine Antwort schuldig.

Die drei Jäger machten sich auf den Weg, und Waldegg begann:

— Allzubefliße Kirchgänger scheinen die Helgolander nicht zu sein!

— O nein! erwiederte Claudius. Durchaus nicht! Im Sommer entschuldigen sie sich mit der Unruhe und den Geschäften des Badelebens, und im Winter kommen sie noch seltner hinein. Sie besitzen einen wahrhaft religiösen Sinn, doch mögen sie lieber draußen beten, als in der Kirche.

— So ist mir's auch! sagte Erich unbefangen. In der Kirche kann ich nur beten, was ich auswendig weiß. Wenn das aber einmal nicht paßt, wenn ich was andres sagen will — baff, dann geht's nicht! — Im vorigen Frühjahr hab' ich es recht gemerkt. Da hat meine Schwester Tütje schwer krank gewesen ... ihre Lippen waren schneeweiß, ihr Auge lukte stier, sie kannte keinen von uns, und lag immer todtstill. Der Herr Doktor meinte: mit seiner Kunst sei's aus, und wenn ihr Gott nicht helfe, dann müsse sie sterben. Nun wollte ich den lieben Gott recht inständig bitten, daß er der Tütje helfen möchte, und weil es gerade ein Sonntag war, so ging ich in die Kirche. Aber drinnen hatte ich blos die Sprüche im Sinn, die ich auswendig gelernt ... von meiner Schwester Tütje kam

nichts drin vor, und ich konnte nicht für sie beten. Mir wurde angst und bang ... ich mußte anfangen zu weinen. Nun lief ich aus der Kirche weg, und lief immer weiter, bis ich draußen auf der Klippe stand. Dort sah die hohe Sonne so freundlich vom blauen Himmel herunter; das Meer glitzerte und rauschte mild, wie wenn es mir Trost zusprechen wollte. Da war mir mein Herz leicht geworden, ich habe an Gott gedacht und an die Tütje ... die Worte sind mir von selber kommen, und ich habe herzinniglich für sie gebetet. Acht Tage drauf war die Tütje gesund! Seitdem mag ich die Kirche nicht mehr, und eh' mich der Vater nicht ausschilt, geh' ich gar nicht hin.

Max und der Maler schwiegen; es schien, als ob eine stille Rührung sie ergriffen. Am Strande lag ein Segelboot zu ihrer Aufnahme bereit; das Jägerkleeblatt hastete sich, und bald wurde vom Ufer abgestoßen. Man umkreiste Helgoland. Unser politischer Flüchtling sah heute zum Erstenmal den Zauber dieser Gestade; die rothen, keck in's Meer heraustretenden Säulenblöcke, die dunklen Felsengrotten, das romantische Tohuwabohu aus See und Stein war ganz nach seinem Geschmack. Mancherlei Seegevögel flatterte um die Klippen, manchen Knall hallte das Echo zurück. Aber oft fehlten die Schüsse ihr Ziel, und besonders hatte Waldegg Mühe, sich an das Abdrücken aus schwankender Jölle zu gewöhnen. Nachdem die Rundfahrt vollendet war, ging es zur Düne hinüber. Auf ihrer flach-sandigen Ostküste zeigten sich Schaaren von Strandläufern und Austernfischern, welche dicht am Seerande ihre Nahrung suchten, bis sie durch eine heraufrollende Welle fortgescheucht wurden. Als Max die Fülle der helgolan-

dischen Jagd lobte, erwiederte Claudius, ein passionirter Waidmann:

— Oho, Du kennst unsere Jagd noch nicht gründlich! Hirsche haben wir freilich nicht, doch ersetzt sie der Seehund. Es ist wohl eine Lust, bei windigem Wetter, mitten in der See auf den Klippen zu liegen, um ihn zu erwarten. Aber mit Seetang muß man sich bedecken lassen, denn er ist scheu und taucht sonst nicht auf. Statt der Wildschweine haben wir den Tümmler, und statt der Hasen die grauen Kaninchen hier in den Sandbergen der Düne. Früher, zur dänischen Zeit, durfte nur der Herr Commandant die kleinen Spitzohre schießen, allein jetzt ist es mit solcher Beschränkung vorbei.

— Nicht mehr als billig! meinte Mar. Die Jagd muß überall frei sein; das Wild gehört niemanden, als dem, der es erlegt.

— Unser eigentliches Revier ist in der Luft, fuhr der Maler fort. Dritthalb hundert verschiedene Arten von Vögeln sind auf Helgoland geschossen worden, und die Lootsen, mit dem scharfgeübten Auge, zeichnen sich auch als Schützen aus. Es nisten hier Möwen, Lummen, Seeadler und vielfache Wildenten. Die letztern sehen manchmal närrisch genug aus mit ihren Kronen, die ihnen angewachsen sind, daß sie dieselben nicht verlieren können. Auch die buntgefiederten Bewohner Eurer Festlandswälder kommen hierher, zwar nur flüchtig zum kurzen Besuch, aber solche Unsicherheit giebt eben den vollen Jagdreiz. Die Schnepfe, der Buntspecht, das Blaukehlchen, der Kreuzschnabel, der farbenreiche Eisvogel, die Rohrdommel, der Kukuk, der Reiher, die leuchtend blaue Mantelkrähe, der Wiedehopf, der Pirol

und hundert Andre kehren auf ihren Zügen bei uns ein. Sogar vom hohen Norden naht sich die große, lichtweiße Schneeeule, sammt der sibirischen Lerche, der grönländischen Taube und der prächtigen Eidergans.

— Diesen Vogel mag ich nicht leiden, obgleich er — oder eben weil er einen so köstlichen Federflaum besitzt! sagte Waldegg. Mancher, der ein kreuzbraver Kerl war, so lang er auf der Matratze schlief, ist zum Hundsfott geworden, seit er auf Eiderdaunen schlummert.

— Ja, vom tiefsten Süden Europa's, sprach Claudius, werden einzelne seltene Vögel hervorschlagen. Der Sturm ergreift sie, wenn sie über's Meer ziehen; er führt sie gewaltsam mit sich fort, bis sie endlich auf diesem felsigen Eiland einen willkommnen Ruheplatz finden. — — Doch, wir wollen über die fernen Vögel nicht die näheren vergessen! Sieh, Max, dort fliegen zwei schöne Silbermöwen hoch und schnell! Jetzt zeige, daß Du besser treffen kannst, als Dein Namensvetter im Freischütz.

Waldegg erhob sein Gewehr, er zielte scharf und drückte ab. Erich stieß einen Jubelruf aus, denn kaum krachte der Schuß, so kam die eine Möwe herniedergestürzt, und ihre weiße Brust färbte sich mit Blut. In demselben Augenblick vernahm man ein fast menschliches Angstgeschrei, die andre Möwe eilte ihrer Gefährtin nach, umflatterte sie wild, und wiederholte jene herzzerreißenden Töne. Da wurde Waldegg plötzlich blaß, er freute sich seiner Schützenfertigkeit nicht, sondern sagte düster:

— O, es ist ein schändlich grausames Vergnügen, wehrlose Vögel zu tödten! Seht, wie das arme Thier um die Sterbende kreist ... gewiß war es ein Pärchen,

und sie haben einander lieb gehabt. Ich möchte gleich meine Flinte zerschlagen aus Zorn über mich selbst! Zu solcher Lustbarkeit soll mich keiner mehr bereden — —

Claudius Wagen wollte lächelnd anworten, aber er sah wohl, daß ein ernsthaftes Gefühl den Freund erschütte, und schwieg deshalb. Lautlos wandelten die Waidmänner, am Gestade entlang, bis zur Westseite der Düne. Die Zeit des Badens war bereits vorüber, kein lebendes Wesen bemerkte man, nur im Pavillon tönten Stimmen. Die Badekarren standen verschlossen; gelbe Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Lande und auf der See. Unsere drei Jäger bestiegen die Zölle; es war schon Nachmittag, als sie Helgoland erreichten, und Waldegg ging mit den Andern in's Oberland. Der Maler nahm Abschied, er wollte Eliza aufsuchen; Erich hatte tüchtigen Hunger, und Waldegg bog um Rickmers' Gartenzaun. Sein Auge schien einen heißersehnten Gegenstand zu finden, es blieb auf Tütje ruhn, die still in der Schattenecke beim Hause saß. Sie las Tegnér's Frithiofssaga, welche ihr Max am Tage zuvor gebracht hatte, und das Mädchen war ganz versunken in dies prächtige, meerdurchrauschte Gedicht. Waldegg trat grüßend ein und setzte sich zu ihr auf die Bank. Tütje dankte ihm für die frohen Stunden, die ihr das Buch bereitet; ein weiteres Gespräch entwickelte sich, und die junge Insulanerin drückte ihre Sehnsucht nach fernen Ländern aus:

— Sie sind beneidenswerth, Herr von Waldegg! fuhr sie fort. Sie haben ein so großes prachtvolles Stück unsres Welttheils gesehn. Als Sie neulich von Italien sprachen, wehte mich duftiger Südhauch aus Ihren Wor-

ten an. Ich bitte, erzählen Sie mir noch oft von dem glühenden Zauberlande!

— Wie gern ich auch Ihren Wunsch erfüllen möchte, liebe Therese . . .

— Warum nennen Sie mich Therese? Es ist zwar mein Name, aber er klingt mir so fremd, weil man mich von Kindheit Tütje gerufen hat, daß ich immer meine, er gehöre mir gar nicht. — Warum nennen Sie mich nicht auch Tütje?

— O, ich liebe diesen Namen, ich finde ihn wunderbar schön, und er tönt in mein Ohr wie der Gesang einer tropischen Nachtigall. Aber hatte ich denn ein Recht auf die landübliche Abkürzung? Ich bin ja ein Fremder hier, und fürchtete, Sie könnten es übel nehmen, wollte ich Sie bei dem süßen, traulichen Namen nennen.

— Nein, sicher nicht, und Sie sind uns auch kein Fremder mehr!

— Also, liebes Tütje . . . wovon sprachen wir denn vorhin?

— Sie wollten mir von Italien erzählen.

— Erlassen Sie mir das, Tütje! Ich wüßte ja doch nichts mitzutheilen, was Sie nicht schon in hundert Büchern gelesen hätten. Ein einziges Bild aus dem Süden war mein eigen, aber kaum erkenne ich seine sonst so feurigen Farben noch . . . es will verschwimmen und verlöschen.

— Wie hieß das holde Bild?

— Costanza.

— Ein Mädchen?

— Ja! Wo der Golf von Salerno sich tiefblau an

die köstlichen Orangen- und Palmenufer schmiegt, dort habe ich sie gesehn, habe mit ihr unter demselben Dache gewohnt. In ihren großen herrlichen Augen glühte eine herrliche Seele, und diese Seele hing an mir, dem Fremden, mit ungestümer Liebe. Ein italienisches Fieber erfaßte mich, ich war dem Tode nah. Da saß das Mädchen vor meinem Bett bei Tag und Nacht, und labte meine brennende Lippe mit dem Saft kühler Orangen. Endlich ward ich gesund; sie erheiterte mein Gemüth durch lachenden Scherz, und als ich hinweg mußte — — doch, wozu das noch einmal durchleben? Es ist ja vorbei! Ein ruheloser Ahasver, folgte der Schmerz mir überall ... bis auf dies abgelegene Eiland. Hier erst schloß er das fieberhafte Auge, er entschlummerte, und ich denke nun an Costanza, wie man einer ewig theuern Todten gedenkt.

Es trat eine lange Pause ein. Tütje sah stumm vor sich hin, und Mar schien ihre schnellen, stürmischen Athemzüge zu belauschen. Am Ende faßte sie sich und sprach mit mildem Ton:

— Costanza war wohl recht lieb und schön?

— Fast so lieb und schön, wie Sie, Tütje.

— Haben Sie keine Hoffnung, das Mädchen jemals wiederzusehn?

— Keine! Aber einen herzlichen Abschiedsgruß möchte ich hinsenden zu ihr. Die Wogen der Nordsee rollen ja in's atlantische Meer, und rauschen von dort, an Afrika's Spitze vorbei, bis zu den Gestaden Salerno's. Vielleicht nehmen sie die Botschaft mit, und bringen sie zu Costanza, wenn sie eben unter den Fächerpalmen am Ufer steht.

— Ach, der Gedanke ist fromm und hübsch! Er muß

ausgeführt werden, und gern will ich dabei helfen, so gut ich kann.

— Ja, aber wie machen wir's?

— Wir werfen von der Südspitze einen Kranz in's Meer, und bitten die Wogen, ihn abzuliefern am rechten Ort. Ich habe im Garten noch späte Rosen und Nelken, Lavendel und Buchsbaum genug — die sollen wohl ein frisches, duftiges Gewinde geben.

Tütje zog ihre Scheere hervor und ließ sie ohne Erbarmen unter Grün und Blumen walten. Dann nahm sie einen Faden, Max mußte ihr die Blumen reichen, und nach kurzer Zeit lag auf ihrem Schooß der vollendete Kranz. Nun trugen ihn die Beiden zur Südspitze hin, und kümmerten sich kaum um die Gruppen rückkehrender Badegäste, welche ihnen begegneten. Der Tag neigte sich, die Sonne verlosch in den Fluthen; aus Osten kam des Mondes silberne Sichel, und im Süden sprühte eine ferne Gewitterwolke feuerfarbne Strahlen. Tütje und Max traten dicht an den Felsenabhang und warfen das Gewinde in's Meer.

— Grüße die Costanza herzlich! rief Max voll milder Wehmuth.

— Von mir auch! fügte Tütje hinzu.

Da die Ebbe schon begonnen hatte, so wurde der Kranz von den abströmenden Wellen ergriffen und fortgezogen. Die Liebenden verfolgten das kleine Blumenschiff mit unverwandtem Auge, und so entging es ihnen, daß sie beobachtet waren. Paw Michels stand hinter dem alten Pulverschuppen, sein düsterer Blick durchbohrte das Paar, und wilder Zorn zuckte über sein Angesicht. Nun

entſchwand der Kranz im abendlichen Meeresduft, Max ergriff dankbar die Hand der Gefährtin und legte ſie ſich an's Herz. Willenlos neigte Tütje das Haupt zu ihm — da küßte er ihre Stirn mit zärtlichem Kuſſe. Pay ballte zitternd die Fauſt und drohte den Glücklichen nach, als dieſelben ſich zur Heimkehr wendeten.

Das Gewitter war in der Nacht zum Ausbruch gekommen; am andern Morgen verhüllten graue Wolken den Horizont und emſiger Regen ſtürzte herab. Wenn es aber auf Helgoland erſt einmal regnet, dann pflegt es ſobald nicht wieder aufzuhören. Dazu blies der Wind aus Südweſt, und das iſt ein ſichrer Regenbringer, weshalb auch die breitgeſchirmten, waſſerdichten Seekappen „Südweſter" heißen. Vom Ausgehen konnte wenig die Rede ſein, und da Marieliſe ſich eine Verletzung am Fuße zugezogen, ſo kam von Rickmers' Familie ohnedies niemand in den Salon. Das trübe Wetter machte recht bemerkbar, wie lang die Abende ſchon geworden, und nun verſammelte ſich gewöhnlich zur Dämmerſtunde ein kleiner Kreis von Gäſten in der Wohnung des Signalmeiſters. Der Profeſſor, Max von Waldegg und Claudius mit ſeiner Braut fehlten faſt nie. Die Geſpräche waren mannigfaltiger Art, doch ſchlugen ſie oft unverſehens in den politiſchen Ton hinüber. So geſchah es auch heute wieder; Max hatte von den Abenteuern ſeiner Flucht erzählt, und der Profeſſor ſagte:

— Was haben Sie nun von Ihrem unruhigen Treiben? Wäre es nicht beſſer geweſen, Sie hätten die Fachſtudien ernſthaft verfolgt, und ſäßen friedlich daheim, als ein Mann in Amt und Würden.

— Wer kann gegen ſeine Natur! erwiederte Waldegg lachend. Zu einem Beamten nach der beſtehenden Form tauge ich ſchlecht. Man hat ja nur die Wahl, ob man caſſirt werden, oder einen Orden bekommen will, und beides iſt nicht nach meinem Geſchmack.

— Ihr jungen Himmelsſtürmer mögt es ganz gut meinen — ſchaltete der Profeſſor ein — aber Ihr wißt nicht, was Ihr wollt.

— Das wiſſen wir wohl, Profeſſorchen! rief Max. Wir wollen Freiheit und Recht!

— Freiheit? fuhr Schackius bedenklich fort. Das iſt ein ſchönklingendes Wort, doch darunter ſteckt geiſtiger Schwindel und unklarer Begriff. Alles Beſtehende ſoll aufgelöſt werden, die Negation iſt Eure Lebensluft. Aber was für Poſitives denkt Ihr an deſſen Stelle zu ſetzen?

— Poſitives... Poſitives! grollte der Jüngling. Ja, wenn die Männer der Stabilität dieſen Unkenruf ertönen laſſen, dann wird mir ganz unheimlich zu Sinn. Im faulen Sumpf des Staates und der Kirche ſitzen ſie, und ſchreien immerfort: Poſitives! Wir negiren nichts, als etliche abgeſchmackte Dinge, an die ohnehin kein vernünftiger Menſch mehr glaubt. Dagegen glauben wir an Gott und Freiheit, an Liebe, Treue und Vaterland, an Licht und Recht und Wahrheit. Ihr aber ſeid die Sandbank des Zeitenſtroms; Ihr verneint Alles, weil Ihr den Fortſchritt verneint. Sagt uns doch, was negiren wir denn, außer der Unfreiheit, welche Geiſt und Kraft der Völker in Banden hält? Ja, Freiheit, Freiheit fordern wir, und wenn wir ſie nur erſt haben — ſie wird ſich dann ſchon ſelbſt die beſte Form zu finden wiſſen.

Waldegg hatte dieſe Worte laut und eifrig geſprochen, aber plötzlich fiel ſein Blick auf Tünje, die neben Erich ſtill am Fenſter ſtand. Da beſänftigte er ſich ſogleich und ſagte mit freundlichem Ton:

— Verzeihen Sie nur! Unſer Streit langweilt Sie gewiß.

— O nein! erwiederte das Mädchen. Zwar muß ich ſcharf aufmerken, um auch nur einen Schatten von dem zu begreifen, was Sie ſo tief und innerlich bewegt. Es iſt mir dabei, als wenn ich von fernen Gegenden leſe, wo es feuerſpeiende Berge, dunkelfarbige Menſchen, ſeltſam geſtaltete Thiere und Pflanzen giebt. Recht vorſtellen kann man ſich das freilich nicht, doch die Phantaſie hat ungehinderten Spielraum. Auch die Verhältniſſe, von denen Sie ſprechen, ſind mir fremd, und dennoch lauſche ich Ihren Worten gern. Ich habe dabei daſſelbe Gefühl, wie bei der Schilderung ſolcher weit entlegnen Tropengegend.

Max betrachtete das holde, kluge Kind mit liebeglühenden Augen; er ſchien etwas ſagen zu wollen, allein Profeſſor Schackius knüpfte den abgeriſſenen Faden der Unterhaltung von neuem an.

— Nun, was helfen alle ſublimen Phraſen! meinte er kopfſchüttelnd. Wer einen Weg verfolgt, muß, wenn er kein Don Quixote iſt, ſich ſeines Zieles bewußt ſein. Und deshalb wiederhole ich meine Frage: ob Ihr Euch darüber klar ſeid, wie die Völker jene vielbelobte Freiheit benutzen werden, die Ihr ihnen ſchaffen wollt?

— Mit Vergunſt, Herr Profeſſor! nahm Jasper das Wort. Da denke ich juſt eben ſo, wie der Herr von Wal-

degg. Und es wird wohl auch nicht ganz unrecht sein, wie ich Ihnen durch ein Beispiel beweisen will. Wenn wir beim Sturmwind ein Schiff auf der See gewahren, welches Masten und Anker verloren hat, dürfen wir Lootsen dann erst eine Commüne ausschreiben, um Rath zu halten, ob es auch gut sein mag, daß wir die Mannschaft retten? Vielleicht haben diese Menschen bereits ihr ganzes Eigenthum eingebüßt, vielleicht sind sie unglückliche oder böse Leute, die von dem wiedergewonnenen Leben einen ganz schlechten Gebrauch machen. — Das ist unsere Sache nicht! Wir müssen ohne Besinnen in's Boot, und müssen, mit eigner Gefahr, die Schiffbrüchigen an's Land zu bringen suchen. Wir haben die Pflicht, ihr Leben zu retten: wie es ihnen dann frommen wird, das hängt von Gottes Bestimmung ab . . . und mit der Freiheit, scheint mir, ist es dasselbe Ding.

— Das nenn' ich brav und verständig sprechen, Herr Rickners! rief Mar voll Freude. Ich wünschte nur, daß unsre dummen Gelehrten in Deutschland hören könnten, wie der Mann eines freien Volkes über solche Angelegenheiten denkt.

— Ja, frei sind wir wohl! begann der Signalmeister wieder. Wir besitzen unser uraltes heiliges Recht von den Vätern her, und danach regieren wir uns selber; wir brauchen nicht Soldaten zu werden, und Abgaben zahlen wir an niemand, die Govern örs-Schnepfe ausgenommen. Die erste Schnepfe nämlich, welche jedes Jahr gefangen wird, gehört dem Herrn Govern ör. Aber es ist doch auch nicht ganz, wie es sollte, denn wir haben nichts Schriftliches — —

— Ohne Sorgen! unterbrach ihn Claudius. England hat den politischen Werth dieser Insel erkannt; eine finanzielle Wichtigkeit legt es indeß nicht darauf. Deshalb behandelt man sie als Colonie, kümmert sich wenig um das hiesige Treiben, und fordert keine Steuern, sondern giebt mit vollen Händen, wo es irgend vonnöthen ist.

— Ja, jetzt! fuhr Rickmers fort. Aber vorsorgliche Leute müssen immer an die Zukunft denken. Wir hatten bisher Glück mit unsern Governörs. Sir Hamilton's Andenken segnet das ganze Land, und Sir King ist gewiß ein so kreuzbraver Mann, als jemals Einer ein hölzernes Bein getragen hat. Doch wenn sich das Blatt nun wendet? Wenn wir einen bösen, untauglichen Statthalter bekommen, und wir haben nichts Schriftliches aufzuweisen ... wie dann? — Wie es sich aber mit den Governörs verhält, so verhält es sich auch mit den Königen. Das ist meine Meinung!

Waldegg konnte sich nicht länger bezwingen; er drückte den wackern Helgolander stürmisch an die Brust, und das Gespräch wäre gewiß noch eifrig fortgeführt worden, hätte die Thurmuhr nicht zehn geschlagen. Da sagten die Gäste den Wirthsleuten „gute Nacht", wünschten der Frau Rickmers eine baldige Genesung, und begaben sich nach Haus.

Das finstere Regenwetter dauerte fort und der Wind blies immer eisiger. Es hatte kaum den Anschein, als würde der Herbst in diesem Jahre noch ein freundliches Sonnengesicht zeigen, denn der October war vor der Thür. Das Ueberfahren nach der Düne mußte häufig ausgesetzt werden, weil die See allzuhoch ging, und die letzten Ba-

degäste entschlossen sich deshalb zur Heimkehr. Professor Schacklus wollte zwar bis zu Ende seiner Ferien auf der Insel bleiben, doch eines Tages verkündigte ein Anschlag am Conversationshause: das Postschiff werde morgen seine Schlußfahrt unternehmen. Nun mußte sich unser Philologe reisefertig machen, und wir finden in seinem Zimmer Max und Claudius, die ihm behülflich sind, das Felleisen zu packen. Waldegg, der den Jugendlehrer, trotz aller Meinungsverschiedenheit, recht innig liebte, sah ihn ungern scheiden, und Claudius begann, während er ein Packet Bücher zusammenschnürte:

— Es ist ärgerlich, daß Sie schon fort sollen, Professor! Dachte ich doch, Sie würden meine Hochzeit mitfeiern helfen.

— Ich hätte mir gewiß ein Vergnügen daraus gemacht, aber gegen den Strom kann man nicht schwimmen, und durch die Nordsee gar nicht. Weiß Gott, ich steige bei dem Heidenwetter mit schwerem Herzen in's Schiff ... das Gefühl der Seekrankheit prickelt mir bereits durch alle Nerven. — Wann denken Sie denn in den heiligen Stand der Ehe einzutreten, bester Herr Wagen?

— Lieber heut, als morgen! lachte der Maler. Capitain Cowley, mein zukünftiger Schwiegervater, hält noch immer mit der Einwilligung zurück, aber ich habe ihn auf gutem Wege, und wenn er ja sagt, so ist in vierzehn Tagen Hochzeit.

— Nun, bei mir soll's auch nicht mehr lange dauern! sprach Max, fast unwillkürlich.

— Wen wollen Sie denn heirathen, Verehrtester?

fragte der Profeſſor, in deſſen Mienen ſich die äußerſte Verwunderung ausdrückte.

— Wen anders, als Tütje Rickmers, dies wunderbare, herzige Kind. Ich dächte doch, Profeſſorchen, wer nicht auf beiden Augen ſtaarblind iſt, müßte bemerken, daß wir uns lieb haben.

— Es hat mich auch beinahe ſo bedünken wollen, allein ich wagte nicht, daran zu glauben. Haben Sie denn wohl überlegt, Herr von Waldegg ... Ihr Stand ... Ihre Frau Mutter ...

— Mein Stand! Giebt es eine höhere Würde, als jene, welche Gott mit leuchtender Schrift in Tütje's ſeelenvolles Auge, auf ihre reine, edle Stirn geſchrieben hat? — Und meine Mutter!.. Profeſſor, verläumden Sie mir meine treffliche Mutter nicht! Sie würde eine Fürſtentochter, die ich ihr zuführte, von ſich ſtoßen, ſobald ein Makel an ihr haftete, und ſie wird Tütje mit offnen Armen empfangen.

— Ohne Zweifel! Aber ...

— Laſſen Sie die blaſſen „Aber" weg, bis Sie wieder auf deutſchem Katheder ſtehn. Genug, wenn Sie noch vier Wochen bleiben, können Sie auch bei mir Trauzeuge ſein. Meiner Mutter habe ich bereits geſchrieben; ich kenne ſie und ſie kennt mich ... die ſeltne Frau ſagt ſicher nicht nein. Nach dem grünen Thüringen, in's Haus meiner Väter, darf ich Tütje freilich nicht bringen — man fahndet ja auf mich. Doch wenn man mir auch all mein Beſitzthum nähme, ich bliebe dann hier, würde ein Lootſe und lebte glücklich an der Seite des angebeteten Weibes.

Schackius erlaubte ſich keinen Widerſpruch mehr, da

er den Ernſt und die Beharrlichkeit ſeines vormaligen Zöglings hinreichend kannte. Am andern Morgen nahm er Abſchied von Freunden und Hausgenoſſen, die ihn ſämmtlich mit Bedauern entließen. Schon bei der Einſchiffung fühlte er ſich übel; er machte ſich ein bequemes Lager zurecht, um die unvermeidliche Seekrankheit mit Muße erwarten zu können, und als das Schiff die Anker lichtete, legte er ſich ergebungsvoll nieder.

Kurz darauf kam der Maler in freudiger Haſt zu Waldegg, und verkündete ihm, daß er Cowley's Jawort erhalten habe. Einige Wochen ſpäter wurde Claudius mit Eliza getraut, die Hochzeit fand im Converſationshauſe ſtatt, und nach Tiſche gab es mannigfache, muntre Ueberraſchungen. Max hatte dieſelben veranſtaltet, um dadurch den Polterabend zu erſetzen, der hier nicht üblich iſt, und was konnte er dem Maler wohl Anſprechenderes vorführen, als lebende Bilder. Die guten Inſulaner waren von den hübſchen Schauſtellungen innerlich ergötzt; Claudius ſaß mit ſeiner blühend reizenden Eliza in der vorderſten Reihe, und auch ſie gaben bei jedem neuen Gemälde ihren lauten Beifall kund. Zum Schlußſtück war Jordan's „Heirathsantrag auf Helgoland" erwählt worden; die Gruppe ſollte hernach Bewegung gewinnen, um in heitern Verſen, von Waldegg gedichtet, dem jungen Paar einen Glückwunſch darzubringen.

Das Ganze war wohlbeſetzt und wohlgeübt. Tütje Nickmers gab die roſig verſchämte Helgolanderin, und übertraf an Friſche und Anmuth die Geſtalt des Bildes weit. Den ſelbſtgefälligen Burſchen, im blauen Kittel und weißer Zipfelmütze, hatte Max übernommen, aber Herr

Laaſſen, Schullehrer auf Helgoland, wußte den Alten faſt mit Porträtähnlichkeit wiederzugeben. Schon ſtanden die Erſtgenannten, vollſtändig koſtümirt, hinter der ſpaniſchen Wand, die dem kleinen Theater als Vorhang diente; ſie harrten des Herrn Präceptors, welcher zuvor in einer andern Maske aufgetreten war, und nun ſeine Umwandlung bewerkſtelligte. Es herrſchte eine Pauſe der Verlegenheit; Tütje zupfte an ihrem Nöodukl, und Waldegg ſchien wunderbar beklommen, während er ſich mit der Geliebten vor ſo vielen Leuten befand, ohne daß man ſie beide ſehen konnte. Flammend ruhte ſein Blick auf dem unvergleichlich ſchönen Mädchen, er trat näher zu ihr heran, und ſprach mit einem gewiſſen träumeriſchen Ausdruck, wie wenn er ſeiner Worte nicht völlig Herr wäre:

— Tütje, wir ſpielen heut ein ſeltſames Spiel! Wenn ich dies helgolandiſche Kleid benutzte ... wenn ich Sie fragte, ob Sie mir angehören wollen für's ganze Leben, würden Sie mich nicht zurückweiſen, den Verbannten, den heimathloſen Flüchtling?

Das Mädchen erhob die Wimpern und ſchaute den Sprecher mit ihren großen blauen Augen ſchmerzlich bittend an. Max verharrte eine Weile ſchweigend, dann fuhr er muthiger und glühender fort:

— Sie antworten mir nicht! O Tütje, Du geliebtes Herz, gieb mir doch Antwort! Sage, willſt Du mein Weib werden — mein treues, herrliches Weib?

Da fuhr Tütje mit frohem Erſchrecken wie aus einem Traume empor, ſie ſah dem Jüngling lange und zärtlich in's Geſicht, und fragte dann zitternd.

— Treiben Sie auch keinen grauſamen Scherz mit mir?

— Wie kannſt Du nur ſo fragen, meine Seele!... Sieh, mir iſt ſo heilig ernſt in dieſer Stunde, wie mir noch nie geweſen! Mein ganzes Lebensglück hängt von Deiner Entſcheidung ab.

Es rollten ein paar große Thränen über Tütje's Wangen, und ſie ſprach, vor Wonne und Demuth zuſammenſchauernd:

— Iſt es denn möglich?.. Was ich in den einſamſten Stunden kaum zu träumen wagte, ſoll Wahrheit werden? O Max, ich liebe Sie unendlich, unausſprechlich! Aber Ihr Weib zu ſein, bin ich nicht werth ... wie kann Ihnen, dem hochgebildeten Manne, die arme, unerfahrne Inſulanerin genügen — —

— Alſo Du liebſt mich? Du liebſt mich wirklich, meine einzige Tütje? flüſterte er, indem er ſie feſt und innig in die Arme ſchloß.

— Für's ganze Leben ... über's Leben hinaus ... ewig, ewig! ſagte das Mädchen, leiſe ſchluchzend, und verbarg ihr weinendes Antlitz an ſeiner Bruſt.

So ſtanden ſie einen Moment in ſeliger Selbſtvergeſſenheit, bis ein unterdrücktes Murren und Lachen ſie aufſtörte. Pay Michels hatte die Beiden belauſcht; eine finſtere Rachelust ſtachelte ihn bei dem koſenden Zwiegeſpräch. Als Tütje in Waldegg's Arme ſank, zog er geräuſchlos den Schirm zurück, und den verſammelten Gäſten zeigte ſich plötzlich das umſchlungene Paar.

Der Lehrer kam nun an, die Scene wurde wieder geſchloſſen, und man ordnete ſich zum Bilde, doch die Aufführung mißlang, denn ſowohl Tütje als Max befanden ſich in einem Zuſtand drückender Befangenheit. Der letztere

mußte gleich nach dem Schluſſe in die freie Luft, er ertrug es nicht länger im dunſtigen Saal. Draußen flog ein kühler Wind vom Meere herüber, die Sterne funkelten hell, und Waldegg ſetzte ſich auf eine Bank. Das Vergangene zog ſchattenſpielartig an ihm vorbei, die Zukunft lag in ſichern Umriſſen vor ſeinem Geiſt, und eine Fülle von Glück durchſtrömte ihn, denn er war ja der Liebe ſeines Mädchens gewiß. Nur die allzufrühe Kundwerdung berührte ihn unangenehm, weil Tütje ohne Zweifel darunter leiden mußte, aber dieſer Knoten konnte durch Entſchloſſenheit bald gelöſt werden, und Mar war mit ſich einig, gleich am nächſten Morgen bei Rickmers um die Tochter anzuhalten.

Da ſah er durch die Dunkelheit den Signalmeiſter herannahen und dicht vor ihm ſtehen bleiben. Waldegg machte eine Bewegung, doch Jener rief mit hartem, unfreundlichem Ton:

— Bleiben Sie ſitzen, und hören Sie, was ich Ihnen ſagen werde. Es ſind nur wenig Worte. Sie haben ſich in mein Haus eingeſchmeichelt und haben meinem Kinde einen Fleck angehängt — Sie müſſen Tütje zum Weib nehmen.

— Ich wollte — begann Mar, von der barſchen Weiſe des Alten gekränkt — ich wollte morgen früh zu Ihnen kommen und freiwillig um die Hand Ihrer Tochter werben.

— Freiwillig oder nicht! Sie müſſen! ſagte Rickmers erbittert. Für die Ehre dank' ich, darum iſt mir's nicht zu thun. Ihre Voreltern ſind Ritter geweſen, die unſern waren ehrliche Fiſchersleute. Doch genug ... Sie haben keinen freien Willen mehr ... Sie müſſen!

— Ich möchte doch sehn, wer mich zwingen kann! fuhr Waldegg auf. Aus eignem Antrieb will ich Tütje, die ich liebe und anbete, als Weib heimführen, aber auf fremdes Geheiß ... nimmermehr!

— Ei, Sie sind ja sonst ein Freund von den Rechten des Volkes, Herr von Waldegg! — Nun, das ist unser altes helgolander Recht! Wer das Herz eines Famels bethört, der muß sie heirathen, und kein Schiffer bringt Sie vom Lande weg, ehe Sie nicht mit Tütje am Altar gestanden haben. Hinterher können Sie thun, was Ihnen gefällt! Nach vornehmer Sippschaft gelüstet mich nicht, und in's fremde Land geb' ich die Tütje niemals — aber heirathen müssen sie das Famel, und wenn Sie zehnmal der Herr von Waldegg sind!

— Zwang und Hohn ... das ertrag' ich nicht! rief Mar, im Innersten empört. Der heiligste Schritt meines Lebens darf kein Werk der Unfreiheit sein. Ich werde mich dagegen sträuben mit aller Macht, und wenn ich selbst mein höchstes Glück zerbrechen sollte. Noch morgen verlasse ich Helgoland!

— Dazu gehört ein Schiff und ein Steuermann, oder Sie müßten durch die Nordsee schwimmen wollen. Glückliche Reise!

Rickmers drehte sich kurz um und ging nach Haus. Tütje war schon vor ihm heimgekehrt, sie hatte der Mutter, die durch Schmerzen am Fuße von der Hochzeit zurückgehalten worden, den ganzen Vorfall treulich erzählt. Marielise beruhigte das arme Kind, doch als nun der Vater eintrat, sah Tütje wohl, welch ein dunkles Gewit-

ter auf seiner Stirne lagerte, und zitternd wünschte sie den Eltern gute Nacht. Kaum war sie zur Thür hinaus, da brach das Wetter los; in solchem Zorn hatte Marielise den Jasper während ihres ganzen Ehestandes nicht erblickt. Sie mußte ihm schweigend zuhören, denn wollte sie ein Wort erwiedern, so hieß das Oel in's Feuer gießen. Mit heftiger Stimme berichtete er seiner Frau die Unterredung zwischen ihm und Waldegg; Tütje, deren Schlafgemach nur durch eine Bretterwand vom Wohnzimmer getrennt war, vernahm jede Sylbe, und sah die goldnen Traumschlösser ihres liebeglühenden Herzens nebelgleich zerfließen. Sie kannte ihren Mar, sie kannte dessen stürmischen Freiheitsdrang viel zu gut, als daß sie glauben konnte, er würde sich dem herrischen Machtspruch beugen, und, in Thränen aufgelöst, durchwachte sie die traurige Nacht.

Auch Waldegg lag wie auf brennenden Kohlen; sein fieberhaftes Auge starrte unzählig oft nach dem Fenster, ob der Morgen noch immer nicht dämmern wollte, und er ließ die Uhr alle zehn Minuten repetiren. Krankhaft war der Zustand, in dem er sich befand; ein tiefes Schmerzgefühl preßte ihm die Brust zusammen. Von Tütje, von der Heißgeliebten sollte er fliehn, deren Besitz ihm stets als das Herrlichste vorgeschwebt, und doch durfte er, um ihrer selbst willen, sie sich nicht gewaltsam aufdringen lassen. Durch freie Wahl nur mußte sie die Seine werden. — Endlich wurd' es Tag; Mar war schon angekleidet, eh' die Sonne noch schien. Er ging zu dem Häuschen bei der Treppe, worin Jan Nickels, sein wohlgeübter Bootsmann, wohnte, klopfte ihn heraus, und gab ihm den Auftrag, die Schlupe zu rüsten.

— Die Schlupe? fragte Nickels verwundert. Iſt's nicht an der Jölle genug?

— Nein! Wir fahren heut' weiter, als ſonſt.

— So! Wo denn hin?

— Nach Wangeroog, oder nach Huſum ... wie uns der Wind am beſten paßt.

Der Helgolander packte ſich einiges Schiffsgeräth auf, und begab ſich langſam nach dem Strande, wo ſeine Schlupe lag. Während er dort mancherlei zuſammentrug, trat ein andrer Lootſe heran, und fragte ihn:

— Uaarhen [1]), Nickels?

— Na Huſum.

— Med welk [2])?

Jan deutete nach Waldegg hinüber, da bog ſich der Andre zu ihm, und ſagte ihm einige Worte in's Ohr. Mit erſtaunter Miene horchte Nickels, rückte ſich dann ſchalkhaft die Kappe zurecht, und kam zu Mar.

— Nehmen Sie's nicht für ungut, lieber Herr! ſagte er. Mit dem Wegfahren kann's unmöglich ſein ... denn was Einer eingebrockt hat, muß er auch auseſſen. Es gilt einmal ſo als altes Herkommen bei uns, und die Tütje Nickmers iſt gewiß ein ſauberes Famel!

Mar wollte aufbrauſen, aber er ſah wohl, welch ein übelgewähltes Mittel das ſein würde, drum bezwang er ſich, und bot dem Lootſen zehnfaches Fährgeld. Nickels machte ein Geſicht wie ein Hungriger, der würzige Gerichte ſieht, von denen er nicht koſten darf, und blieb ſtandhaft. Endlich verlor Waldegg die Geduld; er wendete

1) Wohin. 2) Mit wem.

sich an andre Steuerleute, aber alle schüttelten ablehnend den Kopf. Den ärmsten Helgolandern bot er Summen für die Ueberfahrt, daß sie sich Haus und Hof dafür hätten kaufen können, und dennoch gelang es ihm nicht, auch nur Einen zu bestechen. Claudius mußte wohl von den Fluchtversuchen des Freundes gehört haben, denn er suchte diesen überall, und als er ihn traf, konnte er den Erregten nur mit Mühe dahin bringen, ihm Rede zu stehn.

— Deine erhitzte Phantasie wird Dir einen bösen Streich spielen, Max — sagte der Maler — wenn Du der Vernunft und Freundschaft Dein Ohr verschließest. Ich weiß, Du liebst Tütje von ganzer Seele, Du sehnst Dich nach ihrem Besitz, und doch willst Du fort, willst mit eigner Hand Dein nahes Glück zertrümmern. Besinne Dich, trinke kaltes Wasser, und handle wie ein vernünftiger Mensch!

— Spare die Ermahnungen, Claudius! rief Max mit glühendem Angesicht. Ja, ich liebe Tütje, ich bete sie an — aber auf solche Weise darf sie nicht die Meine werden. Die schönste Errungenschaft meines Lebens würde mir der Gedanke verbittern, daß sie mir unfreiwillig aufgenöthigt worden. Darum lasse mich, Claudius, und — lebe wohl!

Er stürmte hinweg. Der Maler sah nun, daß jedes Ankämpfen wider des Freundes tolle Stimmung vergeblich sei, und er kam betrübt zu seiner Eliza heim, denn aus Marens Zustand konnte nur Unheil erwachsen. Der letztere hatte unterdeß einen neuen Plan entworfen; er suchte Pay Michels auf, und war überzeugt, der Bursch würde ihn gewiß gern von Helgoland fortschaffen. Zu seinem Erstaunen schlug aber auch diese Hoffnung fehl. Voll

Hohn und Trotz stand Pay vor ihm, er weidete sich mit Wollust an der Qual des Nebenbuhlers, und erst nach langem Hin- und Hersprechen wies er den Antrag Waldegg's barsch und stolz zurück.

Jetzt war Maren's Kraft gebrochen; schwerathmend schlich er nach Haus, und bemerkte weder seinen Wirth, noch dessen schmuckes Weib, die ihn im Flure grüßten. Er warf sich müde auf das Bett, einem Gefangenen ähnlich, der den Versuch gemacht hat, aus seinem Kerker zu entfliehn, der dabei aber entdeckt und nur noch fester angeschmiedet worden. Ja, wie ein enger, unheimlicher Kerker erschien ihm dieselbe Insel, die er noch gestern so wunderbar schön gefunden, und die braven Lootsen kamen ihm wie entmenschte Kerkermeister vor. Nur zuweilen tauchte Tütje's Engelsbild aus den wüsten Träumen empor; sie sah ihn flehend mit den milden blauen Augen an, und unsäglicher Jammer wollte ihm das Herz zerbrechen. Dann erwachten wohl bessere Entschlüsse in ihm, doch schnell gingen sie wieder im Strudel seiner Sinnverwirrung unter, und er ächzte wie ein Rasender: „Freiheit! Freiheit!"

Pay Michels mochte erzählt haben, daß Waldegg sich auch an ihn gewendet und daß er ihn schnöde abgewiesen. Das Gerücht hiervon durchzog die Gassen Helgolands und kam auch zu Tütje's Ohr. Wer mag die Schmerzen schildern, die seit gestern an der Seele des trefflichen Mädchens genagt hatten? Wer mag die Thränen zählen, welche über ihre blasse Wange gerollt waren? Ihr Vater, sonst immer sanft und freundlich gegen sie, blickte unzufrieden auf ihre verweinten Augen, und Marielise mußte

warten, bis er aus der Stube gegangen, ehe sie dem gemarterten Kinde Trost zusprechen durfte. So zogen die Stunden bang und schwer vorüber, und als Tütje vernahm, welches Verlangen Max an Pay Michels gestellt, da regte sich ein furchtbarer Argwohn in ihr. Vielleicht hatte Waldegg mit ihrer heißen, ewigen Liebe nur Scherz getrieben, vielleicht hatte er nur Zerstreuung auf der einsamen Insel in ihren Armen gesucht. Ja, dieser Gedanke wallte, gleich einer schwarzen Wetterwolke, durch des Mädchens Brust, aber er entfloh gar eilig wieder, und die Sonne des Vertrauens brach dann um so leuchtender hervor. Mit grenzenloser, ganz hingebender Zärtlichkeit dachte sie des Geliebten, und wenn sie ihn auch nicht verstehen konnte, wollte sie doch alles aufbieten, ihn aus einer Lage zu befreien, die ihm peinigend war.

Als das abendliche Gold der Herbstsonne Meer und Felsen, Häuser und Zäune überschüttete, ging sie die Straße entlang, bis zu dem Hause, in welchem Pay Michels wohnte. Sie sah den Burschen im Hofe stehn, wo er sich damit beschäftigte, platte Steine an Hummernetze anzubinden.

— Guten Abend, Pay! rief sie. Pay flog empor, vom schmerzlichen Ton ihrer süßen Stimme erschreckt, und trat an den Zaun. Das Mädchen fuhr schüchtern fort: Willst Du mir wohl einen rechten Gefallen thun?

— O ja, Tütje! Was soll's denn sein?

— Nimm doch Dein Boot, und segle mit dem fremden Herrn nach dem Festland hinüber.

Pay stand regungslos; er wußte nicht, ob er recht gehört habe, und nachdem er Tütje lange angestarrt, fragte er sie:

— Haſt Du ihn denn nicht mehr lieb?

— Nein! antwortete ſie haſtig, wie ſchwer ihr die Lüge auch wurde.

— Das wäre freilich was anders! murmelte der Burſch, aber ſchnell beſann er ſich und fügte hinzu: Ja, wenn Du ihn auch nicht mehr lieb haſt, das hilft nicht ... heirathen mußt Du ihn nun doch!

Bei dieſer Antwort blieb er unerſchütterlich, damit ſchlug er alle Bitten des Mädchens nieder. Tütje mußte am Ende einſehen, daß ihre Ueberredungskunſt vergebens aufgewendet ſei, und ſie kehrte traurig in's Haus der Eltern zurück.

Es wurde finſter, und Mar lag noch immer wie ein Halbtodter auf dem Bett. Der Wind warf die Wogen dröhnend an's Geſtade, und jeder Schlag durchzuckte ſchmerzhaft ſeine Nerven. Plötzlich raffte er ſich empor, er ſchien einen verzweifelten Entſchluß gefaßt zu haben, und trat an's Fenſter. Draußen war alles ſtill, nur die Brandung rauſchte mächtig, und dunkle Wolken jagten am Horizont. Leiſe verließ Waldegg ſeine Wohnung; am Strande machte er eine Jölle flott, beſtieg ſie und ruderte in's Meer hinaus. Der Schifffahrt ganz unkundig, wollte er verſuchen, ſich mit eigner Kraft an eine fremde Küſte zu bringen, und ſelbſt wenn er in den Wellen unterging, ſo dünkte ihn auch das noch wie eine Rettung. Zum Sterben hatte er Muth, aber keinen, ſeine Gefangenſchaft länger zu ertragen. Die Beſitznahme des fremden Boots verurſachte ihm kein Bedenken; er hatte Geld und Werthſachen genug zurückgelaſſen, und wußte wohl, daß der Eigenthümer ſich daraus bezahlt machen würde.

Eine heftige Strömung ergriff das Fahrzeug, sie riß es mit fort, und Waldegg täuschte sich sehr, als er glaubte, die Jölle werde durch seine Macht bewegt. Kaum war er etwas weiter vom Lande ab, so mußte dieses Trugbild schwinden, denn der Fluthenzug trieb ihn nach der Südspitze hin. Ob er auch noch so übermäßig mit den Wogen kämpfte, es war, wie wenn Kinder sich gegen einen gewaltigen Felsblock lehnen, um ihn von der Stelle zu rollen. Immer näher kam das kleine Schiff der schroffen Inselwand, dort mußte es unfehlbar zerschellen, aber Waldegg's Freiheitstrieb besiegte sein Todesgrauen, und er verlor die Fassung nicht. Auf einmal krachten die Planken des Bodens, als ob sie geborsten wären — die Jölle war an verborgene Riffe gerannt. Zwei Minuten später flog sie abermals wider ein Felsengrat, das Boot neigte sich, schlug um, und Max stürzte mit einem kurzen Hülfeschrei in's tosende Meer. Die wilde Brandung schäumte über ihm zusammen; er war spurlos verschwunden.

In einiger Entfernung schwankte, von sichern Ruderschlägen gehalten, eine Schlupe auf der See, und vier Helgolander befanden sich darin. Sie hatten ihre Hummernetze einziehen wollen, und hatten die Jölle bemerkt, welche, ein Spiel der Fluth, auf dem Wasser taumelte. Ein bejahrter Lootse meinte, muthmaßlich werde der Wind sie losgerissen und von der Rhede entführt haben; man beschloß, ihr nachzusteuern, um sie zurückzuholen, und in demselben Augenblicke ließ sich Waldegg's Angstruf vernehmen. Mit doppelter Hast ging es nun nach der Stelle, wo das Unglück geschehen war. Die Wellen hoben den Körper des Jünglings noch einmal empor; Frank Thön-

nies, ein geübter Schwimmer, sprang ohne Zaudern über Bord, und seiner seltnen Kraft gelang es, den Verunglückten zu umfassen. Die Cameraden halfen ihm in's Boot, aber jede Mühe schien umsonst, denn Max war leichenstarr, er gab kein Lebenszeichen mehr. Es wurde ein Schwefelfaden und durch diesen ein Kienbrand angezündet; beim rothen Flackerschein erkannten die Schiffer „den fremden Herrn", der Tütje Rickmers hatte heirathen sollen. Sie ruderten in möglichster Eile dem Lande zu, und brachten den Sterbenden oder Todten nach seiner frühern Wohnung bei Jan Petter Stolt.

Der sonst immer so lustige Wirth machte ein gar betrübtes Gesicht, als man den Gast blaß und kalt in's Haus hereintrug. Er ließ ihn gleich in warme Decken hüllen, und rannte fort, den Doktor und den Maler zu rufen. Beide kamen; es wurden Belebungsversuche angestellt, und Waldegg's Pulse fingen wieder an zu schlagen. Aber nur sein körperliches Leben erwachte, der Geist blieb nachtumhüllt; er lag lange an einem Nervenfieber danieder. Weder ärztliche Hülfe, noch treue Pflege und Sorgfalt mangelten ihm, denn Claudius und Eliza wichen nicht vom Bette des Kranken. Auch Tütje kam zuweilen, und saß wie ein bleiches Himmelsbild neben dem bewußtlosen Geliebten, der im ängstlichen Fiebertraum so oft ihren Namen nannte. Was sie dabei für tiefe, schwere Qualen litt, das verrieth kein Wort ihres Mundes, keine Thräne und kein Seufzer — ihr Schmerz war stumm. Am neunten Tage endlich gab der Doktor Hoffnung, und ein fester, erquickender Schlaf senkte sich auf Waldegg's Lider herab.

Als er sich ermunterte, als Max das Auge wieder aufschlug, blitzte die Sonne hell durch's Fenster; ihre Strahlen spiegelten sich im blanken grauen Firniß der Decke und des Fußbodens. Dicht bei seinem Lager saß Claudius vor der Staffelei, an einem Seestück malend; mehr nach der Thür hin stand Eliza und schien mit dem freundlichen Badearzt Rath zu halten. Max fühlte sich zum Sprechen noch zu schwach, aber kaum gab er durch eine leise Bewegung sein Erwachen kund, so umringten die Anwesenden mit froher Miene das Bett, und ihre theilnehmenden Worte flossen wie Balsam in's Herz des Genesenden. Einige Stunden später kam ihm auch die Sprache zurück, er winkte der lieblichen jungen Frau des Malers, drückte ihr schwach die Hand, und seine erste Frage lautete:

— Was macht Tütje?

— Tütje ist wohl und denkt recht oft an Sie! erwiederte Eliza.

Täglich ertönte diese Frage lauter und inniger aus Waldegg's sich röthenden Lippen, und täglich erhielt er dieselbe Antwort darauf. Seine Genesung machte schnelle Fortschritte, denn sie wurde durch ungetrübte Jugendkraft unterstützt. Eines Morgens, als er zum Erstenmal aus dem Bette war und im Lehnstuhl saß, begann er mit kummervollem Blick:

— Wie kann ich Euch jemals danken, Ihr Lieben, was Ihr an mir gethan habt! Ja, ich bin genesen und mit jeder Stunde schlagen meine Pulse kräftiger. Aber so recht innerlich freuen kann ich mich nicht ... die Zukunft liegt vor meinem Auge wie unter einem schwarzen Trauerflor.

— Verjage alle Sorgen! rief ihm der Maler zu. Die Kette, welche Dich feſſelte und Dich, bei Deinem Freiheitsdrang, zur Verzweiflung bringen mußte, iſt gebrochen. Kein Zwang umgiebt Dich mehr, Du biſt frei, und wenn Du vollſtändig geſund ſein wirſt, kannſt Du hier bleiben, oder in die Ferne ziehn, wie es Dir am beſten gefällt.

Mar verſank, nachdem er dieſe Worte aufmerkſam angehört, in ein ſtilles Nachſinnen. Endlich raffte er ſich empor und ſprach:

— O, ich ahne wohl, es iſt mit Tütje etwas vorgegangen, und Ihr verhehlt es mir aus Schonung. Aber der Zweifel foltert mich tiefer, als die ſchrecklichſte Gewißheit. Nun bin ich ſtark genug, um alles erfahren zu können, und ich bitte Dich, lieber Claudius, verſchweige mir nichts!

— Wenn Du es durchaus wiſſen willſt, erwiederte Claudius, ſo darf ich Dir kein Geheimniß daraus machen. Tütje Rickmers, das unvergleichliche Mädchen, hat alles Leid und allen Schmerz, die Dich durchzuckten, im liebenden Herzen treulich nachgefühlt. Sie ſah, daß Du nicht leben mochteſt unter dem Druck des Herkommens, und es gab nur Ein Mittel, Dich aus deſſen Bann zu erlöſen. Viele heiße Thränen weinte ſie, ehe ſie ſich entſchließen konnte, dies Mittel zu wählen, doch ihre Liebe zu Dir gewann den Sieg über das Opfer, welches ſie bringen mußte. Am letzten Sonntag hat ſie den Pay Michels geheirathet und Dich dadurch von jeder Verpflichtung befreit.

Waldegg brach bei der Mittheilung des Malers plötzlich in helle Thränen aus, und erſchreckt ſprang Eliza von ihrem Stuhl. Doch Mar faßte ſich ſogleich wieder und ſagte:

— Sein Sie ruhig, gute Eliza! Diese Thränen erleichtern mein Herz!... O Gott, o Gott! Mir ist Recht geschehen! Ein Engel gehörte mir, und ich habe ihn von mir gestoßen! — Waldegg weinte laut und fragte dann: Hat mich Tütje denn noch geliebt, nachdem ich schändlich genug war, vor der Verbindung mit ihr fliehen zu wollen?

— Kannst Du wohl zweifeln, entgegnete Claudius, da sie willig ihre Freiheit hingab, um Dir die Deine zu erkaufen, die Du so schmerzlich entbehrtest?

— Nein, Du bist grausam, Claudius! rief Eliza. Du reichst ihm Gift, statt der Arznei, und unser Doktor würde Dich schelten, wenn er hier wäre.

Mit diesen Worten eilte sie hinaus, und kehrte bald darauf zurück, die schöne blasse Tütje an der Hand führend; Marielise und Erich folgten ihnen. Das Mädchen flog athemlos zu dem Geliebten hin, er streckte ihr zitternd die Arme entgegen, und sie lag an seiner Brust. Nach einer langen, langen Pause sprach Waldegg mit mattem, von Zärtlichkeit und Rührung fast ersticktem Ton:

— Kannst Du mir verzeihen, und kannst Du mich wieder lieben, Du herziges Kind?

— Nur Dich... nur Dich! Einzig... ewig! schluchzte Tütje.

— Und Du hast den Pay Michels nicht geheirathet?

— Wie konntest Du das von mir denken, Max!

Waldegg schwebte in einem Meer von Wonne und Seligkeit. Die Andern traten nun auch heran, und die erschütternde Scene hätte noch weiter fortgespielt, wäre nicht unerwartet der Badearzt dazu gekommen.

— Nun, das ist eine saubre Art und Weise, mit

Nervenfieber-Reconvalescenten umzugehn! Da möchte man ja vor Aerger aus der Haut fahren! Sie verderben alles wieder ... Sie bringen den Herrn von Waldegg systematisch um, und zwar aus lauter Liebe und Freundschaft.

Schnell hatte er das Zimmer geräumt, aber seine Besorgniß war grundlos gewesen. Das Glück wirkte neubelebend auf Max, und nach wenigen Tagen konnte er bei Rickmers um die Hand seiner Tochter werben. Jasper sah freilich zu Anfang gar mürrisch drein, doch als ihn Alle versicherten, Waldegg's Starrsinn sei nur Krankheit gewesen, da erwachte in ihm wieder das alte Wohlwollen gegen den Flüchtling.

Nun kam ein ängstlich besorgter Brief der Frau von Waldegg, an welche Claudius die ganzen Ereignisse ausführlich geschrieben hatte. Mit rührenden Worten gab die Treffliche ihren Segen zur Verbindung des geliebten Sohnes, und gegen Weihnachten wurde bei dem Signalmeister eine jubelnde Hochzeit gefeiert. Den Winter über blieb das junge Paar auf Helgoland, doch zum Frühjahr zog Max mit seinem holden Weibe nach Deutschland fort, denn sein Prozeß war unterdeß niedergeschlagen worden. Manch heiße Thräne floß bei der Trennung, und am meisten vom Schmerz überwältigt war Rickmers, der starke, nervige Mann. Als aber Tütje schrieb, wie schön Thüringen sei, wie reizend Waldegg's Landgut liege und wie liebevoll die Schwiegermutter sie aufgenommen, da entfloh die pressende Stimmung seiner Seele, und innig erfreute er sich am Glück der einzigen Tochter.

Aus Waldegg's Tagebuch.

Der innige, eigenthümliche Reiz, welcher Helgoland umwallt, würde mich vielleicht verleiten, über die Insel zu schreiben, wenn ich mir nicht selbst so viele Einwendungen dagegen machte. Einst stand ich bei der Umfriedigung eines helgolander Gärtchens, blickte lange hinüber, und dachte: was ist das für ein lieblicher Platz. Frischer Rasen, ein paar Nelken- und Malvenstöcke, vier niedrige Pappeln und eine Caprifoliumlaube gruppirten sich dort zum ansprechendsten Bilde. Während ich mein rechtes Wohlgefallen daran hatte, sprach eine Stimme in mir: dein Interesse für Helgoland ist eine Täuschung, ein flüchtiges Nebelschloß. Vergleiche das Gärtchen nur einmal mit jenen prachtvollen Parkanlagen, durch die du oft theilnahmlos hingegangen bist. Heute wohnst du auf diesem Eiland, und alle größeren Formen, alle reicheren Verhältnisse sind dir fern — jedes Haus, jeder Baum, jeder Rasenfleck hat eine Beziehung, einen Werth für dich, doch wenn du es niederschreibst, was dich hier erregt, so wird draußen niemand begreifen, wie man solchen kleinlichen Dingen irgend welche Wichtigkeit beimessen mag.

Diese Gedankenfolge verstimmte mich, aber bald entflohen die düstern Wolken wieder. „Freilich — rief mir

eine andre Stimme zu — solch einzelnes Gärtchen mit seiner winzigen Laube, mit seinen Zwergpappeln und Nelken, kann, aus dem Ganzen herausgerissen, keinen Eindruck machen, aber gelänge es dir, das Ganze treu zu schildern, dann würde sich auch dem Leser jener stille Reiz mittheilen, der dir so wohl gethan!"

Ja, Helgoland ist klein, sehr klein, doch um so sichrer spiegeln sich, im leicht übersehbaren Kreise, das politische Leben, der seltsame Entwicklungsgang, die Vorzüge und Fehler seiner Bewohner ab. Die ganze Insel erscheint mir zuweilen wie eine hübsche Kinderfabel für unerwachsene Staaten — nur Schade, daß man den letztern die Moral immer erst umständlich erklären muß! Helgoland besitzt außerdem auch schon eine eigne, und zwar üppige Literatur. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gab es eine Zeit, wo sich die Wissenschaft so verflacht hatte, daß sie sich am liebsten mit Curiositäten beschäftigen mochte. Für eine solche Curiosität galt ihr das Eiland; sie raffte alles Wunderbare und Wunderliche desselben zusammen, und erschuf auf diese Weise recht barocke Schildereien. Dann blieb es still; höchst sparsam wurde etwas von Helgoland vernommen, bis die Badeanstalt emporkam. Sogleich ergoß sich nun eine hastige Fluth von Schriften, aber sie haben das eigentliche Bergwerk des Felsens gar nicht entdeckt, geschweige denn ausgebeutet — es liegt noch lauter unbenutzter Stoff in ihm. Eine romantische Scene für die Handlung, daneben traulichste Enge, und das Ganze umflossen vom Wogenkreis der Nordsee. Alle Familien verschwägert und verbunden, wie Urwohner auf einem so zusammengedrängten Schauplatz immer sein müssen, und ihre

Ereigniſſe, ihre Schickſale ſich gegenſeitig bewegend, gleich dem Räderwerk der Uhr. Die Novellen brauchen durchaus nicht erfunden zu werden; es haben ſich deren ſeit vierzig Jahren hier genug ereignet, denn Vieles mußte novelliſtiſch eingreifen in's Daſein der Helgolander.

Zuerſt ein armes, ſprödes Lootſen- und Fiſchervolk, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, einfach und rauh in ſeinen Sitten. Nur eine halbinvalide däniſche Beſatzung lebt auf der Inſel, und die Mädchen ſind ſo ſcheu, daß ſie ſich verſtecken, wenn ein ſeltner Fremder an's Ufer tritt. Plötzlich wird Helgoland durch großbritanniſche Truppen genommen; die Schmuggelzeit bringt reiche Kaufleute, theure Waaren, blankes Gold in Maſſe her; eine neue Welt eröffnet ſich den Inſulanern. Zwar verhallt das Getöſe bald wieder, aber eine engliſche Beſatzung bleibt hier, und manchem jungen Krieger gefallen die Töchter des Landes — manche blauäugige Helgolanderin findet, daß eine rothe Uniform, mit Säbel, Epaulettes und Federhut, beſſer kleidet, als Schifferjacke und Südweſter. Mannigfaches Unglück entſteht daraus; eine ſchöne Helgolanderin wird verführt, und ſtürzt ſich mit ihrer Schande von der Südſpitze in's Meer. Doch auch freudigere Novellen ſpielen. Engliſche Offiziere verheirathen ſich hier und führen ihre Frauen nach fernen Militairſtationen fort; die Töchter der Inſel werden bis Oſt- und Weſtindien verſtreut. Andre wählen Helgoland zum Wohnſitz, und das bringt friſches Element in's Blut und Leben der Stammbewohner. Endlich zieht England ſeine Truppen zurück, das Eiland vereinſamt ganz, und die Erwerbsquellen ſind abgeſchnitten. Einzelne Familien haben dauernden Wohlſtand

errungen, doch die meisten, ihres genügsam schlichten Sinnes beraubt, wollen in Armuth und Apathie versinken. Da wird das Seebad errichtet. Neue Hülfsmittel, neue Anregung und Bildung kommen über Helgoland, allein auch neue moralische Conflikte und geheimnißvolle Novellen. Diesmal betreten nicht blos Männer, sondern auch Damen den Boden der Insel, und sie bringen die Ueberfeinerung, sammt einem ganzen Gefolge süßlächelnder Dämone, mit. Das Badeleben, in seiner rosig geschminkten Anmuth, wirkt weit innerlicher demoralisirend, als die Schmuggelzeit in ihrer rauhen, gefahrdrohenden Form.

Und dieser große, wechselnde Novellenkreis umfaßt nur eine solche Spanne Zeit, daß ältere Leute ihn ganz durchlebt haben und von allen seinen Stadien mit Lebhaftigkeit zu erzählen wissen.

Wer nun die politische und sociale Chronik Helgolands schreiben wollte, der müßte zwar novellistische Schilderungen in sein Buch einflechten, das dürften aber keine Spiele der Phantasie, sondern nur Abdrücke aus der Wirklichkeit, wahrhafte helgolander Geschichten sein. Die Namen der Leute und äußere Nebenumstände wären abzuändern, damit niemand verletzt würde, denn nirgendwo kann eine gedruckte Indiscretion tiefere Wunden schlagen, als hier auf dem schmalen Felseneiland, wo Jeder dem Andern nahe in's Fenster schaut.

Um den helgolandischen Volkscharakter recht innerlich zu verstehen, sollte man eigentlich das Meer ganz genau kennen. Nicht blos das ruhige, sonnendurchblitzte Meer, nicht blos das Meer im Sommer und bei Tage — nein! die sturmerregte Nordsee im Winter und bei Nacht, wenn

Eisſchollen auf ihrer Fluth ſich drohend ſchaukeln. Zwar prägen ſich alle Charakterzüge der Helgolander, die hellen wie die dunklen, hervorſtechend aus: es ſind kraftvolle Zeichnungen, von der Hand des Schöpfers mit breitem Pinſel angelegt. Aber oft fehlt uns das Verſtändniß des Zuſammenhanges; wo wir nur Schatten ſehen, da iſt auch Licht, das unſerm fremden Auge leider verdeckt bleibt, und ſo hat ſich eine Maſſe von Vorurtheilen an die Schilderung der Inſulaner geknüpft.

Ein großer Unterſchied herrſcht außerdem zwiſchen den verſchiedenen Generationen, denn des Eilands greller Schickſalswechſel konnte für die Bewohner nicht wirkungslos vorübergehen. Der alte Helgolander, der ſchon frühe aufs Meer kam, deſſen Gemüthsart ſich unter den Mühen und Gefahren des Fiſchfangs oder der Looſenarbeit entwickelte, der rings nur Armuth um ſich ſah, muß natürlich ein Andrer ſein, als die heutigen Buben jemals werden können, welche bereits von den ſtörenden Einflüſſen des Badelebens afficirt ſind. Sie haben viel mannigfachere Bedürfniſſe, und ſinnen auf Mittel, ſich dieſelben zu verſchaffen. Im Sommer beſuchen ſie die Schule kaum, ſondern ſind, mit gewandtem Spekulationsgeiſt, auf Geldgewinn bedacht. Des Morgens verlaſſen die kleinen Lazzaroni das Haus und ſuchen den Tag beſtmöglichſt auszubeuten. Wenn ſie Mineralien oder Seegeſchöpfe ſammeln und verkaufen, ſo läßt ſich nichts dawider ſagen, doch unerträglich ſind ſie, wenn ihr wilder Haufe die Fremden mit dem Ruf: „En Skilling in de Grabbel!“ umringt. Oft macht ſich ein Badegaſt das traurige Vergnügen, dieſer Forderung zu willfahren. Er wirft ein

Geldstück in den Ufersand, wo er am tiefsten ist, und nun stürzt die ganze Rotte der Buben darüber her. Einer großen, vielfüßigen Spinne ähnlich, liegen sie auf der Erde; ihre Köpfe sieht man nicht. Es giebt ein Ringen und Wühlen, bis endlich Einer den Schilling gefunden hat und sich der Ruf von neuem wiederholt.

Wohl weiß ich, die Knaben betrachten das Ganze kaum wie eine Bettelei, sondern mehr wie einen Wettkampf, den sie zur Lust der Badegäste unternehmen. Aber dies Haschen nach dem ausgeworfenen Schilling, dies gegenseitige Verdrängen dabei, muß ätzendes Gift für ihre jugendlichen Gemüther sein' — es muß alle jene unedlen Leidenschaften hervorlocken, die sich in ältern und vornehmern Leuten am Pharaotische so üppig entfalten. Noch widerlicher ist es indeß, wenn die Buben geradewegs auf das Mitgefühl der Fremden spekuliren. Sie holen junge Sperlinge aus dem Nest, halten sie in der Hand, und folgen den Spaziergängern mit der höhnisch klingenden Frage: „Vör en Stilling fliegen lassen?" — Darin liegt eine solche Fülle von Demoralisation, daß man Grund genug zu der bangen Befürchtung hat: diese Knaben werden gewiß nicht so brav, wie ihre Väter.

Gleich nach der Einsegnung kommen die Burschen auf's Boot und müssen beim Rudern und Fischen behülflich sein. Mit dem achtzehnten Jahre dürfen sie selbst eine Jölle führen, und nun suchen sie sich auch bald ein Schätzchen. Die jungen Helgolander sind selten schöne Leute, wogegen fast um alle Mädchengesichter eine überraschende Anmuth weht. Gewöhnlich besitzen die Famels einen zarten frischen Teint und einen schlanken Wuchs,

deſſen Formen ſich im reizenden Ebenmaaß zeigen. Natürliche Grazie ſchmückt ihre Bewegungen; harmloſer Scherz blitzt aus ihrem azurnen Auge, ſpielt neckend um ihren Mund. Wenn man Einen der protzigen Burſche mit ſolchem heitern, roſigen Kinde plaudern ſieht, dann glaubt man wohl, ſie wären beide von verſchiedener Art, und Jordan hat in ſeinem „Heirathsantrag auf Helgoland" dieſen Gegenſatz trefflich darzuſtellen gewußt.

Im Alter kehrt ſich das Verhältniß um. Die Weiber trocknen zu Mumien zuſammen; ſie bekommen etwas Spinnenartiges. Die Männer werden dann erſt hübſch, ihre Züge nehmen einen Ausdruck der Ruhe, der Klugheit, des Wohlwollens an, durch den ſie unwiderſtehlich feſſeln.

Die Tracht der Helgolanderinnen iſt kleidſam und hat ſich drei beſonders nationelle Stücke bewahrt: den Peik, das Nösduk und den Haudſcalduk. Oft ſieht man die Frauen und Töchter der Vornehmern in Seide oder Thibet erſcheinen; ſie tragen Mantillen, Emailleſchmuck und Glacéehandſchuh, aber auf der Kehrſeite leuchtet dennoch der ſcharlachne Peik. Nur in wenigen Familien haben ſich die Mädchen der volksthümlichen Tracht mit Abſicht entſchlagen; Andre müſſen den Peik deshalb entbehren, weil er für ſie zu theuer iſt. — Das Nösduk, dieſer liebliche turbanartige Putz, zeigt ſich nur noch bei der Feſttags-Toilette einer jungen Helgolanderin; bejahrte Frauen tragen ihn von grobem Kattun und ſtülpen den Hut darüber. — Der Haudſcalduk, in ſeiner Urform, iſt ziemlich primitiv, um nicht zu ſagen: ungeſchlacht, doch ging es damit, wie mit den Georginen. Als einförmige Blume führte

man sie aus ihrem Vaterlande nach Europa. Hier pflegte man sie, und schuf gar stattliche Blüthen, die nach der überseeischen Heimath zurück verpflanzt wurden. Von den nobeln Damen, welche das Seebad besuchten, nahm wohl Eine jenen plumpen Hut als Curiosität nach Hause mit, und zeigte ihn lachend der Putzmacherin. Diese fand originelle Gedanken darin, führte denselben graziöser in schwarzer Seide aus, und so entstanden die helgolander Hüte. Andre Damen brachten die leichte, gegen Sonne und Regen schützende Kopfbedeckung wieder nach der Insel; dem jüngern Geschlecht gefiel deren zierliche Form, und jetzt tragen die hübschen Famels des Ober- und Unterlandes den von außen verbessert heimgekehrten Hut. — Bei Begräbnissen sieht man die Frauen in kohlschwarzen Kleidern und in einem Trauerhut, dessen dunkler Scalduk fast bis zum Boden hinabreicht. Wittwen setzen bei jedem Kirchgang solche Hüte auf.

Die Zeit ist vorüber, wo alle Helgolanderinnen gleichmäßig lebten, wo es nur gemeinsame Vergnügungen für sie gab. Jetzt besuchen Einige die Bälle im Cursaal; die Uebrigen finden im rothen Wasser fröhliche Bursche und lebhaften Tanz. Schiffer und Fischer besitzen eine besondere Vorliebe für den Tanz. Der Bauer, der sich des Tages auf dem Felde umhergetummelt hat, sehnt sich Abends nach Ruhe, aber wer lange im Schiff gesessen, muß Bewegung haben, wenn er an's Ufer steigt. Von den alten Tänzen hat hauptsächlich Einer, „englisch Rihl" genannt, den Charakter der Originalität. Er ist unverkennbar ein Matrosentanz, und es mag wohl derselbe sein, den französische Lüsternheit zum sinneberauschenden Cm-

can umgeſtaltete. Hier bleibt er jedoch durchaus in den Schranken der Sitte, denn im rothen Waſſer herrſcht eine Ordnung, ein Anſtand, die unſere Verwunderung erregen. Die Mädchen ſitzen in langer Reihe auf einer Bank, die Tänzer auf einer andern. Luſtig wirbeln ſie miteinander um die Säule, welche des Gemaches Decke ſtützt, und wenn der Tanz aus iſt, trennen ſie ſich wieder.

Ueberhaupt muß man ſagen, die jungen Helgolanderinnen ſind klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Noch vor hundert Jahren ſtand ihre Tugend zwar in bedenklichem Ruf, und gleichzeitige Schriftſteller erzählen tolle Dinge von einer Sittenloſigkeit, die, nach dem Gürtelbande der Mädchen, „Korteln“ hieß. Darunter ſind Stelldicheine zu verſtehen, welche ſich die Pärchen, ohne Rückſicht auf alle Zuſchauer, zu geben pflegten. Hier auf dieſer Inſel, wo dunkler Wälderſchatten ſtets gemangelt hat, mußte Amathuſia's Tempel der romantiſchen Hülle entſagen. Bei hellem Sonnenſchein traf man ſich paarweis zwiſchen den Feldern oder auf der Düne, und jede Blödigkeit war verbannt. Die Fameis wechſelten ihren Liebhaber mehrere Male, doch endlich konnte man die Hochzeit nicht länger aufſchieben. Dann wurde dem Kortler die Treppe verboten; er durfte weder herauf, noch hinab, bis er das Mädchen geheirathet hatte. Paſtor und Obrigkeit vermochten nicht, die Unſitte zu bannen; es waren Strafen auf das Korteln geſetzt, aber die Helgolander wußten trotzdem ihr altes Herkommen zu erhalten. Herr von der Decken hat in ſeinem Buche über die Inſel eine neckiſche Hypotheſe aufgeſtellt; er behauptet nämlich ganz ernſthaft: das Korteln ſei ein Ueberbleibſel

aus dem heidnischen Tempeldienst des Gottes Foste gewesen.

Doch das sind längstvergessene Geschichten! Genug, die heutigen Helgolanderinnen haben sich, neben einer natürlichen Koketterie, welche ihnen gar hübsch ansteht, die seltenste Unschuld bewahrt. Wohl mag es in ihrem Busen stürmisch pochen, aber strenge Zucht und gutes Beispiel wirken günstig auf sie ein, und bis jetzt haben selbst die Badegäste den reinen Quell ihres Blutes nicht vergiften können. Man darf sich nicht irren lassen, wenn ein seebadender Stutzer geheimnißvoll mit den Augen zwinkert und lächelnd die Mundwinkel zusammenzieht ... es ist die Pantomime einer schmachvollen Lüge. Zwar sollen die Mädchen an öden, stillen Wintertagen gegen ihre Verlobten nicht allzuspröde sein, aber das läßt sich damit gar nicht vergleichen. Der Vater des Bräutigams hat dessen Mitgabe, ein großes Fischernetz, bereits fertig liegen, und die Mutter der Braut ordnet die Ausstattung bald. Es würde den Burschen für immer brandmarken, wollte er sein Famel nun sitzen lassen — ja, er darf vor der Hochzeit nicht einmal zum Fischfang auf's Meer hinaus, weil ihn dort zu viel Gefahren bedrohn.

Jetzt beginnt der Ehestand mit seinen Freuden und Sorgen; das Pärchen fühlt sich behaglich in der eigenen Wohnung. Die alten Häuser der Insel sind einstöckig, sie haben massive Mauern, und schwere Ziegel decken ihre Dächer. Jeder Schritt Raum darin ist mit einer so ängstlichen Sorgfalt benutzt, wie man es sonst nur auf Schiffen zu finden pflegt. Ueberhaupt, wenn man diese engen, gewundenen Bodentreppen sieht, diese in die Stubenwände

eingefugten Bettkojen, von denen wohl gar zwei übereinander liegen, und dieſe langen, feſtgemachten Holzkiſten, welche zugleich als Sitze dienen müſſen — dann zweifelt man nicht, daß die Schiffsbaukunſt den Helgolandern Modelle zur Anlegung ihrer Häuſer gab. Auch die modernen, zweiſtöckigen Gebäude haben, bei aller Eleganz, noch viel von der nautiſchen Einrichtung. Was aber den Einen wie den Andern zur Zierde gereicht, iſt ihre blitzende Sauberkeit. Mögen die Fiſcherhäuschen noch ſo winzig ſein, mögen ſie ſich noch ſo dicht an einander drängen, ihr Inneres iſt immer ſpiegelblank. Tritt man vom offnen Hausflur in Küche oder Wohngemach, ſo zeigt ſich dort Alles wohlgeordnet, geputzt und geſcheuert. Häufig ſieht man die Wände mit glaſirten Töpferkacheln eingelegt; die reingefegte Diele iſt mit Sand beſtreut; Vorhänge verhüllen das Bett in der Wand; wo ein Plätzchen leer bleibt, hängen bunte Bilder, und ein paar blühende Blumentöpfe ſtehen auf dem Fenſterbrett.

Solch ſauberes Weſen iſt eine bezeichnende Eigenſchaft der germaniſchen Stämme, und man findet ſie in Europa nur da, wo dieſe ſich angeſiedelt haben. Alle romaniſchen und ſlawiſchen Völker beſitzen — wenn auch jedes in ſeiner Weiſe — eine gewiſſe Vorliebe für den Schmutz. Holländer, Briten, Deutſche, Flamländer, Schweden und Dänen zeichnen ſich überall durch große Reinlichkeit aus. Bis nach Amerika iſt dieſe echt germaniſche Tugend verpflanzt worden, aber ſie wurzelt auch dort nur in den Gegenden, wo Briten, Deutſche oder Holländer wohnen. Seefahrt- und Fiſchfang-treibende Stämme ſind außerdem ganz beſonders auf vieles Waſchen und Putzen angewieſen,

wollen sie Schiff und Geräth nicht vom grünen Moder verzehren sehn. Die angeborene Neigung der Helgolander wurde durch Engländer und Badegäste noch mehr befördert, und so herrscht nun auf der ganzen Insel eine musterhafte Sauberkeit.

Haben sich die jungen Eheleute in solchem Häuschen festgenistet, haben sie draußen auf der Klippe einen Streifen Land zum Kartoffelbau und ein paar Schafe, dann wird ihnen recht innerlich wohl. Der Mann ist auf dem Meere thätig; er rudert die Badegäste, oder liegt dem Fischfang ob. Was das Haus erfordert, muß die Frau besorgen. Früh mit der Sonne ist sie wach, wäscht die Kinder, kocht Frühstück, arbeitet im Ackerlande, und legt alles zurecht, damit dem Manne nichts fehle, wenn er heimkehrt. Sobald er kommt, läuft sie ihm mit den Kindern entgegen; sie schleppen die Netze und den Fang, und keuchen schwerbepackt die Treppe empor, indeß der Mann unbelastet nebenhergeht.

Nachdem er nun gegessen und getrunken hat, begiebt er sich auf den Falm oder in's Unterland, wo er müßig am Strande verweilt. Um seine Ruhe vollkommen zu machen, hat er immer einen Stützpunkt nöthig. Hier lehnt eine Reihe von Männern über die Brüstung, dort hockt eine andre an der Mauer, während eine dritte auf den Rändern der eingezogenen Böte sitzt. Ihre Kleidung bringt etwas Pittoreskes in die Gruppen. Kurze blaue Jacken, bunte Hemdärmel, Leinwandblousen, weite flatternde Hosen, allerhand Wollenmützen, hohe und flache Matrosenkappen, Strohhüte und Südwester geben den Bildern Abwechslung und Farbe. — Sie reden wenig mit einan-

der, während sie so ausruhn, sondern scheinen völlig zu träumen.

Die Mädchen und Frauen dagegen sind immer rührig und emsig; sie vollbringen ihr saueres Tagewerk mit wahrer Lust. Wie munter, wie unverdrossen eilen sie Straßen und Treppe auf und ab. Nicht nur der häusliche Kreis ist ihre Sache, auch die schwerern Arbeiten müssen sie verrichten, und aller Torf wird von armen Weibern, in großen Säcken, die 186 Stufen nach dem Oberlande hinaufgeschleppt.

Dergleichen Verhältnisse springen den Reisenden zuerst in's Auge, deshalb werden falsche Schlüsse daraus gezogen und schiefe Urtheile gefällt. Man kann es in vielen Büchern lesen: die Helgolander sind ein indolentes, faules Volk. Und warum? Weil sie stundenlang unthätig am Falm lehnen? Das ist gar kein Müßiggang. Die Helgolander sind Lootsen, sind Seeleute, und wer hat wohl jemals gehört, daß ein Seemann in Mußestunden daheim säße um Schuhe zu flicken oder Leinwand zu weben. Nein, der Falm ist ihre Warte; sie schauen von dort nach dem Himmel und in's Meer. Darum kennen sie auch Wind und Wellen und Wetter so genau; ein Fremder begreift ihre Kenntnisse, ihre wunderbaren Vorgefühle kaum. Das Meer erfordert ein unausgesetztes Studium, eine ernste Wissenschaft, die sich in der Stube nie erlangen läßt. Die Andern aber, die Nicht-Lootsen, bleiben den ganzen Tag zu Haus und arbeiten fleißig in der Werkstatt.

Eben so gut, wie die Helgolander, könnte man die Matrosen für faul halten, welche sich bei Windstille auf dem Deck des Schiffes dehnen. Mein Gott, es giebt ja

leider im Augenblick nichts für sie zu thun, und das ist schlimm genug — es macht sie einsylbig und verdrüßlich. Man muß sie sehn, wenn der Wind sich hebt, wenn die Segel schwellen, oder gar wenn ein Sturm losbricht, mit welcher elastischen Kraft, mit welcher jubelnden Eile sie dann an den Raaen auf und nieder fliegen. Gerade so werden jene müßigen Loosen, die lazaroniartig am Strande umherlungern, ganz andere Menschen, sobald sie in See kommen. Da zeigen sie sich frisch und regsam, heiter und gesprächig, und ihre ganze volle Lebensthätigkeit geht erst bei wildem Wasser an. Die Frauen aber fürchten sich vor der See, sie fahren kaum bis zur Düne hinüber, und werden seekrank, wenn sie nur in's Boot steigen. „Dem Manne das Meer, dem Weibe das Haus!" lautet ihr Wahlspruch, und eine Helgolanderin würde es eben so übel nehmen, wenn der Mann bei häuslichen Verrichtungen die Hand anlegte, wie er, wenn sie ihm rudern helfen wollte.

Auch die frühe Erziehung der Kinder geht hauptsächlich die Frauen an, und sie unterziehen sich diesem Amte, trotz ihrer vielfachen Geschäfte, mit äußerster Sorgfalt, deshalb sieht man fast keinen Krüppel auf Helgoland. Es ist ordentlich rührend, wenn ein stockaltes Großmütterchen ihren Enkel, einen stämmigen, sechs Jahre alten Bengel, die Treppe hinaufträgt. Vor allem Andern wird den Kindern schon in erster Jugend die Ehrlichkeit tief eingeprägt, und wahrlich, diese schöne Tugend hat sich hier hell und rein erhalten. Einen Diebstahl auf Helgoland zählt man zu den unerhörten Dingen, wie groß auch die Verlockung immer sein mag. Die Badegäste verschließen weder Zimmer noch

Kommoden, und wenn das arme Hausmädchen drinnen aufräumt, sieht sie reichen Schmuck, Gold und Papiergeld unbewacht daliegen. Obgleich nun durch den Strom der Fremden die Putz- und Gefallsucht solcher jungen hübschen Mädchen auf's Höchste gereizt wird, so giebt es dennoch kein Beispiel, wo sie irgend etwas entwendet hätten, und das ist eine besonders ehrenwerthe Treue.

Gar oft haben mich die Inselbewohner an Schweizer und Tyroler erinnert. Hier wie dort gewaltsame Aufstörung aus einem unverdorbenen Naturcharakter. Durch Reisende wird Luxus und Gewinnsucht zu den einsamen Felsen gebracht, nur mit dem Unterschied, daß die Helgolander sich weit fleckenloser, als jene Gebirgsvölker, erhalten haben. Das Zusammenleben mit den Badegästen, denen sie niemals recht trauten, gab den Insulanern Anlaß, sich in sich selbst zurückzuziehn. Dabei sind ihre Tugenden fester geworden, aber auch ihre Schattenseiten haben sich dunkler ausgeprägt.

Unsre jetzigen Helgolander erbten, mit vielen Vorzügen, zugleich manche Stammfehler der alten Friesen. Der Eine — die Trunksucht — wird von frühern Autoren bitter gerügt, und Peter Sachs erzählt: „Einige sind schon berauscht, wenn sie auf das Wasser kommen, und werden während der Zeit des Fischfangs niemals nüchtern, weshalb oft die Fische den Fischer fangen." Dieser wüste Zug ist gegenwärtig beinahe verwischt. Ein „Mäßigkeitsverein" wurde freilich lachend zurückgewiesen, allein man sieht nur selten Betrunkene, und sie haben einen sehr friedfertigen Rausch, sobald man sie ruhig ihre Straße ziehen läßt.

Ein andrer und zwar viel schlimmerer Schattenpunkt scheint sich indeß eher erhöht als vermindert zu haben — die Mißgunst nämlich. Sie ist historisch im Volkscharakter der Friesen und hat ihnen tiefe Wunden geschlagen. Der Helgolander blickt scheel dazu, wenn seinem Nachbar ein unverhofftes Glück widerfährt, er beneidet ihn, und gekränkter Eigennutz giebt oft zu langen Feindschaften Anlaß. Diese häßliche Ranke schießt unzweifelhaft aus dem Boden eines starren Egoismus empor; es mangelt den Insulanern die rechte Hingebung an das Ganze. Selbst ihr patriotischer Sinn bezieht sich nur auf den kleinen Fels, den sie bewohnen; das Vaterland im größeren Kreise haben sie mehrmals willfährig gewechselt, und es war ihnen ganz gleich, ob man sie Deutsche, Dänen oder Engländer nannte. Dagegen beseelt sie ein frischer, warmer Freiheitsdrang, und sie wußten sich ihre alte, fast republikanische Verfassung unter den verschiedenen Landesherren unangerührt zu bewahren. Schon vor zweihundert Jahren berichtete ein Schriftsteller: „Der gemeine Mann sagt ganz öffentlich: Sie seien keine Unterthanen, sondern freie Leute! Das Land gehöre ihnen; ihre Väter hätten es auch besessen, und — Selbstbeschützer des ihrigen — lebten sie neutral, nur dem dienend, der sie bezahle."

Wer wollte bei solchen Worten nicht an die Schweizer denken. Derselbe Trotz auf eine unerstürmbare Felsenburg, derselbe leidenschaftliche Trieb für politische Unabhängigkeit und dieselbe wunderliche Neigung, den Fürsten Arm und Herzblut gegen Sold zu vermiethen. Das hat sich zwar auch geändert, denn ein alter, tüchtiger Seemann sprach zu mir: „Der Napoleon wollte uns gern haben und wollte

Soldaten aus uns machen, aber wir hatten keine Luſt, uns ſeinetwegen todtſchießen zu laſſen. Todesfurcht iſt unſre Sache nicht, doch müſſen wir in unſerm Berufe ſein. — Wir können alles ertragen, Froſt und Hitze, Sturm und Gefahr, nur nicht Hunger und Durſt ... das Land übergab ſich den Engländern, weil wir damals Hungersnoth litten. Keiner hätte Helgoland einnehmen ſollen, denn erobert kann ein Land nicht werden, wo ſo viel entſchloſſne und kräftige Männer ſind."

Die Helgolander erhebt ein Stolz, der ſich auf Muth und Kraft gründet, und welchen ſie auch den Badegäſten gegenüber zu behaupten wiſſen. Von bleicher Demuth ahnen ſie nichts, denn dieſem Völkchen iſt, zu ſeinem großen Glück, das Feudalweſen ſammt allen Nachwehen unbekannt geblieben.

Man ſollte glauben, nichts ſei leichter, als den kleinen Inſelfleck mit ſeinen Bewohnern ganz und gar auswendig zu lernen. Aber die Sache macht ſich doch nicht ſo ſchnell, denn Helgoland umſchließt eine Maſſe nationeller Eigenthümlichkeiten. Es bildet einen abgeſonderten Staat, der mit den Verhältniſſen größerer Bezirke wenig gemein hat. Die Inſulaner beſitzen eine uralte republikaniſche Verfaſſung, die ſogenante „willkürliche Beliebung", welche ſeit dem Jahre 1587 ſchriftlich aufgezeichnet iſt. Mochten ſich draußen immerhin einige Fürſten um das Oberhoheitsrecht ſtreiten, im Innern waren ſie frei, und jenes kurze, patriarchaliſche Grundgeſetz bot Feſtigkeit genug, ihr kleines Staatsleben darauf ſtützen zu können. Wo die Beliebung einmal nicht ausreichte, da galt das jütiſche Lovbuch, Codex legum jutticarum, welches König Woldemar II. im

Jahre 1241 auf dem Reichstag zu Wordingburg veröffentlicht hat. Es ist gar ein tüchtiges Gesetzbuch, und hebt mit den Worten an: „Med Lov skal man Land bygge = mit Rechten und Gerichten soll man das Land bauen."

Bis gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts kannten die Helgolander keine andre Obrigkeit, als eine solche, die durch freie Wahl aus ihrer Mitte hervorgegangen. Dann wurde ein landesherrlicher Vogt hergeschickt, und dessen Macht ging später auf den militairischen Commandanten über. Aus der Vereinigung so verschiedener Aemter entstanden jedoch Mißbräuche, drum kam wieder ein eigner Landvogt nach der Insel, und der Gouverneur hatte sich nicht mehr in die Rechtsverhältnisse zu mischen. Erwählte Rathmänner, den Landvogt an der Spitze, machten die juridische Behörde aus, und von ihrer Entscheidung wurde nach Gottorp appellirt. So blieb es, bis England sich der Insel bemächtigte, und abermals vereinigte sich nun die Doppelstellung eines Militair- und Civilgouverneurs in derselben Person.

Wer auf Helgoland wohnen will, um ein Gewerbe zu treiben, muß entweder hier geboren sein, oder eine Insulanerin heirathen. Durch diese Anordnung wurde manch Famel eine Hausfrau, das sonst als alte Jungfer gestorben wäre, denn viele rüstige Männer verschlingt die Fluth. Etwa 2400 Menschen leben auf dem Eiland, worunter 400 Lootsen sind. Die ganze Ortschaft ist in vier Bezirke eingetheilt; aus jedem werden zwei Quartiersmeister gewählt, welche acht Jahre im Amte bleiben und die polizeiliche Ordnung zu überwachen haben. Außerdem hat jedes Quartier vier Landesälteste, denen von altersher die ge-

setzgebende Macht zusteht, und hierzu kommen sechs Rathleute. Diese letzteren sind des Landes Richter und die vollziehende Gewalt. Sie dürfen auf keine größere Freiheitstrafe, als fünf Tage Arrest, erkennen; bösartige Leute verbannen sie von Helgoland. Bedeutende Criminalfälle müssen in London gerichtet werden, aber glücklicherweise kommen sie niemals vor, und das Ortsgefängniß dient höchstens als Polizeistrafe für lose Buben. Die jährliche Einnahme jedes Rathmannes beträgt etwa 460 Mark.

Alle Helgolander, die einen Ehrenposten bekleiden, werden dadurch auch Lootsenoffiziere, wenn sie zu der Würde befähigt sind, und die genannten dreißig Beamteten machen zusammen eine Commüne aus. Solche Commüne hat jede Veränderung im Gesetz zu berathen, aber nur mit Genehmigung des Gouverneurs kann sie sich versammeln, und erst durch seine Unterschrift treten ihre Beschlüsse in Kraft. Die Berathungen werden in helgolander Sprache gepflogen, es geht dabei gewöhnlich heiß her, besonders wenn es sich um Aufhebung veralteter Normen handelt, und das tief eingewurzelte Herkommen trägt fast immer den Sieg davon.

Sämmtliche Abgaben fließen in die Landeskasse, und sie sind nicht bedeutend. Im Durchschnitt kostet Vermögen- und Gewerbesteuer nur einen Thaler jährlich. Die Gasthausbesitzer werden freilich höher besteuert, und am meisten zahlen diejenigen, welche Geld auf Zinsen bei der Landeskasse stehen haben. England bezieht gar keine Steuern von der Insel. Früher bekam der Landesherr ein Zehntel des ganzen Lootsenverdienstes, doch die Regierung hat den Helgolandern diese Auflage erlassen, und sie wird

nun den Lootſen bei der Gewerbeſteuer zu gut gerechnet. Der Krone Großbritanniens gilt es nicht um kleinen finanziellen Gewinn, ſie hat andre, weitſchauende Pläne im Auge, welche Europa mit Schrecken erkennen wird, wenn des Krieges Kanonen einſt über Land und Meere dröhnen. Wo ein Punkt hoch aus der See emporragt und die Wogenſtraße beherrſcht, da niſteten ſich die Engländer feſt, und wiedergeben iſt ihre Sache nicht — Malta, Gibraltar und Helgoland bleiben ihr dauerndes Eigenthum.

Darum verzichten ſie auf den augenblicklichen Nutzen und bringen lieber noch Geldopfer obenein, denn ſie ſind gute Rechenmeiſter. Soll auf Helgoland ein theures Bauwerk errichtet werden, ſo darf die Gemeinde ſich nur nach England wenden, und der Staat bewilligt ſogleich die Mittel dazu. Auch in andrer Weiſe hat ſich die britiſche Freigebigkeit geltend gemacht. Dem Ortspfarrer erſchien ſein Auskommen gar zu beſchränkt; er bat die Regierung um eine jährliche Zulage von hundert Thalern. — Hundert Thaler? Kannte man entweder die Münze nicht recht, oder fand man des Predigers Forderung zu beſcheiden — genug, er bekam die Antwort zurück: infolge ſeines Geſuchs ſollten ihm jährlich 100 Pfund Sterling aus der königlichen Staatskaſſe gezahlt werden. Nachdem er dieſe hübſche Zubuße lange Zeit bezogen hatte, ſchickte der zweite Paſtor gleichfalls ein unterthäniges Promemoria nach London. Er mochte darin wohl geſagt haben, für den Pfarrer ſei 100 Pfund allzuviel, und dieſer wurde angewieſen, mit ſeinem Amtsbruder brüderlich zu theilen. Seitdem herrſcht eine wahre

Montechi- und Capuleti-Stimmung zwischen den Predigerfamilien auf Helgoland.

Vormals stand das hiesige Kirchenwesen unter dem Consistorium von Schleswig. Nach der Uebergabe an England wurde statt dessen eine eigne Behörde aus den beiden Geistlichen und zwei Rathleuten zusammengesetzt. Wenn eine Pfarrstelle erledigt ist, werden die Candidaten übrigens noch immer durch das schleswig-holsteinische Consistorium vorgeschlagen, und sie kommen dann zur Wahlpredigt herüber. Es geht das Gerücht, die Regierung wolle einen Bischof für Helgoland ernennen, der einige Male in jedem Jahre die Insel besuchen würde, um Kirche und Schule zu inspiciren. Man findet darin die versteckte Absicht, Helgoland allmählig an die anglikanische Hochkirche zu ketten, doch entbehrt diese Befürchtung wohl des sichern Fundaments.

Die Insulaner mochten sich niemals recht unter die geistliche Herrschaft beugen. Ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts sagt: „Es ist aus alten Landsachen zu ersehn, daß sie weder Liebe noch Gehorsam gegen ihren Landesherrn gehabt, daß sie in Unfrieden gelebt und beim Gottesdienst vor die Kanzel getreten sind, um dem Prediger etwas abzutrotzen.“ — Zwar geht die Sage, der Himmel würde jeden Sonntag in der Kirche um reiche Strandungen für Helgoland angefleht, allein die Beschuldigung ist ungerecht. Ich fragte einen Lootsen: Betet ihr wirklich, daß Gott euren Strand segnen wolle? „Nein, Herr!“ antwortete er. „Das thun wir nicht! Wir bitten nur: wenn einem Schiff doch bestimmt sein sollte, Unglück zu haben, so möchte es lieber an unsrer Küste scheitern, als

draußen auf der See, damit wir auch etwas davon bekommen."

Auf die geistige Natur- und Gottanschauung dieses Volkes hat das Meer vielfachen Einfluß geübt. Bald sieht es der Lootse in jener Urgewalt, worüber noch immer der Geist des ewigen Gottes schwebt; bald läßt ihn die wetterwendische See ein blindes Fatum ahnen. Darum haben sich im Herzen der Helgolander Frömmigkeit und Aberglaube wundersam vermischt, und ob sie sonst auch treffliche Lootsen sind, schwanken sie dennoch im unsichern Kahn haltlos zwischen beiden umher.

Ueberhaupt haben die Bewohner des Eilands eine ganz eigenthümliche Religionsschule durchgemacht. Strenge Apostel bekehrten die Fositeanbeter zum Theil mit Blut, und aus den Heiden wurden starrgläubige Katholiken. Die Missionäre suchten eine Reihe von Legenden über die Insel auszuschütten, welche sich, wenn auch nicht unter dem Volke, doch in Büchern erhalten haben. So erzählt Neocorus, die heilige Ursula mit den 11000 Jungfrauen sei an's Ufer von Helgoland gestiegen und habe dort ein weites, blühendes Reich gefunden, aber gottlose Bewohner darauf. Wegen ihres unwürdigen Benehmens gegen die reisenden Amazonen, sei das Land abgebrochen und in's Meer versunken. Der zürnende Himmel habe außerdem auf der Insel Alles in Stein verwandelt, und unser Historiograph sah mit eignen Augen ein Stück versteinertes Wachslicht, welches muthmaßlich ein Belemnit gewesen ist.

Es war ein sehr schlauer Zug der katholischen Geistlichkeit, daß sie überall die Nahrungsquellen der Leute

von sich abhängig zu machen wußte, und so lagen auf Helgoland Fischfang, Wind und Wetter in ihrer Hand. Ein Crucifix sollte nämlich, von Osten kommend, an's Ufer geschwommen sein; man trug es, vor Beginn der Heringsfischerei, im feierlichen Bezgang am Gestade entlang, und dann erschienen die Fische in unzuzählender Menge. „Gottselige Heringe, welche aus Frömmigkeit den Tod litten!" fügt ein alter Beschreiber der Insel scherzend hinzu, aber das Crucifix blieb noch, als die Reformation schon eingeführt war, hinter dem Altar aufbewahrt, und die Helgolander bezeugten ihm stets eine ehrfurchtsvolle Scheu.

Mit dem Crucifix war eine Glocke ohne Klöpfel verbunden, und wem vergönnt wurde, vor einer Seefahrt daraus zu trinken, der hatte günstigen Wind. Es mag wohl etwas Wahres an dieser Sache gewesen sein, denn die Pfaffen waren immer tüchtige Windmacher. Der holsteinische Ritter Bertram Pogwisch berichtet: „Ich habe begert die Klocke aus der Kirche herzubringen, alsdann habe ich die Klocke vollschenken lassen, daraus getrunken und gesagt: Gott und die heilige Junckfrau S. Ursula samt ihrer Gesellschaft wolle uns morgen bescheren einen gelinden Westwind bis Eiderstädt. Mein Schiffer, ein Lutheraner, hat alleweg nur Gott allein und nicht die Heiligen wollen mit anrufen und daneben um einen Südewest-Wind gebeten; des Morgens aber ist es ein gelinder Westwind gewesen, der sich nicht verändert hat, bis ich hinüber nach Eiderstädt gekommen." — Späterhin ließ ein dänischer Commandant die Wunderglocke umschmelzen, größer machen und sie oben beim Treppenthor aufhängen,

um die Soldaten der Wache schnell herbeirufen zu können. Endlich sank sie noch tiefer, und ihr Geläute diente der Jugend als Signal, daß sie zur Schule kommen sollte.

Auch ihren eignen Schutzheiligen hatte die Fischerei. Derselbe hieß Sankt Tiets; er stammte wohl aus heidnischer Zeit, und war κατ' ἐξοχήν in einen christlichen Heiligen umgeschaffen worden. Gegen den Frühling trug man sein Bildniß feierlich nach einer Anhöhe auf der Klippe, man betete ihn an, und drohte zugleich, ihn zu bestrafen, wenn er seinen Segen verweigern würde. Ueber das Ausbleiben der Heringe hat sich folgende Sage erhalten. Sie kamen in übergroßen Schaaren hier vorbei und liefen mitunter sogar massenweis auf den Strand. Darüber ärgerte sich eine alte Helgolanderin, ergriff ihren Besen, kehrte sie vom Ufer, und die Heringe nahmen diese Behandlung dermaßen übel, daß sie sich seitdem nie mehr blicken ließen.

Das Lutherthum zerstörte allmählig solchen Aberwitz, es wurde lichter auf Helgoland, und selbst die Natur bot zur Unterdrückung uralter Vorurtheile die Hand. So gab es an der Klippe eine Stelle, „Piepers-Loch" genannt, aus der sich zuweilen ein dumpfer, wehklagender Ton, wie aus der Fingalsgrotte, vernehmen ließ. Wenn dieser Angstruf erscholl, bebten die Herzen der Insulaner, denn ihm folgte immer ein Seeunglück, und Jeder dachte zunächst an sich und seine Familie. Jetzt hat die Meeresfluth jene Höhlung durchbrochen und die alte Felsenunke ist verstummt.

Auch die fortschreitende Schulbildung that viel beim Ausroden des tollen Köhlerglaubens, aber ganz frei ist

der Boden noch immer nicht. Helgolands Schulwesen besitzt eine recht geordnete Einrichtung, und entspricht den Bedürfnissen hinreichend. Der Ortspfarrer ist Vorsteher; das Institut umfaßt drei Klassen, wovon jede ihren besondern Lehrer hat. Mit sechs Jahren werden die Kinder schulpflichtig, und bleiben in der letzten Klasse, bis sie geläufig lesen können. Dann werden sie nach der zweiten Klasse versetzt, wo sie, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten, bis zum eilften Jahre aushalten müssen. In der Oberklasse wird auch die englische Sprache getrieben. Die tägliche Schulzeit besteht aus sechs Stunden, wozu für Viele noch ein paar Privatstunden kommen. Also auch hier herrscht schon die belobte Treibhausmanier, durch welche man junge Pflanzen zur schnellen Entfaltung und zum noch schnelleren Welken bringt. Wie es aber auf Helgoland keine Art von Zwang giebt, so ist auch der Schulzwang unbekannt. Dagegen müssen die Eltern für jedes Kind, vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre, das Schulgeld mit zwei Mark jährlich bezahlen. Von den dreihundert Schülern findet man während des Sommers immer nur eine geringe Zahl anwesend, denn die Buben gehen weit lieber am Strande umher, und suchen Schillinge oder Mineralien, als daß sie sich mit trockner Wissenschaft befassen mögen. Sonst sind sie freundlich, folgsam, lernbegierig und von guten Anlagen. In allen Klassen sitzen Knaben und Mädchen ungetrennt; ich habe dem Unterricht zuweilen beigewohnt, und habe mich über ihre frischen, vollen Gesichter, wie über ihre klugen Antworten gefreut.

Weder in Kirche noch Schule hört man die eigentliche

helgolandiſche Mundart; es wird hochdeutſch gepredigt und gelehrt. „De Spröök wart alleen ünner de Helgelunners ſnakket", ſagen ſie. Dieſe Sprache iſt eine Blutsverwandte der frieſiſchen, und wenn ſie ſich auch mit vielen ausländiſchen Brocken vermiſcht hat, ſo ſteckt dennoch Saft und Kraft darin. Der immerwährende Verkehr mit Fremden mußte natürlich eine Linie nach der andern fortwiſchen, die meiſten altfrieſiſchen Urwörter ſind verklungen, und das Badeleben droht, ihnen den Gnadenſtoß zu geben. Alte Frauen, die nie von der Inſel weggekommen, blieben zwar treue Hüterinnen des Sprachſchatzes, doch die Jüngern lächeln bereits über ihre wunderlichen Ausdrücke. Ein hübſches Famel ſagte zu mir: „Wenn die Großmutter redet, kommen ſo uralte, ſonderbare Wörter vor — man verſteht ſie gar nicht!" und dies bezeichnet am beſten die ſchlimme Stellung der helgolandiſchen Mundart. Bis zur wirklichen Schriftſprache hat ſich dieſelbe überhaupt niemals erheben können; ſie iſt arm, wie jene Schiffer, welche ſie redeten.

Das altfrieſiſche Vaterunſer lautet: Ohsem Baabe, die dö beest öhne Hemmel, hallig waarde dann Nahme, tho ös kamme dinn Kenningrick, dann Wille schien öſh dä Erde, allick ös öhn da Hemmel, dühn ös dellig ös daaglicks Brund, en verjeef ös öse Schöll, allick ös wie vergeefe öse Scheellers, en feehr ös eech hannin öhn Verseeking, men help ös vohnt Eavel en Eerg, dirram datt dat Kenningrick dinn is, en dü Kraft, en dü Huchheit ohn Iwigkeit. Amen. — Zur Vergleichung hiermit eignen ſich die helgolandiſchen Sprüchwörter, von denen es eine ganze Menge giebt. Z. B.:

„En Würm krept vör.“ Ein Wurm kriecht vor.

„Mahren, mahren, ſayt loy Lidd ock.“ Morgen, morgen, ſagen faule Leute auch.

„All watter weeſen hatt, kan wehr köhm.“ Alles, was geweſen iſt, kann wieder kommen.

„En Drinker es rick ahn Züll, klook ahn Verſtand, ſtark ahn Kraft.“ Ein Trinker iſt reich ohne Geld, klug ohne Verſtand, ſtark ohne Kraft.

„Hab wi kehn Skull, därr wi ock nigg bethale.“ Haben wir keine Schulden, brauchen wir auch nicht zu bezahlen.

„En waackſam Oog kommt nigg lecht tu ſpläth.“ Ein wachſames Auge kommt nicht leicht in Verlegenheit.

„Welk Uendank ho well, dö do man gutt.“ Wenn du Undank haben willſt, thu du nur Gutes.

„Lick tu es de nayſt Way.“ Geradezu iſt der nächſte Weg.

Die Helgolander haben von Natur eine reiche, oft ſogar blühende Ausdrucksweiſe, und man ſollte glauben, bei ihrem einſamen, träumeriſchen Seeleben hätte ſich die kräftige Sprache wohl zu Volksliedern geſtalten müſſen. Doch nein! Wie auf dem rothen Fels kein kühler Buchwald rauſchte, in dem befiederte Sänger ſchmetterten, ſo blieben auch die Bewohner ſtill und ſtumm. Sie trugen zwar einen gewiſſen dichteriſchen Drang im Herzen, aber ausathmen konnten ſie ihn nicht, und ihre Volkspoeſie hat ſich niemals zum Wort verkörpert. Der Reim mag ihnen wohl ganz fremd geweſen ſein, denn ſelbſt in den Sprüchwörtern fehlt er überall, und nur aus den Formeln beim Fiſchfang hört man einige leiſe Reimanklänge ſchallen. Kein einziges Lied von nationeller Färbung wird bei ihren

Spielen und Festen gesungen, auch die Kinder wissen kein Verschen, keinen Spruch. Zwar scheinen dem jene bekannten Zeilen zu widerstreiten, welche Helgolands Flagge erläutern:

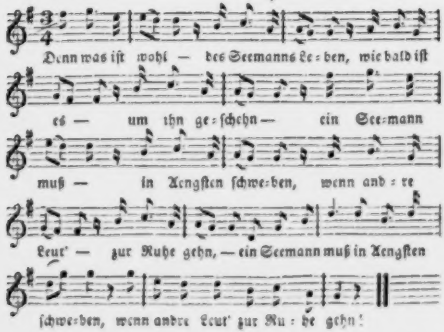
„Grön es dat Land,
Rud es de Kant,
Witt es de Strand,
Dat es det Teeken vant Helgoland."

Aber ich habe der echten Alterthümlichkeit dieses Verses nie recht trauen mögen, denn einmal steht er gar zu vereinzelt, und dann hat er eine Masse von Varianten. Außerdem wird der Vers dadurch verdächtigt, daß er auf Helgolandisch unmöglich war, denn das Land heißt „Lünn". In Büchern, die vor achtzig Jahren geschrieben sind und die jeder Kleinigkeit erwähnen, kommt keine Spur von dem Farbenspruche vor; ich hegte also den sichern Verdacht, derselbe müsse neuern Ursprungs sein, mein philologisches Gewissen spornte mich zu Nachforschungen, und ich brachte glücklich Folgendes heraus. Vor etwa funfzig Jahren lebte ein Mann auf der Insel, der hieß Hinrich John. Er redete, obgleich ein geborner Helgolander, die plattdeutsche Sprache der Fischer, und war sonst ein origineller Kauz. Sobald er ein Gläschen über den Durst getrunken hatte — und das soll keine Seltenheit gewesen sein — parlirte er in Reimen, worin er auch viel platte Wörter anbrachte. Jenen Vers führte er besonders häufig im Munde, er war ohne Zweifel dessen Verfasser, und so soll ihm hierdurch sein Autorrecht zurückgegeben werden.

Früher entbehrten die Helgolander des poetischen Wortes, tief im Innern wohnte ihnen die Poesie. Jetzt sangen

ſie bereits an, einzeln den dichteriſchen Ausdruck zu erringen, aber es wäre traurig, wenn die innerliche Poeſie das verlieren ſollte, was die äußere gewinnt.

Zur Muſik ſcheint ihnen alle Anlage zu fehlen. Ihre Stimmen ſind großentheils anmuthig beim Sprechen, doch rauh beim Geſang, und der Kirchenchor iſt ein haltlos mißtönendes Durcheinander. Die Lieder — deren Text von auswärts hergebracht worden — ſingen ſie nach einer Melodie, welche faſt immer dieſelbe, oder ſich doch wenigſtens ſehr ähnlich bleibt. Sie hat urſprünglich wohl einen heitern, tänzelnden Rhythmus, aber durch langſam wehmüthigen Vortrag wiſſen die Sänger eine tiefergreifende Elegie hineinzulegen. Zur Probe dient am beſten das „Seemannsleben", denn es iſt ihr Lieblingsſtück, ihr Volksgeſang, und jener eigenthümliche Charakter drückt ſich darin vollſtändig aus:



Bei dieſem abgeſchloſſenen Inſelvolke konnte von andern Künſten, als von einer Naturanlage zur Poeſie und Muſik, niemals die Rede ſein. Dagegen beſitzen die Helgolander Geſchick zu jeder Handfertigkeit; mancherlei Gewerbe werden von ihnen betrieben; ihre Fahrzeuge ſind vortrefflich gezimmert und ſtehen überall im Rufe einer ausgezeichneten Seetüchtigkeit. Leider fehlen ihnen die Mittel, um ſich große Schniggen mit Fiſchbehältern zu erbauen, in denen die ſchuppigen Meerbewohner lebendig bleiben. Aus dieſem Grunde laſſen ſogar die Gaſtwirthe der Inſel zur Badezeit den Fiſchfang für ihre Tafeln durch Blankeneſer vollführen, welche den Helgolandern die zarten Steinbutten und Seezungen dicht vor der Naſe wegfangen. Früherhin bot auch der Vogelfang einen ergiebigen Nahrungszweig, aber die Segler der Lüfte ſind ſeltner geworden, und unſre Inſulaner verwenden nicht mehr den rechten Fleiß darauf. Jetzt ſind die Badegäſte ihre Zugvögel.

Selbſt kleine Burſche wiſſen ſchon auf die letztern zu ſpekuliren. Mit dem Ruf: „Da, ſieh mal!“ treten ſie zu dem Fremden heran, und zeigen ihm irgend eine Naturalie. Bald iſt es verſteinertes Holz, bald ein Seeigel, ein Belemnit, ein Ammonshorn oder goldheller Schwefelkies. Dieſer letztere hat hier vielfach als Verſteinerungsmittel gewirkt, und im Petrefaktenlager der Knaben finden ſich recht intereſſante Stücke, theils am Geſtade des helgolander Felſens, theils auf den Klippen bei der Düne geſucht. Ueber die Formation der Inſel iſt ſonſt häufig geſtritten worden, aber die neueſten, gründlichen Unterſuchungen

der Geologie haben das Räthsel gelöst. Nach ihrem Ausspruch erscheint hier ein seltnes Zusammentreffen von buntem Sandstein, Muschelkalk, Oolith und Kreide, welche Vereinigung dem Gebirgsforscher einen umfassenden Rundblick auf die Schichtengebilde benachbarter Küstenländer gewährt.

Graf und Gräfin.

Vor einer halben Stunde war das Dampfſchiff angekommen. Die meiſten Paſſagiere ſuchten nach Wohnungen, denn eine unerwartete Fülle von Badegäſten belebte diesmal das alte, felſige Foſtesland. Einer von den Fremden aber ſaß bereits auf dem Sopha einer ſehr behaglichen Stube im ſchönſten Hotel am Falm. Er hatte ſich wie ein wohlgeübter Reiſender benommen. Vom Deck des Dampfers aus, erwählte ſein Blick dies ſtattliche Gebäude, und kaum war er an's Ufer getreten, ſo ſtieg er, ohne ſich weiter um das Gepäck zu bekümmern, die große Treppe empor. In der Thür jenes Hotels ſtand Madam Krohn, die Beſitzerin, eine immer noch hübſche Frau von etwa vierzig Jahren. Der Ankommende grüßte ſie höflich und erkundigte ſich, ob ein Zimmer ihres Hauſes zu vermiethen ſei. „Ein einziges iſt heute Morgen frei geworden!“ erwiederte ſie, und führte den neuen Gaſt zu der freundlichen Wohnung, die er ſogleich dankbar in Beſchlag nahm.

Er lehnte ſich, als die Wirthin ihn verlaſſen hatte, wohlgemuth in's Fenſter, und ſang eine Opernmelodie, welche Kathrinen, dem ſaubern Hausmädchen, ſehr gut

geſiel. Aber auf's Befehlen ſchien der fremde Herr ſich zu verſtehn; alles wußte er, wenn auch lächelnd und mit Höflichkeit, zu tadeln: das Gepäck blieb zu lange aus, das Waſſer war nicht friſch, der Divan nicht weich genug. — „Nig uttehoolen[1])!" murrte Kathrine vor ſich hin, während ſie das Zimmer verließ, um zehnerlei herbeizuſchaffen, was der unruhige Gaſt gefordert hatte. Madam Krohn bemerkte ihr verdrüßliches Geſicht und ermahnte ſie zur Langmuth.

— Sieh nur, ſagte ſie, ſo ein vornehmer Mann iſt gewohnt, daß immer drei Dienſtboten um ihn ſcharwenzeln und aufpaſſen, wenn er nur winkt. Nach Helgoland kommt er nun ganz allein, wie ein ſchlichter Badegaſt. Er will nicht beſſer ſein als Andre, und will ihnen die Augen nicht ausſtechen durch hochfahriges Weſen. Das iſt hübſch von ihm, und wir müſſen alles thun, damit er's nicht zu bereuen braucht.

Nach dieſen begütigenden Worten trat die Wirthin in's Wohngemach ihrer Familie, das zur ebnen Erde, dem Speiſeſaal gegenüber lag. Es war mit blauer Tapete und Mahagonimöbeln zierlich eingerichtet, und die beiden Töchter des Hauſes befanden ſich darin. Marie, die älteſte, eine vollſtändig erſchloſſene Mädchenblume, ſaß etwas erhöht am Fenſter; neben ihr zeigte ſich eine Stickerei, ſammt einem Buche, mit denen ſie ſich abwechſelnd beſchäftigt haben mochte. Jetzt neckte ſie den grauen Papagei, der in ſeinem Ringe Purzelbäume ſchoß, und dabei entfaltete ſich eben ſo viel Reiz als Ausdruck in ih-

1) Nicht auszuhalten.

ren Zügen. Nicht als ob dieselben ganz regelmäßig schön gewesen wären — nein! der Mund hätte feiner, das Kinn hervortretender sein müssen, um einem Bildhauer als Modell dienen zu können. Aber für einen Maler war dies Antlitz ein glücklicher Fund. Die hohe klare Stirn, der goldig blonde Scheitel, die prachtvoll blauen Augen, die schlanke Linie der Nase, die leichtgerötheten Wangen und der fast überschwellende Mund gaben zusammen ein sehr ansprechendes Bild. Ein Duft von Romantik, eine gewisse stille Schwärmerei leuchtete aus Mariens Blick, und vermehrte das Interesse, welches ihre Erscheinung hervorrief. Dazu war ihr Wuchs untadelhaft, und die helgolander Nationaltracht würde dem Mädchen herrlich gestanden haben, wäre sie in der Familie Krohn überhaupt noch üblich gewesen. Marie ging nach der letzten Mode gekleidet, ganz wie die Damen in irgend einer deutschen Residenz.

Ihre Schwester **Gretje** mochte etwa zwölf Jahre alt sein, und sie war bräunlicher, als man sonst die Helgolanderinnen sieht. Aber muthig und feurig schien diese schwarze Rosenknospe; in ihren nächtigen Glanzaugen schimmerten heiße Strahlen, und wild flatterten die dunklen Locken um ihr schönes Haupt. Stillsitzen und aus den Büchern lernen, war Gretje's Sache nicht, es paßte auch gar nicht zu ihrer Natur. Dagegen hatte sie eine lebhafte Neigung zum Wirthschaften; sie verstand sich vortrefflich darauf und mußte überall ihre Hände im Spiel haben, zum großen Aerger der Mutter, welche lieber eine gebildete, als blos häusliche Tochter erziehen wollte.

Jetzt stand Gretje am Theetisch der Familie und ließ

aus der Maſchine eine Taſſe vollſtrömen. Im Eintreten bemerkte es Madam Krohn, und fragte:

— Gretje, was ſoll das? Was machſt Du da?

— Ei, lieb Mutter, antwortete die Kleine, drüben hat ein Gaſt Thee und Butterbrod befohlen. Damit er nicht lang zu warten braucht, wollt' ich ihm von unſerm abgeben, denn wir haben ja doch genug.

— Den Augenblick ſtell' die Taſſe fort! eiferte Madam Krohn. Wie viel hundert Mal hab' ich Dir verboten, Dich in ſolche Dinge zu miſchen. Hat Einer Thee verlangt, ſo werden ſie ihn aus der Küche beſorgen. Nimm die Grammaire und guck hinein, damit Du endlich etwas lernſt.

Das Mädchen leiſtete ſchweigend Gehorſam; ſie nahm ihr Buch und ſetzte ſich ſtill in eine Ecke des Zimmers.

— Ich möchte nur wiſſen, fuhr die Mutter beſänftigt fort, wer der Fremde auf Nummer Sieben iſt. Da ſieht man doch gleich den Unterſchied gegen ſo einen reichen Kaffee-Mylord aus Hamburg oder Bremen! Ja, der iſt wirklich von adlicher Geburt . . . man merkt's beim erſten Blick. Zu ſeinem blaſſen Geſichte ſteht ihm der dichte ſchwarze Bart ganz ausgezeichnet; zwar hinkt er ein klein wenig, aber ſelbſt das giebt ihm eine noble Art. Und Hände hat er, wie friſcher Schnee — die koſtbaren Ringe funkeln dreimal ſo ſchön darauf, als wenn ſie ein Andrer trüge. — Nun, wir können uns ja überzeugen! .

Sie rief Kathrinen, und gab ihr das Fremdenbuch, um es nach Nummer Sieben zu tragen. Dieſe kam ſchnell zurück, die Wirthin öffnete neugierig das Regiſter, und

auf der letztbeschriebenen Seite stand mit großen lateinischen Buchstaben:

Am 12. August 1841.

Der Reichsgraf von Solmar-Durlach. Kommt von Durlach am Rhein.

— Siehst Du, Marie! sagte Madam Krohn, nachdem sie die Worte laut vorgelesen. Meine Menschenkenntniß hat mich nicht betrogen. Er kam ohne einen einzigen Bedienten, und ich hatte gleich den Reichsgrafen heraus. Ein Handlungsdiener könnte aber mit sechs Lakaien bei mir einkehren, ich wüßte doch, daß er nur ein Commis ist.

Jetzt ging die Thür auf und Herr Krohn trat in's Zimmer. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Größe, sein Antlitz hatte starke Züge und seine Augen schauten ernst, beinahe finster. Er trug einen lackirten Schifferhut, eine sehr kurze blaue Jacke von feinem Tuch und gleichfarbige Beinkleider, deren ungeheure Weite an die Pluderhosen des Mittelalters erinnerte. Herr Krohn kümmerte sich wenig um die Gastwirthschaft, sondern überließ das seiner Frau, denn er war Rathmann, und diese Würde hat viel zu bedeuten auf Helgoland. Sechs Rathleute regieren die Insel und halten Gericht über deren Bewohner. Vorzeiten wurden sie vom Volke gewählt, doch die gute, urdeutsche Sitte verlor sich, und wenn gegenwärtig ein Rathmann ausscheidet, wählen die übrigen Fünf den Nachfolger desselben. Diese Einrichtung mußte natürlich dem Nepotismus Thür und Thor öffnen, und ein solcher wird den Rathleuten von ihren Mitbürgern vielfach zum Vorwurf gemacht.

Krohn hatte den Hut abgeworfen und sich bequem auf

das Sopha gestreckt. Seine Frau füllte ihm sogleich die Tasse, that Zucker hinein und reichte ihm die Rumflasche. Dabei erzählte sie in geläufiger Weise, daß ein hoher Gast, ein Reichsgraf, im Hause wohne. Der Wirth gab sich zwar das Ansehn, als sei ihm die Geschichte sehr gleichgültig, aber er spitzte doch das Ohr, denn darin haben die Helgolander Aehnlichkeit mit den Amerikanern: je weniger unter ihnen selbst von einer Abstufung der Geburt die Rede sein kann, desto leichter werden sie durch Rang und Titulaturen bestochen.

Graf Solmar, der Wolf in der Fabel, kehrte so eben von einem kurzen Spaziergang heim, und grüßte Marien, die noch immer am Fenster saß. Frau Krohn konnte den Drang nicht besiegen, ihm draußen zu begegnen; sie öffnete die Stubenthür, während der Fremde in's Haus trat, und er knüpfte voll Artigkeit ein Gespräch mit ihr an. Zuvörderst erkundigte sich Solmar, wer die schöne junge Dame sei, die er hinter den Scheiben bemerkt habe. Knirend erklärte die Wirthin, er werde wohl ihre eigene Tochter meinen, und darauf bat er um Erlaubniß, dem Fräulein sein Compliment machen zu dürfen.

Frau Krohn führte ihn nun in's Familiengemach, stellte ihm die Ihrigen vor, und nöthigte ihn, eine Tasse Thee zu trinken. Nach einer halben Stunde war der Graf hier völlig heimisch; er wußte ausgezeichnet zu sprechen, und brachte eine Menge Anekdoten aus der vornehmen Welt, Reiseskizzen und glatte, lüsterne Hofgeschichten vor. Die Mutter lauschte unverwandt, sie war jedesmal erzürnt, wenn Kathrine erschien, um eine Frage an sie zu richten. Mariens Auge hing ebenfalls voll Theilnahme an der

Lippe des Gastes, selbst dem Alten behagten die aristokratischen Geschichten, und als der Graf sich endlich empfahl, hatte er bei der ganzen Familie einen Stein im Brett. Nur Gretje, die über ihrer Grammatik eingeschlafen war, mußte zum Gutenachtsagen erst durch einen unsanften Stoß der Mutter geweckt werden.

Beim hohen Adel ist es wie bei den Freimaurern. Er bewahrt sich seine geheimen Erkennungszeichen, und sobald sie einmal gegeben sind, knüpft sich schnell ein trauliches Verhältniß zwischen den Wahlverwandten. So ging es auch mit Graf Solmar. Gestern als ein wildfremder Mensch nach Helgoland hergeschneit, befand er sich schon heute mitten in dem erwählten Kreise, den die Fürstin Camolin um sich sammelte. Die letztere war nicht mehr ganz jung; ihre Schönheit hatte, aus dem Taumel eines stürmischen Genusses, nur leichte Spuren gerettet, und ihr Ruf schien so zweideutig, daß selbst die helgolander Bootsleute sich darüber mancherlei zuflüsterten. Aber trotzdem wußte sie zu fesseln, zu imponiren und sich die vorhandene Gesellschaft ohne Weiteres unterzuordnen. Die Fürstin besaß jene glänzende Tournüre, welche sich auf dem schlüpfrigsten Boden mit Grazie bewegt; sie war gewohnt, das Scepter zu führen, und führte es darum mit bezaubernder Leichtigkeit. Ihre Bekannten bildeten stets einen förmlichen Hofstaat um sie; auch Solmar, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde in diese Sphäre gezogen, und er gewann sich bald die volle Gunst der gebietenden Frau.

Kaum eine Woche nach Solmar's Ankunft fand jene Grottenbeleuchtung der Insel statt, welche dem eintönigen

Badeleben alljährlich einen Lichtpunkt verleiht. Hunderte von Böten schwankten auf der nächtigen See, Musik und Gesang erschallten; die Fahrt ging zunächst an der tiefdunklen östlichen Felsenwand entlang. Als man aber um die Nordspitze bog, entfaltete sich ein wunderbar romantisches Schauspiel. In den finstern Grotten des rothen Gesteins brannten wildflackernde Pechtonnen, und warfen grelle Streiflichter über den zerklüfteten Fels. Bengalisches Feuer, in prachtvoller Farbe, blühte aus den grausigen Spalten, und schimmernde Leuchtkugelgarben brachten einen feenhaften Tag in die ewige Nacht der Höhlen. Hinter den Flammen tanzten und sprangen die Buben Helgolands so geschickt umher, daß ihre schwarzen Schattenbilder, gleich dämonischen Gestalten, hoch an den Wänden vorüberzuckten. Bei jeder neuen Scene brach der Jubel stürmischer hervor, und wo die Zerstörung des Felsens die größten Fortschritte gemacht hatte, da nahm sich die Illumination am herrlichsten aus.

Die Barke der Fürstin Camolin hielt sich nahe an der Spitze des Zuges; sie war mit den exquisitesten Personen gefüllt, und man äußerte sich darin bald befriedigt, bald spöttisch über das Schauspiel. Ein ältlicher Herr, welcher einen großen Stern auf der Brust trug und „Excellenz" angeredet wurde, sprach nach einer Pause:

— Die Pechfeuer machen sich brillant in den Höhlungen, welche das zerstörungslustige Meer in's Fundament der Insel gespült hat ... und die rastlos wallenden Schatten sehen wirklich infernalisch aus. Diese Helgolander beleuchten heut ihr eigenes Verderben und scheinen sogar eine kindisch sorglose Freude daran zu haben.

— Welch geistreiches Wort, Excellenz! sagte die Fürstin voll Bewunderung. Aber gleich darauf wendete sie sich zu ihrer Nachbarin und flüsterte: Den Gedanken hat er vom Grafen Solmar, nur daß ihn dieser viel glänzender entwickelte.

— Ja, der Graf! antwortete die Dame. Mit ihm kann sich so leicht keiner messen. Sein Geist ist groß und mächtig wie das Meer. Wo mag aber Graf Solmar heute Abend sein?

— Da drüben in der Gondel sitzt er, mitten unter der Familie seines Wirths. Er ist ein höchst origineller Mensch ... ich glaube, es amüsirt ihn, der kleinen Helgolanderin den Hof zu machen. Wir wollen ihn doch einmal überraschen.

Sie gab den Ruderern eine Andeutung, und bald schwamm das Fahrzeug neben dem Boote, worin sich Graf Solmar und Madam Krohn mit ihren Töchtern befanden. Die Fürstin bog sich über Bord und sagte:

— Da treffen wir ja den liebenswürdigen Schmetterling, der die frische Seelilie umgaukelt. Also das ist sie, die reizende Ariadne?.. Nun, Graf, wenn man sich auch über Sie ärgert, gestehen muß man doch, Sie zeigen sich immer als ein Mann von Geschmack.

Marie sah wirklich wie eine seltne Meeresblume aus, denn der Flammenschein warf eben eine magische Beleuchtung auf ihr blondes Angesicht. Die Worte der Fürstin verletzten sie zwar, allein das bittere Gefühl entschwand aus ihrem Herzen, als Solmar begeistert in das Lob einstimmte, welches die Fürstin ihr gezollt.

— Ich sehe immer deutlicher, edler Graf — unterbrach

ihn die letztere — wie tief Sie in Amor's Feſſeln gerathen ſind. Thun Sie ſich meinetwegen keinen Zwang, denn ich weiß wohl, ſolch eine pikante Avantüre verleiht der Saiſon erſt ihren Reiz. Aber ich fürchte nur, daß Sie dadurch unſerm Kreiſe entzogen werden. Ein einziges Gegenmittel zeigt ſich ... wir müſſen die hübſche Helgolanderin für die Zeit unſeres Aufenthalts emancipiren, und ich lade dieſelbe in aller Form zum Kaffee, den ich morgen auf der Düne zu geben beabſichtige. Die Geſellſchaft wird ſo ſein, daß ſich das Fräulein durchaus nicht zu bedenken braucht!

Lachend ſchloß die Fürſtin Camolin ihre heitere Anſprache, von der kaum ein paar Worte bis zu Marien gedrungen waren. Solmar hatte freilich, trotz des Getümmels, faſt alles verſtanden, weil er ſich ebenfalls weit über den Bootsrand lehnte. Aber geſchickt merzte er das Herbe aus, und trug die gaſtfreundliche Bitte der Fürſtin ſo unbefangen vor, daß ſie Madam Krohn in Entzücken verſetzte und auch auf Mariens Stolz einen ſehr angenehmen Eindruck machte.

Am nächſten Nachmittag fand der Kaffee wirklich ſtatt, und Graf Solmar geleitete das ſchöne Mädchen, wohlgeſchmückt, bis zum Strande hinunter. Als Marie mit den edelſten Damen, welche diesmal das Bad beſucht hatten, in die Barke ſtieg, ſchaute ſie ſich freudig um, ob auch recht viele Helgolanderinnen dieſen Triumph bemerken möchten. Während der Ueberfahrt behandelte man ſie rückſichtslos und beinahe höhniſch, doch als drüben die Herren der Geſellſchaft ſich mit den Damen vereinigten, ging eine raſche Veränderung vor. Graf Solmar mahnte die Fürſtin durch

eine leicht hingeworfene Sentenz an die Unverletzbarkeit des Gastrechts, und sogleich begann dieselbe, Marien auf ganz besondere Weise auszuzeichnen.

Kaum hatte sie den neuen Ton angeschlagen, so stimmten alle Uebrigen darin ein, und Marie wurde der Gegenstand zahlreicher Aufmerksamkeiten. Das Mädchen wußte sehr gut, wer ihr diese günstige Stellung bereitet hatte, und ihre herzlich dankbaren Blicke flogen oft zum Grafen hin. Solmar kam nun in die prächtigste Laune; er wußte so viel zu erzählen, er besaß schon eine so reichhaltige Chronique scandaleuse der Badegesellschaft, daß die Anwesenden ihm staunend und lachend zuhörten. Drei Bediente servirten unterdeß den Kaffee, auch der Graf nahm eine Tasse, brachte sie an den Mund, und da er den Inhalt wohl zu heiß finden mochte, ergriff er, vom Gespräche ganz in Anspruch genommen, ein etwas seltsames Abkühlungsmittel. Der Herr mit dem Stern sah ihm regungslos zu, bis seine Nachbarin, die Generalin von Borie, die Frage erhob:

— Excellenz, was haben Sie nur?.. Sie sind ja total in ein Steinbild verwandelt.

— Die Consternation machte mich starr, meine Gnädigste! antwortete Jener. Ich traute meinen eigenen Augen nicht, denn Seine Erlaucht, Graf Solmar-Durlach, haben so eben geruht, den Kaffee aus der Untertasse zu trinken.

Solmar zuckte bei diesen Worten erschreckt zusammen und die Röthe der Verlegenheit überflog sein Angesicht. Die Fürstin Camolin wendete sich aber freundlich zu ihm und sagte:

— Ja, Graf, leugnen können Sie es nicht ... ich bin

Zeugin wider Sie, und zwar eine beeidete Zeugin. Mit welchem Wohlbehagen, mit welcher aufrichtigen Bewunderung habe ich Sie belauscht! Es stieg mir dabei ein Gedanke auf: manche Sitten sind nur deshalb von der Societät geächtet, weil sie nicht anders, als durch die Bourgeoisie zur Erscheinung gebracht werden. Giebt es, zum Beispiel, ein lächerlicheres Bild, als so eine Bürgerseele, die ihren Kaffee aus der Untertasse genießt? — Doch wie liebenswürdig war es, als Sie, in träumerischer Unbefangenheit, in süßer Nonchalance, den Kaffee ausgossen, mit gespitztem Munde auf die Schale bliesen, und sie dann selbstzufrieden leerten. Graf, ich versichere Sie, kommen Sie diesen Winter nach der Residenz, wiederholen Sie das Manöver in unsern Salons, und Sie machen es zum allgemeinen Ton. Es wäre unvergleichlich hübsch, wenn wir erlebten, daß die Damen der Elite den Mocca wieder aus Untertassen schlürften, just wie zur Zeit der guten Madame de Maintenon.

Jetzt verkündete die ganze Versammlung des Grafen Ruhm, doch er lehnte alle Lobsprüche bescheiden ab. Man plauderte und medisirte noch viel; erst als die Sonne das Meer zu einer glühenden Purpurrose umwandelte, wurde an die Heimkehr gedacht, und diesmal stiegen Damen und Herren bunt gemischt in die Böte. Seit diesem Tage war Marie vom noblen Cirkel völlig adoptirt, und wenn sie zur Reünion kam, drängten sich die tonangebenden Cavaliere, einen Tanz von ihr zu erhalten.

Nach etwa drei Wochen hatte sich indeß die Crême vom helgolander Felsen zurückgezogen; die Saison war vorbei, und nur einige Dutzend wirklich leidender Badegäste

blieben noch dort. Auch Solmar machte keine Anstalt zur Reise, obgleich er, sobald die Witterung kühler wurde, selten mehr nach der Düne überfuhr. Es mußte ihn also etwas anderes fesseln, als des Meeres salziger Wellenschlag. Madam Krohn hatte bald sein Herz durchschaut, und man brauchte auch nur die Augen aufzuthun, um des Grafen glühende Neigung zu bemerken, die ihn zu Marien hinzog. Wenn sie sprach, hing er an ihren Lippen, und war stets bemüht, ihre geheimsten Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Des Abends gesellte er sich zu der Familie; oft las er etwas vor, und wenn ein liebendes Paar oder zwei glückliche Eheleute in dem Buche geschildert wurden, stahl sich unwillkürlich ein Seufzer aus seiner Brust.

Frau Krohn war eine kluge Frau; sie suchte ihrerseits den Grafen gleichfalls durch Netze zu umstricken, wenn auch nur durch die Netze der Wohnlichkeit und Behaglichkeit. Seine Zimmer im Hause wurden nach und nach mit Allem versehn, was er irgend zu vermissen schien; der Tisch brachte täglich seine Leibgerichte, und jede Störung seiner Ruhe wurde sorglich fern gehalten. Sie redete zu ihrem Gatten oft mit überschwenglichen Lobeserhebungen vom Grafen, aber das war nicht einmal nöthig, denn Herr Krohn und Solmar fühlten ohnedies volles Vertrauen zu einander. Vielleicht brachte der scharf aristokratische Zug, den beide von Natur besaßen, ihr Einverständniß hervor.

An einem Sonntagmorgen im Spätherbst trat der Graf in's Zimmer des Rathmannes, und bat, ihn allein sprechen zu dürfen. Eine ungewöhnliche Feierlichkeit in Solmar's Wesen war nicht verkennbar, denn er trug den schwarzen Frack mit weißem Johanniterkreuz auf der Brust, und

Krohn ahnte wohl, daß es sich um etwas Wichtiges handeln müsse.

— Herr Krohn, ich liebe Ihre Tochter Marie! begann der Fremde. Ich liebe sie innig, unaussprechlich! Aber es wäre Verrath an der Gastfreundschaft, mit der Sie mich in Ihrer Familie aufgenommen haben, wollte ich heimlich, wie ein Dieb, um des Mädchens Gegenliebe buhlen, ohne vorher versichert zu sein, daß ich Ihre Einwilligung erhalten werde, sie als mein Weib von der Insel fortzuführen. Wollen Sie mir diese Einwilligung geben?.. Darf ich Mariens Herz fragen, ob es meine Gefühle theilt? — An alte, abgelebte Standesvorurtheile denken Sie nicht, denn unsre Zeit hat dieselben abgeschüttelt, und mit gutem Recht. Ein freier Mann wirbt beim freien Manne um die Tochter, und wird sie mit Stolz der ganzen Welt als seine Gattin zeigen.

Des Grafen Stimme war zuletzt weich geworden, selbst Krohn empfand eine gewisse Rührung, und sagte von Herzen ja zu der Bitte des erwünschten Eidams. Dann rief er seine Frau und verkündete ihr das freudige Ereigniß. Diese, sonst so geschickt im Reden, blieb diesmal vor Ueberraschung beinahe stumm, und nicht eher, als bis der Graf das Gemach verlassen hatte, kehrte ihr die Macht der Sprache vollständig zurück.

— O Heil und Glück für unser Haus! rief sie. Marie bekommt eine Grafschaft! O, ich möchte Alles zerbrechen vor lauter Freude! Ja, das Kamel war zu was Großem bestimmt... ich hab's ihr von Kindheit auf angemerkt und habe sie auch danach erzogen. Die Gretje wird's ihr Lebtag nicht dahin bringen: sie hat gar nicht die feine Art

und den vornehmen Schick von Marien. Na, ich möchte nur sehn, wie unsre Helgolander die Hände voll Verwunderung zusammenschlagen werden, wenn's erst öffentlich ist. Und besonders die alten Rickmers ... denen gönn' ich's am meisten! Sie haben einen stillen Tick auf ihren Eidam, und er ist doch lange kein Graf nicht, sondern blos ein einfacher Edelmann.

— Ich bin den Rickmers gewiß nicht grün, sagte Krohn, aber da thust Du ihnen Unrecht. Habe nie bemerkt, daß sie stolz wären auf den Herrn von Waldegg.

— Mann, solche Sachen verstehe ich besser als Du! Nicht stolz? Fi, seh mir doch, nicht stolz! Wer möchte auf so was nicht stolz sein? Aber sie tragen's innerlich, und drum ärgere ich mich eben. Vor zwei Jahren fragte ich die Marielise: Nun, ihr bildet euch wohl recht viel ein auf den adlichen Schwiegersohn? „Nein," antwortete sie ganz ruhig, „darauf nicht, denn ein Mensch ist wie der andre. Aber wir freuen uns, daß er die Tütje von Herzen liebt und ehrt." — — So konnte nur der leibhaftige Hoffahrtsteufel aus dem Weibe reden, und es ist reines Gift für sie, wenn unsre Marie eine Gräfin wird.

Die Hausthür knarrte; Frau Krohn hemmte ihre Zungenfertigkeit, denn Marie kam von einem Besuche heim. Sogleich theilte ihr die Mutter mit, was heute vorgefallen, und sie erwartete, das Mädchen in Jubel ausbrechen zu sehn. Wie erschreckt war sie jedoch, als jeder Blutstropfe von Mariens Wange schwand, als helle Thränen aus ihrem fast leblosen Auge stürzten. Marie zitterte wie ein Rohr, vom Winde bewegt, und mußte sich an der Lehne des Sopha's halten, um nicht zu Boden zu sinken. Was

ihr die ſchwärmeriſch erregte Phantaſie nur ſchüchtern vorzuſpiegeln gewagt, das ſollte ſich nun zur Wirklichkeit geſtalten — ſie ſollte Solmar's Gattin, ſollte eine Gräfin werden. Seit ſeiner Ankunft trug ſie dieſen Mann im Herzen ... und wie konnte es wohl anders ſein? Aufgeblüht unter dem berauſchenden Einfluß romantiſcher Poeſiegebilde und einer großen Meeresceinſamkeit, mußten ihre Sinne und Träume umgarnt werden, als der hochgeborene Mann, der Grazie, Feinheit, Bildung und eine Grafſchaft beſaß, als dieſer Mann ihr ſeine Huldigung offen darbrachte.

Und es war nicht blos die ſüße Betäubung geſchmeichelter Eitelkeit, durch welche ihre Seele in einen liebeähnlichen Zuſtand eingelullt wurde — nein, Marie liebte den Grafen wahrhaft. Das empfand ſie erſt ganz, da er ſie nun als Verlobte in ſeine Arme ſchloß, da das ſüße Wort „Braut" aus ſeinem Munde klang. Ihr Geiſt war wohl durch Erziehung und Lektüre verſchroben worden, doch ihr Herz hatte ſich rein und gut erhalten, es hatte eine kräftige Friſche aus der Ueberſpannung gerettet. Jetzt gewann dies Herz wieder die Oberhand, die Liebe befreite ſie aus dem Bannkreis einer wüſten Romantik — Marie kehrte neugeboren zur Natur und Wahrheit zurück. Sie ſtieg vom hohen Kothurn des Idealismus herab, ihre Gefühle wurden unmittelbar, und bald war ſie nichts mehr und nichts weniger, als ein glückliches, liebeathmendes Mädchen.

Kaum wurde die Verlobung bekannt, ſo erfüllte die Bewohner Helgolands eine gemiſchte Empfindung von Neid und Freude. Hier drängten ſich ſcharfe Bemerkungen

hervor, dort betrachtete man es wie eine gemeinsame Ehre, daß eine Helgolanderin „Gräfin" werden sollte. Darüber waren jedoch sämmtliche Stimmen einig: Krohn's Tochter mache ein ungeheures Glück. Nur Claudius Wagen schien nicht recht mit dieser Meinung einverstanden; er blieb jedesmal kleinlaut, wenn man in seiner Gegenwart die Vorzüge des Grafen pries, und suchte das Gespräch abzubrechen. Er gehörte nun völlig zu den Insulanern; sie mochten ihn Alle gern, weil er sich so ganz in sie eingelebt, weil er ihr Meer, ihr Land und ihr Treiben so schön, so innig wiederzugeben verstand. „Der Maler" nannten sie ihn; bei keinem Feste durfte er fehlen, und gegen den Ausspruch: „der Maler hat's gesagt", duldeten sie keine Einwendung mehr. Deshalb sah auch mancher Lootse den Grafen Solmar mit bedenklichem Auge an, denn sie hatten's bald abgelauscht, daß Claudius ihm nicht gewogen sei.

Eines Tages — der letztere saß eben malend vor seiner Staffelei — trat Eliza zu ihm, ihr holdlachendes Kind auf dem Arme. Draußen ging das Brautpaar vorüber, und die liebliche Malerfrau sagte:

— Sieh nur, Claudius, wie zärtlich sorgsam der Graf Marien führt. Ich glaube doch, Du thust ihm Unrecht mit Deinem Mißtrauen.

— Wollte Gott, daß Du wahr sprächest, Eliza! — Marie hat sich wunderbar zu ihrem Vortheil verändert ... sie verdient gewiß eine ungetrübte Zukunft. Aber ich kann mich der Abneigung, des Mißtrauens nicht erwehren, wo ich diesem Grafen begegne. Es ist etwas in ihm — ob Dämo..isches, ob Gemeines, weiß ich selber nicht genau — was mich gewaltsam berührt und zurückstößt. Sei versi-

chert, liebe Eliza, ich werde herzlich froh sein, wenn ich Dir einst gestehen muß: ich habe mich geirrt.

Des Grafen zweiter Gegner war Erich Rickmers. Achtzehn Jahre zählte dieser jetzt; sein Antlitz hatte sich gebräunt, seine Augen blitzten wie blaue Schwefelflammen, und lockig rollte ihm das Haar um Stirn und Schläfen. Mitunter kam er zu Krohn's, denn er mochte die Gretje, das frische, lustige Kind, gar zu gut leiden. Sie folgte ihm, wenn sie irgend durfte, hinab an den Strand, hatte hundert Dinge zu fragen, und sprang fröhlich neben Erich her. Seit Mariens Verlobung ließ er sich seltner sehn, denn Solmar's herablassendes Wesen war ihm unerträglich, und sobald es nur anging, vermied der junge Rickmers jedes Zusammentreffen mit demselben.

Erich liebte die Bücher, und diese Neigung machte ihn zu einem häufigen Gast bei Hinrich Bredau. Der letztere sorgt für das literarische Bedürfniß der Helgolander und Badegäste; im kleinen Parterrezimmer seines Häuschens hat er den ganzen Bücherschatz geordnet. Auf etlichen Brettern an der Wand befindet sich die Leihbibliothek, auf Tischen und Fenstersimsen die Buchhandlung. Dieselbe reizt besonders durch eine Auswahl von Schriften, die in Deutschland strenge verpönt sind. Hierher, auf den rothen Nordseefelsen, unter die großbritannische Flagge, müssen sich deutsche Bücher retten, welche die Polizei dort ausgewiesen hat. Sie zeigen ihren Verfassern den Weg, wo sie Schutz suchen sollen, wenn man auch sie heimathlos macht.

Bredau ist Lootsenoffizier, ein bejahrter hübscher Mann, wohl sechs Fuß groß, mit hellen, ernsten Augen und

freundlichen Mienen. Auf einem niedrigen Stuhle sitzt er im engen Bücherzimmer, mit lejchter Nankingjacke und blauen Hosen bekleidet. Wenn er sich aufrichtet, glaubt man, er werde die Decke einstoßen. Ein kluger und muthiger Zug geht lächelnd um seinen Mund; er kennt das Meer, er kennt allerhand Bücher und allerhand Menschen; Bredau ist ein gescheuter Mann. Darum kommt Erich so gern zu ihm, läßt sich belehren über politische Dinge und stählt sein Herz an der heißen Freiheitsliebe des würdigen Greises.

Auch heute saß der Bursch im kleinen Bibliothekſaal und plauderte eifrig mit Jenem, als Claudius hereintrat.

— Ich bringe eine Neuigkeit! sprach er. Zum Frühjahr kehrt unser Gouverneur nach England zurück und macht seinem Nachfolger Platz.

— Sir King? rief Bredau erschreckt. Das wäre nicht gut für das Land! Ein Vierteljahrhundert wohnt er nun bei uns, wir haben uns an ihn gewöhnt und er hat ein helgolandisch Herz bekommen . . . er versteht unsre Freude und unser Trübsal. — — Es wäre nicht gut, wenn wir den Sir King verlieren sollten!

— Ei, Bredau, Ihr seid Einer von den Alten, deshalb opfert Ihr nicht gern etwas von dem, was mit Euch jung gewesen ist! meinte Erich. Aber ich denke, es kann gar nicht schaden, wenn sie den alten Herrn endlich einmal ablösen. Mit jedem neuen Oberhaupt kommt neues Blut in den Körper des Staats . . .

— Gott gebe, daß es gutes Blut sein mag! unterbrach ihn Bredau. So ein frischer Herr verändert freilich manches. Er will Selbstschöpfer sein, weil das der Eitel-

keit ſchmeichelt, aber geben will er nichts . . . Früchte möcht' er wohl ernten, nur das Säen behagt ihm ſchlecht.

Wahrſcheinlich würde dies Geſpräch noch länger gedauert haben, wäre nicht plötzlich Graf Solmar angelangt. Mit höflichem Gruße kam er zur Thür herein, bot dem Buchhändler ſogar die Hand, und blätterte dann etliche Schriften durch.

— Ihr Lager ſcheint großentheils politiſchen Inhalts, Herr Bredau! ſagte er, halb zu dem Alten hingewendet. Warum das?

— Weil die Leute heutzutage am liebſten ſolche Bücher kaufen.

— Und vorzüglich halten Sie auf Schriften, die ſich mit Deutſchland beſchäftigen. Lieben Sie das deutſche Volk ſo ſehr?

— Ja gewiß, Herr Graf!

— Aus welchen Gründen?

— Weil jeder Menſch ſeine Mutter lieben und ehren muß. Deutſchland iſt unſre Mutter, wir ſtammen davon ab, und es wäre unrecht, wenn wir das jemals vergeſſen ſollten. Wir reden deutſch, wir beten deutſch, unſre uralten Geſetze ſind deutſch, und wir lieben das deutſche Land herzinnig.

— So?! Ich glaube Ihnen wohl, Herr Bredau, doch dann wundert es mich, daß die Helgolander niemals einen Verſuch gemacht haben, ſich wieder an Deutſchland anzuſchließen.

Der Graf ſprach dieſe Worte mit jener feinen Ironie, die im Salon ihr Echo findet, hier aber wirkungslos abprallte. Hinrich Bredau antwortete mit ernſtem Ton:

— An Deutschland? . . Wie hätten wir das nur machen sollen, Herr Graf? Deutsche Länder kennen wir freilich genug, aber Höflichkeit ist eine hergebrachte Sitte auf Helgoland, und wir stoßen niemanden gern vor den Kopf. Wenn wir nun sagen möchten, daß wir östreichisch werden wollten oder preußisch, bairisch oder würtemberg'sch, dann würden wir ja drei Dutzend andre deutsche Staaten schwer beleidigen, und — — das ist unsre Weise nicht!

Erich schaute den Maler triumphirend an; der Graf schwieg, doch blieb er freundlich wie zuvor. Er kaufte ein Buch, sprach noch einige Worte über Wetter und See, und empfahl sich dann herablassend artig.

Nun kam der Winter; derselbe trat nicht heftig auf, und Solmar fühlte sich sehr behaglich in diesem milden Clima. Durch die Seeluft wird eine gewisse Gleichmäßigkeit der Temperatur hervorgebracht, denn während sie im Sommer die heiße Atmosphäre kühlt, erhält sie im Winter das Thermometer vier bis fünf Grad höher, als auf dem Festlande. Dagegen wechselt die Witterung oft, und der Regen scheint Helgoland mehr, als die Sonne, zu lieben. — Trotz aller Empfindlichkeit gegen Kälte, konnte der Graf im Januar, ohne sehr schwere Kleidung, mit seiner Braut Spaziergänge auf den grünen Feldern des Oberlandes machen. Er hing so voll Zartheit und Innigkeit an Marien, daß sich in ihrer Brust zur feurigen Liebe auch die Bewunderung gesellen mußte. Nie machte er seine Standeshoheit geltend, und wenn er einmal von der Grafschaft erzählen mußte, geschah das immer mit Zurückhaltung und Bescheidenheit. Selbst sein überwiegendes Wissen verleugnete er, um das holde Kind nicht einzu-

schüchtern; er gab sich absichtlich Blößen und sprach manchmal von geschichtlichen oder naturhistorischen Dingen so verkehrt, daß ihn Marie eines Bessern belehren konnte. Sie ahnte wohl, weshalb er es that, und hatte ihre stille Freude an solchen Liebesbeweisen.

Solmar hatte erklärt, daß er nach der Hochzeit noch einen Sommer auf der Insel verweilen wolle, um seine junge Frau nicht so plötzlich aus dem Elternhause, aus der Heimath und allen gewohnten Lebensverhältnissen zu reißen. Aber die Anstalten zur Vermählung betrieb er mit größtem Eifer; Madam Krohn mußte sich ungemein hasten, daß die Wohnzimmer des gräflichen Paares in Ordnung kamen, und Kathrine lief sich den Tag über völlig athemlos. Endlich war das Nothwendigste vorbereitet; der Termin zur Trauung konnte anberaumt werden.

Da begab sich leider ein unangenehm störender Zwischenfall. Der Ortspfarrer von Helgoland forderte nämlich vom Grafen mancherlei Legitimationspapiere, und erklärte geradehin, daß er ihn ohne diese nicht copuliren könne. Solmar trat ihm zwar mit aller Würde seines Standes entgegen und suchte die kleinbürgerliche Zumuthung abzulehnen. Das kümmerte indeß den braven Pastor nicht; derselbe kannte nur Gottes-, aber keine Menschenfurcht, und er blieb fest bei seinem Verlangen. Nun mußte endlich des Grafen Langmuth schwinden, er fuhr mit Marie und deren Eltern auf einer bequem eingerichteten Schnigge nach Hamburg, wo sich bald ein Prediger fand, der weniger peinlich war, als sein helgolandischer Amtsbruder. Er vereinigte durch den Priestersegen die Liebenden am Altar, und diese konnten, bei ihrer Rückkehr

nach der Inſel, dem ſtörrigen Seelenhirten durch gute Zeugniſſe darthun, daß ſie nun ein legitimes gräfliches Ehepaar geworden.

Faſt zürnten die Bewohner Helgolands ihrem Pfarrer wegen der unnützen Hinderniſſe, welche er Jenen in den Weg gelegt hatte. Sie benahmen ſich um ſo ehrerbietiger gegen Solmar und Marien; niemand erlaubte ſich mehr ein zutrauliches Wort an die hübſche Landsmännin, ſondern Alle nannten ſie reſpektvoll: „die Gräfin". Das junge Paar aber fühlte ſich viel zu ſelig, um irgend wem zürnen zu können; es ſchwebte im Himmel der Liebe, und kein rauher Wolkenſchauer trübte ihnen das ſchöne Morgenroth ihres Eheſtandes. Madam Krohn hatte ihre ganze Sorgfalt aufgeboten, eine möglichſt ſtandesgemäße Wohnung für die beiden Leutchen herzuſtellen, und ſie feierte nun einen wahren Triumph, denn ihr Schwiegerſohn — obgleich an viel reichere, prächtigere Umgebungen gewöhnt — war artig genug, die comfortable Einrichtung lebhaft zu preiſen.

Auch Herr Krohn ſonnte ſich im Glück ſeines Kindes, und ihm that ſolche Erholung am meiſten noth, denn er kehrte jetzt häufig mit tiefen Runzeln auf der Stirn aus den Sitzungen zurück. Eines Tages, als er beſonders verdrüßlich ſchien, fragte ihn Graf Solmar theilnehmend um die Urſache.

— Ei, ſeit der neue Gouverneur, Sir Hindmarſh, auf's Land kommen iſt, giebt es lauter Unruhe und Aergerlichkeit. Sir King hat viele Jahre zu ſeiner und unſrer Zufriedenheit hier gelebt . . . Alle waren ihm treuergeben, und ſeine gute Art hielt jeden Unfrieden ab. Kaum

aber langte der Stellvertreter an, ſo brach auch der Wirrwarr los.

— Und weshalb? erkundigte ſich Solmar. Bekümmert er ſich zu wenig um die Landesangelegenheiten?

— Nein, er bekümmert ſich zu viel darum! Er thut dem Volke unnöthigen Vorſchub, und giebt ihm dadurch Macht wider uns — wider die Rathmänner. Wozu ſind wir Rathmänner, wenn wir das Land nicht nach unſrer eignen Einſicht regieren ſollen? . . wenn man uns auf die Finger ſchaut und überall mitreden will? Sir King, der ehrliche Stelzfuß, ließ uns gewähren, und die Sachen blieben im ruhigen Geleiſe. Sir Hindmarſh möchte alles ſelbſt machen, alles umſchaffen und abändern . . . er kennt nur leider den Compaß nicht und wird bald auf eine Klippe laufen. Aber an unſern alten Gewohnheiten und Rechten hängen wir zähe wie Baſt, und ſo leicht laſſen wir kein Leck hineinfahren. Wir Rathleute hielten von jeher die Sitzungen und Gerichtstage im geſchloſſenen Zimmer — nun hat er befohlen, daß die Thüren aufgeſperrt werden ſollen. Für's müßige Volk iſt das recht etwas . . . es kommt herein, hört zu, und zieht unſre Worte, unſre Urtheile durch die Hechel. Man möchte ſich todtärgern vor ſolchem Verdruß!

— Das iſt ein Pröbchen von der engliſchen Manier, ſprach der Graf mit Hohnlächeln. Alles ſoll öffentlich ſein, der Bürgerſtand ſoll alles Räderwerk der Regierungsmaſchine kennen. Ich bin vollſtändig Ihrer Meinung, Herr Krohn! Dieſe Oeffentlichkeit bildet das Felſenriff, woran jedes beſtehende, durch ſein Alter geheiligte Recht ſcheitern wird, wenn der Steuermann nicht mit ge-

ſchickter Lenkung die gefährliche Stelle umgeht. Oeffentlichkeit wirkt wie Opium im Staate, denn ſie berauſcht ſüß, aber ſie zerſtört den Organismus. Darum iſt ſie zum Stichwort jener hablosen Schriftſteller geworden, welche neidiſch auf die angeſtammten Vorrechte Anderer ſind und ſich lieber ſelbſt in deren Beſitz bringen möchten.

— Man ſieht ſchon die Früchte von der belobten Oeffentlichkeit! fuhr Krohn ſehr heftig fort. Jeder Dummkopf glaubt jetzt eine Stimme in Communeſachen zu haben. Wir Rathleute überbrachten dem Sir King bei ſeinem Abgang einen ſilbernen Pokal. Selbiger war, wie ſich's verſteht, aus der Gemeindekaſſe bezahlt, weil er ein Andenken an Helgoland ſein ſollte. Der Gouverneur freute ſich ſehr darüber, und bat uns, ſammt den Landesälteſten und Quartiersmännern, zu Gaſte. Nun murrten die Bürger über den Koſtenaufwand, aber es ärgerte ſie nur, daß ſie nicht auch zu dem Schmaus geladen waren. Statt ihr ſchlechtes Gewäſch gar nicht zu beachten, ließ Sir Hindmarſh auf allen Straßen durch den Ausrufer bekannt machen: Jeder, der mit dem Geſchenk unzufrieden ſei, ſolle ſich bei ihm melden. Wie viele auch gemault hatten, jetzt kamen kaum zehn Helgolander zuſammen, und es wird dieſen Widerſpenſtigen wohl vergolten werden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu trifft.

— Ja, ja! rief Solmar. Hierin erkenne ich ganz den ſchlaffen, unkräftigen Bürgertrotz. Wenn ſie mit einander auf der Bierbank ſitzen, dann führen ſie das große Wort und ballen drohend die Fauſt. Aber ſo wie ſie aus dem Haufen hervortreten ſollen, um offen für ihre Meinung

einzuſehn, gleich entſinkt ihnen der Muth, und ſie ſchweigen mit demüthiger Miene.

— Wir müſſen von etwas Anderm ſprechen! unterbrach Krohn den Grafen. Eben ging Erich Rickmers unterm Fenſter vorbei und kommt in's Haus. Der Burſch iſt ſuperklug; man darf ihm nicht trauen. Er ſteckt ſeine Naſe in Alles und hat immer hochklingende Reden auf der Zunge, von Recht, Geſetz und Freiheit — juſt wie ſein Vater. Nun, der Apfel fällt ja gewöhnlich nicht weit vom Stamm!

— — Der Frühling knospete nun, die helgolander Sperlinge flogen lautzwitſchernd durch die Luft, und das Meer ſchimmerte wie echtes Gold. Alle Menſchen fühlten ſich freier und heiterer, nur auf den Grafen ſchien die Auferſtehung der Natur keinen günſtigen Einfluß zu üben. Oft ließ er traurig das Haupt ſinken ... es war faſt, als preſſe ihn eine geheime Sorge nieder. Einſt ſaß er am frühen Morgen mit ſeinem jungen Weibe beim Kaffee; lichte Sonnenſtreifen zuckten durch die Scheiben und gaben auf dem blanken Geſchirr einen blendenden Reflex. Marie, mit roſig friſchem Antlitz, war geſchäftig, aus der Maſchine die blauen Porcellantaſſen zu füllen, doch im Emporſchauen ſah ſie, daß wieder trübe Schatten um Solmar's Auge lagerten. Da lehnte ſie den vollen Arm an ſeine Schulter, und ſagte mild:

— Mein Leopold, Du verbirgſt mir etwas!.. O, thue das nicht! Sprich es doch aus, wenn ein ſtiller Kummer Deine Seele drückt, und gönne mir die ſchöne Pflichterfüllung des Weibes, ihn mit Dir zu tragen.

— Nein, gute Marie, es iſt nichts! erwiederte Solmar

zärtlich. Wenigstens nichts Wirkliches!... Und soll ich durch ein dunkles Phantasiegebild, das sich an meine Gedanken geheftet hat, auch Deinen hellen, heitern Geist betrüben? Nein, theures Weib, das darf ich nicht!

— O Selmar, laß mich nicht vergebens bitten! Sieh, es schmerzt mich so gar, wenn Du traurig bist, und ich träume dann noch viel schrecklichere Dinge, als die Du mir verhehlst. Hast Du mich lieb, so sage mir Alles ... Alles!

— Nun wohl, Du sollst es hören! Marie, ich bin Majoratserbe, und die Grafschaft Durlach geht immer auf das älteste männliche Familienglied über. Seit vielen, vielen Jahren ist kein Sohn seinem Vater im Erbe gefolgt — — kaum hatte Einer die Regierung angetreten, kaum hatte er sich vermählt, so sank er in ein frühes Grab. Marie, ich sah dem Tode oftmals dreist und wohl aus bloßem Uebermuth in's Auge, aber seit Du mein Weib bist, fürchte ich ihn. — — Wenn ich von Dir scheiden müßte, geliebtes Herz, ohne einen Erben zu hinterlassen ... wenn Du Dich mit dem Wittwensitz auf Schloß Oberlinden begnügen und die schöne Grafschaft an einen Andern ausliefern müßtest — — ha, es wäre fürchterlich!

Der Graf sprach so ungestüm, daß jedes Wort seine innerste Erregung verkündete; dann deckte er die Hände auf's Gesicht, als wollte er sein Auge den finstern Schattenbildern verschließen. Aber sanft nahm Marie sie wieder zurück, schmiegte sich dicht an sein Ohr, und flüsterte, lieblich erröthend:

— Verscheuche diese grauen Träume, mein Leopold! Ich will Dir auch entdecken, was eigentlich bis zu Deinem

Geburtstage aufbewahrt bleiben sollte. Ja, Leopold, Du wirst einen Erben bekommen! — —

Ihre Stimme ging in unhörbares Kosen über; Solmar bebte vor Freude und zog die Gattin jubelnd an seine Brust. — Seit diesem Tage hatte er noch mehr Liebe und Aufmerksamkeit für Marien, als bisher. Wo sie ging und stand, sein Auge hütete sie zärtlich besorgt; das holde Weib erschien ihm wie eine Heilige. Auch sein Trübsinn war nun auf einmal entflohn; Madam Krohn bemerkte die glückliche Veränderung, und drang in Marien, daß sie ihr erzählen mußte, was ihn so düster gestimmt. Schon Solmar's Besorgniß schmeichelte der Mutter angenehm, aber als dieselbe weiter forschte, als ihr auch das Geheimniß der Tochter enthüllt war, da gab es neues Entzücken im Hause — selbst der Alte vergaß seiner Magistratswürde, und freute sich kindisch darauf, Großvater eines Grafen zu werden.

Die Dampfschiffe kamen an, sie brachten ganze Schaaren von Badegästen mit nach Helgoland, und wieder rauschte ein munteres, müßiges Treiben durch die Straßen der Inselstadt. Solmar nahm diesmal sehr wenig Theil daran, und wenn er auch nicht im Stande war, sich der adlichen Gesellschaft völlig zu entziehen, so mußte ihm doch Marie stets zur Seite bleiben, wo er mit den Fremden irgend verkehrte. In einzelnen Momenten brach jetzt seine Mißstimmung von neuem hervor, und als er sich eines Abends mit seiner hübschen Frau im Zimmer der Schwiegereltern befand, gab er ihnen, unaufgefordert, Auskunft über dieselbe.

— Ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig, sagte er, woher

die Wolken stammen, die mich zuweilen düster machen, denn Ihre Liebe und Güte gegen mich muß durch volles Vertrauen erwiedert werden. Die Sache ist folgende. Seit dem Frühjahr erwarte ich vergeblich Briefe und eine bedeutende Geldsendung von meinem Domainenrath. Dieser Mann war immer treu wie Gold, allein ich fürchte, daß in Durlach nicht alles so ist, wie es sein soll. Hatte ich ihm doch ausdrücklich und wiederholt anbefohlen, mir die Summe hierher zu senden, weil ich auf meiner Rückkehr nach der Heimath dafür Ankäufe zu machen gedenke. Ich würde ohne Zögern abreisen, um mich mit eignen Augen zu überzeugen, was daheim vorgeht, aber ich kann Marien vor ihrer Entbindung nicht verlassen — —

— Ei, es wird ja so schlimm nicht sein! meinte Madam Krohn. Wer weiß, ob Ihre Briefe richtig angekommen sind ... die Posten gehen manchmal sehr unsicher. Bleiben Sie nur noch hier, bis alles glücklich vorbei ist, denn Marie, das arme Kind, würde sich ja zu Tod grämen, wenn Sie jetzt wegreisen wollten.

— Ja, Frau Mutter! sagte der Graf leidenschaftlich. Ich könnte auch nicht fort, und hinge mein Leben davon ab.

— Sein Sie ruhig, Herr Graf! nahm Krohn das Wort. Erwarten Sie Mariens Niederkunft, dann reisen Sie mit Gott und sehen Sie nach dem Ihrigen. Damit Sie aber in Ihren Plänen nicht gestört werden, so will ich für das nöthige Capital sorgen, dessen Sie unterwegs bedürfen.

— Zwar könnten die Zahlungen allenfalls aufgeschoben werden, sprach Solmar, aber es wäre unrecht, Ihr freund-

liches Erbieten abzuweisen, deshalb nehme ich es dankbar an, und habe nur noch einen Wunsch, nur noch eine Sorge übrig.

Mit unsäglicher Gluth schaute er in Mariens Antlitz, umfing die Liebliche, und ihre Lippen begegneten sich im herzinnigen Kuß.

Das Badeleben war längst wieder verrauscht, eine dunkle Herbstnacht hüllte Meer und Felsen ein, als im Krohn'schen Hause laute Bewegung herrschte. Lichter eilten an den Fenstern vorüber, Thüren gingen auf und zu, der Arzt wurde gerufen. Einige Stunden nach Tagesanbruch lag ein neugeborener Knabe in der Wiege, und Graf Solmar kniete wonnetrunken vor ihm. Durch die Musselinvorhänge des Bettes blinzelte Marie voll Glück und Freude nach dieser Gruppe hin; die junge Wöchnerin war ein wenig bleich, aber froh und gesund. Drei Tage blieb der glückselige Gatte noch bei ihr; er ordnete an, daß sein Sohn ebenfalls den Namen Leopold empfangen sollte, weil es in der Durlach'schen Familie so üblich sei. Dann trat er eines Tages mit schwimmenden Augen an Mariens Lager, ergriff ihre Hand und preßte sie still, ohne ein Wort sprechen zu können.

— Lebe wohl, mein Herz! sagte das gute Weib. Ich weiß, Du mußt mich jetzt verlassen, darum reise mit Gott. Fürchte nicht, daß ich mich krank machen werde durch Kummer und Angst. Nein, Du hast eine vernünftige Frau, und sie will Sorge tragen, daß Du sie stark und munter findest, wenn Du zurückkehrst. — Auf ein glückliches Wiedersehen, lieber Leopold!

Solmar küßte ihren Mund, er küßte ihre feine weiße

Hand, und es fiel eine Thräne darauf. Dann stürzte er sprach- und athemlos zu Thür hinaus. Jetzt nahm er von den Schwiegereltern Abschied, und Krohn überreichte ihm ein Päckchen, welches die Summe enthielt, deren Solmar bedurfte. Der Rathmann war vermögend; so viel Geld hatte er freilich nicht baar im Hause gehabt, doch hatte er das Fehlende ohne Mühe von andern Helgolandern zusammengebracht. Eine halbe Stunde später segelte die Schlupe, die der Graf gemiethet, im schnellen Fluge mit ihm über die Nordseewogen hin.

— Von Hamburg kam in wenig Tagen ein Brief Solmar's an Marie, der lauter Liebe und Sehnsucht athmete. Dann blieb es still. Man schrieb einige Male nach Durlach am Rhein; keine Antwort wollte erscheinen. Eine trübe Bangigkeit erfüllte die Krohn'sche Familie, und auf eine Anfrage in der Residenz des Landes, zu welchem die Grafschaft Durlach gehörte, ging der kurze Bescheid zurück: „ein Mitglied des gräflich Solmar'schen Hauses habe, so viel bekannt sei, niemals auf Helgoland gelebt." Zwar verhehlte man Marien diese Nachricht, aber sie ahnte wohl, daß ein unglückliches Verhängniß über ihrem Haupte schwebe. Sie schien indeß ruhig und fragte niemanden, sondern suchte an der Wiege des Kindes ihr Herz in Träume zu senken. Inzwischen ließ Krohn durch alle nambafte deutsche Zeitungen einen Aufruf an den Grafen ergehen, doch auch dies Mittel war fruchtlos; es fand sich keine Spur von Solmar. Da saßen denn die Verlassenen ohne Hülfe, ohne Rath auf der abgeschiedenen Felseninsel; die Ungewißheit machte ihre Lage nur noch peinlicher, und Mariens Wangen wurden blaß wie Schnee.

Zu dieser Zeit empfing Jasper Rickmers ein Schreiben von seinem Schwiegersohn, welches folgende Stelle enthielt:

„Wie sehnlich wünsche ich, daß Sie unsre Kinder einmal sehen möchten. Der Hans wird nun gleich vier Jahre alt, und er ist ein prächtiger Bursch. Ich glaube, er hat Anlage zum Bildhauer. Wenigstens weiß er aus jedem Sandhaufen, mit Hülfe etlicher kleinen bunten Häuschen, ein recht erkennbares „Helgoland" aufzubauen. Zum Verwundern ist das freilich nicht, denn wir haben unser Haus von oben bis unten, in allen Zimmern und Sälen, Cabinets und Corridoren, mit Abbildungen des unvergeßlichen Eilands geschmückt, auf dem mein Lebensglück, meine einzig liebe Tütje, geboren wurde. — Auch Lieschen, der Mutter Ebenbild, zeigt sich mit jedem Tage verständiger und plaudert ganz allerliebst. Ihren helgolander Hut, ohne den sie gar nicht aus der Stube zu bringen ist, nennt sie „Heggo". Tütje trägt ebenfalls einen Haudscaltuk, und ich finde sie darin noch hübscher, als in andrer Tracht. Wenn nicht besondre Ereignisse den Plan zerstören, so denken wir, mit Gottes Hülfe, im nächstfolgenden Sommer zu Ihnen zu kommen. Die Kinder sind dann ziemlich erwachsen, und wir bringen sie mit, denn trennen kann ich mich kaum von ihnen."

„Neulich mußte ich aber doch eine größere Reise unternehmen. Tütje hatte das traurige Schicksal der armen Marie Krohn erfahren, sie weinte den ganzen Tag, und ich konnte sie nicht anders beruhigen, als daß ich ihr versprach, selbst nach Durlach zu reisen, um recht genaue Erkundigungen einzuziehn. Die Nachrichten, welche ich dort gesammelt, lauten indeß nicht tröstlich, sondern schlimm.

Graf Solmar Durlach, gegenwärtig der einzige männliche Sproß dieser Familie, steht wirklich im Alter dessen, der auf Helgoland sich seines Namens bedient hat, doch lebt Jener seit drei Jahren ununterbrochen in Italien. Er kann also nicht auf Helgoland gewesen sein. Ich machte die Bekanntschaft des Domainenraths Möller, welcher die gräflichen Güter verwaltet, und fand in ihm einen eben so gebildeten, als jovialen Mann. Kaum hatte ich ihm alle Vorgänge mitgetheilt, so rief er aus:

„„Ha, ich möchte schwören, das ist der Schurke, der Wiltner gewesen! Ich traute dem Burschen nie, doch der Graf war ganz verliebt in ihn, ließ ihn schalten und walten, und nahm ihn nach Italien mit. Im Frühjahr 1841 lief ihm Wiltner davon; er bestahl den Grafen nicht nur um Geld und Kostbarkeiten, sondern auch um Pässe und Dokumente. Die letzteren machten es ihm möglich, an mehrern Orten unter der Maske seines ehemaligen Herrn auftreten zu können. Dieser Mensch besaß eine oberflächliche Schulbildung, und hatte lange genug in den Salons servirt, um sich dabei jene vornehme Haltung anzueignen, welche gewisse Leute so gern als etwas Angeborenes und Unnachahmliches gelten lassen. — Bald nach Wiltner's Flucht erfuhr ich zu meinem größten Entsetzen: Graf Solmar solle einige Monate in Stuttgart verweilt und dort unglaubliche Dinge ausgeübt haben, dann aber bei Nacht und Nebel verschwunden sein. Ohne Zögern jagte ich mit Kurierpferden nach Stuttgart, um den Urheber dieser schmählichen Verläumdung zur Rechenschaft zu ziehn, doch nun ergab sich, daß Wiltner sich als Graf Solmar eingeführt und der hohen Societät gewaltige Nasen gedreht

hatte. Die Polizei bemühte sich, seiner habhaft zu werden, aber der schlaue Bursch hatte sich unterdeß wahrscheinlich auf das einsame, wellenumrauschte Helgoland gerettet, und spielte dort, wo ihm die Arglosigkeit der Bewohner trefflich zu statten kam, seine falsche Rolle von neuem mit Glück und Geschick. — Eine weitere Auskunft vermag ich Ihnen nicht zu geben, denn der Himmel weiß, wo Mosjö Wiltner sich jetzt umhertreiben mag.“ “

„Jeder Versuch, mir genügendere Aufklärung zu verschaffen, schlug fehl, und ich mußte endlich, ohne irgend etwas Andres, als die Geschichte des Domainenraths, erbeutet zu haben, vom Rhein nach Thüringen zurück. — Die arme, unglückliche Marie!“

Die arme, unglückliche Marie! Ja, so hieß es auch auf Helgoland, als Waldegg's Nachricht sich verbreitete: Graf Selmar sei nur ein gräflicher Kammerdiener gewesen. Ob dies Gerücht zu Marien selbst gedrungen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, aber konnte es ihr wohl verborgen bleiben in der engen Felseninsel? Die Gassen Helgolands sind zu schmal, die Einwohner zu bekannt — Geheimnisse giebt es hier nicht. Darin lag eben noch bestigeres Leid für die Verlassne, denn sie wußte, daß jedermann ihr Lebensräthsel kannte und es mit forschendem Auge zu lösen suchte. Ihr Inneres faltete sich voll mimosenhafter Scheu zusammen; nach außen aber erstarkte sie, und das Unglück hatte sehr vortheilhaft auf sie gewirkt. Hinweg waren die romantischen Grillen, hinweg war jeder Stolz, der sie früher beherrscht. Sie half der Mutter treulich in der Wirthschaft, sie erzog ihr Kind, und gab sich Mühe, durch stete Emsigkeit die Qual der Seele zu mildern.

Es gelang ihr auch wohl; sie wurde so demüthig und freundlich, als wollte Sie damit den vormaligen Stolz abbüßen, und die Leute gewannen sie nun doppelt lieb. Man begegnete ihr schonend, ja sogar ehrfurchtsvoll, und kein Helgolander, der von ihr sprach, mochte sie anders nennen, als: „die Gräfin".

Solch zarte Behandlung that indeß der Armen auch noth, wenn sie nicht unter der pressenden Wucht ihres Schicksals erliegen sollte. Da lebte sie jahrelang auf der eintönigen Insel — eine Frau ohne Mann, Wittwe ohne Trauer, und Mutter eines lieblichen Knaben. Die Badegäste fanden in ihrer Geschichte einen pikanten Roman, neugierige Blicke ruhten überall auf ihr und machten ihr Schmerzen. Der Vater blieb immer düster und verstimmt seit jener Zeit; sein Hochmuth konnte die erlittene Kränkung, sein habsüchtiges Herz den Geldverlust nicht überwinden. Frau Krohn erfreute sich zwar an dem schönen kleinen Grafen, der ihr Enkel war, und kleidete ihn stets auf das prächtigste. Aber ein Gefühl der Bitterkeit wachte doch auch in ihrer Brust, und sie hatte nicht immer die moralische Kraft, dasselbe der schwergebeugten Tochter zu verhehlen. Nur Gretje allein ahnte das tiefe Leid Mariens; je größer sie wurde, desto mehr wuchs auch ihre Liebe zur Schwester, und als ein milder Engel des Trostes umschlang sie das holde, stilltrauernde Weib.

Zwei helgolander Schriftsteller.

Zur Mittsommerzeit des Jahres 1844 herrschte ein freudiger Lärm in Rickmers Wohnung, denn Max von Waldegg war, sammt Weib und Kindern, zum Besuch dort eingezogen. Die Großeltern jubelten mit ihren hübschen Enkeln um die Wette; Jasper konnte nicht eine halbe Stunde ohne den Buben sein, und Marielise trug das liebe Mädel den ganzen Tag auf ihrem Arm. Tütje fühlte sich so wohl, so heimisch, als wäre sie niemals von der Insel fort gewesen, und Eliza erzählte ihr, wie sehr die Leute es lobten, daß sie auch gar nicht stolz geworden sei.

Eines Tages saß Max lesend im Putzstübchen, das für ihn und seine Frau hergerichtet war, als Claudius zu ihm kam.

— Was studirst Du denn? fragte dieser.

— Helgoland! antwortete Waldegg, und reichte dem Maler das Heft. Der Titel lautete: „Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten helgolander Schiffscapitains Hans Frank Heikens. Herausgegeben von Adolf Stahr."

— Ich habe von dem Büchlein gehört, sagte Claudius. Hat es denn wohl irgend einen Werth?

— Gewiß! Einen recht großen! Es ist ein Naturbuch, und man erfrischt sich daran, wie am lauen Sommerabend, wenn man aus glänzender Salongesellschaft in die freie Landschaft tritt. Der Verfasser zeichnet die Bewohner der Insel, mit ihren Leiden und Freuden, mit ihrer Arbeit und Mühseligkeit, mit ihren Licht- und Schattenseiten, so wahr, so saft- und kraftvoll, daß sich Alles zum lebensfrischen Bilde gestaltet. Nicht kühne Schwingungen der Phantasie begegnen uns hier, auch nicht schulgerechte Sprachformen, sondern schlichte Dinge, im schlichten Ausdruck wiedererzählt. Heikens ist kein Poet der Worte, sondern ein Poet der That. Die höchste Unmittelbarkeit rauscht, wie Meereswellen und Sturmeswehn, durch die Blätter des Buches; niemals bemerkt man Absicht oder kokette Manier, und seine Sprache eignet sich trefflich zu dem Ganzen, denn sie klingt stark und rauh, ohne dabei plump zu sein. Kurz und gut, der Heikens ist ein seltner Mensch . . . ich muß ihn kennen lernen!

— Das soll gleich geschehn! Er wohnt nur wenige Häuser von hier, und bietet Jedem, der seine Schwelle betritt, gastfreundlich die Hand.

Max nahm den Hut und ging mit Claudius zu einem festen Steinhause, das, der Kirche gegenüber, am grünen Friedhof stand. In der Hausthür zeigte sich eine ältliche, ziemlich große Frau, aus deren heiterm Runzelgesicht ein paar hübsche und lebhafte Augen blitzten. Sie trug den Peik, eine Schürze darüber und eine Haube mit breitem, steifem Strich. Die Aermel ihrer Jacke reichten bis zum Ellenbogen, und vorn unter dem Brustlatz bemerkte man einen runden Gegenstand — die treue Schnupftabacksdose.

Frau Heikens zog ſie hervor, ſchnellte auf den Deckel, und bot ihren Beſuchern eine Priſe an, während ſie den launigen Gruß des Malers eben ſo ſpaßhaft erwiederte. Claudius fragte nach dem „Herrn Capitain", und ſie deutete auf die Treppe hin.

— Er ſitzt oben in ſeinem Kämmerlein und ſtudirt in den Büchern, oder iſt wohl gar ein bischen eingeſchlafen. Gehn Sie nur immer oben, er freut ſich gewiß ſehr, wenn ſolche Herren zu ihm kommen.

Beide ſtiegen die enge, gewundene Treppe empor, und durch eine offne Thür ſahen ſie den Dichter von Helgoland. Im kleinen Giebelzimmer, deſſen Holzwände ſauber mit Oelfarbe angeſtrichen waren, ſaß er, in Hemdärmeln, an einem Tiſch; vor ihm lagen beſchriebne Papiere und ein dickes Buch, aber die Schwüle des Sommernachmittags hatte ihn übermannt — er ſchlummerte feſt. Das Knarren der Stufen weckte ihn, er ſprang vom Stuhl, bewillkommte die Gäſte durch traulichen Handſchlag und zog dann ſchnell ſeinen braunen Ueberrock an. Heikens war von ſtattlichem Wuchs, wenn ihn auch das Alter ſchon ein wenig beugte. Aus dem lieben, gutmüthigen Antlitz funkelten die braunen Augen klug und mild; in's dunkle Haar hatte ihm der Lebenswinter helle Schneeflocken gemiſcht. Der Capitain kannte Waldegg noch nicht, denn er war damals, wo dieſer auf Helgoland verweilte, zur See geweſen, doch kaum erfuhr er deſſen Namen, ſo behandelte er ihn wie einen alten Freund. Mar warf einen Blick in das aufgeſchlagene Buch; er fand einen Band vom Converſationslexikon, und es machte einen rührenden

Eindruck auf ihn, wie der Greis noch immer strebte, seinem jugendlichen Wissensdrang Genüge zu thun.

Heikens wollte nicht zugeben, daß die Fremden hier in der Bodenkammer blieben, sondern führte sie nach seiner Wohnstube hinab. Dieselbe war artig möblirt; an der Wand hingen bunte Gouachebilder, Darstellungen von Messina, Neapel, dem Vesuv und dem Schiffe, welches der Herr Capitain früher commandirt hatte. Als der Besuch auf dem Sopha Platz genommen, rückte der Wirth sich einen Stuhl zurecht, und Waldegg erzählte ihm, mit wie viel Lust und Freude er seine Denkblätter gelesen. Die Mienen des Alten, jeder Verstellungskunst ungeübt, spiegelten das Lob fröhlich wieder, und als ihn Max um seine Lebensgeschichte bat, war er ohne Zögern bereit, sie mitzutheilen.

— Es wird Ihnen wohl nicht viel Unterhaltung machen, fing er an, denn ich kann Ihnen doch nur so die äußerlichen Umstände sagen, und das Besondere bei jedem Menschenleben liegt ja eben in den kleinen Schicksalen. Aber ich schreibe jetzt meine ganze Geschichte auf, und denke, sie wird nicht ohne Lehre und Nutzen sein für den, der sie aufmerksam liest. — Nun, hören Sie zu, und wenn ich mal ein bischen weitschweifig werde, dann erinnern Sie mich nur.

Ich bin am 2. März 1780 hier auf Helgoland geboren; mein Vater war Quartiersmeister und befuhr mit einer Schnigge die gegenüberliegenden Küsten. Kaum war ich sechs Wochen alt, als er in eine schwere Krankheit fiel. Er ließ seine besten Cameraden an's Bett kommen, übergab mich, den einzigen Sohn, ihrer Obhut, und

ſtarb. Die Mutter blieb mit mir und meinen drei Schweſtern in einer ſchlimmen Lage zurück; ſie hatte nicht einmal ſo viel, um Schulgeld für mich zahlen zu können, und jene Männer meinten es gewiß recht gut, aber ſie waren ſelber blutarm. Ich lernte nur ein wenig leſen; ſonſt war ich ein ausgelaſſener Bub, trieb mich am Strande umher und brachte es höchſtens im Saateſpiel zur wahren Fertigkeit. Mit meinem dreizehnten Jahr mußte ich als Schiffsjunge zur See — nun erſchien mir Alles, was mich umgab und wovon ich hörte, wie einem jungen Wilden, der zum Erſtenmal nach Europa kommt. Da ſchämte ich mich vor den Andern recht ſehr über ſolche Unwiſſenheit, und mit der Schaam erwachte zu gleicher Zeit meine Lernbegierde.

Dieſelbe wurde bald ſo groß, daß ich den Leuten durch gar zu oftes Fragen läſtig fiel; ich hätte für mein Leben gern von Allem Auskunft gehabt, und wo ich ein Buch oder ein neues Lied ergattern konnte, da war ich ganz arg hinterher. Das erſte Geld, welches ich mir verdient, wurde angewendet, um Schreib- und Rechnenunterricht zu nehmen; der Prediger beſaß herrliche Reiſebeſchreibungen, ich borgte ſie mir und verlebte meine Mußeſtunden ſehr glücklich bei ihnen. Sonſt blieb Fiſchfang und Seefahrt mein Lebensberuf; ich diente von unten auf, wurde Lootſe und heirathete meine Alte. Sie iſt im ſelben Jahre, wie ich, geboren; wir ſaßen auf Einer Schulbank, und wie wir als Kinder zuſammen ſpielten, ſo ſpielen wir jetzt noch fröhlich als Greiſe.

Im Jahre 1808, während der Elbblokade, brachte ich einmal die engliſche Poſt nach Neuwerk hin, und das

war ein gefährlich Stück Arbeit. Später übernahm ich die Führung eines Schiffs unter hamburger Flagge, sah mich gehörig um in der Welt, und kam zweimal nach Sankt Petersburg. Gott im Himmel schirmte mich und meine Galliot überall, aber ganz ohne Leiden ging es freilich nicht ab. So kehrte ich einst krank nach Hamburg zurück, ein böses Nervenfieber bedrohte mein Leben. Kaum hörte das die brave Frau, da eilte sie von Helgoland zu mir und pflegte mich an Bord des Schiffes, bis ich hinaufgebracht werden konnte auf den hamburger Berg, wo die Matrosen hausen. Treue Wartung brachte mich nach mehreren Monaten wieder auf die Beine, ich konnte mein Tagewerk von neuem anfangen. Aber weil ich ein Helgolander war, sollte ich für die Schiffsladungen doppelten Stader Zoll bezahlen, und es blieb also nichts übrig — mein Weib mußte 1828 unser Häuschen, mußte die liebe Heimath verlassen und nach dem großen, fremden Hamburg ziehn.

Als die Franzosen Algier's Raubmacht gebrochen hatten, steuerte ich mit meiner Galliot, im Jahre 1834, zum erstenmal dem mittelländischen Meere zu. Ich kam nach Messina, und die hamburger Flagge wurde dort voll Freude begrüßt. Eine zahllose Menschenmenge versammelte sich am Ufer, schwenkte ihre Hüte und rief mir ein jubelndes Willkommen. Mich ergriff eine tiefe Rührung, ich konnte kaum einen Dank hervorbringen, und jene Tage gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Auch bei den folgenden Fahrten wurde mir zu Port Mahon auf der Insel Minorka und zu Neapel ein sehr gunstreicher Empfang. In Neapel gefiel es mir ganz un-

gemein sehr. Ich lernte dort den alten Herrn Brockhaus aus Leipzig kennen, und wir wohnten beide im „Deutschen Hause". An der Tafel dieses Gasthofs trafen jeden Mittag dreißig bis vierzig Deutsche zusammen; es war auch ein Pietist, ein rechter Kopfhänger, drunter, und der verlangte, daß wir vor dem Essen laut beten sollten. Eines Mittags schnackte er wieder viel von dem elenden Menschengeschlecht, das in Sünde gezeugt und geboren sei, und er fragte mich nach meinem Glauben. Ich nahm ein Stück Kreide und malte damit einen kleinen Kreis auf den Tisch, der von einem großen umschlossen war. Bei dem größern Cirkel schrieb ich rings die Namen: Moses, Jungfrau Maria, Mahomet, Luther, Zwingli und so weiter. Dann sagte ich zu dem Pietisten, der mir mit offnem Munde zugeschaut hatte: „Sehn Sie, Nachbar, ich bin ein Seemann, und muß immer genau meine Richtung wissen. Drum kümmern mich die Andern alle nicht, sondern ich segle gerade nach der Mitte auf unsern Herrgott los."

Wie wohl es mir im Süden behagte, kann ich Ihnen unmöglich beschreiben. Die prächtige Stadt Neapel, der Golf mit seinen Inseln und der feuerspeiende Berg Vesuv haben sich mir so unauslöschlich eingeprägt, daß ich sie nimmer vergessen werde. Damals erwachte denn auch die Lust zum Dichten, die ich schon früher zuweilen verspürt, recht lebhaft in mir, und ich hatte Muße, ihr nachzuhängen. Sonderlich machte der Vesuv meiner Einbildungskraft viel zu schaffen, und am Ende schilderte ich in einem Gedicht jenen furchtbaren Ausbruch, wodurch Herkulanum und Pompeji begraben worden sind. Das Dichten ging so weit ganz gut, wenn nur das Versema-

chen nicht gewesen wäre. Alles, was ich sagen wollte, stand in hellen Bildern vor mir, aber ich konnte keinen Ausdruck dazu finden . . . die Worte sträubten und wehrten sich trotzig, und ich habe mich oft recht abgearbeitet im Kampf mit dem kleinen, widerwilligen Volk.

Als ich von Neapel nach Hamburg zurückkehrte, sah ich wohl, daß mein armes Weib vom Heimweh ganz niedergebeugt war; deshalb dankte ich ab, und zog mit ihr nach unserm Helgoland. Nun, ich trennte mich freilich voll Wehmuth von der treuen Gallict, allein wir hatten uns, durch Mühe und Sparsamkeit, doch so viel erworben, daß wir ohne Zittern an's Alter denken konnten. Unsre Kinder verheiratheten sich und kamen, mit Gottes Hülfe, auch in gutes Brod. Der Rathmann Block ist mein Schwiegersohn. Er führt die Protokolle bei den Sitzungen und die meiste Last ruht auf ihm. Darum hat ihn noch Sir King zum Stadtsekretair ernannt und hat ihm aus der englischen Staatskasse eine jährliche Zulage von sechzig Pfund Sterling verschafft.

So lebte ich denn bald wieder ganz froh und heimisch auf der Insel. Ich stand früh Morgens mit dem Fernrohr bei der alten Bake, um die vorbeisegelnden Schiffe zu mustern, weil mein Herz doch noch immer am Seewesen hing. Dann saß ich in meinem Gärtchen und suchte die bösen Raupen ab, die mir den Kohl zerfraßen, oder ich half meinem Sohne bei seinem Geschäft. Aber ich hatte nun einmal den Drang zum Schreiben, und da dachte ich, es wäre wohl gut, wenn ich die Sitten und Lebensweise meiner Landsleute aufzeichnete, weil das alte helgolandische Wesen immer mehr zu verlöschen anfing.

Ich machte mich alſo an's Werk — doch, liebe Herren, was iſt das für ein ſchwer kränkendes Gefühl, wenn man ſolchem innern Triebe genügen will, und wird überall durch den Mangel der Schulkenntniſſe behindert. In meiner Jugend hatte ich nur Helgolandiſch reden gelernt; mein bischen Hochdeutſch mußte ich mir, wie eine Biene ihren Honig, aus hundert Menſchen und Büchern mühſelig zuſammentragen. Aber mit dem Schreiben ging es auch jetzt noch immer ſchwach, und ich konnte mir nicht anders helfen: ich brachte die Geſchichten erſt in helgolander Mundart zu Papier, und überſetzte ſie dann in's Deutſche.

Auch das Dichten trieb ich munter fort . . . ich konnt' es nicht laſſen. An große und hohe Dinge wagte ich mich freilich nicht, aber unſer Treiben auf der Inſel, unſer Liebe- und Eheſtandsweſen, den Fiſchfang, die Seegefahren im Sommer und Winter, unſern Verkehr mit den Badegäſten, und die Erſcheinungen der Natur hab' ich in Verſe gebracht. Mitunter waren es auch nur Glückwünſche an Kinder und Enkel, an Freunde und Bekannte, oder luſtige Schnurren, die mit einer guten Lehre endigten. Außerdem ſuchte ich die helgolandiſche Sprache in Liedern anzuwenden, und dabei war es denn beſonders mein Streben, recht alte frieſiſche Wörter, wie man ſie nur noch ſelten hört, mit aufzunehmen. Herr Doktor Firmenich in Berlin, der eine Sammlung aller deutſchen Mundarten herausgeben will, hat mich um ſolche Gedichte bitten laſſen, und ich habe ihm ein gehöriges Päckchen zugeſchickt.

— Sie würden mir einen rechten Gefallen thun, lieber

Herr Capitain, — sagte Waldegg — wenn Sie uns etwas von Ihren Poesien vorlesen wollten.

— Das kann gerne geschehn! erwiederte der greise Dichter. Wünschen Sie helgolandische oder hochdeutsche zu hören?

— Doch wohl die letzteren — sprach der Gast nach kurzem Besinnen — weil mir die Landessprache nicht so geläufig ist, daß ich dem Inhalt volle Aufmerksamkeit widmen könnte.

Heikens öffnete die Schublade eines nahen Tisches, nahm einige Blätter heraus, und las:

Seemanns Abschied.

Sie.

Was rauschet am Ufer so furchtbar daher?
Ich höre die Wellen laut toben.
Was ist das für Brausen ... ist Sturmwind im Meer?
Dann schütze, du Höchster von oben!
Drum höre, mein Heinrich, geh' nicht auf die See —
Es bringt mir im Herzen ein schmerzliches Weh!

Er.

Ach, Liebchen, wie kannst du so furchtsam denn sein —
Spricht Heinrich zur holden Derinden —
Wir wollen uns heute der Liebe noch weihn,
Dann wird es sich morgen wohl finden.
Laß Stürme nur brausen, laß toben das Meer!
Heut feiert die Liebe, den Morgen zur Fahr.

Sie.

Mein Theurer, mich ängstet die tosende Fluth:
Ich wünsche, daß bei mir du bliebest.
Dein Leben ist mir ja das theuerste Gut,
Drum bleibe, wenn du mich noch liebest.
Der Vater dich schätzet, die Mutter dich ehrt —
Solch' Wonne ist doch wohl des Bleibens noch werth?

Er.

Ach, Doris, die Pflichten sind strenge! Du weißt,
Ich habe zur See mich vermiethet.
Die Abfahrt ist morgen — uns schirme der Geist,
Wie Er es von oben gebietet!
Drum laße der Liebe uns heute noch freun,
Dann morgen die schmerzliche Trennung nicht scheun.

Sie.

Die Trennung ist schmerzlich! Gott schützet und wacht,
Doch fühle ich furchtbares Grauen.
Ach wahrlich, an Trennung hab' ich nicht gedacht,
Drum bleibe und fahre auf Auen.
Es brausen die Winde, es tobet die See —
Drum bleibe, die Trennung bringt bitteres Weh!

Er.

Ach, Holde, dein Flehen betrübt mir das Herz!
Was soll ich denn hier nun beginnen?
Die Pflichten als Seemann betäuben den Schmerz,
Umsonst muß die Thräne zerrinnen.
Drum laß uns denn scheiden in Liebe und Treu',
Dann ist uns das glückliche Wiedersehn neu.

Beide.

Wohlan denn, so sei es — in Liebe und Treu'!
Wird Trennung dann morgen geschehen,
So bleibe der Trost uns, daß wir uns auf's Neu'
Einander einst froh wiedersehen.
Dann knüpfen wir freudig das glückliche Band
Auf ewig im heimathlich friedlichen Land!

Als der Capitain diese Verse mit fremdartiger Betonung, aber mit Kraft und Würde vorgetragen hatte, sagte er: So, nun hören Sie noch ein Anderes mit an:

Der Fischer auf Helgoland.

Mein Hüttchen nun mein eigen ist,
Dazu ein holdes Weib,
Und freund uns jeder häuslich' Zwist,
Gesund an Seel' und Leib.
Beglückt bin ich mit eignem Heerd,
Und hab' zufriednen Sinn,
Und nehme, was mir Gott beschert,
Mit frohem Herzen hin.

Wenn sich Aurorens Schimmer zeigt,
In purpurfarbner Pracht,
Die Sonne frei dem Meer entsteigt
Durch eine höh're Macht,
Dann gleitet schnell und rasch mein Boot
Im Nordmeers Wellentanz;
Als Fischer find' ich hier mein Brod
Auch ohne Schmuck und Glanz.

Mein Fischgeräthe werf' ich aus
Mit Köder in das Meer;
Komm' ich mit reichem Fang nach Haus
Dann glücklich wieder her,
Dann kommt mein Weibchen angeflohn ...
Mit Silberstimme Klang
Begrüßt sie mich — welch schöner Lohn
Für Schweiß und Arbeitsdrang!

Dann ziert ein einfaches Gericht
Den runden Tisch — — voll Dank
Steigt unser Lob zu Gott, der Licht
Und Wahrheit in uns drang.
Ihm weihen wir ein Dankesherz
Im Meer und auf dem Land,
Ihm, der uns schützt vor Leid und Schmerz,
Und inniglich verband!

Sowohl Max, als der Maler, lobten den lebhaften, ungeſchminkten Ausdruck beider Gedichte, und Heikens dankte ihnen voll Beſcheidenheit. Dann fuhr er fort:

— Jetzt muß ich Ihnen auch noch erzählen, wie ich ein öffentlicher Schriftſteller geworden bin. Im Jahre 1841 kam der Herr Profeſſor Stahr aus Oldenburg zu uns, und weil er, wegen ſeines Halsübels, nicht viel ſprechen durfte, ſo las ich ihm täglich etwas von den helgolander Geſchichten vor. Sie gefielen ihm, und ich gab mein Wort, daß ich ſie weiterſchreiben würde. Er wollte nämlich im andern Jahre wieder herkommen, und verſprach, ſie dann ordentlich mit mir durchzugehn, aber da er ausblieb, ſo ſendete ich ihm die ganzen Scripturen nach Oldenburg. Er machte eine ſchöne Vorrede dazu und that ſie in den Druck, worüber ich mich herzlich gefreut habe.

— Ja, und der Buchhändler nimmt nun den Verdienſt allein! ſagte Frau Heikens, die unterdeß in's Zimmer getreten war. Uns giebt er gar nichts davon. Wenn wir noch ein einziges Goldſtück bekommen hätten ... man hätte doch die Liebe geſehn!

— Bravo, Frau Heikens! rief Claudius. Schelten Sie nur tüchtig!... Es freut mich ordentlich, daß die Klage über den deutſchen Büchermarkt und über die jammervolle Belohnung der Literaten nun ſchon bis auf unſer meerumſprültes Feſtesland gedrungen iſt.

— Hab' ich denn etwa nicht Recht? eiferte die Alte. Das gedruckte Büchlein konnten ſie doch wenigſtens an meinen Mann herſchicken. Wir wußten ja nicht einmal, daß es ſchon fertig ſei. Ein fremder Herr, der es geleſen, beſuchte meinen Mann, als er aber hörte, wir hätten das

Buch noch nicht mit Augen erblickt, da schüttelte er den Kopf und schenkte uns sein eignes. Genug, ich bleib' dabei, es war unhöflich, und der Herr Stahr mußte auch dafür sorgen, daß wir das Buch bekamen.

— Ach, der hat keine Schuld! begütigte Heikens seine Frau. Der gute Professor ist kränklich und hat so viel zu denken — — er wird wohl an mich vergessen haben.

Die beiden Freunde nahmen dankend Abschied von den Wirthsleuten; Heikens begleitete sie bis an die Thür, drückte ihnen herzlich die Hand, und lud sie ein, ihn bald wieder zu besuchen. Draußen sprach Max zu Claudius:

— Es giebt doch recht völlige, ganze Menschen in der Schöpfung, und es macht mir stets einen erhebenden Eindruck, wo ich solchem Menschen begegne. Nun, der Heikens ist gewiß Einer! Welche Lebensfülle, welche Lebenstüchtigkeit! Was er geworden, dankt er nur sich allein, und was er anfing, mußte ihm gelingen. Unsre zimperlich besorgte Erziehung bleibt dagegen doch ein ödes, schlaffes Ding . . . wir bringen's nimmer so weit, daß auf den Kiefern Pomeranzen wachsen!

— Ja, ich bin dem alten Heikens auch von Herzen gut! begann der Maler. Aber er ist keineswegs unser einziger Schriftsteller hier. Helgoland hat nicht blos seinen Dichter, sondern auch seinen Publizisten — den Jacob Andresen Siemens. Zwar entbehrt dieser die Milde und den poetischen Reiz, welche Heikens so lieb und werth machen, jedoch an geistiger Kraft fehlt es ihm sicher nicht. Er führt zugleich die Art und die Feder, beide sind gleich scharf, und wohin der Siemens einen Hieb richtet, da wächst für's Erste kein Gras.

— Den Siemens kenne ich wohl, sprach Waldegg, und habe mich auch in seinen Schriften umgethan. Da wir heute einmal auf der literarischen Wallfahrt sind, so wollen wir auch ihn besuchen.

Sie stiegen in's Unterland und wendeten sich rechts nach der Südspitze, wo die Werkstätten der Schiffbauer liegen. Claudius brachte den Gefährten zu einem großen Holzschuppen; sie traten ein, und sahen im Innern die Rippen eines starken Bootes auf der Baustelle ruhn. Nebenbei stand ein muskulös gebauter Mann, dessen breite Axt blitzschnell über die Planken dahinfuhr. Sein Blick war hell und durchdringend, doch lag auch eine gewisse Melancholie darin, und ernste Gedanken zuckten um die kräftige Stirn. Zuerst bemerkte er die Fremden nicht, dann aber stellte er das Beil bei Seite, zog die blaue Jacke an und erwiederte ihren Gruß. Das letztere geschah mit einer Zurückhaltung, von der man nicht sagen konnte, ob sie aus Blödigkeit oder aus Stolz entspringe.

Waldegg lenkte das Gespräch auf Siemens' Bücher, und da erwachte denn bald die Theilnahme des Autors. Namentlich wo die Zustände der Insel berührt wurden, äußerte er sich mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit und Gluth. Alle Verhältnisse übersah er mit gründlichem Scharfblick, ein fast schwärmerischer Patriotismus erfüllte ihn, und er war sehr besorgt um die Zukunft seines kleinen Vaterlandes. Zwar kam Waldegg mehrmals auf den eignen Lebenslauf des interessanten Mannes, allein dann zog Siemens sich immer scheu zurück, und erst bei wiederholten Besuchen redete er vertrauungsvoller mit dem

Gaſte. Dieſer brachte alle Mittheilungen ſorglich zu Papier, und verarbeitete ſie ſpäter zu einer kurzen Biographie, welche hier paſſend ihre Stelle finden wird.

Jacob Andreſen Siemens wurde im December 1794 auf Helgoland geboren. Zu Ende des Märzmonats im nächſten Jahre ſtrandete ein Dreimaſter vor der Elbmündung, und mehrere Helgolander ſegelten dorthin. Auch der Vater unſeres Helden führte eine Schnigge, kam aber erſt bei dem Fahrzeuge an, als die Lootſen ſchon mit geborgenen Gütern nach der Inſel zurückgekehrt waren. Die Mannſchaft hatte, aus Furcht vor Sturm und Eisſchollen, das Schiff bereits verlaſſen, und niemand, außer Siemens, wagte ſich noch an Bord. Er belud ſein Boot mit Waaren, doch als er hinweg wollte, bemerkte er, daß der Dreimaſter, durch ſtarke Waſſerſtauung, von der Sandbank abgekommen und flott geworden war. Wind und Eis machten es unmöglich, in die Elbe einzulaufen, deshalb ſuchte Siemens nur das Segelwerk ein wenig herzuſtellen, und ging mit dem Schiffe in See. Bei Helgoland verſah er ſich mit Ankern und Tauen; dann brachte er es glücklich in den Hafen von Altona.

Daſſelbe hieß „Hambro Packet of Philadelphia“, hatte jetzt die erſte Reiſe unternommen, und war, ſammt ſeiner Ladung, welche aus Kaffee, Zucker, Reis, Indigo, Baumwolle und Taback beſtand, in Hamburg verſichert. Die Aſſecuradeure, froh über die Rettung, zahlten ohne Murren 80,000 Mark als Bergelohn, wovon Siemens etwa den achten Theil erhielt. Das Uebrige kam an ſeine Verwandten, die mit auf der Schnigge geweſen, und die ganze

Familie wurde dadurch in Wohlstand versetzt. Aber mancherlei Mißgunst verbitterte ihm nun den Wohnsitz auf Helgoland, er verließ die Insel und zog nach dem Flecken Tating in Schleswig, wo er, außer der Seefahrt, auch kaufmännische Geschäfte trieb. Hier wuchs Jacob Andresen kräftig empor, und der Schullehrer des Ortes leitete dessen Erziehung.

Der Vater setzte seine Gewerbe thätig fort; einst kam er nach Hamburg, und die Assecuradeure, denen seine Tüchtigkeit bekannt war, zeigten ihm Briefe, woraus hervorging, daß ein versichertes Schiff, mit Korn beladen, sich auf der Eider muthwillig in den Grund gebohrt habe. Sie baten den zuverlässigen Mann, ihre Vollmacht zu übernehmen, und sowohl wegen Bergung des Schiffguts, als wegen Bestrafung der Mannschaft, alle möglichen Schritte zu thun. Siemens ließ sich überreden, fuhr zurück, und betrieb die Sache mit gewohntem Eifer. Zwar hatten die Kinder auf der Straße schon acht Tage vorher von dem Schiffbruch geredet, zwar konnte man die Bohrlöcher deutlich sehn, aber die Mannschaft leistete den Reinigungseid, und Siemens wurde verurtheilt, sechstausend Mark Kosten zu zahlen. Nun ließen ihn die Vollmachtgeber im Stich; nachdem der Prozeß funfzehn Jahre gedauert hatte, verlor er denselben, und man nahm ihm sein mühsam erworbenes Eigenthum. Da band er dem Sohn, als eine heilige Pflicht, auf die Seele: überall laut und offen seine Stimme wider die Unrechtmäßigkeit des Eides zu erheben, und Jacob Andresen hat dies Gebot mit glühendem Eifer erfüllt.

Als der Vater unverſchuldet ruinirt worden, zog die Mutter mit Andreſen wieder nach Helgoland. Es war im Beginn der Elbblokade; er zählte damals vierzehn Jahre und trat in's Comptoir des Rathmanns Jan Buſe ein, dem er während der Schmuggelzeit treu und emſig diente. Vier Jahre blieb er dort, dann verließ er mit dem Sohn des Lehrherrn die Inſel; beide kamen auf eine altonaer Werft und erlernten den Schiffbau. Hernach wurde er Matroſe, ſah ſich in den ſüdlichen Meeren um, und es wogte ſchon damals eine Fülle großartiger Pläne durch ſeinen Geiſt. Die Liebe zur heimathlichen Felſeninſel trieb ihn dorthin, und doch wollte man ihm ſogar das helgolander Bürgerrecht ſtreitig machen, weil ſich ſein Vater nach Eiderſtädt übergeſiedelt hatte. Er zimmerte nun vortreffliche Seeböte, zeichnete auch für Andere die Riſſe zu größern Fahrzeugen, aber dieſer enge Wirkungskreis genügte ſeiner drangvollen Seele nicht.

Da die Uebervölkerung und Armuth auf dem Eiland immer furchtbarer wuchſen, entwarf Siemens den einzig möglichen Rettungsplan. Mit dem alten Buſe vereinigt, gründete er im Jahr 1826 die helgolander Badeanſtalt, und mußte gegen hundert Schwierigkeiten ankämpfen, doch ſeine eiſerne Ausdauer beſiegte ſie alle. Er war das belebende Princip der ganzen Unternehmung; er ordnete, leitete, ſorgte und ſchaffte raſtlos. In den erſten Jahren ſtand er dem Seebade vor, aber je raſcher daſſelbe ſich hob, um ſo ſchneller erkaltete die Anerkennung ſeiner Verdienſte, und je mehr die Aktien ſtiegen, um ſo weniger bedurfte man ihn. Siemens iſt ein Mann des Austodens, des Urbarmachens und Anbauens — das Früchteernten muß

er Andern überlaſſen, darum nahm er jetzt ſeine Art und ging wieder ſtill in die Schiffbauwerkſtatt zurück.

Während Siemens das Außenleben völlig mied, arbeitete in ſeinem Innern das Hammerwerk der Ideen und Entwürfe immer dröhnender; er fühlte ſich oft ſo betäubt, als hätte er den ganzen Tag in einer Eiſenſchmelze zugebracht. Seine Befürchtungen und Pläne für Helgolands Zukunft mußten die feſte Form des Wortes gewinnen, ſonſt übermannten ſie ihn. Siemens ergriff die Feder, die Gedanken ſtürzten haſtig auf's Papier, und in der Angſt, den rechten Ausdruck für „die Fülle der Geſichte" nicht finden zu können, verfehlte er den einfachen Wortlaut mehr und mehr — was ihn zuletzt umringte, waren nicht ſeine Ideen ſelbſt, ſondern die phantaſtiſch glühenden Schatten derſelben. So wurde das Manuſcript vollendet. Aber wer druckt das Buch eines helgolandiſchen Schiffbauers? Alle Verleger lehnten es mit kalter Höflichkeit ab, Siemens mußte es, von ſeiner ſchwer verdienten Baarſchaft, auf eigne Koſten erſcheinen laſſen, und übergab es an Hoffmann und Campe zum Vertrieb.

Die Schrift führte den Titel: „Die Inſel Helgoland vor ihrem bevorſtehenden Untergang (1835)". Sie wendete ſich zunächſt an die mächtigen Handelsherren Hamburgs und munterte dieſe auf zum Schutz des vielfach bedrohten Eilands. Helgoland iſt, mitten unter Klippen, eine Hochwacht für eure reichbefrachteten Schiffe, rief er, darum müßt ihr Sorge tragen, daß dieſer Sitz ſturm- und ſeekühner Lootſen erhalten bleibe. Ihr würdet es ſchwer bereuen, wenn ihr die Inſulaner ſinken ließet! — Trotz

aller Bravheit der Gesinnung, ging das Buch spurlos vorüber; geldstolze Kaufleute zuckten die Achseln dazu, hochmüthige Journalisten belächelten spöttisch den Verfasser. Freilich lag der Kern des Inhalts unter dem babylonischen Gewirr eines geschraubten, fast unmöglichen Sprachbaues tief versteckt, und obenein strebte Siemens mit Absicht, seine Vorschläge, die er mündlich entwickeln wollte, im mysteriösen Theaterschmuck auftreten zu lassen. Ludolf Wienbarg sagt sehr geistreich über ihn: „Er liebt es, seine Pläne in den dreidoppelten Schleier des Geheimnisses zu wickeln, und glaubt immer schon zu viel gesagt zu haben, wenn er eigentlich noch nichts gesagt hat. Darin ist er allen Leuten ähnlich, bei welchen der Reiz der Ausführung den Reiz der Mittheilung überwiegt. Jener Reiz ist männlicher, dieser mehr weiblicher Natur."

Siemens mußte wohl fühlen, daß sein Wurf, von dem er so große Erfolge geträumt hatte, mißlungen sei. Diese Erkenntniß beugte ihn nieder, aber nur auf kurze Zeit. Dann erhob sich sein elastischer Geist von neuem; er wollte mit dem lebendigen, gesprochnen Wort für seine Landsleute wirken. Zum Abgeordneten erwählt, reiste er nach London, vertheidigte dort wacker die heimathlichen Interessen, und setzte manches zu Gunsten der helgolander Fischer durch. Später genügte ihm selbst dies erste Buch nicht mehr; er nahm alle Exemplare an sich, und gab die Flammengeburt den Flammen zurück.

Dagegen löste er nun jenes Versprechen, das er seinem seligen Vater angelobt, und schrieb: „Fragmente über den Eid. Erstes Heft. (1839)". Er berichtet hierin zunächst

die Geſchichte des eignen Vaters, und unterſtützt ſie durch Aufzählung vieler andern, ähnlichen Meineide, denn ſeine Lehrzeit bei Jan Buſe hatte ihn mit dem Havariewesen gründlich bekannt gemacht. Innerlich empört, ruft Siemens aus: „O wie rein der Pflug, und wühlte er Moräſte durch, gegen das geputzte ſtolze Schiff, und gegen Schiffe, die zu oft zu ſehr belaſtet mit Meineid ſind.“ Die Aſſecuranzgeſellſchaften nehmen ſolche künſtliche Havarien weder beſonders übel, noch leiten ſie deshalb eine ſtrenge Unterſuchung ein. Denn jemehr Schiffbrüche geſchehen, deſto mehr Verſicherungen kommen ihnen zu, und der Gewinn überſteigt den Verluſt. Siemens will den Eid von ſeiner ungeheuren juridiſchen Kraft entkleidet, er will ihn zugleich auf eine einfache Betheuerung durch Ja oder Nein zurückgeführt ſehn. Er ahnt wohl, daß die Juriſten ſich allſeitig wider ſeinen Vorſchlag auflehnen werden, doch beruhigt er ſie mit den Worten: „Der Rechtsgelehrte ſorge nicht, denn Verbeſſerung des Rechtes giebt Muth für Recht.“ — Zwar ſteht Siemens' Syſtem auf gar ſchwankenden Füßen, aber ſeine Abſicht iſt gut, und ein ehrenwerther Zorn redet aus ihm, wenn er ſagt: „Bei weitem ſchlimmer jedoch, als die Folgen des Beſchwörens, ſind die des Verſchwörens für Amt und Pflicht. Auf der Vorgänger ungerechte Größen weiter bauend, gehen aus dem Verſchwören eine Unzahl der ungerechteſten Ungleichheiten hervor.“

Kein zweites Heft folgte dem erſten, aber Siemens nahm den Stoff noch einmal vor und verarbeitete ihn zu einem größern Ganzen. Etliche Jahre ſpäter erſchien ſein Buch: „Das Reich des Herrn oder des Geſetzes, wie es

entſteht. Fragmente über den Eid". Hier geräth der Verfaſſer auf einen wankenden Moorgrund, er kann die unſichern Anſchauungen nicht zur Klarheit bringen, und verliert ſich ganz und gar im weiten, dunklen Irrgarten der Theologie.

Siemens entzweite ſich mit Hoffmann und Campe; er gab nun einem jungen Buchhändler aus Hamburg ſeine Schriften in Commiſſion. Aber auf dem Titel durfte davon nichts ſtehn, das ließ ſeine Eitelkeit nicht zu. Bei jedem neuen Büchlein ſagte er ſtürmiſch: „Wenn nur das noch gedruckt iſt, dann bin ich glücklich. Diesmal kann es mir nicht fehlen ... die reichſte Anerkennung muß mir zu Theil werden." Siemens war erfüllt von der kindlichen Zuverſicht dilettirender Schriftſteller, welche hofft, aus jedem einzelnen Heftchen werde eine Ruhmesernte für ſie ſprießen. Sein Styl wurde nun über alle Maaßen bunt und kraus, barock und zerfahren — der Leſer konnte weder aus noch ein. Anfangs ſchrieb er denſelben abſichtslos, darum durchdringt eine gewiſſe herbe Friſche die früheren Produktionen. Als er ſich aber dieſer Originalität bewußt wurde, forcirte er die ohnehin myſtiſche Schreibweiſe noch mehr, ſie verlor ihre Unbefangenheit, und nur die Verwirrung blieb übrig.

Im Jahre 1843 erſchien „der Nordſeebeſen" von ihm. Ein alter Seeräuber, der auf der Nordſee hauſte, führte am Topp ſeines Maſtes einen Beſen, und ſagte: er wolle die See fegen. So will auch Siemens die Nordſeeſchifffahrt von Mißbräuchen und Uebelſtänden reinigen. Er richtet ſein verſtändiges Auge abermals auf die Inſel Hel-

goland. Die dortigen Lootſen, fordert er, ſollen ſich unaufhörlich üben, daß ſie nicht ſchlaff und untüchtig werden; dagegen ſollen die Hamburger ſie aber auch überall unterſtützen und fördern. Er zieht zu Felde wider die Stumpfheit, wider die Theilnahmloſigkeit, und citirt hierbei das ſchnöde Wort einer Schiffsaſſecuranz: „Und wäre die ganze Nordſee voll Korallenklippen ... uns um ſo lieber!“ Siemens ermahnt, er warnt, er droht und zeigt die allſeitigen Gefahren der Indolenz.

Zu gleicher Zeit mit dem Nordſeebeſen erſchien ſeine Brochüre: „Deutſchlands Seegeltung“. Diesmal hatte er ſich der lebhaften Tagesfrage von einer deutſchen Flotte bemächtigt, und ſuchte darzuthun, wie die Kauffahrer gebaut werden müßten, um ſich in der Handelsmarine für den Nothfall eine Kriegsmarine zu erziehen. Seine vielfachen praktiſchen Kenntniſſe vom Seehandel, von der Seefahrt und vom Schiffbau kamen ihm trefflich zu ſtatten, und dies Büchlein iſt ohne Zweifel die beſte ſchriftſtelleriſche Leiſtung des Verfaſſers. Auch die Schreibart überraſcht uns, wenngleich ſie durch Schwulſt und Undeutlichkeit chamäleonartig ſchillert, in ihren kühnen und oft ſogar geiſtreichen Wendungen. Zuletzt verlangt er, Deutſchland ſolle mit Scandinavien ein Flottenbündniß ſchließen, und giebt das Reſultat ſeiner dunklen Orakelſprüche in folgenden Worten kund: „Durch Gemeinkraft zur See und zu Lande, zu Lande und zur See, werden Deutſchland und der Norden, der Norden und Deutſchland, zügeln die wildraſenden Elemente, die Erde balanciren!“

Dies Heft erregte wirklich Aufmerkſamkeit, es wurde vielfach beſprochen und belobt. Siemens fügte noch ein

Supplement hinzu: „Andeutungen, betreffend Deutschlands Handelsschifffahrt, in besonderer Beziehung auf die Elbe (1844)". Der Inhalt, wieder mit dichten Isisschleiern umhüllt, fordert auf: Deutschland möge eine Flotte tüchtiger, wehrhafter Südseefahrer erbauen, um Nutz, Schutz und Trutz zu vereinen. Siemens vergleicht die deutsche Schlafsucht der nordamerikanischen Regsamkeit. Ist denn solch großer Unterschied zwischen „Staatenbund" und „Bundesstaat"? fragt er. Sind die Deutschen denn Leute, die nur grübeln, klügeln und nichts thun? Warum sind sie als Angelsachsen, als Nordamerikaner so ganz anders geworden? Ein redender Beweis dafür, daß die Menschenverpflanzung eine Menschenveredlung ist. In der Heimath fühlen sie sich bedrängt, jenseits des Oceans fehlt ihnen die Heimath, und so bleiben sie stets Fremdlinge auf Erden.

Das mag, falls ich es recht getroffen habe, die Bedeutung von Siemens' mehr als lakonischen, runenähnlichen Worten sein.

Aber, wenn er auch noch sibyllinischer schriebe, soviel könnte doch Jeder aus den Zeilen lesen: Siemens ist ein braver Mann; er meint es ehrlich mit seinem Vaterlande. Er gehört zu den Leuten, welche, wo Geburt und Glück sie auf eine Höhe stellt, von der ihr Urgeist frei wirken und walten kann, den Herrlichsten, den Heroen beigezählt werden. Wo sie aber im tiefen Staube stecken bleiben, da nennt der fahle Indifferentismus sie „abenteuerliche Schwindelköpfe", und gleich dem Vogel Phönix müssen sie sich täglich in glühender Seelenqual verzehren, um immer wieder mit junger Kraft aus den Flammen her-

vorzugehn. Nie warf Siemens die Art bei Seite und widmete ſich ganz der Feder. Nein, bei Tage zimmerte er emſig in ſeiner Hütte, und erſt wenn die Feierſtunde ſchlug, legte er ſich das Papier zurecht. Die Schriftſtellerei war ihm Feſttagsarbeit, und was er auch ſchrieb, er ſchrieb es mit dem Saft der Nerven. Das wiegt alle Fehler und Mängel ſeiner Erzeugniſſe reichlich auf.

Der Polizist als Friedenstörer.

Am frühen Morgen des 14. Juli 1846 rollte ein Fiaker durch die Straßen der Stadt Hamburg, welche, halb jung, halb alt, wie ein Janusbild in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft vorwärts schaut. Bis jetzt hat sich freilich die Vergangenheit noch immer das Uebergewicht erhalten. In dem Fiaker saß der Herausgeber des vorliegenden Buches, und er bittet den freundlichen Leser um Erlaubniß, nun in eigner Person weiter erzählen zu dürfen.

Die Luft war sonnig, aber kühl, als ich das Deck des Koning Willem betrat. Die weißen Dämpfe zischten durch's Ventil, hastig langten noch einige Reisende an, und gegen halb acht Uhr verließen wir zur Fluthzeit den Hafen, um bei hohem Wasser aus der Elbe zu kommen. Draußen erhoben sich laubfrische Uferberge, mit Gartenanlagen und lachenden Villen bedeckt. Die alten Hamburger haben sich das beste Stück vom Elbgestade ausgesucht, ihre Stadt darauf zu gründen. Sie wußten die Behaglichkeit dem Vortheil zu vereinen, und ihre Nachfolger verstehen das heute noch. Bald wurde die Gegend flach; zur Rechten lag Holstein, zur Linken Hannover — überall spottschlechte Aussichten. Auf dem Schiffe war es gleichfalls still; die

Paſſagiere zogen ſich ſchneckengleich in ihre Gehäuſe und erwarteten gemüthlich die Seekrankheit. Nur ein junger Mann, im leichten Jagdrock und kleinen Matroſenhut, blieb munter und wohlauf. Er konnte etwa vier und zwanzig Jahre alt ſein; ſein freies, dreiſtes Weſen gefiel mir, und er kam mir wie ein Berg- oder Forſtmann vor. Jetzt war er am Vordertheil des Dampfboots und ſtarrte unverwandt in die Ferne, dann blätterte er fünf Minuten lang in einem Buch, dann ſprang er Trepp auf, Trepp ab ... eine innere Ungeduld ſchien ihn zu beherrſchen. Ich verſuchte es, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, und auch er mochte wohl Sehnſucht nach Mittheilung empfunden haben, denn bereitwillig kam er mir entgegen. Nach kurzer Zeit ſaßen wir beide bei einer Flaſche Rothwein und plauderten heiter.

Ich erfuhr nun, daß er ein Helgolander ſei und Erich Rickmers heiße. Er hatte zwei Jahre auf dem Landgut ſeines Schwagers in Thüringen verlebt, hatte ſich Deutſchlands Hauptſtädte ein wenig angeſchaut, und kehrte, voll von den empfangenen Eindrücken, aber auch voll von glühender Heimathsliebe, nach der Inſel zurück. Zufällig nannte er jenen Schwager, und der Name eines lieben, theuern Freundes klang in mein Ohr.

— Max von Waldegg! rief ich, während eine ſchöne Vergangenheit mich träumeriſch umblühte. Max von Waldegg! Sagten Sie nicht ſo?

— Ja wohl! erwiederte mein Reiſekamerad. Er hat meine Schweſter Tütje zur Frau.

— Ich weiß es, und kenne die wunderlichen Liebesabenteuer, die er auf Helgoland erlebte. Max iſt ein rechter Herzensfreund von mir!

Schnell theilte ich dem Erich mit, was ich von seiner Familie wußte; seine Mienen verklärten sich vor Lust, daß er über die Angehörigen sprechen konnte, und er schüttete mir nun vertrauend seine Seele aus.

— Glauben Sie, sagte er, es jubelt alles laut in mir, daß ich die Eltern nach so langer Trennung wiedersehen soll, und dennoch schnürt sich meine Brust immer fester zusammen, jemehr wir uns der Insel nahen. Ach, mich erwartet dort mehr Trauer, als Glück!... Damit Sie mich aber nicht für einen blassen Mondscheinbelden halten, will ich Ihnen gern erzählen, welch ein böses Insekt am Keime meines Lebens nagt. Seit früher Jugend liebe ich Gretje Krohn, und sie hat mir ihr ganzes Sein zu eigen gegeben; ihr Geist hat sich in meinem Geist, ihr Herz in meinem Herzen entfaltet.

— Nun, und welcher trennende Strom rauscht zwischen Ihnen beiden?

— Das politische Leben meines kleinen Vaterlandes. Der alte Krohn ist Rathmann auf Helgoland, und bekleidet also jene Würde, die nicht mehr, wie ehemals, den wackersten und klügsten Leuten der Insel verliehen wird, sondern zu einem Familienvorrecht ausgeartet ist. Wer mag es ruhig mitansehn, wenn in seiner Heimath das Recht zerbricht, wie morsches Rohr ... wenn Eigenmacht, Selbstsucht und Dünkel an die Stelle des Gesetzes treten? Mein Zorn empörte sich dagegen, ich konnte nicht schweigen, obwohl ich wußte, daß mein Glück und meine Zukunft auf dem Spiele standen. Furchtlos enthüllte und vereitelte ich manchen schlauen Plan der Herren, welche Helgolands Scepter führen, und dadurch wurde Gretje's Vater wider

mich aufgebracht. Eines Tages nahm er mich in ſein Zimmer, und ſtellte mir die Wahl, mich entweder nie mehr in Landesangelegenheiten zu miſchen, oder ſeiner Tochter zu entſagen. Da kämpfte die Doppelliebe einen wilden Kampf in mir, aber ich wäre Gretje's unwerth geweſen, hätte die Sache meines Volkes nicht den Sieg errungen. — Meine Ueberzeugung verkaufe ich niemals, gab ich ihm zur Antwort, und ich werde ſie überall laut ausſprechen, wo Falſchheit und Rechtloſigkeit davor zittern. Krohn verbot nun an Gretje, mit mir zu ſprechen; ich war von der Geliebten verbannt. Zwar ließ ſie mir ſagen, ich hätte brav und ehrlich gehandelt, aber dennoch konnte ich die Trennung nicht ertragen und ſank in eine tiefe Melancholie. Da kam juſt mein Schwager zum Beſuch nach Helgoland, er ſah, es ſei nothwendig, mich aus meinem Zuſtand aufzurütteln, und nahm mich nach Thüringen mit. Beinahe zwei Jahre lebte ich dort; dieſe Zeit hat mir viel genützt, ich habe eine größere und freiere Anſchauung des Lebens gewonnen. Aber mein Herz für Gretje und für's Vaterland blieb immerfort daſſelbe, und ſo kehre ich denn jetzt mit recht trüben Hoffnungen heim.

— Faſſen Sie friſchen Muth, lieber Erich! Unſere Zeit hat eine ſcharfe Säge für eingewurzelte Mißbräuche... die Helgolander ſind ein freiſinniges Volk, und ſo wird ſich während Ihrer Abweſenheit von der Inſel manches geändert haben.

— Ja wohl, geändert hat ſich viel, doch nicht zum Guten. Der politiſche Kampf meiner kleinen Heimathswelt iſt auf die äußerſte Spitze getrieben, und es muß ſich nun entſcheiden, wer darin Sieger bleiben wird. Jene

Partei der Unfreiheit und des Rückſchritts beſitzt durch ihre Stellung eine ungeheure Uebermacht. Ich will, ich mag es nicht denken, aber die Umſtände ſind ſchlimm — unſre alte Freiheit iſt bedroht!

— Wodurch? Erklären Sie ſich deutlicher!

— Um Ihnen deutlich zu werden, muß ich etwas weit ausholen. Die Verfaſſung und Geſetze Helgolands kennen Sie? Nun gut! — Vor vier Jahren kam Sir Hindmarſh als Gouverneur nach der Inſel. Er war zu Anfang ſehr eifrig, ſehr emſig, wollte alles reformiren und verbeſſern. Gewiß hatte er das Wohl des Ganzen im Auge, allein er verſtand ſich nicht auf's Volk, und ſo machte er ſich unbeliebt, ohne etwas auszurichten. Meine Landsleute hängen vielleicht mit allzugroßer Störrigkeit an ihren alten Sitten und Rechten; ſie bieten ihm tapfer Widerſtand, ſie führten Beſchwerde in England und der Gouverneur ſetzte nichts durch. Bald wurde er des zielloſen Ringens müde, ſein Eifer verwandelte ſich in Gleichgültigkeit. Jetzt unterſchreibt er faſt theilnahmlos die Urtheile und Beſchlüſſe der Rathmänner, aber die Zuneigung des kleinen braven Volkes hat er eingebüßt, und ſolche Zuneigung iſt leicht zu gewinnen, ſchwerer zu erhalten und kaum wieder zu erlangen, wenn ſie einmal verloren ging.

— Das iſt ein wahres Wort, lieber Erich, und es paßt nicht blos auf Ihren helgolander Gouverneur.

— Als ich die Heimath noch gar nicht lange verlaſſen hatte, erfuhr ich zu meiner Freude, Jacob Andreſen Siemens ſei Rathmann geworden.

— Der Schriftſteller Siemens?

— Ja, derſelbe! Im Herbſt 1844 ſtarb der Raths-

ſekretair Block, Siemens bekam die Stelle, und der Gouverneur ſchaffte ihm aus England jene Zulage, welche ſchon ſein Vorgänger erhalten hatte. Siemens vertauſchte alſo die Zimmerhütte mit der Gerichtsſtube, er beſaß plötzlich ein ſicheres Einkommen von fünfzehnhundert Mark, und konnte ſorgenlos an die Zukunft denken. Seine Freunde waren froh, daß er einen ſolchen Hafen gefunden, und hofften, er würde nun vor Allem danach ſtreben, die gemeinnützigen Pläne, die er bisher in Büchern dargelegt, in die Wirklichkeit einzuführen. Statt deſſen bemühte ſich Siemens nur, ſeiner Perſon vollkommene Geltung zu erringen. Er iſt gewiß ein rechter Ehrenmann; Helgoland liebt er wie eine Braut, und möchte ſich dafür aufopfern, aber ſein Ungeſtüm verdarb jeden Erfolg. Siemens entbehrt der politiſchen Klarheit, ſeine Ideen ſind großentheils unausführbar, und — im Bewußtſein redlicher Abſichten — ſollen ſie dennoch mit eiſernem Eigenwillen durchgeſetzt werden. Dabei beſeelt ihn jener leicht beleidigte Stolz, der den Autodidakten faſt immer bezeichnet. Ueberall drängte er ſich hervor, wollte eigenmächtige Abänderungen treffen, und war bitterböſe, wenn man ihm widerſprach. Endlich brach ſein Hochmuth die letzte Grenze durch. Er ging zum Gouverneur und verlangte, derſelbe ſolle ihn zum Landvogt ernennen, ſonſt würde er ſeinen Abſchied nehmen. Hindmarſh blieb ſehr ruhig, er gab ihm Bedenkzeit, doch als Siemens die Forderung wiederholte, beſetzte er deſſen Stelle durch einen Andern, und die Sache war abgethan.

— Ein wunderlicher Charakter! Solch barocken Ehrgeiz hätte ich bei Siemens nimmer geſucht.

— Den Rathmännern war er wegen seines Freimuths ein Dorn im Auge gewesen, und sie mochten recht froh sein, als sie von ihm befreit wurden. Ihr Coterien- und Cliquenwesen konnte sich nun ungehindert entfalten; der Gouverneur schob ihnen kein Hinderniß in den Weg, denn er las die Protokolle ja nur in englischen Uebersetzungen, welche der Stadtsekretair eigens für ihn anfertigt. Bei seiner Ankunft auf Helgoland hatte Sir Hindmarsh Oeffentlichkeit der Gerichte angeordnet, aber das paßte den Rathleuten nicht, und sie protestirten gegen diese Neuerung. Merkwürdigerweise stimmte auch das Volk in den Protest ein, das alte Herkommen siegte, und die Thüren des Gerichtszimmers mußten wieder geschlossen werden.

— Seltsam genug, daß die Helgolander sich, trotz der langen politischen Trennung, so große Vorliebe für die Zustände ihres Stammvolkes bewahrt haben.

— Als die verhaßte Oeffentlichkeit unterdrückt war, regierten die Rathleute nach Wohlgefallen. Schüttelte der Gouverneur, welcher von den Landesgesetzen sehr wenig weiß, auch mitunter den Kopf zu ihren Beschlüssen, dann sagten sie: „Excellence, that is law!“ und er nahm die Feder zur Unterschrift. Jetzt ging es ganz kunterbunt; was den Rathleuten nicht gefiel, das schafften sie ab. Wenn sonst ein Fahrzeug bei der Insel strandete, mußten die Bewohner des Quartiers, in dessen Richtung die Havarie geschehen war, sich schnell versammeln, und der Quartiersmeister wählte die erforderliche Mannschaft. Wurde die Ladung geborgen, so kam der größte Theil des Gewinns in die helgolander Staatskasse, von wo er verhältnißmäßig an Ganz- und Halbbürger überging. Auch

dieſe Einrichtung haben die Rathmänner auf; es werden jetzt Lootſen zu unmäßig hohen Preiſen gemiethet, der Verdienſt zerfließt wie Rauch, und unſer kleiner Staat iſt in eine Schuldenlaſt von 92,000 Mark geſtürzt. Dieſe und ähnliche Uebergriffe erbitterten am Ende das ganze Volk, es ſprach ſein Mißtrauen gegen die Obrigkeit aus, und die letztere ſah wohl, daß es Zeit ſei, Sicherheitsmaaßregeln für ſich zu ergreifen. Rathleute, Landesälteſte und Quartiersmänner traten alſo zum Concilium zuſammen, was man bei uns „eine Commüne" nennt. Die dreißig Herren, ſämmtlich verwandt und verſchwägert unter einander, ſannen hin und her; zuletzt faßten ſie den unübertrefflichen Beſchluß: man wolle die engliſche Regierung bitten, einen Polizeibeamten herzuſenden.

— Bravo! Ihre Landsleute haben den Engländern gezeigt, wie ſehr ſie im Herzen deutſch geblieben ſind. Das Volk erbittet ſich von der Regierung einen Poliziſten! Ich frage Sie, ob es — die Walhalla ausgenommen — etwas Deutſcheres geben kann?

— Das Mittel war übel gewählt, um dadurch den Unfrieden zu ſtillen. Sonſt gab es auf Helgoland nur ein paar harmloſe Poliziſten, die während der Badezeit ihren Dienſt verſahen, und im Winter andern Gewerben oblagen. Als nun die Regierung den Wunſch der Commüne erfüllte, als vor etlichen Monaten ein engliſcher Conſtable auf der Inſel ankam — dem aus der Gemeindekaſſe ein Jahrgehalt von 2200 Mark bezahlt werden ſoll — da wuchs das Murren und die drohende Stimmung. Müßig und mürriſch wandelt er umher, alle Helgolander ſchauen ihn verächtlich an, und ſelbſt die

Rathleute müſſen ihn verleugnen. — — So ſteht es jetzt in meiner Heimath ... die wüſten Verhältniſſe haben ſich zur Lawine geballt, jede Luftерſchütterung kann ſie herabſtürzen, und mein Liebesglück liegt gerade unter ihrer zermalmenden Wucht.

Erich ſchwieg, und wenn ich auch überzeugt war, daß ſeine jugendliche Phantaſie manche Umſtände allzuſehr in's Trübe gezeichnet hatte, ſo entſprang mir aus der Mittheilung doch ein lebhaftes Bild des politiſchen Wogens auf Helgoland. Ich kam nicht mehr ganz fremd nach der Inſel, und hoffte, mich mit den Bewohnern leicht verſtändigen zu können.

Unterdeß war Curhaven paſſirt; wir rauſchten bei der rothen Tonne, einem Signalſchiff, vorüber. Die Sonne glitzerte auf der ruhigen Fluth, und rings um uns lag nur Himmel und Waſſer, bis Helgoland wolkenähnlich aus der See tauchte. Den jungen Rickmers durchzitterte eine Fiebergluth, ſein Auge ſprühte Flammen. Jetzt zeigte er mir ſchon einzelne Häuſer, und namentlich das weißleuchtende Hotel am Falm, unter deſſen Dach ſein Mädchen wohnte. Endlich hatten wir die Rhede erreicht, Erich ſprang mit tollkühner Haſt in's erſte Fährboot; er ſagte mir bei der Landung kein Lebewohl, ſondern ſtürmte unaufhaltſam fort. Auch ich ſtieg an's Ufer und ſchritt durch die Doppelreihe neugieriger Badegäſte. Nirgends ſah ich Gensdarmen, kein Paß wurde mir abgefordert, und doch redeten die Leute deutſch. — Wunderbar!

Bald war ich im Beſitz eines freundlichen Stübchens, und fing an, mich recht heimiſch zu fühlen. Den Fremden wich ich aus, ihr leeres Treiben reizte mich nicht, deshalb

hielt ich mich zu den Eingeborenen. Vor allen Dingen machte ich der helgolander Literatur meine Aufwartung; ich ging zum Schiffscapitain Heikens, und der greise Dichter empfing mich mit jener kindlichen Innigkeit, durch die er sich im Augenblicke jedes Herz gewinnt. Als ich dort bekannter ward, wurde ich, sobald ich kam, jedesmal von der wackern, lustigen Frau Heikens in Beschlag genommen. Sie las mir ein kleines Colleg über den Verfall der guten alten Sitte auf Helgoland, und dann begab ich mich zu ihrem Ehegerrn. Was sie mit gesprochenem Worte wiederherstellen will, dasselbe sucht er durch die Schrift festzuhalten. Er setzt nämlich seine Memorabilien unablässig fort, und manches interessante Bruchstück daraus bekam ich zu hören. Auch von seinen Gedichten trug er mir die meisten vor; sie erfreuten mich durch ihren jugendlich frischen Sinn, wie durch ihr starkes Gottvertrauen, denn sie sind zehnmal frömmiger, als die „Glockentöne" und „Psalterklänge" der Pietisten. Heikens erinnerte mich an Hans Sachs. Gleich diesem war er stets vom poetischen Drange erfüllt, doch gab er sich am Lebensmorgen der strengen Arbeit, den Forderungen des Tages hin, und widmete, gleich diesem, nur den Abend ungestört der Poesie.

Siemens traf ich nicht auf der Insel. Nach der Niederlegung seines Amtes hatte er eine Reise nach England unternommen, um dort Beschwerde zu führen wider den Gouverneur, wider die Rathleute, wider die ganze Einwohnerschaft. — Fleißig besuchte ich Hinrich Brebau's Bibliothekzimmer, und der stattliche, seegeübte Lootse machte, mitten unter Büchern waltend, einen sehr an-

genehmen Eindruck auf mich. Er versah mich mit der nöthigen Literatur über Helgoland, welche eine lange Schriftenreihe umfaßt. In neuerer Zeit (1826) schrieb Herr von der Decken, königl. hannöv. Generalfeldzeugmeister, das erste Buch, welches sich wieder mit dem Eiland beschäftigte. Darin herrscht jene flache Alterthumskunde, die, auf ein Fundament von Citaten gestützt, phantastische Kartenhäuser aufbaut — jene hirnlose Scheingelehrsamkeit, durch die sich auch das Unsinnigste beweisen läßt. Der Autor führt alle Verhältnisse der Insel auf eine graue Vorzeit und auf eine untergegangene Riesengröße Helgolands zurück. Die bunte Conjektur solcher Riesengröße blühte nämlich, von der damals noch kindlichen Geologie befördert, ungehindert fort, bis Lappenberg (1830) das breite Gewebe der Lügen und Irrthümer scharfsinnig auseinanderzupfte. Seitdem wurde der helgolandische Fabelkreis von der Wissenschaft ignorirt; Ludolf Wienbarg machte zwar (1838) den Versuch, die romantische Inselpoesie noch einmal zu retten, aber Professor Wiebel in Hamburg trat (1842) wider ihn in die Schranken und focht mit so hellblitzenden Beweisgründen, daß sein Gegner unterliegen mußte.

Heutzutage lächelt man wohl über das meilenweite, wälderreiche, mit Tempeln und Burgen besetzte Eiland, aber oft ist uns noch viel tolleres Zeug unter dem schönen, stolzen Namen „Geschichte" aufgebürdet worden. Erst der Gegenwart, wo die Wissenschaft sich äußerlich und innerlich frei machte, blieb es vorbehalten, dergleichen falsche Nebelbilder fortzublasen. Die Wissenschaft hat jetzt ein gesundes, nüchternes Auge; Harnische, Meßgewänder und

Purpurmäntel erblaſſen vor ihrem Blick. Es iſt mit der feudaliſtiſchen Romantik unreubar vorbei: die Volkspoeſie drängt ſich ungeſtüm auf den goldnen Stuhl, und nackte Wahrheit ſchleudert die geſchminkte Lüge hinweg. So wurde auch Helgoland vom theatraliſchen Flitterputz entkleidet. Geologie und Geſchichte, auf verſchiedenen Wegen einſam wandelnd, erreichten am Ende daſſelbe Ziel und fanden das übereinſtimmende Reſultat: die vorzeitliche Ausdehnung des Eilands könne nur ein Trugbild ſein. — Wie manche andre Größe würde eben ſo zuſammenſchwinden, wenn man eine gründliche Prüfung an ſie wendete!

Erich hatte mich ſchon Morgens nach unſrer Ankunft aufgeſucht; alle Niedergeſchlagenheit war von ihm genommen, er ſchien, gleich dem Rieſen der Mythe, neuen Muth und neue Kraft geathmet zu haben, ſeit ſein Fuß die Heimathserde wieder berührte. Ich mußte ihm nach dem elterlichen Hauſe folgen, und im Triumph führte er mich, als Waldegg's Freund, dort ein. Jasper Rickmers, ſammt ſeiner Marielife, nahmen mich wie einen Längſtbekannten auf; beim zweiten Beſuch erfuhr ich ihre Liebes- und Heirathsgeſchichte, welche mich um ſo mehr ergötzte, da ſie mir von den beiden hübſchen Alten mit recht gemüthlicher Heiterkeit erzählt wurde. Gern wäre ich zu ihnen in ihr Häuschen gezogen, aber das Fremdenzimmer war beſetzt, ein gewiſſer Profeſſor Schackius wohnte darin. Bald entwickelte ſich zwiſchen dieſem und mir ein traulicher Verkehr, denn ich fand ſeinen guten Kern unter der pedantiſchen Hülle. Wie die meiſten älteren Philologen, hatte ſich Schackius ſonſt nur um abſtrakte Wiſſenſchaften bekümmert, und als zur Zeit der Julirevolution

das öffentliche Leben an alle Thüren, an alle Fenster klopfte, war ihm das eine unangenehme Störung. Er suchte die stürmischen Fragen von sich abzulehnen, aber die Einflüsse der Zeit modelten ihn um, und er erkannte endlich deren volle Berechtigung an. Nun öffnete er sein Ohr den politischen Signalen, folgte dem Fortschritt mit munterm Auge, und übernahm bei jedem Streit die undankbare Rolle des Vermittlers.

Außerdem fand ich gar liebenswürdigen Umgang in der Familie eines wohlberühmten Marinemalers, Claudius Wagen, der sich auf Helgoland angesiedelt hat. Er ist mit einer Insulanerin vermählt, und seine Eliza wußte mir durch Geist und Anmuth manche Stunde reizend fortzuzaubern. Sie besaßen ein paar allerliebste Kinder, und wenn ich bei der Wohnung des Malers vorüberkam, steckten beide, der Bub und das Mädel, ihre rosigen Gesichter laut grüßend durch den Gartenzaun.

Erich's frohe Stimmung wuchs mit jedem Tage, denn der Rathmann Krohn hatte ihn so unbefangen, so zutrauen bewillkommt, als ob nie etwas Störendes zwischen ihnen vorgefallen wäre. Mit freudeleuchtenden Augen erzählte mir Erich, daß er Gretje täglich sehn und sprechen dürfe, und daß der Alte sich ungemein artig gegen ihn zeige. Zwar hegte ich den leisen Verdacht, der helgolander Rathmann sei vielleicht ein schlauer Diplomat, aber ich verbarg dem Glücklichen diese Besorgniß, um ihn nicht aus seinem Himmel zu stürzen. Fast eine Woche war ich nun auf der Insel, ohne Gretje erblickt zu haben, obgleich ich häufig bei dem Hotel vorüberging und sogar einige Male absichtlich dort zu Abend speiste. Eines Morgens

verkündete mir Erich, er werde am nächſten Sonntag mit dem lieben Mädchen Gevatter ſtehn, und fügte den Wunſch hinzu, ich möchte dann in die Kirche kommen. Gern verſprach ich ihm das, denn ich war wirklich geſpannt auf dieſe holde Helgolanderin.

Recht zeitig fand ich mich im Gotteshauſe ein. Das Innere der Kirche gleicht einem mächtigen Schiffsraum, und kleine Cajütenfenſter ſtehen über dem Chor. Sechszig farbige Bilder ſchmücken ringsum die Gallerien; ſie ſind zwar reſtaurirt, aber urſprünglich in guter alter Weiſe gemalt. An den Kirchſtühlen bemerkt man Sinnſprüche; das großbritanniſche Wappen leuchtet von der Decke nieder, und dort hängt kein Kronleuchter, ſondern das Modell eines ſtattlichen Oſtindienfahrers, welches ein Helgolander der Kirche geſchenkt hat. Die Kanzel, aus Mahagoniholz gearbeitet, iſt ein Geſchenk des Gouvernements, und nur der Hauptpfarrer darf ſie beſteigen, während der Nachmittagsprediger, unten im Mittelgange ſtehend, zu ſeiner Gemeinde ſpricht. — Nach der Predigt folgte ein Gebet für die Königin Victoria, für den Prinzen Albert und das engliſche Kriegsheer, was ſich hier, in deutſcher Sprache, recht wunderlich ausnimmt, um ſo wunderlicher, als noch die Bitten hinzugefügt werden, Gott möge die Lootſen ſchirmen und den Fiſchfang ſegnen.

Sobald der Gottesdienſt beendet war, begann die Taufe. Dreimal klopfte es laut an die geſchloſſene Kirchthür; ſie wurde aufgethan, und ein reizendes Mädchen trat herein, den Täufling auf ihren Armen tragend. Zugleich erſchienen die andern Pathen, unter denen ſich Erich befand. Dann hörte man wieder dreimal anklopfen; die Mutter

des Kindes kam, und ein ganzer Zug kleiner, wohlgeputzter Knaben und Mädchen folgte ihr. Alle hatten Wassergefäße in Händen und gossen dieselben in's Taufbecken aus, um die Einigkeit der Gemeinde anzudeuten, in welche das Kind aufgenommen werden soll. Nur flüchtig sah ich diese symbolischen Dinge, denn mein Auge war durch die holdselige Pathin, durch Gretje Krohn, gefesselt. Ja, Erich hatte Recht, daß er sie liebte mit überschwenglicher Gluth . . . so wunderbar schön hatte ich sie nicht erwartet. Eine Rose trug sie in dem schwarzen Haar, aber die Centifolie erblich vor dem Glanz und Schmelz dieser schlanken, anmuthreichen Inselblume. Kein Wort von der Taufrede vernahm ich, und auch Erich's Blicke hingen voll Entzücken an Gretje's reinem, süßem Angesicht.

Fast war es mir unlieb, Nachmittags ihre nähere Bekanntschaft machen zu sollen, denn ich fürchtete, der Eindruck würde gestört werden, den ihre äußere Erscheinung auf mich hervorgebracht. Aber wie sehr hatte ich mich geirrt. Während Gretje sprach, empfing ihr feuriges Auge noch höhern Glanz, ihre Wange röthete sich, ihr Busen wogte, und aus jedem Worte sprühte der Zauber eines reichen, innigen Gemüths. Das Mädchen war eine von den seltnen, herrlichen Naturen, welche sich selbst genug sind, welche keinerlei Schminke oder Folie gebrauchen. Alle Bildung liegt in ihnen, sie sind vollendet schön und klug aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen. Ihr Verhältniß zu Erich verhehlte sie nicht, aber es lag ein so frischer Blumenstaub auf dieser jungfräulichen Liebe, daß sich Jeder daran ergötzen mußte. Ich verlebte einige

unvergeßliche Stunden in Gretje's Nähe, und freute mich recht innig über Erich's Glück.

Gegen Abend erschien auch Marie Krohn, „die Gräfin", mit ihrem zaserleisen Kinde. Jetzt war mein Interesse getheilt; ich wußte nicht mehr, welche von beiden Schwestern einen mächtigern Reiz auf mich übe. Wie Gretje die Verkörperung aller blühenden Hoffnungen des Lebens, so war Marie ein Zauberbild alles Verzichtens, aller Entsagung. Milden Monkstrahlen ähnlich, fielen die blonden Locken um ihr durchsichtig klares Angesicht; die großen, melancholischen Augen ruhten still, gleich einem blauen Bergsee im Abendduft. Tiefes Schweigen rings umher; ein wehmüthiges Volkslied flattert abgerissen über die Wogen; der Himmel ist hell, und nur ganz in der Ferne wetterleuchtet es zuweilen. Ich kannte Mariens tragischen Lebensroman, und vielleicht trug derselbe dazu bei, mir das liebliche Weib im romantischen Dunkellicht erscheinen zu lassen. Als sie ihren Knaben umfaßte, als sie sich niederbog, sein theures Haupt fest an ihr Herz zu pressen, da wurden mir Schiller's Worte lebendig:

Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geberne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Im Verkehr mit so ungewöhnlichen und liebenswürdigen Personen mußte mein Aufenthalt auf der Insel schnell wie ein farbiger Sommernachtstraum an mir vorüberziehn. Auch die Plauderstündchen, welche uns fast jeden Abend, um die Zeit des Zwielichts, in Hinrich Bredau's kleinem Bücherladen vereinigten, thaten das übrige, mich an Helgoland zu fesseln. Wenn im Westen ein purpurner

Nachglanz der Sonne über den Meeresfluthen schwebte, wenn im Osten der goldne Mond emporstieg, dann traf ich dort Claudius Wagen, den Professor, Erich und einige andre Befreundete. Muntere Gespräche belebten das enge Gemach, Herr Bredau selbst wußte trefflich zu erzählen, und ich sammelte eine solche Fülle von helgolander Geschichten, daß ich noch zwei Bände schreiben könnte, ohne jene Novellenstoffe zu erschöpfen. Vorzüglich blieben indeß die politischen und socialen Fragen dieser schmalbegrenzten Inselwelt an der Tagesordnung, und ich erlangte eine pragmatische Uebersicht von allen wesentlichen Verhältnissen derselben.

In Helgolands kleinem Historienbilde liegt die Andeutung eines völkergeschichtlichen Fatums. Es ist eine ursprünglich deutsche Insel; Dänemark zieht sie den Schleswig-Holsteinern, wie ein rothes Schnupftuch, leis aus der Tasche. Kein deutsches Wort, kein deutsches Schwert regt sich wider diese Unbill. Hundert Jahre später erscheinen die Engländer und nehmen den Nachkommen Hamlets das unbewehrte Eiland eben so stillschweigend wieder ab. Das war die Nemesis in Gestalt des langen, spindelbeinigen, spürnäsigen Hochtory's, Mylord Castlereagh. Helgoland wurde noch eher verloren, als Norwegen; mit seiner Ablösung begann der Verfall des dänischen Königreichs. Aber was that Deutschland jetzt? Die Diplomaten waren entzückt vom üppigen Glanz der Feste und der schönen Frauen beim wiener Congreß. Glückliche geben gern, und da kam es ihnen denn auf ein Stückchen deutsches Land mehr oder weniger nicht an. Statt Helgoland zurückzufordern, ließ man es den Briten, und entschädigte

Dänemark für den Verluſt durch Lauenburg. — Wenn die Sache nicht ſo bitter ernſthaft wäre, man möchte wahrlich darüber lachen. Die Inſel Helgoland iſt freilich kein Elſaß, aber eine Nation, die ſich ſelbſt ſchätzen gelernt hat, duldet nimmer, daß auch nur der kleinſte Theil von ihr in fremde Botmäßigkeit kommen darf.

Zwar fühlen die Inſulaner ſich wohl unter britiſchem Scepter, denn die Engländer ſind ein freies und ſtarkes Volk, aber

Hic Rhodus, hic salta.
Sie haben Helgoland und Malta!

Auch die Straße von Gibraltar beherrſchen ihre Kanonen, und giebt es Krieg, dann können ſie ganz Europa in eine Mauſefalle einſperren. Darum zeigt ſich die Regierung ſtets ſo großmüthig gegen Helgoland. Der neue Leuchtthurm, das koſtbare Bollwerk, die ſtattliche Kanzel, die Felſentreppe und der prächtige Schulpalaſt ſind Werke engländiſcher Freigebigkeit.

Sonſt fehlt aber den Helgolandern doch ein rechter Zuſammenhang mit europäiſchem Staatsleben. Die Inſel appellirt in höchſter Inſtanz an's Colonialamt zu London, und Helgoland holt ſich alſo ſein Recht, wo es Bombay und Botanybay holen. Ein großer Mißbrauch beſteht auch darin, daß aller amtliche Schriftwechſel nach der Hauptſtadt durch den Gouverneur vermittelt werden muß. Durch dieſe Anordnung wird jeder Eigenmacht Vorſchub geleiſtet, und die Inſulaner behaupten: auf manche Beſchwerde kehre gar keine Antwort zurück. — „Ich glaube kaum," ſagte ein Looſe treuherzig zu mir, „daß die gute Königin

Victoria all' unsere Briefe zu lesen bekommt!" Ehrlicher Alter, ich glaube es auch nicht!

So hat Sir Hindmarsh die Liebe, das Vertrauen des braven Völkchens von sich geschleudert. Oft sah ich ihn am Falm entlang gehen, ein echtes Engländergesicht, die untersetzte Gestalt mit blauem Leibrock bekleidet, eine goldumfaßte blaue Mütze auf dem Haupt. Er führt seine liliensteife Gemahlin am Arm, und zwei weibliche Figuren — muthmaßlich Kammerfrauen oder Gesellschafterinnen — folgen drei Schritte hinterher. Die kurzjackigen Helgolander lehnen auf der Brüstung, schauen sich trotzig nach der Gruppe um, und keiner rührt grüßend an den Hut.

Noch mehr erbittert ist man gegen die Rathmänner. Wie weit die Vorwürfe, die man ihnen macht, begründet sind, kann der Fremde kaum ermitteln. Jedenfalls bilden sie eine festgeschlossene Partei, um nicht Coterie zu sagen, denn sie ergänzen sich durch eigne Wahl und ziehen niemand in ihren Kreis, ohne zuvor seine Gesinnung hinreichend erprobt zu haben. Auch die Administration mag wohl mangelhaft sein, denn trotz Englands Freigebigkeit und trotz der großen Summen, welche die Badegäste alljährlich hier lassen, herrscht nur ein sehr vereinzelter Wohlstand auf der Insel. Die meisten Häuser sind verschuldet, und bei der Ueberfahrt nach der Düne, schüttete ein Bootsmann mit folgenden Worten sein Herz zu mir aus:

„Ja, lieber Herr," sprach er, „Sie können sicher glauben, wir sind fast Alle arm, Einer wie der Andre. Was hab' ich denn wohl von dem vielen Gelde, das die Fremden herbringen? Bei gutem Wetter die paar Mark, die ich durch Spazierfahrten verdiene, bei bösem Wetter gar

nichts. Auch das Boot, in dem Sie ſitzen, iſt nicht einmal mein, ſondern ich muß Miethe dafür zahlen. Es giebt jetzt freilich prächtige Häuſer genug auf Helgoland, aber fragen Sie einmal, wem ſie gehören. Den Helgolandern nicht, denn ſie ſind beinahe alle für hamburger Geld gebaut; der beſte Verdienſt geht als Zins wieder vom Lande weg. Und daran ſind nur die Rathmänner ſchuld mit ihrer ſchlechten Verwaltung! Hätten ſie nicht ſo viele große, neue Wohnungen bauen laſſen, dann würden ſich die Badegäſte in all' die kleinen Häuschen vertheilen; es verdiente Jeder etwas, das Geld bliebe hier und Helgoland brauchte nicht in Schulden zu ſtecken. Könnten wir den Fiſchfang ordentlich betreiben, das brächte uns mehr, als die ganze Badeanſtalt. Aber dazu gehören ſtarke Böte und ſtarke Netze . . . ſo viel Geld bringen wir nicht auf. Die Blankeneſer werden reich, weil ſie herkommen und uns die Fiſche wegfangen — ja ſogar für die Speiſewirthe auf Helgoland fiſchen ſie — — und daran ſind die Rathmänner ſchuld!"

Das empöreriſche Murren zu unterdrücken, beſchwor die Obrigkeit den Conſtable aus England. Aber es ging den Senatoren wie dem Zauberlehrling; ſie wiſſen den Geiſt nicht wieder zu bannen, und er ſchleppt nun eine ſolche Menge Waſſer herbei, daß es ihnen ſchier bis an den Hals reicht. Die Angſt iſt eine gerechte Strafe für ſie. Was ſoll der Poliziſt unter dieſem redlichen, gutmüthigen Volk? Soll er etwa ſo lange ſpioniren, bis er die Leute falſch und böswillig macht? Recht ergrimmt ſind ſie ohnehin ſchon auf den Mann; keiner mag mit ihm verkehren, und wo er vorübergeht, wenden ſie ſich ab, wie man im

Mittelalter jede Berührung mit dem Stöcker zu vermeiden suchte. Auch eine offene Opposition hat sich gebildet, an deren Spitze vier und zwanzig achtbare Bürger Helgolands stehn. Sie haben feierliche Verwahrung eingelegt gegen englische Polizeigewalt auf ihrer Insel, und haben verlangt, daß ihnen die Bestallungsurkunde des Constable's vorgelegt werde. Aber der Gouverneur ließ den Rathmännern sagen, sie sollten das in keinem Falle thun, denn ihre Würde sei schon durch den bloßen Antrag verletzt. Nun ist die Oppositionspartei entschlossen, jene Protestation nach London zu befördern und sich dort Recht zu verschaffen.

Fast in jeder Stunde sah ich den Stein des Anstoßes, den vielbesprochenen Constable, unthätig durch die Gassen schlendern; sein Gesicht glich einem Beefsteak, das den Spleen hat. Eines Nachmittags wollte ich mit Erich an den Strand hinab, und als wir in's Unterland kamen, bemerkten wir eine Anzahl Kinder, die sich ängstlich um den Polizisten zusammendrängten. Derselbe hatte einen armen Buben bei der Schulter gefaßt, und wollte ihn fortführen, weil er den Badegästen Muscheln, Ammoniten und Schwefelkies feilgeboten. Der Junge schrie und weinte, seine Genossen umringten ihn mit lautem Geschrei, und so entstand ein kleiner Auflauf. Die Scene spielte dicht unter den Fenstern eines freundlichen Hauses, und ehe wir den Zusammenhang noch gehörig kannten, stürzte der Besitzer jenes Hauses mit zornigem Antlitz aus der Thür. Es war Jan Petter Stolt, ein wackrer, allgemein geachteter Mann. Unsanft faßte er die Hand des Polizeibeamten und machte den Buben von ihm los, der

ſich denn auch nicht lange beſann, ſondern die wiedergewonnene Freiheit zum eiligen Davonlaufen benutzte.

Der Conſtable wollte ſeinen Gegner zur Rede ſtellen, aber Stolt fiel ihm in's Wort und kanzelte ihn dermaßen ab, daß die Umherſtehenden ihm lauten Beifall jubelten. Drei Leute kamen vom Ufer herauf, unter denen ſich ein Rathmann befand. Der letztere mochte es wohl für Pflicht halten, ſich des verſpotteten Conſtable's anzunehmen; er trat würdevoll in den Kreis, ſeine Begleiter folgten ihm, und alle nahmen Partei wider Stolt. Solche Ungleichheit ruhig zu dulden, das lag bei Erich außer den Grenzen der Möglichkeit; in einem Augenblicke hatte er ſich Bahn gemacht und ſtand mitten im Getümmel. Aber Stolt brauchte gar keinen Bundesgenoſſen, er war ſich Hülfe genug, und ſprach mit Donnerſtimme zu dem Rathmann:

— Schämt Ihr Euch nicht, dem fremden Lotterbuben das Wort zu reden gegen helgolander Bürger und Bürgerskinder? Doch nein! Schämen iſt Eure Sache nicht, ſonſt würdet Ihr Vieles unterlaſſen. Ihr Rathleute habt Euch ſelber zu Bütteln entehrt, und da müßt Ihr nun freilich eintreten für Euren Kameraden.

— Nimm Dich in Acht, Stolt! ſagte der jüngere Gefährte des Rathmanns, ein ſtarkgebauter Menſch mit häßlich düſtern Falten auf der Stirn. Nimm Dich in Acht, Du ſchimpfſt unſre Obrigkeit. Man wird Dich vor Gericht fordern und Dich einſperren, daß Du künftig beſſere Sitte annimmſt.

— Mich vorfordern! Du haſt Recht, Pay Michels, warum thun ſie's denn aber nicht? Hab's doch ſchon manchen Tag öffentlich geſagt, daß ich ſie für Betrüger

und Gaudiebe halte. Trotzdem hüten sie sich, mich vorzufordern, denn sie wissen wohl, ich kann's ihnen beweisen.

Der Menschenknäul vergrößerte sich immerfort; ich war außerhalb desselben und hörte Stolt's eifrige Rede herüberschallen. Da kam ein großer, hagerer Mann die Straße entlang, er blieb in meiner Nähe, und ich erkannte Gretje's Vater. Mittlerweile war auch Erich in den wilden Streit verwickelt worden; Pay Michels hatte ihn durch bitter persönliche Angriffe gereizt. Lange beherrschte sich der Jüngling, doch endlich riß ihn die Erregung gewaltsam fort. Er sagte seine volle Meinung über die Rathleute und deren Sippschaft; er malte sie mit starken, zweifellosen Farben, aber ein Ehrenspiegel wurde es wahrlich nicht. Jetzt sah ich, wie auf Krohn's Stirn die Zornader anschwoll, wie er die Lippen krampfhaft zusammenbiß, und mich befiel bange Sorge für Erich's Liebesglück.

Während ich diese Beobachtungen machte, hatte der zweite Begleiter des Rathmannes zum Fricken geredet. Derselbe war im vorgerückten Lebensalter, sein Gesicht besaß etwas vornehm Schwächliches, man merkte ihm kaum den Helgolander an, und auch seine Kleidung zeigte einen ungewöhnlich städtischen Zuschnitt. Ich vernahm dessen Worte nicht genau; er sprach mit leisem, salbungsvollem Ton, und der ganze Mann hatte so viel heuchlerische Süßigkeit in seinem Wesen — ich konnte den Gedanken nicht loswerden: er sei ein Pietist.

Uebrigens schwieg der Streit nun wirklich; die Parteien trennten sich. Als Erich den Kreis verließ, trat ihm Krohn entgegen und sagte mit erzwungener Mäßigung:

— Ihr habt deutlich erklärt, Herr Rickmers, was Ihr

von mir und meinen Amtsgenossen haltet. Wohlan, so will ich Euch denn, wie es recht und billig ist, auch meine Meinung über Euch mittheilen. Ich halte Euch für einen hartlosen Müßiggänger, der sich um Dinge kümmert, von denen er nichts versteht . . . ich halte Euch für Einen unerfahrnen Burschen, der sich weise dünkt und vom Hochmuthsteufel besessen ist. Die Leute sprechen, Ihr schlenkert meiner Tochter nach und bildet Euch ein, ich würde sie Euch zum Weib geben. Das wäre aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn wer Gretje heirathen will, müßte doch etwas mehr sein, als Ihr. Ich rathe Euch also: betretet meine Schwelle nicht wieder, Ihr würdet mich sonst zwingen, das Hausrecht zu gebrauchen.

Erich stand wie vom Donner gerührt und war keines Wortes mächtig, während Krohn sich umwendete und stolz von dannen ging. Wohl dreißig Menschen hatten seine kränkende Rede mitangehört, und Stolt schien den jungen Rickmers ihren Forscherblicken entziehen zu wollen, denn er bat uns, noch ein wenig bei ihm einzutreten. Da ich seine Absicht errieth, so faßte ich Erich's Arm, und führte den Willenlosen in's Haus. Als wir im Wohnzimmer um den runden Eichentisch saßen, stützte Erich das Haupt in die Hand und schaute mit stierem Auge vor sich hin. Er war völlig abwesend, und was wir auch redeten, ihn weckte es nicht aus seinem dumpfen, unheilvollen Traum.

— Es geht mir mitten durch's Herz, wenn ich den armen Jungen so ansehe! sagte Stolt halb leise zu mir. O, er hat Gretje gar zu lieb, und die Beiden sind wie vom Himmel für einander geschaffen! . . . Aber es wird ein rechtes Unglück daraus entstehn, denn der Alte giebt es

nicht zu. Dieſer Krohn, dieſer würdige Rathmann, dem's ganz in der Ordnung ſchien, als ein Graf um ſeine Tochter freite, findet es nun ſehr keck, daß Erich um die Andre zu werben wagt.

— Ja, ja! 's iſt wunderlich! Ich hatte ſolch Treiben hier auf der freien, ehrlichen Frieſeninſel nicht erwartet.

— Die alten Helgolander würden auch ſeltſam dreinſchauen, wenn ſie aus ihren Gräbern aufſtehen könnten.

— Wer waren die zwei Leute, welche mit dem Rathmann kamen und ſich unberufen in den Streit miſchten?

— Der Jüngere heißt Pay Michels. Er hätte gern Erich's Schweſter Tünje geheirathet, aber ſie wollte ihn nicht. Seitdem iſt er ganz tückiſch geworden und trägt Rickmers' Familie einen Haß nach. Er möchte wohl Rathmann werden, ſo gut wie der Aeltere, der immer ſanfte und fromme Geſichter ſchneidet. Derſelbe iſt zwar auch ein geborner Helgolander, aber er lief davon und trieb ſich lange Zeit in Oſtindien umher. Sein Name iſt Jacob Dreyer. Vor etlichen Jahren kam er zurück, hatte Vermögen geſammelt und nahm ſich ein recht junges Weib. Bei jeder Gelegenheit trug er ſeine biedere, religiöſe Geſinnung zur Schau; er wollte auch einen „Mäßigkeitsverein" ſtiften, doch die Sache fiel elendiglich durch. Da ſtarb ein Mann, mit dem Dreyer Geldverkehr getrieben hatte, und die Erben glaubten ſicher, der Verſtorbene müſſe noch eine namhafte Summe von ihm zu fordern haben. Es ließ ſich aber kein Schuldſchein entdecken, und Jacob betheuerte mit heiligen Mienen, das ſei längſt abgemacht. Keiner bezweifelte ſeine Ausſage, bis man, beim Oeffnen einer alten Lade, die Verſchreibung wiederfand. Man

forderte ihn vor's Gericht und zeigte ihm seine Handschrift. Nun fiel er den Rathleuten zu Füßen, weinte fromme Thränen und bat um Gnade, denn er habe niemand betrügen wollen, aber der Versucher sei schwach im sündigen Menschen. Früher, in unserer Jugend, war Jacob Dreyer mein Freund; jetzt mag ich ihn nicht mehr kennen — er ist ein heuchlerischer Schuft. Doch eben darum wird er sein Ziel erreichen, und Pay Michels ebenfalls . . . ehe drei Jahre in's Land gehn, sind sie wohlbestallte Rathmänner allhier!

— Haben Sie denn gar keine Hoffnung, die Gewaltherrschaft dieser dreisten Senatoren vernichtet zu sehn?

— Hoffnung? O ja, Herr Doktor! Ich denke immer an die Ratten auf der Düne.

— Was meinen Sie damit?

— Ei nun, drüben in den Sandhügeln hielten sich sonst wilde Kaninchen auf. Vor einigen Jahren strandete nahebei ein Schiff, auf dem viel Ratten waren. Sie schwammen nach der Düne hin, griffen die Kaninchen, verzehrten sie, und binnen kurzer Zeit waren diese armen Creaturen ausgerottet. Aber bald peinigte der Hunger die Ratten, daß sie einander selbst anfielen und sich verschlangen, bis keine mehr übrig blieb. So, denke ich, wird es allen gefräßigen Leuten gehn, und das ist mein Trost!

Plötzlich fuhr Erich erschreckt aus seinem Hinbrüten empor, und schien sich die ganze Reihefolge der letzten Ereignisse erst mühsam zurückrufen zu müssen. Er wollte fort; ich geleitete ihn nach Hause, wo ihn die Mutter besorgt erwartete, denn sie kannte die Vorgänge bereits. Marielise schloß ihren Sohn so liebevoll an's Herz, als

ob ſie ihn durch doppelte Liebe für den Verluſt entſchädigen wollte. Jasper hätte zwar am liebſten losgepoltert gegen Krohn, den er ohnedies nicht ausſtehen konnte, aber er bezwang ſich, da er Erich's Antlitz ſah, aus dem die Erregung jeden Blutstropfen verjagt hatte.

Der Jüngling war niedergebeugt, zerſchmettert, als ich ihn verließ, und ich fürchtete ernſthaft für ihn. Doch am andern Morgen kam er zu mir, friſch und freudig; ein friſcher Lebensmuth blitzte in ſeinem Auge.

— Ich konnte nicht anders! rief er mit feſtem Ton. Ich konnte nicht anders, und wenn ich den Moment noch einmal durchleben müßte, ich würde ebenſo handeln. Von Gretje bin ich nun zwar getrennt, aber hoffentlich nicht für immer. Wenn Helgoland frei wird vom Druck der Patrizierwirthſchaft, dann gehört ſie wieder mein. Sagen Sie ihr, ſie möchte nur ſtandhaft, ſie möchte mir gut bleiben; es würde Sonnenſchein kommen nach den trüben Tagen. Dieſer Mittelzuſtand muß ein Ende nehmen! Siegen oder brechen, heißt es hier — — entweder die Rathleute ſiegen, oder das Volk. Ich trete jetzt gerade und offen an die Spitze der Oppoſition, und ich will mich nach London ſchicken laſſen, wenn ſich kein andrer Bote findet.

Erich's Entſchluß war ſo geſund und tüchtig, daß ich ihn loben mußte, und gern gab ich mein Wort, mit Gretje zu reden. Der Zufall begünſtigte mich, denn bald darauf traf ſich eine paſſende Gelegenheit, das Verſprechen zu erfüllen. Gretje zeigte ſich ruhiger und gefaßter, als ich irgend erwarten konnte, und vernahm die Botſchaft des Geliebten mit inniger Rührung. Nur ſeine Hoffnung auf

eine glücklichere Zukunft ſchien ſie nicht zu theilen, und faſt erſtickte die Wehmuth ihre Stimme, indem ſie begann:

— Glauben Sie wohl, mein Vater würde, wenn er Amt und Macht verloren, jemals den Mann zum Eidam nehmen, der ſeinen Sturz befördern half? Nein . . . nimmermehr! Allein ich bedarf auch ſolcher künſtlichen Täuſchung nicht, um mich zu überzeugen: Erich thut, wie es recht iſt, und wie ich ſelbſt thun würde, wäre ich ein Mann. Er hat mich für die Freiheit erzogen, und er ſoll ſehn, daß ich keine ſchlechte Schülerin war. Ja, ich liebe ihn unausſprechlich, doch meine Liebe müßte gleich einem Seenebel ſchwinden, wenn er die heiligſte Verpflichtung der Selbſtſucht opfern wollte. Was kann ein Mann werth ſein, der dem Vaterlande abtrünnig wird? Seine Liebe erſchiene mir ſtets wie Verrath! — Grüßen Sie den Erich von mir, und ſagen Sie ihm das. Sagen Sie ihm auch: nie ſolle mein Herz oder meine Hand einem Andern gehören, und wenn ich ſein Weib nicht werden darf, ihm treu zu bleiben, kann mir keiner verbieten!

Das junge, prächtig ſchöne Mädchen glühte amazonenkühn, während dieſe Rede ihrer Seele entſtrömte, und ich beſtellte alles wörtlich an Erich. Zwei Tage ſpäter hat ſie es ihm wohl ſelbſt, und noch ausführlicher, geſagt. Ich kehrte nämlich gegen eilf Uhr Abends vom helgolander Tanzſaal zurück, der ſich ſeit zwei Jahren aus einem „rothen Waſſer" in ein „grünes Waſſer" verwandelt hat. Langſam ſtieg ich die hohe Treppe hinab, und ſog mit ſtarken Zügen die friſche Abendluft ein. Trüben lag das Meer im nächtigen Glanz, die Mondesſtrahlen ſchimmerten wie unter Gold- und Silberblumen auf der Fluth. Dieſſeits

ragte der steile Inselfels: er war an einigen Stellen scharf beleuchtet, an andern warf er braune Schatten über Treppe und Gebüsch. Oben vom Falm beugten sich noch etliche Lootsen schweigend nieder, einzelne Leute begegneten sich auf den Stufen, und mystisch klang ihr seltsamer Gruß.

So hatte ich den ersten Treppenabsatz erreicht, da bemerkte ich, recht in den Felsenschatten zurückgedrängt, zwei dunkle Gestalten. Sie flüsterten zärtlich . . . sie hielten sich fest umschlungen . . . ich hätte schwören mögen, Erich und Gretje zu erkennen. Ohne auch nur emporzuschauen, ging ich meines Weges, doch am folgenden Tage erzählte mir Erich mit wehmüthiger Freude, er habe der Geliebten gestern Lebewohl gesagt.

Auch ich nahm nun bald Abschied von der Insel und von all' den braven Freunden, die ich hier gefunden. Es trübte mir den wohlthuenden Eindruck, den Helgoland mir hervorgerufen, daß sich auf seiner Klippe die Furie der Zwietracht angesiedelt hat. Sie fliegt wie ein Sturmwind über das Eiland, zerstört die Blüthen der Freiheit, welche sich so kräftig entfalten könnten, und trennt liebende Herzen von einander. Schmach über diese Zwietracht, Schmach und Schande über Jeden, der ihr verrätherisch das Thor geöffnet. Man wird wohl zwischen den Zeilen lesen, daß mir Helgoland und seine Bewohner werth geworden sind, daß ich sie nur mit eignem Schmerze tadle, wo ich sie tadeln muß. So mag ein Vater fühlen, der sein gefallenes Kind straft, um es zu warnen, damit es in Zukunft vorsichtiger sei.

Zukunft — ein dunkles, räthselschweres Wort! Und wie wird sich Helgolands Zukunft gestalten? Diese Frage

hat mich oft traurig gestimmt. Das Dasein des Inselvolks ist jetzt mit der Badeanstalt innig verknüpft, aus ihr allein entspringt der unsichere Glanz des hiesigen Lebens. Aber die Wogen spülen leise, leise um die Düne, sie nagen fortwährend daran, und bei Sturmfluth werden ganze Hügel abgerissen. Trotz der drohenden Gefahr regt sich keine Besorgniß in den Helgolandern, der nahe Jammer stört ihre ruhigen Träume nicht, und wenn es so weiter fortgeht, wenn man der Düne keine festen Bollwerke giebt, dann wird über kurz oder lang nur eine Sandbank davon übrig sein. Und wie indolent sind sie schon geworden, die vormals so entschlossnen, friesischen Männer! Im letzten Frühjahr erließen mehrere angesehene Bewohner einen Aufruf, daß sich, zur bestimmten Zeit, jeder Helgolander, arm oder reich, mit dem Spaten auf der Sandinsel einfinden möge, um das für Alle gleich wichtige Werk gemeinsam zu beginnen. Doch kaum zehn Leute hatten sich versammelt; die Andern standen lächelnd oben am Falm, und jene Schutzarbeiten mußten unterbleiben.

Solche Schlaffheit kündigt ein unheimliches Schicksal an, und furchtbar wird das Loos der Helgolander, wenn das Meer die Dünenhöhe zusammenstürzt. Ihrem mühseligen Erwerb, ihrer rauhen Thätigkeit entfremdet, warten sie jetzt im Sommer und Herbst nur auf die Schaar der Badereisenden. Dieselben streuen goldne Körner mit übervollen Händen aus, jedoch es ist eine Kadmussaat, aus welcher den Insulanern Verderben keimt. Müßten sie nun, nachdem sie vom Baum der Erkenntniß gekostet, wieder ganz auf sich selbst zurückgewiesen, ohne äußere

Hülfsquellen, arm und einsam leben, dann würden die Helgolander das unglücklichste Völkchen der Erde sein.

Zwar haben sie schon einmal drückende Armuth nach großem Reichthum durchgemacht, die Urkraft ihres kargen Fischer- und Lootsenlebens war schon damals heftig erschüttert. Aber jetzt müssen die Folgen viel, viel schlimmer werden, denn die Schmuggelzeit hatte ihnen nur das nackte, abstoßende Gesicht der Spekulation gezeigt, heute naht ihnen die Entsittlichung der vornehmen Welt in einer lockend bunten Maske, und Helgoland taumelt seiner Auflösung fröhlich, wie im Opiumrausch, entgegen. Die alte Sprache stirbt bereits, die alte Sittenreinheit spült der Strom des Badelebens fort, die Volksthümlichkeit zerfällt, Sturm und Meer und Sonnenschein bröckeln die Wände des weichen, rothen Thonfelsens ab. Die nationelle und physische Vernichtung Helgolands gehen Hand in Hand. Einst ragt vielleicht nur noch eine einzelne Steinsäule aus der Nordsee, kaum groß genug, einen Leuchtthurm zu tragen, und wenn die Schiffer vorübersegeln, sprechen sie zu einander: „Dort lag vor Zeiten die Insel Helgoland!“

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Schriften

von

Eduard Boas.

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1848.

Dramatiſche Schriften

von

Eduard Boas.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1848.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

Die deutsche Bühne. Ein trauriges Lustspiel . . . . S. 1
Die Apostelbrüder. Trauerspiel 21
Roland. Trauerspiel 157
Shakespeare, oder: Gaukeleien der Liebe 265

Die deutſche Bühne.

Ein trauriges Luſtſpiel.

(Geſchrieben: 1844.)

Schauſpieldirektor.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen Rechenſchaft geben, weshalb ich es wagte, Sie hierher zu laden. Die zürnende Hand des Muſengottes liegt ſchwer auf der deutſchen Bühne, die Bühne liegt auf mir, und ſolchem Drucke wäre ſelbſt der alte Atlas nicht gewachſen. Da entſchloß ich mich, dieſen Kreis der Tiefeingeweihten, der Urtheilsbefähigten zu verſammeln, und ich bitte Sie inſtändig: rathen Sie mir, was ich thun, wodurch ich mir helfen ſoll!

Profeſſor.

Freilich, freilich! Unſere Theater ſind jetzt grau und naßkalt, wie ein nebliger Herbſtmorgen. Man weiß nicht recht zu ſagen, was eigentlich für Wetter iſt, aber ſehr ſchlechtes iſt in jedem Fall. Die Zeit griechiſcher Kunſtblüthe, welche ſie einſt erreicht hatten, liegt weit, weit hinter ihnen.

Hofſchauſpielerin.

Die neueren Stücke können kein Glück machen, denn es ſind nicht genug brillante Abgänge darin.

Fräulein.

Ich glaube, es fehlt ihnen an Romantik.

Legationsattaché.

Und an pikanter Erfindung, an eleganter Converſation.

Profeſſor.

Sie entbehren der claſſiſchen Tiefe.

Redakteur.

Sie haben zu wenig Humor und zu viel handgreifliche Tendenzphraſen.

Schauspieldirektor.

Ach, und sie bringen nur leere Kassen! — Die Diagnose unserer mannigfachen Leiden wäre also mit möglichster Vollständigkeit gestellt, drum wollen wir nun gemeinsam eine Heilmethode ersinnen. Hier, Herr Geniale, ein junger Dichter, ist bereit, die Pläne auszuführen, welche Sie angeben werden.

Fräulein.

Sie sind Bühnendichter? Das ist charmant! Ich gratulire Ihnen dazu.

Dichter.

Weshalb, mein Fräulein? Kann ich etwas Anderes erwarten, als traurige, dornige Pfade? Das Publikum goutirt nur Romane, und obenein: französische Romane. Man findet es bequemer, sich alle Gestalten von außen hinein, als von innen heraus vormalen zu lassen. Die Hoffnung, daß meinen Stücken einmal das Licht der Theaterlampen strahlen könnte, hege ich kaum ...

Redakteur.

So gehören auch Sie zu denen, welche die Bühne für ein großes Findelhaus erklären und zu stolz sind, ihre dramatischen Kindlein in den Korb zu legen. Dabei deklamiren sie gewöhnlich von Einengung der genialischen Kraft, vom Coulissenzwang der Muse und dergleichen haltlosen Dingen.

Professor.

Mir aus der Seele gesprochen, Verehrter! Viele jener Herren wollen die Auswüchse ihrer Erzeugnisse durch eine gewisse Schrankenlosigkeit legitimirt sehen. Schrankenlosigkeit ist aber immer Uncultur, in der Poesie wie im Leben. Bildung und Kunst verlangen Gesetze, und streben stets danach, sich deren Forderungen geistig nahe zu rücken. Freilich giebt es auch poetische Giganten, unbezwingliche Sturmnaturen ... auf dem Rheinfall können keine Schiffe fahren!

Dichter.

Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Ihre geistreichen

Peroratione unterbreche, denn ſie paſſen nicht auf mich. Ich rechne die Darſtellbarkeit zu des Drama's weſentlichſten Eigenſchaften, und habe ſie mir, bei meinen derartigen Schöpfungen, als feſte Regel aufgeſtellt. Obgleich ich überzeugt bin, daß mir die Hallen der Bühne verſchloſſen bleiben, werde ich doch dem theatraliſchen Intereſſe jedes mögliche Opfer bringen, denn lieber will ich die Kränkung ertragen, daß die Bühne mich verſchmäht, als den Vorwurf, ich hätte ſie verachtet.

Redakteur
(für ſich.)

Kriecher!

Fräulein.

Wenn Sie nun aber im Voraus wiſſen, die Leſewelt wird ihre Stücke wenig, das Theater wird ſie gar nicht berückſichtigen, warum verweilen Sie nicht in den ewig milden Fluren der Lyrik und Romantik? Warum wollen Sie ſich in die kalte Sphäre des Drama's hinauswagen? Sie bleiben dann ja doch nur ein Fremdling darin.

Dichter.

Mag ich dort ein Fremdling bleiben! Auch der, den eine mächtige, feurige Sehnſucht zu den zauberſchönen Urwaldungen Amerika's hintreibt, auch er weiß es, daß er dort unſtät umherwandeln muß, daß ſich kein wirthliches Dach über ihm wölbt, und doch läßt ihn der innere Drang nicht raſten, bis er ſie erreicht hat. Mich zieht eine unausſprechliche Liebe zum Drama; ich folge ihr, und ſage mit freudigem Muthe: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!“

Direktor.

Das iſt lebenswerth, ſehr lebenswerth!

Alle
(außer dem Publikum und dem Redakteur.)

Ja wohl! Ja wohl!

Das Publikum

(ist während der Gespräche, von dieser Schlafsucht ergriffen, nach und nach eingenickt, wird aber von dem lauten Ruf emporgeschreckt, und sagt schläfrig: „Ja wohl!“ Dann fallen ihm die Augen wieder zu.)

Legationsattaché.

Ein solcher Eifer verdient Ermunterung und Förderung in unsrer kühlen Zeit. Ich werde bei Hofe ein Wörtchen davon fallen lassen, und wir wollen dem Dichter rathend zur Seite stehen, auf daß er das Rechte finden möge. Fräulein von Blüthenbauch, haben Sie die Güte, zuerst Ihre Meinung auszusprechen.

Fräulein.

Ich stimme stets für Romantik.

Professor.

Um's Himmels willen nicht! Nur Classicität ... reine Classicität!

Direktor.

Das sind schon zwei ganz entgegengesetzte Ansichten.

Redakteur.

Die sich indeß wohl vereinigen lassen, denn unser emancipirtes Jahrhundert hat classische Romantiker und romantische Classiker erzeugt. Herr Attaché, dürfen wir Sie fortzufahren bitten!

Legationsattaché.

Nur etwas Niegesehenes, durchaus Unempfundenes, Pyramidalisch-Großartiges und Galvanoplastisch-Neues kann einigen Eindruck hervorbringen — aber immer in den Schranken des Anstands. Man muß, so zu sagen, mit Keulen dreinschlagen — aber leyal. Das Zeitalter hat sich den Magen verdorben, und schmeckt das Pikante des Caviars nur noch, wenn man ihm denselben pfundweise zu essen giebt.

Dichter.

Nun, machen Sie einen Vorschlag!

Attaché.

Wie wäre es mit Thieren? ...

Direktor.

Das ist nichts, gar nichts! Die Pferde ziehen nicht, und sogar die Löwen wollen nicht mehr packen. Als der Hund auf's Theater und, wie man sagte, das Theater auf den Hund kam, gab es doch noch volle Kassen. Aber jetzt!? Seit die Vereine gegen Thierquälerei entstanden sind, darf man ja kaum einen Esel prügeln lassen, während doch der Zweck des Lustspiels darin besteht, daß die Esel geprügelt werden sollen. Neulich machte mir sogar solch ein zartfühlender Verein die Mittheilung, es wäre offenbar Thierquälerei, wenn in der „Genovera" die Hirschkuh das Kind säuge, und man müsse fortan das Hirschkalb durch Genovera säugen lassen.

Redakteur.

Der Herr Direktor wird satyrisch und schweift vom Thema ab.

Hofschauspielerin.

Ich wüßte wohl ein Mittel, das großen Erfolg verspricht. Was wollen die Dichter durch ihre Stücke erzielen? ... Den Beifall des Publikums. An welchen Stellen wird nun dieser Beifall am lautesten gezollt? ... Doch wohl beim Abgang der handelnden Personen. Ich schlage deshalb vor, ein Stück zu schreiben, das nur aus Abgängen besteht.

Redakteur.

Dergleichen haben wir schon! — Aber ich begreife nicht, da wir hier einmal in Gegenwart des Publikums zu ermitteln suchen, was unserer Bühne eigentlich noth thut, warum befragen wir es nicht selbst? (Er ruft das Publikum an, daß es erwacht.) Wollen Sie nicht auch Ihre eigene Ansicht laut werden lassen?

Publikum

(sich die Augen reibend.)

Wovon war denn eigentlich die Rede?

Direktor.

Von dem innern Weſen des modernen Schauſpiels.

Publikum
(gähnend.)

Ach, das iſt mir ganz gleich! Wenn Regenwetter eintritt und ich am Abend nichts Beſſeres anzufangen weiß, dann bezahle ich mein Entrée und gehe ins Theater. Ich finde dort kein Vergnügen, mache auch keine Anſprüche darauf, und das Einzige, was ich fordere, iſt, daß man mich mit allem Grübeln verſchonen ſoll. (Schlaft wieder ein.)

Attaché
(zum Redakteur.)

Da haben Sie Ihr ſogenanntes Volk, von dem die Publiciſten immer ſo viel Aufhebens machen. Dumpfheit und Indifferentismus ſind ſeine Haupteigenſchaften.

Dichter.

Ja, doch wer anders hat das Publikum ſo herabgeſtimmt, als unſere Bühnendirektionen ſelbſt. Seit Jahren ſchon hauſt ein Lindwurm in den Höhlen ihrer Theater, das ſchrecklichſte Ungethüm, von welchem Kunſt und Poeſie bedroht werden können. Sein Blick erſchlafft, ſein Hauch vergiftet — — es heißt: die Mittelmäßigkeit.

Redakteur.

Wohl geſprochen, junger Mann! Keine Kunſt hat das wirklich Schlechte, das poſitiv Unſinnige zu fürchten. Die deutſchen Ritterſtücke gingen ſporenklirrend, die franzöſiſchen Melodramen zähneklappernd vorüber, doch ſie verſchwanden bald, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Aber die bleiche, farbloſe Mittelmäßigkeit, ſie iſt die Peſt, die allen friſchen Muth erſchlafft, ſie iſt die Blauſäure, die alle geiſtige Regſamkeit abſtumpft. (Auf das ſchlafende Publikum zeigend:) Hier ſind die Früchte dieſer Ausſaat!

Direktor.

Laſſen Sie uns wieder zu unſern Berathungen kommen, meine Herrſchaften, und wenn es Ihnen recht iſt, zuerſt das Trauerſpiel beſprechen.

Dichter.

Welche Form würden Sie mir empfehlen: die Proſa oder den Vers?

Profeſſor.

Unbedingt den Vers! Er iſt geheiligt durch das Beiſpiel antiker und moderner Dichterheroen, und gewiß verleiht er jedem tragiſchen Gebild eine claſſiſche Glätte, eine wohlthuende Harmonie.

Redakteur.

Ich halt' es mit der Proſa, mit dieſer verſtändigen, ſinnigen und beſcheidenen Hausfrau, die ihre Empfindungen gerade heraus ſagt, während der Vers, einer liſtigen Coquette gleich, jede Sylbe zehnmal vor dem Spiegel umdreht, ob ſie ihr ſo beſſer ſtehe, oder ſo. Die Proſa ſchallt kräftiger, lebenswahrer von der Bühne herab; ſie läßt Couliſſen und Seſſiten viel eher vergeſſen.

Attaché.

Jedenfalls kann der Deutſche leichter ein Stück in Verſen, als in Proſa ſchreiben, denn unſere Proſa wird nur zu gern unzart oder traveſtirt pathetiſch. Elle sent l'antichambre! Auf der rhythmiſchen Wege des Jambus dagegen umſchifft ſich leicht die Klippe einer lächerlichen Trivialität, und ihre Muſik läßt die Plumpheit ſelten durchdringen. Stände unſere Sprache, gleich der franzöſiſchen, auf dem Gipfel der Ausbildung, dann müßte man unbedingt jede Tragödie in Proſa dichten. Aber noch leiſtet ſie Widerſtand, noch hat ſie zu wenig rein deutſche Eleganz, als daß man in ungebundner Rede fremde Wörter völlig vermeiden könnte, und dieſe werden in leidenſchaftlichen Scenen ſtets unangenehm empfunden.

Dichter.

Sie haben recht! Was Sie eben sagten, fühlte ich deutlich, als ich versuchte, den König und die Königin eines Trauerspiels in Prosa sprechen zu lassen. Und wie sollte mir das auch wohl gelungen sein, da doch die Fürsten Deutschlands selbst ihre Muttersprache verschmähen, da man noch an den meisten Höfen fremde Laute zum Ausdruck der Gedanken wählt.

Attaché

(beißt sich in die Lippe und schweigt.)

Redakteur

(für sich.)

Das hat er gut gemacht!

Direktor.

Die Meinungen sind getheilt. Glücklicherweise lehren uns altenglische Dramatiker, die Prosa mit dem Verse zu vereinen. — Aber die Stoffe! Welche möchten wohl die dankbarsten sein?

Attaché.

Nur die allermodernsten.

Professor.

Im Gegentheil! Nur die antiken.

Fräulein.

Wie wär' es, wenn Sie einmal den Somnambulismus, das Mittelreich und die Geister, in all ihrem träumerischen Reiz, auf das Theater brächten?

Redakteur.

Geivenster sind keine Geister, werthes Fräulein! Mit Träumen ist uns schlecht gedient: wir brauchen Blut, Leben, Geschichte, das ewige, großartige Abbild der Völkerentwicklung.

Dichter.

Ich habe einen trefflichen Stoff aus der römischen Geschichte ...

Hofschauspielerin.

Hülfe! Rettung! Herr Genialio will uns mit einer Tragödie beschenken, in der wir Tricots, Sandalen und römische

Schleier tragen ſollen! — Sie ſind ja mit den ſceniſchen Verhältniſſen ſo unbekannt, wie ein Waldmenſch! Wer wird Ihnen wohl in ſolchem Vogelſcheuchenkoſtüm ſpielen? Das Stück bringen Sie nimmermehr zur Aufführung, denn die erſte Heldin bekommt regelmäßig den Schnupfen. Laſſen Sie, wenn Ihnen die gute Laune der Schauſpieler und der Beifall des Publikums lieb iſt, meinetwegen Botokuden, Kamtſchadalen oder Irokeſen auftreten, aber nur keine Griechen und Römer.

Profeſſor.

Warum denn nicht? Giebt es irgendwo eine edlere Tracht, als die einfache, plaſtiſch ſchöne Toga, den wallenden Frauenſchleier und den blitzenden Helm?

Direktor.

Nein, Herr Profeſſor! Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, und das griechiſche Koſtüm ſtreift unſerm Publikum an's Lächerliche. Goethe's Iphigenie würde viel mehr Häuſer machen, wenn wir ſie in altdeutſcher oder in franiſcher Tracht ſpielen dürften.

Profeſſor
(ſchmerzlich.)

Oh! oh!

Fräulein.

Alſo zu einem andern Stoff, mit der Hiſtorie iſt es ohnehin nichts! Wie viel freier ſchwingt die entfeſſelte Phantaſie ſich empor, wenn keine trocken geſchichtlichen Bande ſie einpreſſen, wenn ſie alle Höhen und Tiefen der Romantik erklimmt und Wunderbilder ſammelt.

Profeſſor.

Die Hiſtorie in ihrer urſprünglichen Breite paßt allerdings beſſer für das Schulbuch, als für's Trauerſpiel. Wo ſich gewaltige Charaktere mit welterſchütternden Ereigniſſen zu einem Ganzen verbinden, da herrſcht faſt immer eine Ueberfülle von Perſonen und Begebenheiten, deshalb muß erſt durch Zuſammenſchmelzung ſich der grandioſe Stoff zum künſt-

lerischen Drama gestalten. Dies hat auch Aristoteles gebilligt, indem er sagte: „der dramatische Dichter benutzt einen historischen Stoff nicht etwa, weil er historisch ist, sondern weil er ihn zu seinem vorliegenden Zwecke schwerlich besser erdichten könnte."

Hofschauspielerin.

Das ist sehr verständig gesprochen! War Herr Aristoteles selbst ausübender Künstler?

Professor.

Nein, Madame! Er erschuf in Griechenland das Gesetzbuch der Tragödie, und es ist so weise, als hätte es Solon, so unantastbar strenge, als hätte es Lykurg geschrieben. Jedenfalls paßt es noch mehr für unsere Zeit, als das römische Recht, und es ist der Aesthetik zuträglicher, denn jenes der Justiz.

Attaché.

Nun, mit dem ernsten, finstern Aristoteles sind wir heutzutage auch abgefunden.

Professor
(erzürnt.)

Wie meinen Sie das, mein Herr?

Attaché.

Herr Professor! Jede vorübergegangne Zeit ist ein König Lear; man verhöhnt ihr Ansehn, spottet ihrer Weisheit. Die Bildung ist unterdeß fortgeschritten, macht andere Forderungen und gebietet andere Formen. Aristoteles hatte sich seine Würde zwei Jahrtausende lang bewahrt, doch endlich mußte auch ihm das Stündlein schlagen. Die Einheiten der Tragödie, die er lehrte, wurden durch unsre Industrie überflügelt und vernichtet. Jetzt sind die Klüfte von Zeit und Ort ausgefüllt, jetzt ist Victor Hugo so classisch wie der alte Aeschylos.

Fräulein.

Und welche Zauberin bewirkte solches Wunder?

Attaché.

Sie können dieſelbe mit eignen Augen ſehn, wenn es Ihnen beliebt, einen Spaziergang zum Thor hinaus zu machen. Es iſt nämlich — die Eiſenbahn. Ließ man vormals den Helden und deſſen Geliebte in zwei verſchiedenen Staaten Deutſchlands auftreten, und ließ, etliche Scenen ſpäter, beide zuſammentreffen, dann war das eine Unmöglichkeit und alſo eine arge Verſündigung gegen Ariſtoteles. Heut' aber würde es ganz natürlich zugehn, und das Publikum würde denken: Aha, die Liebenden ſind einander auf der Eiſenbahn entgegengereiſet!

Direktor.

Wahrlich, meine Verehrten, Sie ſprechen wunderhübſche Dinge aus, und ich möchte Ihnen tagelang zuhören, wenn ich nicht ſo tief in Sorgen ſteckte. Aber Sie rücken dabei immer mehr vom Ziele ab und gelangen zu keinem gemeinſamen Beſchluß.

Gemmerzienrath
(tritt herein.)

Guten Abend, guten Abend, Herr Direktor! — Fräulein von Blüthenbauch, wie geht's mit Ihren Nerven? Etwas beſſer? Das freut mich herzlich! — Ah, ſieh da, unſere gefeierte Künſtlerin ... ich bringe Ihnen meine Huldigung! Guten Abend, Herr Legationsattaché! — Guten Abend, meine Herren!

Hofſchauſpielerin.

Sie haben lange auf ſich warten laſſen, Sie böſer Mann!

Gemmerzienrath.

Man wird wirklich zu ſehr in Anſpruch genommen. Erſt mußte ich in die Blumenausſtellung, um nachzuſehn, ob dort alles gehörig arrangirt ſei, denn ich bin beim Comité. Hierauf hatte ich eine geheime Conferenz mit dem Miniſter der Finanzen. Dann fuhr ich ins Conzert zu der großen Schillbock-Petrinski ... Gott, wie ſang ſie wieder! Hinreißend!

Ich bin wahrhaftig noch ganz aufgelöst! Dann sollte ich durchaus mein Urtheil über zwei neue Bilder eines jungen Malers abgeben — Genrebilder! recht mein Fach! — und nun bin ich endlich hier!

Direktor.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie gekommen sind, denn die offen ausgesprochene Meinung eines so anerkannten Kunstkenners, wie Sie, Herr Commerzienrath, hat einen großen Werth für uns.

Commerzienrath.

Um was handelt es sich denn?

Direktor.

Um die Interessen der deutschen Bühne, welche gegenwärtig wohl nicht besonders in der Blüthe steht.

Commerzienrath.

Wie heißt, nicht in der Blüthe? Ich versichere Sie, daß sie sehr in der Blüthe steht. Gott, welchen Genuß hatte ich neulich in Berlin! Was hab' ich in einer einzigen Woche alles gesehen! Antigone und zwei Genrebilder, den Sommernachtstraum und Sampiere, Medea und ein Ballet, Themas Thyrnau und den gestiefelten Kater. Ich kann Sie versichern, daß unsere Bühne auf dem höchsten Gipfel der Blüthe steht.

Direktor.

Ist das Publikum auch dieser Meinung?

Attaché.

Das Publikum schläft!

Redakteur

(stößt das Publikum unsanft an.)

Wachen Sie auf!

Publikum

(erschreckt.)

Was ist denn los? Was giebt es? Kommt ein Ballet vor?

Redakteur.

Sie ſollen die Güte haben, gerade heraus zu erklären, welche Dramen Sie am liebſten ſehn, ob bürgerliche, hiſtoriſche, romantiſche, claſſiſche — —?

Publikum
(ſchlafrig.)

Mir iſt alles egal!

Redakteur.

Schrecklich iſt dieſe Theilnahmloſigkeit, aber ſie iſt ſehr natürlich bei den Gaben, die dem Publikum geboten werden. Unſre Bühnen führen ja einen zweiten engliſch-chineſiſchen Opiumkrieg wider das Volk. Man will nicht, daß es auf den Brettern ſein Spiegelbild erblicke, man will nicht, daß es ſtolz werde im Anſchauen ſeiner Größe, oder beſchämt, wo ihm ſeine Schwäche entgegentritt.

Direktor.

Aber, Herr Redakteur — —!

Redakteur.

Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Direktor! Das iſt mein Fach! — Das deutſche Volk iſt reif für eine reife Bühne, und jenen Indifferentismus, mit dem es die prunkende Armuth antiker und moderner Flittern anſtarrt, ehre ich, ſtatt ihn zu tadeln. Der Dichter, welcher den Funken der Begeiſterung in die ruhende Pulvertonne werfen will, er greife nur ins Leben hinaus, in das Herz des Volkes, in ſein eigenes Herz. Dort findet er Trauerſpiele genug, rührende, gewaltige Trauerſpiele; er ſchreibe ſie getreulich nieder, und ein blühender Lorbeer entgeht ihm nicht.

Attaché.

Sehr brav, ſehr gut! Auch ich liebe die freie Meinung, wenn in den Dramen nur nichts gegen die Regierungen vorkommt.

Redakteur.

Herr Attaché! Man schreibt niemals gegen die Regierungen, wenn man für's Volk schreibt. Vom Wohl des Volkes hängt das Wohl der Regierung ab. Merken Sie sich das!

Fräulein.

Verzeihen Sie, Herr Redakteur! Bei den Stücken, welche Sie fordern, ist wohl alle Romantik dahin?

Redakteur.

Bewahre, gnädiges Fräulein! Sie werden Romantik genug bringen — Romantik in Lumpen und in Gold!

Professor.

Ach, ich hatte so schöne Träume vom Wiedererwachen reiner Classicität! Hoffte ich doch sogar, den Chor neu hervorgerufen zu sehn ... nun ist es aus!

Redakteur.

Und warum denn? Der Chor hat bisher in Deutschland freilich keine Wurzeln schlagen können. Dies bedeutende Zusammenwirken der Menge, diese Wichtigkeit jedes Einzelnen als Glied des Ganzen, blieb uns leider fremd. Wir verstanden nur bestimmt isolirte Erscheinungen und den Haufen stummer, theilnahmloser Statisten. Die Griechen lebten im jugendfrischen Weltalter des Gemeinsinns, wir im entnervten Jahrhundert des Egoismus. Zwar sind manche künstlerische Versuche gemacht worden, den Chor bei uns herzustellen, aber sie mußten mißglücken, denn allein auf moralischem Wege kann errungen werden, was auf moralischem Wege verloren ging.

Commerzienrath.

Einen Rath will Ihnen geben, Herr Redakteur! Lassen Sie die Chöre nur ja componiren. Es geht doch nichts über das musikalische Drama! Gott, ich bin ganz verliebt in Mendelssohns Antigone!

Dichter.

Gewiß wäre es schön, wenn wir aus dem trüben Lumpen-

kunſt unſerer Theateratmoſphäre plötzlich in freie Luft hinaustreten könnten. Aber ſcheint es denn möglich? Wohl haben deutſche Dichter verſucht, tüchtige, zeitgemäße Stücke zu ſchreiben; ſelbſt die Cenſur fand nichts dagegen zu erinnern, und dennoch gab es Mittel, ihnen die Bühnen zu verſchließen. Unſere Hoftheater, welche die Prätenſion haben, das Drama zu fördern, ſind Leichenhäuſer für daſſelbe geworden. Jedes dieſer Hoftheore hat tauſend Riegel, die dem Dichter vor der Naſe zugeſchoben werden, ſobald er der Urgroßmutter irgend eines Stiefvetters unangenehme Wahrheiten nachſagt. Auch an proteſtantiſchen Höfen giebt es einen Heiligenkalender mit unantaſtbaren Röcken und unfehlbaren Reliquien! Heilige, denen keine Menſchlichkeit nachgewieſen werden darf, weil ſie nur allzu oft — unmenſchlich waren!

Attaché
(erzürnt.)

Mein Herr — —!

Direktor
(beſchwichtigend.)

Ich bitte — —

Redakteur.

Des Dichters Klagen haben gerechten Grund, indeß es giebt Hülfe dagegen. Soll eine deutſche Nationalbühne ihre Kraft entfalten, dann muß ſie aller engherzigen Einflüſſe enthoben und nur vom Geſetz überwacht ſein. Ein ſolches Theater kann die Nation ſich gründen, wenn ſie die Summe aufbringt, die ſeine Errichtung koſten wird, und wenn ſie zu deſſen Leitung einen Kreis von Männern wählt, welche ſich durch ehrenwerthen Charakter, durch ſtrenge Unparteilichkeit Vertrauen gewonnen haben.

Publikum
(hat an dieſer Unterredung lebhaft Theil genommen, und ruft erregt.)

Das iſt endlich einmal ein geſcheutes Wort! Zum Teufel mit dem Geſchwätz! Was kümmern mich Eure Profeſſorenweisheit, Eure hyſteriſchen Nerven, Eure Komödiantentricks,

Eure Höflingsartheit! Ich bin das Publikum, ich bin Herr und Meister! Ich habe Geschmack, ich habe ein Herz, und Geld habe ich auch. Wollt Ihr was Rechtes schreiben, wollt Ihr was Rechtes aufführen — hier ist mein Beutel! Wollt Ihr einen Verein stiften — hier ist meine Brieftasche, ich unterzeichne! Hollah, zahle ich Jahr aus, Jahr ein so manchen Thaler unnütz für Missions- und andere Vereine, und ich soll nicht zahlen, wenn ich Abends, statt zu gähnen, mich ergötzen kann? He, Ihr glaubt, weil ich Eurer jetzigen Wirthschaft den Rücken kehre? Versucht es einmal anders! Amüsirt mich, rührt mich, erhebt mich ... zermalmt mich meinetwegen, aber thut etwas, das mich aufrüttelt. Dann zählt auf mich, denn ich bin das Publikum; ich habe Geschmack, ich habe ein Herz, und Geld habe ich auch! — Wollt Ihr den langweiligen Hoftheatern die Scheiben einschlagen? ... ich bin dabei! Ich will ein Nationaltheater!

Attaché
(entfernt sich eilig.)

Commerzienrath
(lauft ihm nach.)

Publikum.

Wollt Ihr den abgeschmackten Schulmeistern ein Charivari bringen? ... ich bin dabei! Ich will Volkspoesie!

Professor
(eilt zur Thür hinaus.)

Fräulein
(sieht sich ängstlich um und folgt ihm schnell.)

Publikum.

Ich sage Euch, Ihr sollt noch ganz andere Dinge von mir hören, denn ich bin das Publikum, für mich seid Ihr Alle da, und ich habe — —

Dichter
(einfallend.)

Geschmack.

Publikum.

Richtig! Und ich habe — —

Redakteur
(einfallend.)

Ein Herz.

Publikum.

Richtig! Und ich habe — —

Direktor
(einfallend.)

Geld.

Publikum.

Richtig!

Die Schauspielerin
(wirft Kränze ins Parterre.)

Vivat das Publikum! Publikum heraus! Bravo!

(Das Publikum verneigt sich. Der Vorhang fällt.)

Die Apostelbrüder.

Trauerspiel in fünf Akten.

(Geschrieben: 1841.)

Personen.

Ritter Tarmarini.
Nazarena, seine Tochter.
Blandina, ihre Freundin.
Ritter Grizzi.
Der Abt.
Melito, Prior.
Gerardo Saqarelli, Dolcino, Anastasio, Carlo, Hilario, } Mönche, später Apostelbrüder.
Der Bruder Pförtner.
Marco, Klosterknecht.
Nicolo, Marcello, Andrea, } Apostelbrüder.
Eichwald, ein deutscher Kaufmann.
Steenike, ein brabanter Kaufmann.
Ein Hauptmann.
Armand, Soldat.
Erster, Zweiter } Bauer.
Der Hochzeitvater.
Die Hochzeitmutter.
Ein junger Bursch.
Jan, ein Fuhrmann.
Erster, Zweiter } Apostelbruder.
Erster, Zweiter } Soldat.
Ein Söldner Grizzi's.

Ritter. Fackelträger. Mönche. Klosterknechte. Bauern und Bäuerinnen. Apostelbrüder. Fuhrleute. Soldaten. Insurgenten. Volk.

Das Stück spielt in Ober-Italien.
Zeit der Handlung: Letzte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Kloſterzelle. An der Wand ein Bett, ein Pult mit Pergamentrollen und eine verhangte Nische. Das Fenſter iſt von Epheu überrankt.

Gerardo

(ſitzt leſend am Pulte, wirft aber bald die Rollen bei Seite und ſteht auf.)

Ihr Pergamente, fort! Der Staub in euch
Verfinſtert mir die Sonne.

(ſie in den Schrank legend:)

Modert weiter!
Was ſoll ich denn auch leſen? ... Kirchliche
Legenden? — Sie erzählen als ein Wunder,
Wie Märtyrer die Qualen ſtill ertrugen.
Das iſt für Freie draußen in der Welt
Geſchrieben; mir verfehlt's den Eindruck, denn
Geduldig laſſ' ich ſelbſt mich peinigen
Und martern. — Soll ich Controverſe leſen?
Die mit ſpitzfindig ſchlangenglattem Wort,
Den ew'gen Gott erſt aus der Schöpfung läugnen,
Um dann ſein Daſein künſtlich herzuſtellen. —
Es iſt ein Gott! Ich brauch' ihr Zeugniß nicht!
Wohin ich ſchaue, muß ich ihn erkennen;
Bei jedem Athemzuge fühl' ich ihn.
Allein die Art, wie wir den Gott verehren,

Ob falsch, ob recht sie sei, wer sagt mir das?
Die Eltern, fromme Leute, haben mich
Erzogen nach der Kirche strenger Satzung,
Und brachten frühe mich in's Kloster her.
Halb Kind noch, fügt' ich mich den strengen Regeln,
Doch jedes Jahr macht mir die finstern Mauern,
Die einsam kalte Zelle mehr verhaßt.
Der Heiland lehrt uns innig, feurig lieben.
Was ist das: lieben? In der Klosterschule
Hat nichts davon der alte Mönch gesagt,
Und doch — ich weiß des schönen Worts Bedeutung.
Als Frühlingsduft von fernen Höhn herab
In unsern engen Klostergarten wehte,
So stark wie Männerkraft, und auch so weich
Wie Frauenanmuth, Frauenhuld:
Da kam ein fremdes Feu'r in meine Adern,
Ich ahnt' und wußte was die Liebe sei.
Seitdem vertauscht' ich alle Ruh' mit Sehnsucht,
Und Höllengluthen peitschen mich des Nachts
Vom bärnen Lager auf; ich lästre betend,
Wenn ich Marien grüße, deren Bild
Mit warmen Augen, weichen Armen lockt.
Verwerfner! Schändlicher! — Doch nein, ... verworfen
Nur nach des Klosters gräulichen Gesetzen,
Nach meines Innern treuer Stimme nicht.
O wüster Widerspruch! ... Wo weilt nun Wahrheit?
Unmöglich kann sie mitten inne wohnen,
Ein Mittelding giebt es nicht!
Sie ist nur dorten oder hier zu finden.
Wer löst die dunklen Räthselfragen auf?
Im Kloster bin ich. Ist das nicht der Ort,
Wo rein und hell der Wahrheit Stimme wohnt? —
Es kann möglich sein! Doch mir ergeht es hier,
Wie armen Schiffern draußen auf dem Weltmeer,
Wenn all ihr süßes Wasser aufgezehrt,
Die Wellen rauschen unter ihrem Schiff;

Vor, hinter, neben ihnen wallen Fluthen,
Wohin sie blicken, ist ein Wasserfeld,
Und grad' auf diesem müssen sie verdursten.
Gebenedeite Jungfrau, heißgeliebte!
Sieh, ich verschmachte: sende Du mir Hülfe!
Die friedlich stille Blüthe, sie beneid' ich,
Sogar den Stein, den nie Gedanken foltern.
Wie glücklich ist die Lerche, die nicht zweifelt,
Und rastlos Gott im hellen Liede preist.
Hinweg, hinweg, ihr Schatten dunkler Sorgen!
Ich habe einen Zauber, euch zu bannen.
(Er zieht den Vorhang von der Nische. In derselben hängt ein Marienbild und davor steht ein Glas mit Blumen, die er heraus nimmt.)
Kommt her, ihr Blüthen! Wunderbare Boten
Aus schönrer Welt, kommt her und bringt mir Trost. —
Von wannen kamt ihr? Wer hat euch gesandt? ...
O, rede doch, du feurig rothe Rose!
Du weiße Lilie, sei nicht so verschämt.
Hat euch ein Engel von dem Stiel gebrochen?...
War's eine Mädchenhand, die euch gepflückt? —
Ihr schweigt? .. Weshalb? .. . Die blaue Glockenblume
Sie spräche gern, doch ist sie stumm geboren — —

Zweiter Auftritt.

Melite ist schon gegen das Ende des vorigen Auftritts leise eingetreten und kommt nun hervor. Gerardo.

Melite.

Ich stör' Euch, theurer Bruder! Fahret fort,
Den Blumen Liebesworte zuzuflüstern,
So kosend süß, als hätt Ihr die Verse
Der Griechendichter eifrig nachgelesen,
Die, halb erloschen, unter Kirchenschriften
Auf alten Pergamenten stehn. — Es ist

Wohl eigentlich nicht ganz für Mönche paſſend,
Daß ſie mit Blumen plaudern, doch Ihr ſeid
Ein Sonderling, ſtets anders als die Andern.
Verrechte kommen ſtarken Geiſtern zu!
Und dann ... vielleicht erbittet Ihr die Blüthen
Aus lieber Hand? ...

Gerardo.

Warum verfolgt mich doch
Verdacht und Argwohn Eurer Seele, Vater?
Ich weiß nicht, daß ich jemals was gethan,
Mich zu verdächtigen. Freilich, Tugend nur
Sucht Tugend auch bei Andern aufzufinden,
Indeß ein ſchlecht Bewußtſein ohne Ruhe
Nach Laſtern und nach Fehlern lauernd ſpürt.

Melite.

Gleich bitter! — Bin das ſchon gewohnt von Euch.
Ihr meint's nicht bös! Ein innrer Grimm entlockt
Euch ſolche Reden oft. Es war ein Scherz ...
Und ſprach ich etwa falſch, wenn ich behaupte,
Daß Ihr die Liebe liebt?

Gerardo.

So wenig, als
Mich irgend wer der Lüge zeihen könnte,
Behaupte ich: Ihr liebt den Haß.

Melite.

Schon wieder
Beleidigt und verletzt! ... Ei, ſolche Reizbarkeit
Kann wahrlich nur ein Schuldbewußter haben.
Erlaubt den Blumenſtrauß doch einmal näher!
Granaten ſtehn im Kloſtergarten nicht,
Auch keine Myrthenbüſche .... Seltſam, ſeltſam!
Wo fandet Ihr das blaue Seidenband,
Die Blüthenſtengel zierlich zu umwinden?
Nun, Bruder, nicht ſo düſter, wenn ich Euch

Durchſchaut. Melito hat zwar ſcharfe Augen,
Doch keine ſcharfe Zunge: ſchweigen kann er.
Vertraut mir dreiſt! Es ſoll der Liebe, hört' ich,
Wohlthätig ſein, kann ſie ſich ganz entdecken.
Den Strauß erhieltet Ihr aus Frauenhand ....

Gerardo.

Ihr täuſcht Euch, Pater!

Melito.

Alſo täuſch' ich mich?
Ganz wohl! ... Von wem empfinget Ihr die Blumen?

Gerardo.

Von einer Heil'gen, denn ein Wunder war's,
Das mir ſie brachte.

Melito.

Zum Erſtaunen wahrlich!
Gerardo, der ſonſt alles ſtreng bezweifelt,
Fängt plötzlich an — nicht Wunder nur zu glauben —
Nein, er erlebt ſie ſelbſt. Die Welt, befürcht' ich,
Wird untergehn ....

Gerardo.

Solch Mißtraun duld ich nicht.
Erzählen will ich Euch, wie mir den Strauß
Die Unſichtbaren freundlich zugeſendet.
— Ich ſaß im Kloſtergarten, wo die Ulme
Von draußen über ſeine Mauer ragt
Und Schatten giebt. Ich dacht' an Dies und Jenes:
An meine Kindheitstage, an die Welt,
An freie, frohe Menſchen und an Tod.
Da hört' ich über mir ein Rauſchen plötzlich — —
Dann fiel es laut herab. Ich fuhr empor!
Kein ſichtbar Weſen kennt' ich rings entdecken,
Doch vor mir lag der Blüthenſtrauß.

Melite.

Bei Gott
Wenn mir ein andrer Bruder das erzählte,
Ich hielt's für Trug. — Ein morgenländisch Mährchen! ...
Es ist Alles möglich! — Sagt, wo saßet Ihr?
Beim alten Umbaum an der Abendseite,
Der kühl herüberschauet?

Gerarde.

Ja, dort war's!

Melite (für sich.)

O, unbezahlbar köstliche Entdeckung!
Ein leichtes Forschen noch, und alles liegt
Mir hell vor Augen.

(Laut.)

Ei, dann sind die Blumen
Gewiß von drüben Euch hereingeworfen.
Allein durch Wen? .. Das wäre zu ergründen!
Ein Mädchen muß es wohl gewesen sein.
Vielleicht gar schön und jung .... mit Flammenaugen ...
Und recht in Euch verliebt — — Nun, nun! Ich schweige,
Weil Ihr es wollt.

(Für sich.)

Den Schwefel legt ich ihm
In's feurig heiße Blut: er wird schon zünden.

(Laut.)

Gehabt Euch wohl, mein Bruder! Andre Sorgen,
Sie rufen mich hinweg. Gehabt Euch wohl! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Gerarde (allein, nach einer Pause.)

Das innerste Geheimniß meiner Seele,
Ich hab' es also ihm erschlossen — ihm,

Dem grauen Schleicher, der mit Lauerblicken
Nur immer spürt und lauscht und spähet.
In dessen Brust ein anvertrautes Wort
Nicht sicherer ruht, als wenn ein Herold reitet,
Durch Land und Reich es schallend auszurufen.
Und ihm, dem schlimmsten Mönch des ganzen Klosters,
Erschloß ich meinen Schatz.
Es war gefehlt!
Das Feuer riß mich fort, als Nattergift
Er auf die engelreinen Blumen sprützte. —
Doch darin hat Melito Recht: es werfen
Die Heil'gen Blumensträuße nicht hernieder.
Wohl kann's ein holdes Erdenwesen sein,
Das mir den Strauß .... doch wer .... mich kennt ja Keine.
(Es klopft. Gerarde schreckt zusammen.)
Mein Gott! Ich bin jetzt so erregt! Oft wallt
Das Blut mir ohne Anlaß heiß zum Herzen,
Und Schrecken überrieselt mich.
(Er verbirgt die Blumen in der Nische und zieht den Vorhang zu.)
Herein!

Vierter Auftritt.

Gerarde. Der Bruder Pförtner.

Bruder Pförtner
(eintretend und mit blödsinniger Scheu umhersehend.)
Pst, würd'ger Bruder! Pst! — Ich hab' 'nen Auftrag!
'Nen ganz besondren Auftrag! Vierzehn Jahre
Bin ich im Kloster, aber solchen Auftrag
Bestell' ich heut zum ersten Mal.

Gerarde.
Nun, Pietro,
So sag' es nur! Was führt Dich denn herauf?

Bruder Pförtner.

Gleich sollt Ihr's hören … Glaubt mir, wenn der Pietro
Auch immer lacht, wenn auch die Mönche ihn
Für toll erklären, Pietro ist nicht dumm.
Und fragt der Abt: „was soll das Flüstern, Pietro?“
Dann sag' ich ihm: Hochwürdiger! ich habe
An Bruder Zagarelli keinen Brief
Gegeben. Nein, gewiß nicht … keinen Brief!
Hahahaha!

Gerardo.

Das sind ja tolle Worte!

Bruder Pförtner.

Ich bin Euch treu — treu wie der Hund dem Menschen.
Ihr habt mich nie verklagt und nie geschmäht;
Ihr schütztet mich, wenn mich die Andern höhnten.
Ich hab' Euch herzlich lieb …. und auch die Dame …
Sie war so weiß, so süß. Sie legte mir
Den Finger auf den Mund, den kleinen Finger.
„Doch schweig' auch, guter Bruder!“ — Hahaha!
Ja „guter Bruder“ sagte sie — Und ich
Versprach's ….

Gerardo.

Du redest viel von einem Brief.
Doch seh' ich keinen.

Bruder Pförtner.

Seht! — Der Brief ist hier.

(Er zieht ängstlich ein Blatt aus der Kutte und reicht es an Gerardo.)

Gerardo (entfaltet es und liest.)

„Es wendet Nazarena Tarmassini sich
„Mit warmer Bitt' an Pater Zagarelli:
„Ist weich sein Herz und milde wie sein Aug' —
„Das Auge bleibt ja doch der Seele Spiegel —
„So sei er, wenn die Sonne wieder glüht,
„Und Rosen [illegible]

„An unsres Gartens Seitenthor zu finden.
„Der Einz'ge ist er, dem ich ganz vertraue!
„Von ihm allein verlang' ich Hülf' und Rettung:
„Durch Andre will ich nicht gerettet sein.
„Nur Sagarelli kann mich liebreich trösten,
„Giebt er mir keinen Trost, bin trostlos ich!"
Gar warme, duft'ge Worte, frisch wie Blüthen.
So schreibt gewiß nur eine schöne Hand,
Aus schönem Herzen tönen solche Laute.
Kein Wählen und kein Zögern giebt es hier!
Die Abendstunde naht. Ich komme, Mädchen!

(Geht ab. Der Bruder Pförtner folgt ihm.)

Fünfter Auftritt.

Tarmasini's Garten. Zur Rechten eine Pforte im Gebüsch. Nazarena sitzt träumerisch in einem Boskett. Ritter Grizzi tritt auf, und erst als er dicht vor ihr steht, bemerkt sie ihn und fährt zusammen.

Grizzi.

Was ich durch Bitten nie erlangen konnte,
Das giebt nun ein erwünschter Zufall mir:
Ein Zwiegespräch mit Euch. — Scheu, wie der Silberreiher,
Wenn ihm der Falke zu den Wolken folgt,
Versuchtet Ihr durch hundertfache Biegung
Mir zu entgehn, und jetzt auch flog ein Schrecken
Mit bleichem Fittig über Eure Wang'.

Nazarena.

Das Gleichniß, das Ihr da gewählt, Herr Ritter,
Enthebet mich der Antwort. — Sagt mir doch,
Was ist des Falken Absicht? Fangen will er
Den Reiher! Fangen läßt sich niemand gern:
Und ist nun gar der Stößer rauh gewöhnt,
Umkrallt er so in Wuth den armen Reiher,
Daß er ihn tödtet.

Grizzi.

Solch ein Falke, Fräulein,
Ist außer Schuld. Er hat ja keinen Willen,
Denn blindergeben dient er seinem Herrn,
Und führt nur aus, was dieser von ihm fordert. —
Ich bin der Falke! mein Gebieter ist
Die Leidenschaft der Liebe! Dunkel war
Mein Leben lange, aber plötzlich schwand
Die Hülle mir vom Auge, und ich sah
Den Silberreiher in der reinsten Schönheit
Sich göttergleich im blauen Aether wiegen.
Da folgt' ich ihm, vom Flammendrang getrieben,
Und ließ ihn nicht, bis ich ihn ganz errang.

Nazarena.

Ich wußt' es lang, daß Ihr ein Meister seid,
Wo's irgend gilt mit Lanz' und Schwert zu fechten.
Nun seh' ich, auch im Kampfspiel scharfer Worte
Besiegt Ihr alles. Das Turnier ist aus,
Denn frei bekenn' ich mich für überwunden.
Nur gut, daß Frau'n und Mädchen nicht so strengen
Gesetzen unterworfen sind, sonst hätt'
Ich wahrlich Roß und Rüstung eingebüßt
Im Wortgefecht mit Euch.

Grizzi.

Wohl habt Ihr Recht!
Verlieren muß beim Wörterspiel der Ernst,
Drum ziemt es nimmer sich, wo Ernst im Spiele.
Vernehmet jetzt die ungeschminkte Rede:
Ich lieb' Euch feurig, schöne Nazarena,
Und werbe grad' heraus um Eure Hand.

[illegible]

Ihr schweigt? — Gebührt mir keine Antwort, Fräulein?

Nazarena.

Herr Ritter, freilich kennt' ich Euch für heute

Mit glatten Worten noch von hinnen senden,
Wie Andre wohl in solchem Falle thun:
„Ich bin zu jung!“ .... „Ich fühle mich nicht reif
„Zu eines solchen Ritters wackren Hausfrau! ....
„Ich muß mich noch bedenken. Fragt in Jahr
„Und Tagen wieder an!“ — Dann ging't Ihr frei
Erkämpftet meinen Farben heitre Siege,
Und mir gewonnen hätt' ich lange Frist.
Allein, wie Ihr, so halt auch ich auf Ehre:
Ich müßte mich verachten um ein Wort,
Das anders tönt, als meines Herzens Stimme.
Drum will ich nüchtern Euch und offen sagen:
Verpflanz't die Liebesmüh' auf andern Grund!
Bei mir ist sie vergebens, denn ich kann
Euch nie und nimmer lieben.

Orizzi.

Nazarena!
Ihr schauet lieb und sprechet doch so bös.
Ich weiß, Ihr waret stets ein trotzig Kind;
Er steht Euch schön, der Trotz, doch dieses Mal
Gedenk' ich ihn zu brechen. Seht, ich bin
Der reichsten Ritter Einer hier zu Land,
Bin wohlgestaltet, muthvoll, nicht zu alt,
Vor meiner Lanze zittern kräft'ge Männer,
Und manchen Streiter warf sie auf den Sand.
Von Eurem Vater hab' ich Hand und Wort,
Beim Becherklang verhieß er mir die Tochter,
Und meine Werbung war nur Form der Sitte.
Drum wendet still die reif'ge Wetterfahne
Der Mädchenlaune um.

Nazarena.

Das geht so leicht
Nicht, als Ihr denken möget. Sagt ein Mädchen
„Ich will nicht!“ O, dann ist es oft Verstellung,
Auch Uebermuth und bloße Lust zum Trotzen.

Doch ſpricht ſie: „Nein, ich kann nicht'" ... Edler Ritter,
Das iſt ſo gut, als hätter Ihr's mit Brief
Und Siegel auf dem Pergamente ſtehn.

Grizzi.

Entdeckt mir nur, was habt Ihr auszuſetzen
An meiner Werbung?

Nazarena.

Nichts! — Doch weil Ihr eben
Ein feiner Mann, ein wahrer Vogel Phönix,
So gebt mich los und wendet Euch zu Andern.
Bringt ihnen Eurer Tugenden Verzeichniß,
Wie Ihr es mir vollſtändig dargelegt:
Erringen muß es Schönre Euch und Beſſre.
Als mich. — Drum laßt mich — gehn!

Grizzi.

O nein! So ſchnell
Entſchlüpft mir Nazarena nicht. Den Grund,
Weshalb ich abgewieſen, will ich hören.
Erklärt Ihr ſo beſtimmt: Ihr könnet mich
Nicht lieben! Wohl, dann habt Ihr Eure Liebe
An einen Andern ſchon verſchenkt. — Ich muß
Den Namen wiſſen, daß mein gutes Glück
Mit rother Schrift die Lieb' ins Herz ihm ſchreibt ...
Wie heißt der Bube?

Nazarena.

Ritter, ſchramme Euch
Der Dorn gekränkter Eitelkeit ſo tief,
Daß Ihr vergeßt: Ihr ſprecht zu einer Dame?

Grizzi.

Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich thu' und rede! —
Ich möcht' im Grimm die ganze Welt zerreißen,
Und dann, ja Eure holdes Antlitz ſchauend,
Euch flehentlich um Vergebung bitten. — Für jetzt
Entfern' ich mich. Der Baur will noch heut

Euch mir verloben ... Gute Nazarena,
Noch iſt es Zeit, verändert Euren Sinn! —
Ich bin nicht bös, und wen ich innig liebe,
Der kann wie Wachs mich biegen. Euch verehr' ich.
Drum werdet meine Gattin, ſänftigt mir
Das tolle Blut mit Eurem Taubenlächeln,
Denn weiſ't Ihr mich zurück, geſchehen Gräul.
Ihr ſeid der Sturm, der meine Wuth erregt,
Ihr ſeid der Stachel, der die Rachluſt ſpornet,
Ihr ſeid das Gift, das meine Adern ſchwellet.
Bedenkt Euch, Nazarena! Werdet mein!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Nazarena (allein).

Der erſte Kampf iſt glücklich überſtanden!
Ich weiß, die andern werden heißer ſein.
Nun ſoll ich dem Geliebten mich entdecken,
Und ſoll dem ſtrengen Vater widerſtehn.
Doch Muth erhebt das Herz mir. — — Arme Männer,
Ihr nennt uns ſchwach! Wie wenig kennt ihr uns!
Gleichgültigkeit, ſie läßt uns wohl ermatten,
Doch wenn wir lieben oder haſſen, dann
Ernährt das Mark des Löwen uns, dann ſind
Wir ſtark genug, um hundert Herr'n der Welt
In Staub zu treten.

Ja! Mein Plan iſt kühn,
Wie keiner noch in Mädchenbruſt entſprießte.
— Durch eine Lücke unſrer Gartenmauer,
Vom Epheu grün umrennen, ſah ich ihn,
So blaß und ſchön, im Kloſtergarten drüben.
Wie ſchrumpften da die Ritter klein zuſammen,

Die man als Zierden des Geschlechtes pries.
Sie wurden Mönche, stumpf und blöd' und traurig.
Doch Sagarelli ist ein wahrer Ritter!
Auf seiner Stirne thront ein edler Zorn.
Im Flammenauge spiegelt sich das Feuer,
Das durch die ganze Schöpfung Gott vertheilt.
Die bleichen Wangen und das schöne Kinn
Umwallet ihm der Bart, nicht weich genug,
Um irgend knabenhaft noch zu erscheinen.
Doch auch nicht überreif in seiner Fülle.
Dazwischen aber glühn die feinen Lippen,
In Wehmuth hold, ein schmerzlich Freudenfeuer!
O, dürft' ich diese Lippen flammend küssen,
Wie gerne wollt' ich solchen Kirchenraub
Mit meinem Herzblut büßen! —
Wird er kommen?
Er ist ein frommer Mönch, und kennt sie nicht
Der Liebe Allgewalt .... Was sagt' ich da?
Mit solchem Aug', das Strahlenkraft genug
Besitzt, den Weltkreis zu erwärmen, soll
Er nicht die Liebe kennen? .. Nazarena,
Du überhebst dich in dem Hochgefühl,
Daß du mit deinem Herzen ihn umschließest!
Doch hättest du einen einz'gen Tropfen nur
Aus seiner Seele Gluthenkelch gekostet,
Dann schien dir wohl dein feurig Lieben kalt. (Sie steht auf.)
Ob ihm der Pförtner meinen Brief gegeben,
Und ob er kommt? — Die Sonne neigt sich endlich
In's goldne Meer der Abendgluth hinab.
Das ist die Zeit, die mir ihn bringen sollte,
Doch auch die Zeit, in der mein Vater droht,
Für Grizzi mir das Jawort zu erpressen.
So kann das höchste Glück, die tiefste Qual
Mir nun erscheinen, ehe tausend Körner
Im Stundenglase still herniederrieseln.
Bei solchem Loose würde Andern grauen

Doch ich bin ruhig und gefaßt. Mein Blick
Verweilt nicht zitternd auf dem dunklen Verhang,
Der bald emporrauscht ....

Siebenter Auftritt.

Nazarena will durch das Aufgehn der Pforte unterbrechen, wendet sich um und sieht Gerarde, der eingetreten ist, vor sich stehen. Pause.

Gerarde.

Hohe Gnadenmutter,
Die Du so hold vom Himmel niederstiegst,
Verzeih', mich hat Dein Anblick so geblendet,
Daß ich nicht gleich die frommen Worte fand,
Die Dich verehren: Sei gegrüßt, Maria!

Nazarena.

O, edler Herr, mein Nam' ist nicht Maria;
Ich heiße Nazarena.

Gerarde.

Warum willst Du,
Des Himmels reine Königin und Jungfrau,
Die mich unwürd'gen Mönch so sel'ger Gnade
Theilhaftig sein läßt, andre Namen wählen? —
Vergönne mir das wunderbare Glück,
Dir laut zu sagen: Sei gegrüßt, Maria!

Nazarena.

Ihr schwebt im großen Irrthum, frommer Vater!
Die vor Euch steht, ist eine sünd'ge Magd.

Gerarde.

Gewiß sind auch die schönen Blüthen, die
Im Garten so geheimnißvoll mich suchten,
Von Dir, Gebenedeite?

Nazarena.

Blumen gab ich Dir,
Als ſtumme Boten meiner lauten Liebe,
Doch Du vergeßt Dich an der Himmelsfürſtin,
Wenn mir ſo hohe Namen Du ertheilſt.

Gerarde.

Maria, Jungfrau, laſſe doch das Läugnen'
Dein göttlich Auge iſt mir wohl bekannt.
In unſrer Kloſterkirche hängt Dein Bildniß,
Und viele tauſend Nächte vor Dir hin-
Geworfen, lag ich dort, ſtatt betend, heiß
Um Liebe flehend ... o, verzieh die Sünde' —
Mit ſchwacher Hand, im Malen ungeübt,
Verſucht' ich, Deine Züge nachzuahmen,
Und meine Zelle ſchmückt' ich mit dem Bild. —
O, läugne nicht, daß Du Maria ſeiſt!

Nazarena.

Das Bild im Kloſter, das Dich irre leitet,
Es trägt die Mienen meiner ſel'gen Mutter.
Ich hörte oft, ein junger Maler habe
Sie ſtill und treu verehrt, und als bei ihm'
Die Mönche ein Marienbild beſtellten,
Verlieh er dieſem das geliebte Antlitz.
Ich ſeil — ſo ſagen Alle, die ſie kannten —
Der Mutter gleichen.

(Reicht ihm ihre Hand.)

Fühle meine Hand,
Sie iſt von Fleiſch und Blut, wie andre Hände.

Gerarde.

Ein wunderbar Entzücken ſtrömet mir
Durch alle Lebensnerve' Sammetweich
Und duftig zart, wie weiße Blumenblätter,
So ruhet Deine Hand nun in der meinen.
Ich ſchwanke, zittre, drücke ſie und preſſe

Die fiebrisch heißen Lippen flammend drauf.
Du mußt ein Engel sein, denn Deine Anmuth
Entrückt sogar den sünd'gen Mönch der Erde!

(Küßt ihre Hand wieder.)

O, holdes Wesen, breite nicht die Schwingen,
Um in die blauen Höhn hinaufzuringen!

Nazarena.

Und hätt' ich Flügel auch, ich bliebe hier:
Verließ' den Himmel, weihte ganz mich Dir.

Gerarde.

Du, Süße, kannst den Himmel nie verlassen.
Denn wo Du weilst, da wird der Himmel sein.
Du lächelst bold ... die Sünde und das Hassen,
Sie müssen fliehn vor solchem Götterschein.

Nazarena.

Nun, weil Dich doch nichts überreden kann,
So bin ich denn Dein Engel. Bete an.
Du frommer Mönch, zu dem ich hergesandt!
Knie nieder! Küsse brünstig mir die Hand!
Recht gut. Doch denkst Du wohl, es müssen
Auch schön die Engel mit dem Munde küssen?
Sei blöde nicht, versuch es nur einmal! ...

(Er küßt sie.)

War das ein Kuß? ... Den nimm nur gleich zurück.

(Sie giebt ihm den Kuß wieder.)

Gerarde.

Im sel'gen Traume fühl' ich doch die Qual:
Erwach' ich jetzt, so schwinden Traum und Glück!

Nazarena.

Kein Träumen fesselt uns den Sinn — wir wachen!
Doch eben, weil wir wach und munter sind,
Soll uns das Kosen nicht in Schlummer wiegen.
Die Wirklichkeit schwebt drohend über uns,
Wie Wolkennacht der Frühlingslandschaft nahet.

Gerarde höre mich: Du weißt, ich bin
Die Tochter Tarmaßni's, und Du weißt
Noch ferner, daß ich Dich unsäglich liebe.
Allein der wüste Ritter Grizzi strebt
Nach meiner Hand, mein Vater will mich zwingen.
Drum lud ich Dich hierher, Dein Herz zu prüfen,
Denn war es kalt, so blieb mir alles gleich,
Und an den Ritter ließ ich mich verkaufen.
Nun aber wollen wir gemeinsam uns
Berathen —

Gerarde.

Noch berathen! — Sag' nur: was? —
Ein Feiger sitzt gemächlich zur Berathung,
Wenn Feinde stürmen. Muth ge reißen schnell
Das Schwert heraus, sich bis zum Tod zu wehren.
Du glaubst, Geliebte, weil mir Waffen fehlen,
Weil ich in feige Kleider bin gehüllt,
Mir fehle Muth und Kraft, für Dich zu kämpfen?
Hat Nazarena denn nicht mehr Vertrau'n
In ihre Schönheit? Wen die Holde liebt,
Er wird zum Ritter plötzlich, wenn auch früher
Durch seine Adern schlich der Taube Blut. —
Ich bin ein Mann! Die Kleftermauern brechen
Nur Männersinn, an welchem nichts mehr bricht.
Den meinen wahrt' ich mir. Er ist gestählt,
Gestählt in jahrelanger Einsamkeit. —
Laß nur den Ritter kommen! Er soll sehn,
Wie Ungeübte fechten, wenn sie lieben.
Aus seinen Armen, aus dem Vaterhaus
Und aus dem Kreis der Diener reiß ich Dich
Hinweg, Du stehst mit mir .....

Er hält inne.

Nazarena.

Nur weiter, Freund
Du laße nicht den Fluß der Rede stocken.

Wir fliehn ... wir wissen nicht wohin! ... Die Noth,
Das Elend folgen uns mit starrem Auge,
Und peitschen uns zuletzt, in wirrer Angst,
Den wütenden Verfolgern in die Hände.
Geliebter, nein, so geht es nicht! — Weh'an,
Ich will für beide still besonnen handeln,
Da Du Besonnenheit von Dir geschüttelt.
Zuerst versuch' ich heut, was Thrän' und Bitt'
Noch über meinen Vater kann vermögen,
Doch ist sein Herz von Stein, dann folg' ich Dir.

Gerarde.

Kein langes Zaudern nur! Mein ganzes Leben,
Ein Zagen, Ruhen, Zaudern war's. Allein,
Nun ist das Meer des Blutes mir empört,
Das morschgewordne Hirn ist angezündet.
Jetzt wühlt und zischt und tobt es mir im Innern:
Feindselig treffen sich die Elemente,
Ich werde rasend, wenn es lange währt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Blandina naht eilig und giebt ein Zeichen.

Nazarena.

Fort, fort, Gerarde! Unsre Feinde nahn!
Entferne Dich, man darf Dich hier nicht finden.

Gerarde.

Du schickst mich fort von Dir?

Nazarena.

Ja wohl'
Auf baldig Wiedersehn.

Gerarde.

Wiedersehn?
Ich nenn' es leben! Wie ich Dich fortan

Nicht sehe, Nazarena, da ist Tod.
Noch fühl' ich aber keine Lust zum Sterben,
Ich bleibe hier!

Nazarena.

Jerüen ist unser Glück
Und alles hin, wenn Jene Dich erblicken.
Dich morden sie und mich — doch bleibe nur!

Gerardo.

Ich geh' ja schon, und Keiner soll mich schaun. —
Wie schrecklich Du auch drohn kannst, böses Mädchen! —
Ich geh' ja schon — Leb' wohl, Du trautes Herz!

(Geht durch die Gartenpforte ab.)

Neunter Auftritt.

Nazarena. Blandina, die während des letzten Auftritts sorgsam umhergeschaut hat, tritt vor.

Blandina.

Dein Auge glüht so hell! Gelang der Plan,
Der kühngebaute, der ein Kartenhaus
Zum festen Bau für's Leben gründen will?

Nazarena.

Blandina sag', was ist denn fest, was schwach
In unserm wandelbaren Erdenleben?
Oft hält ein Spinnweb', das der Zufall schützt,
Sich länger als die stärksten Steingewölbe.
Der Grundstein fehlt dem Bauwerk meines Glücks,
Drum hat es keinen zu verlieren. — Ach!
Ich bin so selig, Mädchen, auf dem Boden,
Der haltlos ist und einzubrechen droht.
Je ungewisser mir die Freude stremet,
Um desto heißer wird mein Durst nach ihr.
Du sahst Gerardo nun, und zürnst Du noch,
Daß ich ihn liebe? ..

Blandina.

Nein, ich gebe nach.
Ich sehe wohl: auch Mädchen können irren!
Wenn ich mir sonst solch schwarzen Mönch gedacht,
Dann grauste mir schon tief. Und hätt' ein Traum
Mir vorgespiegelt, daß in seine Arme
Mich Einer drücke, oder daß er gar
Mit mönchisch kaltem Kuß den Mund mir schließe —
Ich hätte Hülfe aus dem Schlaf gerufen.
Doch kannst Du größre Selbstverläugnung fordern,
Als daß ich eingesteh', ich irrte mich?

Nazarena.

Nicht wahr, er ist so schön! Und was er sagt,
Das blüht, das duftet frisch. Kein matter Hauch
Von Unnatur und vornehm kalter Sitte
In seinen Worten. — Mädchen, fühle nur,
Wie stolz das Herz mir schlägt in seiner Liebe.
Er hat zu einer Bessern mich gemacht!
Abstreifen will ich falschen Prunk der Formen;
Ich will nicht mehr die steife Puppe sein,
In Wort, Bewegung, Blicken nichts als Kunst.
Natürlich will ich werden, wenn dabei
Auch zarte Damen, wohlerzogne Ritter
Erblassen, zittern und vergehn. — Was ist
Das Klosterleben anders, als Verirrung
Vom Wege der Natur? — Es will mein Glück
Vernichten, aber ich — ich kehre um,
Und werfe der Natur mich reuig flehend
An ihre große, breite Götterbrust.
Sie wird, sie muß sich mein erbarmen!

(Musik in der Ferne.)

Horch!
Musik verkündet, daß der Vater schon
Im Garten nach mir sucht. — Ich bin erhitzt;
Ich muß mich sammeln, daß ich unerschrocken

Dem Sturm begegne, und die Worte wäge
Mit Goldgewicht, denn hier sind Worte Thaten.
Ein einz'ges kann den Freund und mich verrathen!

(Ab mit Blanka.)

(Es währent dieser Szene Abend geworden.)

Zehnter Auftritt.

Tarmafini, Grizzi und Ritter treten auf. Fackelträger begleiten sie, und die Bühne wird darnach erhellt.

Grizzi.

Das ist des Fräuleins Lieblingsplatz im Garten.
Hier werden wir sie treffen.

Tarmafini.

Nein! Sie zeigt
Auch hier sich nicht. Wir wollen sie erwarten.
Man stecke Fackeln an den Büschen auf,
Und rufe mir die Tochter!

(Es werden einige Fackeln aufgestellt, und die Diener entfernen sich.

Edle Ritter!
Ich lud Euch heut zum langersehnten Fest.
Ihr wißt, ich habe Eine Tochter nur,
In Ehr und Sitten ist sie aufgewachsen,
Und reiche Mitgift hab' ich ihr bestimmt.
Doch, ob die Tochter schön und edel sind,
Der Vater sorgt, sobald sie mannbar werden.
Denn wahrlich giebt es kaum ein Aergerniß,
Dem zu vergleichen, wenn die Mädchen groß
Und stattlich sich im Hause zeigen, ohne
Daß irgendwo ein Ritter um sie wirbt.
Verdrießlich sind sie, Launen plagen sie,
Die Eltern sehn es an, und selber murrisch,
Und müssen ihren Töchtern doch verbeten.

Nun werden dieſe blaß, die Jugend wich;
Es ſchlängeln Falten ſich um Aug' und Mund.
Die Mädchen könnten Mütter ſein, indeß:
Sie müh'n ſich ab, recht kindiſch zu erſcheinen,
Damit ihr Alter niemand merkt.

Gelobt
Sei Gott, daß er mit ſolcher argen Plage
Mein Haus verſchont! — Der Ritter Grizzi hat
Um Nazarena's Hand ſich frei bewerben,
Und da ich freudig ihn als Eidam grüße,
So wird mein Kind, das ſtets gehorſam war,
Sich heute noch dem Freiersmann verloben. —
Aus dieſem Anlaß, werthe Herr'n und Freunde!
Beſchied ich Euch mit Bitten auf mein Schloß,
Damit Ihr Zeugen ſeid dem frohen Feſte.
Wo aber bleibt das Mädchen? ...

Grizzi.

Schon erſcheint ſie!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Nazarena.

Nazarena.

Ihr ſandtet mir Befehl, hierher zu kommen ...

Tarmaſini.

Kind!
Gehorchen iſt zwar nicht der Mädchen Sache.
Doch ſolchem Ruf, wenn ſie die Gründe wüßten,
Gehorchten Alle, und im ſchnellſten Eifer.
Es gäbe einen Wettlauf: Jede wollte
Die Erſte ſein.

Nazarena.

Iſt der Befehl, den ich
Von Euch erwarte, eine Gunſt für Andre,
So fürcht' ich, fällt mir die Erfüllung ſchwer.

Tarmaſini.

Ich weiß, er haßt Du Deinen Sinn für Dich,
Und gehſt den einſam rauhen Waldſteg lieber,
Als breite Straßen, wo die Menge wandelt.
Ich liebe das! — Doch diesmal wirſt Du ſchon
Den allbetretnen Pfad mit Luſt erwählen,
Denn jede Jungfrau freut ſich ſeiner hoch,
Von Kaiſerstöchtern bis zum Bettlerkinde.

(Zu Grizzi.)

Wir wollen ſehn! — Nun, macht ihr nur den Antrag!

Grizzi.

Ich komme, Fräulein, wie's der Vater will,
Im Angeſicht verehrter Gäſte hier
Um Eure Hand zu werben. — Keiner ſah
Mich irgend bitten bis zum heut'gen Tag,
Allein Euch bitt' ich nun von ganzem Herzen:
Seid meiner Werbung günſtig, Nazarena!

Nazarena.

O Herr! Ich weiß die Ehre ganz zu ſchätzen,
Die Ihr mir zugedacht, denn vorgerechnet
Habt Ihr mir ſelbſt die ſeltnen Eigenſchaften,
Mit denen Ihr geſchmückt — —

Tarmaſini.

Brav, Mädchen! Brav!
So ſprichſt Du eſſen, ohne märchenhaft
Gezier, wie man es jetzt ſo häufig höret.
Der Lehrer eines Tarmaſini ziemt
Es nimmer, daß ſie andre Worte redet,
Als ihres Herzens Meinung!

Nazarena.

Stärkung fließt
Aus Euren Lehren mir in's Herz, mein Vater!
Erfrischt die Kraft mir, daß ich nun vollende,
Was ich dem Ritter Grizzi sagen muß:
Gerade darum, weil der helle Glanz
Von seinen Tugenden so blendend leuchtet,
Drum bin ich viel zu schwach, als Gattin ihm
Mich würdig zu gesellen, und ich lehne
Die unverdiente Ehre höflich ab.

Tarmafini.

Vernahm ich Wahrheit, oder täuschten mich
Die altgewordnen Sinne? Hohn und Schmach
Von meiner Tochter? — Den Gehorsam weigert
Sie mir? —

Nazarena.

Mein Leben, Vater, dank' ich Euch,
Ihr könnt es wiederfordern, aber Liebe
Für Ritter Grizzi hab' ich nicht empfangen.

Tarmafini.

Sieh', Nazarena, meine alten Hände,
Die magern, dürren zittern mir vor Wuth.
Zum letzten Male frag' ich Dich — besinn' Dich!
Willst Du gehorchen?

Nazarena.

Vater, nein, ich kann nicht!

(Fällt flehend vor ihm nieder.)

Zu Deinen Füßen flieh mich flehend liegen.
Erlaß mir diesmal den Gehorsam nur!
Befiehl mir alles! Sag, ich solle mir
Die Augen mit dem Dolche hier durchbohren.
Verlang' mein Herzblut, Vater, willig
Gehorch ich Dir, doch nimm das Wort zurück,
Das mir befiehlt, des Ritters Weib zu werden.

Das kann ich nicht! Ich will mich nie vermählen.
Will bei Dir bleiben und mit linder Hand
Dein Alter pflegen. — Vater, schenk' Erbarmen
Mir in der Seelenqual, die mich durchwühlt!
Ich bin ja Deine Tochter! (Sinkt haltlos zusammen.)

Tarmafini.

Nein, Du bist es nicht!
Ich suche Deiner Mutter noch im Grab,
Sie hat mein Haupt, mein Ehebett geschändet.
Du bist des Tarmafini Tochter nicht!
(Er zieht das Schwert.)
Nun, Dirne, wähl': ob ich dem Ritter Grizzi,
Ob ich dem Grafen Dich vermählen soll!

Grizzi (hervortretend).

Herr, haltet ein, und treibt es nicht noch weiter
Das Possenspiel, den Gästen zur Ergötzung.
Ist jetzt die Zeit zu leerem Drohn und Fluchen? —
Besonnenheit steht Greisen wohl, nicht Tobsucht.
Die störrige Tochter hättet Ihr verber
Betragen sollen, statt zuletzt, dann wäre
Die Blöße mir erspart, und Euch — die Schande!

Tarmafini.

(Die Hand mit dem Schwerte ist ihm herabgesunken; zitternd stützt er sich darauf.)

Ich bin dahin! — Die Ehre war mein Leben.
Man schmäht mich offen, also bin ich tot.
Nein, nein! Noch klopft mein Herz. Ich atme — ehrlos!
So steh' doch still, bewegter Quell des Bluts ...
Verschließt euch, Augen! — Wollet ihr denn sehn,
Wie Schmach mir auf die grauen Haare rieselt?
Und Schmach von meiner Tochter! — Großer Gott,
Wie freut ich mich, als sie das Licht erblickte,
Als ich zuerst auf meinem Arm sie trug.
Nun kränkt sie mich, befleckt mir die Ehre.

Die ich mir siebzig Jahr' lang rein bewahrt,
Und bringt mich in die Grube — —

Nazarena

(die so lange regungslos, mit verhülltem Antlitz, dalag, fährt plötzlich halb empor, umfaßt seine Knie, und schreit):

Vater! Vater!

Tarmafini (stößt sie von sich).

Zurück, Verworfne! Suche Deinen Vater!
Du bist mein Kind nicht. Ich verstoße Dich
Im Angesicht der Männer, die versammelt,
Das Kloster soll lebendig Dich begraben,
Bis Du gebüßt und Dich zu Tod geweint,
Wo Sonne nicht Dein sträflich Haupt bescheint,
Wo Du den Mond nicht siehst und die Gestirne.

Nazarena.

O Gott! O Gott!

Tarmafini

(schleudert sie hinweg).

In's Kloster mit der Dirne!

(Nazarena bleibt ohnmächtig liegen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Kreuzgang im Mönchskloster. Melito und der Bruder Pförtner kommen.

Melito.

Hier sind wir ungestört, mein lieber Sohn!
In wichtger Sache hab' ich Dich berufen.
Nicht wahr, Dir ward ein Briefchen überbracht
Von einem Fremden?

Bruder Pförtner.

Mir?

Melito.

Du hast es pünktlich
An Bruder Carlo doch besorgt? — Wie? — Oder
An Bruder Luca? — An Gerardo? — Nun!

Bruder Pförtner (für sich).

Er war mir immer mild ... ein guter Bruder!
Ich bin nicht schlau, doch nie verrath' ich ihn.
(Laut.)
Hochwürdger Herr, ich kann mich nicht besinnen.
Mein Kopf ist schwach! — Ich weiß von keinem Brief.

Melito.

Bedenk' Dich nur, mein Sohn! ... Ich übereile
Dich nicht, und viermal dispensir' ich Dich
Vom Fasten, wenn Du Dich darauf besinnst ...

Bruder Pförtner.

Wohl wär' es ſchön, ſo oft nicht hungern dürfen ...
Allein ... ich weiß von keinem Brief!

Melito.

Nun gut
Mein Sohn, ſo geh'! — Ich will Dich nicht bereden,
Wie tief es mich auch ſchmerzt, daß mir ein Bruder
So hülflos untergeht ... Der Himmel zürnt ihm,
Darum verſteckt er Dir das Herz. — Der Mönch,
Der jenen Brief empfangen, ſtirbt!

Bruder Pförtner.

Ach Gott!
Er ſtirbt? — Weshalb?

Melito.

Ein Feind bedroht ſein Leben.
Das Schreiben war vergiftet — Geh, mein Sohn!

Bruder Pförtner.

Vergiftet war es? ... ſagtet Ihr nicht ſo? —
Ich gab es ihm, ich hab' ihn umgebracht!
Denn deutlich mußt ich ſehn, wie er den Brief,
Den gottverfluchten, an die Lippen drückte.

(Fällt aufs Knie.)

Vergebt mir, Prior, wenn ich Euch geheuchelt,
Als wüßt' ich nichts. Bekennen will ich alles!

Melito.

Derſelbe Gott, der Deine Zunge band,
Er löſt die Feſſel nun. Dir iſt vergeben!
Drum ſtehe auf und rede.

Bruder Pförtner.

Würdger Vater,
Den Brief erhielt Gerardo —

Melite (für ſich).

Ha, ich dacht's!

Gerarde .... ſeine Blumen ....

(Laut.)

Aber ſage

Mir auch: wer gab ihm Dir?

Bruder Pförtner.

Ein Moloch, Herr,

Ein Höllengeiſt, nur hatt' er ſchlau die Maske
Der allerſchönſten Jungfrau vorgebunden,
Daß ich ſein ſchwarz Geſicht nicht ſehen konnte.

Melite.

Nun ſprich: was that Gerardo mit dem Schreiben?

Bruder Pförtner.

Er preßt' es freudig an die Lippen, Herr' ..
An ſeinen rothen Mund. Da floß das Gift
Gewiß in's Blut und flammt ihm durch die Adern. —
So eilt doch, Prior! Bei des Heilands Wunden!
Gerardo ſtirbt, der Beſte unſrer Brüder.
Hahahaha! — — Das iſt 'ne rechte Qual ...
Durchſchneiden ſcharfe Meſſer mir die Bruſt,
Iſt mir zu Muth, als müßt ich bitter weinen —
Wie wildes Lachen klingt es dann. Ach Gott,
Das thut ſo weh, ſo weh! — Hahahaha!

(Sehr lachend ab.)

Zweiter Auftritt.

Melite (allein).

Gerardo alſo! Sei willkommen mir
Gelegenheit, den langen Haß zu kühlen. —
Und warum haſſ' ich ihn? ... Hat er mich je

Beleidigt? Nein! Doch wenn man immer
Die Rachelust vertagte, bis man selbst
Verletzt, so käme man zu spät. Man hätte
Dann Gründe, aber keine Macht. — Ein Weiser ahnt,
Von welcher Seite ihm die Kränkung drohet,
Und wehrt sie schon bei Zeiten fernend ab.
Ich lieb' ihn nicht, und folglich haß' ich ihn!
Er strebt nach Licht, nach Helle — ich nach Dunkel.
Nun ist das Licht ein alter Feind der Nacht,
Und durch den Tod des Einen siegt das Andre.
So gilt Gerarde auch für meinen Feind;
Ich stürz' ihn, freben Sinnes, in den Abgrund.
Zwar wär' es Pflicht — sein Vorgesetzter bin ich —
Ihn sanft und ernst zu warnen. — Warnen? — Ei,
Ward ich als treuer Eckart ihm bestellt?
Er könnte in sich gehn, dann wäre mir
Das lust'ge Schauspiel seines Falls verloren. — —
Wer naht sich hier? ...

Dritter Auftritt.

Melite. Ritter Grizzi tritt auf.

Grizzi.

Vergebt mir, würdger Vater,
Wenn ich in frommer Einsamkeit Euch störe.
Ich bin der Ritter Grizzi ... Kennt Ihr mich?
Doch nein, durch Klostermauern schallt wohl nicht
Der Waffen Klang, mag er mit Sturmesglocken
Auch draußen weit und breit die Welt durchtönen.

Melite.

Zwar ist es still und ruhig im Convent.
Vom sünd'gen Treiben, von den argen Händeln,
Die in den Städten, in den Schlössern hausen,

Vernimmt man keinen Laut. — Allein
Geschehen Thaten, große kühne Thaten,
Die würdig sind, daß auch die Nachwelt noch
Den Hochbegabten staunend kennen lerne,
Der sie beschloß in muth'ger Heldenbrust,
Und der mit Heldenarm sie ausgeführet, —
Dann schallt in klösterlichen Hochgewölben
Der Ruhm des Mannes rennerähnlich wieder.
Wir Mönche hallen ja im Ehrenkuche
Den Stundenklang der Weltgeschichte fest,
Daß er in Ewigkeiten nicht verhalle. —
Und Ritter Grizzi sollten wir nicht kennen! —
Ihr kränkt uns, Herr!

Grizzi.

Ihr seid so artig, Pater,
Als fromm und hochgelahrt. — Nun wohl,
Der Ritter Grizzi beut Euch seinen Gruß!

Melite.

Willkommen, edler Herr, im armen Kloster,
Das nicht im Stand', Euch nach Gebühr zu ehren.
Was aber ist der Anlaß, welcher uns
So seltne Gunst beschert?

Grizzi.

Der erste Theil
Ist weltlich und berührt Euch nicht, doch greift
Der Schluß in Euer geistlich Regiment.
Vernehmt: des Tarmassi Tochter war
Als Gattin mir versprochen, und sie wies
Mich schnöde ab ...

Melite.

Unmöglich!

Grizzi.

Aber wahr!
Der Vater stieß sie drauf in's Nonnenkloster.

Das nachbarlich an Eure Mauern grenzt.
Die Sinne wurden ihm verwirrt, er tobt
Im wilden Fieber — Tod erlöst ihn bald
Von Qual und Schmach. Mir aber besten beide
Gesund sich an die Fersen, folgen mir
Im Angesicht des hellen Tages frech,
Und ruhen Nachts mit mir auf einem Lager.
Ich kann nicht leben, kann nicht sterben so
Mit tiefgekränkter Ehre — Selbst der Tod,
Und streckt' er schon die Hände nach mir aus,
Noch einmal zög' er schaudernd sie zurück,
Wenn er das Brandmal meiner Schande sähe.

Melite (vor sich).

Ha! Schon errath' ich den Zusammenhang
Der Grimm-verwirrten Rede.

(Laut.)

Edler Ritter!
Ihr seid ein Mann des Muths, des Zorns, der Waffen;
Mein Amt erheischet Milde, Friedensstiftung
Und Demuth gegen Den, der mich verletzt.
In diesem Falle aber muß ich wahrlich fragen,
Wie seltsam mich solch Wort auch kleiden mag:
Weshalb habt Ihr den Frechen nicht ersforscht,
Der Euch mit falscher Kunst des Märchens Liebe
Entzog? .. Denn weist sie Euch zurück, so ist
Es klar, ein Andrer freut in Ruh' sich ihrer ....
Und warum tilgt Ihr nicht den restgen Flecken,
Den Feindesathem auf den hellen Schild
Euch höhnisch hingehaucht?

Grizzi.

Begier'ger ist
Der Jäger kaum, den Eber aufzuschenchen
Aus dunkler Schlucht, wohin er wild gestohn,
Als ich nach meinem Nebenbuhler lechze.
Allein, er weilt nicht draußen im Bereich

Der Welt, wo ich ihn kämpfend treffen könnte.
Er hat sich gut verwahrt, denn trügen nicht
Die Späher, die ich zum Erkunden sandte,
So steckt er hier in Eurem Klosterbau.

Melite.

Wie, Herr? In unsern gottgeweihten Mauern?
Der Heiland steh' uns bei! — Das kann nicht sein!

(Für sich.)

Vortrefflich, daß er's weiß, so brauch' ich nicht
Die Rolle des Verräthers selbst zu spielen.
Er löst mich ab! — Gerardo fällt, und ich
Bin nur der Schmerz-berührte Vater, der
Mit heißen Thränen das verlorne Kind
Beweint.

(Laut.)

Ich sträube mich — die Seele will
Den ungeheuren Argwohn gar nicht fassen,
Und sagt' es mir ein andrer Mann, Herr Ritter,
Dann glaubt' ich wahrlich: nur Verläumdungsgift,
Das schwarze, ström' ihm von der Zunge nieder.

Grizzi.

Nein, nein! Ich kann's verbürgen! Heute noch,
Sobald das Licht der Sonn' am Himmel schwindet,
Will jener Mönch die Mauer übersteigen,
Die beide Klostergärten friedlich trennt,
Und drüben zärtlich mit der Nonne kosen.
Geprüfte Augen schirmen mir das Mädchen,
Doch wie der Mönch sich nennt, erfuhr ich nicht.

Melite.

O, gräßlich unheilbringender Gedanke!
Du reine Jungfrau! ... Thränen drängen mir
So stark in's Aug', als wollten sie's erblinden,
Damit es nimmer diese Schande sieht.
Wie hab' ich meine Brüder stets bewacht.

Mit chriſtlich ſanften Worten ſie ermuthigt,
Der Ordensregeln harte Pflicht zu tragen.
Und doch ... und doch!

Grizzi.

Beruhigt, mäßigt Euch,
Verehrter Pater! — Denkt, die grauſ'ge That,
Sie soll ja erſt geſchehn. Verhindern können
Wir Sünd' und Fluch, wenn wir uns Beiſtand leiſten.

Melite.

Noch weiß ich nicht, wer jener Ausgeweihte,
Der ſolch erſchrecklich Teufelsgräul vollführt,
Doch immer iſt es Einer meiner Brüder,
Und alle, alle lieb' ich gleich' — Der Arme
Muß eines qualvoll finſtern Todes ſterben ...
O Gott! O Heiland!

Grizzi.

Frommer Pater, ganz
Enthüllen ſolche Klagen Euer mildes Herz,
Doch Thränen bannen nicht die Schmach. Hier muß
Gehandelt, ſchnell gehandelt werden, oder
Die volle Laſt der Sünde fällt auf Euch.

Melite.

Ja wohl, Herr Ritter! Klagen helfen nicht,
Nur Ruh' und Faſſung können Gräul verhüten.
Ich fühle mich ſo haltlos und ſo matt;
Das Mitleid droht mich meiner Pflicht zu rauben.
Nur gut, daß Ihr, ein eiſenſtarker Held,
Dem ſchwachen Mönche hier zur Seite ſtehet,
Er wankte ſonſt.

Grizzi.

Genug! Die Sonne ſchwebt
Bereits nach Weſten, hüllt ſich in Gewölk
Und Nebel ein. Der Mond erſcheinet bleich.
Gleich iſt es Abend ... faßt Entſchlüſſe!

Melite.

Herr,
Ihr habt ganz recht! Der dunkle Abend naht!
O wär's für mich der letzte! — Kommt, ich gehe
Den Schlüssel Euch zur kleinen Mauerpforte,
Die heimlich in den Klostergarten führt.
Euch bergen draußen hohe Abendbäume,
Und zeigt sich wirklich jener Mönch — noch immer
Belebt die Hoffnung mich, es sei ein Wahn —
So laßt Ihr ihn von Eurem Knaben greifen,
Nur liefert ihn dem Klosterpförtner aus.
Nur fort! Die Stunde drängt. — O Schreck und Graus!

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Der Garten des Nonnenklosters, im Hintergrunde von einer hohen Mauer eingeschlossen, die Zeit gegen Sonnenuntergang.

Nazarena (kommt).

Wie duftig schwellend sinkt der Abend nieder!
Des Himmels Baldachin ist dunkelblau,
Und Blumen öffnen ihre Augenlider,
Zu neuem Glanz erfrischt vom kühlen Thau.
Es hebt die Brust sich mächtiger und freier:
Im Gelde glühn die fernen Alpenhöh'n,
Und hüllen sich in lichte Silberschleier —
Wie ist Natur doch immer jung und schön!

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Blandina, ist schon gekommen, als Nazarena noch sprach.

Blandina

(vortretend, mit Würde in Haltung, als in der Stimme eine alte Nonne erkennt).

Des Ordens Regeln, sie gestatten wohl,
Daß dankend wir der Schöpfung uns erfreuen,
Doch nur — so weit der Klostergarten reicht.
Nach fernen Gipfeln soll man niemals schauen:
Sie wecken sündliche Begier zur Freiheit,
Drum schließe ihnen scheu das Auge zu.

(Im gewöhnlichen Ton.)

So würde Schwester Ophia etwa sagen.
Nicht wahr, ich treffe ihren Anstand gut?
Hahahaha!

Nazarena.

Du kannst noch lachen, Mädchen?
In unserm düstern Klosterkerker färbt
Solch purpurn Prachtgewand des frohen Sinnes
Die Wangen Dir?

Blandina.

Ei, Nazarena sieh,
Das Lachen ist ein Bannfluch, den Natur
Uns mitgab auf die nächtig öde Bahn
Des Lebens, Schreckgestalten zu verscheuchen,
Die grinsend uns in schwarzer Wildniß drehn.
Wär' Menschendasein wie ein heitrer Garten,
Voll Honigblumen, ohne Gift und Dorn,
Erfunden wär' der Schall des Lachens nimmer.
Ich denke mir: der Erste, der gelacht,
Er saß nicht fröhlich in der Freunde Kreis —
Recht einsam war er und allein.

Nazarena.

Was macht
Mein Vater? Sage, haſt Du Nachricht?

Blandina.

Dein Vater iſt nicht wohl ... Er war ... er hatte ...

Nazarena.

O Gott, o Gott! In Deiner Rede ſind
So grauſenhafte Lücken. — Zerbrich es ans,
Zerfleiſche langſam nicht mein zuckend Herz!
Mein Vater iſt geſtorben?

Blandina.

Nein!
Er iſt nicht tot. Sein Körper blieb lebendig,
Der Geiſt nur ſchied, und Todesnacht umhüllt ihn.
Der Himmel hat ſich ſein erbarmt. Er weiß
Von Allem nichts, was ihm geſchah — —

Nazarena.

Wahnſinnig ...
Wahnſinnig alſo? — Großer, heilger Gott!
Der Geiſt des Vaters, der ſo liebreich ſorgend
Auf ſeine Tochter ſtets gerichtet war,
Verwirrt, zerrüttet' .. Durch die Tochter ſelbſt
Zerrüttet! (Sie wankt ſich ſchaudernd an Blandina's Bruſt.)

Blandina.

Sei ruhig, gutes Herz!

Nazarena.

Ich war gefaßt, Blandina! War, ſo dacht' ich,
Auf's Fürchterlichſte ſelbſt gefaßt — doch, ach!
Wir wiſſen niemals, was das Fürchterlichſte.
Den Tod des Vaters würd' ich tragen können,
Und klaglos ihn im Herzen nur betrauern.
Allein er lebt — wenn Wahnſinn leben heißt! —

Das Auge ſtarrt, die Lippe zittert, ſucht
Bewußtlos noch dem Kind, das ſeinen Vater
Dahin gebracht — —

Blandina.

Ermanne noch Dein Herz,
Und laß' es nicht verzweifeln. Sieh, es wurde
Dem Vater wohler, ſeit ſein Geiſt geſtört.
Die Leuchte der Erinnerung iſt verloſchen
In ſeinem Haupt, er ward zum Kinde wieder.
Ein kindlich Lallen iſt ſein Segen wie
Sein Fluch, und daß er eine Tochter hatte,
Kaum weiß er mehr davon — —

Nazarena.

O, halte ein!
Du willſt mit Balſam meine Schmerzen lindern,
Vergreifſt Dich aber, und ein brennend Gift,
Ich fühl' es treffend in die Wunde fließen.

(Man hört draußen dreimal ein leiſe Klopfen.)

Blandina.

Er iſt's! Gerardo kommt!

(Klatſcht dreimal in die Hände und zieht ſich dann zurück.)

Nazarena.

Gerardo kommt!
O ſüßer, wunderholder Klang des Wortes.
So lieblich ſingen Nachtigallen nicht,
So lullt des Baches Rauſchen nicht in Träume,
So weckt der Donner nicht mit ſtarkem Ton
Zu neuem Leben die Natur, wie mich
Der Laute Zauber trifft. — Die Seele grauete,
Die Pulſe ſtarrten mir im Augenblick,
Ob alles Gräßlichen, das ich verbrochen.
Doch kaum berühren mich die Wunderklänge,
So treiben Freude, Glück und Seligkeit
Das kalt geworrne Blut in Flammenwogen

Mir durch die Adern, alle Nerven zucken,
Vergangenheit und Zukunft sind vergessen,
Ich höre nur das Wort: Gerardo kommt!

Sechster Auftritt.

Gerardo steigt über die Mauer. Nazarena eilt ihm entgegen, und beide halten sich lange zärtlich umschlungen.

Nazarena.

O, mein Gerardo!

Gerardo.

Meine Nazarena!

(Pause.)

Ich hab' Dich wieder, doch Du bist nicht mehr
Das freie Mädchen, dem die Welt gehörte;
Der Klosterzwang umschnüret Dich wie mich.
Wie kannst Du solch Gefängniß nur ertragen,
Du Freigewöhnte?

Nazarena.

Frage nicht, Gerardo!
Ich weiß nicht, was ich Dir erwidern soll.
Kaum seh' ich Dich, kaum schling' ich meinen Arm
Um Deinen stolzen Hals, und hebe mich
Auf meines Fußes Spitze, daß ich Dir
Recht nah' in's Auge blicken kann — in jene
Urew'ge Nacht, wo Sonne noch und Sterne
Und eine ganze Welt begraben liegen —
Dann weiß ich nichts von früher, denke nicht
An künftig. — Sieh', ich fordre weiter nichts!
Das Glück der Gegenwart verlöscht mit Flammen
Vergangne so wie künftige Nacht.

Gerardo.

Ich bin
Ein Mann, doch nicht so stark, wie Du, Geliebte!
Es drücken mich die Kerkerfesseln nieder,
Ich kann vor Schaam und Grimm das Haupt nicht heben.
Mein Geist ist wie ein eingesperrter Löwe:
Er knirscht vor Zorn und rüttelt wuthentbrannt
Die Eisenstäbe, doch sie brechen nicht.

Nazarena.

Besänftige Dich und fasse Hoffnung, Lieber!

Gerardo.

Vergiß nicht, Nazarena: ich bin Mönch!
Für Mönche giebt es keine Hoffnung. Jeder,
Er mag so elend sein, so ganz vernichtet
Vom Fuß des Schicksals, ein zertretner Wurm,
Er kann noch Hoffnung haben. Uns allein
Ist solcher Träume goldnes Thor verschlossen.
Sonst hab' ich's nur geahnt, und jetzt empfind' ich's:
Das Schrecklichste von allen Schrecken bleibt,
Ist man ein Mönch und will auch Mensch noch sein!
Das Leben wird ein Feuer dann, doch fehlt
Ihm Luft zum Brennen; ersticken muß es
In seinem eignen trüben Gluthendampf.
Was Andre als der Menschheit Stempel tragen,
Was tief mit Lust und Bangen sie erfüllt —
Das soll er von sich werfen, soll gefühllos,
Ein kalter Mann, ein stumpfer Büßer sein.
Dagegen ist Verdammniß Labsal, Tod
Erlösung ...

Nazarena.

Ungerecht sind Deine Worte.
Wir lieben uns, wir halten uns umfaßt,
Wir sagen uns, daß wir uns feurig lieben ...
Und Du verklagst das Schicksal noch. — Weshalb?

Was kann es Größres biete aus der Fülle
Von allen goldnen Gaben?

Gerarde.

Wohl! Das iſt
Ein einzger kurzer Augenblick der Wonne,
Uns nur geſchenkt, daß uns die Qualen derweil
Danach durchſchauern ſollen. Immer her ich.
Seitdem ich bei Dir bin, den düſtren Klang
Der Trennungsglocke ſchaurig, gräßlich tönen
Wir müſſen ſcheiden, ſehen lange nicht,
Vielleicht auch nie uns wieder! — Nazarena,
Erweckt der Abſchied nicht ein Grauſen Dir?

Nazarena.

Nein! Und ich liebe doch ſo warm wie Du' —
Jetzt hab' ich Dich, mein ganzes Weſen iſt
Verwoben in die Gegenwart des Trauten.
Nicht faſſen kann' ich die Gefühle jetzt,
Die furchtbar düſtren, daß Du mir entfernt.

Gerarde.

Wenn wir getrennt nun aber? Wenn die Hoffnung
Geraubt, daß wir uns jemals wiederſehn?

Nazarena.

Dann macht' ich's umgekehrt, wie Andre thun,
Die erſt ſich raſend in Verzweiflung winden,
Und deren Schmerz, verſiegt die Thränenquelle,
Stets trockner wird und trockner, wie ein Bach,
Dem Zufluß fehlt. — Zu Anfang blicke ich
Noch freudig, hoffe ſtets: Er kehrt zurück ...
Es iſt unmöglich, daß er ganz entſchwunden! —
Allein wenn langes, langes Fernebleiben
Mir endlich die Gewißheit geben müßte,
Ich ſäh' Dich nimmer — dann durchbräche laut

Der eingezeugte Schmerz die Hoffnungswälle,
Und stürmte rasend wild aus meiner Brust,
Verzweifelnd wachsend bis zur Wuth des Wahnsinns.

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen. Ritter Grizzi tritt leise zwischen den Felsen hervor. Bewaffnete folgen ihm.)

Gerardo (ohne ihn zu bemerken).

Wie soll ich würdig preisen das Geschick,
Das mir ein Kleinod hat, wie Dich, gegeben?
Die Du, ein Sonnenball, mit Liebesflammen
Das dunkle Leben mir erhellst! O, sage,
Es macht mich glücklich: Liebst Du mich denn auch
Unwandelbar bis an den Tod?

Nazarena.

Ich habe
Dem Tode mich und Dir verlobt ... nur Einer
Von Euch soll mich besitzen!

Grizzi
(tritt plötzlich zwischen beide).

Nazarena.

Gott im Himmel!

Grizzi.

Dem Grab und Tod allein verlobe Dich,
Du Buhlerin der Mönche!

(Zu den Bewaffneten, die Gerardo und Nazarena umzingelt haben.)

Schleppt sie fort!

Nazarena
(zieht einen Dolch hervor).

Dem Tode soll ich mich verloben, sagst Du? —
Du wolltest mich ja gern zum Bräutchen haben!

Weblau, ſo komm'! Dein Anblick iſt mir Tod.
Der Tod und Du ſind gleich in meiner Seele.
Das Feſt beginnt, Muſik erſchallt und ruft
Zum Tanz — Ihr ſollt mich haben! (Will ſich entfernen.)

Grizzi
(ergreift ihr den Dolch).

Halte ein'
Dem Doppelgänger Tod entreiß' ich Dich,
Und kann ihm nicht ſo ſüße Beute gönnen.
Ich will Dich ſelbſt!

(Will Nazarena umfaſſen.)

Du ſchlauer Vogel, komm'!

(Er umſchlingt ſie und hebt ſie in Arm empor.)

Der Falke hat nun ſeinen Silberreiher,
Und preßt ihn wollüſtathmend an das Herz.
Ja, ſträub' Dich nur, mein Vöglein! Sieh, Du ſchmiegſt
Dabei die holden Glieder immer feſter an mich,
Durchglühſt mich mit wunderbarer Luſt.
So komm nur mit, Du Flüchtige, in den Käfig!
Du flatterſt mir gewiß nicht mehr hinweg.

(Trägt ſie nach dem Kloſter.)

Nazarena.

Gerardo! — Rettung, mein Gerardo!

(Grizzi mit Nazarena ab.)

Gerardo
(der ſo lange vom Schreck betäubt war, und ſich ohne Widerſtand von den Bewaffneten halten ließ, macht eine verzweifelte Anſtrengung).

Hölle

Und Teufel! Er entführt ſie mir!

(Er befreit ſich, entwindet einem Knappen das Schwert, bricht ſich Bahn und folgt dem Kater Grizzi.)

Umſonſt!
Die Kloſterpforte ſchloß ſich hinter beiden.
So komm' denn Schwert ... verſuche Dich, mein Arm,
Zum erſten Mal im niegeübten Kampf.

Statt Uebung soll Dich der Gedanke stählen:
Befrei' ich mich, so wird auch ihr Befreiung!

(Er wirft sich auf die Verafineten, die ihn wieder eingeschlossen haben, drängt sie auseinander und flieht fechtend über die Mauer. — Alle ab.)

Achter Auftritt.

Schwarzbehangter Saal im Nonnenkloster. In der Mitte ein schwarzer Tisch mit Schädel und Crucifix. — Die Bühne bleibt noch eine Zeit lang leer, und man hört unterdeß ein helles Glöckchen läuten.

Nach und nach treten die Mitglieder des geistlichen Gerichts ein und setzen sich um den Tisch. Sie bestehen aus Mönchen, die durch schwarze Larven verhüllt sind, in denen sich nur für Augen, Nase und Mund Ausschnitte befinden. In der Mitte des Tisches sitzt der Abt, zu beiden Seiten reihen sich die Uebrigen an ihn, und rechts am Ende nimmt Melite Platz. — Das Glöckchen schweigt.

Abt.

Das Sünderglöckchen rief uns zum Gericht.
Wer ist die Schuld'ge?

Melite.

Schwester Nazarena.

Abt.

Wer klagt?

Melite.

Der edle Ritter Grizzi.

Abt.

Wohl!
Sind Alle zum Gericht versammelt?

Die Versammelten.

Ja!

Abt.

So bringt die Angeklagte und den Kläger.

(Zwei Klosterdiener, schwarz gekleidet, ebenfalls mit Larven versehen und weiße Stäbe in der Hand tragend, die bisher neben dem Eingang standen, gehen ab.)

Abt (aufſtehend).

Verleih' uns Deinen Beiſtand, Weltenrichter,
Daß wir mit Strenge richten und nach Recht.

Neunter Auftritt.

Nazarena wird von links durch die beiden Kloſterdiener eingeführt, welche ihre Plätze an der Thüre wieder einnehmen. Ritter Grizzi tritt von rechts auf. Die Vorigen.

Abt.

Herr Ritter, ſagt: was zeugt Ihr wider dieſe
Verlorne Schweſter?

Grizzi.

Sichern Argwohn hegend,
Verbarg ich mich im Kloſtergarten, ſah,
Wie Nazarena und ein Mönch dort buhlten.

Abt.

Wer war der Mönch?

Grizzi.

Ich kannt' ihn nicht'

Abt.

So gebt
Ein Zeichen nur von ſeinem Antlitz, ſeiner
Geſtalt.

Grizzi.

Im dunklen Garten konnt' ich nichts
Davon entdecken. Kutt' und Scapulier
Verhüllten ihn. Ich ſah nur einen Mönch,
Denn alle Mönche gleichen ſich einander.

Abt (zu Nazarena).

Wer war's, der Dich verführt? Des Kloſters Schandfleck.
Bezeichne ihn, Du Sünderin.

Nazarena (ſchweigt).

Abt.

Im ſtarr
Verſteckten Schweigen bleibe nicht. Die Schuld

Erhöht es Dir. Bereue und bekenne'
Den Namen des Verwerfnen, sprich ihn aus:
Geständniß kann die bittre Strafe mildern.

Nazarena (wie oben).

Melito (für sich).

Er darf nicht sterben! Ich vertheidge ihn,
Wenn Nazarena ihn verräth. — Nein, nein!
Er darf nicht sterben. Balsam wär' ihm Tod,
Doch schmachtet unter grimmen Klosterqualen
Sein Liebchen hin, und muß er leben, muß
Es sehn, dann stirbt er hundertfach.

Grizzi.

Die Knappen,
Die mich begleitet, sollten ihn ergreifen,
Doch Memmen, feige Katzen waren sie,
Und ließen jene Ratte mir entkommen.

Abt.

Könnt Ihr beschwören, was die Klage nennt?

Grizzi.

Mein Wort ist Schwur.

Abt.

Die Klosterrechte fordern,
Daß jeder Zeuge auf das Crucifix
Die Finger legt, sonst gilt die Klage nicht

Grizzi.

Nun wohl!

(Er legt die Finger auf das Crucifix, das der Abt ihm reicht.)

Ich schwör's bei Gott und Ritterehre:
Was ich gesagt, ist wahr!

Abt (zu einem Mitglied des Gerichts).

So sammelt Kugeln!

(Ein Mönch geht mit einer metallnen Vase umher und sammelt von allen Richtern Kugeln ein. Man hört sie dumpf in die Urne fallen. Tiefe Stille.)

Abt.

(hat die Urne empfangen, als alle Kugeln eingesammelt sind.)

Im Namen Gottes!

(sie auf den Tisch umstürzend).

Schwarz!

Melito (zu den Klosterdienern).

Verhüllt ihr Antlitz,
Damit es niemals mehr die Sonne sieht.

(Die Klosterdiener werfen ein schwarzes Tuch über Nazarena.)

Abt.

Sie ist verurtheilt, führet sie hinweg!

(Die Klosterdiener führen sie fort.)

Abt (aufstehend).

Das Strafgericht hat seine Pflicht vollendet.

(Er geht ab; alle folgen ihm. — Das Sünderglöckchen erschallt wieder in einem kurzen Puls.)

Zehnter Auftritt.

Blandina, blaß und verstört, tritt eilig auf.

Das Glöckchen klang!

(umherschauend.)

Hier ward Gericht gehalten! —
Doch über wen? Die Raben sind schon fort,
Sie werden jetzt die Beute wohl verzehren.
Mir ist so angst zu Muth! Ein tiefes Weh
Belastet mir die Seele, drückt die Brust mir ein
Ich muß ersticken! Luft! —
Wo Nazarena
Nur bleiben mag! Die Zelle ist verschlossen,
Und als ich nach dem Garten wollte, wies
Die Pförtnerin mich barsch zurück. — — Unheimlich
Gefängniß, das mich grauenvoll umschließt! ...

Allein .... weshalb erbebe ich um Nazarena?
Sie schwelgt gewiß noch in Gerardo's Arm,
Erzählt ihm Liebesworte, giebt ihm Küsse,
Und beide kosen, tändeln duftig hold,
Wie lauer Abendwind, der sie umflüstert ...

Chor der Nonnen.
(In der Entfernung, dumpf.)

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura,
Judicanti responsura.

Blandina.

Du heilge Jungfrau' — Grabgesang' — Wer wird
Begraben? Keine Schwester starb. — — Mein Herz,
Mein Herz, o klopfe nicht so ungestüm!
Du närrisch Mädchen, sprich: was macht dich zagen? ...
Von Nazarena ist es freilich Unrecht,
Daß sie so lange bleibt, mich schreckt und ängstigt.
Wohl mag sie glücklich sein im Arm des Liebsten,
Jedoch auch meiner sollte sie gedenken.
Verließ ich nicht für sie die goldne Welt,
Und folgt' ihr nach in diese Schauerhöhle? ...

Chor der Nonnen.
(wie oben.)

Juste judex ultionis!
Donum fac remissionis,
Ante diem rationis.

Blandina.

Verstummst Du noch nicht, gräßlicher Gesang,
Zerrüttest mir das Hirn mit deinem Klang?
Es wühlen kalte Nadeln mir im Innern;
Kann nicht mehr denken, kann mich nicht erinnern,
Doch fürchterlich wird mir das Grablied klar:
Sie opfern jetzt am christlichen Altar,

Und ſind beſchäftigt — meine Pulſe ſchauern' —
Die Himmelsbraut lebendig einzumauern.

(Der Nonnenchor läßt ſich abermals vernehmen. Blandina ſtürzt fort.)

Eilfter Auftritt.

Melitte und Grizzi kommen.

Melitte.

Gelungen iſt das Werk. Den Sieger krönt
Die Palme.

Grizzi.

Eine Stachelpalme iſt's!
Sie bohrt mit ſcharfem Blatt ſich in die Stirn,
Und rothen Blutes Trevfen rieſeln nieder.

Melitte.

Ich ſtaune, edler Ritter! Welche Tyrache!
Der lechzend heiße Durſt, der langgenährte,
Iſt nun geſtillt. Ihr habt Euch ſatt geſchlürft.
Euch müßte jetzt ein freier Rauſch umfangen,
Und noch genügt der gier'ge Trunk Euch nicht!

Grizzi (ganz in ſich verſunken).

Ich ſoll ſie nicht beſitzen! — Abgeſchieden
Von Sonn' und Menſchen — tief in kalter Gruft
Soll Nazarena lebenswarm vermodern!
Die grüne Eidechs und der feuchte Molch,
Sie ſollen um die weißen Glieder koſen!
Der Hunger ſoll mit langſam ſicherm Tritt
Herauf ſich ſchleichen ihr an's Herz — er ſoll
Das ſüße Fleiſch mit wildem Zahn benagen!

Melitte.

Ein dunkel Wolkengrau'n umhüllt Euch nur
Den blauen Freudenhimmel Eurer Seele.

Das kommt zuweilen, Herr! Ich kenn's
Doch Sonnenſchein durchſchimmert Euch die Bruſt,
Wenn das Gewölk verflogen, oder wenn
Es ſich in ſchwere Thränenflüſſe löſ't. —
So quillt und leuchtet auch die Frühlingslandſchaft
Nur ſchöner, farbenreicher auf, hat ſie
Ein Regenſtrom erquickt.

Grizzi.

Ihr irrt Euch, Pater!
Die Thränen ſind mir fremd. Ich weinte nie.
Doch deutlich fühl' ich: nimmer kann ich leben,
Beſitz' ich Nazarena nicht. — — Ich muß ſie retten,
Sonſt ſchwindet jeder Hoffnungsfunken hin.
Zeigt mir den Weg zu ihrem Grabgewölbe —
Ich muß ſie retten!

Melito.

Ganz unmöglich, Herr!
Denn keine Erdenmacht befreit ſie mehr.

Grizzi.

Nun, giebt es gar kein andres Mittel, ruf' ich
Die ſchwarzen Rabenvögel noch einmal
Mit Donnerſtimme zum Gerichte her,
Beſchwöre dann: ich hätte ſie belogen,
Um Nazarena in den Tod zu ſtürzen.
Bei Gott, das führ' ich aus, und gleich — —

Melito.

Herr Ritter,
Verzieht noch — hört mich an!

(für ſich.)

Verdammter Anfall
Von Tugendglanz im finſtern Sünderherzen!
Er könnt mir den ganzen Plan vereiteln. —
O dumme Tugend! Tugendhafte Dummheit!

Paul.

Ein einziger Ausweg ſcheint mir offen — zwar
Gefahrverknüpft und gotteslästernd, aber — —

Grizzi.

Was ſollen mir die feigen „Aber" nützen?
Kann Euer Witz mir weiter nichts erſinnen,
So dauert mich der Mönche Aberwitz.

Melito.

Gemach' Ich muß es überlegen, Herr'

(Zur Seite.)

Erklärt der Ritter, daß er falſch geklagt,
So weiß Gerardo auch ſein Liebchen ſicher.
Das ſoll nicht ſein! — Sie möge leben, doch
Er darf es nie erfahren: glauben muß er,
Sie ſei lebendig in der Gruft vermodert — —
Ja, ja' So geht's'

(Laut.)

Die Nonne wird, indem
Wir hier noch wählen, ſchon in's Grab gelegt
Und überwölbt mit feſten Quaderſteinen.
Allein ich kenne manch' verborgnen Gang,
Der durch des Kloſters wüſte Bauart leitet,
Und alle Knechte ſtehn in meinem Sold.
Drum kommt zu mir, ſobald die ſchwarze Nacht
Die ganze Erde undurchdringlich decket:
Dann führ' ich in den Keller Euch, wir nehmen
Gewandte, treue Diener mit, die leis
Unter die friſchgeſüßten Steine heben.
Das Mädchen wird befreit: ſie folgt Euch gern:
Ihr bringt ſie auf das ferne Gurer Schloſſer,
Und ſorglich ſchließt ſich das Gewölbe wieder.
Gefangen bleibt ſie für die ganze Welt,
Und Euch nur athmet bald ihr blühend Leben.

Grizzi.

Das iſt ein Rath doch endlich, wie er ſich
Für eines Paters ſchlaue Weisheit ziemet.
Nun eilt Euch, Herr, das Nöth'ge zu beginnen!
Nur raſche That kann hier den Preis gewinnen.

(Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Gerardo's Zelle. Gerardo, Anaſtaſio, Hilario, Carlo und vier andere Mönche.

Gerardo.

Sind alle Bundesglieder hier verſammelt,
Daß ſie des Drangſals Worte hören?

Hilario.

Ja,
Wir ſind beiſammen! Nur Doleino fehlt.

Gerardo.

Ich hab' ihn ſelbſt auf Kundſchaft ausgeſendet.
— Vernehmt nun, Brüder, meine Worte nicht
Mit flüchtgem Ohre! Laßt ſie tief im Herzen,
Gleich Jericho's Poſaunen wiedertönen,
Daß jene Mauern, die dort aufgethürmt
Durch jahrelange Knechtſchaft und Gewohnheit,

Mit einem Male krachend niederstürzen,
Wie Winterturm das alte Rohr zerbricht.

(Die Mönche haben sich im Halbkreis um ihn geordnet. Gerardo steht frei in der Mitte.)

Wir haben uns verbunden treu und fest,
Sind einig sind wir, Brüder, daß es ziemt,
An unserm Joch mit Todesmuth zu rütteln. —
Verschieden ist der Anlaß, der uns treibt:
Den Einen stachelt schwarzer Mißmuth auf,
Den Andern lockt verlorne Lust zum Leben:
Und während Der bewußt die Ketten fühlt,
Empfindet Jener nur ein unklar Drängen.

Anastasie.

Sie ist nicht mehr zu tragen diese Qual,
Und muß sich enden. Doch beeilt Euch, Brüder,
Sonst ruft mich Tod aus Eurem Bunde ab.
Er wohnt mir schon in gramerfüllter Seele!

Hilarie.

S muß anders werden! Jedes Andre ist
Zugleich ein Besser. Besser wär's gewiß,
Wenn Alles anders wäre ... Aber wie?

Gerardo.

Das „Wie" ist bald ergründet, steht zur Wahl.
Wie hier, ein zweiter Ausweg nirgends offen. —
Wir müssen uns der Fesseln kühn entlasten,
Die uns bedrückt, und aus dem Kloster fliehn.

(Jochen eines neuen Gedankens unter den Mönchen.)

Befreiung, Kloster oder Tod! Ihr habt
Zu wählen! — Ich gesell' die beiden Letzten
Einander zu: gleich gräßlich sind sie mir.
Das Kloster ist mir Tod! Doch hat Natur
Dem ärmsten Thier den Trieb ins Herz gelegt,
Daß sein sich's an des Athmens Wonne klammert,
Den Sterbebauch verzögert, um noch nicht
Von Sonnenglanz und Blütenduft zu scheiden.

Und weigert ſich das niedrige Inſekt,
Das Gott ſo viele tauſend Stufen tiefer
Als uns geſtellt auf unermeßner Leiter,
Die durch der Weſen lange Reih'n empor
Bis zum Vollkommnen führt — verbot
Natur dem Wurme, daß er willig ſtirbt,
So muß es ſchwere Sünde ſein vom Menſchen,
Begräbt er hier mit Wolluſt Leib und Geiſt.
Drum iſt mein Vorſchlag: wir verlaſſen bald
Die Kloſtergruft, die Hohn dem Schöpfer ſpricht,
Und formen einen Plan zu neuem Daſein
Voll Thätigkeit und Luſt.

Carlo.

Halt' ein, Gerardo!
Ich habe gern mich an den Bund geſchloſſen,
Den Du geſtiftet. Unſer Führer ſei,
Du überragſt uns hoch an Muth und Scharfſinn,
Allein vergönne mir ein kurzes Wort:
Uns ward ein traurig trübes Loos zu Theil,
Doch ſchwuren wir, dem Orden treu zu bleiben,
Und ſteht uns wohl ein feiger Meineid zu?
Die Menſchheit ſondert ſich in Welt und Kirche,
Und beide Theile müſſen ſich ergänzen.
Vernunftbegabte Weſen ſtellen ſich
Den andern ſtolz voran, weil ſie dem Himmel
Die kleinſte Gabe danken, weil ſie büßend
Für ihre Sünden um Vergebung flehn. —
Der tapfre Krieger aber hauſt im Feld,
Und ſeine Pflicht befiehlt ihm wilden Blutdurſt:
Er hat nicht Zeit zu beten und zu büßen
Für Sünd' und Todtſchlag, für des Bruders Mord.
Der Landmann erntet reiche, goldne Saaten,
Doch kehrt er Abends in die Hütte heim,
Dann fällt ermüdet ihm das Auge zu,
Und ſo vergißt er, ſeinen Gott zu preiſen. —

Das ist die Welt! — Die Kirche bilden wir!
Für alle Sünden draußen sollen Mönche
Die Buße thun, für allen Segen danken,
Und so erhält sich dann das Gleichgewicht.
Ja! Unser Amt ist schwer, das Dasein elend,
Doch reich belohnt uns das Bewußtsein schon:
Wir sünd'gen nicht, wir dulden, büßen nur;
Wir fordern nichts und beten nur für Andre.

Gerarde.

Wir beten? ... Nein, wir kennen nur das Wort
In seiner leersten, nichtigsten Bedeutung!
Wir murmeln in bestimmten Zwischenräumen
Gewisse Sätze ab, uns eingelernt,
Eh' wir den Inhalt noch verstehen konnten,
Und lang Gewöhnen fesselt uns daran.
Wir denken bei dem Beten kaum so viel,
Wie wir uns Morgens bei dem Waschen denken.
Und heißt das beten? .. Nein! Wir treiben Spott!
Der Bauer betet, der mit Müh' und Schweiß
Den Boden schlitzt, ihm Saamen anvertraut,
Und nahrhaft gute Frucht im Herbste erntet.
Der Schiffer betet, der auf leichtem Schiff
Sich gottvertrauend in das Meer hinauswagt,
Mit hohen Wogen, wilden Stürmen kämpfet,
Und zu entlegner Küste fremdem Volk
Mit neuer Waare neue Bildung führet.
Der Senne betet, der auf schroffer Alp
Gefahrvoll seine rothen Kühe hütet,
Und frische Milch den Städtern bringt ins Thal.
Sie Alle beten: Bürger, Bauern, Schiffer,
Sogar der Krieger betet, wenn das Schwert
Er schwingt, um geistigem Lichte Sieg zu schaffen.
Wer im Verkehr mit schaffender Natur,
Wer ihre Kraft belauscht, ihr göttlich Regen,
Wer mühevoll dem Nächsten Nutzen schafft,

Und wer der Bildung Kreise kühn erweitert,
Den dumpfen Sinn der Völker leuchtend hellt,
Erfüllt den hohen Zweck der Menschensendung,
Sein ganzes Dasein ist Gebet! — Doch wir,
Nicht schaffend, fördernd, nicht zerstörend,
Dem Sumpfe gleichen wir, der ohne Ab-
Und ohne Zufluß bleibt — er trübt sich, fault
Im thaten-, regungslosen Stillstand endlich,
Und was in seinen Bannkreis kommt, vermodert.
— Um Mitternacht erschallt die Hora, weckt
Aus trübem, träumewüstem Schlummer uns,
Und ruft uns in die Kirche. Schläfrig beugen
Wir unser Knie nun auf den kalten Marmor,
Und unsre Lippen murmeln im Instinkt
Gebete her, doch ohne Geist und Seele,
Denn diese schlummern; auch das Lid der Augen,
Der schlafgepreßten, sinkt herab wie Blei.
Wir büßen wohl jedoch mit stumpfem Sinne;
Wir danken wohl, und wissen nicht wofür,
Und zürnen mit dem ewgen höchsten Gott:
Statt ihn zu preisen, schmähen wir ihn heimlich —
Zur Gotteslästrung wird der Gottesdienst!

Hilarie.

Ein treu Gemälde unsres Innern gabst Du;
Zum Sprechen ähnlich — gar nicht zu verkennen!
Ich kniete manche Nächte am Altar,
Der Prior las die Messe, Glocken dröhnten,
Und Weihrauch hüllte blau die Lichter ein.
Es war so schaurig, dunkle Ahnung flog
Von einer andern Welt herüber, und
Zur Andacht fühlte Jeder sich gestimmt.
— Doch vor mir lag der Bruder Simon kniend,
Ich sah sein feistes, glattrasirtes Haupt,
Vom Kranz der rothen Haare kraus umringelt.
So glich es einem Teller, schön bekränzt
Mit Feuerlilien, um Geburtstagsgaben

In diesem Schmucke festlich anzuordnen. —
Kaum hatte nun das Amt begonnen, ward
Der Bruder Simon übermannt vom Schlaf.
Er nickte ein — die Nasenspitze traf,
Die weindurchglühte, an den Rosenkranz —
Dann fuhr er auf, und hatte seine Nase
Der großen Kugeln Eine angerührt,
Begann er eifrig laut ein Paternoster;
Bei kleinern Kugeln aber ließ er schnell
Ein Ave schallen, und entschlief dann wieder.
Solch Possenspiel verdarb mir alle Andacht,
Und wenn die Hora summte, dacht' ich stets
An Simons Glatze, rothbesäumt, und an
Die frommgesinnte dunkle Nasenspitze. —
Das Sanctus Dominus ertönte mächtig;
Ich aber merkte auf den Vordermann,
Und schlug mir nur mechanisch an den Busen.

Gerardo.

Du, Carlo, sprachst: wir Mönche sündgen nicht —
Das war ein falsches Wort, denn Lügner sind wir
Und blasse Heuchler, roth bemalt mit Tugend.
Wir wollen Gott, der unsre Herzen prüft,
Durch bunte Schminke täuschen. — — Aus dem Kloster!
Hinweg, hinweg von diesem Ort des Trugs!
Und wenn wir draußen gute Menschen werden,
Mit thätger Hand ins große Triebrad greifen,
Das alle Menschenbrüder eng vereint,
Dann ist uns Sünd' und Heuchelschein vergeben.
Drum ruf' ich: aus dem Kloster fort! Und wer
Es meint wie ich, der zeig' es.

Carlo.

Ueberwunden
Hat mich die Feuerkraft in Deiner Rede.
Ich folge Dir, Gerardo!

Hilarie und die Mönche.

Aus dem Kloſter!
Ja, führ' uns aus dem Kloſter!

Anaſtaſie.

Aber wann!
Nur nicht geſäumt, gezögert!

Gerarde.

Nein! Die Stunde
Erſchallt gewiß in kurzem. — Haltet Euch
Bereit und wach! .. Wer kommt? ... Es iſt Dolcino!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Dolcino, eilig.

Gerarde.

Was bringſt Du, Bruder? .. Weiß, wie blaſſer Schnee,
Erſcheint Dein Antlitz, doch des Friedens Fahne,
Sie weht nicht ſo.

Dolcino.

Nein! das Panier des Schreckens,
Es iſt mir aufgeſteckt im eisgen Blut,
Um Euch emporzuſcheuchen — Hör' es, Bruder! —
Sie wurde — — Nazarena — —

Gerarde.

Nun, was iſt? ...
Was thaten ſie mit Nazarena? ... Sprich! ...
Ich bin gefaßt.

Dolcino.

Sie wurde eingemauert!

Anaſtaſie.

Allmächtiger Vater!

Carlo.

Gott und Heiland! } zugleich.

Hilario.

Schrecklich!

Gerardo

(kann einen Moment lang erwachen, führt ſich dann ſchnell mit der Hand über die Augen, und wendet ſich im ruhig ſeſten Ton.

Die Zeit iſt reif, und früher als wir dachten! —
Wir dürfen jetzt nicht ſäumen, Freunde! müſſen
Die ſchuldlos Hingeopferte dem Grab
Entreißen. — Wenn das Abendgrau
Mit breitem Fittich auf die Erde wallet,
Dann treff' ich Euch im Garten. Hat Verrath
Uns ausgeſpürt und will den Abzug uns
Vereiteln — wohl, ſo brauchen wir Gewalt.
Wir ſind die jüngſten Männer hier im Kloſter,
Und Hoffnungsfeuer kräftigt unſern Muth. —
Entfernt Euch jetzt, doch leiſe nur und einzeln,
Daß wir des Argwohns Hydra nicht erwecken.

(Während die Mönche in kurzen Pauſen die Zelle verlaſſen, zu Delcino.)

Nun, haſt Du alles angeordnet, Freund,
Was mir Beſorgniß in das Herz geflößert?

Delcino.

Blandina traf ich: das Gewölbe kennt ſie,
Und will auf tief geheimen Wegen uns
Dorthin geleiten. Angſt erfüllt die Arme,
Doch weiß ſie ſich zu faſſen, ſorgt und denkt
Auf jeden Zufall, welcher, blindgeboren,
Mit plumper Haſt in unſern ſchmalen Pfad

Sich hemmend ſtürzen könnte; ſinnt auf Mittel,
Ihn fortzubannen. — Alles wird gelingen!

Gerardo.

Berathen iſt's! Nun muthig zum Vollbringen!

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Eine düſtere Mauerſtelle. Nazarena allein. Sie ſitzt ſchlafend auf einem Stein. Ein Crucifix, ein Waſſerkrug und ein Brod befinden ſich neben ihr. Eine kleine Oellampe verbreitet ungewiſſes Licht.

Nazarena (aus dem Schlafe ſprechend):

Blandina! ... Hör' doch, Mädchen! ... Biſt wohl heute
Schon früher auf als ich, und warſt wohl ſchon
Im Garten? ... Böſes Kind ... du konnteſt mich
Doch wecken! Weißt du nicht, wie gern ich Morgens
Den frühen Thau, das Gold, den Duft begrüße?
Und läſſt mich ſchlafen — — (Sie erwacht.)
Hu! — Wo bin ich? ... Kalt
Und finſter! ... Ja, das Gräßlichſte iſt wahr!
Die roſig hellen Bilder waren Traum — —
Ich bin lebendig in die Gruft gemauert!
(Verzweifelnd.)
O Gott! o Gott! Warum mußt' ich entſtehn?
Verließ du mich aus unbewußtem Chaos
In deine ſchöne Welt, nur um mir Alles
Zu zeigen, Nichts zu geben, und mich dann
Dem Chaos grauſam höhniſch wieder hin
Zu ſchleudern? — Schrecklich, ſchrecklich!
(Sich faſſend.)
Nein! Verſtummt,
Ihr ungerechten Klagen! Für Gerardo

Erduld' ich das, und will's mit Faſſung dulden.
Die ärgſte Todesſünde ſoll es ſein,
Mit Liebesgluth an einem Mönch zu hangen.
Nun will ich büßen, hab' ich doch voraus
Die höchſte Seligkeit und Luſt genoſſen.
'S iſt ſchaurig kalt, allein ein Fieber lodert
In Haupt und Buſen mir mit Feueraual,
Und trocken klebt am Gaumen meine Zunge. —
O, hätt' ich nur zu trinken! — Sieh, da iſt ja Waſſer,
Ein ganzer großer Krug! ... Das ſoll mich laben!

(Trinkt.)

Es ſchmeckt und kühlt ſo herrlich. (Trinkt.) — Ach, ich habe
Des Waſſers Hälfte gierig ausgetrunken. — —
Ich bin noch ſo verſchwenderiſch ... muß mich ändern.
Für's ganze Leben ſoll der Becher ſein,
Und iſt er ausgeleert, muß ich verdurſten.
Wie viele Brunnen unverſiegend rieſeln
Freigebig aus dem Erdenſchooß hervor,
Wie viele Quellen auch zum Meere ziehn —
Nicht Einen Tropfen haben ſie für mich.
Ich muß mit dieſem Kruge mich behelfen,
Und ſparſam — furchtbar ſparſam ſein, denn ach!
Mein Leben könnte wohl noch lange dauern.
Ich bin erſt achtzehn Jahre. — Achtzehn Jahr! —
Ach Gott, warum muß ich ſo jung noch ſein?

(Nach einer Pauſe.)

Ob's eben auf der Welt jetzt auch wohl Nacht iſt?
Hüllt Finſterniß die Gegend, oder glüht
Der Sonne Gluthball ſchön am blauen Himmel,
Mit ſeinen Strahlen Glück und Freude bringend? ...
Was ſoll mir nur das Grübeln! ... Wüſter Schmerz
Durchzuckt mein Haupt bei ſolchem wirren Denken.
Mir kann es gleich ſein, ob es Tag, ob's Nacht,
Die Sonne leuchtet nicht durch Quaderſteine.
Für mich iſt immer Nacht! — O, könnt' ich ſchlummern

Verſuchen will ich's: ſchließ' ich nur die Augen,
So ſeh' ich nichts von allem Graus umher.

(Sie lehnt ſich an und ſchließt die Augen. Die Lampe verliſcht.)

Ich kann nicht ſchlafen! — Heilge Mutter Gottes!
Ich bin wohl blind geworden? — ſehe nichts
Als Nacht, unheimlich ſchwarze Nacht! — Doch nein,
Mein Auge lebt noch, und der Stern des Sehens
Iſt nicht erloſchen, doch ihm fehlt das Licht,
Um ſeinen Spiegel ſchimmernd zu erhellen:
Die Lampe ſtarb, ihr Oel iſt aufgezehrt.
O, glich' ich ihr, und könnt' erliſchen — ſterben!
Das Schickſal ſpart mich auf zu längrer Qual:
Die Lampe nahm es mir, die letzte Freundin,
Die mich begleiten, deren Flackern ich
Anſtarren konnte, daß die müde Zeit
Mir leichter dann entwich. — Nun wird der Hunger
In tiefer Grabesnacht mich langſam martern;
Die giergen Krallen ſchlägt er mir in's Blut,
Und wenn ich angſtzerriſſen und ſchmerzgefoltert
Um Hülfe rufe, hört mich keiner, ſieht
Mir keiner bei — — Der Wahnſinn faßt mich an,
Dann heul' ich durch des Kerkers öden Raum,
Und wenn es Nachts die Nonnen oben hören,
So denken ſie, es wall' ein Geiſt im Kloſter,
Und murmeln ſtill mit kaltem Seelengrauſen:
„Die guten Geiſter loben Gott den Herrn!" — —
Hu, gräßlich ... gräßlich!

(Sie ſinkt ohnmächtig nieder. Man vernimmt außen ein Geräuſch, und ſie richtet ſich wieder empor.)

Welch ein Krachen ſcheucht
Die Ohnmacht mir, die Tröſterin, hinweg? —
Es dröhnt des Eiſens Wucht an meinen Kerker,
Und will die Quadern von einander reißen.
Was wird das? .. Naht ein Retter, naht ein Henker? ..
Ich weiß es nicht, doch bang iſt mir die Bruſt!
Ha, plötzlich zuckt ein Blitzen mir durch's Haupt:

Des Ritters Rache iſt noch nicht gekühlt —
Er kommt, mich frech aus meinem Grab zu reißen,
Doch geb' ich's nicht für ſeine Liebe hin!

(Er klammert ſich an einen Pfeiler und preßt das Geſicht gegen die Mauer.)

Vierter Auftritt.

Im Hintergrunde entſteht eine laute Lichtſchimmer fällt herein, und man ſieht draußen Gerardo und Doleino beſchäftigt, die Steine weiter auszubrechen. Blandina leuchtet ihnen mit einer Fackel.

Gerardo, Doleino und Blandina ſteigen herein. Nazarena.

Gerardo.

Wo biſt Du, Nazarena? — Wo?

Nazarena

(ſchaut ſich, geblendet, die Augen mit der Hand)

Zurück,

Verbaßter!

Gerardo.

Mädchen, zürnſt Du mir ſo ſchwer? —
Ich habe viel des Jammers Dir bereitet,
In meiner Liebe fandſt Du Todespein,
Doch ſieh, ich komme nun, Dich frei zu machen.
Sei wieder hold! Ich will ja alles ſühnen
Durch Lieb' und Treue — —

Nazarena.

Fort! — Dein Licht verblendet
Die Augen mir. Ich ſeh' Dich nicht und will
Dich auch nicht ſehn! — Mit Freuden ſterb' ich hier,
Doch Leben iſt mir Pein, und Freiheit Folter,
Gehör' ich Dir.

Blandina.

Das bittre Leid verhüllte
Dir Sinn und Geiſt — O, Nazarena, ſieh

Gerardo iſt es, der Dir rettend naht.

Nazarena
(die Hand von den Augen nehmend).

Blandina's Stimme? — hört ich recht? ... Gerardo!
Du kommſt, Du willſt mich retten ... Großer Gott!
Und für den böſen Ritter hält' ich Dich.
Vergieb' mir nur! — Bei welchem Todesgrauſen
Entflieht Bewußtſein, wie ein Hauch im Sturm.
Ich ſoll nicht ſterben? Soll nicht Hunger ſterben,
In Nacht und Einſamkeit? ... Du rettеſt mich! — —
O Heiland, ſei gedankt! — — Im Elend waren
Die Augen ſtarr und trocken, aber Freude,
Sie iſt der Gottesſtab, der einen Quell
Von Thränen mir entlockt ... Geliebter, nimm ſie,
Ich habe nichts, als ſie! ...
(Wirft ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt.)

Gerardo (ſie umſchlingend).

Du einzig Kleinod,
Nur mir gehörſt Du und der Freiheit nun!

Deleine.

Beeilt Euch, daß der ſüße Freudenſturm
Uns nicht verſäume hier am Schreckensort.
Hinweg, hinweg! — Gezählt ſind die Secunden,
Und fliehn ſie unbenutzt, ſo müſſen wir
Mit unſerm Leben die Verſchwendung zahlen.
(Alle durch die Mauerlucke ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Bühne ſieht eine Zeit lang leer. Dann erſcheinen Gritzi und Melito hinter der durchbrochenen Mauer. Mehrere Kloſterknechte mit Fackeln begleiten ſie.

Melito.

Was muß ich ſehn? Die Zelle iſt erbrochen,
Und Quaderſteine hemmen unſern Weg.

Grizzi (beraustretend).

Halloh! Bringt Fackeln! Leuchtet rings umher!
Wo iſt das Mädchen? ... Nirgends eine Spur!

Melito (folgt ihm).

Der Käfig leer — der Vogel ausgeflogen! —
Wir kommen, wie es ſcheint, zu ſpät, Herr Ritter.
Ein Andrer nahm das Neſt ſchon früher aus.

Grizzi.

Entführung .. Einbruch .. Kloſterſchändung! .. Ha,
Das ſoll ein Muſterſtück von Rache werden!
Ich will ihn ſuchen, will den Frechen finden,
Und hätt' er ſich auf einem ſchwanken Kahn
Zur Wüſtenei des Weltmeers hingeflüchtet,
Um nimmer mehr an's feſte Land zu treten ...
Ich will ihn finden! Keine Ruhe ſoll
Die ſchlaffgehetzten Glieder mir erſtarken,
Bis ich mein Schwert ihm in das Blut getaucht! — —
Nur ſchnell hinweg! — —

Melito.

Nicht allzubitzig, Herr!
Zu helles Licht verblendet nur die Augen,
Zu ſtarkes Laufen macht die Füße lahm. —
Wir müſſen ſorgſam forſchen, alle Zeichen
Gehörig prüfen, dann gelingt es uns,
Den Täter zu ermitteln.

(Zu Einem der Kloſterknechte.)

Marco, ſieh',
Ob unſer Kloſter ruhig. .. ob die Mönche
In ihren Zellen ſind. (Marco ab.)
Nichts übereilt, Herr Ritter! .
Beſonnenheit und kaltes Blut!

Grizzi.

Ja wohl,
Dein Blut iſt kalt, wie jener weiße Saft,
Der träge in des Molches Adern rollet.

Dich hat die Kloſterluft erſtarrt, doch mich
Durchglühen Zorn und Ingrimm. Das Gezücht
Der Kloſter möcht' ich packen, wie ein Neſt
Voll Schlangen, und ſie mit dem Eiſenhanriſchuh
Zerdrücken. — — Nazarena, wohin ſchleppten
Dich dieſe Heuchler?

Marco (kehrt zurück).

Melito.

Biſt Du wieder da? —
Wie ſah's im Kloſter aus?

Marco.

Der Pater Simon kam
Mir ſchon entgegen, denn er ſuchte Euch, Herr. —
Neun Zellen ſtehen leer, wie Schneckenhäuſer,
Wenn ſie dem Thier' zu eng geworden ſind.
Es eilt dann fort, 'ne größre Wohnung ſuchend,
Und läßt die alten Schaalen hohl zurück.

Melito.

Entfloben? ... Marco, iſt es wahr, iſt's Lüge? —
Neun Mönche, ſagſt Du? — Iſt Gerardo drunter?
So ſprich doch, Menſch! Bewege Deine Zunge,
Den lahmen Gaul, der nur der Peitſche folgt.

Marco.

Gerardo fehlt! Und Pater Simon meint:
Er ſei das Haupt.

Melito.

Ha ſicher! Fax et tuba!
Jetzt eilig, Ritter Grizzi, wappnet Euch,
Und laßt die Reiſigen zu Roſſe ſteigen!
Nicht können weit hinweg die Flüchtgen ſein:
Wir müſſen ſie erreichen.

Grizzi.

Hat ſo ſchnell
Sich weiſe Ruh' in Wildheit umgewandelt?
Nun gut! Ich bin bereit mit meinem Troß.

Melite (zu den Kriegsknechten).

Ihr nehmt Euch Roſſe aus den Ställen, folgt
Dem Zug des Ritters und verſtärkt ihn.

Marco.

Wohl!

(Zur Seite.)

O, dürft' ich nur, ſo möcht' ich mit den Andern
Hinaus ins luſtige Weltgewimmel wandern!

(Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Eine Waldwieſe, rings von dichten Bäumen umſchloſſen. Nacht und Mondſchein. Doleino, als Landmann gekleidet, und Benedetto, ein Bauer, kommen.

Doleino.

Iſt dieſer Waldfleck ſicher auch zur Raſt?

Benedetto.

Nicht ſichrer wär't Ihr, Herr, im Schooß der Mutter!
Die Waldeswieſe hier, worauf wir ſtehn,
Umringen Bäum' und Buſchwerk undurchdringlich,
Von keiner Art berührt, weil niemand hinkann.
Denn nicht im feſten Boden wurzeln ſie;
Die ganze Gegend iſt ein ſchwanker Sumpf,
Mit grüner Pflanzendecke hämiſch täuſchend,
Und wer ihr traut, den ſchlingt ſie tief hinab.

Doleino.

Wir aber kamen doch auf hartem Dammweg,
Der auch Verfolgern willig dienen wird.

Benedette.

Seit vielen Jahren haben arme Leute
Den Damm gebildet, um ein bischen Heu
Und Reisig hier zu sammeln. Ist der Zug
Herüber, brechen wir ihn durch, und sind
Von allen Feinden schützend abgeschnitten.
Wir folgen morgen früh dem Fußsteig weiter,
Und immer, wenn wir einen Halt erreicht,
Durchstechen wir den Pfad, und bleiben so
Bis im Gebirge vor Verfolgung sicher.

Doleine.

Vertrauen schenk' ich Dir! Du wirst uns nicht
Dem Feind verrathen.

Benedette.

Herr, ich bin ein Bauer,
Doch schlicht und recht! — Der Ritter Tarmasini
Gebeut als Lehnsherr mir, das Fräulein kenn' ich
Von Kindheit auf. Sie war so freundlich stets:
Der Armuth Thränen hat sie oft getrocknet,
Und keiner unter uns verriethe sie.

Doleine.

Wohlan, gieb mir die Hand! Du bist ein treuer
Und braver Mensch. Beeil' Dich! Geh' dem Zug,
Dem langsam nahenden, entgegen: führe
Ihn hier herein, und dann durchbrich den Damm.
(Benedette ab.)

Siebenter Auftritt.

Doleine (allein).

Ich bin verwandelt! — Sonst ein stummer Träumer,
Der selbst nicht wußte, was ihn niederpresse,
Warum er nie sich freuen könne, rief

Gerardo mich empor zu neuem Dasein.
Er brachte mir ein Selbstbewußtsein, löste
Die dunklen Ketten, die den Geist bedrückten,
Und regte mir den Zorn, um abzuschütteln
Die schmähliche Gefangenschaft. Nun zog
Ein jünger, wärmer Blut durch meine Pulse:
Mein ganzes Denken, Sinnen und Begehren,
Es ging auf Freiheit — Tag und Nacht beherrscht
Für unsre Pläne, lechzt' ich heiß nach Flucht,
Und dachte stets: wer frei ist, der ist glücklich.
Allein, noch eh' die alten Zeche mir
Vom Nacken fielen, fand ich neue Ketten,
Vergoldet nur, weil ich sie frei gewählt.
Bianbina lieb' ich! ... Werd' ich sie gewinnen? .
Erwidert oder haßt sie mein Gefühl? ...
Mit solchen Fragen folter' ich unablässig
Die Seele mir, und keine Antwort tönt. —
Ach! Lieb' ist Freiheit, aber Knechtschaft doch,
Sie ist zugleich ein Hoffen und Verzagen,
Ein quälend Glück und eine selige Pein.
Auch glücklos lieben ist ein Glück, denn wer
Nicht lieben kann, wird ganz des Unglücks Beute.
— Geräusch erschallt, des Waldes Zweige knistern ...
Sie kommen!

Achter Auftritt.

Der Vorige. Gerardo führt die erschöpfte Nazarena herbei; Bianbina folgt ihr. Dann kommen Carlo, Anastasio, Hilario und die vier Andern.

Gerardo.

Wen'ge Schritte halte Dich:
Wir sind am Ziele. — Diese rundgebognen
Bemoosten Wurzeln breiten sich gefällig

Für Dich zur weichen grünen Lagerſtatt.
(Er läßt ſie darauf niedergleiten.)
Wie fühlſt Du Dich, mein Herz?

Nazarena.

Entzückt und wohl ...
So wohl, wie nie! Denn ſchmerzt mir auch der Fuß
Von Dorn und Kieſel, die ihn hart berührten,
Ich bin ja frei. Des Himmels Decke breitet
Mit ungezählten Silberblumen herrlich
Sich über meinem Haupt. Ich bin bei Dir,
Und ſchau' in Deine Augenſterne, die
Mein zweiter Himmel ſind.
(Gerardo beugt ſich zu ihr und ſie flüſtern mit einander.)

Dolcino (zu Blandina).

Nun, Fräulein, haben
Die ungewohnten Müh'n Euch nicht ermattet? —
Erlaubt, daß ich auch Euch ein Lager rüſte.

Blandina.

Ich dank' Euch, Herr! Ihr mögt Euch nicht beläſt'gen!
Noch fühl' ich mich nicht ſchwach. — Ein armer Knapp,
Der mit dem ſchnellen Roß des Jägers laufen,
Und, wenn die Glieder ihm den Dienſt verweigern,
Durch ſeines Herren Peitſche aufgejagt,
Von neuem fort muß, bis er endlich ganz
Zerſchlagen, athemlos und winſelnd hinfällt —
Iſt müder wohl, als ich.

Dolcino.

Die Jugend wallt
In Euch, und giebt Euch holde Kraft. Der Schlaf
Entflieht von Eurem wunderhellen Auge ...
Ihr mögt nicht ſchlummern.

Blandina.

Ei, wer ſagte das?
Ein Mann, der ſich den ganzen langen Tag

Auf seinen Lotterbetten umgewälzt hat,
Und, kommt die Nacht, nun wohl die Lider schließt,
Einschlafen möchte, doch die Ruh' nicht findet,
Muß wahrlich munter sein, als ich es bin.

Doleine (vor sich).

Ich kann ihr sagen, was ich will, sie streitet,
Doch steht der Eigensinn ihr trefflich an.

(Laut.)

Nicht müde seid Ihr und nicht munter, Fräulein'
Zum Schlafen seid Ihr noch zu wach, allein
Zum längern Wachen seid Ihr auch zu schläfrig —
Erklärt mir das!

Blandina.

Es giebt ein Müdesein,
Das keinen plagt, nein! das ihn süß erfrischt.
Ein Mädchen, das am Arme ihres Liebsten
Die ganze Nacht durchtanzt hat, fühlt sich munter
Und fröhlich bei der Sonne Aufgang, will
Nicht schlafen. — Was man gern thut, macht nicht matt!
Das merkt Euch. (Sie geht zu Nazarena.)

Doleine.

Immer schnippisch, immer lieblich!
Ich werde rasend! Solcher Widerspruch
Erfreut mein Herz, wie Rosen unter Stacheln.

(Die Mönche haben unterdes Reisig zusammen getragen und zünden ein Feuer an. Gerarde sieht es und steht auf.)

Gerarde.

Was soll das? — Wollt Ihr selbst mit Flammenschein,
Der glühend durch die Bäume strahlt, den Feind
Heranbeschwören? Löscht die Gluthen!

(Es geschieht.)

Nazarena und Blandina
(haben sich nicht aneinander gelehnt und sind eingeschlafen).

Bruder Pförtner
(ruft hinter der Scene)

Rettung!
O, helft mir! ... Steht mir bei!

Gerardo.

Mein Gott, wir ſind
Verrathen! — Eine Stimme ruft um Hülfe.

Dolcino.

Beruhige Dich, Gerardo! — Irr' ich nicht, ſo iſt's
Der Bruder Pförtner.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Benedetto kommt mit dem Bruder Pförtner.

Benedetto.

Kommt nur dreiſt heran,
Denn ſeid Ihr wirklich, wie Ihr ſagt, ein Freund,
Geſchieht Euch nichts. Doch naht Ihr als ein Späher,
So ſucht das Taſchentuch bei Zeiten vor,
Daß Ihr die kurz- und kleingeſchlagnen Glieder
Nachher drin ſammeln könnt.

Bruder Pförtner.

Da ſind ſie Alle!
Gerardo, unſer guter, treuer Bruder:
Hilario auch, der luſtige Mönch: Dolcino,
Der Gierig-Wilde: Anaſtaſio, deſſen Stirn
In trübe Mißmuthfalten ſtets gehüllt.
Der Bruder Pförtner hat nur noch gefehlt;
Nun hat auch er ſich eingeſtellt.

Anaſtaſio.

Du Teufel!
Was führt Dich her? ... Was willſt Du? ... Sprich!

Gerarde.

Du biſt zu bös, Dein Zürnen macht ihn ſtumm'
Laß mich ihn fragen, .. Rede, Bruder Pietro,
Wie kam Dir's in den Sinn, uns nachzuſchleichen?

Bruder Pförtner.

Vergieb mir nur! ... Will alles eingeſtehn! —
Ein Munkeln, Flüſtern hört' ich unter Euch,
Und ſah Euch Zeichen machen ... ſo ... und ſo'
Hm! dacht' ich mir: es giebt was. Aufgepaßt!
Da zogt Ihr heute heimlich fort — ich ſellt's
Nicht ſehn. — Nun überlegt' ich mir: die Beſten
Verlaſſen uns, die Schlechten bleiben ... Ei,
Ich bin doch keiner von den Schlechten ... Nein!
Und bleib' ich hier, dann ſagt der Prior ſicher:
Ich ſei an Allem Schuld, und läßt mich geißeln.
Drum geh' ich lieber mit — —

Hilarie.

Sieh da, ſieh da!
Wer hätt' es wohl vom Murmelthier geglaubt:
Es würd' im dumpfen Schlaf den Frühling wittern,
Und ſich zur rechten Zeit ermuntert haben?

Bruder Pförtner.

Auf ſtill geheimen Pfaden folgt' ich Euch,
Und nahm mich nur in acht, daß keiner mich
Erblicken möchte. Hatte Furcht, Ihr würdet
Mich von Euch jagen. — Dunkler Abend zog
Herab, ich ging im Wald — da plötzlich plumpt ich
Hinunter in den Sumpf. Ich hielt mich noch
An dünnen Zweigen, ſchrie um Hülf', und hätte
Der gute Menſch mich nicht herausgezogen,
So ... Hahahaha! — ſo wär' ich ganz
Gewiß ertrunken.

Gerarde.

Bleibe bei uns, Pietro!

Sei treu und folgſam! Keiner ſoll Dich kränken.

(Er blickt umher.)

Die Mädchen ruhn! Wie weiße Tauben lehnen
Sie aneinander, ſtill vom Schlaf umarmt.
Doch wir ſind Männer, müſſen kräftiger ſein;
Wir wollen uns des Schlummers noch erwehren.
Die Nacht iſt mild! Milliarden Sterne blitzen
Und hauchen ein vertraulich Silberlicht,
Die Zeit iſt ganz geſchaffen, unſre Zukunft
Mit ernſtem Wort beſchaulich zu erwägen.
Ein planlos Treiben ziemt dem Manne nicht!

Doleino.

Wohlan, ſo ſprich, Gerardo! Zeichne uns
Mit Deines Geiſtes Klarheit eine Bahn,
Auf der wir durch das neue, fremde Leben
Hinwandeln können ohne Schmach und Schimpf.

Gerardo.

Als Mönche ſind wir aufgewachſen, Brüder!
Wir kennen nicht des Daſeins Müh' und Ernſt,
Und ſind zu alt zum Lernen. — Nicht den Pflug
Verſtehen wir zu führen, nicht das Ruder,
Und halbes Wiſſen fördert nie die Welt,
Mit ganzer Kraft betreibe man ſein Wirken. —
Wir waren Mönche, wollen Mönche bleiben!

(Bewegung des Erſtaunens unter den Herren.)

Vernehmet meine Rede ganz! — Wir hießen
Der Kirche Diener, doch wir dienten ſchlecht.
Dem ſtolzen Namen laßt uns jetzt genügen.
Der Heiland ſandte zwölf Apoſtel aus,
Um ſeine Lehren würdig zu verbreiten —
Die Edlen ſollen unſer Vorbild ſein.
Noch iſt die Sendung nicht vollendet, denn
In tiefer Stumpfheit ſchlummert vieles Volk.
Wir wollen nicht in Klöſter uns vermauern.

Die weite Welt sei unser Wirkungskreis,
Das Wort des Herrn verkünden unsre That:
Entbehrung, Armuth unser Lohn. Kein Schuh
Beschütze uns den Fuß vor scharfen Steinen;
Es wölbe nicht ein wirthlich Heimathdach
Sich irgendwo, in dem wir rasten könnten;
Das Leben sei uns unstät, obdachlos,
Dem Wohl der Menschenbrüder nur gewidmet.
Wenn wir durch sanfte Lehren sie erheben,
Die Wunderpracht der Schöpfung ihnen zeigen,
Dann wird die dunkle Nacht, in der sie gehn,
Mit ihrer Leuchte Religion erhellen. —
Den Mann gewinnt Verstand des Mannes wohl,
Allein ein irrgeleitet Weib zu führen,
Bedarf es eines weiblichen Gemüths,
Drum kann der Orden Frauen nicht entbehren.
Aus ihrem treuen Auge sprüht uns Kraft,
Wie vormals auch die heiligen Apostel,
Gefolgt von guten Weibern, doppelt wirkten.

Hilarie.

Ein köstlich Wort! Die schönste Ordensregel!
Denn Frauen machen erst die Welt so hold.
Wir leben glücklich, wenn sie uns geleiten,
Und werden tüchtige Apostel sein.

Anastasie.

Ein frischer Muth, ein lustig Feuer wallet
In meiner Brust, die traurig düster war.
Wir sind Apostelbrüder. Unser Ober-
Apostel sei Gerardo! — Ruft es laut!

Alle Mönche.

Gerardo lebe, der Apostelfürst!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Freier Platz in einem Dorfe von Piemont. Viele Landleute, mit Frauen und Kindern, im festlichen Putz, sind zur Hochzeitfeier versammelt. Die Jüngeren tanzen im Hintergrunde, die Alten sitzen vorn an einem mit Weinkrügen besetzten Tisch.

Ein alter Bauer (anstoßend).

Der Hochzeitvater!

Ein Andrer (eben so).

Und die Hochzeitmutter!

Alle junge und alte Bauern
(Hüte emporwerfend).

Sie leben hoch!

Vater und Mutter.

Uns schönstens zu bedanken!

Erster Bauer.

Da kommt ein Mönch.

Zweiter Bauer.

Schon wieder so ein Lungrer!
Ein Tagedieb, der fremden Schweiß verzehrt.
Die Kerle sind doch wahrlich wie die Fliegen:
Wo Noth und Armuth eng verbrüdert wohnen,

Wo Schmalhans Koch iſt und wo nichts zu zehren,
Da halten ſie ſich fern, man ſieht ſie nicht.
Doch reiche Schüſſeln, fette Hochzeitbraten
Und Kindtaufſchmäuſe wittern ſie ſogleich;
Sie kommen dann, vom guten Mahl zu naſchen.

Erſter Bauer.

Du machſt es mit den Mönchen gar zu ſchlimm!
Der hier iſt Einer von der neuen Sorte;
Sie nennen, glaub' ich, ſich Apoſtelbrüder.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Hilario kommt und ſtellt ſich an einen Baum, dem Tanze zuſchauend.

Zweiter Bauer.

Was hat der Orden zu bedeuten? Sprich!
Du biſt in ſolchen Dingen ja bewandert.

Erſter Bauer.

Es hat ſie eigentlich der heilge Vater
Zu Rom noch nicht beſtätigt, doch ſie ziehn
Mit ihren Weibern frei im Land umher,
Und predigen, wo man's eben hören mag,
Bei Hochzeitfeiern, wie bei Leichenmahlen.

Der Hochzeitvater.

Ei, das gefällt mir! — Gianni, lauf doch hin,
Und bitt' den Pater, hier heran zu treten.

(Ein Bube geht zu Hilario und dieſer tritt an den Tiſch.)

Der Hochzeitvater (zu Hilario).

Seid uns gegrüßt, Herr Vater!

Hilario.

Pax vobiscum!

Der Hochzeitvater.

Gefällt Euch nicht ein Trunk von unserm Feste? ..
Der Tag iſt heiß!

Hilarie.

Viel Dank! — Die Gaben Gottes
Sind wunderbar, man ſoll ſie nie verſchmäh'n.
Im Sommer kühlt ein guter Wein, im Winter
Erwärmt er. — Euer Wohlſein, Herr! (Trinkt.)

Der Hochzeitvater
(leiſe zum erſten Bauer).

Das iſt
Ein muntrer Pfaffe, Nachbar! Seht nur zu,
Der Trunk behagt ihm; hat den zweiten Krug
Schon ausgeleert.

(Laut.)

Herr Pater! Möchtet Ihr,
Wenn's Euch beliebt, uns eine Predigt halten?

Hilarie (trinkend).

Ja wohl! Das iſt mein Fach.

Der Hochzeitvater.

So kommt herbei,
Ihr Burſch' und Mädchen! Laßt das Tanzen jetzt.

Ein Burſch.

Was giebt's denn da?

Erſter Bauer.

Es giebt 'ne Predigt.

Der Burſch.

Nun, das iſt auch nicht werth, den Tanz zu enden.

(Der Tanz hört auf; Alle ſtellen ſich aufmerkſam um Hilarie, der ſich wankend erhebt, ſich am Stuhl feſthält, und dann, nachdem er noch einmal getrunken hat, beginnt.)

Hilarie.

Andächtge Hörer! Treugeliebte Lämmer!
Beherzigt nun des Hirten Worte recht. —

Die heilge Bibel ist ein Wunderbuch,
Das nur geweihte Priester lesen dürfen,
Um Euch den Inhalt lehrsam zu verkünden.
Gar viele tausend Sprüche weis' und fromm.
Vortreffliche Geschichten voll Moral
Sind drinnen aufgezeichnet, wenn man nur
Die Frömmigkeit, die Weisheit und Moral
So recht zu finden weiß. — Nicht lange wählend,
Ergreif' ich einen Steff, der heute paßt,
Und den Ihr liebt: — ich will vom Weine predigen.

Mehrere Bursche.

Vom Wein?

Zweiter Bauer.

Der Text zur Predigt scheint mir neu'

Hilario.

Ja, meine Freunde, in der Bibel steht's
Mit klaren Worten: fromme Leute haben
Sich allemal im Trinken ausgezeichnet. —
Die Menschheit war entartet, sündenvoll,
Und Gott begann zu zürnen. Vierzig Tage
Ergoß vom Himmel sich ein Regenstrom:
Im Wasser mußten Alle kläglich sterben.
Nur Vater Noah fand allein Erbarmen,
Und ward errettet in dem Kastenschiff.
— Warum der Noah? ... Ach, er war so fromm'
Und kaum verrann die Fluth von unsrer Erde,
Betrank er sich, daß er nicht stehen konnte.
Das war Ein Beispiel! Hört ein andres nun:
In Sodom und Gomorra wohnten einst
Gar freche Sünder, schwefelten die Weine,
Und Gott beschloß, zur Züchtigung dafür,
Durch einen Schwefelregen sie zu tödten.
Nur Lot von Allen sollte nicht verderben,
Denn Engel mahnten Ihn zur schnellen Flucht.

— Warum der Lot? ... Er war ein frommer Mann!
Und kaum geborgen vor der wilden Lohe,
Betrank er ſich, daß ihm die Sinne ſchwanden.

(Trinkt.)

Zweiter Bauer.

Geſtehn man zu, daß Fromme heftig trinken,
So muß man auch geſtehn: der gute Mönch
Iſt einer von den frömmſten — Trunkenbolden.
Er taumelt ſchon, und fällt gewiß noch um!

Hilarie.

Das war der erſte Theil von meiner Rede,
Dem alten Teſtament entnommen. Jetzt
Gelangen wir zum neuen Teſtament.
Der Heiland war auf einer Hochzeit einſt,
Zu Canaan, ſo wie ich heut auf Eurer,
Und ſeiner Wunder ſchönſtes that er dort:
Er wandelte das Waſſer um in Wein,
Woraus wir doch die Lehre ſchöpfen müſſen:
Wär's fromm und heilſam, daß man Waſſer tränke,
So hätt' ſich der Erlöſer nicht bemüht. —
O, Freunde, hört! Aus dieſen Bibelſtellen
Erklingt die Stimme köſtlicher Moral:
„Wer wahrhaft fromm iſt, meide alles Waſſer,
„Und trinke Wein, ſo er ihn irgend hat!“

(Trinkt.)

Der Hochzeitvater.

Das war gepredigt, wie's zur Hochzeit ziemt,
Und nicht von Sünd' und Tod, von Fegefeuer
Und Höllenqualen, uns die Luſt verderbend. —
Der neue Orden iſt nach meinem Sinn!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Carlo ist schon während Hilarie's Predigt aufgetreten, hat sie aber zurückgehalten. — Der Tanz beginnt wieder.

Carlo
(zu Hilarie heraustretend und ihn bei Seite winkend).
Ein Wort, Hilarie!

Hilarie.
Ja, geliebter Bruder! ...
Was bringst Du? ... Trinkst Du nicht ein Glas?

Carlo.
Nicht Zeit ist jetzt zum Trinken und zum Jubeln!
Du machst Dich trunken, hältst verrückte Reden,
Und giebst des Ortes Feinden neuen Grund,
Uns blutig zu bedrängen. — Abgeschnitten
Von aller Zufuhr, allen Lebensmitteln,
Verweilt Gerardo oben im Gebirg.
Es droht uns Hunger; viele Brüder murren,
Und wollen Aufruhr zu der Noth gesellen.
Dabei umwindet uns die Panzerschlange
Bewaffneter Verfolger immer enger,
Und droht uns zu erdrücken. Schwierig nur
Gelang es mir, die Wachen zu umschleichen,
Um Dich und die zerstreuten Brüder alle
Zur Ordnung heimzurufen und zur Pflicht.

Hilarie.
Die Hölle lohn's dem niederträchtigen Buben,
Der uns verderben will! — Wie heißt er? ... Sprich!

Carlo.
Du weißt ja: Grizzi ist es! Starken Haufen
Gebietet er und führt sie gegen uns.

Hilarie.
Nun, laß nur gut sein, Carlo! Ritter Grizzi
Soll nicht mehr schaden — hier mein Wort darauf!

Wenn morgen früh die Sonne niedersinkt,
Sind wir ihn los.

Carle.

Der wüste Rausch verwirrt
Dir Wort' und Dinge im Gehirn, Hilarie.
Am frühen Morgen ... Sonnenuntergang?

Hilarie.

Nun ja! ... In's Lager schleich' ich mich zur Nacht,
Und stoße dann zum Frühstück meinen Dolch
Ihm in die Kehle ... Wird's ihm schwarz vor Augen,
So glaubt er, umgewandelt sei Natur,
Und Morgens gehe jetzt die Sonne unter.

Carle.

Hilario, hör' ich recht? .. Hat Laster Dich
So übermannt, bist Du so ganz gesunken,
Daß Du mit lustigem Scherz vom Morde sprichst?
Zu Deiner Ehre will ich hoffen, Bruder,
Es redet nur der Rausch aus Dir, nicht Du. —
Verlassen muß ich Dich! Du bist nicht fähig,
Die wichtge Botschaft nach Gebühr zu fassen,
Die ich Dir bringe.

Hilarie.

Nüchtern werd' ich schon,
Und lausche ernsthaft Deinen Worten. — Rede!

Carle.

Wir hoffen nun seit Monden auf des Pabstes
Bestätigung. Erscheint sie bald, so muß
Der Ritter seine Schaaren heimwärts führen;
Allein ich fürchte sehr, man ist in Rom
Durch falsche Worte gegen uns erbittert.
Die frechen Thaten unsrer Brüder wußte
Man sorglich auszukunden, stellte sie
Zusammenhängend dar als Ordensregeln,
Und malte so von uns ein gräulich Bild.
Wenn uns der heilge Vater — — Hörst Du auch,
Hilarie?

Hilarie.

Freilich hör' ich, und erwäge
Im Herzen alles. — — Weiter! weiter!

Carle.

Wenn
Der Pabst uns also nicht bestätigt, sind
Wir allen Feinden plötzlich bloßgegeben,
Und müssen uns aufs Aergste verbreiten.
Gewarnet sinde Noth uns und Verrath;
Wir wollen beide, wo wir irgend können,
Mit Waffen, Lebensmitteln uns versehn,
Und ins Gebirg hinauf — —

(Ein junges Bauermädchen geht vorüber.)

Hilario (Carle unterbrechend).

Ein schmuckes Kind!
Die frischen Erdbeerlippen muß ich küssen!
(Er folgt ihr in's Gewühl des Tanzes.)

Carle.

Da läuft er hin! Er hat mich nicht verstanden!
Und klagt' ich flüchtigem Winde unser Leid,
Es hört' ihm länger noch im Ohr geklungen. —
Der junge Orden, der so schön begründet,
Er dringt nicht an der Feinde Kraft — o, nein!
An seiner Brüder Schwachheit muß er stürzen.
Gleich Säulen sollten sie die Kuppel tragen,
Und sind wie Rohre haltlos und geschwätzig.
(Unter den Tanzen entsteht ein Getümmel. Alle laufen zusammen.)
Was mag der Lärm bedeuten?

Viele Stimmen rufen:

Priestermord!

Greiser Bauer.

So redet doch! Was war's?

Eine Stimme

Der Giulo hat
Den Mönch erſtochen, weil er mit Gewalt
Die Marta küßte.

Carlo.

Großer Gott im Himmel!
Wie ſchrecklich warnend willſt Du Dich erzeigen!

Hilario

(wird von einigen Bauern in den Vordergrund geführt und auf einen Rasenſitz niedergelaſſen).

O, Qual und Schmerz!

Carlo.

Mein Bruder! Todesbläſſe
Umzieht Dir Lipp' und Wang', Dein Auge bricht.
Gedenke Deiner Sünden und bereite
Dich vor auf Jenſeits.

Hilario.

Laß es gut ſein, Bruder!
Ich fühl' den Tod! . . . Es war ein ſchlechter Spaß! . . .
Im Leben macht' ich oftmals ſchlechte Späße,
Drum kann man ohne Lüge von mir ſagen:
So wie Hilario lebte, ſtarb er auch. —
O, Marter!

Carlo.

Bete doch!

Hilario.

Ach! Geh' zum Teufel!

(Er ſtirbt. Entſetzt zerſtreuen ſich die Landleute, und die Bühne wird leer.)

Carlo.

In Sünden mußte mir der Bruder ſterben . . .
Den Arm des Mörders möge Gott verderben!
Durch Todtſchlag ward ſein trunkner Muth geſühnt:
Es hat ein Menſch zum Rächer ſich erkühnt. —

Gerardo gab dem Orden weise Lehren:
Den Nächsten lieben und den Gott verehren!
An kalte Felsen schlug des Edlen Rath.
Aus bösem Beispiel keimet bös're That —
Wir träumten schön, jedoch der fromme Orden,
Zur Räuberbande ist er schon geworden!

(Ab. Hilario's Leiche wird von einigen Bauern fortgetragen.)

Vierter Auftritt.

Im Gebirge. Eine offne Strohhütte im Vordergrund. Darunter sitzen Gerardo, halb mönchisch, halb kriegerisch gekleidet, und Nazarena im Nonnengewande, doch heiter phantastisch mit Muscheln und Blumen geschmückt.

Gerardo.

Zwar bist Du lieb und freundlich, Nazarena!
So lieb und freundlich, wie der Blüthenhauch,
Der helle Sternennächte mild durchfächelt —
Allein ein Kummer drückt Dich: oftmals ziehn
Sich unwillkürlich Wolken um die Sterne,
Um Deine Augen, Kind! — Dich drückt ein Kummer ...
O, sag' ihn mir!

Nazarena.

Gerardo! Leid und Kummer,
Ich kenn' sie nur, wie halbverklungne Mähren,
Aus frühern Tagen. Sieh', ich habe Dich,
Ich darf Dich nie verlassen, kann Dich feurig
In meine Arme schließen, und es sollte Gram
Das Herz mir pressen? — Geh', Du böser Mann!
Du liebst mich nicht, sonst könntest Du's nicht glauben.

Gerardo.

Und ist es etwa Täuschung? ... Sah' ich nicht
Wie mitten in der Lust Du plötzlich still
Und traurig wurdest?

Nazarena.

Gieb nicht Acht darauf!
Es iſt ein kindiſches Gefühl, ein Bangen ...
Ein Wolkengrauen, das die Seele füllt.
Du biſt ein Mann und lächelſt ſolchen Träumen,
Doch wir ſind weicher, zagender erſchaffen.
Wenn hier der Nebel aus den Klüften ſteigt,
Mit weißem Leichentuche uns umſchlingend,
Wenn Eulen in den Felſenſpalten ſchrein,
Wenn hell die Todtenuhr im Holze pickt ...
Dann überfällt mich unbegriffne Angſt. —
Verzeih' mir, Liebſter! Sieh', ich bin noch nicht
Gewohnt, in öder Bergesnacht zu leben.
Ich will mich beſſern!

Gerardo.

Bittrer Vorwurf klingt
Mir abſichtslos aus ſolchem Wort entgegen. —
Was flüſtert Dir der Ahnung kalter Hauch?

Nazarena.

Unnennbar iſt es! Selten ſteigt einmal
Bewußtes Zittern aus der Seele Dunkel.
So däucht es mir ſeit mehrern Tagen ſchon,
Obgleich ich hier im Ueberfluſſe ſchwelge,
Als droh' uns Hungersnoth mit ſtarrem Blick.

Gerardo.

Ein ſeltſam neckiſcher Gedanke, Liebchen!
Wir haben Speiſevorrath noch in Fülle,
Und neue Zufuhr ſteht uns bald bevor.
Doch klar erkenn' ich den Zuſammenhang
Der Seelenſtimmung, wüſte Bilder brauend:
Im Mauergrabe ſah der Hunger Dich
Mit ſeinem Baſiliskenauge an,
Und ſolch ein Grauſen iſt nur ſchwer verwiſcht.
Was haſt Du ſonſt, Geliebte? ... Sprich es aus,

Damit es nicht, gewaltſam rückgehalten,
Dein Herz beklemmt.

Nazarena.

Ich zittre für den Orden.
Er iſt der Kirchenregel ganz zuwider:
Verdammen wird ihn, fürcht' ich ſtets, der Pabſt.
Der Himmel zürnt ihm!

Gerarde.

Nein, Du irrſt Dich, Kind'
Voll Gnade hat ſich Gott dem Plan erwieſen,
Den ich zu ſeinem Lob und Preis entwarf.
Neun Männer, zogen wir vom Kloſter fort,
Allein, wie die Lawine rollend zuwächſt,
So wuchſen wir bei jedem Schritt an Zahl,
Und konnten Grizzi's wilde Rotte ſchlagen.

Nazarena.

Den Orden koſtete der Kampf viel Blut,
Und Anaſtaſio blieb.

Gerarde.

Ihm iſt nun wohl!
Wer mit dem Erdenleben ganz zerfallen,
Gewinnt nur Ruh' in einer andern Welt.

Nazarena.

Seit jenem Kampfe hat der Ritter aber
Das Heer verſtärkt, ummauert uns mit Eiſen.
Wir ſind gefangen, aus den Wäldern darf
Sich keiner in die Thäler nieder wagen ...

Gerarde.

Sei unbeſorgt! Du biſt in Gottes Schutz! —
Der Carlo kommt, er wird mir Meldung machen.
Verlaß uns, Liebe! (Nazarena ab.)

Gutes, treues Herz!
Umſonſt bemüh' ich mich, den finſtern Abgrund,
An dem Du ſtehſt, mit Blumen zu bedecken,
Dein kindlich heller Sinn erſpäht ihn doch,
Und graues Ahnen zieht durch Deine Seele.

Fünfter Auftritt.

Gerarde. Carle tritt auf.

Gerarde.

Ich grüß' Dich, Carle! .. Bringſt Du gute Botſchaft? ...
Wo weilt Hilarie?

Carle (nach oben zeigend).

Dort!

Gerarde.

Im Himmel? ... Todt?!

Carle

(Bejaht ſchweigend).

Gerarde (gerührt).

Er werde ſelig, luſtig war er ſtets!
Erzähle mir von ſeiner letzten Stunde.
Hat Krankheit, hat Gewalt ihn hingerafft?

Carle.

Bei einer Bauernhochzeit fand ich ihn.
Im wüſten Rauſche hielt er eine Predigt,
Und redete verwirrt und gotteslästernd.
Ich ſprach zu ihm von unſres Ordens Trübſal.
Nun ſchien er nüchtern, bis ein Mädchen kam,
Der lief er nach und küßte ſie beim Tanze.

Da traf ihn des empörten Liebſten Dolch.
So, zwiſchen Todespein und trunkner Luſt,
Entſchlief er mir im Arme.

Gerardo
(hat ihm zugehört und ſteht ſprachlos. Nach einer Pauſe).

Heilger Gott!
Sind das die Früchte von dem ſtolzen Stamm,
Den ich, auf Deine Hülfe bauend, pflanzte?
Den, ſchattenhauchend, mir der Traum gezeigt,
Allüberall, mit weitenbreiter Krone,
Und der nun, wie ein Baum im Morgenland,
Mit giftigem Athem Alles rings verpeſtet!
Ein Blinder war ich, denn ich glaubte ſehen,
Aus Menſchen hätt' ich einen Bund geſtiftet.
Jedoch ein freigewordner Mönch iſt ganz
Von aller Menſchlichkeit entwöhnt: ein Parder,
Der ſeines Kerkers Wände hat zerſprengt:
Ein unbezähmbar Thier; ein Thier im Wahnſinn
Im Kloſter loderte die wilde Gluth
Unheimlich durch ſein Herz ... Gefängnißdunſt
Erdrückte ſie und ließ ſie faſt erlöſchen.
Ich brachte ſie ins Freie, aber kaum
Berührte Lebensluft die düſtren Kohlen,
Da flogen ſie empor, ein Feuermeer.
Der rohe Brand erwärmt, erleuchtet nichts,
Und bringt Verheerung ſtatt des milden Lichts.

Carlo.

Beſänftige Dich, Gerardo! ... Unſer Bruder
Dolcino kommt; er hat wohl beſſre Zeitung.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Dolcino.

Gerardo (ihm entgegen).

Dolcino, was für Nachricht? Sprich geſchwind!

Dolcino.

So mittelmäßig ... weder gut noch bös!
Nicht ſchlimm genug, um ſich das Haar zu raufen,
Doch auch nicht froh genug, um laut zu jubeln.

Gerardo.

Dein Aug' iſt hell, die Stirne unbewölkt ...
Ich ſeh' und hör' Dir's an, der heilge Vater
Hat zu erinnern wohl und zu bedingen,
Doch er beſtätigt uns.

Dolcino.

Er denkt nicht dran!
Der gute Pabſt erklärt in einer Bulle
Ganz förmlich, daß der Orden ſündhaft ſei;
Er löſt ihn auf, und nennet Alle Ketzer,
Die ihm noch anzuhängen wagen — —

Gerardo.

Froh
Und heiter ſprichſt Du unſer Todesurtheil?
Dem oftgerüſten Ohr' mißtrau' ich heut'! —
Wir ſind geächtet! ... Folgen werden uns
Inquiſitoren, ſchwarze Nachtgeſpenſter,
Vor denen Riegel nicht, noch Mauern ſchützen,
Und deren Dolch im Kreis der Freunde trifft.

Dolcino.

Die heilgen Richter ſind auch ſchon geſchäftig.
Melito war's, der arge Lügenzeitung
Dem Pabſt berichtet, unſern Orden als

Ein Teufelswerk, ein wahres Sodom ſchildernd.
Er ruhte nicht, bis ihm ſein Plan gelang:
Dem Ritter Grizzi bringt er Truppen zu,
Und zieht als Ketzerrichter mit dem Heere.

Carlo.

Daß Gott ihn ſtrafe dieſen feigen Maulwurf,
Der, ohne Muth im offnen Kampf zu ſtehn,
Im Finſtern untermint, den Keim zerſtört,
Den ſegensreichen, und Verderben wühlt.

Doleine.

Gerarde, nicht ſo trübe! Mach' uns kund,
Was ſorgſam Du im Herzen abgewogen.
Entſchlüſſe reifen beſſer, wenn der Worte
Erglühter Feuerſtrahl ſie heiß umfaßt,
Als wenn in tiefer Bruſt ſie ruhen bleiben.

Gerarde.

Entſchlüſſe forderſt Du umſonſt von mir;
Mein Kopf iſt leer, die Seele kalt — — Vorbei
Die goldnen Träume! ... Unſer Orden iſt
Verbannt ... Wir ſind dem wilden Raubthier gleich!
Uns Trank und Speiſe reichen, iſt Verbrechen,
Doch jagen uns und morden, das iſt Ruhm. —
Ich will nicht harren, bis ſich fremde Dolche
In mein und Nazarena's Herzblut tauchen ...
Wir ſterben frei, durch eigne Willenskraft.
Wer noch von Euch den Muth zum Leben fühlt,
Begebe reuemüthig ſich in's Kloſter,
Und büße unter Geißelhieben ab.

Doleine.

Genug der wüſten, fieberkranken Rede!
Gerarde, wache auf! .. Dir ziemet Ernſt
Und klarbewußte Kraft in ſolcher Stunde.
Für Viele handelſt Du, und darfſt Dich nicht
Von einer fehlgeſchlagnen Hoffnung beugen.

Von einem Schattenbild besiegen lassen.
Der Pabst versagt die heilge Weihe uns ...
Das steht ihm frei! ... Doch niemand kann uns wehren,
Auch ohne seinen Willen zu bestehn.
Wir haben Waffen, haben tüchtge Männer;
Des Grizzi Söldner fliehn beim ersten Kampf. —
Wer ist der Pabst? ... Er ist ein Mönch, wie wir!
Und schlugen wir die Feinde nur aufs Haupt,
Dann läßt sich wohl mit Seiner Heiligkeit
Um Brief und Siegel trefflich unterhandeln.

Gerarde.

Aus Deinen eifervollen Worten strömt
Mir Lebensorem ins erstarrte Herz.
Doch darf ich Dir und meinem innern Stimme
Das Ohr verleihn? ... Ach! gält' es nur für mich,
Bald wäre dann das Schlachtenloos geworfen.
Ich sieh' für Andre! Hab' ich auch das Recht,
In blutge Kämpfe sie und Tod zu stürzen? —

Doleine.

Zum Leben führst Du, nicht zum Tode sie!
Du opferst Alle, wenn Du ängstlich schwankest. —
Die Kriegesgöttin ist ein Weib, und wer
Auf ihre Gunst bescheiden harrt, erringt
Sie niemals. Trotzig muß man zu ihr treten,
Dem Kühnen schenkt sie Siege.

Gerarde.

Dank, Doleine!
Du giebst mir mein verlornes Selbst zurück.
Gepriesen sei, wen treu ein Freund beschützt,
Wenn ihn des Augenblicks entsetzlich Drängen
Zum Feigling macht.

Doleine.

Ein solcher warst Du nie!
Nur eine Wolke zog am hellen Himmel

Des Geiſtes Dir vorbei, und Schatten warf ſie.
Wer ſchwache Stunden nie gehabt, der hat
Auch keine ſtarken.

Gerarde.

Eil' Dich nun, und nimm
Den Carlo mit Dir. Laß die Waffen ſchleifen,
Und auf dem Berg Zebelle wollen wir
Zu unſerm Schutz ein feſtes Lager gründen.
Vom hohen Walle ſoll den Stürmern dort
Der Speere Hagelſchlag entgegenbrauſen.
Sie weichen dann ... wir brechen muthig vor,
Und ſchleudern ihre ſtahlbewehrte Wucht
Mit kühnem Arm hinab in Thal und Schlucht'

(Gerarte, Delaine und Carlo ab.)

Siebenter Auftritt.

Nicolo, Marcello, Andrea und mehrere Apoſtelbrüder kommen. Sie Alle tragen Waffen über den Mönchskleidern.

Nicolo.

Nur näher! — Alles ſtill.

Marcello.

Hier ſind wir ſicher!

Andrea.

Was habt Ihr vor? ... Erklärt mir doch — —

Marcello.

Erklärung?
Schon wieder mal? — Andrea, ſieh doch ein:
Was ſonnenklar, das läßt ſich nicht erklären.
Doch ſagt Dir Einer: eſſen muß ich jetzt,

Ich habe Hunger. Dann beginnſt Du auch:
Erkläre mir? — — Fatale Redensart!

Nicole.

Gieb Achtung! Unſer Plan iſt ſo entworfen:
Wir haben Noth — — Gerarde theilt die Speiſen,
Als ob wir von der blauen Himmelsluft
Satt werden könnten. Starke Männer ſind wir,
Und haben Schwerter, brauchen nicht zu harren,
Bis aus den Dörfern unten dummes Volk
Mitleidig uns die Lebensmittel zuführt.
— Verſtehſt Du?

Andrea (ſich lange beſinnend).

Nein! .. Erkläre mir — —

Marcelle.

Verdammt,
Da möcht' man gleich des Teufels werden! — Schweig'
Und höre! Drüben, wo der Fahrweg ins Gehölz
Sich ſchlängelt, naht ein Zug von Wagen,
Kaufleute ſchreiten rüſtig nebenher.
Gewiß ſind reiche Waaren, Speiſen, Geld
Und Wein, vielleicht auch Weiber aufgeladen.
Im Buſchwerk lauern wir, und kommt der Zug,
So ſpringen wir hervor und brüllen wüthend.
Es müßte mit dem Satan zugehn, oder
Wir brauchen kaum zu rühren unſer Schwert.
Die Krämer laufen fort im erſten Schrecken,
Freiwillig laſſen ſie die Ladung uns,
Und fahren an der Grenze Zoll zu zahlen. —
Das iſt doch deutlich?

Andrea.

Ja! ... Nur, ziemt ſich's auch?
Wir ſind doch Mönche.

Nicolo.

Hahaha! Ne schöne Sorte!
Gerardo's Orden schien ein lust'ger Bund,
Drum kamen wir, die keine Heimath hatten,
Aus allen Winden zu ihm hergeschneit,
Und thaten nur das Müßiggangsgelübde.
Ich war Soldat in Spanien, und Marcello
Ein fleiß'ger Schüler, der nichts lernen wollte.
Was Du, Andrea, vormals bist gewesen,
Ich weiß es nicht, doch denk' ich mir — ein Schuster.
Wir hingen uns die braune Kutte um,
Und blieben drunter, was wir waren.

Andrea.

Hat
Gerardo denn erlaubt, daß wir die Wagen
Berauben dürfen?

Marcello.

Großer Menschenkenner!
Ja wohl, Gerardo eben hat's befohlen
(Leise zu Nicolo.)
Wenn dieser Tugendheld ein einzig Wort
Von unserm Stegreifzuge ahnen könnte,
Er macht' uns kalt.

Nicolo.

Zur Arbeit nun! Die Vögel
Entflattern sonst. Marcello, bleibe rechts;
Ich will zur Linken ins Gebüsch mich stecken.
Ein Wachtelpfiff soll unser Zeichen sein.

(Nicolo, Andrea und einige Apostelschüler gehen links, Marcello mit den Uebrigen rechts ab.)

Achter Auftritt.

Blandina, von Deleine gefolgt.

Blandina.

Schon lange folgteſt Du mir nach, Deleine!
Ich wich Dir aus, nun aber flieh' ich nicht,
Und will Dir Rede ſtehn. Enthülle offen,
Was Dich bedrängt.

Deleine.

In ſolcher Frage liegt
Unendlich Leid für mich. Empfindeſt Du
Die Liebe nicht, die mir im Herzen lodert,
Durchdrang Dich nie ein Strahl aus meinem Aug',
Vernahmſt Du nie der Lippe ſtumme Sprache,
Dann iſt umſonſt mein Flehn. Wem ſchweigend Werben
Nicht laut im Buſen widerklang, der hört
Mit eisger Kälte das Geſtändniß an.

Blandina.

Verſtanden hab' ich wohl Dein glühend Lieben,
Obgleich es nie ein Echo ſich gewann.
Mein Herz iſt unberührt im Sturme geblieben.
Ich ehre Dich ... Du biſt ein edler Mann!
Nicht täuſchen will ich Dich mit falſchem Hoffen,
Vernimm daher des Herzens Meinung offen — —

Deleine.

Blandina, ſei nicht hart! Mein ganzes Glück
Zertrümmerſt Du, weiſt Du mich ſo zurück.
Erhör' mich nicht, doch laß mich ewig werben,
Laß mich in ſüßer Täuſchung ſelig ſterben.
Nicht Gnade iſt ein kühl beſonnen Wort,
Verderben bringt es!

Blandina.

Gut! So liebe fort,
Daß ſich die wilde Glut allmählig kühle. —
Im Buſen iſt nicht Raum für zwei Gefühle.
Die Freundſchaft hat ihn mächtig mir geſchwellt,
Nur Nazarena lieb' ich auf der Welt:
Ihr weiht ich alle Hoffnung, Luſt und Zittern,
Und darf die reichen Triebe nicht zerſplittern.

Celeino.

Die Freundſchaft ſoll, ſo mild, ſo lilienrein,
Ein Vorgenuß der Engelsliebe ſein:
Doch nicht erfüllen kann ſie unſer Leben,
Es muß ein flammender Verlangen geben.
Das iſt die Liebe! — Wunderholde Taube,
Entzieh' Dich ihrer Göttermacht nicht ſcheu!
Erhöre mich, denn Lieb', o Mädchen, glaube,
Zerſtört die Freundſchaft nicht — Du bleibſt ihr treu'

Blandina.

Wenn wir die Liebe ſtandhaft nicht verneinen,
So iſt der Freundſchaft reiner Drang geſtillt.

Celeino.

Du irrſt! Die Beiden müſſen feſt ſich einen:
Sie ſind Ein Strom, der aus der Seele quillt.

Blandina.

Nun wohl! In kühnen, wunderbaren Wogen
Kommt ſolch ein breiter Strom dahergezogen,
Und Alle ſtaunen ſeiner ſtolzen Pracht:
Zu jedem Großen, Schönen hat er Macht.
Du aber willſt die ſtarken Fluthen halten,
Du willſt in Dorrelarme ſie zerſpalten.
Nun würd' er ſeicht und ſchlaff! Der hohe Sinn,

Der friſche Muth, die freie Kraft wär' hin;
Er taugte, ſchläfrig, Mühlen nur zu treiben —
Dolcino, laſſe doch Dein Werben bleiben!
(Ab.)

Neunter Auftritt.

Dolcino (allein).

Sie geht! Sie gönnt mir keinen Sonnenſtrahl
Aus ihrem Aug' ... Ich hab' umſonſt gefleht!
Die Hoffnung ſchwand und alles freudge Streben.
Ich will hinweg! In Bergeseinſamkeit
Soll eine dunkle Höhle mich begraben,
Zum Leben und zu Thaten taug' ich nicht. —
Doch nein! ... Blandina müßte mich verachten,
Entzög' ich mich dem Orden in der Noth.
Mit wilder Kühnheit ſtell' ich unſerm Feind
Die Bruſt entgegen, als gewaltge Mauer,
Blandina ſchützend bis zum letzten Hauch;
Ich muß ihr zeigen, daß ich ihrer würdig.
Erring' ich mir auch nimmer ihre Gunſt,
So will ich Ruhe mir und Tod erkämpfen;
Nur Schlachtgebraus kann innern Sturm mir dämpfen!
(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Schwieriger Waldweg.
Einige Packwagen fahren langſam vorüber. Eichwald und Steenike gehen daneben. Die Wagen halten ſtill.

Steenike (zu einem der Fuhrleute).

Was machſt Du, Jan? Du hältſt ja ſtill.

Jan.

Die Stricke rissen, Herr! Ich muß sie knüpfen.

Steenike

(in Eichwald, mit ihm in den Vordergrund tretend.)

Mir ist es unlieb, daß wir weilen müssen!
Der Wald ist nicht geheuer, wie es scheint,
Denn jene braunen Kerle, die uns draußen
Gefolgt, und die im Dickicht dann verschwanden,
Sie hatten wenig Aehnlichkeit mit Pilgern,
Als mit Banditen. — — Mach' nur hurtig, Jan!

Eichwald.

Wir dürfen nichts besorgen. Mönche waren's.
Vielleicht berufen, einem Sterbenden
Das Sakrament zu bringen, oder hier
In einer Waldkapelle Amt zu halten.

Steenike.

Nun gut! So wollen wir behaglich rasten,
Bis Jan geknüpft hat.

(Sie setzen sich auf bemooste Steine.)

Eichwald.

Sagt, wie lange seid
Ihr nun vom Hause?

Steenike.

Sieben Jahr', drei Monat.

Eichwald.

Dann geht's Euch wohl wie mir? — Bald hüpft Euch froh
Das Herz empor, der nahen Heimkehr denkend,
Und bald verdüstert Bangen Euch den Sinn:
Ihr könntet Eure Lieben nicht mehr finden.

Steenike.

Ich fühle keine Freude, keine Angst,
Denn weder Frau noch Kind hab' ich daheim,
Geschwister auch und Eltern sind gestorben.

Der Einz'ge, den ich liebe, bin ich selbſt. —
Gelingt mein Handel, ſchmeckt das Eſſen mir,
So wüßt' ich nicht, was mir noch fehlen könnte.

Eichwald.

Bedauernswerther Mann!

Steenike (verwundert).

Wie ſo?

Eichwald.

Der Reichthum
Muß ſchwer belaſten, wenn ihn niemand theilt.
Seht, ich bin arm! Die Waaren auf dem Wagen,
Die mühſam aus dem Süden ich geholt,
Sind all' mein Hab und Gut. Doch wenn ich nun
Nach Hauſe komme, fliegt die Gertrud mir,
Das liebe, liebe Weib, mit lautem Jubel
Entgegen, und die beiden Kinder faſſen
Mein Knie — Was wollt ihr, dumme Thränen? —
Ein Mädchen hab' ich und 'nen Buben, Herr!
Die Elsbeth war ſo hoch wie dieſer Stab,
Doch iſt ſie, denk' ich, unterdeß gewachſen;
Der Burſch maß kaum 'ne halbe Elle — —

(Man hört eine Wachtel ſchlagen.)

Steenike.

Hört!
Was war das?

Eichwald.

Eine Wachtel ſchlug im Walde.

(Von der entgegengeſetzten Seite geſchieht dasſelbe Zeichen.)

Eilfter Auftritt.

Nicolo, Marcello, Andrea und Apoſtelbruder brechen hervor, und werfen ſich theils auf die Wagen, theils umringen ſie Eichwald und Steenike. Die Fuhrleute entfliehen ſogleich.

Nicolo.

Ergebt Euch!

Eichwald

(zieht langes Meſſer aus dem Gurtel ziehend).

Nimmermehr! So lang' ein Tropfen
Die Pulſe mir durchſtrömt, ſoll keine Hand
Im ſchwererworbnen Eigenthume wühlen.
Es iſt nicht mein ... gehört an Weib und Kind!

Nicolo.

So komm' denn her vor meine Klinge.
(Greift ihn.)
Baff!
Nun bauch' die ſchlechte Krämerſeele aus.

Eichwald.

O, meine Gertrud! Meine Kinder!
(Sinkt.)

Steenike.

Nein!
Da Leben iſt mir lieber als die Waare ...
Ich reiße aus! (Entflieht.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige, ohne Steenike. Eichwald's Leiche wird fortgetragen. Während des vorigen Auftritts ſind die Wagen geplündert worden, und die Apoſtelbruder bringen mancherlei Waaren und einen großen Weinſchlauch in den Vordergrund geführt.

Erſter Apoſtelbruder.

Nun theilen wir.

Marcelle.

Was iſt da lang' zu theilen?
Ein Jeder greife zu!

Zweiter Apoſtelbruder.

Ja wohl! Nur friſch genommen,
Und nicht gewählt. Es koſtet keinen Geld.

Andrea.

Ein prächtges Kettchen! Seht doch, wie das funkelt!

Nicole.

Das iſt ja mein — Gieb her!
(Reißt ihm die Kette aus der Hand.)

Andrea.

Erkläre mir — —?

Marcelle.

Was läßt ſich da erklären? — Alter Junge,
Du biſt ein Schaf! Dadurch wird alles klar.

Erſter Apoſtelbruder.

Die Beute iſt getheilt, und ſchnell genug.
Es ging, als wenn die Füchſe in ein Neſt
Von jungen Hühnern kommen. — Schade nur,
Daß keine Weiber zu erhaſchen waren!

Nicole.

Der Satan hol' die Weiber! Das Palladium,
Das wir erkämpft, iſt dieſer Weinbehälter.
Man glaubt es kaum: im dummen Leder ſteckt
Ein ſüßer, goldner Feuerkern. — Ihr habt
Doch Becher? — Wohl! So ſtoß' ich meinen Degen
Dem Schlauch ins Herz, damit ſein Blut uns fließe.
(Er ſtößt das Schwert in den Schlauch, Alle laſſen ihre Becher vollſtrömen, und trinken.)

Marcelle.

Ja, ſo im luſt'gen Kreis, beim Flammenwein,
Da läßt ſich's gut Apoſtelbruder ſein.

Nicole.

Das iſt ein Saft, der Tote lebend macht!

Erſter Apoſtelbruder.

Man möcht' ſich drin erſäufen!

Zweiter Apoſtelbruder.

Bei Sankt Peter!
Ich kann mir keinen ſchönern Tod erdenken.
(Zu Andrea:)
Du ſchnalzeſt mit der Zung' wie'n Auerhahn,
Der auf der Balz iſt. Ja, das ſchmeckt!

Andrea.

Der Wein iſt köſtlich! — Aber Bruder Giorgio,
Erklär' mir doch — —

Nicole.

Man möcht' des Teufels werden!
Auch in die frohſte Laune fährſt Du uns
Mit Deiner Redensart, gleich trübem Regen.

Erſter Apoſtelbruder.

So laß ihn doch! Hier ſteht es Jedem frei,
Zu ſagen, was er will. Verbietſt Du ihm
Den Mund, werd' ich ihm Redefreiheit ſchaffen!

Nicole.

Wer ſo viel ſpricht, wie Du, hat guten Grund,
Unnütze Worte zu vertheidgen.

Erſter Apoſtelbruder.

Höll' und Teufel!
Du willſt mich höhnen! Ha, das fordert Blut!
(Nicole und der erſte Apoſtelbruder greifen zu den Schwertern.)

Marcelle.

Wie! Händel? — Auseinander! — Laßt ſie nicht!

Zweiter Apoſtelbruder
(die beiden Streiter trennend).

Ja, auseinander! Und geſchwind ein Lied,

Ein muntres Lied geſungen! — Wein entzweit,
Allein Geſang verſöhnt die Feinde wieder.

Marcelle.

Nun wohl, ich ſinge! Aber ſtimmt auch ein!
(Marcelle ſingt, und die Andern begleiten ihn.)

Nicht plärren wir traurig die Litanei,
Wir ſingen nur luſtige Lieder.
Wir leben ſo fröhlich, und leben ſo frei,
Sind immer beim Trinken und Schlagen dabei,
Als wackre Apoſtelbrüder.
Hababa! Hababa! Hababaha!
Hababa! Haba — Hallelujah!

Der Pabſt iſt ein würdiger, heiliger Mann,
Doch hat er uns nichts zu befehlen.
Er ſtrafe nur tüchtig, wen ſtrafen er kann!
Was gehen denn unſere Sünden ihn an,
Und vollends unſere Seelen?
Hababa! Hababa! Hababaha!
Hababa! Haba — Hallelujah!

Das Faſten, das fiele uns freilich zu ſchwer,
Es macht ja nur Hunger und Qualen.
Doch ziehet ein filziger Krämer daher,
So muß er, und ſträubt er ſich noch ſo ſehr,
Den Ablaßgroſchen uns zahlen.
Hababa! Hababa! Hababaha!
Hababa! Haba — Hallelujah!

Was ſollt' uns ein nüchternes Weihefaß hier?
Wir lieben uns andere Fäſſer!
Fort Roſenkränze und Scapulier!
Wir wählten die Schwerter und Schilde dafür,
Sie nützen und ſchützen uns beſſer.
Hababa! Hababa! Hababaha!
Hababa! Haba — Hallelujah!

(Gegen Ende des letzten Verſes fällt der Vorhang, und die Muſik des Zwiſchenakts fügt ſich ſogleich auf raſſende Weiſe dem Geſange an.)

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Morgendämmerung. Kleines Zelt im verſchanzten Lager der Apoſtelbruder, auf dem Berge Zebello bei Vercelli.

Gerarde
(ſitzt, in Landkarten vertieft, an einem Tiſch, auf dem eine ausgelöſchte Lampe ſteht).

So ... hier am Fluß ... dort deckt uns das Gebüſch ..
Wir wenden uns dann rechts! ... Wenn nur die Nachthut
Den Feind verhindern kann, zu folgen — —
(Draußen rufen und ſchultern die Ablöſungen der Wache. Gerarde ſchaut empor.)
Wie?
Die Lampe iſt ausgelöſcht, und doch wird's dunkel
Im Zelte nicht! — Geſchehen Wunder hier?
(Er zieht den Vorhang auf. Man ſieht die Morgenröthe des Himmels.)
Es iſt ſchon Tag! Das hätt' ich nicht geglaubt;
Ich dacht', es ſei noch tief um Mitternacht. —
Die Stunden fliehen ſo entſetzlich raſch!
Kaum hat man Zeit, die Eine zu betrauern,
So ſchwand ſchon wieder eine Zweite hin.
— Ob Nazarena wacht?
(In die Coulisse ſchauend.)
Der Engel ſchlummert
Und lacht die Morgenröthe roſig an.
Weich hartes Lager trägt die feinen Glieder?

Welch wüſt Gemach umſchließt die Zarterzogne?
Wie muß ſie, wenn ſich nun ihr Aug' erhebt,
Sich ſchaudernd wenden. — Sicher führt ein Traum
Sie heim in ihres Vaters goldne Zimmer ...
Zu ihrem Unglück hat ſie mich geſehn!
Sie könnte jetzt im weichen Reichthum ſchwelgen,
Auf ſeidnen Polſtern ruhn im Ahnenſaal,
Mit leiſem Wink dem Dienertroß gebieten —
Ich aber riß ſie fort in Noth und Elend,
In düſtre Wildniß, in der Feinde Kreis.
Statt Liebesfreuden bracht' ich ihr Entſetzen,
Statt Wonne ſchaukelt Furcht ihr bangend Herz!
Nicht dies allein! In meiner Hand verwandelt
Sich jeder Labetrunk in zehrend Gift.
Bin ich verflucht? ... Verflucht, was ich berühre? ...
'S iſt doch traurig! Stifte einen Orden
Voll Armuth, Demuth und voll Frömmigkeit,
Allein nach einer kurzen Spanne Zeit
Erblick' ich mich an frecher Räuber Spitze,
Und ſträube mich, und kann nicht mehr zurück,
Und bin ein Räuberhauptmann, ſtatt Apoſtel!
Ich bin nicht ſchuldig! Macht und Willen nahm
Das Schickſal mir und gab mir ſelbſt Geſetze.
Du forderſt nicht, Du allgerechter Gott,
Daß wir es büßen, was das Schickſal ſündigt!
Was iſt es nur? ... Ein ſeltſam krauſer Traum,
Der deine Stirn umweht? ... Ein weißer Hauch,
Der, Formen bildend, Deinem Mund entzittert?
Ein Blick ... ein Zucken? — Sei es, was es will!
Es kommt von Dir, und göttlich iſt ſein Urſprung!
Befleckt meine Seele nicht mit Blut,
Wie viel auch ſtrömt! Für Menſchenwürde kämpf' ich,
Die tief in Staub getreten, und für Freiheit!
Der Geiſt iſt freigeboren, wie das Licht,
Von dem er abſtammt — O, vergieb mir, Vater,
Ich konnte ſeines Urquells nicht entbehren!

(Zieht das Zelt wieder auf.)
Und kommt Erleuchtung, blüht ſie auf aus Nacht
An deinem Himmel, ſo erſcheint ſie blutroth;
Wie ſollt' es anders auf der Erde ſein?
— Wer naht ſich?

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Gleich darauf Doleine.

Schildwache
(ruft draußen vor dem Zelt):
Wer da? Gebt die Loſung!

Doleine.
Gott
Und Freiheit! (Tritt herein.) Kühlen Abend, Bruder!

Gerarde.
Wie?

Doleine.
Ich denk', wir kriegen einen heißen Tag.

Gerarde.
Auch bei verletztem Herzen, braver Freund,
Noch immer hell von Sinn und friſch zur That?

Doleine.
Ein Schmerz, der weinen oder klagen kann,
Geſunder eh'r, als einer, der nur lachet.
Doch heute bin ich wahrlich froh! Es geht
Zur Schlacht! Ich ſehne mich, dem Ritter Gri;;i
Zum Brauttanz ſchwerterklingend aufzuſpielen.

Gerarde.
Verſammelten des Heeres Führer ſich?

Dolcino.

Seit Stunden schon sind alle Brüder wach,
Die Führer mustern sie und ihre Waffen.

Gerarde.

So geh' hinaus und ruf' den Kriegsrath her,
Daß wir den Plan zum Kampf gemeinsam prüfen.

(Das Zelt geht auf; Carlo, Nicole und Marcelle treten ein.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen.

Dolcino.

Sie kommen ungerufen.

Gerarde.

Guten Morgen,
Und Dank für Euren Eifer, werthe Brüder.
Euch herzubitten, ging Dolcino just,
Daß wir noch einmal alles wohl erwägen.
Du bist der Aelteste, Carlo! Mach' den Anfang!

Carlo.

Wir liegen hier im sichern Lager, dürfen
Den Feind nicht fürchten. Unser Berg Zebello
Hat mauernsteile Wände, und es wagt
Sich keiner dran empor. Allein wir sind
Wie eingesperrt in einer Rattenfalle;
Statt ihrer Stacheln starren rings umher
Des Feindes Lanzen. Wollen wir hinweg,
Ob rechts, ob links, wir finden stets Verderben. —
Das muß sich ändern und womöglich bald,
Sonst werden wir mit jedem Tage schwächer,
Indeß der Feind an Kraft gewinnt. — Ich stimme
Für Schlacht!

Nicole.

Auch ich und alle meine Zeitgenossen.
Wir leiden Mangel! Nicht ein Kibitz kann
Bei unserm Mahl den Magen sich verderben.
Der Krieger muß Beschwerd' und Frost ertragen,
Doch niemals darf ihm Trank und Speise fehlen.
Im Ueberflusse hat er frischen Muth,
Das Darben macht ihn nur entnervten Memme.
Drum zieht es keine Wahl! — Dort unten liegt
Ein fett'ges Thal, an Früchten überreich,
Es weiden fette Stiere auf den Triften,
Und in den Kellern ruht des Weinbau's Gold.
Wir stürmen nieder, werfen löwenkühn
Uns auf die Feinde, ihre Schaar zerschmetternd,
Dann ist der Landstrich unser Eigenthum.
Noch heut' den Kampf zu fechten, rath' ich an!

Marcelle.

Je eh'r, je besser! ist auch meine Losung.
Nichts macht so schlaff, als Thatenlosigkeit —
Mir zuckt es schon seit Wochen in dem Arme,
Und häng' ich Abends an die Wand mein Schwert,
So rasselt's ungeduldig in der Scheide.

Deleine.

Ich stimme ganz den tapfern Freunden bei,
Sind ihre Gründe mir auch fast entfremdet.
Wie oft erfreut sich nicht aus Bergesquellen,
Von denen Eine trüb, die Andre hell,
Ein einziger starker Strom, im weichem keiner
Verschiedenen Ursprung irgend sondern mag.
Die Zögrung wäre nimmer einzubeln,
Und schneller Kampf ist schon ein halber Sieg.

Gerarde.

Nun wohl! Wo alle Stimmen einig sind,
Bedarf's der meinen nicht ... Wir wollen schlagen!
(Nimmt Schild, Schwert und Helm.)

Dolcino führet ſeinen Trupp hinunter bis
An's Cerva-Ufer. Nicolo gewinnt
Den Seſiafluß, der ſich in jene mündet.
Marcello führt die Nachhut, während ich
Mich grade auf die Stadt Vercelli ſtürze.
Wo Ritter Grizzi mit der Hauptmacht liegt.
Ein tüchtger Poſten bleibt hier oben ſtehn,
Um nothfalls unſer Lager zu vertheidgen. —
Das Weitre ordn' ich draußen, aber hört
Ein kurzes Wort noch: Zucht und Ordnung ſind
Das goldne Friedensblatt im blutgen Kranze,
Der um der Kriegesgöttin Stirn ſich wölbt.
Gehorſam nur und ſichrer Einklang ſiegen;
Die Willkür iſt ein grimmer Vatermörder,
Und ſchlingt Den, der ſie gezeugt, hinab —
Beherzigt das!

(Sich zu der Seite wendend, wo Nazarena ſchlummert.)

Auf freudig Wiederſehn!
Die Jungfrau mög' dich ſchirmen, Nazarena!

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Ein geräumiges und prächtigeres Zelt. Grizzi und Melito kommen.

Melito.

Nur keine Feldſchlacht, Herr!

Grizzi.

Wohlweiſer Pater!
Was habt Ihr bei der Schlacht zu fürchten? Sagt!

Melito.

Ich? ... Nichts! — Doch zeigt das eben: mein Beſchluß
Iſt, ohne Leidenſchaft und Selbſtgefühl,
Allein von kluger Vorſicht abgewogen. —

Kein Kampf ſoll uns die Truppenmacht zerſplittern!
Umſtellt im Baue halten wir den Fuchs,
Und warten ſtill und ruhig, eh er vorzieht,
Sich dort vom Hunger tödten laſſen, oder
Sich ſelbſt in unſre Hände auszuliefern.

Grizzi.

Ein Rath, wie jeder Pfaff ihn geben würde!
Ich bin ein Krieger! Länger mag ich nicht
Unthätig raſtend hier am Berge liegen.
Die Söldner denken ſo wie ich. Sie ſind
Verdrüßlich: wollen kämpfen, wollen ſterben,
Nur feige Lauerhunde nicht mehr ſein.

Melito.

Gilt Euch ein Blutvergießen auch gering,
So fordert doch mein Amt, ihm vorzubeugen.
Unſchuld'ge würden in dem wilden Kampf
Erfliegen, während Schuld'ge beim Getümmel
Entfliehen könnten — —

Grizzi.

Tauſend Zweifel und
Bedenklichkeiten! — Morgen giebt es Schlacht!
Die Sehnſucht peitſcht mich, Nazarena's Mund
So lang mit heißen Küſſen zu bedecken,
Bis ihr die Seele aus der Bruſt entflieht ...
Die tückiſch böſe Seele, die mich haßt
Und höhnet! — Morgen giebt es Schlacht!

Melito.

Ihr könnt
Mit Euren Truppen ganz Italien ſtürmen —
Ich habe nichts dagegen, und das Heer
Des heilgen Amtes, welchem ich gebiete,
Soll Euch ſo Schlacht als Sieg allein verargnen.
Doch dafür, Ritter, mach' ich Euch verbindlich:
Gerardo's Blut gehört den Richtern an!

Er darf nicht auf dem Wahlplatz ehrenvoll
Sein Ende finden, muß lebendig hier
In's Zelt geliefert werden, daß sein Tod
Ein warnend Beispiel sei für andre Ketzer.

Grizzi (halb für sich).

Was Schwerterrauschen für ein hübscher Ton,
Bemerkt man recht, wenn solche Pfaffen schwatzen.

(Man hört draußen Trompeten.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Hauptmann tritt ein.

Grizzi

Trompeten! — (Zu dem eintretenden Hauptmann.)
Sagt, was soll das?

Hauptmann.

Feinde stürmen
Herunter aus dem Lager! Kleine Häuflein,
Doch wohlbewehrt und tapfer, wie es scheint.
Die beiden Flügel unsres Heeres wichen
Beim ersten Anlauf, und des Feindes Macht
Wird nun gesammelt unsre Mitte treffen.

Grizzi.

Nur schnell! — Die Trommeln sollen wirbeln! — Vorn
Die Hellebarden, um dem Stoß zu wehren! —
Ich komme gleich!

Hauptmann (geht ab).

Grizzi

(Schild und Schwert nehmend.)

Das ist mir unerwartet.

Melite.

Nichts ſoll dem Feldherrn unerwartet ſein.

Grizzi

(im Abgehen; ärgerlich).

Auch nicht — daß ihn ein Pfaffe will bekehren?

(Ab. Melite folgt ihm lächelnd.)

Sechster Auftritt.

Freundliche Abendgegend. Im Hinter- und die Stadt Benelli.

Trompetenſignale und Trommelwirbel. Arrestbrüder treiben die Inquiſitionsſoldaten nach der Stadt. Während ſie ſich fechtend über die Bühne ziehn, kommt den letzteren Verſtärkung, und ſie treiben nun die Arrestbrüder zurück. Zwei Soldaten vom Inquiſitionsheere bleiben auf der Bühne.

Erſter Soldat (hinkend).

O weh! Ich hab' 'nen Stich ins Bein bekommen.

Zweiter Soldat.

Mir hat ein Lümmel ſo den Arm zerhackt,
Daß ich die Knochen drinnen knacken hörte.
Er hängt mir nieder wie ein Bündel Lumpen,
Und folgt mir nicht, wenn ich ihn heben will.

Erſter Soldat.

Sieh' nur! — Die Feinde ſtehn! Es ballt ſich alles
Zum dichten Knäul, zum grauen Wolkenwuſt,
Aus dem die Schwerter und die Spieße blitzend,
Wie Wetterleuchten ſprühn. Ich unterſcheide
Nicht mehr, ob Freunde oder Feinde ſiegen. —
Die Räubermönche ſind doch andre Kerls,
Als wir gedacht!

Zweiter Soldat.

Sie kommen mir ſo vor,
Wie Kokusnüſſe, die ein kühner Seemann
Von weitentlegnen Inſeln mitgebracht.

In Doppelſchaalen ſind ſie eingehüllt:
Es deckt ſie erſt ein braunes här'nes Kleid,
Und dann ein harter Harniſch noch, der kräftig
Dem Stahl und Eiſen widerſteht.

Erſter Soldat.

Verdammt,
Wie brennt's in meiner Wunde! — Komm', wir wollen
Vom alten Feldſcheer uns verbinden laſſen.

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Nicolo und Armand, ein Söldner Grisi's, treten von verſchiedenen Seiten auf.

Nicolo.

Steh' ſtill!

Armand.

Was ſeh' ich? Nicolo, biſt Du's,
Mein alter Zeitgenoß aus Spanien? ... Nein,
Wir wollen uns nicht tödten!

Nicolo.

Armand zieh'!
Du warſt zwar immer eine feige Memme,
Doch ſchöne Worte ſchützen heut' Dich nicht ....
Ich ſage, zieh'!

Armand.

Das fällt mir gar nicht ein!
Denn ſchlag' ich mich mit Dir, ſo iſt das Geld,
Das ich Dir bei Valencia leihen mußte,
In jedem Fall verloren. — Hör' nur zu:
Erſchlag' ich Dich, ſo kannſt Du mir nicht zahlen,
Und trifft Du mich, ſo nützt es mir nicht mehr.

Nicole.

Verdammter Feigling! Wie, Du willst mich mahnen?
Du Zuckerkind eines Hasen und neo Zaunpfahls!
Du ungehobelt Vieh! Du geiz'ger Fitz!
Schulmeister soll mein gutes Schwert Dir sein,
Und Dich die Sitte lehren. — Wart', ich mache
Durch unser Gonto einen rothen Strich!
(Armand zieht, und Nicole treibt ihn fechtend von der Scene.)

Achter Auftritt.

Der Bruder Pförtner kommt, ein Schwert in der Hand.

Bruder Pförtner.

Sie ließen mich zurück! Sie dachten sicher:
Der Pierre ist zu gar nichts zu gebrauchen.
Da schlich ich nach, ich fand ein Schwert und nahm's.
Ich will Gerardo nun beschützen! ... Hieb! ...
So recht! ... Ein tapfrer Fechter!
(Er haut bei diesen Worten in der Luft herum.)
Hätt' es nimmer
Gedacht, daß ich noch Kriegsheld werden könnte.
Hahahaha! ... Es ist nicht schwer! ... Hieb! Hieb! ...
Ich kann schon trefflich fechten. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Der Vorige. Von der Seite, der er den Knaben zuführt, tritt ein sehr großer Soldat vom Heere Gerard's auf.

Soldat.

Halt! Da ist
Ein Kerl voll Muth, daß Arm so tapfergewehrt,

Daß er, wo Feinde fehlen, Luft zerhaut.
Das iſt ein Gegner, um ſich Ruhm zu holen.
(Dem Bruder Pförtner zurufend.)
Hierher! Ich halte Stand!

Bruder Pförtner (ihn erblickend).

O, heilge Jungfrau!
Da kommt ein Bär, ein rechter Eiſenfreſſer!
Ach, wär' ich unſichtbar. (Er will entfliehen.)

Soldat (vertritt ihm den Weg).

Du Schurke, ſteh'!
Du kämpfſt wohl blos mit Luft, und reißeſt aus,
Erblickſt Du einen Krieger?

Bruder Pförtner
(auf's Knie fallend und den Degen fortwerfend).

Großer Mann,
Verſchone mich! — Ich bin der Bruder Pförtner!
An's Fechten ward ich nicht gewöhnt, ich will's
Erſt lernen. Kann ich's, fecht' ich auch mit Dir.
Hahahaha!

Soldat.

Du lachſt noch! Willſt mich höhnen?
So nimm den Lohn dafür. (Erſticht ihn.)

Bruder Pförtner.

O, Jeſus Chriſt! (Stirbt.)

Soldat.

Es war ein Jammermenſch, und viel zu ſchlecht
Für meinen Degen. Doch was thut's! Hab' heute
Schon Fünfe umgebracht, nun reicht er hin,
Das halbe Dutzend g'rade voll zu machen.
(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Gerarde mit Truppen von der einen, Grizzi, ebenfalls Soldaten führend, von der andern Seite.

Gerarde.

Unedler Ritter! Endlich hört das Schicksal
Die langgehegte Bitte. — Sei bereit!
Ein Gottesurtheil wird hier ausgefochten;
Nur Einer kommt lebendig von dem Platz.

Grizzi.

So mach' Dein Testament und bete, Mönch!
Ich kenn' Dich nicht, ich hab' Dich nie gesehn,
Doch wer den Grizzi zu beschimpfen wagte,
Der hat's noch immer mit dem Tod gebüßt.

Gerarde.

Nur Thaten gelten hier, nicht große Worte!
Ich bin kein Mädchen, keine schwache Taube,
Wie Nazarena! — —

Grizzi.

Diesen Namen hat
Der Todesengel selber Dir geflüstert,
Daß Du ihm sichre Beute werdest. — Stirb!

(Während die Truppen im Hintergrunde kämpfen, fechten im Vordergrunde die beiden Führer, und Grizzi verwundet Gerarde.)

Grizzi.

Da hast Du's!

Gerarde.

Gott!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Von Dolcino geführt, kommen noch Apoſtelbruder herbei und ſchlagen die Feinde in die Flucht.

Grizzi.

Nun wohl! Es wird genug ſein!

(Er zieht ſich mit den Seinigen zurück; die Apoſtelbruder folgen ihnen.)

Gerardo.

Dolcino, laß den Andern das Verfolgen!
Komm her! Ich hab' ein wichtig Wort an Dich.

Dolcino.

Befiehl nur, Bruder!

Gerardo.

Wenig Stunden ſind,
Ich fühl's, mir von der Zeit noch zugemeſſen.
Vernimm mein Teſtament — —

Dolcino.

Gerardo! Scheuche
Die düſtre Ahnung, deren Eulenflügel
Dich bang und ſchwer umrauſcht.

Gerardo.

O, wüßteſt Du,
Wie koſtbar jeder Schlag des Pulſes mir,
Du würdeſt mich gewiß nicht unterbrechen. —
Dolcino, Dir vertrau' ich unſern Orden!
Du ſollſt ihn führen, wenn mein Auge ſank.
Er iſt erkrankt — an ſeinem Herzen frißt
Ein böſer Wurm — O, ſuche ihn zu heilen!
Mein Streben war ſo kühn, mein Ziel ſo hoch;
Der Welt entfremdet, wählt' ich falſche Wege,
Die, ſtatt zum Himmel, an den Abgrund brachten.
Ich habe lebend ſchon dafür gebüßt, und ſterbe,
Den Irrthum ganz zu ſühnen. — Trefflich biſt Du,
Dolcino, aber kochend wallt Dein Blut . . .

Versprich mir, Dich zu mäß'gen. Weis' und mild
Beschütze, führe, leite unsern Orden,
Und — — nimm Dich auch der Nazarena an!

Doleino.

Gerardo, Du erbleichst ... Der Ton versagt Dir! —
Ha, großer Gott! ein rother Blutstrom quillt
Aus Deiner Seite. Leg' Dich ruhig hin!

Gerardo.

Doleino, laß! Man kann auch stehend sterben. —
Gelobe mir, Du wolltest treu vollziehn,
Was ich im Scheiden Dir an's Herz gelegt.

Doleino.

Ich schwör's bei allem Heiligen, allem Lieben!

Gerardo.

Nun möcht' ich noch — das ist mein letzter Wunsch —
Auf Nazarena's Mund den Abschied küssen.

(Er sieht den Bruder Pförtner todt daliegen.)

Sieh' her! Hier liegt der Bruder Pförtner todt:
Ein friedlich Kind, vom blut'gen Krieg zerschmettert. —
So scheiden all' die Treuen nach und nach!
Wir blieben, wenn wir gar zu lange lebten,
Mit fremden Menschen auf der Erd' allein.
Wir sterben recht zur Zeit! —

Doleino.

Der arme Pietro!
Doch ihm ist wohler, ihn verlacht nun keiner.
Laß' nicht den Traueranblick Deine Seele
Mit Todesflor umziehn ... Du blutest stark;
O komm, daß ich den heißen Quell verstopfe!

(Doleino zieht ihn mit sich fort. — Die Leiche des Bruder Pförtners wird hinweggetragen.)

Zwölfter Auftritt.

Blandina kommt.

Auch hier nicht? ... (rufend) Nazarena! Nazarena! —
Wo find' ich ſie? — Durch' Träume aufgeſcheucht
Aus ſchwererrungnem Schlummer, ſchied ſie eilig
Vom Lager, ließ mich kern allein. Ich flog
Ihr nach, ich wand mich durch die Kämpfer.
Zur Rechten, wie zur Linken tobte laut
Der Schwerter Klirren, wüthend Feldgeſchrei,
Der Schilde Dröhnen und Trompetenſchmettern —
Nicht ſchrecken durft' es mich! Der grauſge Schall
Ward übertönt vom Toſen meines Innern,
Denn bebend ſucht' ich Nazarena's Spur,
Und ließ der Stimme lauten Ruf erklingen.
Doch keine Antwort ward mir, nur das Echo
Verhöhnte mich mit heiſerem Gegenruf. —
Wo iſt ſie? .. Bleich und zitternd frag' ich mich,
Und Angſt durchſtrömt mich, wie am Schreckenstage,
Wo mir die Freundin eingemauert ward. —
O, Nazarena, höre doch! ... Blandina,
Die Freundin ruft Dir!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorige. Dolcino, blaß und verſtört, tritt auf.

Dolcino.

Ihre Stimme iſt's!
Mich täuſchte nicht das grauſenfüllte Ohr.

Blandina.

Dolcino, traſt Du Nazarena nirgends? —
Du ſchüttelſt ... Deine blaſſe Lippe ſchweigt!

Deleine
(im höchſten Schmerze).
O Gott! Ich ſah's, und konnt' ihn nicht erretten!

Blandina.
Was haſt Du? Schrecken hauſ't ſo leichenſtarr
In Deinem Auge. — — Zögre nicht!

Deleine.
Ich hatte
Gerardo, der von Grizzi's Hand verwundet,
An einen Baumſtamm ſorglich hingelegt,
Und war bemüht, den Strom des Bluts zu hemmen.
Doch als ich ſo beſchäftigt vor ihm kniee,
Da kommt Melito mit dem dunklen Schwarm
Der Todesraben leis herangeſchlichen,
Und ſtreckt die Krallen nach Gerardo aus.
Mein Schwert erfaſſend, bohr' ich Einge nieder,
Doch Uebermacht erdrückt mich, ſchleudert mich
Zurück, und hölliſch lachend führt Melito
Die Beute mit ſich fort. — O Gott! O Gott!

Blandina.
Willſt Du durch Jammern kräftge That erſetzen? —
Ermann' Dich! Sammle alle Brüder ſchnell,
Gerardo ſicherm Tode zu entreißen.

Deleine.
Die Brüder ſind geſchlagen, ſind zerſtreut;
Eh' ich ſie finde, iſt er hingerichtet.
Gerardo ſtirbt, und ich muß bleiben. Laut
Vernahm der Himmel meinen Schwur, ich wolle
Den Orden leiten, Nazarena ſchirmen.
Wo weilt der Engel? O, Blandina, komm',
Sie ſuchen — —

Blandina.
Glaubſt Du denn, die Roſe könne
Den Frühling überleben? ... Nein! Sie geht
Mit ihm hinweg.

Dolcino.

So ward mir auf der Erde
Noch Ein Geſchäft — — ein furchtbar Rachetüben.
Ich will's vollführen! Will das Blatt, auf dem
Ich's für die Nachwelt ſchreibe, ſo in Blut
Und Grauſen tauchen, daß es ewig roth
Erglüht — ein ſchrecklich Feuerzeichen!

Blandina.

Wohl!
Ich lieb' Dich nicht, doch heiß nach Rache dürſt' ich;
Der Rache nur gehört mein ganzes Herz.
Wenn Du die Rache biſt, ſo nimm mich hin:
Ich will Dein Weib ſein, das gelob' ich hier!
Doch nicht in Freude, nicht in weicher Luſt
Soll Deine Lippe je die meine küſſen.
Berühren darf mich Deine Hand nur dann,
Wenn ſie vom Blut der Feinde iſt geröthet. —
Dolcino, nicht ſo trüb! Sei froh und lache
Am Hochzeitag, der uns vermählt zur Rache!

(Beide ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Ortig's Zelt.

Ortizzi und der Hauptmann treten auf.

Ortizzi.

Du irrſt Dich ganz gewiß! ... Wie ſollt' es zugehn?

Hauptmann.

Mit ſeinen Ketzerrichtern ſchlich Melito,
Im Schutz der Waffenknechte, durch das Feld,
Wo uns des Kampfes Welle hin und herwarf.
Er fand Gerardo tief verwundet dort,
Und ließ ihn alſogleich in Feſſeln ſchmieden.

Grizzi (halb für ſich).

So wär's gelungen? Nazarena mein! ...
Sie hat den letzten Schutz verloren, muß
Freiwillig ſich in meine Arme werfen.
Ich habe hart um ſie gekämpft. Dem Himmel
Und auch der Hölle hab' ich ſie entriſſen ...
Melito iſt der Hölle Großcembur!
Solch langes Ringen fachte mir die Gluth —
O, ſüßer Tag, wo ich ſie an mich preſſe!

(Zum Hauptmann.)

Iſt alles wohl beſorgt, was ich befahl?

Hauptmann.

Ja! Alles, Herr! — Die Truppen jagen friſch
Dem Feinde nach, und unſre Wachen halten
Das Lager dicht umzingelt ... Keine Maus
Kann ungeſehn entſchlüpfen.

Grizzi.

Gut!

Hauptmann.

Da kommt
Der Pater ſchon mit ſeinem Oberſtiere.

(Ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Grizzi. Melito und Gerarde, der Letztere in Ketten, treten auf.

Melito.

Hier bring' ich unſern und des Glaubens Feind,
Der ſanft gewerden durch den Schmuck der Ketten,
Die ich ihm gab.

Grizzi.

Um Gott! Iſt das — —?

Melito.

Gerardo!

Von Kopf bis Fuß.

Grizzi.

Ihn traf mein Schwert zum Tode,
Er stirbt, eh' Ihr den Richterspruch gethan.

Melito.

O nein! — Ich ließ ihn sorgenvoll verbinden.

Grizzi.

Warum das? ... Kühn gewann er sich den Tod
Auf offnem Schlachtfeld. — Leben darf er nicht,
Doch konntet Ihr ihn still verbluten lassen.

Melito.

Herr Ritter! Meines Amtes hohe Pflichten,
Sie kenn' ich wohl, bedarf der Lehre nie.
Gerardo fiel den Flammen heim, und Sünde wär's,
Nur Einen Tropfen seines schwarzen Bluts
Hinströmen lassen in gelindrer Qual.
Der Ketzer Opferduft ist süß dem Himmel!

Grizzi.

So macht es kurz, und foltert ihn nicht lang'.
Wir beide wollen zum Gerichte treten — —

Melito.

Bemüht Euch nicht! — Das Urtheil ist schon fertig.

(Er zieht ein Pergament hervor.)

Vertheidgen kann sich solch ein Ketzer nicht,
Und ungehört verdammt man ihn zum Tode.

(Zu Grizzi, ihm das Pergament reichend.)

Wollt Ihr das Urtheil etwa prüfen?

Gerardo.

Halt!

Ich protestire wider Euren Rechtspruch,
Denn niemand kann mich richten, als der Pabst

Geleitet mich nach Rom, er soll mich hören.
Honorius ist ein wahrer Ehrenmann —
Er wird mich hören!

Melito.

Trefflich ausgedacht!
Der heilge Vater hätte viel zu thun,
Wollt er um jeden Ketzer sich bekümmern.

Gerardo.

Noch einmal denn: ich protestire laut!
Ihr richtet falsch, der Pfaffe wie der Ritter.
Mit Wuth verfolgt Ihr mich, als ärmste Feinde,
Und statt des Rechtes urtheilt hier der Haß.

Grizzi.

Bewahr' die böse Zunge, Mönch! — Ich bin
Ein Ritter!

Melito.

Prior ich! — Der Kirche und
Des Adels Würden einen sich in uns.
Nur ein Vernorfner, eines Bauern Sohn,
Kann wagen, so mit frechem Lästerwort
Der Gröe höchste Stände anzutasten.

Gerardo.

Das eben ist es! Dieser Eigendünkel,
In dem Ihr Euch zu Göttern träumt, er macht,
Daß Ihr Euch einmals unter's Thier erniedrigt.
Ihr hebt Euch über andre Menschen stolz:
Der Ritter prunkt mit seinen goldnen Sporen,
Der Priester mit dem bunten Meßgewand,
Und nirgends ist die kleinste Spur zurück
Von jener Demuth, die der Heiland lehrte.
Wer einen Stand mißachtet, der sich müht
Mit seinem Schweiß den Hohen Brod zu schaffen,
Der ist nicht werth, daß ihn die Sonne wärmt. —
Da sitzt Ihr in den Schlössern, in den Klöstern,

Und schaut auf Eure Brüder stolz herab.
Einst war auch ich vom blinden Trug befangen,
Nun ist die große Kette mir erklärt:
Aus allen Ständen baut sich unsre Welt,
Und müßte sinken, wenn nur Einer fehlte!

Melite.

Verstumme, Mensch! Dir nützen keine Reden ...
Du stirbst!

Melite.

O, könnt' ich nur die Worte,
Die dolchgeschliffen Euch in's Innre tönen,
Hinaus in's Ohr der ganzen Menschheit rufen,
Ich stürb' ihn gern den reich bezahlten Tod —
Mit Frömmigkeit und Tugend wollt Ihr prangen,
Und kennet nicht die göttliche Natur!
Denn wär' sie Euch enthüllt, dann beugte plötzlich
Der Hochmuth Eurer Seele sich zum Staub.
In Thälern sieht man erst die Berge ragen,
Aus schwachen Quellen füllt sich Strom und Meer:
Der starke Baum, die kleine Wiesenpflanze,
Des Sommers Gluth, des Winters starrer Frost,
Der weiche Thau, der wilde mächtge Blitz
Vereinen sich zum wunderbaren Einklang,
Drum ist Natur so ungetheilt und groß.
Umschlänge solch ein Band die Menschenbrüder,
Dann würden alle glücklich sein und fromm.
Den armen Bauer muß es kränken, muß
Ihn zweifeln machen an Gerechtigkeit
Des Himmels, sieht er sich geschmäht, verachtet
Von Denen, die er mühevoll ernährt.
Der Bauer ist der Grundstein, ohne ihn
Zerfiele Alles ... Gäb' es keine Bauern,
So müßten alle Menschen Bauern sein!

Grizzi.

Du bellst den lichten Mond an, niedrer Hund! —

Wärſt Du dem Scheiterhaufen nicht verfallen,
Entriß ich Deine Schandenzunge Dir.

Gerarde.

Das ſteht Euch frei! — Ich habe ausgeſprochen.

Melito

(öffnet das Zelt, und die Inquiſitoren treten herein. Er lieſt aus dem Pergamente).

Gerarde Zagarelli, angeklagt
Als Kloſterräuber, Ketzer, Kirchenſchänder,
Der fromme Mönche zur Empörung trieb,
Zu Waffen griff, geweihtes Blut vergoß,
Und der ſogar den Glaubensrichtern trotzte —
Er wird dem Scheiterhaufen übergeben!

(Er giebt Gerarde einen Schlag vor die Bruſt, und ſagt zu den Inquiſitoren:)

Das iſt er! Nehmt ihn hin.

Die Inquiſitoren (dumpf).

Zum Scheiterhaufen!

Melito.

Das Urtheil iſt zu milde! — Leider löſcht
Natur die Qualen allzuſchnell durch Tod.
Ich bat die heilige Inquiſition:
Sie möge auf Mittel ſinnen, wie man Ketzer —
Von ſchwerer Pein getödtet — neu erweckt,
Damit man ſie von neuem martern könne.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Hauptmann.

Hauptmann (zu Gerard).

Herr! Draußen ſteht ein Weib, ſo wild als ſchön
Der Anzug ſeltſam — nonnenartig zwar,
Doch tief mit bunten Farben ausgeſchmücket:

Korallen trägt und Blumen sie im Haar.
Wie Wahnsinn flammt es ihr im holden Auge,
Sie ringt sich krampfhaft ihre Hände wund,
Und fleht mich, sie herein ins Zelt zu lassen.

Grizzi.

Die Taube Nazarena! — Bringt sie her!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Hauptmann öffnet das Zelt, und Nazarena stürmt herein.

Nazarena.

Gerardo! Mein Gerardo! Find' ich Dich!
(Sie will zu Gerardo, aber die Inquisitoren schließen einen Kreis um ihn.)

Die Inquisitoren.

Zurück!

Nazarena.

O, laßt mich noch ein einzig Mal
Die Liebesbande meiner Arme feurig
Um seinen stolzen Nacken schlingen, laßt mich
Sein Auge, seine Stirn und Lippen küssen!

Die Inquisitoren.

Zurück!

Nazarena
(vor ihnen auf's Knie fallend).

Ich werfe flehend, bettelnd mich
Vor Euch auf's Knie ... Er ist mein Gatte!
Vergönnet nur ein Abschiedswort mir noch ...
Ich weiß, er geht zum Sterben.

Melito.

Schweige, Weib!
Es hilft Dir nichts! — Des Scheiterhaufens Lohe,

Sie wird ihn heißer bald, als Du, umfangen.
Grellwilde Flammen preſſen ihn an's Herz,
Und küſſen ihn mit glühendrothen Zungen.

Gerarde.

Die letzten Augenblicke, Nazarena,
Verbittre mir durch ſolchen Anblick nicht.
O, flehe auf, und knie' vor keinem Teufel,
Der in der Kutte eines Mönches ſteckt.

Nazarena

(ſteht auf und wirft ſich vor Ritter Grizzi nieder).

Du biſt ein Ritter, biſt kein ſchlechter Mann,
Nur Leidenſchaft ließ Dich Verderben ſinnen.
Ich kenne ſie und ihren mächtgen Drang;
Ich will Dich nicht verdammen ob des Unglücks,
Das Du mir brachteſt. — Denke Deines Schwur's,
Du liebteſt mich! Wenn das nicht Lüge war,
Nicht blaſſer Trug, ſo weißt Du, was ich fühle.
O, ſei nicht grauſam! Sieh, ich will ja nichts,
Als von dem Gatten Abſchied nehmen.

Grizzi.

Ha!
Das Täubchen ſchmeichelt endlich ſanft und mild. —
Laß ihn, er iſt den Mönchen beimgefallen!
Doch freudig ſoll Dir Deine Zukunft ſein.
Um Dich nur hab' ich ſolchen Kampf geführt!
Was kümmern mich die Klöſter und die Mönche. —
Der Preis iſt mein ... ich habe Dich! Du warſt
Ein ſtörrig böſes Kind — Ich will's vergeſſen!
Nun komm' hinweg, Geliebte! Bald umfängt
Mein Schloß uns üppig lockend ... Komm',
Hier iſt kein Ort zur Liebe!

Nazarena.

Lebend nicht
Entfernſt Du mich, bevor ich ihm ein Wort
In's Ohr geflüſtert.

Grizzi.

Folg' im Guten, Mädchen!
Sonst reiß' ich mit Gewalt Dich fort. Du banntest
Mir Liebesgluth ins Herz zurück: sie ist
Ein Feuermeer geworden. Länger darf
Der wilde Brand nicht wühlen: in dem Glanz
Von Deinen Augen, in der Purpurfluth
Von Deinen Lippen soll er brünstig löschen.

(Er will Nazarena mit sich fortziehen.)

Nazarena (sich sträubend).

Maria, Schmerzensmutter, schütze mich!

Gerardo

(der Alles regungslos angestarrt hat, mit klangloser Stimme).

O Gott! Ist's möglich? Ist es wahr? ... Dann glaub' ich
Gerechtigkeit sei Dir ein Flittertand,
Und Laster sei Dein Günstling!

Melito

(hervortretend und die Hand auf Nazarena legend, zu Grizzi).

Haltet ein!
Die flüchtge Nonne kann Euch nie gehören.
Sie kehrt zurück ins Grab, aus dem sie floh,
Und wer es wagen wird, ihr Schutz zu bieten,
Soll selbst den Ketzerrichtern nicht entgehn.

Grizzi.

Ich trotze Dir und Deinen Ketzerrichtern!
Wir haben nichts gemeinsam mit einander:
Mich trieb die Liebe, aber Dich der Haß.
Und käm' der Pabst aus Rom mit allen Heiligen,
Dich fortzuführen, theure Nazarena,
Ich schirmte Dich!

Nazarena.

Entzweit Euch nicht, Ihr Herren!
Es wäre schade um solch edles Bündniß.
Denn einem Andern hab' ich mich ergeben,

Der nah' mit Euch verwandt, doch mächtiger iſt —
Dem Tod gehör' ich! — Seid Ihr ſo geblendet,
Daß Ihr nur denken könnt, ich würde ſchutzlos
Mich in die Höhle wagen, wo vereint
Der Tiger und die Schlang' auf Beute lauern?
Ich habe Gift!

Grizzi.

Das ſchlaue Täubchen will
Mich täuſchen, ſcheint es mir.

Hauptmann.

Nein, Herr! Indem
Ich ihr das Zelt geöffnet, trank ſie haſtig
Aus einem Fläſchchen.

Gerarde

hat ſich, als nach des Hauptmanns Worten Alle auf Nazarena blickten, plötzlich hervorgedrängt und kniet zu ihr nieder).

Meine Nazarena!
Ich danke Dir für dieſen ſchönen Troſt,
Durch den Du mir die letzte Stund' erheiterſt.
Wir ſehn uns bald — recht bald nun wieder!

Nazarena.

Ja wohl ... recht bald! — Mir wird ſo eiſig ſchon
Im Innern ... Deine traute Nähe kann
Die ſtarren Pulſe auch nicht mehr erwärmen ...
Das iſt des Todes ſichres Zeichen mir,
Und freudig grüß' ich ihn. — Gerarde! Nacht
Umhüllt mein Auge ... Ach, ich ſeh' Dich kaum! —
Doch wie? ... Schlingſt Du die Arme nicht um mich,
Und läſſt an Deiner Bruſt mich ſterben?

Gerarde.

Nein'
Solch ſelig Glück iſt mir verſagt, Geliebte,
Denn ſchwere Ketten feſſeln meine Hand.

Allein die Lippen ſind mir frei geblieben,
Drum küſſ' ich Dich zum letzten Sterbewohl! (Küßt ſie.)

Nazarena
(ſich an ihn lehnend).

So kurze Trennung iſt nicht ſchwer! — Gerardo,
Du Lieber, denke mein in Deiner Qual,
Wie ich nur Dein — nur Dein gedenke. — Ach! —
Es ſtirbt ſich leicht! — — (Sie ſinkt.)

Gerardo
(nach einer Pauſe aufſtehend, zu Melito und Grizzi).

Ei, Meiſter, nicht ſo ſtill!
Erfreut Euch doch des ſchöngelungnen Werkes. —
Ich will Euch nicht verklagen! ... Meine Stimme,
Und ſchallte lauter ſie als Donners Krachen,
Sie würde übertönt von dieſem Anblick. —
Nun führt mich ab!

Grizzi (für ſich).

Mir bricht das Herz entzwei,
Und meine Fibern reißen auseinander. —
Es wurde eine Blume eingeknickt,
Wie keine ſchönre je auf Erden blühte!

Melito (für ſich).

Wir ſpielten ein gewagtes Spiel zuſammen:
Verloren haben Alle — — Ich gewann!
(Ein Inquiſitor kommt und ſagt ihm leiſe etwas.)
Gerardo, auf! ... Der Scheiterhaufen flammt!

Gerardo (zu Grizzi).

Mit Gott! Ich gehe ohne Groll von Dir,
Denn freudig kann ich eine Welt verlaſſen,
Die todt und kalt, ſeit Nazarena ſchied. —
Es war zu früh, ich mußte unterliegen,
Doch immer neu beginnt der Gottesſtreit.
Einſt wird ein andrer Mann darinnen ſiegen:
Ich ſeh' im Geiſte eine lichte Zeit,

Sie will mit Blut und Feuer nicht bekehren,
Frei soll der Mensch und frei der Glaube sein.
Des gottbegabten Mannes reine Lehren,
Sie dringen flammend in die Herzen ein,
Daß reiche Blüthen sie und Früchte tragen
Bis wieder eine neue Zeit ersprießt,
Wo, was noch übrig blieb aus unsern Tagen
Wie Nebelgrau am Sonnenstrahl zerfließt.
Statt Glaubenshaß wird Liebe dann gepredigt,
Die Heuchelei ist ferne, wie der Spott,
Und jede Völkerspaltung ist erledigt:
Die Menschen glauben All' an Einen Gott!

(Des Zeltes Hinterverhang fliegt auf, man sieht den flammenden Holzstoß und eine bunte Volksmenge, das Schauspiel erwartend. Während die Inquisitoren, dumpf das „Miserere mei, Domine!" anstimmend, Gerade fortführen, fällt der Verhang.)

Roland.

Trauerſpiel in fünf Akten.

Perſonen.

Kaiſer Karl der Große.
Roland, ſein Neffe. Bertha's Sohn aus früherer Ehe.
Herzog Genelun.
Bertha, ſeine Gattin, des Kaiſers Schweſter.
Balduin, beider Sohn.
Erzbiſchof Turpin.
Olivier, Paladin des Kaiſers.
Alda, deſſen Schweſter.
Gunthar, ein fränkiſcher Fürſt.
Walther, Roland's Dienſtmann.
König Marſilie.
Brechmunda, ſeine Gemahlin.
Runa, ihre Tochter.
Blanſcandiz, ein Araber.
Fränkiſche Paladine, Fürſten und Reiſige.
Arabiſche Häuptlinge und Krieger.

Das Stück ſpielt in Spanien, im Thal von Roncevall; der zweite Akt in Saragoſſa.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Kaiſer Karl's Heerlager in Spanien.
Die Bühne ſtellt ein großes Zelt vor. Bertha und Alda kommen von links.

Alda
(durch den Zeltvorhang ſchauend).

Er iſt noch immer nicht zurück!

Bertha.

Wen erwarteſt Du ſo ungeduldig?

Alda.

Giebt es denn Zwei? — Euren Sohn Roland!

Bertha.

Ich habe noch einen andern Sohn, und Genelun würde es lieber ſehen, wenn Du mehr an dieſen denken wollteſt.

Alda.

Wer kann den Glühwurm bemerken, wenn es blitzt.

Bertha.

Alda, ich liebe Dich wie eine Mutter, und Roland iſt mein Glück, mein Stolz. Aber Genelun hat Dich dem Balduin beſtimmt, darum füge Dich ... wir dürfen ſeinen Zorn nicht wecken.

Alda.

O Mutter, was kümmert mich aller Zorn und Haß! Ja, ich fühle, es iſt vermeſſen, daß ich den Herrlichen zu lieben wage — mit kaltem Tritte ſchleicht die Furcht meiner glühenden Liebe nach. Aber kaum blicke ich in Rolands Auge, dann weiß ich von keiner Angſt, von keiner Sorge mehr, dann lebe ich auf in ſeiner ſtarken, muthigen Seele.

Bertha.

Du biſt mir noch theurer, weil Du ſo feurig von meinem Roland ſprichſt. Sieh Alda, ſein Vater war wie er! Unbezwungen in der Schlacht, und daheim von jedem freundlichen Blick beſiegt. Ja, Roland iſt prächtig und hehr, allein auch Balduin hat ein gutes Herz; er würde Dich auf Händen tragen.

Alda.

Balduin war mir immer ein lieber Bruder. Ich kann an ihm hängen mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit, doch ganz in ihm leben, ganz in ihm vergehen, das kann ich nicht. Verzeiht mir, Mutter, wenn ich Euch Kummer bereite und Vorwürfe von Eurem zweiten Gemahl! Wie Ihr Rolands Vater geliebt habt, ſo liebe ich den Sohn, und wie Ihr Genelun liebt, ſo lieb' ich Balduin.

Bertha.

Ich zürne Dir nicht, und bitte Gott im Herzen, daß er Dich glücklich mache mit Roland, und Roland mit Dir.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Balduin, von rechts.

Bertha.

Kommſt Du aus der Schlacht zurück, mein Sohn? Sind die Feinde geſchlagen?

Alda.

Blieb Roland unverletzt? Was macht mein Bruder? Sprich doch, Balduin! — Großer Gott, Du ſchweigſt! Iſt des Kaiſers Heer beſiegt?

Balduin (beſchämt).

Ich weiß nicht, ob die Feinde geſchlagen ſind, oder wir.

Bertha.

Nicht! Wo warſt Du während der Schlacht?

Balduin.

Ich mußte bei der Nachhut bleiben, und da ich von meiner Warte hohen Staub aufwirbeln ſah, aus dem die Feldzeichen der Unſrigen blitzen, ſo kam ich her, es Euch zu ſagen.

Bertha.

Erkannteſt Du den Kaiſer?

Balduin.

Sein Kronhelm iſt an der Spitze des Zuges.

Alda.

Aber Roland und Olivier ... waren ſie neben dem Kaiſer?

Balduin.

Die Beiden ſah ich nicht! Sie mögen wohl die Schlucht entlang reiten, um früher hier zu ſein.

Alda.

Sie kommen ſchon, ich höre ihren Tritt.

(Sie eilt nach dem Eingang zur Rechten hin.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Roland und Olivier von rechts. Balduin geht ab.

Roland.

Guten Morgen, Mutter! Guten Morgen, Alda! Habt dieſe Nacht hoffentlich beſſer geſchlafen, als wir?

Alda.

Vielleicht! ... vielleicht auch nicht! Wir hatten bange Träume von Tod und Untergang.

Olivier.

Nein, Schweſter, dann tauſchen wir nicht mit Euch! Wir träumten wachend von Kampf und Sieg, und dieſe Träume ſind Wahrheit geworden.

Bertha.

Ihr habt geſiegt? Gott und die Jungfrau ſeien gelobt! — Armer Roland, wie erhitzt Du ausſiehſt! Soll ich Dir einen Kühltrunk bringen?

Roland.

Dank Euch, Mutter! (Auf Alda ſchauend) Mir iſt friſch und wohl!

Alda.

Das Herz klopft mir, als wäre ich dabei geweſen und hätte den Sieg erfechten helfen. Erzähle uns von Euren Thaten, Roland!

Roland.

Erlaß' mir das! Es klingt immer ſo prahleriſch, wenn man ſein eignes Waffenglück beſchreibt. Genug, wir haben geſiegt — weiß ich doch ſelbſt kaum, wie es zuging.

Bertha.

Sollen wir uns an Olivier wenden?

Olivier.

Nein, edle Frau! Roland hat recht. Auch mir widerſtrebt es, eine Schlacht, die ich mit dem Schwert gewonnen habe, noch einmal mit Worten nachzukämpfen.

Alda.

Wie ſeid Ihr Männer doch grauſam gegen uns! Ihr denkt: was geben die Frauen unſre Kämpfe an — ſie wiſſen ja doch nichts vom Krieg. O, könntet Ihr in unſre Herzen ſchauen, während Ihr draußen im Feld ſeid ... wie das wogt

und wallt, wie das hofft und bebt, wie das zuckt und ſtirbt! — Da zeigt uns der erregte Geiſt den Geliebten ... Durindarte, das blanke Gottesſchwert, blitzt ihm in der Hand und mäht die Feinde nieder ... doch ſchwillt uns die Seele vor Stolz und Luſt. Aber nun dringen die Gegner auf ihn ein: von rückwärts ſchwingt ein Heide den ſcharfen, ſchweren Streitkolben über ſeinem Haupt — — ha, jetzt wird er niederfallen und wird ihn tödten! (Sie hat das Ganze in höchſter Erregung geſprochen, und wirft ſich an Rolands Bruſt, als wollte ſie ihn ſchützen.) Gott, o Gott!

Roland
(nach einer Pauſe, erſchüttert).

Vergieb mir, gute Alda! Ja, wir Männer ſind oft rauh gegen Euch, aber gewiß, wir können nicht dafür: die Natur hat uns aus härterem Stoffe gebildet. — Nun, höre nur, meine Alda! Nachdem wir geſtern Nacht ausgeritten, kamen wir früh mit der Sonne an einen Fluß, der die Veſte umfrült, auf die wir's abgeſehn. Die Heiden hatten alle Brücken zerſtört, alle Schiffe fortgebracht, und durch die Fluth konnten wir nicht, denn ſie war bergetief. So ſtanden wir rathlos am Ufer, bis Gott uns Hülfe ſchickte. Es wurde ein Heide gefangen, der uns die Furth verrieth. Nun ging es mit unſern Pferden durch den brauſenden Strom, und wir ſtanden vor der Veſte. — War's nicht ſo, Olivier?

Olivier.

Ja, ja, ſo war's! Roland ſetzte ſein Horn Olifante an den Mund und ließ es gewaltig tönen. Die Erde zitterte von dieſem Schall, Thürme und Mauern wankten, die Wälder rauſchten und die Berge klangen. Da verzagten die Heiden, und mancher von ihnen lag betäubt am Boden.

Alda.

Ein heiliger Schauer durchrieſelt mich bei Deinen Worten, Olivier! Ich denke jener Mitternacht, wo Kaiſer Karl einſam auf den Knieen lag und Gott anflehte, er möge ihm ſeinen Beiſtand leihn, die Heiden aus der Finſterniß zum Licht

zu führen. Goldheller Schein flog durch das tiefe Dunkel, ein Engel trat hervor und sprach: „Karl, Gottes Dienstmann, eile nach Spanien! Nimm dies Schwert und dieses Horn für deinen Neffen Roland. Das Schwert heißt Durindarte, und Olifante heißt das Horn: wen dieses Schwert ereilt, der wird nimmermehr genesen, und des Hornes Klang soll deiner Feinde Sinn verwirren. Nun ziehe deines Weges, damit Du die Krone erringst, die wie der Morgenstern leuchtet!“ Der Engel segnete den Kaiser, dann zerfloß der Lichtglanz und finstre Nacht lag wieder rings umher.

Bertha.

O Roland, ich bin stolz auf Dich, Du wunderbarer Sohn!

Roland.

Still, Mutter! Mit dem Blasen allein kamen wir nicht zum Ziel. Ein heidnischer Krieger, vom Alter gebeugt, richtete sich empor und ermuthigte die Streiter. Sie stießen in ihre Schlachthörner und kamen uns durch die Thore entgegengerannt. Gottfried, des Kaisers Bannerträger, erhob die Fahne und führte uns gegen den Burggraben. Hei, hier gab es einen rechten Kampf! Stählerne Helme wurden gespalten, und was darunter war, ging auch entzwei. Stattliche Schilde lagen am Wege, nur ihre todten Herren noch deckend, und mancher Mutter Kind ward sehnliche Blicke nach den Thürmen der Stadt zurück. Am Graben knäulte sich alles zusammen zum wilden Gewühl: da rissen wir beide uns empor, Olivier und ich, warfen die Tartschen auf den Rücken, und bahnten mit unsern Schwertern eine Gasse für das kaiserliche Heer. Ueber Sterbende und Todte ging's in das Burgthor hinein ... die Stadt war erobert. Gebet und Geheul, Sturz und Fall erfüllte alle Straßen. Da ergab sich Alt und Jung der Gnade des Kaisers, und Erzbischof Turpin, der tapfer mitgefochten hatte, taufte viele Hunderte unter Gottes blauem Himmelsdom. — Bist Du nun mit mir zufrieden, Alda?

Alda.

Zufriedner als ich, können die Engel nicht sein, denen der ewige Vater alles giebt, was sie sich wünschen. Ich habe Dich wieder, Roland! Du liebst mich, und neuer Ruhm umkränzt Dein treues Haupt.

Roland
(drückt sie an's Herz).

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Kaiser Karl ist unbemerkt ins Zelt getreten.

K. Karl
(in den Vordergrund kommend).

Unser Neffe Roland macht es fast zu arg. Man kann ihn nimmer überbieten. Mag eine feste Burg zu erobern, eine holde Jungfrau an's Herz zu drücken sein, überall ist er voraus, und kommt man endlich an, hat er den Sieg bereits errungen.

Alda.

Mein Kaiser, Ihr habt recht, es kann dem Roland keiner widerstehn! Doch darf man sich darüber wundern? Ist er nicht im ganzen Frankenreich der größte Held nächst Kaiser Karl?

K. Karl.

Ei wie artig, Alda! Ich danke Dir. Ein Schmeichelwort klingt süß, wenn es von solcher Lippe kommt. — Nun Schwester, sei gegrüßt! Du bist nicht fröhlich, wie mir scheint.

Bertha.

In meine Freude, Dich unverletzt zu sehen, mischt sich ein Gefühl der Kränkung. Sag mir, warum wird Balduin, mein zweiter Sohn, zurückgesetzt? Warum bleibt er auf ruhmlosem Posten bei der Nachhut, statt daß ihm kriegerische

Würden ertheilt werden? Iſt er nicht aus reinem, adeligem Stamm!

K. Karl
(mit gerunzelter Stirn).

Du willſt die Gründe wiſſen — ſo erfahre ſie denn! Dieſe Junker mit ihrem Adel und ihren glatten Geſichtern gelten mir gering. Sie ſind Weichlinge, die ein Genüge finden an ihrem Stamm und ihren Gütern ... ſolch leerer Stolz macht ſie hohl, wie eine taube Nuß. Wenn ein Bauer klug und tüchtig iſt, kann ich bald einen Edelmann aus ihm machen, aber aus dummen Junkern kann ich gar nichts machen. — Das iſt meine Meinung, Schweſter!

Roland.

Ich habe Euch etwas zu berichten, Oheim! Als ich, dem Heere vorauseilend, mit Olivier ins Lager zurückritt, begegnete uns ein Zug von Arabern. Sie trugen grüne Palmzweige in der Hand, und ſagten uns, ihr König ſende ſie, um ſeine Unterwerfung zu verkünden, allein ich fürchte, hinter ihrem Friedenszeichen lauert der Verrath.

K. Karl.

Wohl möglich, Neffe! Die Seele dieſer Heiden iſt voll Gift. Doch, Gott ſei Dank, unſere Panzer ſind ſtark und haben ſchlechte Waffen nicht zu fürchten.

Olivier.

So dacht' ich auch, mein Kaiſer! Ich ſprach zu Roland: Jene kämpfen mit Tücke und arger Liſt, wir mit Gottvertrauen und guten Schwertern. Wir wollen ſehn, wer ſiegen wird.

K. Karl.

Brav, Olivier! So ſpricht ein rechter Gottesheld! (Er tritt zwiſchen Roland und Olivier, ſeine Hände auf ihre Schultern legend.) Bin ich nicht ein glücklicher Mann? Zwölf Paladine, treu und tapfer, wie die Welt ſie nie geſehen, ſtützen meinen Thron als zwölf gewaltige Säulen. Mein Reich iſt breit

und bedarf ſolcher unerſchütterlichen Pfeiler. Es geht hinauf, bis wo die Eider durch grünes Marſchland in die kalte Nordſee rinnt, und dehnt ſich bis an's lorbeerumſchattete Apenin. Den Oderſtrom grüßt es, der hoch aus Schneegebirgen kommt, und bald wird es auch den Ebro berühren, in deſſen Fluthen ſich die Palme ſpiegelt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Genelun, iſt während des Kaiſers letzter Rede eingetreten.

Genelun (für ſich).

Prahleriſcher Kaiſer!

K. Karl.

Aber das Weltreich, das ich gegründet, hat ein lebendig klopfendes Herz; dies Herz heißt Germanien, und ſeine Pulsader iſt der ſtarkfluthende Rhein. Von dort ſoll neues Leben, neue Bildung durch die Länder ſtrömen. Wir wollen nicht blos mit der Schärfe des Schwertes erobern, ſondern auch mit der Macht des Geiſtes. Dieſe bindet zuſammen, was jene trennt. Griechenlands Kunſt und Wiſſenſchaft ſind geſtorben, aber am Rhein werden ſie wieder auferſtehn und erlöſend hinziehn über die in Dumpfheit ſchlummernden Völker.

Alda.

Majeſtät, wie wunderbar erfreuen Eure Worte! Ihr ſeid der größte Fürſt auf Erden, Ihr gebietet über Staaten, wo ein reinrer Himmel lacht, wo in der heißen Sonne ſaftigere Früchte, als in Deutſchland, reifen, doch die Heimath bleibt Euch vor Allem lieb und werth.

K. Karl.

Kann Dich das erſtaunen, Alda! Blüht unſre Heimath nicht ſo ſtark und ſchön? Iſt ihre Sprache nicht wie das

Volk — herzinnig und kraftvoll? Ich rede manche Mundart, aber beten kann ich nur, wie meine Mutter betete.

Roland.

Wohlauf, mein Kaiser! Das deutsche Wort soll der Adler sein, der unser Banner umkreist, und wenn wir es siegreich bis an die fernsten Küsten tragen, dann wird das beflügelte Wort sich dort niederlassen und die Völker gewinnen helfen mit seiner ungestümen Macht.

K. Karl.

Bei Allem denkst Du an Schlacht und Sieg, Roland, sogar bei unsrer Sprache. Du hast das Herz immer auf dem rechten Fleck.

Roland.

Jetzt nicht, kaiserlicher Oheim! (Alda an sich gehend.) Aber jetzt, denn Alda ist mein Herz.

K. Karl

(halblaut zu Genelun).

Seht, Genelun, wie bei solchem Anblick die Freude aus jedem Auge strahlt! Fürwahr, es giebt kein schöneres Paar auf Erden!

Genelun (eben so).

Erlaubt, mein Kaiser, ich kann diese Verbindung nicht billigen. Mein Sohn Balduin wird mit Alda zum Altare gehn.

K. Karl (wie oben).

Ihr meint doch wohl: um Alda's Schleppe zu tragen, wenn sie sich an Roland vermählt?

Genelun (laut).

Bertha, entferne Dich mit Alda! Ich habe eine Meldung an Seine Majestät den Kaiser.

(Bertha und Alda ab.)

Sechster Auftritt.

Der Kaiſer, Roland, Olivier und Genelun.

K. Karl.

Was haſt Du uns Wichtiges mitzutheilen, Genelun? Deine Nachricht weckt ſchlimme Vorurtheile, denn ſie verſcheucht die Anmuth, ehe ſie ſelbſt zu kommen wagt.

Genelun.

Es ſind Friedensboten vom König Marſilie angelangt. Sie bitten um Gehör und wollen nur Eurer Majeſtät ihre Sendung anvertrauen.

K. Karl.

Ich wußte, daß ſie kommen würden. Dieſer vermeſſene König iſt ſanft geworden durch unſern letzten Sieg. Er weiß, daß uns die Wege zu ſeiner Hauptſtadt offen ſtehen und daß er uns nicht mehr entrinnen kann, darum legt er ſich nun auf's Bitten. — — Die Boten mögen warten!

Roland.

Ja wohl, ſie mögen warten! Das iſt gut für ſie. Wir wollen dieſe ſpaniſchen Heiden ja zur Frömmigkeit erziehn, ſie müſſen alſo auch Geduld erlernen.

Genelun.

Majeſtät, mir ſcheint, es wäre beſſer, den Boten bald Gehör zu ſchenken. Zwar hat der Paladin Roland das Gegentheil angerathen, aber dennoch glaube ich, es iſt eine ſchlechte Kriegsliſt, die Feinde allzulang in unſerm Lager verweilen zu laſſen.

K. Karl
(mit ernſtem Blick).

Schwager, Du biſt ein kluger Mann! Gott gebe nur, daß ich immer Urſache haben möge, mich Deiner Klugheit zu

freuen. — Folgt mir, Ihr Herren! Ich will die Geſandtſchaft jetzt empfangen.

Siebenter Auftritt.

Der Hintervorhang des Zeltes fliegt auseinander, man ſieht eine ſüdliche Landſchaft mit Zelten. In der Mitte der Bühne ſteht auf einer Erhöhung des Kaiſers goldner Thronſeſſel.

Die Vorigen. Erzbiſchof Turpin. Gottfried, des Kaiſers Bannerträger. Palatine, Großwürdenträger und Hellebardierer.

Alle verneigen ſich, als Kaiſer Karl aus dem Zelte tritt. Die Hellebardierer ſchultern. Der Kaiſer beſteigt den Thron; zur Rechten neben ihn ſtellt ſich Roland und dann Oliver, zur linken Turpin und dann Gottfried. Außerdem bleiben noch vier Palatine auf jeder Seite, und daran reihen ſich die Uebrigen.

K. Karl.

Die Boten mögen kommen! Wir ſind bereit, ſie anzuhören.

(Genelun tritt links in die Couliſſe und führt Blanſcandiz mit elf andern, prächtig gekleideten Arabern heraus, welche ſämmtlich Palmzweige tragen.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Blanſcandiz und elf Araber.

Blanſcandiz
(hervortretend).

Nicht fragen darf ich: wo weilt des Kaiſers Majeſtät? Herrlich iſt ſein Antlitz, wie die ewige Sonne, und ſeine Augen flammen wie der Morgenſtern. Darum beugen wir, von ſolcher Pracht geblendet, unſer Knie vor dem gewaltigen Fürſten (Die zwölf Geſandten knieen nieder.) und rufen in Demuth: Heil ſei Dir, unüberwindlicher Kaiſer! Liebe und Ehre werde Dir von allen Völkern der Erde zu Theil! (Sie ſtehen auf.)

K. Karl.

Mit welcher Sendung naht Ihr unſerm Throne? Redet!

Blanſcandiz.

König Marſilie, der in Saragoſſa wohnt, entbietet Dir voll Ehrfurcht ſeinen Dienſt. Sammt ſeinem Volk will er die Taufe empfangen, und will Dir Zins zahlen, ſoviel Du deſſen begehrſt, damit es Dir gefallen möge, ſein Reich zu ſchonen. Unendliche Schätze legt er Dir zu Füßen: edelſchlanke Roſſe, Leithunde und Federſpiel, Perlen und Purpur, gezähmte Löwen und Parder, auch ſiebenhundert Kameele, ſo ſchwer mit Gold beladen, daß ſie ſich beugen unter der Laſt. Darum, Du hoher Kaiſer, befiehl Deinen Fürſten, daß ſie mit ihren Heerhaufen unſer Land verlaſſen. Dann aber berufe einen Reichstag vor Deinen Stuhl zu Aachen. Dort wird König Marſilie mit tauſend ſeiner beſten Helden vor Dir erſcheinen, er wird Dein Lehnsmann werden und Dir noch viele heidniſche Völkerſchaften dermäßig machen.

K. Karl.

Deine Worte klingen ſchön, Du Friedensbote aus Saragoſſa, allein ich habe wenig Urſache, ihnen zu trauen. Dein Fürſt hat das heilige Recht der Völker gebrochen, er hat die Männer, die ich an ihn abgeſendet, tückiſch enthaupten laſſen. Wodurch will er mir nun bewähren, daß er nicht abermals Falſchheit brütet?

Blanſcandiz.

Vergönne mir, o Herr, daß ich die Wolken Deines Argwohns zerſtreuen darf! Mein König hat eine einzige Tochter; keine Jungfrau auf Erden gleicht ihr an Schönheit und Herrlichkeit. Ihr Haar iſt wie die Seide des Morgenlands, ihr Mund wie Rubin, ihr Gang ſo leicht, wie der Schritt einer Gazelle. Ihre Augen ſind dunkel, aber doch ſtrahlend: ſie gleichen der ſternfunkelnden Nacht. Dieſe Tochter, ſein höchſtes Kleinod, will er Dir als Geißel ſenden, und ſie ſoll in Deinem Lager bleiben, bis er alle Gelübde erfüllt hat.

K. Karl.

Bei ſolcher Bürgſchaft darf ich Eures Königs Treue nicht bezweifeln, denn ich denke, wer ſein eigen Kind zum Pfande bietet, meint es arglos. Zwar wäre es nur ein Vergeltungsrecht für den Mord meiner Boten, wenn ich Euch Alle dem Henkerbeil überlieferte, doch Ihr führet Palmen in der Hand. Vor dieſem heiligen Sinnbild zerrinnt mein Zorn. Darum wende ich mich jetzt an Euch, meine Paladine, daß Ihr Eure Meinung ſagt, was wir auf dieſe Botſchaft beſchließen wollen.

Roland.

Mein Kaiſer, wozu dies Dingen und Handeln? Haben wir keine Schwerter mehr? Der König Marſilie iſt ein hinterliſtiger Mann; er will uns berücken mit ſeinem unermeßlichen Löſegeld. Wer gar zu viel verſpricht, der hat nicht die Abſicht, es zu halten. Ich denke, nicht des Goldes wegen ſind wir hergekommen; es war etwas Beſſeres, was uns über Spaniens Grenzgebirge trieb. Sehr übel gefällt mir der Gottesknecht, der Morgens früh in des Herrn Weingarten geht, und noch vor Veſperzeit die Arbeit verläßt, die er zu thun gelobt hat. Deshalb laſſet uns das angefangene Werk vollenden! Führet uns bis an die äußerſten Küſten des Landes, zerſtöret den Unglauben, mildert die Sitten des trotzigen Volkes, und gebet ihm Geſetz und Recht. Dann wird man jubeln in unſrer Heimath, und wir werden dann erſt ſagen können, daß wir Spanien bezwungen haben.

Die Paladine

(geben durch Waffengeklirr ihre freudige Zuſtimmung kund).

Olivier.

Ja wohl, ſo mög' es ſein, wenn es unſerm Kaiſer gefällt! Nicht raſten darf das entblößte Schwert, ehe Marſilie ſammt ſeinem Volke gebeugt und gebunden iſt.

Genelun.

Ihr Fürſten und Herren, wohin entfloh Eure Weisheit, Eure Mäßigung? Die Stimme des erfahrenen Alters wird

vom wilden Gebrause hastiger Jugend übertönt. Es will sich, meines Bedünkens, wenig geziemen, daß Roland jedes bedächtige Wort unterdrückt, denn seine Ehrsucht kennt kein Ziel, keine Grenzen. Sie ist der böse Geist, der ihn zu unversöhnlichem Rath und blutigen Kriegen treibt. Er mag nicht vom Frieden hören, weil es dabei keinen Ruhm zu gewinnen giebt. Was kümmert uns dieser wüste Drang nach Schlacht und Blutvergießen? Die Heiden wollen Christen werden, sie bieten uns ihres Königs Kind zur Bürgschaft an, und Sünde würden wir begehn, wenn wir noch jetzt das Schwert wider sie zückten. Glaubet mir, Majestät, Euer Neffe Roland will den Glanz Eures kaiserlichen Namens verdunkeln, und unüberlegt stimmen die Paladine in seinen üblen Rath.

Roland.

Genelun, es ehrt Euch nicht besonders, wenn Ihr den Feinden mehr Aufrichtigkeit zutraut, als meinen Worten. Sahen wir nicht schon einmal dasselbe trügerische Spiel? Kamen nicht schon einmal Marsiliens Fürsten her, und sprachen von prächtigen Geschenken, und begehrten der Taufe? Sandte Kaiser Karl damals nicht zwei edle Boten mit, und ließ der Heide ihnen nicht das Haupt abschlagen? Seit mein Stiefvater mich so bitter angeklagt, scheint mir das selber wie ein Traum, doch ist es Wirklichkeit, so bitte ich Eure Majestät, uns diesmal die künftige Reue zu ersparen.

K. Karl.

Mit Unwillen vernehmen wir, wie unsere Räthe sich erhitzen, und wie ihre Rede Feindschaft anschürt. Sollen wir zum Spott vor diesen Heiden werden? Bringt sie hinweg, bis unser Rath beschlossen ist!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Blancandrin und die Araber.

K. Karl.

Erzbischof Turpin, Ihr seid ein frommer und ein tapfrer Mann. Euch können wir getrost die Schlichtung dieser Zehde überlassen. Verkündet Eure Meinung, und — bei meinem Kaiserwort! — es soll danach gehandelt werden.

Turpin.

Majestät, ich will bestrebt sein, Eure Huld zu verdienen, und darum rathe ich: entlasset die Araber, doch sendet zugleich einen erprobten Mann nach Saragossa, daß er sich überzeuge, ob die Heiden in Treue mit uns dingen, oder in Arglist. Wen Ihr hierzu bestimmt, dem müssen dann die Andern, wie die Gefahr, so auch die Ehre solcher Botschaft zugestehn.

Roland.

Wohlan, schickt mich, mein kaiserlicher Oheim! Hell ist mein Auge, es entgeht ihm nichts, und ich werde die Herzen dieser Heiden bald ergründen.

K. Karl.

Schweig, Neffe Roland! Du wärst der Letzte, den ich wählen möchte.

Olivier.

Herr, so vertrauet mir die Sendung! Mein Ohr hört gut; ich will auf das geheimste Flüstern unsrer Feinde lauschen.

K. Karl.

Großen Dank für Deinen Eifer, Olivier! Auch Dich entbiete ich nimmermehr. In der Schlacht ist Dein Platz, aber zu Friedensunterhandlungen taugst Du schlecht, denn da strudelst Du, wie Roland, bei jedem Anlaß mit zornigen Worten hervor. Ihr Beide sollt beim Heere bleiben.

Roland.

Nun denn, ſo übertraget die Botſchaft an Genelun. Er hat ein Recht darauf, weil er zuerſt das gefahrvolle Mittel vorſchlug, und wahrlich, ich halte ihn für den Tüchtigſten, es auszuführen. Seine Rede iſt ſcharf geſchliffen, wie unſer Stahl; er wird der Würde des Reiches nichts vergeben.

K. Karl.

Ich theile Deine Anſicht, Roland! Sind meine Paladine einverſtanden, daß Herzog Genelun nach Saragoſſa ziehe?

Die Paladine

(geben, wie oben, ihre Zuſtimmung kund).

Genelun

(nach kurzer Pauſe).

Ich bin bereit, mein Kaiſer! ... Das Beiſpiel iſt lockend, und wird gewiß Nachahmung finden. Wenn die Väter den Söhnen im Wege ſind, ſo ſchickt man ſie ins feindliche Lager, damit dieſe ihre Ränke ungehindert üben können.

K. Karl

(zu Roland, der dem Genelun antworten will).

Wir verbieten Dir, jetzt zu ſprechen, Neffe! (Zu Genelun.) Und auch Du zügle Dein böſes Wort! Du haſt gar keinen Grund zum Groll, denn nicht Roland entſendet Dich, ſondern mein iſt die Botſchaft, welche Du an König Marſilie bringſt. — Man rufe die Mannen dieſes Fürſten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Blanſcandiz und die Araber.

K. Karl

(zu den Arabern).

Unſre getreuen Paladine haben im offnen Rath entſchieden, daß wir Euren König prüfen wollen. Herzog Genelun wird als Friedensbote mit Euch gehn, zweihundert Reiter

begleiten ihn, und ich warne Euch: trachtet nicht nach Verrath. — Dir aber, Genelun, überreiche ich diesen goldnen Stab und diesen Handschuh, zum Zeichen, daß Du in meinem Namen handeln darfst. Ich lege damit den Ausgang unsrer Siege, das Wohl des ganzen Frankenreichs in Deine Hand.

Genelun

(will Stab und Handschuh nehmen, doch der letztere entfällt ihm).

Ha!

Die Palatine

(lassen ein Murren des Unwillens hören).

Olivier (halblaut).

Das ist eine schlimme Vorbedeutung! Ein Bote, der des Kaisers Handschuh fallen läßt, wird seine Sache nie zu gutem Ende führen.

Genelun

(hat den Handschuh aufgehoben und angezogen).

Kaiser Karl, mein Weib ist Eure Schwester! Nehmt sie in Euren Schutz, wenn ich nicht wiederkehren sollte. Roland will sie verstoßen und meinem Sohn Balduin sein Erbe entreißen. Bleibe ich am Leben, so werde ich seinen tückischen Plänen selbst zu begegnen wissen — — er möge vor mir zittern!

Roland (ruhig).

Nie hat eines Mannes Drohung mich geschreckt! Hätte man mir bewilligt, wozu ich mich erboten habe, dann zöge ich jetzt statt Eurer die Straße nach Saragossa. Ihr habt nichts von mir zu fürchten, Herzog! Mir ist mein Bruder Balduin lieb und werth, ich begehre seines Erbguts nicht, und für meine Mutter gebe ich freudig den letzten Blutstropfen hin. Bisher habe ich keine Untreue geübt, wie dürfte ich sonst im Rathe des Kaisers sitzen. Es möchte ihm und mir gar übel geziemen, wenn ich plötzlich ein Räuber würde.

K. Karl.

Entbrennt er von neuem, Euer häßlicher Streit? Haltet Frieden, ich gebiete es, oder Euch trifft mein Zorn. —

Mache Dich auf, Genelun, und ſprich zu König Marſilie: Will er ſich unterwerfen und bekehren, ſo ertheile ich ihm die Hälfte Spaniens zu Lehn, doch will er auch fürderhin die Lüge walten laſſen, will er mir widerſtreben, öffentlich oder geheim, dann werde ich nicht raſten, bis ich Saragoſſa der Erde gleich gemacht habe. Jetzt ziehe unter Gottes Schutz, und ſeine Engel mögen Dich zurück geleiten.

(Während ſich Genelun mit den Arabern zum Abgehen wendet, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Garten zu Saragoſſa: rechts ein Flügel des Palaſtes, in mauriſchem Geſchmack. Mitten auf der Bühne, ziemlich vorn, ſteht ein mächtiger Pinienbaum, von deſſen Zweigen ſeidene Teppiche niederhangen, ſo daß er ein Luſtgezelt bildet. Darunter liegen Polſter zum Sitzen.

Erſter Auftritt.

Brechmunda und Runa, unter der Pinie.

Runa.

Es iſt jetzt immer ſo ſtill und traurig in unſerm Schloß, als ob wir irgend ein großes Unglück zu befahren hätten. Ich muß weinen, wenn ich des Vaters kummervolles Antlitz ſehe. O ſag' mir, Mutter, was ihm fehlt, ſonſt preßt mich die Angſt vor unbekanntem Weh zu Boden.

Brechmunda.

Dein Vater hat wohl Urſache, beſorgt zu ſein. Die Franken halten unſer Land belagert, alle Burgen um Sara-

gessa sind zerstört, wir haben keinen Schutzwall mehr gegen ihre eisernen Wagen. Erobern sie nun die Hauptstadt noch, dann bringen sie Tod und Verderben über uns.

Runa.

Sind sie denn wirklich so schlimm, diese Franken, wie man sie schildert?

Brechmunda.

Noch tausendmal schlimmer! Schreckliche Ungetüme sind sie, mit ehernen Schuppen bedeckt, durch die kein Stahl eindringen kann. Sie glauben nicht an Mohamed, den göttlichen Propheten, und wollen alle Menschen mit Blut und Feuer zu ihrem Glauben bekehren.

Runa.

Ich denke mir, man malt die Franken nur so abscheulich, weil sie unsre Feinde sind, denn ich weiß, daß sie zu einem Weibe beten, zu einer Mutter, die ihr Kind an den Busen drückt. Ach, das ist schön von ihnen, wunderbar schön, und solche Menschen können nicht böse sein.

Brechmunda.

Runa, Deine Worte sind Sünde! Zittre vor diesen Landräubern und fluche ihnen.

Runa.

Nein, fluchen kann ich ihnen nicht! Ich habe Einen von ihnen gesehn ... den würd' ich dann auch verfluchen, und das kann ich nicht.

Brechmunda.

Unglückliches Kind, was sagst Du mir! Wo sahst Du den Franken?

Runa.

Du weißt, daß ich mit dem Vater drüben in der Veste war, ehe die Feinde sie stürmten. Früh Morgens hieß es, Kaiser Karl zöge mit seinem Heer heran, und wir müßten fliehen. Schnell stiegen wir zu Roß und eilten aus der Stadt.

Die Franken waren noch fern an den Bergen. Lauter Stahl und Gold! Die Sonne glühte darauf, sie blendete mich, und ich konnte nichts unterscheiden. Aber mitten im Thale, weit vor den Andern, stand ein Ritter, den sah ich genau. Er war stolz und herrlich, er war stark genug, um alles zerstören zu können, doch man fürchtete sich gar nicht vor ihm, und ich habe auf der Flucht noch oft nach ihm zurückgeschaut.

Brechmunda.

Weißt Du, wie der Ritter hieß?

Runa.

Ja, Mutter! Er hieß Engel. Du hast mir einst ein Bild gezeigt, darauf stand ein wunderveller Jüngling, der trug eine Strahlenkrone um's Haupt und ein flammendes Schwert in der Hand. Das Bild hatten die Franken gemacht, und Du sagtest mir, der schöne Jüngling werde Engel genannt. Darum nenne ich den Ritter ebenso, denn ich erkannte ihn gleich, obwohl er männlicher und prächtiger geworden war, seit man ihn gemalt hatte.

Brechmunda.

Hüte Dich, Runa, daß der Vater solche Worte von Dir höre! Dort kommt er eben, als ob meine Gedanken ihn gerufen hätten. Gehe hinweg, mein Kind! Bete zu Allah und vergiß den Franken.

Runa.

Dann müßte ich mich selbst vergessen, Mutter! (Zur Laube ab.)

Zweiter Auftritt.

Brechmunda, König Marsilie, aus dem Schlosse.

Brechmunda (ihm entgegen).

Mein König und Gemahl, noch immer lagern Wolken

auf Deiner Stirn! Ich bitte Dich, jage die trüben Sorgen fort, und werde wieder froh.

Marſilie.

Hab' auch rechten Grund dazu, Brechmunda!

Brechmunda.

Marſilie, Du grollſt mit mir, und ſagſt mir nicht alles, was Dich beängſtigt. Verdien' ich das?

Marſilie.

Nein! Zwar iſt es noch unvollendet, aber Du ſollſt hineinſchauen in das geheime Spinnennetz, das wir weben. Ich konnte mich der fränkiſchen Mörder nicht mehr erwehren, da gab Blanſcandiz einen klugen Rath. Als mein Bote ging er zum Kaiſer, trug ihm Geißeln und Geſchenke an, verſprach ihm, wir würden Chriſten werden, und flehte um Frieden für unſer Land. Bei dieſem Anlaß wollte er die Schwächen der Feinde erlauſchen, damit wir über ſie herfallen, wenn es Zeit iſt, und ſie Alle zu den Todten ſtürzen.

Brechmunda.

Ich beſchwöre Dich, traue dem Heuchler Blanſcandiz nicht! Heimlich und giftig wie die Schlange, ſchleicht er, und ehe Du es ahnſt, wird er Dich ſelbſt verwunden.

Marſilie.

Mich? Was habe ich von ihm zu fürchten? Sein Gift iſt für die Feinde, der Vortheil für mich. Braucht es denn mehr, als daß ich den Fuß niederſetze, um dieſer Schlange den Kopf zu zertreten, wenn ſie ihn ziſchend wider mich zu heben wagte?

Brechmunda.

Nun, und welche Nachricht hat Blanſcandiz aus dem Lager mitgebracht?

Marſilie.

Erſt vor einer Stunde zog die Geſandtſchaft in Saragoſſa ein; ich ſprach ihn bis jetzt nur in Gegenwart des Franken

Genelun. Diesen hat der Kaiser beauftragt, zu erforschen, ob wir es mit dem Frieden wahrhaft meinen, oder nicht. Aber ich hoffe, der lebendige Prüfstein wird Gold von Stahl zu unterscheiden wissen, und wird das klingende Gold dem Todesstahl vorziehen, der ihm geschliffen ist, wenn er sich unserm Anschlag widersetzt.

Brechmunda.

Dort sehe ich Blanscandiz kommen. Willst Du mit ihm allein sein?

Marsilie.

Nein, Brechmunda! Auch die ferneren Züge des blutigen Schachspiels sollen Dir nicht verborgen bleiben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Blanscandiz, aus dem Hintergrunde.

Blanscandiz.

Endlich treff' ich Euch ungestört, mein Fürst, denn unsre hohe Königin — —

Marsilie.

Sie weiß von allem. Sprich nur! Hast Du des Kaisers Abgesandten schon gewonnen?

Blanscandiz.

Genelun ahnt noch nichts! Er glaubt im Gegentheil, es sei Euch völlig Ernst mit Euren Friedensgelübden. Anfangs mochte er wohl Zweifel hegen, doch ich ruhte nicht, bis sie vor meinen Worten weichen mußten.

Marsilie.

Wie . . . hör' ich recht? Ist das die Klugheit, die man Dir nachrühmt? Dazu wurde die lange Einsamkeit der Reise angewendet? Ganz vortrefflich! — Besser wäre es gewesen,

Du hätteſt Dich dem Geährten vorſichtig entdüllt und ihn durch goldne Verheißungen in unſern Bund gezogen. Dann würden wir dem Ziele näher ſein!

Blanſcandiz.

Bedeutend näher! Aber, mein König, wenn ich dem Beten nun alles mitgetheilt ... wenn er dem Kaiſer treu geblieben wäre? Wie dann? — Ihr möget bedenken, daß er zweihundert Reiſige mit Schild und Schwertern bei ſich hatte, während ich nur über eilf Männer gebot, die Palmen in den Händen trugen. Genelun hätte uns, an Roßſchweife gebunden, zurück ins Lager ſchleifen laſſen, und Saragoſſa's Mauern zitterten bereits. Jetzt aber haben wir den Fremden in unſrer Gewalt, wir ſind die Mächtigern und können ihm furchtlos nahen.

Marſilie.

So hatte ich die Sache nicht bedacht, und that Dir Unrecht. Noch bin ich ein Schüler auf den dunklen Bahnen verrätheriſcher Lüge ... nimm's nicht übel, Blanſcandiz! Du wirſt mich bald zum Meiſter machen!

Brechmunda.

Alſo ſchwebt das Verderben noch über unſerm Haupt? Wir haben nur die Wahl, ob wir uns ſelbſt dem Frankenkaiſer überliefern, oder erwarten wollen, bis ſeine Rieſenkraft uns zerſchmettert.

Marſilie.

Ich entdecke kaum einen andern Ausweg.

Blanſcandiz.

Darf ich in Demuth wagen, Euch meinen guten Willen anzubieten, ſo möchte ſich wohl Rettung für Saragoſſa finden laſſen. Ich ſah, daß Genelun in Zorn aus dem Lager ſchied, und daß er Blicke auf Roland warf, einem gefeſſelten Tiger gleich, der ſeine Beute nicht erreichen kann. Wenn wir den Beten bei dieſer wunden Stelle faſſen, dann werden wir unſer Spiel gewinnen.

Marfilie.

Blanſcandiz, Du haſt zu dem finſtern Gewebe die Fäden angelegt; Du biſt der Einzige, der es vollenden kann. Strenge alle Faſern Deines Geiſtes an, und glückt es Dir, den Untergang der Franken zu bereiten, ſo iſt in meinem Reiche kein Schatz zu groß — Du darfſt ihn fordern.

Blanſcandiz.

Entzieht mir Eure Gnade nicht, mein königlicher Herr, wenn ich Euch ſage: ich habe mir den Lohn bereits gewählt.

Marfilie.

Nun, was verlangſt Du?

Blanſcandiz.

Wenn alles wohl gelingt, dann ſollt Ihr mir die holde Runa zur Gattin geben.

Brechmunda.

Allah il Allah! Du begehrſt mein Kind?

Marfilie (zornerregt).

Blanſcandiz, der Hochmuth hat Dir die Sinne zerrüttet — Du redeſt im Wahnwitz! Wo hat je ein Unterthan gewagt, die Hand nach ſeines Herrſchers Tochter auszuſtrecken? Solch einem Frechen droht — — (Er hält plötzlich inne.)

Blanſcandiz
(nach einer Pauſe, mit liſtiger Demuth).

Was droht ihm, großer König?

Marfilie.

Der Scheiterhaufen — meinte ich. Doch auf Dich findet das keine Anwendung, denn führſt Du aus, was Du verſprochen haſt, ſo ſtellt Dich deine Weisheit jedem Fürſten gleich. Darum vertraue nur und handle muthig!

Brechmunda.

Marfilie, iſt es möglich, iſt es wahr? Dein einziges Kind, die Erbin deiner Lande, willſt Du ihm vermählen?

Marſilie.

Sei ruhig, liebes Weib! Blanſcandiz iſt ja auch von gutem Stamm, und kann er wohl dafür, daß er nicht als Fürſt geboren ward? Dem Einen giebt das Schickſal Land und Leute, dem Andern hohe Geiſtesgaben zum Regieren. (Zu Blanſcandiz.) Noch einmal, gehe hoffnungsvoll an's Werk, und ſei verſichert, Dein Lohn ſoll Deinen Werken angemeſſen ſein.

(Mit Brechmunda ab ins Schloß.)

Vierter Auftritt.

Blanſcandiz (allein).

Gehe nur hin, du ſtolzer König! Mit doppelſinnigen Sprüchen denkſt du mich zu täuſchen? O, ich durchſchaue dich, jämmerlicher Fürſt! Du biſt für die Ehrlichkeit zu ſchwach und zu dumm für die Lüge. Ich ſoll dir wie ein Jagdhund dienen, und wenn ich meine Arbeit gethan habe, wenn ich müde gehetzt bin, dann willſt du mich ſchonungslos in die Berge hinaustreiben. Nun giebt es einen Kampf, Marſilie, zwiſchen mir und dir! Wohl könnte ich mich zurückziehen, könnte lächelnd erwarten, wie der ungeſchickte König alles verderben und ſich die Feinde ins Land lecken wird. Aber das will ich nicht ... mich peitſchen innere Gluthen zur That. Ich muß Runa haben, mag darüber eine ganze Welt zu Grunde gehn! Kaum zeigt ſich ihre Geſtalt meinem Auge oder meinem Traum, dann wallt mir das Blut wie ein ſiedender Quell — dann glühe, dann lechze ich nach ihrem Beſitz. Ich bin dem König zu ſchlecht ... ein vermeſſner Sclave, der den Blick auf die Königstochter zu richten wagt, und den er züchtigen will, ſobald er — durch des Sclaven Hülfe — ſeine Macht wiedergewonnen hat. Darum muß Runa aus Saragoſſa fort, ſie muß ins Lager der Franken! Dort iſt ſie

von allem Beiſtand entblößt, von dort entführe ich ſie, freiwillig oder mit Gewalt. Mir ſoll ſie angehören, mir allein, und eh' ich dieſes Wunderwerk der Schöpfung in den Armen eines Andern ſehe, lieber will ich es zerſtören — vernichten — —

Fünfter Auftritt.

Blanſcandiz, in Gedanken verloren. Genelun tritt auf.

Genelun.

Treffe ich Euch wieder, mein wackrer Reiſegefährte! Aber Ihr ſeid jetzt nicht ſo froh, wie unterwegs, wo Eure friſche Laune mich erheiterte. In tiefes Sinnen verſunken, fand ich Euch hier.

Blanſcandiz.

Ich dachte eben an den Abſchluß des Friedens zwiſchen Euch und uns. Wie glücklich wird Spanien unter dem Scepter des Kaiſers werden! Seit ich den großen Karl von Angeſicht kenne, erſtaune ich nicht mehr, daß ihn die Franken ſo hoch verehren.

Genelun.

Ja, Blanſcandiz, unſer Kaiſer iſt groß, allein er möchte noch größer ſein, und das macht ihn zuweilen kleinlich. Er will alles: Städte zertrümmern und Dome bauen, die Künſte pflegen und Kalender machen, er will eine Welt bezwingen und ſeine Meierhöfe ſelbſt in Ordnung halten.

Blanſcandiz.

Um ſo mehr, ſcheint mir, muß er bewundert werden. Nur Eines mögt Ihr mir erklären — ſah ich doch, daß er Euch ſeine wichtigſten Sendungen anvertraut und daß Euch ſeine

ganze Seele offen liegt. Der Kaiser hat gewaltige, siegreiche Kriege geführt. Vom Lande der Friesen bis zu den Lombarden, von Ungarn bis nach Spanien ist ihm alles unterthan und zinsbar. Nun könnte er den kampfmüden Gliedern Ruhe gönnen, könnte in Frieden und in Freuden leben. Weshalb beschwert er sich immer auf's neue mit maßloser Arbeit, weshalb dringt er immer weiter vor, und zuckt das Schwert über zitternde Völker?

Genelun.

Solche Gedanken erwachen in Euch, weil Ihr ein Heide seid. Kaiser Karl ist Gottes Heerführer auf Erden, und ein Engel flüstert ihm zu: „Gehe dorthin!" Dann giebt es kein Zaudern, kein Rasten mehr ... es muß vollbracht werden! Er setzt sein Leben ein, um Licht und Wahrheit auszubreiten.

Blanfcandiz (bei Seite).

Auf dieser Spur ist nichts zu holen, sie verliert sich im Sande. Wir müssen eine andre Fährte suchen, wenn wir das Hochwild erlegen wollen.

Genelun.

Was sagt Ihr?

Blanfcandiz.

Ich freue mich Eurer Worte, Herr, weil sie zeigen, mit welcher Liebe und Treue Ihr Eurem Gebieter ergeben seid. Möcht' ich doch selber täglich vor ihm stehn und mich in seinem prächtigen Anblick sonnen. Aber zürnet mir nicht, wenn ich noch eine Frage an Euch richte — die fremden Sitten, die ich im Lager sah, reizen meine Neugier. Schon hatte ich die Botschaft meines Fürsten glücklich vor den Kaiser gebracht, und sein Auge schaute so mild, daß ich lauter Gnade und Friedenszusage erwarten durfte. Da plötzlich trat Euer Stiefsohn Roland herzu, griff an sein Schwert, und erregte den Kaiser mit wilder stolzer Rede. Wie geht es zu, daß er sich

dessen erkühnen darf, und warum stimmten die andern Paladine ihm bei?

Genelun.

Rolands Schwertbrüder verlassen ihn nicht, mag er noch so großes Ungemach über uns bringen. Mit thörichter Liebe sind sie ihm zugethan, und was er ersinnen mag, wird ausführt. Sein unruhig klopfendes Herz ist die Sturmglocke unseres Reiches, die immerdar blutige Fehden ankündigt.

Blanscandiz.

Hab' ich Euch recht verstanden, Herr, so brauchte man nur dafür zu sorgen, daß diese Sturmglocke still steht, und überall würde dann Friede herrschen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Auna kommt, bemerkt die Beiden, und tritt hinter die Pinie.

Genelun.

Blanscandiz, Ihr wollet sagen: Tod dem Roland! Meinetwegen! Wer mir den Hochmuth dieses Mannes löscht und seinen Mund verstummen macht, dem will ich die Hand drücken, will ihn als Freund begrüßen.

Blanscandiz.

Herr, ich hatte gestern einen ganz besondern Traum. Aus der Mohnblume des Schlummers stiegen blanke Waffenbilder vor mir auf. Der Kaiser nahm unsre Königstochter als Geißel, er nahm unsern Frieden an, und ritt mit seinem Heerzug in die Heimath zurück. Nur ein kleines Wachtheer ließ er in Spanien, und den Befehl desselben übertrug er an Roland.

Genelun (nachdenkend).

Fürwahr, ein ganz besondrer Traum! — Nun, Blanscandiz, und wenn er zutreffen sollte?

Blanſcandiz.

Dann würde jene Sturmglocke, von der Ihr ſpracht, auf ewig ſchweigen, und mein König würde die reichſten Schätze ſeiner Krone darum geben.

Genelun.

Ich verſtehe Euch! ... Aber Kaiſer Karl?

Blanſcandiz.

Aachen iſt weit von Saragoſſa.

Genelun.

Wohlan, ich bin Euer Bundesgenoß, und will alles aufbieten, damit der Kaiſer, bevor er ſcheidet, Spanien unter Rolands Obhut ſtellt. Inzwiſchen ſammelt König Marſilie ſeine Macht, jedoch heimlich, ſonſt könnte der Plan mißglücken. Sobald die Hufen der fränkiſchen Roſſe den Abhang jenſeits des Gebirgs berühren, ſchicke ich Euch Nachricht: Ihr ſtürzt Euch aus dem Hinterhalt und metzelt Roland nieder.

Blanſcandiz.

Allah wird Euren Worten die Erfüllung geben, mein Fürſt und Herr! Jetzt aber möge es Euch gefallen, in das Schloß zu treten. Ich flüſtere nur dem König zu, daß Ihr unſer Verbündeter ſeid, und Ihr bringt ihm dann des Kaiſers Botſchaft laut und offen.

(Genelun geht ins Schloß. Als Blanſcandiz ſich nach der andern Seite entfernen will, tritt ihm Runa entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Blanſcandiz. Runa.

Runa.

Elender Meuchelmörder!

Blanſcandiz.

Runa, Du haſt gelauſcht!

Runa.

Mich führten die guten Geiſter hierher, damit ich den Anſchlag der böſen vernichten ſoll.

Blanſcandiz.

Du biſt die Tochter unſeres Königs und künftig dieſes Landes Herrſcherin. Du ſollteſt mir danken, wenn es mir gelingt, uns von den Franken zu befreien.

Runa.

Heuchler! Decke nicht mit dem goldnen Mantel der Vaterlandsliebe Deine Schande zu — man ſieht, daß er Dir nimmer angehört.

Blanſcandiz.

Runa!

Runa.

O, die Franken müſſen treffliche Männer ſein, da Du nach ihrem Leben trachteſt! Und vor Allen jener Roland, auf dem die ganze Wucht Deiner meuchleriſchen Pläne ruht ... wer iſt er? Ich könnte ihn lieben, weil Du ihn haſſeſt!

Blanſcandiz.

Roland iſt ein Ungeheuer, eine Hyäne, die ſich nur wohl fühlt, wo es Leichen giebt. Er ſchont den Greis nicht und nicht den Säugling an der Mutter Bruſt. Sein Blick iſt Blut, ſeine Nähe Verweſung!

Runa.

Wie die Lüge mit ſchwarzer Schrift auf Deiner Stirn ſteht! Glaube nicht, Blanſcandiz, Du könnteſt mich bethören. Ich weiß, daß ich ein Faden in Deinem Truggewebe ſein ſoll, doch hüte Dich, Du haſt eine falſche Wahl getroffen. Ja, ich werde mitgehen zu den Franken, aber ſchützend werde ich in ihrem Lager über ſie wachen, und ſie warnen, wenn Verrath geſchlichen kommt.

Blanſcandiz.

Runa, Du ſprichſt im Wahnſinn! Unſern Feinden willſt Du die Hand bieten, willſt ihnen entdecken, was ſie bedroht?

Runa.

Das will ich mit der Hülfe Gottes, der die Treue ſchirmt und den Mord vereitelt.

Blanſcandiz.

Nun wohl, ſo ſei gewiß, ich bleibe Dir nahe als Dein unſichtbarer Schatten. Deine Lippe werde ich belauſchen, und ehe ihr ein gefahrbringendes Wort entellen kann, ſoll Dich mein Dolch durchbohren. — O Runa, Runa, Du haſt mich zur Raſerei getrieben! Ich drohe Dir mit dem Tode, Dir, die ich ſo glühend unauslöſchlich liebe!

Runa.

Du liebſt mich ... liebſt mich wirklich? Rede doch, Blanſcandiz! Hu, es überläuft mich kalt, als ob mir eine Eidechſe die Bruſt berührt hätte.

Blanſcandiz.

Ja, ich liebe Dich, Runa! Du biſt der Preis, nach dem ich ringe, und mein mußt Du werden. Wenn Du mich auch verachteſt, wenn Du Dich auch wie die Taube windeſt, der ein Stößer folgt, Du kannſt mir nicht entflieh'n. Beim Himmel und bei der Hölle ſchwöre ich Dir: ich liebe Dich, Runa! Meine Adern kochen, wenn ich Dir nahe bin ... ich will, ich muß Dich beſitzen!

Runa.

O Blanſcandiz, nimm dieſe Liebe zurück, und gieb mir Deinen Haß dafür ... ich flehe Dich an! Haſſe mich tödtlich, und ich will Dir danken, aber liebe mich nicht mehr, denn wie Du mich liebſt, ſo mögen die Geiſter des Abgrunds den Menſchen lieben, den ſie verfolgen, bis ſie ſeine Seele hinunterziehen können in ihr ſchauerliches Reich.

Blanſcandiz.

Nuna! Dein Beben, Deine Angſt zittert mit Wolluſt in meinem Herzen nach. Wenn Du Dich ſträubſt, werden Drang und Gluth nur immer ſtürmiſcher angefacht, und jubelnd ruft es dann in mir: Du biſt mein — nie ſoll ein Andrer Dich umfangen!

(Ab ins Schloß.)

Achter Auftritt.

Nuna (allein).

Gott, Gott! Deine Welt iſt ſo ſchön ... warum duldeſt Du, daß ſolch ein Scheuſal ihre Pracht entſtellen darf? — Mein Entſchluß iſt gefaßt! Ich will mich als Geißel zu den Franken bringen laſſen. Blanſcandiz hat den Saamen des Verderbens ausgeſtreut, doch wo ein Keim deſſelben ſich entfaltet, will ich ihn zerknicken, ehe er ſeine Giftblüthe treiben kann. Ein ſchweres Werk liegt vor mir ... wohl fühle ich mich ſtark dazu, aber wird meine Kraft auch ausdauern bis zur Vollendung? — O gute Mutter im Himmel, zu der die Franken beten, gieb Du mir Muth und Stärke, daß ich Deine Getreuen vor Meuchelmord behüten mag!

(Zur Linken ab.)

Neunter Auftritt.

König Marſilie und Genelun kommen aus dem Schloſſe. Blanſcandiz und vornehme Araber folgen ihnen.

Marſilie.

Du biſt des Kaiſers Bote?

Genelun.

Ja, edler Fürſt!

Marsilie.

Ich grüße Dich als einen willkommnen Gast, und bitte Dich, mir Deine Botschaft anzusagen.

Genelun.

Kaiser Karl gebietet Euch durch mich, daß Ihr Euch unterwerfen und bekehren sollt. Erfüllet Ihr seinen Befehl, so will er dem Volke Frieden geben und Euch mit der Hälfte Spaniens belehnen. Weigert Ihr Euch dessen aber, dann wird er Euch von neuem mit Waffenmacht heimsuchen, wird Euch aus Saragossa jagen und die Städte des Landes verwüsten.

Marsilie
(an's Schwert fassend).

Halte ein, verwegner Franke! Darfst Du es wagen, mich auf meinem eignen Boden zu schmähen und mir Gesetze vorzuschreiben. Ich will dem hochmüthigen Kaiser zeigen, daß ich Herr in Saragossa bin ... Dein Blut soll dem Beweis als Siegel dienen!

Blansandiz.

Um Allah's willen! Mäßigt Euch, mein König!

Genelun.

Ha, Marsilie, jetzt erkenne ich Euch! Unter dem Schutz der heiligen Völkersitte, die den Boten unverletzlich macht, kam ich zu Euch, und Ihr wollet Gewalt an mir üben. Verrath ziemt sich schlecht für Könige, doch seid Ihr nach meinem Blute lüstern, so nehmt es nur — ich werde nicht ohne Rache sterben!

Blansandiz.

Ihr habt nicht wohlgethan, mein König, den fränkischen Gesandten zu beleidigen. Er ist ein weiser Fürst! In seiner Macht steht es, Eure Krone, Euer Reich zu retten, und er bot die Hand zur Freundschaft.

Marsilie.

Ein angeborner Jähzorn riß mich fort und ließ mich sagen, was mich jetzt gereut. Zürne mir nicht mehr, Herzog

Genelun, und trage diesen Mantel zum Zeichen der Versöhnung. (Er hängt ihm seinen Mantel um.) Mit diesem Schmucke angethan, darfst Du in meinem Lande befehlen, wie ich selbst. Nimm Dir von meinem Golde ungezählt, aber hilf mir, daß ich Deinen stolzen Kaiser beuge.

Genelun.

Den Kaiser Karl wird niemand beugen, als Gott! Mag er schlafen oder wachen, eherne Helden schützen ihn, und Eure Kriegsmacht würde vor ihnen zerstäuben, wie dürrer Sand vor der Windsbraut. Mit offner Fehde ist nichts gethan, wenn Ihr ihm aber Eure Tochter als Geißel darbringt, dann verläßt er Spanien, und — — mein Beistand soll Euch nicht entgehn!

Marsilie.

Ich füge mich allem, was Du angeordnet hast. Nur von meiner Runa trenne mich nicht: sie ist das einzige Kind, das Allah mir gegeben.

Blancandiz.

Woher mit Einemmale diese Wandlung, königlicher Herr? Habt Ihr mir nicht geboten, dem Frankenkaiser zu sagen, Eure eigne Tochter solle ihm Bürgschaft sein für die Bedingungen des Friedens?

Marsilie.

Ja, so sprach ich damals! Doch jetzt, wo die Stunde der Trennung naht, jetzt ist mir, als ob mit Runa die Sonne meines Lebens scheiden müßte. O, Genelun, erhöre meine Bitte, und führe mir dies Kind nicht fort: der Kaiser soll die Söhne und Töchter meiner reichsten Fürsten zum Unterpfand haben.

Genelun.

Gern möchte ich Euren Wunsch erfüllen, aber es kann nicht sein! Gerade dies Erbieten bewog den Kaiser, Euren lügnerischen Verheißungen zu glauben und den Frieden anzunehmen. Kein anderes Pfand hätte ihm so fest für Eure Treue

gebürgt, denn Karl iſt ein Vater, der ſeine Kinder zärtlich liebt. Brächte ich nun die Königstochter nicht, dann würde er Arges denken, und ſeine gute Meinung wäre rettungslos verloren.

Marſilie.

Du forderſt ein ſchweres Opfer von mir! Biſt Du auch Vater? Wohl, dann wirſt Du es begreifen. — Meine Tochter ſoll mit Dir gehn! Blancandrix, rufe ſie und laſſe den Troß der Diener ſich zur Reiſe rüſten. (Blancandrix ab.) Dir aber, Genelun, lege ich das liebliche Kind an's Herz! Schirme meine Runa, daß ihr kein Leid geſchehe — Allah wird es Dir vergelten!

Genelun.

König Marſilie, zweifelt Ihr an mir? Um Euretwillen wage ich viel, ſehr viel, und wenn Ihr für Eure Tochter beſorgt ſeid, ſo kennet Ihr die Franken ſchlecht. Kein Einziger ſteht in ihren Reihen, der fähig wäre, eine Jungfrau zu beleidigen; jeder Ritter würde ſie mit ſeinem Blute ſchützen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Runa und Blancandrix.

Marſilie.

Du warſt immer gut und gehorſam, Runa! Willſt Du mir heute einen großen Wunſch erfüllen?

Runa.

Gewiß, mein Vater! Wenn ich irgend kann.

Marſilie.

Unſer Land iſt von den Feinden bedroht, uns kummervoll zagt mir das Herz. Doch der Kaiſer hat ſich erboten, ſeine Macht in Frieden über die Grenze zu führen, wenn Du ihm

Geißel für meine Treue bleiben willſt. — Laß Dich nicht ſchrecken von der Thräne, die aus meinem Auge rollt! Nicht Angſt um Dich, ſondern Furcht vor der Trennung hat ſie mir erpreßt.

Runa.

Deine Thränen freuen mich, ſtatt mich zu betrüben. Du ſollſt ſehen, Vater, daß ich ihrer würdig bin. Ich will den Herzog ins Krankenlager begleiten.

Blanſeanrix
(leiſe zu ihr).

Runa, ſei feſt und ſtark! Ich folge Deinen Schritten und rette Dich aus jeder Gefahr.

Runa
(eben ſo).

Ich kenne nur Eine Gefahr, das iſt Deine Nähe, und Rettung durch Dich wäre mir Untergang.

Genelun.

Wenn der Kaiſer Eure Tochter ſieht, König Marſilie, dann muß er Euch vertrauen. Sie iſt eben ſo muthig als ſchön, und ein köſtlicheres Kleinod hätter Ihr ihm nicht verpfänden können.

Marſilie.

Ja, Herzog Genelun, Runa iſt ein köſtliches Kleinod. Viele Kronjuwelen ſchmücken mir die Stirn, über blühende Provinzen herrſcht mein Scepter, aber ſtolz bin ich nur auf dieſes Mädchen. O hüte ſie, Herr, wie eine weiche Blüthe, vor dem rauhen Sturm, dem ſie entgegengeht. Und Du komm' her, meine Runa, daß ich Dich zum Abſchied ſegne.

(Er legt die Hand auf Runa's Haupt. Pauſe.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Brechmunda ſinkt athemlos auf dem Schloßthor.

Brechmunda.

Runa, meine Tochter, biſt Du da! (Sie umarmt Runa.)

Runa.

Was hat Dich ſo erregt, liebe Mutter?

Brechmunda.

Allah ſei gelobt, daß ich Dich gefunden! Im Schloſſe hört' ich, wie ein Diener dem andern zuflüſterte, man wollte Dich als Geißel zu den Franken bringen, und mit Entſetzen dachte ich, Du wäreſt ſchon hinweg. Aber es war gewiß nur eine Lüge, die ich vernahm. Marſilie, ſei barmherzig und ſage: es war eine Lüge!

Marſilie.

Nein, Brechmunda, Du haſt die Wahrheit vernommen! Unſre Runa zieht als Friedensbotin zum Kaiſer Karl: ſie reist mit dieſem ritterlichen Fürſten, und folgt ihm willig, denn ſie weiß, welch' hohen Dienſt ſie mir erzeigt.

Brechmunda.

Marſilie ... es iſt unmöglich! Du willſt Dein Kind den Feinden überliefern? O, thu' es nicht! Grauſe Ahnungen umſchwirren mich — wir würden unſre Runa niemals wiederſehn.

Marſilie.

Spare Dir alle Bitten ... ſie helfen nicht! Herzog Genelun empfing bereits mein Wort.

Brechmunda.

So wende ich mich an Deine Großmuth, Fränke! Reiße das einzige Kind nicht aus dem Elternhauſe. Verlangſt Du durchaus eine Geißel ... ich werde Dir folgen. Ich bin kräftiger als ſie; ſie kann das harte Lagerleben nicht ertragen

und würde Euch sterben. Herzog Genelun, ich will flehend Dein Knie umfassen, was ich besitze, will ich Dir geben, nur meine Runa lasse mir.

Genelun.

Mir blutet die Seele bei Euren Worten, aber es läßt sich nicht ändern, deshalb beruhigt Euch, edle Königin!

Brechmunda.

Gott, Gott! Man stößt mich überall zurück! Fühlt denn niemand Mitleid mit den Leiden einer Mutter? Blanscandiz, Du sagtest heut, Du liebtest Runa — jetzt beweise es. Ersinne einen Rath, daß sie nicht fortgeschleppt werde — fortgeschleppt in den Tod.

Blanscandiz.

Mächtige Königin, was kann ich thun, wo mein Fürst und Herr gesprochen hat? In's Unvermeidliche muß man sich fügen ...

Runa.

Mutter, sei getrost! Ich gehe ruhig und gottvertrauend zu den Fremden. Unter den Feinden giebt es oft Ehrenmänner, wie es unter den Genossen Bösewichter giebt. Die Franken fordern mich zur Abwehr des Verraths, und ich will ihren guten Glauben nicht betrügen, ich will ihnen eine getreue Bürgin sein.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Genelun's und Runa's Begleiter, im prachtigen Zuge, treten auf. An ihrer Spitze ein wohlgeschmückter Zelter, von zwei Arabern geführt.

Brechmunda.

Ha, da sind die Schergen, die dem Kaiser mein Kind als Blutpreis bringen sollen! (Sie wirft sich vor dem König auf's Knie, während sie Runa umklammert hält.) Herr, halte ein mit diesem schreck-

lichen Beginnen! Laß Deine Tochter nicht von Dir ... die Reue wird sich sonst zu spät an Deine Seele krallen. Du zitterst vor dem Zorn der Franken? Wohl! Mögen sie räuberisch über das Land hereinbrechen und alles verwüsten. Niedergebrannte Städte kennen wieder aufgebaut, zerstörte Tempel neu errichtet werden, aber niemals ruft man ein gemordetes Kind ins Leben zurück. — Marsilie! Ich habe Runa unter dem Herzen getragen, habe sie geboren und genährt! Ich habe ein Recht an sie, darum laß Dich erbitten, und nimm mir meine Runa nicht!

Marsilie.

Wozu das nutzlose Flehen, Brechmunda? Die Nothwendigkeit drängt gebieterisch, und Runa muß als Geißel zu den Franken.

Brechmunda.

Nun, so möge Gott sich ihrer erbarmen!

(Sie sinkt ohnmächtig zusammen.)

Marsilie.

Jetzt, ohne Zögern — fort!

Runa

(beugt sich nieder und küßt die Mutter, dann geht sie schnell zu dem Pferde; Genelun hebt sie hinauf).

Lebe wohl, mein Vater! Lebe wohl!

(Während der Zug sich in Bewegung setzt, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Im Lager des Kaisers.
Offene Gegend mit Zelten und dem Stuhl des Kaisers, wie im siebenten Auftritt des ersten Aktes.

Kaiser Karl. Genelun.

K. Karl.

Ich habe Dir großen Dank zu sagen, Genelun! Du benahmst Dich bei der Sendung nach Saragossa mit Vorsicht und Geschick. Ich theile ganz die Meinung, welche Du von dem aufrichtigen Sinn des Königs Marsilie hegst. Doch nicht seine kostbaren Gaben überzeugten mich, sondern die Anmuth seiner Tochter. Wer ein solches Kind zur Bürgschaft läßt, der hat sicher nicht die Absicht falsch zu sein.

Genelun.

Runa's Mutter weigerte sich der Trennung, aber Marsilie drang darauf, denn er sehnt sich nur nach Frieden und nach Eurer Freundschaft, Majestät!

K. Karl.

Als ich das junge Mädchen sah, wurde ich recht innerlich ergriffen ... ich dachte an meine eignen Kinder. Wäre die Arme verzagt gewesen, hätte sie mich mit Trauerblicken angeschaut, ich würde sie unverzüglich ihren Eltern wiedergegeben

haben. Aber Runa blieb treu, und ſchloß ſich wie eine liebende Schweſter an Alda, deshalb mag ſie nur im Lager bleiben.

Genelun.

Ja wohl, mein Kaiſer, laſſet das Mädchen hier! Ihre Anweſenheit beruhigt Euch und giebt Euch volle Sicherheit, daß Marſilie den beſchworenen Frieden halten wird. So könnt Ihr alſo einen Verweſer einſetzen für die ſpaniſchen Lande und könnt Euch mit der Maſſe des Heeres zur Heimath wenden.

K. Karl.

Es zieht mich freilich wie mit Demantketten nach Aachen hin. Weib und Kinder warten meiner, die Geſchäfte der Regierung häufen ſich zu Bergeslaſten, und Wittekind hat unter den Sachſen neue Empörung angefacht. Ich muß in ihre Marken dringen und ihnen die Schärfe des Schwertes zeigen, denn nicht eher hab' ich Raſt, als bis dieſer heiße Kampf vollſtändig gewonnen iſt.

Genelun.

Mein Kaiſer, warum ſetzet Ihr nur ſo viel Blut und Schweiß an die Unterjochung der Sachſen? Euer Reich iſt eine Welt an Größe: hundert gefittete Völkerſtämme beugen ſich Eurem Scepter. Entſaget doch der Fehde wider die verwilderten Männer: ſie fechten furchtbar, zahlloſe Frankenſöhne werden noch im Streite untergehn, und was iſt der Preis des Sieges über ſolch ein Bärenvolk?

K. Karl.

Ein Bärenvolk — den Namen haſt Du gut gewählt, und darin liegt der große Sieg, den wir erringen können. Ja, ſie ſind rauh wie die Bären in ihrer Sitte, in ihrem Muth, in ihrem Glauben. Nun aber denke Dir, Genelun, wenn die Ueberkraft der Sachſen durch Bildung gemildert wird — was müſſen das für Leute werden. Ihr Kern iſt tüchtig: ihre Seele voll Muth, ihr Geiſt voll Feuer. Sieh

nur den alten Wittekind, ihren Bannerherrn! Oft hat er mich gekränkt, hat mir meine Krieger erschlagen, meine Burgen geschleift, doch ich vermag nicht, ihn zu hassen. Wie ein ehrner Löwe steht er in der Schlacht.

Genelun.

Und wozu wollt Ihr die Sachsen verwenden, wenn sie Euch botmäßig geworden? Sobald sich die Bildung unter ihnen ausbreitet, werden sie dann nicht wie andere Völker sein?

K. Karl.

Nein, sie bleiben ein junger grüner Baum, voll Saft und Mark, und einen solchen gebrauche ich, um seine Reiser auf die erschlafften Stämme zu pfropfen, die mein Reich bewohnen. Genelun, das Herz sagt mir: aus der Mitte dieser Sachsen geht noch manche geistige That hervor, stark genug, eine schlummernde Welt in ihren Grundvesten zu erschüttern.

Genelun.

Wohlan, mein Kaiser! Je mehr Euch an der Bezwingung des Sachsenvolkes liegt, um desto weniger darf ich Euch eine Nachricht verbergen, die so eben aus Aachen angekommen ist. Durch Eure Entfernung sicher gemacht, sind jene ungezügelten Horden bis an den Rhein vorgedrungen und hausen dort fürchterlich. Es ist hohe Zeit, daß Ihr erscheint, um sie in Ihre Grenzen zurückzujagen.

K. Karl.

Dank sei es Deinem Eifer, Schwager, ich kann Spanien sorglos verlassen, und meine Banner sollen sturmschnell nach Aachen ziehn. Ehe die Sonne in's Meer sinkt, lasse ich einen Vicekönig wählen, und führe die Hauptmacht meiner Krieger fort. — Doch Genelun, noch Eins! Es lag etwas zwischen Dir und Roland . . . eine kalte Mauer, die Eure Herzen trennte. Wer von Euch die Schuld trug, will ich nicht ermitteln, doch ich bitte Dich, begrüße Deinen Stiefsohn freundlich, wenn er Dir begegnet.

Genelun.

Majeſtät, ich traf bei meiner Rückkehr Roland nicht im Lager. Er iſt auf einen Streifzug aus.

K. Karl.

In einer Stunde kommt er; ſein Vortrab iſt ſchon hier. Ich wiederhole es, Du kannſt mir eine rechte Freude machen, wenn Du Dich mit Roland ausſöhnſt. Willſt Du das?

Genelun.

Es iſt mein Stolz, mich Euren erſten Dienern beizuzählen, und Eure Worte ſind mir ſtets Gebot.

K. Karl.

Brav, Genelun! Unverſöhnliche Leute mag ich nicht, ſie ſind immer falſch. Ich danke Dir für das Verſprechen. (Ab.

Zweiter Auftritt.

Genelun (allein).

Behalte den Dank nur, Kaiſer, er möchte Dich gereuen! Du haſt mir das Wort abgenommen, mich mit Roland zu verſöhnen, und ich halte es Dir. Der Tod verſöhnt ja alles! Ja, der Tod! So lang er athmet, ſteht zwiſchen ihm und mir der Haß. — Warum mag ich ihn wohl ſo unausſprechlich haſſen? ... Das iſt ganz gleich! Kinder fragen: warum, doch Männer handeln. Ich haßte ſeinen Vater, als er mir Bertha's Liebe ſtahl; ich haßte den Sohn ſeit dem Tage, wo er das Licht erblickte, denn er war Bertha's Sohn, ohne der meinige zu ſein. Später, als mir ein Knabe geboren ward, verdoppelte ſich mein Haß. Rolands Daſein iſt ein Raub an Balduin! Ueberall verdunkelt er ihn, drängt ihn zurück — auch Alda und ihren großen Brautſchatz will er ihm nehmen. Wie die Gluth eines Feuerberges, ſchwoll der Gedanke in mir, den Verhaßten von der Erde zu tilgen, und nur in ſei-

nem Blute löscht dieser Gedanke aus. Jetzt endlich naht die Stunde der Erfüllung, endlich soll der lodernde Brand aufhören, der mir jahrelang das Hirn und die Seele verzehrt hat. Schon ist die Sonne gesunken ... ich brauche nur den Pfeil darauf zu legen, und Roland stirbt! ... Er sterbe! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Alda und Runa kommen.

Runa.

Schwester, wie lange ist es nun, seitdem ich zu Euch kam?

Alda.

Es sind drei Tage, Runa!

Runa.

Drei Monde willst Du sagen! Wie Vieles habe ich in dieser Zeit gelernt, was mir zuvor fremd gewesen — wie gut, wie herzlich gut bin ich Dir geworden, meine Schwester! Eine neue Zauberwelt umgiebt mich hier. Eure Ritter sind kühn, aber dennoch mild, und mitten unter ihnen der Kaiser Karl ... das ist ein hoher, prächtiger Herr! Er braucht keine Krone zu tragen, man beugt auch ohne sie das Knie vor ihm.

Alda.

Ja, unser Kaiser ist ein gottgeborner Held, und es giebt viel edle Männer im Frankenheer. Aber den Edelsten kahst Du noch nicht ... der heißt Roland.

Runa.

Ha, wie groß, wie schön muß dieser Roland sein, meine Alda, daß die Erinnerung an ihn Dich so durchlodert. Im Strahl Deiner Augen sehe ich seine schimmernde Pracht.

Alda.

Meine Augen sind nur ein matter Spiegel für Roland, den alle Welt bewundert. Und nun, Runa, denke Dir die Seligkeit, denke Dir den Stolz dieses Wortes: Roland liebt mich! Ich darf ihn an die Brust pressen, wenn er von seinen Siegen heimkehrt, und darf ihn umschlingen mit meiner unendlichen Liebe.

Runa
(nach einer Pause).

Sage mir, Schwester, was ist die Liebe? Oft habe ich sie genannt, doch es war ein unbewußter Hauch, wie wenn man vom Himmel redet. Ich kann mir keine Vorstellung, weder vom Himmel, noch von der Liebe machen, weil ich sie noch nicht kenne.

Alda.

Es läßt sich schwer erklären. Wer nicht liebt, findet alles übertrieben, was man ihm sagen kann, und wer liebt, dem kommt die glühendste Umschreibung kalt und herzlos vor. Liebe ist ein Blumenkelch, der sich plötzlich in unsrer Seele entfaltet. Ihr Duft berauscht durch eine wundersame Mischung von Schmerz und Glück, von Stolz und Demuth, von Hoffen und Verzagen, von Leben und Tod. Das alles fühlen wir zugleich . . . das Herz will uns zerspringen, und doch sind wir überglücklich im Besitz der quälenden Gefühle.

Runa
(ist anfangs still, dann ruft sie freudig).

Alda!

Alda.

Nun, Schwester?

Runa.

Jetzt weiß ich es . . . ich liebe auch!

Alda.

Wen? Darf ich seinen Namen wissen?

Runa.

Weiß ich ihn doch ſelber nicht. Ich nenne ihn Engel, wenn ich einſam mit ihm koſe. Nur einmal habe ich die ſtrahlende Erſcheinung erblickt, aber ihr Bild will nicht verlöſchen. Seitdem hat ſich die Blume der Liebe in mir entfaltet, und athmet all die ſtürmiſchen Empfindungen aus, die Du geſchildert, Alda!

Alda.

Noch theurer biſt Du mir, da ſich auch hier unſre Seelen im Einklang begegnen. Doch erzähle mir, wo Du den Engel geſehn, der Dir die Seele bezaubert hat.

Runa.

Vor einer grauen Burgveſte ſtand er, ein Herold Gottes, und forderte die Beſatzung zur Uebergabe auf. Das ganze Thal leuchtete von ſeiner unnahbaren Schönheit, und ſeine Rede klang mir im Herzen wieder — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Roland tritt ſchnell in die Scene.

Roland.

Alda! Meine Alda! (Alda eilt ihm entgegen und reicht ihm die Hand.)

Runa
(vor Ueberraſchung zitternd).

Das iſt er!

Alda.

Wer?

Runa.

Der Engel, den ich ſah und den ich liebe.

Alda.

Du biſt im Traum, Schweſter! Beſinne Dich!

Runa
(druckt ihre Hände an die Bruſt, und ſagt mit dem Ausdruck frommer Betheuerung).

Nein, Alda! Glaube mir ... es iſt ſo, wie ich ſagte!

Roland.

Ich stehe sprachlos ob der Wunder, die mich umrauschen. Eine Fremde, die Du Schwester nennst, und die mich mit holdem Worte grüßt ... Wer ist die Jungfrau?

Alda.

König Marsilie's Tochter, welche Genelun als Geißel mitgebracht.

Roland.

Fürwahr, ein unschätzbares Pfand! Der Friede, den sie verbürgen soll, wohnt in ihrem Antlitz. — Wie kam es, daß Du mich für einen Engel hieltest? Bin ich denn anders, als die andern Menschen?

Runa.

Vergieb mir, wenn ich Dich beleidigt habe.

Alda.

Runa traf Dich drüben bei der Veste, die Ihr letzthin zerstörtet.

Runa.

Ich war mit meinem Vater dort, doch wir flohen, um dem Tode zu entgehn.

Roland.

Zwei Gestalten bemerkte ich; sie jagten auf schnellen Rossen nach dem Walde — — das waret Ihr?

Runa.

Ja, Fürst Roland! Dort sah ich Dich, und weil ich Deinen Namen nicht wußte, nannte ich Dich Engel, denn Du gleichest einem Bilde, das die Mutter mir gezeigt hat. Darauf steht ein herrlicher Jüngling, der trägt ein feuriges Schwert in der Hand — —

Alda.

Sprich doch nicht so kindisch, Runa! Was soll der Roland davon denken?

Roland.

Laſſe ſie nur, Alda! Unſere Sitten ſind ihr fremd, aber ich höre ſie gern. Ihre ſchuldloſe Rede klingt lieb und fromm.

Runa.

Nimm meinen heißen Dank für Deine Güte! Ich bin ſo unerfahren und alles iſt mir hier ſo neu, daß ich mich ſelbſt beinahe verliere. Daheim hatte ich keinen der mir die Räthſel aufſchloß, die in uns ruhen. Seit dem Augenblick, wo Du mir erſchienen warſt, klagte und jubelte es unaufhörlich in mir. Ich wußte mir's nicht zu deuten, und eben erſt hat mir Alda offenbart: es ſei die Liebe.

Roland.

Das thateſt Du, Alda?

Alda.

Konnte ich denn ahnen, daß Du der Engel ſeiſt, den Runa liebt!

Roland.

Wenn Du das zuvor gewußt, würdeſt Du ihr auch dann die dunklen Gefühle ſo ſorgſam erklärt haben?

Alda.

Gewiß, Roland, auch dann! Was kann uns inniger erfreuen, was kann unſre Bruſt mit größerm Stolz durchflammen, als wenn der Mann überall Bewunderung und Liebe findet, deſſen Herz uns angehört. Dann fühlen wir uns mächtig und erhaben, .. dann feiert unſere Seele ein Siegesfeſt, wie die Eure nach gewonnener Schlacht.

Roland.

Ich preiſe den Gott der Liebe, daß er mich das Höchſte und Herrlichſte finden ließ — den Himmelsſtrahl, der aus ſeinem ewig milden Auge auf die Erde niederblitzt — die Liebe. Unſer Leben treibt uns immerfort zu Kampf und Blutvergießen, auf jedem Schritt begegnet uns der Tod, und

das Herz würde im kalten Harnisch erstarren, wenn die Liebe es nicht erwärmte mit ihrer glühenden Macht.

Alda.

Jetzt muß ich zum Kaiser, Roland! Er hat mir scherzend aufgetragen, ihm Deine Ankunft zu verkünden, weil Du gewöhnlich früher zu mir kommst, als zu ihm. — Runa!

Runa
(aus tiefem Sinnen aufgeschreckt).

Was?

Alda.

Willst Du nicht mit mir gehn?

Runa.

Ja wohl, Alda! (Sie folgt ihr, sieht sich aber noch einmal nach Roland um und begegnet seinem Blick. Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Roland (allein).
(Er bleibt eine Weile nachdenkend stehn, dann sagt er träumerisch.)

Ein wunderbares Mädchen! ... Ist mir doch zu Muth, wie in den Tagen der Kindheit, wenn man mir bunte Mährchen erzählte. Da drang es süß und schmeichelnd in mein Ohr ... ich hörte von goldnen Feenküsten, von himmelsschönen Zauberinnen, und lebte mich so tief in die Erzählung hinein, daß mir alles Wahrheit wurde. — Wahrheit? — Kann und darf mir denn dies holde Mährchen Wahrheit werden?

Sechster Auftritt.

Roland. Genelun kommt und ſieht plötzlich vor Roland. Als dieſer ihn bemerkt, wendet er ſich zum Abgehen.

Genelun.

Bleibe, Roland! Ich habe mit Dir zu ſprechen.

Roland.

So bitt' ich, machet es kurz! Ich muß zum Kaiſer.

Genelun.

In deſſen Auftrag komme ich. Zwar iſt es ſeltſam, daß der Sohn — und wenn es auch der Stiefſohn wäre — dem Vater ausweicht, während ihm dieſer die Hand zur Verſöhnung bieten will ... allein, man ſieht jetzt manches Unerwartete. — Roland, der Kaiſer wünſcht, wir ſollen unſern Zwieſpalt beſeitigen. Ich hege keinen Groll gegen Dich, und wenn ich neulich, im ungeſtümen Eifer, harte Worte zu Dir ſprach, ſo laſſe ſie vergeſſen ſein. Wir wollen wieder Freunde werden!

Roland.

Mit frohem Herzen ſchlage ich in Eure dargebotene Hand! — Keinem Menſchen trug ich einen Haß nach, am wenigſten Euch, Vater! Ihr aber kränktet mich im Angeſicht der Ritter durch bittern Vorwurf. Seid überzeugt, ich liebe Balduin, wie man einen rechten Bruder nur lieben kann. Sein Arm iſt nicht ſo ſtark als der meinige, darum will ich ihm ſchützend zur Seite ſtehn, und wehe Jedem, der Balduins Eigenthum anzutaſten wagt.

Genelun.

Roland, Du zeigſt es: zum wahren Muth geſellt ſich ſtets der Edelmuth! Ich danke Dir nicht mit Worten, denn ich hoffe, bald findet ſich Gelegenheit, meinen Dank durch Thaten zu beweiſen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Turpin, Olivier, Paladine und Ritter.

Olivier.

Da treffen wir Euch ja! Euch beide ſuchten wir eben, denn wir haben einen wichtigen Rath zu halten.

Roland.

Zwar bin ich im Rathe ſchwach wie ein Kind, doch ſagt mir wenigſtens: was giebt es zu berathen?

Olivier.

Ja ſo! Du weißt noch nichts von unſerer großen Neuigkeit. König Marſilie hat ſich allen Forderungen gefügt; der Friede mit ihm iſt geſchloſſen. Schon werden die Roſſe geſattelt, das Kriegsvolk rüſtet ſich zum Abzug, und wir ſollen einen Vicekönig küren.

Turpin.

„Ihr habt mir Spanien erobert", ſprach Kaiſer Karl, „darum habt ihr auch das Recht, aus eurer Mitte den Fürſten zu ernennen, der euch tüchtig ſcheint, hier über Land und Burgen zu gebieten, wenn wir Andern ferne ſind. Jeder von euch verdiente dieſe Würde, und um keinen zu verletzen, entſage ich meiner Stimme ganz. Gehet ſchnell an's Werk, ihr Fürſten! Gott möge eure Herzen lenken, daß ihr den rechten Mann erkennt, und bei der heiligen Jungfrau ſchwöre ich: eure Wahl ſoll unantaſtbar ſein ... ich will den Erwählten mit Spaniens Krone ſchmücken." — So ſprach der Kaiſer, und wir erfüllen nun unſere Pflicht.

Roland.

Laſſet uns nicht länger zögern! (Sein Schwert ziehend.) Wohlauf, zur Königswahl! (Alle Uebrigen entblößen gleichfalls ihre Schwerter, und bilden einen Halbkreis.)

Turpin.

Fürſten und Paladine! Die Arbeit, welche wir vor uns haben, iſt nicht leicht. Es ſtehen nur tapfere, tüchtige Män-

ner in dieſem Kreis, und jeder wird zögern, einen Ritter zum Vicekönig vorzuſchlagen, weil er bedenkt, daß auch die Andern alle des hohen Amtes werth ſind. Aber ſchon neigt ſich der Tag, und unſere Wahl muß entſchieden werden. Deshalb — ſprecht einen Namen aus!

Genelun.

Ihr edlen Herren! Mir leuchtet die Schwierigkeit dieſer Wahl nicht ein. Wohl ſind alle Verſammelten würdig, Spanien zu beherrſchen, aber Einer iſt der Würdigſte. Ich meine niemand, als meinen Sohn Roland. Ihr wißt, ich war erzürnt auf ihn, allein ich bereue jene Wallung, und habe zur Verſöhnung gern den erſten Schritt gethan. Daß dieſe nicht blos von der Lippe, ſondern aus dem Herzen kam, deß ſollt Ihr mir Zeuge ſein, Ihr theuern Kampfgenoſſen, denn ich bezeichne Roland zur Königswahl. (Freudige Bewegung unter den Paladinen.) Lebt irgend ein Mann auf Gottes prangender Erde, der den Heiden furchtbar wäre, gleich ihm? Wo ſie ihn erblicken, fliehen ſie, wie vor dem Feuer. Er wird das wilde Volk im Zügel halten, er wird dem Kaiſer dies köſtliche Land getreu bewahren — alſo möge Roland Spaniens König ſein.

Olivier.

Das war ein wackrer Vorſchlag, Herzog Genelun! Wir wollen Eurem Rathe folgen und Roland wählen.

Die Fürſten und Paladine
(ihre Schwerter zuſammenſchlagend).

Wir küren Roland zum Könige! Heil Dir, König Roland! Heil!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kaiſer Karl, Alda und Runa kommen. Die beiden Letzteren bleiben ſeitwärts im Vordergrunde.

K. Karl.

Ich höre Schwerter klirren, als Zeichen daß die Königswahl vollendet ſei.

Turpin.

Sie ist vollendet, Majestät!

K. Karl.

Und welchem Ritter gabt Ihr Eure Stimmen?

Turpin.

Dem besten Ritter der Christenheit — Eurem Neffen Roland. Er soll über Spanien herrschen, wenn Ihr nach Aachen heimkehrt.

Runa
(halblaut).

Großer Gott!

Alda.

Was ist Dir, Runa? Was erschreckt Dich so?

Runa.

Ein plötzlich Unwohlsein ... ein heftig Schmerzen in der Brust, doch gibt es schon vorüber.

K. Karl
(nachdem er einen Augenblick sprachlos gestanden).

Wer hat mir das getan? Roland ist immer meine rechte Hand gewesen ... ich bin verstümmelt, wenn er mir entrissen wird. Wer war es, der Eure Wahl gerade auf Diesen lenkte? — Ihr schweigt! Suchend irrt mein Blick durch den Kreis und bleibt haften auf dem Antlitz eines Mannes. Sein Mund ist stumm und ernsthaft, aber lachend blitzt sein Auge, als ob er sich des Sieges freuen möchte. Genelun, warst Du es, der Roland zu der Königswürde vorschlug?

Genelun.

Ja, Majestät, ich war's, und ich bin stolz, daß ich zu solcher Wahl geraten habe.

Runa
(für sich).

Ha, dieser Mörder spannt nun die Todesnetze aus, die er in Saragossa mit Blancandiz web.

K. Karl.

Durch ſchwarzen Undank lohnſt Du mein Vertrauen, Genelun, und ich ſchaue tief in Deine Seele. Allein es iſt zu ſpät! O warum mußte ich die Warnungsbilder unbeachtet laſſen, die ein Schutzengel mir im Traum gezeigt. Geſtern Nacht, als mich der Schlaf übermannt hatte, glaubte ich mit meinen Rittern in einer engen Felſenſchlucht zu ſtehn: ich trug die Lanze in der Hand. Da ſchlich Genelun hinter mir, er griff plötzlich nach meiner Waffe und wollte ſie mir entreißen. Mit aller Macht widerſtand ich ihm, der Lanzenſchaft brach, und jeder von uns hatte ein Stück deſſelben. Voll Zorn warf er das ſeine zu Boden, doch es erhob ſich und zog im lichten Flammenſchein durch die Lüfte empor. Der Himmel glühte feuerroth, man mußte das Auge geblendet niederſchlagen, und es krachten die metallnen Wurzeln der Berge.

Genelun.

Mein Kaiſer! Eure Gerechtigkeit wird ſo hoch gerühmt, daß ich unmöglich denken kann, Ihr wollet mich verantwortlich machen für eine bunte Seifenblaſe, für ein Traumgebild. Nach meiner innerſten Ueberzeugung rief ich Rolands Namen aus, und alle Paladine jauchzten mir freudig zu. Waren wir im Irrthum befangen — wohl! Ihr ſeid gebietender Herr! Vernichtet unſern Spruch, und laſſet einen andern Vicekönig küren.

K. Karl.

Genelun, Du weißt ſehr genau, daß ich geſchworen habe, die Wahl der Fürſten ſolle gültig ſein. Roland muß alſo in Spanien bleiben, und alles Unglück, was daraus entſteht, es komme über Dich.

Genelun.

Es komme über mich, mein Kaiſer!

Roland.

Kaiſerlicher Oheim, zürnet meinem Vater nicht! Gewiß, er hat es brav gemeint! Gebt mir getreu das Land zu Lehn:

man hat mich erkoren, dessen Hüter zu sein, und meine Freunde sollen sich nicht in mir täuschen. Im Namen Gottes will ich das Banner von Spanien empfangen, will es tragen zu Ehren unseres Glaubens, und will ihm treu bleiben bis in den Tod.

Alda
(zu Nuna).

O sieh ihn, meine Schwester, wie verklärt er dasteht, der göttliche Held! Begeistert strahlt sein Angesicht, jede Furcht ist seiner Seele fremd. Du hattest recht: er ist ein Engel!

Nuna.

Alda, mir schauert, als wenn ich sämtlich gefrocken hätte. Die Engel wandeln nicht auf Erden, sagtest Du . . . ihre Heimath ist der Himmel.

K. Karl.

Nun denn, wir müssen tragen, was der Herr bestimmt! Es giebt hier keinen Ausweg mehr. Wir wollen unsern Abschied vorbereiten und dann das letzte Amt begeben, das uns in Spanien noch erwartet. Folgt mir, meine Fürsten! (Alle ab, außer Nuna.)

Neunter Auftritt.

Nuna (allein).

Nun ist alles verloren! Roland bleibt in diesem unheilvollen Lande: man wird mit furchtbarer Uebermacht sein kleines Heer zerschmettern und wird Roland morden. Ihn wird man morden, den ich so unsäglich liebe, und ich bin seine Mörderin! — — Als Friedensbotin kam ich her! Mit offenen Armen nahmen die Franken ihres Feindes Tochter auf . . . sie ahnten nicht, daß der Verrath mir folge auf unheerbarer Sohle. Ich aber wußte das und entdeckte es ihnen nicht . . . das Wort erstarrte mir; ich hatte ja die Schmach

des eignen Vaters bekennen müssen. Erst jetzt zeigt sich mir der meuchlerische Plan in seiner ganzen Schrecklichkeit — erst jetzt, wo er mich selbst, wo er mein Leben betrohr, denn giebt es für mich wohl ein Leben ohne Roland? — Bald schlägt die gräßliche Stunde, aber noch ist es Zeit, den Todesstreich in seinem Lauf zu hemmen. Enthülle ich den Anschlag, dann braust zwar der Sturm des Krieges von neuem über meine Heimath, und ich bin ewig aus Rolands Nähe verbannt. Schweigt meine Lippe dagegen, so zieht Alda mit dem Kaiser fort, ich bleibe hier bei Roland, und kann mich jeden Tag im Anblick des Geliebten sonnen. — — Ha, welche Stimme spricht das in mir? Sei still, du höllische Schlange ... du willst mich Rolands unwürdig machen! Nein, ich werde zeigen, daß ich werth bin, ihn lieben zu dürfen! Ein frischer Muth, ein froher Stolz durchzittert mich ... ich gehe zum Kaiser und entdecke ihm alles. (Sie thut einige Schritte, hält aber plötzlich inne.) Großer Gott! Ich darf ja nicht, sonst liefere ich meines Vaters Haupt unter das Henkerbeil. Eine Vatermörderin ... mir grauset! — Diesseits Tod und jenseits Tod! Der Vater oder der Geliebte geht durch mich ins Grab. O, ihr Mächte der Finsterniß, gebt mich los aus euren Banden! Ich kann mich nicht mehr retten ... wildes Feuer brennt in meinem Hirn ... ich fühle den Wahnsinn der Verzweiflung!

(Sie will hinweg.)

Zehnter Auftritt.

Anna. Alda kommt ihr entgegen.

Alda.

Da bist Du ja, Schwester! Ich suchte Dich. Roland ging in's Zelt des Kaisers, um dessen Befehle zu empfangen, und auch Du entziehst Dich mir in unsrer Abschiedsstunde. Ist das recht?

Runa.

Alda — Dich führt der Himmel mir entgegen! Eile zum Kaiser, wirf Dich ihm zu Füßen, und flehe ihn an, er möge Spanien nicht verlassen.

Alda.

Mädchen, was erregt Dich so? Dein Busen fliegt, Dein Auge flammt, Deine Stimme zittert.

Runa.

Eine unselige Ahnung empört mir das Blut. Grauenhafte Gestalten flattern an mir vorüber, und sie sind nicht Traum, sondern Wirklichkeit. — Alda, zögre nicht! Fliege zum Kaiser, oder Roland ist verloren.

Alda.

Die Trennung erschüttert Dich zu sehr, Schwester! Komm an mein Herz und besänftige Dich. Blicke auf mich ... ich muß von dem Verlobten scheiden, aber ich bin freudig, denn bald werde ich ihn wiederhaben.

Runa.

Du weißt nicht was Du sprichst und thust, Alda! Deine Ruhe ist gräßlich; lächelnd siehst Du, wie Roland ins Verderben geht. O, wenn ich dürfte ... Allah! Du prüfst mich gar zu schwer!

Alda.

Was ist es nur, das Dich so ängstigt, liebe Runa? Schütte es vertrauend in meinen Busen aus ... sage mir alles, was Dich quält, und Dein thränenvolles Herz wird sich erleichtern.

Runa.

Nein, nein! Ich kann es Dir nicht sagen. Spräche ich, so wäre es das furchtbarste Verbrechen, das je eine Tochter verübt hat. Und wenn die Flammen des Scheiterhaufens mich umzüngelten, ich sagte nichts! Aber bei Allem, was Dir lieb und heilig ist, beschwöre den Kaiser, daß er sich nicht von Spanien und von Roland trennt.

Alda.

Ich glaube, Mädchen, Du biſt wirklich krank, denn nur die Fiebergluth kann hier Gefahren ſchaun. Der Friede mit Deinem Vater iſt geſchloſſen — Du biſt ja ſelbſt deſſen liebliche Bürgin. Meinſt Du, Roland ließe ſich durch graue Nebelbilder ſchrecken? Nein, ſolches Bangen, ſolches Zagen iſt ihm fremd. — Sieh nur, da kommt er, klar und leuchtend wie ein Sommermorgen ... man wird ſelbſt muthig, wenn man ihn erblickt!

Runa.

Ha, Roland! — Ihn darf ich jetzt nicht treffen, ſonſt begeh' ich einen Vatermord! [Sie eilt hinweg.]

Eilfter Auftritt.

Alda. Roland kommt.

Roland.

Endlich ſind wir allein, Geliebte! ... Aber, wer flieht dort ſo ungeſtüm durch die Gebüſche?

Alda.

Es iſt ein krankes Kind ... die arme Runa! Losgeriſſen von ihren Eltern, wurde ſie in unſer Lager geſchleudert. Hier fand ſie mich und meine Freundſchaft — ſie fand den Kaiſer, den ſie verehrt — Dich, den ſie vergöttert. Sie war beruhigt und froh. Nun droht ihr plötzlich eine neue Trennung: das hat ihr Gemüth auf unheimliche Weiſe bewegt, und mir iſt bange für das heftige Mädchen.

Roland.

Sei unbeſorgt um ſie! Ein Sturm, der ſchnell entſteht, verrauſcht auch ſchnell. — Ich kam, Abſchied von Dir zu nehmen, meine Alda, und es bringt mir wunderbaren Troſt, Dich ſo gefaßt und ſtark zu finden.

Alda.

Habe ich denn Urſache zu weinen und zu jammern? Gab der Himmel mir nicht ſo viel, ſo unermeßlich viel in Deiner Liebe, und bin ich dieſer Liebe nicht gewiß? Was hindert es, ob Berge und Thäler, Flüſſe und Wälder zwiſchen uns liegen werden — ſie liegen ja nicht zwiſchen unſeren Herzen.

Roland.

Nein, Alda, unſere Herzen ſcheidet keine Entfernung. In jeder Stunde werd' ich bei Dir ſein. Lauſche nur fleißig, Du Einzige, und wenn in Aachen ein leiſer Luftzug um die Schießfenſter zittert, dann iſt es mein Geiſt, der Dich umwehe.

Alda.

O Roland, Du kannſt nur ſelten zu mir kommen. Du haſt Arbeit genug mit Kampf und Sieg. Aber ich darf immer bei Dir ſein, darf Dich auf allen Wegen begleiten. Was hielte mich wohl zurück? Ich habe keine Eltern mehr ... Du, Roland, biſt mir Vater und Mutter und Geliebter. Hoffnungsfroh will ich die Tage, die Monde, und — wenn es ſein muß — auch die Jahre zählen, bis Du, mein Alles, wieder zu mir kommſt.

Roland.

Mit Gottes Hülfe ſoll das nicht ſo lange dauern. Wenn der Friede in Spanien befeſtigt iſt, wenn ſich das Volk durch unſern Glauben innig mit dem Frankenreich verbunden hat, dann fliege ich raſch nach Aachen. Der Kirche Segen vereint uns am Altar, ich flechte Dir die Krone in's Haar, und wir kehren freudig hierher zurück, wo wir jetzt ſcheiden müſſen. Dann wird die junge Königin das Schönſte ſein in dieſem ſchönen Lande.

Alda.

Was kümmern mich Kronen und Lande, fügt der Himmel nur, daß ich Dich wiederſehe.

Roland
(mit einem Anflug von Wehmuth).

Ja, Alda, wieder ſehen wir uns gewiß! Hier (nach oben zeigend) oder dort! Es iſt herrlich auf der Erde, aber auch dort wird es herrlich ſein. Lebe wohl! (Er drückt ſie gerührt an's Herz.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Kaiſer Karl, Turpin, Olivier, Genelun, Fürſten und Paladine.

K. Karl.

Neffe, wir müſſen Dich loben! Mit Alda erwarteſt Du uns an dem Orte, wo wir Dich zum König krönen wollen. Darin finden wir die Deutung, daß Du geſonnen biſt, die Krone mit Alda zu theilen.

Olivier
(bei Seite, zu Turpin).

Der edle Kaiſer ſucht durch heitere Rede ſeine Trauer zu verdecken, aber die Wehmuth liegt wie Mehlthau auf den Blumen ſeiner Worte.

K. Karl.

Uebrigens haſt Du recht, Roland, daß Du zeitig anfängſt mit dem Abſchied, denn es iſt ein ſchwer Stück Arbeit, ſo vielen Freunden die Hand zu drücken — und vielleicht zum letzten Mal. Ich möchte eher im blutigſten Kampfe ſtehn, als theuern Menſchen Lebewohl ſagen. Doch ... wir müſſen an's Werk! (Er ſteht auf den Thronſeſſel.) Roland, Du weißt es, nicht Ruhmſucht trieb mich her in dieſe ferne Landſchaft: ich wollte nicht Burgen zerſtören, ſondern Finſterniß und Aberglauben; ich wollte nicht Schätze erobern, ſondern Menſchen.

Roland.

Ja, mein Kaiſer, ich las in Eurer göttlichen Seele! Es ſchmerzte Euch, wenn Ihr ſehen muſtet, wie die Lande der

Erde sich zerstückelten, wie die einzelnen Stämme sich mit Feuer und Schwert vertilgten, weil ihr Name, weil ihr Glaube verschieden war. Alle fortschreitende Bildung wurde dadurch gehemmt, die Schrecken wilder Barbarei drohten deren goldne Schöpfungen wieder umzustürzen. Da kam Euch der Entschluß, ein Weltreich zu gründen, dessen Bewohner friedlich zu Einer Macht vereinigt wären. Hier soll für Völkerfreiheit und Völkerbildung ein sichrer Hort bestehn, auf daß sie gedeihen und sich zur frischen, vollen Blüthenpracht entfalten können. Mit gewaltigem Geiste formtet Ihr den Riesenplan und mit gewaltigem Schwerte führtet Ihr ihn aus. — Habe ich Euch verstanden, großer Kaiser?

K. Karl.

Wer sollte mich verstehn, wenn Du mich mißverstanden hättest! (Er nimmt aus Gottfrieds Hand die Fahne.) Im Namen Gottes ertheile ich Dir Spanien zu Lehn! Empfange das Banner, und handhabe es mit Milde, aber auch mit Kraft.

Roland

(das Banner empfangend).

Ich werde die Lande treulich hüten, die mein Kaiser mir vertraut. So lange die Sehnen meiner Arme halten, so lange mir das Herz noch klopft, soll es keinem Feind gelingen, mir diese Fahne zu entreißen, und wenn ich sterbe, will ich sie an mich pressen mit dem Ruf: für Gott und meinen Kaiser!

Genelun

(bei Seite).

Es ist gut, daß Du Dich auf den Sterbeseufzer vorbereitest, Roland! Du könntest ihn gebrauchen, eh' Du denkst.

K. Karl.

Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als die Treue, die sich selbst vergißt und sich mit freudiger Begeisterung opfert. (Aufstehend.) Jetzt, Roland, ist die letzte Stunde abgelaufen ... wir wollen Abschied nehmen!

(Die untergehende Sonne wirft einen rothen Glanz über die Bühne.)

Turpin.

Majestät, die Paladine bitten Euch durch mich, Ihr möchtet uns Alle in Spanien lassen! Wir Zwölf gehören zusammen. Vereint sind wir ein Heer, einzeln würde die Sehnsucht unsere Kraft zerbrechen. Darum gewähret uns, daß wir bei Roland bleiben dürfen. Wir fochten oft mit ihm, und wenn es der Himmel so bestimmt, wollen wir auch mit ihm fallen.

Ganelon.

Erfüllet diese Bitte nicht, mein Herr und Kaiser! Es scheint mir sehr bedenklich für das Reich, wenn zwölf seiner besten Helden in Spanien verweilen. Wir haben noch manchen andern Feind, und heiße Kämpfe warten unsrer.

K. Karl.

Fürchte nichts, Ganelun! Uns stehen so viele Ritter und Mannen zu Gebot, daß wir das Reich wohl schützen können. Zwar ist mir selbst, als würde mir mein Schwert genommen, da ich mich von den Paladinen trennen soll, aber dennoch freut mich ihr Versatz, und ich bewillige ihn gern. (Er steigt vom Thron. Vorn, in der Mitte, steht Roland, mit der rechten Hand die Fahne, mit der linken Arm umfaßt haltend; neben ihnen der Kaiser. Die Uebrigen bilden einen Halbkreis.) So lebt denn Alle wohl! Auf glücklich Wiedersehn!

Fürsten und Paladine.

Auf glücklich Wiedersehn!

Turpin.

Das walte Gott!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Lager im Thal von Roncesval.

An beiden Seiten der Bühne ſtehen Zelten und Bäume, zwiſchen denen Zelte aufgeſchlagen ſind, vorn ein Ruheſitz. Der Hintergrund öffnet die Ausſicht auf ein blühendes Flußthal, von Gletſchern umzogen. Der Mond geht hinter den Baumwipfeln auf und wirft ſein Licht über die Bühne.

Erſter Auftritt.

Roland
(von rechts kommend).

Es iſt heiß und dumpfig im Zelt! . . Ich kann weder ſchlafen, noch ruhn . . . die friſche Nachtluft ſoll mich kühlen. (Er geht mit heftigen Schritten auf und ab.) Das Blut raſt mir immer wilder! Sollte die Gluth aus dem Innern kommen? Dann würde der ſchmeichelnde Nachtwind ſie nur ſtärker anfachen, und wahrlich, ich fühle wie die Flamme wächſt und ſchwillt, wie ſie mein Herz verzehren will. Es fliegt weit, weit über die Berge fort und ſucht die Geliebte. O, meine Alda, wie ferne biſt du mir jetzt! In welchem Thal, auf welchen Höhen hältſt du Raſt? Schlummerſt du, oder trieb auch dich die Sehnſucht vom Lager auf? . . . Was frommen dieſe Fragen — niemand giebt mir Antwort. Alda iſt in guter Hut, ich aber habe hier zu thun, habe Spanien zu ſchirmen und Runa . . . Runa, die mir ihre Liebe bald und rein entgegenbrachte. — Dort drüben ſchläft das ſüße Kind, und ein Engel ſchwebt über ihrem Zelt. Was hatte ſie nur, das ſie ſo ſtürmiſch

erregte, als Kaiser Karl mit seinem Heerzug schied? Tagelang war ihre Wange bleich, oft ruhte ihr prächtiges Auge trauernd auf mir, und große Thränen stürzten von den Wimpern. Bewegte sie die Trennung von Alda so? ... Nein, es muß etwas Anderes gewesen sein, eine ungewisse Angst muß mit kalter Hand ihre Seele umspannt haben. Doch jetzt wird sie wieder heiter: die Thränenwolken sind vom Himmel ihrer Augen entflohen und neue Rosen der Freude blühen auf ihrem Angesicht. — — Wer kommt da?

Zweiter Auftritt.

Roland. Walther.

Walther.

Euer Dienstmann, Herr!

Roland.

Bist Du es Walther? Was trieb Dich aus dem Schlaf?

Walther.

Eine dunkle Unruhe, für die ich keinen Grund zu nennen weiß. Ich wollte sehen, ob alle Wachen auf dem Posten sind.

Roland.

Und wenn sie eingeschlummert wären, so würde es schade sein, sie zu wecken. Welcher Feind bedroht uns, daß wir so große Vorsicht nöthig hätten? Sieh diese südlich laue Mondnacht ... ist sie nicht ein Bild des Friedens, in dem wir leben? Kein Lüftchen weht, kein Blatt rauscht von den Bäumen — die Turteltaube schläft im Lorbeer ungestört.

Walther.

Herr, es thut mir weh, dies frohe Gefühl der Sicherheit aus Eurer Seele zu verscheuchen, aber sagen muß ich's doch: ich traue diesem Frieden nicht! Die Heiden sind falsch und

brüten böſe That. Schon geſtern ſah ich einzelne Araber lauernd um das Lager ſpähen.

Aetius.

Vielleicht verirrte Wanderer, oder Neugierige, die ſich das Frankenheer betrachten wollten.

Walther.

Nein, Herr, ſo ſahen ſie nicht aus! Bewaffnete Männer waren es, und Tücke blitzte aus ihren Augen. Wir ſuchten ſie zu fangen, doch kaum näherten wir uns, dann waren ſie ſpurlos in den Felſenklüften verſchwunden, deren es hier mehr giebt, als uns Fremden gut iſt, die wir weder Weg noch Steg dazwiſchen finden können.

Aetius.

Nun wohl! Zwar glaube ich nicht an Deine Schreckgeſpenſter, allein um Dir zu zeigen, daß ich auch die Vorſicht nicht verſchmähe, will ich eine Runde mit Dir machen. Komm, mein treuer Walther, komm! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Blanfeantiz

(ſchleicht zwiſchen den Felſen hervor.)

Ich würde den Mondſchein verfluchen, wenn er nicht Allah's Zeichen wäre! Er wandelt die Nacht zum Tage um und bringt mir Gefahr. Hört man den Tritt auch nicht, ſo ſieht man doch den Schatten fliegen. Aber das ſoll mich nicht ſchrecken ... ich kenne jeden Winkel zwiſchen den Zelten und kenne das leichte Haus, in welchem Runa ſchläft. Heute noch muß ich ſie erringen — morgen iſt es vielleicht ſchon zu ſpät. Ha, Marſilie, hochmüthiger König! Dir träumte einſt, ich wäre gut genug, die Schlingen zu legen, um deine Feinde feſtzufangen, doch käme ich dann, mir Runa abzufer-

dern, ſo wollteſt du mich geißeln laſſen als einen frechen Knecht. Wohlan, ich will nicht warten, bis du mich bezahlſt — ich nehme mir ſelbſt den Lohn, der mir gebührt. Lautlos, wie die wilde Katze, ſchleiche ich an ihr Zelt: mein Dolch zerſchneidet die gewebte Wand, und ich entführe Runa. Wenn dann der Königsaeier in's Frankenlager dringt, kann er die Beute wohl zerreißen, aber ſein holdes Töchterlein findet er nicht mehr. Die ſchlanke Jungfrau ſitzt oben im äußerſten Gebirg, mein Arm umſchlingt ſie brünſtig, und glutberregt flammt ihre Bruſt in gewährtener Liebe. (Geht hinter den Felſen ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Zug Hellebardierer marſchirt über die Bühne; bald darauf kommt Runa. Nachdem die Krieger vorbei ſind, hört man aus der Ferne:

Wache.

Halt! Wer da?

Ein Hellebardierer.

Die Mitternachtsrunde.

Wache.

Gebt das Wort.

Ein Hellebardierer.

Alda für immer!

Wache.

Runde vorbei!

Runa.

Wie frei iſt es hier, und doch wie ſicher. Der Blick geht weit in die offne Mondnacht hinaus, aber unmerkbar ſchlingt ſich rings eine lebendige Mauer und läßt das Böſe nicht herein. Wie war meine Seele voll Angſt und Verzweiflung, als der Kaiſer uns verließ ... ich glaubte ſterben zu müſſen! Rolands Nähe belebte mich wieder — mit jedem Athemzuge

trank ich von seiner gewaltigen Kraft. Noch ist kein Angriff geschehen, kein beunruhigendes Zeichen gab sich kund. Allah wird das Herz meines Vaters zum Frieden gekehrt, er wird Blanscandrix und seine schändlichen Pläne vernichtet haben. — O, ich bin so überschwenglich glücklich! Immerfort kann ich den Theuern sehn, kann den Worten seines Mundes lauschen. Mein ganzes Wesen ist aufgelöst in Liebe zu ihm!

Fünfter Auftritt.

Runa. Roland.

Roland.

Runa, Dich treff' ich wachend! Warum verließest Du das Zelt?

Runa.

Sieh nur, wie silbern Bäume und Berge strahlen, wie würzig die Luft vom Thale heraufströmt, wie die lichten Sterne am dunkelblauen Himmel funkeln. In einer solchen Nacht ist Schlafen Tod.

Roland.

Auch mir entfloh der Schlummer, und ich ging mit Walther durch das Lager, um unsre Sicherheit zu prüfen. Es regt sich nichts! Stumm liegt das Thal da unten, und nur die Klänge der Nachtigall schallen herauf. Wir können sorglos ruhn. Komm, Runa! Setze Dich zu mir, wir wollen die Sonne hier erwarten. (Beide setzen sich auf das Rasenbank.) Ja, Du sprachest wahr: in solcher Nacht heißt schlafen, todt sein.

Runa.

Und wenn die Schöpfung sich so herrlich bald um uns entfaltet, dann möchten wir doch gern noch leben. (Sich schmiegend an ihn schmiegend.) Es muß recht grausig sein, zu sterben!

Roland.

Mädchen, fürchteſt Du Dich vor dem Tode?

Runa.

Mehr, viel mehr, als meine Lippe auszudrücken vermag! Den Tod des Körpers würde ich ruhig tragen ... ein Schmerz, ein Zucken, und alles iſt vorbei. Unſre Hülle findet ein ſtilles Haus, in dem ſie wohnen kann. Aber der Geiſt, mit dem wir denken und empfinden, lieben und haſſen ... was wird aus ihm? Dies furchtbare Räthſel foltert mich ſo gräßlich! — Wo eilt die Seele hin? Vereint ſie ſich, die Unſichtbare, dem unſichtbaren Winde? Wird ſie von ihm durch das endloſe All, durch rauhe Felſenklüfte und auf der öden Waſſerwüſte des Meeres umhergejagt? — O Roland, wenn dieſe Schreckensgedanken mich erfaſſen, dann ſtarrt mein Blut zu Eis, und ich muß vor Angſt vergehen.

Roland.

Das ſind ſchlimme, heidniſche Gedanken, liebe Runa! In unſerm Glauben giebt es ſolche grauenhafte Zweifel nicht: wir ſehen den Tod als das Erwachen der Seele zum wahren Leben an. Der Himmel iſt die ſtrahlende Heimath, die uns empfängt, wenn wir hier gut und rein geweſen ſind. Runa, Du wirſt Chriſtin werden, und wirſt dann auch in den Himmel eingehen, denn Du biſt gut und rein.

Runa.

Wie mild auch Deine Worte klingen, mein Entſetzen bannen ſie nicht. Ihr Sinn liegt mir zu fern, als daß er mich tröſten und erfreuen könnte. — Doch laß nur, Roland! Wir leben ja noch, und es iſt alles prachtvoll ſchön um uns her. Sieh, die gelbe Blume des Mondes blüht hinter den Bäumen immer größer auf!

Roland.

Ja, Runa, ſprich vom Monde, da höre ich Dir lieber zu. Sein Strahl ſpiegelt ſich ſo wunderſam in Deinen Augen.

Runa.

Ach, ich habe den Mond ſo gern! Er iſt überall und bringt uns Grüße von den Entfernten. Derſelbe Mond, den wir dort ſehen, glitzert jetzt in Saragoſſa auf der Fluth des Ebro, dicht unter den Fenſtern meiner Mutter; derſelbe Mond ſchleicht mit ſeinem Schein durch die Vorhänge von Alda's Zelt. Dies Bewußtſein wirkt wie Balſam auf unſer Gemüth, und die Trennung kommt uns minder traurig vor, denn der leuchtende Mond iſt eine Brücke, welche alle Weiten überwölbt.

Roland.

Du nanntеſt Alda. Sehnſt Du Dich nach ihr?

Runa.

Mit ganzer Seele! Ich wußte nicht, was es bedeute, eine Schweſter haben . . . durch Alda hab' ich es gelernt. Aber jemehr ich ihr verdanke, je theurer ſie mir wurde, deſto tiefer durchwühlt mich die Qual, wenn ich denke, ſie könnte mir zürnen.

Roland.

Warum ſollte Alda Dir zürnen, Du armes, heimathloſes Königskind?

Runa.

Roland, ich brauche Dir's nicht zu ſagen, daß ich Dich liebe, daß ich Dich ewig lieben muß. Darf ich es aber? Alda gab Dir früher ihr Herz, als ich . . . ſie iſt jetzt fern, und ich verrathe ihre Freundſchaft. — Nein, nein! Ich darf Dich lieben . . . eine innre göttliche Stimme flüſtert mir es zu. Keine Erwiederung fordre ich von Dir, ſchweigend bete ich Dich an, und ſolche Liebe kann nicht Sünde ſein.

Roland.

Gewiß nicht, Runa! O, wende ſie zu mir her, die ſüßen ſchuldloſen Augen, die mich ſo ſelig machen! (Er drückt ſie an ſich. Runa läßt ihr Haupt auf ſeiner Schulter ruhen. Pauſe.)

Runa

(sich gewaltsam emporraffend, im höchsten Schmerz).

Mein Roland! Großer Gott, ich bin der Köder, um Dich in den Tod zu locken.

Roland.

Ermanne Dich, Liebe! Die Wallung des Herzens verwirrt Deine Rede.

Runa.

Nein, nein! Tücke und Verrath umzingeln Dich — — ich will Dir alles entdecken! (Ein dunkler Schatten fliegt vorüber, sie folgt demselben und sieht Blansantiz, mit einem Dolche drohend, stehn. Vom Sitze emporfahrend.) Ha!

Roland

(steht ebenfalls auf; Blansantiz verschwindet).

Was sahst Du?

Runa.

Den Schatten einer Schlange.

Roland

(lächelnd).

Du erblickst Gespenster, die Deine eigne Angst erzeugt. Sei wieder ruhig, ich bitte Dich, meine Runa!

Runa

(sich langsam fassend).

Vergieb mir, Roland! Der Liebe bleiche Schwester ist die Furcht. Wer innig liebt, der wird auch innig fürchten.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Walther, in großer Hast.

Walther.

Herr, rüstet Euch und sammelt Eure Mannen! Der Feind bereitet uns einen Ueberfall.

Roland.

Wer brachte Dir die Kundschaft? Rede, Walther!

Walther.

Es trieb mich die Felsenhöhe hinauf, von wo man das ganze Thal überschaut. Dort saß ich lange, und konnte nichts entdecken auf der mondhellen Flur. Plötzlich aber ließ sich ein dumpfes Brausen, wie entfernte Brandung, hören, und bald blinkte Welle auf Welle empor — ein stählernes Meer. Goldbeschlagene Waffen funkeln aus dem Gewühl, und als Wimpel flattern überall bunte Fahnen, während die wilden Wogen näher rücken.

Roland.

Ja, das ist Verrath! Aber er soll auf die Häupter Derer zurückfallen, die ihn geschmiedet haben. Schnell, Walther! Rüttle die Paladine aus dem Schlaf und lasse die Truppen still zusammentreten, daß wir die Feinde mit zerschmetterndem Hagelschlag empfangen. (Walther ab.)

Runa

(seine Hand ergreifend).

Roland, vernimm, was ich Dir zu sagen habe — —

Roland

(erregt).

Jetzt nicht, Runa! Ich muß auf die Warte steigen.

Runa.

Sei barmherzig, Roland! Höre mich an!

Roland

(wie oben).

Wir dürfen keinen Augenblick verlieren! — Bei meinen Rechten, heute soll die Heidenschaft einen Fall erleben, davon man bis an's Ende der Tage erzählen wird! (Eilt hastig ab.)

Der Mond ist untergegangen. Blasse Morgendämmerung. Die Glocken fangen an zu läuten.)

Siebenter Auftritt.

Runa (allein).

Die Kampfluſt treibt ihn fort ... er läßt mich allein und beſinnungslos! Mein Geſtändniß wies er zurück, er ſah und hörte nur: Schlacht! — Roland, Roland, konnte ich mit dir in das blutige Gebraus, an deiner Seite würde ich nicht zittern! Hier aber durchrieſelt mich kaltes Grauſen, ſeit jener Unhold mir erſchien ... ſein Anblick bringt Verderben, ſein Athem Tod. Wo kam er nur her? Spaltet ſich die Erde und ſchickt ihn aus ihren Abgründen herauf? ... Ha, mein Gott! Da ſteht er wieder!

Achter Auftritt.

Runa. Blanſcandiz kommt leiſe aus dem Hintergrund.

Blanſcandiz.

Hab' ich Dich vorhin emporgeſchreckt aus wolluſtſüßer Stunde? Sei nicht böſe darüber ... ich glaubte nicht, daß unſere Heermacht ſchon ſo nahe wäre. Jetzt magſt Du Deinem Buhlen alles erzählen — der Untergang iſt ihm gewiß.

Runa.

Weiche von mir, Teufel! Fliehe zurück zur Finſterniß, aus der Du emporſtiegſt. (Sie will hinweg.)

Blanſcandiz
(ſie aufhaltend).

Bleib, Liebchen! Bleib ... ich habe Dir noch ein Wort zu vertrauen.

Runa.

Laſſe mich los, oder ich rufe um Hülfe!

Blanscandiz.

Rufe nur, Liebchen! Rufe nur! Du kannſt mir nicht mehr entkommen. Ich würde Dich ſchon jetzt mit mir nehmen, doch es iſt Tag geworden und Unruhe herrſcht im Lager. Die Franken rüſten ſich zu ihrem letzten Gang. Wenn ſie fort ſind, kehre ich zurück, Dich abzuholen. Du ſollſt mir angehören, Runa! Mir allein!

Runa.

Eher dem Tode, als Dir!

Blanscandiz.

Ich werde Dir's leicht machen, mir treu zu bleiben. Nur mich ſollſt Du ſehn und die Raubvögel, die auf den Bergen horſten. Freue Dich, Runa ... es giebt ein Leben voll ungeſtümer Luſt! — Man kommt! Auf Wiederſehen, holdes Liebchen! (Nach dem Hintergrunde ab.)

Neunter Auftritt.

Runa. Roland und Walther treten im Vordergrunde auf. Roland iſt vollſtändig gerüſtet, und Walther trägt ihm die Fahne.

Roland.

Wer war's, der eben fortging?

Runa.

Mein Verfolger, Roland! Mit Höllenflammen lodert ſein Herz in entſetzlicher Liebe zu mir, und wie ein Rachegeiſt folgt er meinen Wegen. Er droht, mich aus dem Lager zu entreißen, ſobald Du in der Schlacht biſt. O Gott, Gott, wenn ich dieſem Scheuſal preisgegeben würde!

Roland.

Nur ohne Furcht — wir wollen Dich ſchon hüten. Und wärſt Du mir auch nicht ſo theuer, als Du es biſt, ich müßte Dich dennoch gleich einem großen Schatz bewahren. Mein

braver Walther soll mit Reisigen zu Deinem Schutz im Lager bleiben.

Walther.

Herr, verbannt mich nicht aus Eurer Nähe! Zwar bin ich alt, jedoch mein Arm ist noch nicht schwach. Lasset mich kämpfen für Kaiser Karl und Euch.

Roland.

Du stehst auch hier für unsern Kaiser. Dein bekannter tapfrer Sinn verdient es, daß ich Dir den ehrenvollsten Posten übertrage. Schirme das Lager, und wache über Runa, damit kein Unfall sie ereilt.

Runa.

O Roland, wüßtest Du, welche schwarze Schuld auf meiner Seele lastet, Du würdest mich verachten. Sei nicht so freundlich gegen mich! Behandle mich hart und kalt ... ich bin eine Verrätherin an Dir!

Roland.

Runa, reinige Dich nicht mit solchen Träumen! Dein Herz ist rein, wie ein weißer Lilienkelch. Lebe wohl, Du Engel! Die Reihen der Krieger ordnen sich bereits.

Runa.

Nein, nein! Ich kann Dir nicht Lebewohl sagen, ohne alles gestanden zu haben. Ich müßte sonst sterben vor Gram und Qual. Zwar ist es nun zu spät, aber Deine Verzeihung kannst Du mir noch geben.

Roland.

Wohlan, so sage, was Dich bekümmert.

Runa.

Genelun, der als des Kaisers Bote nach Saragossa kam, war ein ehrlos pflichtvergessner Mann. Mit Blancandrix, mit dem Ungeheuer, das Du verbin entrücken sahst, schmiedete er den Anschlag, Euren Kaiser in Sicherheit einzuwiegen, um Euch verderben zu können.

Roland
(erſchüttert).

Ganelon! Alſo doch? ... Karl's gewaltiges Aug' hatte recht geſehn, und wir wollten ihm nicht glauben.

Runa.

Kannſt Du mir je verzeihen, Roland, daß ich darum wußte und dennoch ſchwieg? Hätte ich die Schandthat enthüllt, ſo würde ich meinen Vater gemordet haben, und hierzu fehlte mir der Muth. (Sie ſinkt vor ihm nieder.) Auf den Knieen bitte ich Dich, gieb mir den Tod, den ich verdient habe, aber haſſe mich nicht, mein Roland!

Roland
(hebt ſie ſanft empor).

Stehe auf, Runa! Ich fühle Deinen Schmerz mit Dir, und ich fühle auch — Du konnteſt nicht anders, Du biſt unſchuldig an dem Blute, das nun vergoſſen werden ſoll. Die weiße Taube warſt Du, die den Oelzweig des Friedens trug, und haſt Deine Sendung vollbracht.

Runa.

Dank, Roland! Dank, daß ich Deine Hände wieder berühren darf! — Ziehe denn, unter dem Schutz des Allharmherzigen, in die Schlacht und ſei Deinen Feinden ein Racheblitz, doch — ſchone meines Vaters!

(Während dieſer Scene iſt die Sonne aufgegangen; das Thal zeigt ſich im hellen Morgenſchein.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Turpin und Offizier. Geharniſchte Krieger folgen ihnen und bleiben im Hintergrund.

Turpin.

Auf, Roland! Unſere Mannen ſind bereit. Immer näher rücken die Feinde ... ihre Stahlhelme, ihre Goldſchilde

ſchimmern blendend aus der Ebene empor. Es iſt hohe Zeit, ihnen entgegenzugehn. Wir wollen ſie ſchrecklich züchtigen, die Verräther!

Roland.

Und wenn wir auch alle Heiden niedermetzeln, ſo iſt der Verräther noch nicht geſtraft. Mit Schmerz und Beſchämung ſpreche ich ſeinen Namen aus, denn meine Mutter iſt ſein Weib — — Herzog Genelun hat uns verrathen!

Turpin.

Genelun?!

Roland
(auf Runa zeigend).

Hier ſteht die Bürgin meiner Worte.

Olivier.

Der Henker ſoll ihm Speer und Schild zerbrechen, dieſem Buben!

Roland.

Nun friſch zur That! Ich hoffe, daß wir ſeinen argen Plan zu Schanden machen. Du, Turpin, wähle Dir zweihundert Krieger, und beſetze den Engpaß dort, ehe die Feinde uns umgehen. Auf der andern Seite liegen unwegſame Felſen. Olivier bleibt bei mir: wir werfen uns dem Feind entgegen und drängen ihn zurück.

Olivier.

Der Feind iſt zehnfach ſtärker, als wir. Darum, Roland, blaſe das Horn Olifante, auf daß Dein Oheim uns zu Hülfe kommt. Er iſt noch nicht weit, und im Eilmarſch wird er ſich nahen, wenn er Deinen Nothruf hört. — Du ſchüttelſt das Haupt ... Du willſt nicht blaſen? O, thu' es um Alda's willen: ſie wird ſonſt als Braut ſchon Wittwe und ſieht Dich niemals wieder.

Roland.

Nein, Olivier! Jemehr ich Alda liebe, deſto weniger möchte ich ſie erſchrecken, eh' es wirklich noth iſt. Wir wollen

nicht um Hülfe flehen, bevor wir unſere Schwerter gerüſtet haben. Der Kaiſer gab dies Land in unſern Schutz, und wir müſſen es durch eigne Kraft vertheidigen. Zeigt ſich indeß die Zahl der Heiden allzugroß — droht ſie, uns zu überwältigen, dann, wenn wir dem Tode ſchon in's Auge ſehn, dann iſt es Zeit, daß Olifante töne. Jetzt wollen wir Gott, und nicht die Menſchen anrufen .. Laßt uns beten! (Er nimmt die Fahne aus Walther's Hand und ſinkt nieder; zu beiden Seiten knieen Turpin und Olivier, hinter ihnen Walther.)

Runa

(ſeitwärts ſtehend, für ſich).

Darf ich denn mit ihnen die Hände zum Himmel erheben? Gilt ihr Gebet nicht dem Untergang meines Vaters, meines Volks! — Ja, ich darf es! Ich will ja wider niemand beten, ſondern nur für Rolands Leben. (Sie kniet ebenfalls nieder.)

Turpin.

Allmächtiger Gott! Unſere Herzen entbrennen in Zuverſicht zu Dir. Du biſt unſer Schild und unſere Waffe. Wir ſtreiten für das Licht, das Du der Welt geſchenkt haſt, darum erfülle uns mit einem Strahl von Deiner Kraft. Unſer Heer iſt klein, aber Ein Glaube und Eine Hoffnung, Eine Treue und Eine Wahrheit machen es einig, machen es ſtark. Gieb uns den Sieg, o Herr, und wenn wir fallen, ſo laß uns eingehen zu Deiner Herrlichkeit! Amen!

Roland, Olivier und Walther.

Amen!

(Die drei Paladine erheben ſich und eilen begeiſtert hinweg, die Reiſigen folgen ihnen. Auch Runa und Walther ſind aufgeſtanden, ſie begleiten die Fortſtürmenden mit den Augen, und gehen dann traurig nach der andern Seite ab.)

Verwandlung.

Kurze Wald- und Felſengegend. Im Vordergrunde kommt ein kleiner Waſſerfall vom Bergabhang herunter. Bemooſte Steine liegen rings umher.

Eilfter Auftritt.

Kaiser Karl, Genelun, Baltram, Gunthar und fränkische Ritter.

K. Karl
(noch hinter der Scene).

Trüben im Flußthal finden unsre Rosse Gras genug! (Mit dem Gefolge auftretend.) Für uns giebt es hier eine angenehme Rast. Baumschatten, helles Wasser und Felsenkühle — können wir mehr verlangen? Der Reisetrunk wird uns vortrefflich munden. (Der Kaiser und alle Uebrigen setzen sich auf Steine.)

Genelun.

Befehlt Ihr nicht, mein Kaiser, daß man auf Euren Steinsitz Polster legen soll?

K. Karl.

Genelun, seit wann glaubst Du, daß ich ein Weichling sei? Ich müßte mich ja vor meinen wackern Kriegs- und Waidgenossen schämen, wollte ich besser sitzen, als sie. Nein! Aber bringt uns jetzt einen Trunk. Die Mäßigkeit ist eine schöne Tugend, sie erhält unser Auge klar, und je seltner man ihn trinkt, desto besser schmeckt der Wein. (Es werden Becher gereicht.)

Genelun (aufstehend).

Euer Wohlsein, Majestät! (Alle stehen an und trinken.)

K. Karl.

Ich dank' Euch, edle Herren! Ja, ich fühle mich wohl! Der spanische Feldzug ist zu gutem Ende gebracht, ich werde die Heimath, werde meine Lieben wiedersehn. Das ist hauptsächlich Dein Verdienst, Schwager, denn ohne Deine geschickte Lenkung der Dinge in Saragossa hätte der Kampf noch lange dauern können.

Genelun.

Majestät, ist denn die treue Pflichterfüllung so selten geworden, daß dem schon Lob gebührt, von dem man sagen kann: er that seine Pflicht?

K. Karl.

Ich kränkte Dich mit Unrecht, als ich dachte, Du hätteſt unſern Roland aus böſer Abſicht zum Spanierkönig vorgeſchlagen. Grolle mir deßhalb nicht, Genelun! Es war der Schmerz des Abſchieds, der mich reizte. Jetzt bin ich kaltblütiger, und ſehe wohl, daß ich dem Lande keinen beſſern Schirmherrn geben konnte. In Roland's Treue beſitze ich ein zweites Kaiſerthum. — Balduin, fülle mir noch einen Becher! (Balduin ab.) Iſt denn auch für Bertha und Alda geſorgt?

Genelun.

Ich ließ ihnen ein Zelt errichten, damit ſie ohne Störung ruhen mögen.

K. Karl

(empfängt von Balduin den Becher, und trinkt).

Von allen Weinen der Welt, lobe ich mir den deutſchen. Kein andrer hat dies milde Feuer, dieſe würzige Kraft, und wenn ich ihn in der Ferne trinke, ſchleicht ſich eine ſtille Freude in mein Herz, als hätte ich Grüße aus dem Vaterland empfangen. — — Du biſt blaß und traurig, Balduin! Was fehlt Dir? ... Haſt Du der ſchlanken Numa zu tief in die arabiſchen Flammenaugen geſchaut?

Balduin.

Mein kaiſerlicher Oheim — —

K. Karl.

Nun, laſſe den Muth nicht ſinken! Halte Dich tapfer und ſtrebe vorwärts, dann werde ich Dir werben helfen um die blühende Braut.

Balduin.

Majeſtät, noch bin ich wie ein Knabe unberühmt und ungeehrt ... die herrliche Königstochter würde über mich ſpotten, wenn ich den Blick zu ihr erheben wollte. Dem Schwerte muß ich mich jetzt verloben, und ein grüner Lorbeer muß meinen Helm umranken.

K. Karl.

Brav, Junge! So gefällst Du mir. Ein Mann, dessen Name ruhmvoll durch die Länder tönt, darf dreist neben Könige treten, — Setze Dich zu mir, Balduin ... ich will Dir eine Geschichte erzählen, die Dein Herz mit Heiterkeit und Muth durchlodern wird. — — Im Odenwalde fand ich einen armen Jüngling, der stammte nicht von Fürsten, nicht von Helden, aber er war reich begabt und hatte Drang zu den Wissenschaften. Drum nahm ich den Eginhard mit nach Aachen, und unter Alcuin's Leitung erwarb er sich einen Schatz von Gelehrsamkeit. Ich machte ihn zu meinem Kanzler, und er wurde mir lieb. Auch meine Tochter Imma liebte ihn, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Eginhard saß während der langen deutschen Winterabende im Schloßflügel, den meine Töchter bewohnen, und wo jedem Fremden der Eintritt strenge verboten ist. Dort kosten sie traulich miteinander und bauten goldne Luftschlösser, um sich dadurch die Zukunft zu verhüllen, die trübe und unsicher vor ihnen lag.

(Man hört, ganz aus der Ferne, den langgezogenen Ton eines Hornes.)

K. Karl

(aufspringend)

Was war das? Tönte nicht Roland's Hornruf durch die Lüfte?

Geneiun.

Nein, Majestät, kein Laut ließ sich vernehmen!

K. Karl.

Ich hätte schwören mögen, den Wiederhall des weitentfernten Klanges an die Felsen zittern zu hören.

Geneiun.

Eure Gedanken verweilen bei Roland, und tauschten Euch wohl. Vielleicht aber lösten sich auch, durch den Flügelschlag eines Vogels, Schneelasten von der Firne drüben und rollten in's Thal. Seid überzeugt, mein Kaiser, hätte Roland geblasen, das würde keinem von uns entgangen sein.

K. Karl.

So habe ich mich denn geirrt! ... Wie ſeltſam und ſchmerzlich mich dieſe Ahnung berührt. Doch komm nur, Neffe! Sie ſoll Dich nicht um die Erzählung bringen. (Alle ſetzen ſich wieder.) In einer Nacht warf ich mich ſchlaflos umher, denn ruhig feſter Schlaf kommt überhaupt ſelten zu mir. Ich erhob mich und trat an's Fenſter. Hell ſtand der Mond am kalten Himmel, es hatte geſchneit, und wie mit ſilbernem Tuche lag der Schloßhof überdeckt. Da zeigte ſich mir ein wunderliches Bild ... ſpaßhaft und rührend zugleich. Auch heute war Gainhard wieder bei Imma geweſen; unbemerkt hatten ſich die Flocken herabgeſenkt, und als er ſcheiden wollte, mußte er zittern vor den weißen Verräthern, die ſeine Fußtapfen gewiß ſorgſam bis zum Tageslicht bewahrten. Doch das entſchloſſene Mädchen fand in ihrer Angſt gar bald einen Ausweg. Mit kräftigem Arm hob ſie den Geliebten empor, und ich ſah nun, wie Imma meinen Herrn Kanzler rüſtig durch den Schnee hintrug. — Am andern Morgen ließ ich beide zu mir rufen. Blaß und bebend ſtanden ſie da ... ſie wagten kaum zu athmen, denn ſchweres Zürnen grollte auf meiner Stirn. Aber ich konnte mich nicht lange bezwingen, die Sonne der Vaterliebe brach glühend hervor, und ich legte ihre Hände in einander. Da hätteſt Du den Jubel hören ſollen, Balduin! ... Imma iſt Gainhard's herziges Weib geworden, und wenn er auch nicht von fürſtlichen Ahnen ſtammt, ich nenne den gelehrten, braven Mann mit wohlthuender Freude meinen Schwiegerſohn.

(Man hört denſelben Ton, aber durchdringender, als das vorige Mal. Alle Ritter erheben ſich in gleicher Zeit.)

Balduin.

Majeſtät, jetzt vernahm ich es! Mein Bruder ruft um Hülfe.

K. Karl
(aufſtehend).

Ja, es war Olifante's Ton! So klingt nur der Donner und Roland's Horn. Aber nicht Hülfe fordert er von uns

— er fordert Rache. Alles iſt verloren! Mein Roland ſtirbt, ſonſt würde er nicht geblaſen haben. Gott im Himmel, warum mußte ich dieſen Tag erleben!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Alda ſtürzt in die Scene.

Alda.

Mein Kaiſer, hörtet Ihr den Schall? Das war Roland! Die Heiden haben ihn umzingelt und wollen ihn morden. O, gedenket ſeiner Treue! Fliegt mit dem Heer nach Spanien, und rettet ihn, wenn noch Rettung möglich iſt.

Genelun.

Wahrlich, ich muß mich verwundern über dieſe ungeſtüme Angſt. Was geſchah denn? Wir hörten einen fernen Ton — nun ja, den Ton aus Oliſante. Wer ſagt uns aber, daß es dem Roland übel ergeht? Wir ließen ihn in einem friedlich ſichern Lande; ich denke, er iſt jetzt eben auf der Jagd, und bei der Verfolgung des Wildes ſtößt er ungeduldig in's Horn.

K. Karl

(ihn ſcharf anſehend).

So, Genelun! Iſt das Deine aufrichtige Meinung?

Genelun.

Gewiß, mein Kaiſer, und ich rathe nicht zur Umkehr. Die Krieger ſind des Feldzugs müde, ſie verlangen nach der Heimath, und würden murren, müßten ſie den beſchwerlichen Weg noch einmal machen.

Gunthar

(hervortretend).

Nein, Majeſtät! Glaubet den Worten des Herzogs nicht. Rolands Ruf drang erſchütternd in unſre Herzen, und wir

fürchten mit Euch, es ſei ihm ſchweres Leid widerfahren. Darum führet uns raſch nach Spanien zurück, denn unter uns iſt keiner, der nicht lieber den Tod erdulden, als Roland in der Noth verlaſſen möchte.

Alda.

Ha, mein Kaiſer! Genelun iſt ein ſchlechter Mann! Erſt hat er Roland, dann das Heer verleumdet ... Verrath und Mord hat er geſtiftet für die Schätze, die Marſilie ihm gab — Gilt Euch, eilt Euch! An jedem Augenblick kann Roland's Leben hängen.

K. Karl.

Sind die Truppen fertig? ... Wohl, ſo brechen wir auf, und wie eine Wetterwolke wollen wir über die Berge brauſen bis in's Thal von Roncevall. (Mit drohenden Blicken auf Genelun.) Dort wird ein großes Gericht gehalten werden, und wer ſich ſchuldig weiß, der zittre! — Die Frauen können nicht mit uns gehn, denn ſie würden hemmend ſein bei dem raſtloſen Ritt. Balduin mag ſie begleiten.

Balduin.

O, laſſet mich nicht zurück! Ich liebe meinen Bruder, und die Sorge um ihn befeuert meine Kraft. Im Streit für Roland will ich zum Erſtenmal das Schwert verſuchen.

Genelun
(mit verſtörtem Antlitz).

Majeſtät, ſo werde ich, wenn es Euch gefällt, den Frauen das Geleit geben!

K. Karl.

Nicht alſo, Herzog! Von Dir darf ich mich nicht mehr trennen. Du biſt mir ſo werth geworden, daß ich Dich wie mein Auge bewachen muß. Dicht neben mir ſollſt Du reiten, bis wir am Ziele ſind. Aber auch Du, Balduin, bleibſt bei uns. Fürſt Gunthar ſoll Deine Stelle vertreten.

Alda.

Wir folgen Euch ſchnell! ... Nur auf und fort, mein Kaiſer, daß es nicht zu ſpät wird!

K. Karl.

Treue Liebe hat Adlerflügel und Sturmgewalt! — Lebewohl!

(Während ſich Alle zum Abgehen wenden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Die Dekoration iſt wie im Anfang des vorigen Akts.

Erſter Auftritt.

Runa ſitzt auf der Raſenbank, Walther ſteht neben ihr.

Runa.

Walther, Walther, .. Dein Schweigen iſt gräßlich! Eine Todesbotſchaft könnte nicht gräßlicher ſein. Nahe bin ich dem Wahlplatz, ſo nahe, daß jeder Windzug Dröhnen und Stöhnen zu mir herüberträgt, und Du ſagſt mir nichts vom Stande der Schlacht.

Walther.

Weiß ich denn ſelbſt, was draußen geſchieht? Bin ich nicht, wie ein Wehrloſer, aus dem Streite verbannt, und muß mich mit dem begnügen, was ich von Verwundeten oder Flüchtigen erlauſche? Soll ich Euch durch finſtre Gerüchte ſchrecken?

Anna.

O Walther, Deine Milde ist Todesqual! Sprich doch, sprich — ich will Alles ertragen, nur diese Ungewißheit nicht. Sie zerrt an meinem Innern und zerreißt mir die Brust. Bei Deiner Sterbestunde, Walther — rede!

Walther.

Wohl! Wenn es Euch ruhiger machen kann, so darf ich Euch nichts verhehlen. — Beim Angriff standen Roland's Mannen festgeschlossen, die Helden stutzten und lenkten ihre Rosse um. Jene drängten ihnen nach: der wüthende Kampf begann. Bald zersplitterten die Lanzen, und Schwerter fielen nun auf Helm und Harnisch nieder, wie der Hammer auf glühendes Erz. Manch rothe Wange wurde bleich, während sich die weißen Feldblumen mit Purpur färbten. Im dichtesten Heimgewühl hielt Roland auf seinem Roß, und — ein schrecklicher Schnitter — mähte er die Blüthe der Heidenschaft ab. Zwölf tapfre Arabersürsten hatten dem König Marsilie geschworen, ihm Roland's Haupt zu bringen, aber Durindarte schnitt ihr Gelübde entzwei. Der streitkundige Falsaron fiel, und Fürst Algalif stürzte blutend zu Boden.

Anna.

Das war mein Oheim! Er hat vor keinem Menschen gezittert und hat niemals gelacht. Jetzt ist er also todt! — Doch weiter, weiter!

Walther.

Schon thürmte sich ein Wall von Leichen, Blut röthete Flur und Bäche, aber immer neue Schaaren umringten Roland und seine Genossen. Da hob der Held sich in den Bügeln, wie wenn der Löwe sich ergrimmt zum Sprunge anschickt. Er warf seinen Schild auf den Rücken: das Schwert mit beiden Händen fassend, sprengte er eine Lücke in die Mauer der Feinde und führte sein bedrängtes Volk hindurch.

Anna.

Ha, ich hätte ihn sehen mögen, den edlen, kampferhitzten Streiter.

Walther.

Auch Olivier, Turpin und alle andern Paladine blieben unerschüttert auf ihrer Stelle. Sie rührten sich wacker, und wie Schnee am Sonnenstrahl, so schmolz der Heiden roher Muth. Ihr Heer gerieth aus den Fugen und warf sich in die Flucht. Wiederholt ertönten die Schlachthörner, neue Schaaren wälzten sich von den Bergen, und es gab des Weckselmordes nicht eher ein Ende, als bis auch Margaris, der Führer des letzten Haufens, unter Olivier's Lanze sank. Da zerstäubte die Schlacht nach allen Seiten, und unsre Feinde suchten in den Höhlen des Gebirges Schutz. Noch waren die zwölf Paladine unverletzt, doch — abgemattet von dem langen, furchtbar heißen Kampf — streckten sie sich sterbensmüde am Boden aus. So lag alles schweigend da, die Lebenden und Todten: nur Einer richtete sich auf den Knieen empor und stützte sich mit seinem Schwert. Es war der Erzbischof Turpin: der betete und sprach: „Herr, mein Gott! Du hast des Simsen dich erbarmt, und tiefest aus hartem Felsen einen strudelnden Quell. O, sende auch uns einen Hauch deiner Erquickung, damit wir den Feinden widerstehn und dieses Land behüten mögen!“ — Plötzlich wehte ein kühler Wind vom Himmel, aus den Wolken sprühte milder Thau, erfrischte die Helden und gab ihnen Kraft. Rüstig, wie in der Morgenstunde, fühlten sie sich, und waren der kommenden Kämpfe gewärtig.

Anna.

Deine Erzählung rührt mich und bewegt mir das Herz. Ihr Christen habt doch einen schönen Glauben! — — Aber mein Vater? Hast Du nichts von meinem Vater gehört?

Walther.

Ja! Sterbend kam Fürst Margaris zu ihm, und brachte ihm die Unheilspost, daß seine Schaaren vernichtet seien. Wild klagte der König, und es gereute ihn, daß er sich durch Blancamix hatte verlocken lassen. Dann sammelte er die zerstreuten Krieger, feuerte sie zur Rache an, und stellte sich

selbst an die Spitze des Heers. Turpin stand auf einem Berge und sah die Heiden heranziehn in gewaltiger Masse. Nun sprangen die Paladine auf, ergriffen ihre Waffen, gaben sich einander den Friedensgruß und eilten jeder zu seinem Banner. Unterdeß erreichte Marsilie den Kampfplatz, ein wüstes Schlachtgewühl entbrannte, und es fiel der erste Paladin. Zwar rächte Olivier seinen Tod, zwar stürzte Roland die Feinde nieder, als wäre des Himmels Feuer in ihre Flanken gefahren, aber am andern Flügel litten die Franken große Noth. Sie riefen: „Hierher Roland, du Edelstein aller Ritterschaft! O, laße uns nicht verderben!“ Mit verhängtem Zügel sprengte der Held gegen den Wall der Feinde; rechts und links zuckte Durindartes Blitz, doch die Reihen füllten sich immer wieder — er vermochte nicht, das bedrohte Fähnlein zu erreichen.

Anna.

Ihr Mächte des Himmels, erbarmt Euch seiner!

Walther.

Als Roland die Getreuen niedermurzeln sah, weinte er und sprach zu Olivier, er wolle nun die Olifante blasen. Aber dieser schüttelte das Haupt dazu. „Warum denn jetzt? Von dort kann uns keine Hülfe mehr kommen. Des Reiches fleckenloser Ruhm ist eingebüßt und meine Schwester Alda stirbt vor Gram.“ Turpin schlichtete den Streit, indem er rief: „Ja, Roland, blase Dein Horn! Wohl ist unser letzter Tag herangebrochen, doch wenn Kaiser Karl den Ruf vernimmt, dann kehrt er um, die Heiden für ihre Verrätherei zu strafen.“ Roland setzte also die Olifante an den Mund und blies mit ganzer Kraft hinein, daß ihr Donnerschall über die Lande flog.

Anna.

Es war ein so schrecklicher Ton, als wenn sich Felsen spalten, als wenn der Himmel auf die Erde stürzen wollte. — Erzähle weiter, lieber Walther! Zwar sind Deine Worte hoffnungslos, aber dennoch lindern sie meine Qual.

Walther.

Noch immer ſaß Roland hoch zu Roß, ermunterte die Krieger und kämpfte ihnen herrlich voran. Mitten in die Feinde bahnte ihm Durindarte einen Weg, ſie wendeten ſich zu unaufhaltſamer Flucht, und König Marſilie floh auf ſchnellem Berberroſſe durch die Fluren ſeines eigenen Reiches. Weit über das Schlachtfeld zerſtreuten ſich die Unſern, den Feind verfolgend, da wälzte ſich ein friſcher Streithaufe, gleich einer ſchwarzen Wolke, herbei — es war König Algarich von Carthago, der ſeine Mohren führte. Nun gab es keine Rettung, keine Hoffnung mehr! Abermals blies Roland das Horn, als wär's der letzte Gruß, den er dem Kaiſer ſenden wollte, und als der dröhnende Hall verklungen war, lauſchte unſer Held. Auf einmal leuchtete ſein Auge, ſeine Wange glühte und er ſprach: „Gottlob, der Kaiſer naht! Mein ſchönes Spanien bleibt ihm unverloren!“

Auna.

Still, Walther! Still!... Hörſt Du nicht einen bekannten Tritt? Er klingt zwar nicht ſo kühn und feſt, wie früher, doch ich erkenne ihn. (Aufſteht.) Roland kommt!

Walther.

Ja, dort ſteigt er empor ... ſchwankend ... kummerſchwer ... eine zerbrochene Eiche. O, wäre mein Auge erblindet, bevor es ihn ſo wiederſehen mußte!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Roland, mit bleichem Antlitz, ohne Helm, die Fahne in der Hand.

Auna
(ihm entgegen).

Roland! Roland!

Walther.

Mein theurer Herr!

Roland
(sehr rasch).

Bist Du es, Runa? Und Du, mein guter Walther? — Seid gegrüßt! Es ist ein schöner Anblick, zwei Lebende zu schauen.

Runa.

Zum Schöpfer der Welt flamme unser glühender Dank auf! Du kehrst vom Schlachtfeld zurück — Er hat Dich erhalten in dem schrecklichen Kampf.

Roland.

Runa, Runa! Hätt' er es nicht gethan! Läge ich todt bei den Todten! Wenn Kaiser Karl nun kommt und mich fragt: „Roland, wo hast Du die tapfern Krieger, die ich Dir ließ? Warum bliesest Du das Horn nicht, als es noch Zeit war? Dein stolzer Muth, Deine überschätzte Kraft hat meine Schaaren vernichtet!" — Was soll ich ihm antworten?

Runa.

Hänge nicht solchen Gedanken nach! Der Kaiser wird sich glücklich preisen, daß er die besten seiner Paladine wiedergefunden — Dich und Olivier. Doch wo bleibt er? Weshalb folgt er Dir nicht?

Roland.

Er kann mir nicht mehr folgen, darum folg' ich ihm. Der König von Carthago rannte ihm seine Lanze in die treue Brust. Todeswund, schlug er noch den Gegner nieder und fuhr wie ein gereizter Eber auf die Mohren ein. Aber bald dunkelte sein Blick, die Heldenkraft erlosch, ich sah ihn im Sattel wanken. Ich nahm ihm die Zügel ab, leitete sein Roß aus der Schlacht, und legte den Sterbenden sanft in den Schatten eines Baums. Dann nahm ich Abschied von dem lieben Genossen: ich mußte ins Gefecht zurück. Die frische Kühlung erweckte ihn noch einmal, er stieg zu Roß, kramfe-

haft umfaßte er das Schwert und stürzte sich in's Getümmel. Tiefe Nacht lag aber schon vor seinen Augen, er sprengte mir entgegen und führte einen Hieb nach mir.

Runa.

Halt' ein, Roland! Grausen überrieselt mich bei Deinen Worten.

Roland.

„Hei, Olivier, Du theuerlicher Degen!" rief ich ihm zu. „Warum willst Du mich erschlagen?" — Da hörte er meine Stimme wohl, allein er sah mich nicht, und bat mich weinend um Verzeihung, wenn er mir Leides zugefügt. „Du hast mir nichts gethan, herzlieber Gesell!" antwortete ich: er neigte sein Haupt und wir küßten uns — dann war er todt.

Runa.

Laß ruhen die Todten — laß ruhen! Bekümmre Deine Seele nicht so sehr, mein Roland! Freue Dich des Lebens wieder und sprich vom Leben. — Wo ist Turpin, der muthige Priester?

Roland.

Er war der Letzte, der neben mir stand. Unsre guten Rosse lagen, von Pfeilen durchbohrt, auf der Wahlstatt: wir hoben unsere Schilde empor, und begannen noch einmal den furchtbaren Kampf. Wie zwei Tiger in der Wüste sich auf den Zug banger Handelsleute und beladener Kameele werfen, so drangen wir in den Feind, und Gott war mit uns, denn die Heiden flohen wild von dannen. Als wir nun einsam auf dem weiten Leichenfelde standen, trug ich die todten Paladine zusammen, und Turpin segnete sie. Dann aber erlosch auch ihm das Leben; er gab mir die Hand, seine Lippen zuckten betend, und der Gotteswehrmann starb.

Runa.

Auch er ist also hin! — — Sieh, Roland, nur ein Wunder konnte Dich erhalten! Komme jetzt in's Zelt, strecke Dich

erſchöpften Glieder auf weichen Decken aus, laß Dir einen Labetrunk bereiten, und ruhe dann bis Kaiſer Karl erſcheint.

Roland.

Glaube, Runa, ich werde lange, ſehr lange ruhn! Doch meinen Kaiſer ſehe ich niemals wieder, denn immer höher ſteigt mir eine eiſige Kälte an's Herz heran. Wo biſt Du, Walther?

Walther.

Hier, edler Herr!

Roland.

Folge mir, ich will Dir ein Vermächtniß für Alda überliefern. Es iſt ein Goldreif, den ſie mir einſt zu Aachen unter der Linde gab. Der Mond ſchien hell, die Blumen dufteten. — — Bring' ihr den Ring, und grüße ſie von mir. (Roland und Walther ab.)

Dritter Auftritt.

Runa
(allein).

Da geht er hin, ein verwehender Sturm! Sein Herz iſt auch gebrochen noch groß und ſtark. Kein Klagelaut kommt über ſeine Lippe: er hat dem Kaiſer das Land behütet, die Feinde ſind verjagt, erſchlagen — und nun ſtirbt er als ein unbeſiegter Held. O Roland, Roland! Verlaſſe mich nicht! Was ſoll aus mir werden, wenn ſich dein Auge ſchließt? In die Heimath kehre ich nimmermehr zurück ... ich kann nicht unter jenen Menſchen leben, die dich verrathen, die nach deinem Blut getrachtet haben — — Nein, ſtirb nicht, du Geliebter! Ich müßte ſonſt verzweifeln!

Vierter Auftritt.

Runa. Blanscandiz, aus dem Hintergrunde.

Blanscandiz.

Runa!

Runa.

Ha, Entsetzlicher, Du wagst hierher zu kommen!

Blanscandiz.

Ich wage es, Täubchen! Vergebens schlich ich den ganzen Tag um die Zelte ... ich fand Dich nie allein, der alte Wolf bewachte Dich zu gut. Jetzt aber sollst Du mir nicht entrinnen ... Du bist mein! (Er naht ihr und streckt die Arme nach ihr aus.)

Runa.

Weiche von mir, Ungeheuer, und rühre mich nicht an ... Deine Hände kleben voll Blut. Hast Du noch nicht Leben genug zerstört? Gehe auf's große Todtenfeld hinaus und schaue Dich um. Deine Seele wird jauchzen über das Mordwerk, das Dir gelungen. Mich aber rühre nicht an, sonst soll mich Roland schützen.

Blanscandiz.

Dein Roland schreckt mich nicht mehr ... der riesige Baumstamm ist ein morsches Rohr geworden. Ha, ha, ha, ha! Ich mußte lachen, als ich ihn wiedersah, den fürchterlichen Streiter. Ein Kind bezwingt ihn jetzt — er kann Dich nicht vertheidigen, und Du mußt mit mir, mußt meine süße Buhle werden! (Er umfaßt sie und will sie forttragen.)

Runa.

Roland — Hülfe! Hülfe!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Roland, mit bloßem Schwert, Blanſcandiz den Weg vertretend.

Roland.

Elender Bube! Denkſt Du, ich ſei ſchon todt, daß Du Dich unterſtehſt, in's Lager einzudringen.

Blanſcandiz
(halblaut).

Peſt und Tod!

Roland.

Laß die Jungfrau los, und ſprich: wer biſt Du?

Blanſcandiz
(mit heuchleriſcher Demuth).

O Herr, ich bin ein armer Knecht des Königs Marſilie; er ſchickte mich aus, ihm ſeine Tochter zurückzuholen. Zwar weigerte ich mich, das Gebot zu vollführen, aber er drohte gar zu ſchrecklich, und ich mußte gehn. Darum zürne mir nicht, mächtiger Herr, und ſchone meiner!

Runa.

Glaube ihm nicht, Roland! Er iſt ein Sohn der Lüge und der Nacht. Stets hat er mich verfolgt mit grauenvoller Inbrunſt — er war es, der den Höllenplan entwarf — — alle die Tauſende draußen auf dem Wahlplatz, er hat ſie umgebracht.

Roland.

Du alſo biſt es, der ſo ungeheuren Mord verübte? Nun, Deine Garben ſind reif und überreif. Die ewige Gerechtigkeit ſendet Dich her zu mir. Bevor ich ſterbe, ſoll ich die Erde noch von Dir ſäubern, Du giftiger Wurm! . . . Sprich Dein Gebet zum Himmel!

Blanſcandiz
(ſchon zu ſeinen Füßen fallend).

Tödte mich nicht! Ich will bereuen, was ich gethan: ich will mich beſſern — will ein Chriſt werden, wenn Du es forderſt, aber tödte mich nicht.

Roland
(furchtbar).

Bete, Menſch, oder ich erſchlage Dich in Deinen Sünden.

Blanſcandiz.

Ich kann nicht beten! — Gnade, Gnade!

Roland.

Bete, ſag' ich Dir! Du wirſt es nöthig haben, Du trittſt vor Deinen Richter.

Blanſcandiz
(aufſtehend).

Wenn ich ſterben muß, ſo kenne ich nur Ein Gebet — das iſt die Rache! (Er zieht ſeinen Dolch, ſtürzt ſich auf Runa und durchbohrt ſie.)

Runa
(im heftigen Schmerz).

Ha, mein Gott!

Roland.

Verruchter Heide! (Er erſchlägt Blanſcandiz, dann beugt er ſich zu Runa nieder, die halb zu Boden geſunken iſt.) Was that er Dir, Du gute Runa?

Runa.

Er that mir viel, ſehr viel ... ſein Dolch ſteckt mir im Herzen. (Sterbig.) Siehſt Du, Roland ... nun ſterbe ich noch früher, als Du.

Roland
(ſie umfaſſend).

Du wirſt noch nicht ſterben, Runa! Du wirſt noch manchen Tag die Sonne leuchten ſehn.

Runa.

Ja, ich sterbe! Die Spitze des Dolches stößte mir Gift in die Brust, und das brennt so verzehrend. Aber ich habe die Sonne gesehn, und darum sterbe ich glücklich. — Dank, Roland, für alles Liebe, das Du mir gethan! ... Werde ich Dich wohl wiedersehn? Ich bin eine Heidin, Du bist ein Christ. Sprich, Roland! Werde ich Dich wohl wiedersehn? — Du schweigst! ... Wir haben ja beide auf Erden nichts Böses gethan, und wenn unser Glaube auch verschieden ist — nicht wahr, wir kommen in denselben Himmel?

Roland.

Gewiß, Runa! Seit ich Dich kenne, hoff ich das auch.

Runa.

Nun, dann will ich ohne Klage scheiden. — Ach, es wird so finster! Bleibst Du bei mir, Roland?

Roland.

Ja wohl! Du ruhst in meinem Arm.

Runa.

So ist es gut! ... Wenn Du bei mir bist, fürchte ich mich nicht. — Gute Nacht — — und grüße die Alda von mir! — — Gute Nacht, mein Roland! (Sie stirbt.)

Roland

(nach einer Pause, lauschend).

Ich höre keine Athemzüge mehr ... ihre Lippe ward wie Schnee — Gott im Himmel, sie ist todt! (Er faßt sie.) Gute Nacht, liebe Runa! (Er läßt sie sanft zur Erde nieder, und steht auf.) Sie sterben Alle, die mir lieb und theuer sind. Es geht ein langer Zug voran, um mich dort oben zu erwarten. Geht nur — ich komme gleich! Was hielte ich denn auch noch hier? Mein Leben war getheilt — Alda und Runa, jede besaß ein Stück davon. Ich hatte Liebe genug, sie beide zu lieben. Hier auf Erden nennt man das Sünde ... dort wird es keine Sünde sein. — — Man kommt! Schwere Fußtritte klirren die Höhe herauf. Wer ist das?

Sechster Auftritt.

Roland, König Marſilie, im ſchwarzen Harniſch, mit heruntergelaſſenem Viſir, kommt aus dem Hintergrunde.

Marſilie.

Roland! Unter den Leichen des Schlachtfeldes ſuchte ich Dich, und fand Dich nicht. Darum kam ich her, mit Dir zu kämpfen. Zieh' Dein Schwert!

Roland.

Gegen wen?

Marſilie
(ſchlägt das Viſir auf).

Ich bin der König Marſilie.

Roland.

Eidvergeſſner Fürſt! Du haſt wohl verdient, daß Du am Leben geſtraft würdeſt, aber — mit Runa's Vater fechte ich nicht.

Marſilie.

Um Runa eben ſollſt Du mit mir fechten. Du hältſt mein Kind gefangen, mein einziges Kind, das ich Deinem Kaiſer als Geißel übergab. O, hätte ich es nie gethan! Falſche Männer entflammten meinen Zorn, ſie machten mich zum Verräther, und verriethen mich ſelbſt. Doch, das iſt nun alles vorbei! Nur ein Feigling ſpricht von ſeiner Reue.

Roland.

Schäme Dich Deiner Reue nicht, König Marſilie! Du haſt viel zu bereuen und zu beklagen.

Marſilie.

Roland, Deine Worte klingen dunkel und ſchrecklich! Ich kam, Dich zum Zweikampf zu fordern, denn unſre Krieger liegen draußen in Thal und Schlucht — aber ich ſehe, auch auf Deiner Lippe wohnt der Tod. So wende ich mich denn,

ſtatt mit dem kalten Schwert, mit heißer Bitte an Dich: gieb mir meine Runa wieder!

Roland.

Du ſollſt ſie haben, König! Komm! (Er führt ihn zu der Leiche.)

Marſilie.

Ha, was iſt das! Allah il Allah! (Er kniet neben Runa nieder.) Runa, wache auf ... Dein Vater ruft Dich! Nein, nein ... ſie hört mich nicht ... ſie iſt geſtorben! (Ganz über den Leichnam gebeugt, weinend.) Hier liege ich, ein gebeugter Greis mit grauem Haar und weltem Herzen, und doch klopfen mir die Pulſe ... ich lebe noch! Meine Runa aber, die ſo held, ſo jung, ſo reiz war, ſie athmet nicht, ihre Pulſe ſind erſtarrt. (Im furchtbaren Schmerz aufſchreiend.) Herr des Himmels — ich habe keine Kinder mehr! (Nach einer Pauſe, aufſtehend, im Ton des Vorwurfs zu Roland.) Grauſamer Mann, Du haſt mich tief in's Vaterherz getroffen, als Du mein einzig Kind erſchlugſt.

Roland.

Marſilie, Deinem wilden Schmerz verzeihe ich dieſes Wort. Dein eigner Freund und Genoß iſt Runa's Mörder. (Auf Blancandrix zeigend.) Da liegt er! Mein Schwert ſtieß ihn zur Hölle hinab, aus der er entkommen war.

Marſilie.

Blancandrix?! — Wie furchtbar und ſicher gehen die Wege des Gerichts! Er, dem ich folgte, als er mich zu böſen Thaten trieb, er hat mich zum kinderloſen Greiſe gemacht. Ich erkenne des Himmels ſtrafende Hand — ich werde nicht mehr klagen. Aber, Roland, noch Eins gewähre mir! Laſſe mich die Todte mit mir nehmen, daß ich ſie ihrer Mutter bringen kann. Brechmunda ſoll das Kind, das ſie geboren hat, nun wieder in die Grube legen.

Roland.

Bedauernswerther Vater, der die Leiche ſeines einzigen Kindes erbitten muß! In dieſem Augenblicke haſt Du einen

Theil Deiner großen Schuld gebüßt. Nimm die blasse Runa mit Dir — ich gebe Dir Deine Geißel zurück!

Marsilie.

Dank Dir, tausend Dank! — Kommt her, Ihr Männer! (Mehrere Araber treten auf.) Hebt dieses Kleinod auf, es ist mein größter Schatz, und tragt es nach Saragossa. Aber fasset Runa nicht unsanft an; es könnte sie schmerzen, denn sie war immer weich und zart gewöhnt. (Die Araber hüllen Runa in ein weißes Tuch, heben sie auf einen Tragesessel, als ob sie leben möchte, und tragen sie fort. Marsilie folgt ihnen, und sagt im Abgehen:) Dein Gott beschütze Dich, Rolant!

Rolant.

Lebe wohl, Du armer König!

(Blancandrix wird von einigen Arabern zur Seite hinaufgetragen.)

Siebenter Auftritt.

Rolant
(allein).

Auch das ist noch vollbracht! So habe ich denn auf Erden nichts mehr zu thun, und kann die Stunde still erwarten, die der dumpfe Herzschlag mir ankündigt. Ich war einst stark, wie wenige Menschen; jetzt bin ich wehrlos und schwach. (Sein Schwert betrachtend.) Durindarte, dich führe ich nicht mehr in glühender Schlacht — ich muß von dir scheiden, treues Schwert! Dein Dienst ist aus, gleichwie der meine. Blinke nicht so traurig, Durindarte! Du sollst nicht in die Hände eines Fremden kommen ... du stirbst mit mir ... ich will dich zerbrechen. (Er schlägt das Schwert gegen einen Felsen.) Ha, deine Klinge splittert nicht! Der harte Fels konnte keine Scharte hineinbringen. Ich erkenne deine Sitte! Ueberall, wo ich dich hingesendet, bist du durchgedrungen — überall machtest du dem Tode Bahn und bliebest unverletzt. Es war unrecht, daß ich

mich von dir trennen wollte. Verzeihe mir, Durindarte! Nein, du verlässest mich auch im Tode nicht ... meine erstarrte Hand soll dich so fest halten, daß dich niemand herausnehmen mag, und wir beide werden dann in Einer Grube ruhen. (Er steigt auf einen Felsblock, der etwa in der Mitte der Bühne hervorragt, und setzt sich so, daß er das Thal übersehen kann. Er lehnt den Zuschauern den Rücken, und ist zum Theil durch Bäume verdeckt.) Hier ist ein guter Platz für mich. Hier will ich sterben, das Angesicht nach Spanien hingekehrt; mein Kaiser hat mich ja zum Hüter dieses Landes eingesetzt.

Achter Auftritt.

Roland auf dem Felsen. Nach einer Pause tritt Walther auf, Roland's Fahne tragend.

Walther.
(ohne Roland zu bemerken).

Mein Fürst und Herr! ... Wo seid Ihr?

Roland.

Hier! Wer ruft mich?

Walther.

Euer Walther, Herr!

Roland.

Du bist's? Hole mir meine Fahne.

Walther.

Ich halte sie in der Hand.

Roland.

Lege sie in meinen Arm, und gehe hinweg. (Walther lehnt die Fahne in Roland's Arm und steigt wieder herunter.)

Walther
(für sich).

Um Gott, was soll dies seltsame Wesen?

Roland
(ohne ihn weiter zu beachten).

O Alda, hätte ich dich noch einmal geſehn und geküßt!

Walther.

Fürſt Roland, ich bringe gute Nachricht — —

Roland
(w. o.)

Lebe wohl, mein Kaiſer! Ich bin Dir treu geweſen! Lebe wohl!

Walther.

Der Kaiſer kommt! Ein ahnungsvolles Rauſchen flog durch die Luft; ich legte das Ohr auf den Boden, und vernahm, wie von den Tritten der Roſſe die Erde bebt. (Nach einer Pauſe, für ſich.) Er giebt mir keine Antwort — er bleibt regungslos! (Laut.) Roland, lieber Herr, ſo redet doch, und ſagt, daß Euch meine Botſchaft Freude macht. (Als Roland wieder nicht antwortet, tritt Walther zu ihm und berührt ſeine Hand.) Bei allen Heiligen! Seine Hand iſt kalt ... er ging bereits hinüber! Kein Menſchenarm hat ihn gefällt, nur der Gram war ſtark genug, ſein ſtarkes Herz zu brechen. (Trompeten aus der Ferne.) Das iſt der Kaiſer! — — O, bleibe fort, hier findeſt Du Entſetzen, mächtiger Karl! Roland iſt tot ... die herrlichſte Säule des Reiches hat der Blitz zerſchmettert!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Kaiſer Karl, Genelun und fränkiſche Ritter.

K. Karl.

(Hinter der Scene.) Dort unten liegt das Thal von Roncevall! Roland, Roland! (Mit dem Gefolge haſtig auftretend.) Walther, treffe ich meinen Neffen noch am Leben?

Walther.

Nein, Majestät! Vor kurzem schloß sein Heldenauge sich.

K. Karl.

Ich fühlte es! Bei seinem letzten Athemzuge zersprang mir eine Saite im Herzen, die viele Jahre lang voll und schön geklungen hatte. — — Wo ist seine Leiche, Walther?

Walther.

Dort auf dem Felsen, großer Kaiser!

K. Karl

(Roland erblickend und zu ihm handelnd).

Ha, mein Gott! Ich glaubte ihn leben und athmen zu sehn ... Der Tod hat hier eine gräßlich täuschende Maske des Lebens vorgenommen. Roland, Roland! Du warst vor allen Menschen eines hohen Alters werth, und mußtest dahinsinken in frischer Jugendkraft. (Zu Walther.) Und auch Turpin und Olivier und die andern Paladine — — sie Alle sind todt?

Walther.

Sie Alle sind todt! Sie blieben im furchtbaren Kampfe; nur Roland überdauerte Freund und Feind. Erst als er die letzte Schaar der Heiden in die Flucht getrieben hatte, setzte er sich hin, und starb.

K. Karl

(faßt Genelun bei der Hand).

Siehst Du, das ist Dein Werk! Nun, blicke doch nicht so starr auf den Gestorbnen, sondern lache und juble, Genelun ... Dein Spiel ist ja gewonnen. Freue Dich, Mensch! Roland, der die Treue selber war, mußte erblassen, Dir aber scheint die Sonne noch, Du treuloser schlechter Mann!

Genelun

(mit erzwungner Fassung).

Majestät, wollt Ihr mich dafür büßen machen, daß Roland Eure Krieger erschlagen ließ, oder war ich etwa als Schützer seines Lebens eingesetzt?

K. Karl.

Schweige nur! Du sollst dem Richter nicht entgehn.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Bertha, Alda, Fürſt Gunthar und Gefolge treten eilig auf.

Bertha.

Zu Spanien Dir erhalten, Bruder Karl?

K. Karl.

Durch Gottes und durch Roland's Hülfe — ja!

Alda.

Die heilige Jungfrau ſei gelobt! ... Aber, warum ſeh' ich Roland nirgends?

K. Karl

(bei Seite).

Was ſoll ich ihr ſagen? Ich kannte meinen eignen Schmerz beherrſchen, doch vor Alda's Leid und Kummer zittre ich.

Alda.

Mein Kaiſer, Ihr gebt mir keine Antwort, und ich erblicke weder Roland noch Olivier. Wo ſind die Beiden?

K. Karl.

Deinen Bruder traf ich nicht, aber Roland ſitzt da oben.

Alda.

Wie mir die Pulſe ſchlagen, wie mir's im Innern glüht und ſchallt: ich habe meinen Roland wieder. Gleich einer Wacht von Stein lehnt er an den Felſen, das herrliche Spanien überſchauend, das er ſeinem Kaiſer durch Muth und Treue gerettet hat. Er ſieht mich noch nicht, er hört mich nicht. O, wie ſüß wird er erſchrecken, wenn ich ihn wecke mit liebendem Wort! (Sie geht zu ihm hin.) Roland! ... Guten Tag, mein Roland! — — Du biſt ſo ſtill ... zürnſt Du auf Alda? (Sie ſteht empor und betrachtet Roland.) Gott ſei mir gnädig! Ich rede zu einer Leiche! (Sie ſinkt zu Boden.)

Bertha

(erhebt ihr Antlitz und lehnt ſich kraftlos an einen Felſen).

K. Karl.

Meine Fürſten, tretet näher! Wir haben Gericht zu halten. Es iſt ein Mann unter uns, der aus Haß und um goldnen Sündenlohn Kaiſer und Reich verrathen hat. Unſre Paladine und Tauſende von tapfern Kriegern mußten auf der Wahlſtatt verbluten ob ſeiner ſchändlichen That. Weiber und Kinder werden daheim vergeblich auf die Rückkehr ihrer Ernährer warten — durch ihn ſind ſie Wittwen und Waiſen geworden. Der Mann heißt Herzog Genelun' ... Welche Strafe hat er verdient?

Die Fürſten.

Einen ſchmachvollen Tod!

Genelun

(bei Seite, zu Bertha).

Sie wollen mich umbringen, dieſe Fürſten. Bitte den Kaiſer, daß er mir das Leben ſchenkt.

Bertha.

Nimmermehr! Der Geiſt meines Sohnes fordert Rache.

Genelun.

Bitte, ſag' ich Dir! Du biſt mein Weib.

Bertha.

Ehe ich Dein Weib wurde, war ich ſchon Rolant's Mutter.

Genelun.

Fluch Dir, Bertha, daß Du mich verleugnen willſt! Alda wird für mich ſtehen. (Er geht zu Alda.) O, Alda, ermanne Dich um meinetwillen! Man tödtet mich, wenn Du mich nicht retteſt. — Wehe, weh' mir! Ueberall finde ich erſtarrte Herzen... Alda iſt todt! (Alle wenden ſich nach Alda; Bertha ſteigt haſtig empor, eilt zu ihr nieder, und drückt durch ſchmerzliche Geberden aus, daß ſie wirklich geſtorben ſei. Pauſe.)

K. Karl

(zu Genelun).

Auch dieſes Lebens ſchöne Blume hat Deine Unthat abgebrochen: auch für dieſen Mord mußt Du dem ewigen Richter Rede ſtehn.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Baldwin.

Baldwin
(eilig).

Majeſtät!

K. Karl.

Was bringſt Du, Baldwin?

Baldwin.

Wie Ihr befohlen, habe ich Kundſchaft vom Feinde eingezogen. Er war geflohn, allein jetzt ſammelt er ſich wieder, und rückt, von Bundestruppen unterſtützt, im vollen Marſch heran.

K. Karl.

Gut, daß wir noch eine Heerſchaar finden, um unſern Zorn zu kühlen. Wenn die Sonne in's Meer ſinkt, ſollen ihre rothen Strahlen ſich im Blute dieſer Heiden ſpiegeln. — Gehe, Baldwin, und laſſe meine Krieger ſich in Schlachtordnung ſtellen. Wir haben hier einen Urtheilsſpruch zu vollſtrecken, für den Deine Gegenwart nicht taugt. (Nachdem Baldwin abgegangen, zu Genelon.) Und nun zu Dir! Du ſollſt mit uns in die Schlacht, aber nicht zu Roß, wie ein ehrenhafter Ritter, ſondern an die Schweife wilder Pferde angebunden, wie es dem Verräther geziemt. So ſollſt Du gegen Deine eignen Schandgenoſſen zu Felde ziehn und ihres Untergangs Zeuge werden. — Auf, auf! Zum Kampf, Ihr Fürſten! Noch liegen ganze Völkerſchaften in den trüben Feſſeln der Nacht, und nur ein blutig Morgenroth kann ihnen Licht und Sonne bringen. Das wilde Barbarenthum muß überwunden werden, dann ſteigt die Geiſtesfreiheit ſtrahlend empor, dann erkennen die getrennten Völker freudig, daß ſie Brüder ſind. Ihr ſtarrer Glaube iſt gemildert, iſt verſöhnt — ſie glauben an Gott und an die allgemeine Menſchenliebe. Wehe dem, der

dann das Schwert noch schwingen wollte in Glaubenssachen ... er würde ein Verbrecher sein am Weltengeist. Eintracht, Friede und Freiheit ziehen dann beglückend über die Erde hin. Ja, eine solche Zeit wird kommen, wenn auch erst spät nach uns, und unsre Sendung ist es, daß wir sie erringen helfen. Folgt mir, meine Fürsten, wir kämpfen für die Zukunft!'

Der Vorhang fällt.

Shakeſpeare,

oder

Gaukeleien der Liebe.

Luſtſpiel in drei Akten.

(Zuerſt aufgeführt auf dem Stadt-Theater zu Hamburg, am 24. Februar 1848.)

Personen.

Shakespeare.
Graf Southampton, } seine Freunde.
Hales, }
Rosalinde.
Viola, ihre Verwandte.
Lord Malwood.
Junker Andreas.
Mary, Rosalindens Kammermädchen.

Das Stück spielt zu Bath, einem Badeort in England.
Zeit der Handlung: Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Offne Partie im Parke in Bath. Rechts eine Ruhebank, links eine Marmorſtatue. Lord Malwood, von rechts, Hales und Junker Andreas, von links, treten auf.

Hales
(zu Malwood.)

Guten Morgen, Mylord! Was giebt's Neues?

Malwood.

Ich weiß nichts!

Hales.

Mylord, ich fragte Sie, was es Neues gäbe.

Malwood.

Nun, ich weiß nichts.

Hales.

Mein Gott, das iſt ja aber nichts Neues!

Junker Andreas.

Gehet Ihr jetzt zum Bade, Mylord?

Malwood.

Ja, Sir! Doch nicht im Waſſer will ich mich baden, ſondern im Strahle der Schönheit und Gunſt. Die Stunde ruft mich zu Roſalinden, meiner Geliebten.

Hales.

Wie? Roſalinde iſt Eure Geliebte? — Man ſagt, Shakeſpeare habe ihr Herz erobert.

Malwool.

Leeres Geſchwätz! Ich fürchte keinen Nebenbuhler, denn ſie giebt mir zu ſichere Beweiſe ihrer Leidenſchaft. Neulich erklärte ſie ganz offen: „wo Lord Malwool nicht iſt, da fehlt mein beſter Spaß.“ — Ich weiß, wie ſehr ich über dieſen Shakeſpeare erhaben bin.

J. Andreas.

Aber, Mylord, ich las ein Sonett, worin Er „der Erhabene“ genannt wurde.

Hales.

Nun, ſo iſt Lord Malwool erhaben über den Erhabenen.

Malwool.

Ja wohl! ... Folgt mir zu Roſalinden, meine Freunde! Ich werde ihr jetzt einen feierlichen Antrag machen, und ſie als Braut umfangen.

J. Andreas.

Mylord, bei ſolcher Botſchaft entbehrt man die läſtigen Zeugen gern! Ich will hier bleiben in ungeſtörter Einſamkeit.

Hales.

Weshalb? — Seid Ihr ein Menſchenfeind oder ein Weiberfeind, das heißt: ein Verliebter, geworden? Mit dieſen Beiden läßt ſich am ſchlechteſten umgehn.

J. Andreas.

Ach! ich bin verliebt, und ſehne mich, allein zu ſein mit meinen Gedanken.

Hales.

Nun denn: ſchlaft wohl!

Malwool.

Auf Wiederſehn!

(Hales und Malwool gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Junker Andreas
(allein).

Ja, ja, Andreas, es hilft nichts! Gesteh' dir's nur, daß du dein Herz verloren, völlig verloren hast. Als ich gestern Abend im Park auf und nieder wandle, vernehm' ich, wie mir Jemand folgt. Leise, schwache Fußtritte erschallen, und ich denke gleich: gewiß ein Frauenzimmer. Aber nein! Es war ein schlanker Bursch, der seine großen Veilchenaugen schwärmerisch auf mich richtete. Ich sehe ihn näher an, und alsobald entdeckt mein Scharfblick, daß solch zarter Gliederbau, solch Antlitzchen wie Rosenblätter, die in ein Milchkübel gefallen sind, nur einem Mägdlein angehören können. Da nun kein Zweifel blieb, die holde Nymphe schleiche mir nach, wollte ich mich eben umwenden, und sie, mitleidsvoll wie ich bin, durch Gegenliebe trösten ... doch leider war sie schon im Gebüsch verschwunden. — Was ihr nur so an mir gefallen mag? ... Ei nun! Die Wahl ihrer Seele kürzt für ihren guten Geschmack. — Ha! Täuschen mich die Augen? Nein! dort kommt sie her, meine Spur verfolgend .... Ich will sie belauschen! — O, es ist entsetzlich, so geliebt zu werden!

(Er tritt hinter die Gartenthüre, und lauscht hervor.)

Dritter Auftritt.

Der Vorige. Southampton kommt.

Southampton
(umherschauend).

Wie? Alles leer? — Man hat mir doch gesagt,
Daß hier der theure Freund verweilen solle.

J. Andreas
(sich ein wenig verbergend).

Aha! Sie sucht mich!

Southampton.

Es scheint, als ob ein schadenfroher Elfe
Mir den Geliebten ferne halten will.

J. Andreas.

Das ist sonnenklar! Sie liebt mich! ... Wart' nur, es soll dem Taugenichts von einem Elfen nicht gelingen.

Southampton

(setzt sich auf die Ruhebank, nach einer kurzen Pause).

Ich lieb' ihn wärmer, als den Tag die Sonne,
Und reiner, als der Mondenstrahl die Nacht.
In früher Jugend, eh' ich ihn gekannt,
Erzählten oft mir Träume schon von ihm,
Und malten leuchtend mir sein herrlich Bildniß.
Ein Tiefsinn thronet auf der Marmorstirn,
Das ganze Weltall scheint er zu beherrschen:
Die Augen sind so licht, wie klare Seen,
Auf Schottlands hohen Urgebirgen schwebend;
Ein stiller Zauber webt um seinen Mund,
Als könnt' ein Wort von ihm des Himmels Welten,
Den wilden Stürmen und dem Meer gebieten.

J. Andreas.

Einzig getroffen! Ganz einzig getroffen! ... Ich glaubte mich zu spiegeln! Die kleine Diebin hat mir wahrhaftig jeden Zug aus dem Antlitz gestohlen. Wer mich im Leben nicht gesehn hat, müßte mich erkennen.

Southampton.

Nicht abgenutzte Liebe biet' ich ihm:
Noch hat kein Pfeil des Gottes mich getroffen,
Jungfräulich klopft mein Herz dem Theuren zu.

J. Andreas.

Jetzt gesteht sie selbst, daß sie eine Jungfrau ist

Southampton.

Und er? Liebt er mich auch mit ganzer Kraft? —

Nein! Er zerreißt der Neigung feste Bande,
Und schenkt verschwendrisch einem Weib' davon.

J. Andreas.

Alle Wetter! Sie meint das Abenteuer, das ich mit der Wirtsin im goldnen Löwen hatte. — Wär' mir's doch nimmer eingefallen, daß ich so scharf beobachtet würde.

Southampton.

Doch dichter nur will ich mich an ihn ketten,
Wie um die Eiche sich der Epheu schlingt,
Und bitten, flehen, betteln — bis er endlich
Mit ganzer, ganzer Seele mir gehört.

J. Andreas.

Nein, Holde, ich habe kein Felsenherz! Schon bin ich erweicht, und komme, dir meine Liebe darzubringen — — (Er ist im Begriff hervorzutreten, als er Shakespeare bemerkt, der ihr eben naht.) Verdammt! da naht sich der unangenehme Gemeinschreiber, und zerstört mir die schöne Ueberraschung. Nun, dies Mädchen ist mir sicher genug. Ich kann mich jetzt ruhig entfernen. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Southampton. Shakespeare kommt.

Southampton
(fliegt ihm entgegen).

O, Shakespeare!

Shakespeare.

Southampton!
(Sie umarmen sich.)

Southampton.

Ich suchte Dich!

Shakespeare.

Ich suchte Dich! — Wir haben uns gefunden.

Southampton.

Vor Kurzem erſt erfuhr ich, daß Du hier.
Erzähl' mir doch, was Dich aus London jagte,
Denn wer ſich, ſo wie ich, von Herzen freut,
Vernimmt es gern, wem er dafür zu danken.

Shakeſpeare.

In Deinen Worten liegt es ſternenklar,
Ob Du es auch mit keiner Sylbe ſagteſt:
Du kennſt die hehre Roſalinde nicht,
Die mir des Weltalls ganze Pracht geſchenkt hat —
Denn alle Schönheit Gottes ſpiegelt ſich
In ihrem Herzen, und das gab ſie mir.
Ich hatte Sehnſucht nach der Frauen ... Nein!
Das iſt nicht wahr! Die Sehnſucht hatte mich,
Und während ſie mit jedem Tage wuchs,
Empor ſich zum Koloß von Rhodos thürmend,
Entſchwand ich immer mehr, dem Schatten gleich,
Wenn nach dem Scheitelpunkt die Sonne zieht.
Da, als ich's länger nicht ertragen konnte,
Beſtieg ich heimlich meiner Liebe Schiff,
Und fuhr dem Sehnſuchtsriefen durch die Beine.

Southampton.

Alſo zu ihr, und nicht zu Deinem Freund,
Der traurig, wie die Sonnenblume, war,
So lang' ihm Deine Gegenwart nicht ſtrahlte.
O Shakeſpeare, geh'! Du kennſt die Freundſchaft nicht.

Shakeſpeare.

Ich kenne ſie, und würd' es ſchwer empfinden,
Entzöge mir der Himmel dieſen Drang.
Die Freundſchaft iſt ein Stern in Lebensnächten,
Der mild und traulich uns herniederlacht,
Und ſtille Ruhe, ſüße Hoffnung wecket.
Doch Liebe iſt das große Weltenaug',
Deß Gluth entzündet und zur Blüthe treibt:

Was Kühnes, Großes, Schönes je geschah,
Die Liebe hat's geboren und gezeitigt.
Sie ist die Götterkraft, die uns erweckt
Aus dumpfem Erdenschlaf, und deren Zauber
Geschöpfen selbst die Macht des Schöpfers giebt.
O, folge ihrer Spur, daß Du sie findest!
Und wirst Du einst im Leben frei und frei,
Dann hat die Liebe Deine Brust durchlodert.

Southampton.

Der arme Vogel, der in's Netz gegangen,
Er möchte gern, daß ihm auch Andre folgen.
Drum lockt und singt er, wie's der Jäger will.
Ich hör's am Ton, der aus dem Netze klingt:
Die Nachtigall, sie hat sich fangen lassen.
Und bleibe ruhig auf dem grünen Zweig.

Shakespeare.

Du solltest nicht so starren Sinn bewahren.
Denn Alle, die Dich wahrhaft lieben, Freund,
Sie wünschen innig, Dich vermählt zu sehn.
Du bist der Letzte Deines alten Stamms,
Und sinkst Du einsam in die Gruft hinab,
So wird mit Dir Dein Wappenschild begraben.

Southampton.

Verlorne Müh'! Verlorne Zeit und Worte!
Soll ich, daß Nachwelt meinen Namen höre,
Das Leben ersern, schwere Fesseln schleppen,
Verhöhnt, bethört, dem Throne offen stehn?
Die Treue ist die Göttin, der ich diene.
Doch treulos sind die Weiber alle; falsch
Und flatterhaft und unbeständig —

Shakespeare.

Hu!
Ein Sturmwind braust Dir eisig von den Lippen:
Den Unbestand der Frauen schiltst Du hart.

Nun, zugegeben, daß ſie natürlich,
So ranken ſie vertraulich in das Leben.
Aus Kommen, Blühn, Vergehen baut es ſich,
Und große Reize ſchmücken es darum,
Als wenn ſo ewig ſicher Alles wäre.
Das Ungewiſſe ſpornt, es feſſelt zu halten:
Wir ſind erregt, wir wollen's gern erjagen,
Verloren geht kein Hauch des Lebens uns.
Wär Alles feſt, beſtändig in der Welt,
So dächten wir: Du kannſt es immer haben:
Wir würden abgeſtumpft und — ſchliefen ein.

Sextahmpten.

Nun, lieber will ich ungeſtört entſchlummern,
Als jeden Augenblick von Angſt und Furcht
Mich wild empor zum Wachen ſchrecken laſſen.
Ich mag nicht kämpfen gegen mein Gefühl:
Die Weiber ſind mir durch und durch zuwider.

Shakeſpeare.

Komm' mit mir, Sextahmpten! Begleite mich
Zu Roſalinden. Sieh' das Engelsweſen,
Und kann Dich ſolch ein Anblick nicht bekehren,
Dann ſind vergeblich alle guten Lehren.

Sextahmpten.

Zwar glaub' ich feſt, daß ſie vergeblich ſind,
Doch folg' ich Dir, wie ein gehorſam Kind,
Denn um in Deiner Nähe zu verweilen,
Muß ich ſie ſchon mit Roſalinden theilen.

Shakeſpeare.

Komm' nur! Sie ſcheucht die trüben Nachtgedanken,
Die jetzt wie Gyben Deinen Geiſt umranken,
Mit einem einz'gen Zauberwinke fort —
Sie macht Dich wieder froh durch Blick und Wort'

(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Rosalindens Zimmer.

Rosalinde allein;
(zum Fenster hinausschauend).

Wo Shakespeare nur bleibt, der liebe, böse Mann? Er ist meine Lebensluft, und wenn er mir fehlt, wird mir das Herz traurig, der Athem beklemmen. Er weiß das, und doch läßt er mich allein.

Sechster Auftritt.

Viola, als Mann gekleidet, und Marr kommen auf einer Seitenthür.
Rosalinde.

Marr.

Hahahaha! — Himmlisch, wundervoll, zum Küssen sehen Sie aus, Fräulein! Auf der Stelle könnt' ich mich in Sie verlieben.

Viola.

Ist es denn wahr, Rosalinde? Hab' ich wirklich Aehnlichkeit mit einem Manne?

Rosalinde.

Nun, mit einem Manne nicht, aber mit einem schlanken Knaben, den die Gänse verklagt haben: er hätte ihnen die Stimme entwendet. Die größten Rechtsgelehrten schütteln bedenklich den Kopf, und sind sehr zweifelhaft, zu wessen Gunsten die Entscheidung ausfallen wird, denn alle Indicien sprechen — für die Gänse.

Viola.

Ach Gott! Mir ist so schwer, so unbehülflich in der fatalen Tracht. Ich kann mich kaum bewegen.

Rosalinde.

Ja, wenn Du so unglücklich aussiehst und mit jüngfer-

lichen Schrittchen daherkommst, dann merkt man Dir ohne Zweifel an, daß Du ein Frauenzimmer bist. Das Barett muß nicht hinten im Nacken, sondern herausfordernd auf Einer Seite sitzen. — So! — Die rechte Hand steckst Du vorn in's Wams, die Linke hält den Griff des Degens. — Bravo! — Nun hast Du nichts weiter zu thun, als jedem Worte, das Du sprichst, entweder ein „auf Ehre!" oder ein „Blitz und Donner!" hinzuzufügen . . . Sag einmal: (spricht es mit männlich barscher Stimme vor) Auf Ehre!

Viola (ihr nachahmend).

Auf Ehre!

Rosalinde.

Gut! Nun auch: Blitz und Donner!

Viola.

Blitz und Donner!

Rosalinde.

Ganz vortrefflich! So hält Dich Jeder für ein Bürschchen, das vor acht Tagen der Schule entkommen ist, und die Leute gern glauben machen will: es habe mindestens schon sechs Duelle, zehn Liebschaften und ein Dutzend Raufereien mit der Schaarwache gehabt.

Mary.

Wenn ich nicht von Andern gelobt werde, muß ich es selbst thun. Es war doch ein kostbarer Einfall von mir, das Fräulein in Mannskleider zu stecken. Unter solchem ritterlichen Schutze können Sie nun ungehindert Bälle und Promenaden besuchen, während Sie sonst still zu Hause bleiben mußten, und den ganzen Badejubel höchstens aus dem Fenster mit ansehen durften.

Viola.

Alles wäre gut, wenn ich nur die Bangigkeit los werden könnte. Man wird mich gewiß erkennen und mich dann strenge tadeln wegen dieser unweiblichen Comödie, an der ich doch völlig unschuldig bin.

(Es klingelt draußen. Mary geht an's Fenster.)

Mary.

Ach, Sir William und Lord Southampton nahen ſich! Da giebt es gleich eine Probe. Verrathen Sie ſich nur nicht, Fräulein! (Ab durch die Mittelthür.)

Roſalinde.

Mary hat Recht. Wir wollen einen Verſuch machen, ob man Dich erkennt. Sei anmaßend, trotzig und bekannte die unſinnigſten Dinge. Ich verſpreche Dir dagegen, liebe Viola, daß ich ſelbſt meinem Shakeſpeare, der Dich ja noch nie geſehen hat, für's Erſte kein Wort von der Verwirrung ſagen will.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Shakeſpeare und Southampton treten durch die Mittelthür ein.

Shakeſpeare.

Guten Morgen, theure Roſalinde! Ihr ſollt mir danken für den edlen Gaſt, den ich Euch bringe. (Vorſtellend.) Mylord von Southampton!

Southampton
(ein wenig ſchüchtern).

Verzeiht mir, hohe Frau! Ich hätt' es nicht gewagt, wenn Shakeſpeare nicht — —

Roſalinde.

Es freut mich ſehr, Mylord, Euch hier zu ſehn.
Schon lange wünſcht' ich mir, den Pylades,
Den treuen Pollux freundlich zu begrüßen.
Das Bündniß ehrt Euch beide, werthe Herr'n!
Denn Jeder wird — wie hoch er ſtehen mag —
Noch mehr erhoben durch des Andern Freundſchaft.

Shakeſpeare.

So wie die Schönheit Eures Angeſichts
Noch arm'ger wird durch Eure Artigkeit.

Und dieſe Artigkeit viel ſchöner kleidet,
Weil ſie die Schönheit artig ihr geſellt.

Roſalinde.

Ihr wißt die Begriffe Schönheit und Artigkeit ſo geſchickt durch einander zu miſchen, daß ich beim Zuhören alle beide vergaß. (Viola verſchwindet.) Das iſt mein ſchöner Vetter George, und es wäre doch ſehr unartig geweſen, hätte ich verſäumt, ihn vorzuſtellen. (Gezwungene Verbeugungen.)

Shakeſpeare

(Viola die Hand reichend).

Von ganzem Herzen biete ich Euch, dem lieben Verwandten einer ſo ſeltnen Dame, meinen Gruß.

Viola

(ſucht ihm mit mädchenhafter Verbeugung die Hand, und ſagt in ihrem gewöhnlichen Tone.)

Es iſt mir eine Ehre — — (Roſalinde ſieht ſie bedeutend an, und Viola ſingt ſchnell, mit möglichſt grober Stimme, hinzu.) Auf Ehre!

Roſalinde.

Ueber alle Ceremonien und die hübſchen Redensarten, die nothwendig dazu gehören, wäret Ihr beinahe meinen Vorwürfen entgangen, William! Ihr habt mich ja den ganzen Morgen allein gelaſſen. — Wo wart Ihr denn?

Shakeſpeare.

Zwar weilt' ich einige Stunden heut im Garten,
Um Zeitvertreibungen, den Flüchtigen zu erwarten,
Doch daß ich bei Euch war, behaupt' ich dreiſt,
Denn nie entfernte ſich von Euch mein Geiſt.

Roſalinde.

Von allen Männern, welche Frauen lieben,
Iſt mir der Unbeſtändigſte geblieben,
Denn ſchlimmer als Soldaten, Aerzte, Richter,
Und ſelbſt als Philoſophen, iſt ein Dichter.
Er liebt es, draußen mit den jungen Roſen,
Und mit der Linde Blüthenlüften koſen.

Wir werden, will er unſerm Aug' entſchwinden,
Ihn unter Linden, unter Roſen finden.

Shakeſpeare.

Ich liebe nicht die Roſen und die Linden:
Die linde Roſe lieb' ich, Roſalinden.

Roſalinde.

Ach, Schmeichelei iſt ein gefährlich Ding'
Ihr Blitz kann auch den beſten Blick erblinden,
Doch immer wird ſich das beſtätigt finden:
Wer Honig ſaugt, der iſt ein Schmetterling.
(Shakeſpeare will ſprechen, aber ſie hält ihm den Mund zu.)
Verſtumme, Böſewicht, und lerne ſchweigen!
Laß Dir ein Bild, das ich Dir malte, zeigen.
Die beiden Herren mögen ruhig bleiben,
Und ſich indeß die Zeit recht gut vertreiben.
(Roſalinde und Shakeſpeare treten Seitenthüren ab.)

Achter Auftritt.

Viola und Southampton.

Viola
(bei Seite).

Da geht ſie hin, die Grauſame, und läßt mich mit einem wildfremden Manne allein. Mein Herz klopft ſo ungeſtüm gegen die ungewohnte Tracht, als wollt' es die Hülle zerſprengen.

Southampton
(ebenſo).

Ein liebes, frommes Geſicht, das dieſer Jüngling hat. Es macht mir Freude, in die blauen Prachtſpiegel ſeiner Augen zu ſchauen, und eine unausſprechliche Sympathie zieht mich zu ihm.

Viola
(wie oben).

Kaum habe ich den Mut, ihn anzublicken! (Sie sieht scheu nach Southampton.) Er ist ein schöner Mann! Welch edles, feines Gesicht — — welch ein Ausdruck des reinsten Wohlwollens!

Southampton.

So still, Sir George! Wie gefällt es Euch in Bath?

Viola.

Ich habe noch wenig davon gesehn, Mylord!

Southampton.

Warum das? Seid Ihr erst so kurze Zeit hier?

Viola.

Nein! Aber es ziemt sich nicht für uns — — (Besinnt sich schnell.) Blitz und Donner!

Southampton.

Ihr wolltet sagen: es ziemt sich nicht — —?

Viola
(verlegen).

Ich meinte nur . . . ich meinte . . . (Sich fassend.) es ziemt sich nicht, von den Liebschaften zu sprechen, die ich hier bereits angeknüpft. Und doch sind sie das Einzige, was dem graufarbigen Badeleben Reiz verleihen kann.

Southampton.

Es ist wohl Euer Scherz?

Viola.

Weshalb glaubt Ihr das?

Southampton.

Nun, offen gesagt: Ihr seht mir gar nicht danach aus, als ob Ihr schon Liebschaften gehabt hättet . .

Viola
(bei Seite).

Eine impertinente Aeußerung!

Southampton.

Liebt Ihr denn wirklich die Weiber?

Viola.

Blitz und Donner! Ueber Alles lieb' ich ſie!

Southampton.

Unbegreiflich! — Und warum?

Viola.

Ihr könnt noch fragen? Habt Ihr nie geliebt? Sie ſind der Duft und Schmelz des Erdenlebens. Sie ſind die Poeſie, welche ſeine breiten Landwege in duftigen Laubwald, voll Quellengerieſel und Blumenflauden, umwandelt. Sie ſind das Morgenroth und die Nachtigallenlieder, welche die dumpfſchlafenden Männer zu Freudigkeit und Friſche wecken. Sie ſind die Perlen, die ſich ſanftmüthig mit kalten Schalthieren in Eine Muſchel einſchließen laſſen. Sie ſind — —

Southampton

(Viola unterbrechend).

Hu! — Haltet ein, junger Freund! Ihr ſcheint von den Ueberſchwenglichen, die, wenn ſie einmal in's Leben kommen, nicht eher aufhören, als bis ihnen der Athem ausgeht. Vernehmt, daß ich ein vollendeter Weiberfeind bin, denn das ganze Geſchlecht iſt zuſammengeſetzt aus Kantippen, Wetterfahnen, Rohrtrommeln, Sternſchnuppen und Brummeiſen.

Viola

(erregt).

Das redet Ihr, wie ein Menſch, der kaum drei Meilen von der Heimath weggekommen, und ferne Wunderküſten im Südmeer begeifert, oder wie ein Recenſent, der auf ein Buch ſchimpft, das in einer Sprache geſchrieben iſt, von der er keine Sylbe verſteht. — Die Frauen ſind beſtändig —

Southampton.

Wie Sonnenſchein im Februar.

Viola.

Und zuverläſſig —

Southampton.

Wie Schnee im April.

Viola.

Und schweigsam —

Southampton.

Wie eine Kuckucksuhr.

Viola.

Und sanft —

Southampton.

Wie die Katzen.

Viola.

Nein, das wird mir zu arg! — Die Männer tadeln die Frauen fortwährend, und könnten doch nicht leben ohne sie. Sie langweilten sich zu Tode in der Welt, wenn sie nur mit ihrem Geschlecht umgeben müßten. Wir erheitern, verschönern ihr Dasein, schlingen uns als weiche Blüthenranken an ihren rauhen knorrigen Stamm, und sie behandeln uns dafür schroff, hartherzig und bitter. Sie werfen Eis in unser glühendes Herz, zerreißen mit Hohn unsere Seele — — (ihre Stimme ist nach und nach immer milder und weiblicher geworden.)

Southampton
(sie unterbrechend).

Aber, Junker, Ihr redet ja, als wenn Ihr selbst ein Frauenzimmer wärt.

Viola
(sich besinnend).

Donner und Blitz! Ich kann es nicht hören, wenn man Schwache, Wehrlose so barsch angreift, und ich versetze mich dann ganz in die Geschmähten, um sie wirksamer vertheidigen zu können.

Southampton.

Sehr, was das für ein edler Charakterzug ist! Würdet Ihr solchen jemals bei einem Weibe finden? — Eure Worte,

Junker, brachten auf mich die unrechte Wirkung hervor. Sie zeigten mir einen Vorzug der Männer im hellsten Licht, und zerstörten den unüberwindlichen Haß nicht, den ich gegen das Geschlecht der Weiber im Herzen trage.

Viola
(bei Seite).

Nun, ich will doch versuchen, ob es mir nicht gelingen mag, Dich zu bekehren, Du liebenswürdiger Weiberfeind!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Rosalinde und Shakespeare kommen zurück.

Rosalinde.

Sieh' da! Die Herren sind ja noch munter im Gespräch. — Haben Sie sich gut unterhalten?

Southampton.

Wie könnte man es anders in so angenehmer Gesellschaft.

Rosalinde.

Jetzt wollen wir uns einen Scherz machen. Lord Malwool, mein unvergleichlicher Anbeter, kommt eben, in seiner ganzen Herrlichkeit, auf das Haus zu. — Shakespeare hat Strafe verdient, weil er so lange ausgeblieben. Er soll ihn unter der Maske eines alten Bedienten empfangen. — Geht nur, William! Drinnen findet Ihr Alles, was zur Garderobe nöthig ist, um uns ein Pröbchen von Eurer vielbelobten Schauspielkunst geben zu können.

Shakespeare.

Demüthig unterwerfe ich mich diesem Urtheilspruch. Eine Jacke und ein breitkrämpiger Hut werden zu der Umwandlung genügen. (Zur Seite ab.)

Rosalinde.

Der Spaß muß kostbar sein. Nicht wahr, Vetter George, das ist etwas für Dich?

Viola.

Ja wohl! Auf Ehre!

(Es klingelt draußen.)

Rosalinde.

Seine Lordschaft geruhen bereits zu klingeln. Wenn Shakespeare nur erst fertig wäre. (Shakespeare kommt zurück.) Ah! da ist er schon, und sieht natürlich aus wie ein dummer Bedienter.

Shakespeare.

Großen Dank für das kleine Compliment, Mylady! Dummheit läßt sich immer viel leichter nachahmen, als Klugheit.

Rosalinde.

Wir Andere stecken uns dort in's Gemach, und lauschen dem ergötzlichen Zwiegespräch, das sich zwischen den beiden Nebenbuhlern entspinnen wird. (Rosalinde, Viola und Gefolge gehen zur Seite ab.)

Zehnter Auftritt.

Shakespeare geht hinaus, und öffnet dem Lord Malwool die Mittelthür.

Malwool

(im Hereinschreiten).

Ist die schöne Rosalinde zu Hause, Mensch?

Shakespeare

(sehr ernst).

Befürchtet Ihr: der Schönheit holde Mienen,
Sie müßten gleich entfliehn, wo Ihr erschienen?

Malwool.

Beantworte Er, was ich Ihn frage, Mensch, und weiter nichts. Ist die schöne Rosalinde zu Hause?

Shakeſpeare.

Ja! Im Palaſt, wie in der ärmſten Klauſe,
Denn Schönheit fühlt ſich überall zu Hauſe.

Malvoel.

Will er mich ungeduldig machen, Menſch?

Shakeſpeare.

Sagen mir Eure Herrlichkeit nur, weshalb Sie mich immer vorzugsweiſe: (nachahmend) „Menſch!“ zu nennen belieben?

Malvoel.

Wir Hochſtehende bezeichnen damit zum Unterſchied niedrige Perſonen.

Shakeſpeare.

So iſt, Mylord, wenn ich Euch recht verſtanden,
Vom Menſchen keine Spur in Euch verbanden?
Ja, ja! Schon als Ihr kamet, dacht ich mir:
Es ſteckt in Euch gewiß ein großes Thier.

Malvoel.

Er iſt erſchrecklich dumm' — Wie kann er mich für ein Thier anſehen?

Shakeſpeare.

Kein Menſch, kein Thier? — 's iſt wunderbar! Allein,
Dann müßt Ihr Unmenſch oder Unthier ſein.

Malvoel.

Thu' Er ſeine Schuldigkeit, und melb' er mich der Gebieterin.

Shakeſpeare.

Sehr wohl! Eure Herrlichkeit werden mir aber auch Wunſch, Abſicht, Anliegen, oder dergleichen, offenbaren müſſen, damit ich es meiner Herrin vortragen kann.

Malvoel.

Das iſt bei mir unnütz! Melde Er nur, daß ich als Werber komme.

Shakespeare.

Ein Werber seid Ihr? Werbt Soldaten an?
Bei dem Gewerbe könnt Ihr viel erwerben.

Malvoel.

Er versteht mich falsch! Wenn ich sage: ich komme als Werber, so heißt das: ich bin ein Freier!

Shakespeare.

Ein Freier seid Ihr? Das ist gar nicht schlecht!
Ihr könnt Euch freuen, daß Ihr von den Freien:
Wärt Ihr das nicht, Ihr bliebet stets ein Knecht.

Malvoel.

Mensch! Er untersteht sich ja, mir die Worte im Munde umzukehren. — Ich bin Rosalindens Liebhaber!

Shakespeare.

Ihr habt sie lieb? Das kann sie Euch nicht wehren,
So wenig, als man ihr befehlen kann,
Euch wieder lieb zu haben.

Malvoel.

Nun, ich sehe wohl, sein Verstand ist Einer von den schwerfälligen, die immer einen so weiten Anlauf zum Begreifen nehmen, daß sie dabei ganz vom Ziel abkommen. — Rosalindens Liebster bin ich!

Shakespeare.

Ach, ich versteh'! — Ihr seid der Liebste ihr
Von Allen — die sie unausstehlich findet.

Malvoel.

Jetzt seh' ich klar: der Mensch ist mente captus!
Ich mach' mich fort! Gefährlich wird sein Narrus!

Shakespeare

(ihm den Weg vertretend).

Ei, Mylord! Wo wollen Sie denn hin? Ich melde Sie ja schon. (Ruft sehr laut.) Mylady, kommen Sie heraus! Hier ist ein Werber, Freier, Liebhaber und Liebster, der Sie sprechen will!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Roſalinde aus der Seitenthür.

Roſalinde.

Du machſt ein Lärmen, unbehelfner Menſch,
Man glaubt, des Hauſes Mauern müßten ſtürzen.
Was giebt es denn — — ? (Malweel erblickend.)
Ach, ſieh! — Hochedler Lord,
Seid freudig hier gegrüßt in meiner Wohnung.

Malweel
(ſich verneigend).

Theure Lady! Ich nahte mich, Euch meine Ehrfurcht zu bezeigen, und dieſer Klotz von einem Bedienten empfing mich mit den plumpſten Redensarten.

Roſalinde.

Ja, ja! Der Menſch iſt völlig ohne Witz.

Malweel.

Ei, das ſchadete nicht, meine Gnädigſte! Das Schlimmſte iſt, daß er trotzdem doch witzig ſein will.

Roſalinde.

Was haltet Ihr vom Witze, edler Lord?

Malweel.

Ich halte gar nichts davon. Er berührt mich nicht, denn der Witz iſt durchgehends eine Eigenſchaft der Plebejer. — Mylady, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wie Sie mich hier ſehen, habe ich noch niemals einen Witz gemacht.

Roſalinde.

Das braucht Mylord gewiß nicht zu betheuern,
Man ſieht es ihm beim erſten Blicke an.

Malweel
(geſchmeichelt dankend).

Zu gütig, ſchöne Dame! — Und doch wagt man zu be-

haupten, Melady, Ihr hättet Eure Gunſt dem niedrigen Wizmacher und Comödienſchreiber Shakeſpeare zugewendet.

Roſalinde.

Es will Verläumdung jede Reinheit trüben,
Allein wer ſchuldlos iſt, bleibt freudig immer.
Nur Einen Mann auf Erden kann ich lieben,
Und dieſer Eine Mann . . . iſt hier im Zimmer.

Shakeſpeare

(blickt rund umher und ſagt dann zu Malvoeil).

Eure Herrlichkeit und ich ſind die einzigen Mannsleute hier, folglich muß es Einer von uns beiden ſein.

Malvoeil.

Dummkopf!

Shakeſpeare.

Ja, wer iſt denn aber gemeint?

Roſalinde.

Hinzuzufügen halt' ich noch für Pflicht:
(mit Verachtung)
Eu'r Herrlichkeit, den Dummkopf meint' ich nicht'

Malvoeil

(Selbſtgefällig, für ſich).

Das war doch deutlich! — Nun will ich, als letzten Sturm, die Reime reclamiren, die mich zehn Schilling koſten, und die ich mir ſeit geſtern auswendig gelernt habe.

(Eine große, buntfarbige Tute hervorziehend; laut, mit Pathos):

Empfange hier ein Attribut
Von meiner zarten Liebesgluth.
Der Inhalt wird Dir wohl behagen,
Er iſt geſund für Bruſt und Magen.
Bringt Deiner Lippe er Genuß,
So denk': es ſei von mir ein Kuß;
Allein mein Kuß wird nicht zerfließen,
Du kannſt weit länger ihn genießen.

Was ich Dir reiche, ſüß und mild,
Iſt zwar der holden Sanftmuth Bild,
Doch kann es ſich mit Dir nicht meſſen —
Ich möchte Dich vor Liebe eſſen!

(Der Roſalinde niederkniend.)

O, nimm die Gabe freundlich hin,
Der Werth liegt nur in ihrem Sinn,
Und naſche denn, mein ſüßes Schätzchen,
Mit Gunſt die ſüßen — Zuckerplätzchen!

Roſalinde

(die Tute annehmend.)

Mylord! Der ſchöne, feingefügte Reim,
Er treibt zur Blüthe meiner Liebe Keim.
Ich ſchwör' es hier beim hohen Sternenrichter:
Schon lange lieb' ich treu und wahr — den Dichter!

(Sie reicht die linke Hand, über Lord Malvoel fort, an Shakespeare, der hinter Jenem ſteht, und deſſen Deklamation mit ſcherzhaften Geberden begleitet hat. Er überdeckt Roſalindens Hand mit Küſſen.)

Malvoel

(noch knieend, für ſich.)

Glückſel'ger Lord! Beneidenswerther Mann!
Für einen Dichter ſieht Dich Roſalinde an.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Eine andere Gegend im Park.

Erster Auftritt.

Shakespeare und Hales kommen.

Hales.

Blicke nicht so düster, Freund! Der Sonne Glanz steht Deinem Antlitz schöner, als Gewitterschauer.

Shakespeare.

Da mag ein Andrer heiter bleiben. — Ich kann alles ertragen: Zurücksetzung, Undankbarkeit, Schmähsucht und Neid. Aber mit einem Schlage Verrath der Liebe und der Freundschaft — das ist zu viel!

Hales.

Ja, ja! Liebe und Freundschaft sind Dinge, bei denen man oft verrathen wird, wenn man sie auch noch so geheim hält. Was ist Dir aber begegnet? Erleichtre Dein Herz durch Vertrauen zu mir.

Shakespeare.

Du weißt, wie theuer Southampton mir gewesen, wie ich stets bemüht war, seinen tiefgewurzelten Weiberhaß auszurotten. Ich führte ihn zu Rosalinden, die mein Leben, meine Sonne, mein Himmel ist, und er lohnte mir mit Ver-

rath. Zweifeln kann ich nicht mehr: die holde Fee hat ihm das Herz verzaubert, und er buhlt nun um ihre Gegenliebe, oder hat ſie ſchon errungen. Der Weiberfeind eilt täglich in Roſalindens Haus, bleibt ganze Stunden dort, und iſt kalt, eiſig kalt gegen mich geworden.

Hales.

Sei ruhig, Shakeſpeare! War Scutkamrten ein Weiberfeind aus Vorurtheil, ehe er die Frauen kannte, ſo wird er es nun, wenn er ſie kennen lernt, aus voller Ueberzeugung werden.

Shakeſpeare.

Du haſt Recht! Sie ſind Nixen, die uns in's Verderben ziehn mit ihrem ſüßklingenden Locklied. Wir ſollten es niemals anhören, ſollten uns die Ohren zuhalten . . .

Hales.

Hauptſächlich die Augen, Freund. Und damit kämen wir den Weibern verpelt zuvor, die uns ſpäter doch Sand hineinſtreuen, um uns blind zu machen. Wenn Amor Eine Binde hat, müßte Hymen deren mindeſtens Zwei tragen.

Shakeſpeare.

O Eva, Eva! Alle Deine Töchter gleichen Dir!

Hales.

Nein, Shakeſpeare, ich muß Dir widerſprechen! Die Evastöchter haben mit ihrer Ahnmutter gar keine Aehnlichkeit. Jene gab an Adam die Frucht vom Erkenntnißbaume, doch unſere heutigen Frauen würden ſich wohl hüten, ſo etwas zu thun, denn ſie wünſchen durchaus nicht, daß ihre Männer zur Erkenntniß kommen.

Shakeſpeare.

Die traurige Erfahrung hat all mein Streben, all meine Kraft gebrochen. Ich will die Menſchen fliehn, und einſam, thatenlos die Tage hintrauern. Die Feder, mit der ich ſchrieb, verbrenne ich, und niemals ſoll wieder ein Vers von mir ertönen zum Preiſe des giftigen, natterzüngigen Geſchlechts —

Hales.

Halt ein, Freund, und beschwöre nicht die finstern Entschlüsse, welche getäuschte Liebe in Dein Herz geflößt. Jetzt erst mußt Du recht die Treue der Weiber besingen, und jene holden Schmeichelklänge werden Dir noch besser gelingen, als sonst. In schaurigen Wintertagen sind unsre glühendsten Frühlingslieder entstanden.

Shakespeare.

Sieh, Hales, da kommt sie! Reizend wie die Königin von Saba, aber auch falsch wie diese. Nicht den Triumph will ich ihr gönnen, daß sie meine Schmerzen sieht. Ruhig und spaßhaft werde ich scheinen und lachen — lachen — — bis mir das Herz bricht.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Rosalinde und Viola, die Letztere in Mannskleidern, kommen.

Rosalinde.

Da sind die Freunde. Guten Morgen! — Shakespeare,
Ich sucht' Euch lang, doch müde ward ich nicht.
Ich weiß, die Perlen liegen niemals offen,
Ein muth'ger Taucher nur gewinnt sie sich.

Shakespeare.

Die Perlen, Lady, sind der Muschel Krankheit,
Sie bringen ihrem Herzen Qual und Tod.
Doch Eitelkeit bedenkt das freilich nimmer,
Ihr scheinen sie ein lustiger Flitterputz.

Rosalinde
(für sich).

Auf frohen Gruß und unbefangne Worte
Erhalt' ich bittre Antwort? — Wunderbar!
Was mag er haben?

Shakespeare
(mit großer Freundlichkeit zu Viola).

Nun, mein lieber George,
Wie geht's Euch hier in Bath? Die frische Luft,
Des Wassers laue Fluth bekommt Euch wohl,
Denn Frühling spiegelt sich in Eurem Antlitz:
Der Wange Blüthen brechen schöner auf,
Und drüber lachet hell des Auges Himmel.

Viola.

Ich würde danken für die art'ge Rede,
Bedächt' ich nicht, Ihr übt Euch nur an mir,
Damit der Held des nächsten Trauerstücks
In neuen, wohlgewählten Bildern spreche.

Shakespeare.

Nein, guter George! Mit Unrecht kränkt Ihr mich!
Als mich in dieser Nacht der Sehnsucht Gluth
Vom harten Lager auf und weit hinaus
Bis auf der Berge düst're Gipfel jagte —
War's Eure Schuld, daß mich der Schlummer floh.
Und als ich draußen auf dem Hügel stand,
Als unter mir der Eichwald mächtig rauschte,
Der Fluß erstrahlte und ein weicher Duft
Vom Thal emporzog, mir die wunde Brust
Mit seinem Balsam wunderbar erfrischend, —
Als über mir der Himmelsdom sich wölbte
Mit seinen Silbersunken, wie ein Selam,
Ein ew'ger Liebesbrief, von Götterhand
Aus lauter Weltenblumen stolz gewunden —
Da dacht' ich nur an Euch! — Bei meiner Liebe!
Ich dachte nur an Euch — an niemand sonst.

Rosalinde
(für sich).

Nicht zweifeln kann ich, thät' ich's auch mit Freuden.
Er ist mir treulos, wendet sich von mir.

Und bringt Viola, die er schnell erkannt,
Die flücht'gen Schwüre seiner Liebe dar.
(Laut, zu Hales.)
Bei solcher Rede lausch' ich gar zu gern,
Wo stille Nacht, wo Blüthenduft und Stern
Und Seufzer sind als Grundstein aufgerichtet.
Ist's auch nicht wahr, es ist doch schön gedichtet!

Hales.

Ihr habt einst für den Dichter warm gefühlt.

Rosalinde.

Durch falsche Eide ward ich abgekühlt.

Shakespeare.

Solch Wort, Mylady, sollet Ihr nicht wagen.
Mein Eid ist fest!

Rosalinde.

Ihr wollet Meineid sagen,
Und wählt nur, wie gewöhnlich, andren Ton,
Doch wer das oft gehört, versteht Euch schon.

Shakespeare.

Wer selber täuscht, will nie der Wahrheit glauben,
Und möchte gern das Lichtgewand ihr rauben,
Doch auch verdächtigt dauert sie noch fort.

Viola.

Von alle dem versteh' ich nicht ein Wort!

Rosalinde.

Auf Männerliebe hatt' ich kühn vertraut,
Drum theil' ich nun mit Recht das Schicksal Vieler — —

Shakespeare.

Ich habe Eure Karten leicht durchschaut!

Rosalinde.

Daran erkennt man stets den falschen Spieler.

Shakespeare.

Nie spielt' ich ein verborgen böses Spiel;
Die Ehre trieb mich fern vom argen Ziel.

Rosalinde.

Es giebt wohl keinen häßlich dunklen Flecken,
Den nicht der Ehre Mantel soll bedecken.

Shakespeare.

Was Männern Ehre, ist die Treu' den Frau'n!
Wir sind der Ehre ewig treu zu schaun,
Sie meinen's nimmer mit der Treue ehrlich.
Drum ist — —

Rosalinde
(ihn unterbrechend).

Ein solches Wortspiel mir beschwerlich.
Ich ende den gefahrvoll wilden Krieg . . .
Ein guter Rückzug ist ein halber Sieg'

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Rosalinde.

Shakespeare.

Da geht sie hin, und mir wird scharfer Hohn!
Verdient die Treue keinen andern Lohn?
Sie hasset mich, sie kann mit Lächeln scheiden,
Kann sich an meinen tiefsten Qualen weiden.
Ha, Rosalinde falsch! Mich wundert's nicht,
Wenn Zephyr nun der Eiche Stamm zerbricht,
Wenn alle Sterne, die so blitzend funkeln,
Mit einem Mal am Himmel nun verdunkeln.

Viola.

Sagt, Shakespeare, nur: was bringt Euch so in Gluth?

Shakeſpeare.

Ich hätte hingegeben Gut und Blut,
Um ihr ein Liebesopfer darzubringen,
So hielt ſie mich in ihren Zauberſchlingen.
Wie hat ihr Lügen-Auge mich beglückt,
Wie hat mich doch ihr Purpurmund entzückt!
Und ſprach ſie gar, dann war ich ganz verſunken.
Sie machte mich mit ſeinem Scherze trunken.
Ich athmete und lebte nur in ihr —
Ein Seraph, eine Heilge ſchien ſie mir.

Hales.

Scheinheilig, denk' ich, iſt ſie auch geblieben.

Shakeſpeare.

Fahr' wohl, o Glück! Fahr' wohl, du innig Lieben!
Wenn Roſalinde nicht ein Engel war,
Sind andre Weiber Teufel ganz und gar.
Ich will mich von den argen Schlangen wenden,
Will ſtill und traurig meine Tage enden.
Denn wo der Liebe Gluth und Drang nicht wacht,
Da iſt wohl Ruhe, doch auch — finſtre Nacht. (Er eilt hinweg.)

Vierter Auftritt.

Viola und Hales.

Hales.

Shakeſpeare! Shakeſpeare! — — Da eilt er unaufhaltſam fort, der glühende Samiel.

Viola.

Sagt mir nur, Sir, was geſchah ihm? Was hat er im Kerle?

Hales.

Wahrſcheinlich ein gewiſſes prickelndes Gefühl, als ob ihm Hörner wüchſen. Roſalinde und Southampton haben

ein zärtliches Verhältniß mit einander angeknüpft: — wenn man aber zu gleicher Zeit von der Geliebten und vom Freunde betrogen wird, so iſt das freilich eine Erfahrung, wogegen Wermuth wie Honig ſchmeckt.

Viola
(ſehr verdrießlich).

Ihr täuſcht Euch, falls Ihr ſolche Dinge glaubt. Weder Roſalinde, noch der Graf denken daran.

Hales.

Nun, nun, mein junger Freund! Hätte Shakeſpeare die Hiobspoſt nicht aus ſicherer Quelle, dann würde ſie ihn nicht ſo wild machen.

Viola.

Ich ſage Euch aber: ſie iſt völlig aus der Luft gegriffen. — Mißtraut Ihr meinen Worten?

Hales.

Bewahre, Junker! Doch erklärt mir nur, weshalb Southampton ſo oft und ſo lange in Roſalindens Wohnung verweilt!

Viola.

Er kommt nicht zu ihr — —

Hales.

Und was lockt ihn denn?

Viola.

Er kommt . . . um meinetwillen! Auf Ehre!

Hales.

(lachend.) Das iſt freilich etwas anders! So hat denn Dichter wieder einmal ſeine Phantaſie einen Streich gegriffen.

Viola.

Iſt ſie von ſo ausgelaſſener Art?

Hales.

Sie iſt ein ſtolzes wildes Roß ohne Zügel, das er mit den

Tönen eines Zauberhornes lenkt. Iſt ſeine Seele gerade ſtill und freudig, dann bläſt er milde, ſehnſüchtig ſchmelzende Accorde, und das Roß tanzt ſicher und ruhig mit ihm daher. Brauſet aber ein Sturm die Wogen ſeines Blutes auf, dann läßt Shakeſpeare grelle, tetesgewaltige Klänge erſchallen: das Roß bäumt ſich, ſteigt mit dem Reiter empor, fliegt im raſenden Laufe fort, und richtet oft Unglück an, wenn man ihm nicht wehrt. Jetzt iſt ein ſolcher Moment, wo die Phantaſie mit unſerm Freunde durchgeht, und wo man verſuchen muß, ihr einen Zügel über den ſtolzen Nacken zu werfen.

Viola.

So eilt nur, Sir! Ihr könntet eine Zögerung zu bereuen haben.

Hales.

Seid unbeſorgt! Ich kenne ihn, und führe ihn wohl aus den Schwindelhöhen der Träume auf die ſichre Fahrſtraße der Wirklichkeit zurück. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Viola (allein).

Wahrlich! Shakeſpeare's Eiferſucht iſt ungegründet! Nicht zu Roſalinden kommt der junge, ſchöne Graf, ſondern zu mir. Ich bin ſonſt kaum eitler als andere Mädchen, doch das laſſ' ich mir nicht nehmen. Seine Liebe ſucht zwar keineswegs das Femininum Viola, ach nein! ſie gilt dem eingebildeten Masculinum Georgе. Und zu meinem höchſten Aerger erzählt er mir jeden Tag: er könne ohne mich nicht leben, aber Frauenzimmer haſſe er wie die Sünde. Er iſt einem Blinden ähnlich, der fortwährend beteuert: Blau ſei die ſchönſte Farbe und Roth könne er nicht ausſtehn .... er weiß es nicht, daß er ſelbſt ganz in Scharlach gekleidet geht. — O, wie gern möchte ich den Löwen zähmen, in ein Blumenjoch ſpannen

und ihn triumphirend daherführen. Seine seltsame Grille reizt mich nur, statt mich von ihm zu entfernen: hier giebt es Ringen und Kampf, also auch Sieg. So Einer von den gewöhnlichen Männern, die immer in Süßigkeit zerfließen, als hätte der Zuckerbäcker sie gemacht, die vor allen Mädchen knieen und ihnen Weihrauch streuen ... sie wären nicht mein Geschmack. Bei ihnen ist weder Ruhm, noch Ehre, noch Freude zu gewinnen, sondern nichts als — Langeweile! — — Ah, da kommt er!

Sechster Auftritt.

Viola. Southampton kommt.

Southampton.

Gott grüß' Euch, junger Freund!

Viola.

Viel Dank, Mylord!

Southampton.

Wie freu' ich mich, so einsam Euch zu finden,
Denn lang schon drängt es mich, ein traulich Wort
Mit Euch zu reden, und den schönen Plan,
Den sich mein Herz entwarf, Euch mitzutheilen.

Viola.

Ein Plan, Mylord, der Euch und mich betrifft? ..
Ihr reizt mich sehr? Neugierig war ich immer,
Neugierig grade — wie ein Frauenzimmer.

Southampton.

Ihr wißt es, Freund, ich hasse dies Geschlecht,
Und werde nimmermehr ein Frauenknecht!
Wie mich auch Freunde und Verwandte quälen,
Ich mag mich nicht, ich will mich nicht vermählen.

Warum denn nicht?

Viola.

Southampton.

Mein Gott, das iſt doch klar!
An keinem Mädchen iſt ein gutes Haar.
Ertünſcht ſind ihr Reiz und ihre Jugend,
Sie wiſſen nichts von Treue und von Tugend.
Ihr Wort iſt falſch und ihre Zanftheit Lug —
Ich kenne ſie, und fliehe den Betrug!

Viola.

Mylord, Mylord! Ihr ſeid auch gar zu heftig!

Southampton.

Wer warm empfindet, redet warm und kräftig.
O, George, komm' mit mir in mein ſtilles Zelt,
Sei für das ganze Leben mir Geneß!
Verachte nun der Weiber böſe Ränke,
Verachte ihre ſüßen Zaubertränke;
O, fliehe ſie wie Sünde, wie Verrath!
Sei mir ein Freund — ein Freund in Wort und That.

Viola.

Nein! Solch Gelüſten kann ich nimmer theilen.
Denn wo ich bin, muß auch ein Mädchen weilen.
Ich kenn' ein ſolches, ehrlich, brav und treu:
Ein wenig ſchüchtern iſt es nur und ſcheu,
Und, wie mich ſelbſt, muß ich das Mädchen lieben.
Von außen ſcheint ein Jüngling ſie zu ſein,
Allein im Herzen iſt ſie wahr geblieben.
Und nur die Hülle, die ſie birgt, iſt Schein.
Der Mann, deß Bild ſie wird im Herzen tragen,
Er hat fürwahr von Glück und Gunſt zu ſagen.

Southampton.

Mein guter George, Ihr ſeid ja ganz begeiſtert!
Hat Euren ſich die Liebe auch bemeiſtert?
Ja, wer zu tief in Weiberaugen blickt,

Der wird vom falſchen Zauber leicht umſtrickt.
Für ſtilles Glück ein wüſter Sinnenrauſch,
Für Freiheit Qual — ein gar zu ſchlechter Tauſch!
Ihr werdet jene Circen fliehen müſſen,
Denn blaſſe Lüge wohnt in ihren Küſſen.

Viola
(erregt).

Das iſt nicht wahr! Wenn eines Mädchens Mund
Aus ihres Liebſten Lippe feurig trinket,
Dann küßt ſie ihn ſo recht aus Herzens Grund.
Der Himmel und die Welt, das ganze All verſinket.
Sie denkt nur ihn! — Es ſteigt zum Himmelsblau
Ein Dreyſen Blut aus ihrer Seele Glühen,
Und dort, wohin er niederſinkt als Thau,
Wird reich im Frühling eine Roſe blühen.

Sentſampten.

Junger Freund! Das klingt, als ob Ihr, gleich einem loſen Sommervogel, ſchon die Lippenpurpurblumen von hundert Mädchen küſſend umflattert hättet. Aber ich denke, das ganze Prachtgemälde iſt mit den Regenbogenfarben Eurer Phantaſie getüncht.

Viola.

Da könnet Ihr Recht haben.

Sentſampten.

Trauet ſolchen Illuſionen nicht, denn ſie führen zum Verderben. Der Kuß eines Weibes iſt wie Siroccohauch — mild ſchmeichelnd, aber voll Gift. Sein Blumenduft gaukelt die Sinne in Träume ein, und mitten in den Träumen erfaßt der kalte Tod das Herz.

Viola.

Hu! das wäre ja gräßlich!

Sentſampten.

Nur der Kuß, den ein Freund dem andern giebt, iſt treu

und herzlich. Verſucht es einmal, lieber George, und küſſet mich.

Viola
(mit mädchenhafter Würde).

Was denkt Ihr von mir, Mylord?

Southampton
(ihr umfaſſend).

So ſträubt Euch doch nicht, Junker — — —

Viola
(ſich losmachend).

Nein, nein! Ich darf es nicht! — Mein Ruf, die Sitte . .

Southampton.

Wenn man Euch ſo ſprechen hört, ſollte man glauben, Ihr ſeid ein Mädchen.

Viola.
(ſich beſinnend).

Wer? Ich? — Blitz und Donner! Ich bin ein Mann! Auf Ehre!

Southampton.

Nun wohl! Weshalb verweigert Ihr mir den Kuß?

Viola
(giebt ihm verlegen einen Kuß).

Southampton.

Das war ein Kuß, ſo duftig und ſo labend,
Wie Cyperwein am lauen Sommerabend.

Viola
(für ſich).

Sein Urtheil iſt fürwahr ſchon ſehr gemildert.
Geſtehen muß er, daß ich treu geſchildert.

Southampton.

Begleitet mich noch bis an's Gartenthor;
Es wird mir gar zu ſchwer von Euch zu ſcheiden.
Mir iſt, als ob ich alles Glück verlor,
Muß ich die Sonne Eurer Augen meiden.

Viola.

Der kleine Wunſch, er ſei Euch gern gewährt,
Wenn Ihr gelobt, daß bald Ihr wiederkehrt. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Junker Andreas (iſt gegen das Ende der vorigen Scene aufgetreten, hat, vom Gebüſch verdeckt, den Kuß mit angeſehen, und kommt nun hervor).

Bei meinen Ahnen, das iſt ſtark! Dieſer Gelbſchnabel, von dem noch kein Barbier einen Penny löste, hat die Verkleidung meiner Schönen entdeckt, und will eine Liebſchaft mit ihr anknüpfen. Ja, der ABC-Schütze in der Liebe wagt es ſogar, ſie zu küſſen! Das ſoll er büßen, bei meinen Ahnen! — Wenn ich nur Courage hätte! Es iſt doch ein eigenes Ding um den Muth. Ich gab mir oft die erſtaunlichſte Mühe, Muth zu haben, aber es mißlang mir ſtets ... Der Burſche ſcheint übrigens auch nicht von den Beherzten zu ſein ..., außerdem iſt er einen Kopf kleiner, als ich, und ich glaube beinahe, ich kann es riskiren, ihn zu fordern — — Ha, da kommt er eben! (Er tritt hinter die Statue.)

Achter Auftritt.

Viola kommt zurück, Junker Andreas.

Viola
(ohne ihn zu bemerken).

Mein Buſen klopft, als wollt' er alle Feſſeln
Zerſprengen — — — Hab' ich Böſes denn gethan? ...
Ich ſcheue mich, in's Auge wem zu blicken,
Weiß nicht weshalb, und doch — ich fürchte mich!

J. Andreas
(zu sich).

Er fürchtet sich! Das kommt mir sehr gelegen'

Viola
(will abeil.)

Zu Rosalinden will ich jetzt — — —

J. Andreas
(ihr den Weg vertretend).

Halt, Junker! Nicht von der Stelle!

Viola
(erschrocken).

Gott im Himmel! Was wollt Ihr von mir? Ich kenne Euch gar nicht.

J. Andreas
(für sich, freudig).

Der hat Furcht vor mir! (Laut, mit grimmiger Miene.) Ich werde mich Euch so zu erkennen geben, daß Euch niemand um die Bekanntschaft beneiden soll! — Wie kamt Ihr vorhin dazu, das verkleidete Mägdlein zu küssen?

Viola.

Wer? Ich? — — Ich habe kein Mädchen geküßt — laßt mich hinweg!

J. Andreas
(w. o.).

Es ist richtig! Er hat noch weniger Courage als ich. (Laut.) Wenn Ihr einen einzigen Schritt thut, schieße ich Euch! — Jene Jungfrau ist meine Geliebte.

Viola.

Welche Jungfrau denn?

J. Andreas.

Die vor kurzem, in der Tracht eines Junkers, diesen Platz mit Euch verließ.

Viola
(lachelnd).

Das war Eure Geliebte, Sir?

J. Andreas.

Ihr lächelt noch? Ihr wagt es, zu lächeln? — Wohl, die Lachluſt wird Euch vergehen, wenn ich Euch vor die Klinge nehme, und dann will ich Euch mit der Degenſpitze von neuem zum Lachen kitzeln. Ihr habt mich verhöhnt, und das fordert blutige Genugthuung.

Viola
(angſtlich).

Sir ... ich kann Euch keine Genugthuung geben ... ich ſchwöre Euch ...

J. Andreas
(immer kühner werdend).

Was da? Ihr wollt Euch nicht mit mir ſchlagen? Ihr wollt dem Duelle ausweichen? — Feigling, pfui über Euch!... Aber Ihr ſollt mich kennen lernen. Ich bin nicht der Mann, der in Ehrenſachen Spaß verſteht. In hundert Städten habe ich gelebt, habe mich in jeder Stadt mehrere Jahre aufgehalten, und jedes Jahr über tauſend Duelle gehabt.

Viola
(für ſich).

Wenn ich dem Großprahler nicht keck entgegentrete, ſo iſt es um mein Incognito geſchehn. Darum, Unverſchämtheit ſteh' mir bei! (Laut.) Blitz und Donner! Genugthuung verlangt Ihr? Sie ſoll Euch werden! Noch nie bin ich einem Duell aus dem Wege gegangen ... bei meinem Bart! Aber wenn unſere Schwerter hier am lichten Tage klirren, ſo locken wir augenblicklich die Schaarwache herbei.

J. Andreas
(bedeutend eingeſchüchtert).

Das iſt freilich wahr! Da habt Ihr Recht!

Viola.

Morgen in aller Frühe erwarte ich Euch! Blitz und Donner!

Schreibt Euer Teſtament, ehe Ihr kommt, denn ich mache Frikaſſee aus Euch — bei meinem Bart! (Sie geht bei dieſen Worten mit großen Schritten auf J. Andreas zu, er weicht ängſtlich vor ihr, und ſie verläßt triumphirend die Scene.)

Neunter Auftritt.

Hales (im Auftreten Viola begegnend). Junker Andreas (ſteht ganz erſtarrt).

Hales.

Was ging hier vor, Sir? — Der Junker George verließ Euch ſo erhitzt, ſeine Wangen glühten, ſein Auge funkelte.

J. Andreas.

O, es iſt nichts, Sir! — Er — Ich — Wir —

Hales.

Und Ihr zittert ja wie eine blaſſe Silberpappel, die der Wind ſchüttelt . . . Mein Gott! Iſt Euch ein Unglück begegnet, oder droht Euch Gefahr?

J. Andreas.

Ach ja! mir droht eine Gefahr — eine recht erſchreckliche Gefahr! Ich will mich mit einem jungen Menſchen duelliren . . . das heißt: ich will mich keineswegs mit ihm duelliren . . .

Hales.

Ich verſtehe Euch nicht, Sir! Thut mir den Gefallen, und erklärt Euch deutlicher.

J. Andreas.

Wohl, ich werde Euch mein ganzes Vertrauen ſchenken, denn ſteht mir niemand bei, ſo bin ich verloren. — Seht, Sir! Hier in Bath wohnt eine Jungfrau, eine reizende, höchſt reizende Jungfrau, und ſie iſt verliebt in mich.

Hales.

In Euch?

J. Andreas.

Ja, und sie hat sich aus Liebe in Männerkleidung gesteckt. Dieses Mädchen wagte vorhin ein naseweiser Bursch zu küssen. Da trat ich auf ihn zu, und mit jenem kühnen Muthe, der in meiner Familie erblich ist, forderte ich ihn zum Zweikampf. Ich glaubte nämlich, er sei ein furchtsamer Hasenfuß, denn hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich würde ihn nicht gefordert haben — — bei meinen Ahnen!

Hales.

Nun?

J. Andreas.

Nun — der Bursche that anfangs erschrocken, doch plötzlich veränderte er sich ganz. Er nahm die Forderung an, und schwor, daß er Frikassee aus mir machen würde.

Hales.

Frikassee? So ein bürgerliches Gericht! Pfui! — Aber schlagen müßt Ihr Euch, Sir! Ihr müßt Muth zeigen, denn Ihr seid ein Ritter.

J. Andreas.

Wenn ich auch keinen Muth habe, ein Ritter bin ich doch. — Mein Stammvater war, wie die Archive melden, bei der Belagerung einer Veste zugegen . . .

Hales
(ihn unterbrechend).

Bemüht Euch nicht! Ich kenne die Geschichte.

J. Andreas.

Ja?

Hales.

Ihr könnt Euch darauf verlassen. — Dem Duell dürft Ihr nicht ausweichen. Und was ist es denn Großes? Man schlägt ein paarmal mit den Schwertern zusammen, daß es laut erklingt, und damit ist die Geschichte aus.

J. Andreas.

Ihr habt gut reden, doch was wird aus mir, wenn mich der Bursche todt sticht?

Hales.

Dann werdet Ihr ein Ahn!

J. Andreas.

Natürlich! Ein Ahn werde ich immer sein, das kann mir niemand bestreiten. Aber seht nur, wie ich zittre! . . .

Hales.

Das schadet nicht! Solch inneres Frösteln fühlt auch der Muthigste, wenn ihm Gefahren drohn, und nur die Zeit, zu welcher es eintritt, macht den Unterschied. Aengstliche zittern vorher, Feige zittern während des Kampfes, und Muthige zittern nachher.

J. Andreas.

Damit Ihr sehen sollt, daß ich wirklich Muth besitze, werde ich noch zittern, wenn das Duell bereits vorüber ist.

Hales.

Jetzt bewältigt Eure Furcht und verrathet sie durch keine Miene, denn dort kommt Seine Herrlichkeit, Lord Malwool.

Zehnter Auftritt.

Lord Malwool. Die Vorigen.

Malwool

(nachdenkend vor sich hinsprechend).

Es ist ungeheuer!

J. Andreas.

Was ist ungeheuer, Mylord?

Malwool.

Es ist ungeheuer, wie mich die arme Rosalinde liebt.

J. Andreas.

Weshalb ſagt Ihr: die arme Roſalinde?

Hales.

Eben, weil ſie ſich in Mylord verliebt hat.

Malvoel.

Ja wohl! Sie iſt wahrhaft bemitleidenswerth.

J. Andreas.

Woher wißt Ihr denn aber, daß Euch Roſalinde liebt, Mylord? Sie ſieht Euch ja gar nicht an.

Hales.

Ei, Roſalinde giebt ſich nur das Anſehn, als ob ſie Seine Herrlichkeit nicht anſehen möchte. Das iſt die rechte Verführungskunſt der Liebe. Und wenn Seine Herrlichkeit auch von niemand angeſehen wird, ſo bleibt er doch ein angeſehener Mann.

Malvoel.

Ohne Zweifel! Außerdem habe ich aber offne Beweiſe von Roſalindens Zärtlichkeit. Als ich ſie heute ins Bad eilen ſah, trat ich ihr unerwartet entgegen und reichte ihr eine Blume. Da ſprach ſie: „Mylord, Ihr ſeid mir ſtets im Wege! Ich werde noch einmal über Euch fallen.“

J. Andreas.

War das alles?

Malvoel.

Ja!

J. Andreas.

Nun, darin finde ich keine Zärtlichkeit!

Hales.

Ihr ſcherzt wohl, Junker? Thut mir den Gefallen, und betrachtet die Worte genau. Wenn Roſalinde ſagt: „Lord Malvoel, ich werde noch über Euch fallen!“ dann heißt es: „Lord Malvoel, Ihr gefallt mir ſo, daß meine Tugend fallen

würde, ſobald Ihr derſelben eine Falle legen wolltet." — Das iſt doch deutlich!

Malvoel.

Ja gewiß! Es iſt ſehr deutlich!

Hales.

Aber, Mylord, nicht Ihr allein ſeid durch Amors Gunſt beglückt, auch Junker Andreas hat ein holdes Mädchen bezaubert.

J. Andreas.

Ich habe ſie zum Raſendwerden bezaubert, und da mir ein Nebenbuhler in den Weg kam, ſo forderte ich ihn ohne Weiteres.

Malvoel.

Ihr habt ihn gefordert? — Das hätte ich Euch nicht zugetraut!

J. Andreas.

Pah! Ein Duell iſt mir Kleinigkeit! — Ohne Kampf kein Sieg! — Kommt mit, Mylord, und laßt uns einander, bei einem vollen Becher, traulich von unſern Triumphen erzählen.

(Beide verneigen ſich leicht gegen Hales, und gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Hales (allein).

Da gehn ſie hin, die beiden Wiedehopfe,
Mit Muth und Liebe lügenhaft geſchminkt:
In Allem, was ſie ſich beim Wein erzählen,
Wird nicht ein einzig Körnchen Wahrheit ſein. —
Der Zweikampf giebt den wundervollſten Spaß.
Doch muß ich noch den Junker kühner machen —
Bei ſeinen Ahnen . . . er iſt gar zu feig! —
Wer kommt? — Die kleine Mary!

Zwölfter Auftritt.

Mary kommt verſtört. Hales.

Hales.

Guten Abend!
Wohin mein Kind? Du ſchleicheſt wie ein Kätzchen,
Das ſchlau die Nachtigall ſich fangen will.
Wohin?

Mary.

Ich bitt' Euch, beſter Herr, ſeid ſtill!

Hales.

Erwarteſt Du vielleicht ein liebes Schätzchen,
So werd' ich Dich gewiß nicht ſtören.

Mary.

Nein!

Hales.

Nun, ſprich doch!

Mary.

Wollt Ihr auch verſchwiegen ſein?

Hales.

Mit Frauen bin ich häufig umgegangen,
Und hab' im Schweigen Unterricht empfangen.

Mary.

Wohlan, ſo hört, Ihr ſeid ja voll Humor!
Ein Späßchen hab' ich mit Lord Malvool vor.
Langweilig iſt der Narr mit ſeinem Lieben,
Drum hab' ich dieſes Briefchen ihm geſchrieben,
Als käm' es grad' von meiner Herrin her.
Er wird beordert, bunt ſich zuzuſtutzen,
Und wie ein Papagei ſich aufzuputzen — —
Allein, wie geb' ich's ihm?

Hales.

Das ist nicht schwer!
Wir legen's hin, wo er es bald muß finden.
„Hier liegt ein Brief . . . Mein Gott! Von Rosalinden!"
An wen? . . . „An Euch, Mylord" — Ich heb' es auf,
Und die Komödie nimmt dann ihren Lauf.
Vertrau auf mich, ich will schon alles machen!

Mary
(sich vergessend).

Wie werden meine beiden Damen lachen!

Hales.

Die beiden Damen? . . . Wer?

Mary
(verlegen).

Es ist . . . Es sind . . .
Ich meinte Rosalinden.

Hales.

Hokuspokus!
Gefangen bist Du. Beichte nur, mein Kind.

Mary.

Ja, was denn?

Hales.

Ha, das giebt noch neuen Jokus!
Der Junker George — — jetzt wird mir alles klar!
Das glatte Kinn, das weiche goldne Haar,
Sein Angesicht, wie weiß' und rothe Rosen,
Er fühlt sich eingezwängt in Wams und Hosen . . .
Man muß es merken! — Mary, augenblicklich
Gestehe mir, daß George ein Mädchen ist.

Mary.

Nun, gnädger Herr, da Ihr es einmal wißt,
So wäre läugnen weder klug, noch schicklich.

Hales.

Der Spaß iſt unvergleichlich! Folg' mir ſchnell,
Erzählen muß ich Dir nun vom Duell.

Mary.

Mein Gott!

Hales.

Was giebt's?

Mary.

Ich ſeh' die Lordſchaft kommen.

Hales

(den Brief auf die Erde legend).

Hierher den Brief! — Bald wird er aufgenommen;
Du haſt den Scherz vortrefflich ausgedacht.
Man lebt nur, wenn man recht von Herzen lacht!

(Er ſchlüpft mit Mary hinter die Gebüſche.)

Dreizehnter Auftritt.

Lord Malwood (kommt, etwas weinlaunig). Die Vorigen (lauſchen).

Lord Malwood.

God dam! Junker Andreas iſt ein Narr! Er glaubt wirklich, es ſei ein Mägdlein in ihn verliebt. — Hahahaha! In ihn? — Mein Werthgeſchätzter, man muß anders ausſehn, als ihr, wenn man die Frauen mit Liebeszauber feſſeln will. Man muß ausſehen, wie ich. Ich bin der Schmetterling, der um die Roſe gaukelt. Hahahaha! Ich gaukle? — Nein, eigentlich gaukelt die Roſe um mich, und die Bäume gaukeln, und die ganze Welt gaukelt. Mir wird ordentlich ſchwindlig dabei!

(Er ſetzt ſich auf eine Bank.)

Hales

(halblaut zu Mary).

Ich muß ihn nur ermuntern, ſonſt legt ſich der bleierne Schlaf auf ſeine lordſchaftlichen Augenlider. (Hervortretend.) Ei, Mylord, ſeid Ihr ſchon wieder zurück?

Malwool
([illegible] und hat, so wie er Hales bemerkt, [illegible] seine ganze Würde angenommen.)

Ja wohl! . . . Der Junker Andreas langweilt mich . . . Der Mensch ist gar zu eingebildet . . . er will sich sogar in einen Rangstreit mit mir einlassen.

Hales.

Solch eine abscheuliche Frechheit!

Malwool.

Sir, dort liegt ein Brief! Habt Ihr ihn verloren?

Hales.

Ich? Nein! (Er hebt den Brief auf.) Die Aufschrift ist an Euch, Mylord, und wenn ich nicht irre, von Rosalindens Hand.

Malwool.

Ohne Zweifel hat sie ihn hergelegt, damit ich ihn finden soll. Dies ist zwar eine ungewöhnliche Art von Postbeförderung, allein Ihr wißt ja, die Leidenschaft der Liebe sucht gern Nebenwege statt der breiten Fahrstraßen auf. — Erlaubt mir den Brief!

Hales.

Hier, Mylord!

Malwool
(erbricht den Brief, sieht hinein und reicht ihn dann an Hales.)

Mir flimmert's vor den Augen! Ihr seid ja mit meiner Herzensangelegenheit vertraut, Sir, drum habt die Güte, mir das Schreiben vorzulesen.

Hales.

Sehr gern! Die Frauenhand ist zierlich und klar.
(Liest:)

Du theurer Gegenstand der Zärtlichkeit,
Nach Deinem holden Anblick dürst' ich sehnlich;
Allein vertausche doch Dein düstres Kleid,
Und mach' es Deinem lichten Innern ähnlich.
Bedecke Dich mit breitgekrämptem Hut.

Dann gleichſt Du einer hohen, ſtolzen Feder.
Der Unſchuld Farbe ziemt und ſteht Dir gut,
Drum ſchmücke ihn mit einer weißen Feder.
Mit grünem Wams bedecke Dir die Bruſt —
Die Hoffnung ſollſt Du in dem Herzen tragen!
Ich möchte liebend Dich umwehn — Du mußt
Den rothen Mantel um die Schulter ſchlagen!
Ein gelber Strumpf verhülle Dir das Bein —
Es ſtrebt der Neid, Dir meine Gunſt zu rauben;
Doch, Trauter, wirſt Du ſo gekleidet ſein,
Dann magſt Du feſt an meine Liebe glauben.
Mit blauem Band umwinde Dir das Knie,
Daß auch Beſtändigkeit bei Dir ich finde . . .
Die feſte Treue, Du entbehrſt ſie nie
An Deiner ewig treuen Roſalinde.

Malvoel.

„An Deiner ewig treuen Roſalinde.“ — Nun, Sir! Was ſagt Ihr dazu?

Mary
hinter dem Gebüſch

Gimpel!

Malvoel
umherſchauend).

Rief mich nicht jemand?

Hales.

Es muß wohl ein Sperling geweſen ſein, der ſich in der Schule eines Kuckucks zum Recenſenten ausgebildet hat.

Malvoel.

Aha!

Hales.

Ich kann mir nur gar nicht erklären, was die ſchöne Roſalinde für einen Grund haben mag, ſolch auffallende Tracht für Euch zu beſtimmen.

Malvoel.

Ein' Mau nennt das Symbolik. (Er nimmt den Hut: Weiße Federn, grünes Wams, rother Mantel, gelber Strumpf und blaues Kniebund — — vortrefflich gewählt! Nun, es soll nicht lange dauern, bis sie ihren Geliebten in dem sinnreichen Anzug erblickt.

Hinweg! Daß ich aus meiner Garderobe
Den rechten Anzug wähle und erprobe.
Denn Rosalinde lockt mit holdem Ton. —
Ich bin der Sieger! Haltet mir den Bügel.
Ihr Nebenbuhler — das sei euer Lohn!
Erscheint' ich nun auf buntem Liebesflügel,
Mit rothem Mantel und mit gelbem Strumpf,
Dann ruft das schöne Weib: Triumph! Triumph!

(Will ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Mars (kommt aus dem Gebüsch hervor).

Er geht, und Stolz erstrahlt in seinen Zügen!
So leicht ist nichts, als jemand zu betrügen,
Der sich durch Eitelkeit schon selbst betreg.
Was mach' ich nun? . . . Ich sprech' den Epilog!
Ich will Euch die Moral des Spiels verkünden:
Ein junges Herz kann Liebe wohl entzünden,
Jedoch ein liebewunder Hagestolz,
Das ist ein Cupido von buntem Holz,
Ein Himmel ohne Sonne, ohne Luft,
Ein Laubwald ohne Glanz und ohne Duft,
Ein schaler Wein, verschmäht von jedem Zecher,
Ein dürres Land, ein ausgeleerter Becher,
Ein alter Almanach vom vor'gen Jahr,
Ein welker Rosenbusch, ein zahmer Staar,
Ein Trödelkram, ein weggeworfner Plunder,

Ein ledern Roß, ein ausgebrannter Zunder!
Entschwunden ist für ihn der Liebe Zaubermacht,
Und wo er freit, da wird er ausgelacht. —
Drum, wollt Ihr nimmer solches Leid erfahren,
So folget mir, und freit in jungen Jahren.
Nehmt Euch ein holdes treues Weibchen flugs,
Sonst brummt zuletzt der abgewies'ne Fuchs,
Steht er vergeblich harrend auf der Lauer:
„Ich will die Trauben nicht, sie sind zu sauer!"

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Eine offene Halle, im [illegible] gebaut, deren Säulenarkaden im Hintergrunde nach dem Garten führen. [illegible] in der Coulisse rechts, befindet sich die Hausthür.

Erster Auftritt.

Viola

(in weißer Frauentracht, kommt aus dem Hause.)

Die Sonne flammt herauf, den Purpurglanz
Hin über Strom und Wald und Garten hauchend.
Mich schreckten Fieberträume aus dem Schlaf,
Ich floh das Lager — Wunderbarer Zustand!
Bald quält mich eine nie gefühlte Angst,
Bald jubelt unbekanntes Glück in mir.
Doch weder Glück noch Qual weiß ich zu deuten.
Nur Eines schwebt mir klar und leuchtend vor,
Das ist der Graf, der schöne Weiberfeind.
Ich lieb' ihn feurig, statt ihn tief zu hassen!

Verhöhnt, verachtet hat er mein Geschlecht,
Drum wogt in mir ein glühend heiß Begehren,
Zu fesseln ihn und liebend zu bekehren.

Zweiter Auftritt.

Rosalinde (kommt aus der Hausthür). Viola.

Rosalinde.

Viola, guten Morgen! Du schon auf,
Die sonst noch schlummert, wenn des Tages Gluthen
Den Thau vom Blumenblatte längst geküßt?
Wie geht das zu?

Viola.

Mir war so schwül und enge,
Es trieb mich fort aus dumpfigem Gemach,
Die holde Morgensonne zu begrüßen.
Allein, was hat auch Dich so früh ermuntert?

Rosalinde.

Gekränkter Liebe Pein und Eifersucht,
Zwei Furien, die dem Schlafe feindlich sind.
Der Shakespeare ist mir treulos! — Gestern Abend
Erwartet' ich, er würde wiederkehren:
Ich wollte schmollen, doch nur kurze Zeit,
Und dann versöhnt in seine Arme sinken.
Ach! Alles war umsonst . . . ich sah ihn nicht . .
Er hat mich ganz vergessen!

Viola.

Rosalinde,
Du tonst dem Shakespeare Unrecht, denn gewiß
Ein Herz, wie seines, stirbt mit seiner Liebe.
Und glaubt mir, er leidet so wie Du.

Rosalinde.

Du kennst die Männer schlecht, die Wankelmüthgen,
Und doch, ich lausche Deinen Worten gern.
Für Den ist leicht ein milder Trost gefunden,
Der sich nach solchem Troste heftig sehnt.

Viola.

Den Liebeshimmel schleiern Wolken Dir,
Und unter ihnen blitzen helle Sterne:
Sobald der trübe Schleier nur zerreißt,
Wird Dich ihr Strahlen wunderbar erfreun.
Mein Horizont ist sternenlos und traurig!

Rosalinde.

Was fehlt Dir? Sprich!

Viola.

Du hast Dich mir vertraut,
Und mit Vertrauen will ich's Dir entgelten.
Ich liebe Southampton, er liebt auch mich,
Und hat mir seine Neigung laut gestanden.
Allein er sah mich stets im Männerkleid,
Dem Junker George war seine Gluth geweiht.
Ich habe ihn getäuscht, er wird mich hassen,
Er wird Viola kalt und streng verlassen.

Rosalinde.

Du irrst Dich, Kind!

Viola.

Gewiß nicht!

Rosalinde.

Sieh, Viola,
Wir Frauen sind zur Liebe ganz geboren,
Drum bleiben wir auch liebend wie zuvor.
Jedoch der Mann, den Amors Pfeil getroffen,
Verwandelt sich, er wird ein Andrer nun.
Der Wilde wird zum Lamm, der Feige kühn;

Dem besten Redner fehlt's an rechten Worten,
Indeß der Blöde gut und feurig spricht:
Der Frömmler wirft die blassen Mienen ab,
Und schaut mit stolzem Aug' empor zum Himmel:
Der Freigeist aber, der an Nichts geglaubt,
Er faltet wie ein frommes Kind die Hände. —
So geht's auch Deinem Grafen! Traue mir,
Wenn er Dich wahrhaft liebt, so siehst Du ihn
Recht bald zu Deinen Füßen bittend knie'n.

Viola.

Du giebst mir Trost für Trost . . . ich will Dir glauben,
Sonst müßt' ich mir ja selbst die Hoffnung rauben.

Dritter Auftritt.

Mary (aus dem Hause). Die Vorigen.

Rosalinde.

Was giebt es, Mary? Du siehst aus, als ob Du etwas auf dem Herzen hättest.

Mary.

Ich wollte das gnädige Fräulein nur an den Zweikampf erinnern.

Viola.

Ach geh, Mary! Wir sind nicht in der Laune zu Fastnachtspäßen.

Rosalinde.

Wenn der närrische Junker kommt, soll der Bediente ihn mit kurzen Worten abweisen — hörst Du!

Mary.

Wie Sie befehlen! (Sich zum Abgehen wendend, für sich.) Nein, so kühl darf der muntre Scherz nicht enden! Ich habe Hales

dafür gebürgt, daß Viola ſich dem Junker ſtellen ſolle, und ein Kammermädchen hält Wort.

Roſalinde.

Mary!

Mary

(zurückkommend).

Euer Gnaden!

Roſalinde.

Haſt Du nichts von Shakeſpeare gehört?

Mary.

Nein, Mylady!

Viola.

Auch nichts von Scribamrien?

Mary.

Nein, Fräulein! — Schade, daß aus dem Duell nichts wird. Die beiden Herren wüßten davon, und ſie wären gewiß herausgekommen, um ſich nach deſſen Ausgang zu erkundigen.

Roſalinde

(ſtutzt).

Wie ſo glaubſt Du das?

Mary.

Herr Hales, der Freund des Dichters, ſagte mir's.

Roſalinde.

Nun, liebe Viola, dann ſcheint es doch beſſer, wir laſſen der angefangnen Poſſe ihren Lauf. Sieh, es iſt auch nicht gut, daß der Graf gar zu plötzlich Deine Verkleidung erfährt. Es könnte ihn erbittern, er würde es als einen Verrat für die Falſchheit der Frauen anſehn, und dann haſt Du ihn ganz verloren. Wir müſſen ihn ſanft behandeln, wie ein krankes Kind, und ihn gehörig auf die Umwandlung vorbereiten.

Viola.

Ja, mein Gott, ich kann mich doch aber nicht mit dem Junker Andreas duellieren!

Mary.

Warum nicht? Der Junker ist nur unter einem einzigen Panier zu fechten gewohnt, nämlich unter dem Hasenpanier. Treten Sie ihm kühn und keck entgegen, dann leistet er zitternd Abbitte, und Sie gehen als Siegerin aus dem Kampfe hervor.

Viola
(zu Rosalinden).

O, rathe Du mir! Soll ich's wirklich wagen?

Rosalinde.

Den Preis gewinnt man nicht durch banges Zagen.

Viola.

Nun wohl! Ich habe Muth und will'ge ein:
Schon zuckt die Kampflust mir durch alle Nerven.
Doch sollte kühner noch mein Gegner sein,
Dann ist es Zeit — die Maske abzuwerfen!

(Rosalinde, Viola und Mary ab in's Haus.)

Vierter Auftritt.

Hales und Junker Andreas erscheinen im Garten, [illegible]

Hales.

Tretet nur ein! Hier werden wir den Burschen finden.

J. Andreas

(trägt ein großes Schlachtschwert an der Seite und ein [illegible] Blumen vor dem Hut).

Bei meinen Ahnen, Sir! Ich halte es überflüssig, den Naseweis aufzusuchen.

Hales.

Sir! Ich glaube, Ihr habt keine Courage.

J. Andreas.

Um allen Streit zu vermeiden, will ich Euch Recht geben

Hales.

Schämt Euch! — Raufluſtig habt Ihr Euch einen Strauß auf den Hut geſteckt. Soll er verkünden, daß Ihr mit voller Luſt in den Strauß geht, oder deutet er an, daß Ihr gleich dem Vogel Strauß Euer Haupt verſtecken wollt, ſobald ein Feind ſich naht?

J. Andreas.

Die blauen Blümken ſind das Zeichen meiner treuen Liebe! Uebrigens, Sir — durch Wortſpiele heilt man keine Wunden.

Hales.

Warum nicht? Sie ſind oft ein gutes Zugpflaſter. — Aber, Scherz bei Seite, Ihr werdet Euch ſchlagen wie ein Löwe.

J. Andreas.

Dazu bin ich bereit, denn die Löwen ſchlagen ſich gar nicht.

Hales.

Gebt Euch keine Blöße, Sir! Ihr müßt Genugthuung von dem jungen Laffen haben.

J. Andreas.

Was meint Ihr, wenn ich darauf verzichtete, wenn ich ihm Verzeihung angedeihen ließe? Wäre das nicht Großmuth?

Hales.

Ja wohl, und zwar eine Großmuth, die man vom Kleinmuth gar nicht unterſcheiden könnte.

J. Andreas.

Hales . . . Freund . . . ich kann's Euch nicht länger verhehlen. Je näher das Duell rückt, deſto lauter klopft mein Herz . . . ich kann mich kaum auf den Füßen halten.

Hales.

Erinnert Euch an die Königin Eures Herzens' Bedenken welchen Eindruck es auf ſie machen wird, wenn ſie hört, Ihr habt für ſie gekämpft, Ihr ſeid um ihretwillen geſtorben.

J. Andreas.

Ach was! Ein lebendiger Sperling iſt ein beſſrer Liebhaber, als ein todter Adler, und kurz — ich duellire mich nicht. (Er will abgehn.)

Hales

(ihn zurückhaltend).

Die Leute werden Euch verhöhnen, werden mit Fingern auf Euch zeigen.

J. Andreas

(wankend).

Sir, ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten! Vergeſſet nicht, daß ich von Adel bin. — Adieu!

Hales.

Weblan — was ich Euch eigentlich verſchweigen wollte, muß ich Euch nun entdecken. Der Junker fürchtet ſich; er will ſich nicht ſchlagen: er iſt eine Memme, ein Haſenfuß — er iſt feige wie ein Maulwurf, wie eine Schnecke, wie ein Regenwurm — mit einem Worte: er iſt noch feiger als Ihr'

J. Andreas.

Kann ich mich darauf verlaſſen?

Hales.

Ganz gewiß'

J. Andreas

(grimmig).

Ja, dann gewinnt die Sache ein andres Anſehn! Ich werde dieſen Buben mit der Peitſche züchtigen.

Hales.

Recht' — Ihr hättet ſeine Muthloſigkeit ja ſchon daran erkennen müſſen, daß er noch immer nicht erſchienen iſt.

J. Andreas.

Freilich, freilich! Pfui, über dieſen Ofenhocker, über dieſen verächtlichen Schulknaben! Es giebt kein widerwärtiger Laſter als die Feigheit. Aber was fange ich mit dem Burſchen an?

Hales.

Donnert gegen die Thür, daß er herauskommt, und laſſet Euch kniend Abbitte von ihm thun.

J. Andreas.

Zugeſtanden! Kniend ſoll er um Vergebung flehn, und dann will ich ihm das Leben ſchenken. Ei, ſo ein verdammter Feigling, der einem Duell aus dem Wege geht'

Fünfter Auftritt.

Als Junker Andreas eben die Geduld verliert, treten ihm Viola und Marie, beide mit langen Mänteln bekleidet und Barrets, entgegen, er prallt erſchrocken zurück.

Viola

(einen blanken Degen in der Hand tragend).

Schon hier, das iſt mir lieb! Ich wünſch' Euch, Sir,
Den beſten Morgen, denn den Abend werdet
Ihr nicht erleben.

J. Andreas

(Hilft in Hales).

Du gerechter Gott! . . . .
Das iſt ein Raufbold, ein geübter Fechter,
Ein Kerl, der Sinn' und Mord zum Zweikampf fordert.

Hales

(leiſe).

Verrathet Eure Furcht mit keiner Miene,
Sonſt iſt es jedenfalls um Euch geſchehn.

Viola

(leiſe zu Marie).

Was nun, mein Kind? Ich kann mich recht nicht ſchlagen!

Marie

(leiſe).

Bedenket nur, Ihr habt ja nichts zu wagen.

Viola
(w. e.)

Ich fürchte mich vor jedem blanken Schwert —

Mary
(w. e.)

Seid überzeugt, Ihr bleibet unversehrt.

J. Andreas
(w. e.)

Sie ſehen grimmig aus, und wie ſie heimlich ſprechen —
Hier iſt das Klügſte, daß man ſchnell entfliehe.

Hales
(w. e.)

Er würd' Euch augenblicklich niederſtechen!
Eins rettet Euch . . . wenn Ihr den Degen zieht.

J. Andreas
(w. e. mannlich).

Nun denn, es ſei! Ich ſterbe in der Blüthe meiner Jahre. (Umarmt Hales.) Lebt wohl, Sir! Ihr habt meinen Tod zu verantworten — aber ich vergebe Euch. (Er zieht.)

Mary
(w. e.)

Hier, Fräulein, hier müſſen Sie ſtehen! Weit genug, daß ſein Degen Sie nicht erreichen kann.

Viola
(w. e.)

Sag' mir, Mary, was ſoll ich eigentlich machen?

Mary
(w. e.)

Sehen Sie gar nicht hin, und kommen Sie in die Luft.

J. Andreas
(w. e. zornig).

Unter uns geſagt, Sir, ich habe in meinem Leben noch nicht gefochten. Gebt mir wenigſtens einen guten Rath.

Hales
(m. e.)

Wollt Ihr mir folgen, Sir, ſo drückt die Augen zu, und ſchmettert drauf los, dann trefft Ihr am ſicherſten.

(Hales und Marr ziehen ſich in den Hintergrund zurück. Junker Andreas zittert ſehr.)

Hales.

Legt Euch aus! . . (Pauſe.) Los!

J. Andreas
(ſinkt, von der Furcht überwältigt, auf die Knie nieder und ruft:)

Gnade! Gnade!

Viola
(iſt ebenfalls auf die Knie geſunken, und hat den Mantel, ſammt Barett und Locken, fortgeworfen.)

J. Andreas
(noch auf den Knien, ſehr verwundert.)

Gerechter Gott! Das iſt ja ein Frauenzimmer!

Viola
(aufſtehend, heftig.)

Mein Gegner hat ſich noch mehr gefürchtet als ich.

J. Andreas
(ſteht auf, und nimmt ſeine frühere Miene wieder an.)

Wer hat ſich gefürchtet? — Bei meinen Ahnen! Wärt ihr kein Frauenzimmer, Ihr ſolltet büßen für dies Wort. So aber befiehlt mir die Ritterpflicht, Euch zu ſchonen. — Nun, Ihr habt den Junker Andreas von Bleichenwang kennen gelernt! (Zu Hales.) Kommt, Sir! Ihr müßt mir bezeugen, daß ich mich wirklich duellirt habe.

Hales.

Wir können ja noch ein wenig hier verweilen.

J. Andreas.

Nein, Sir! Ich will mich vom Arzte unterſuchen laſſen — es wäre doch möglich, daß ich verwundet bin.

(Beide gehen rechts durch den Garten ab.)

Sechster Auftritt.

Viola und Mary.

Mary.

Nun, Fräulein?

Viola.

Nun, Mary? — War das wirklich ein Zweikampf?

Mary.

Ein ganz vollständiger! Wie befinden Sie sich danach?

Viola.

Sehr wohl, und ich sehe jetzt: viel Muth gehört zum Duelliren nicht.

Mary.

Gewiß nicht! Im Duell will man ja auch nur beweisen, daß man sich nicht fürchtet, und bei wem solcher Beweis erforderlich, dessen Muth muß doch wohl zweifelhaft sein.

Viola.

Scharf auseinandergesetzt!

Mary.

Ei ja! Mein Witz ist schärfer als manche Klinge. Drum würde ich mich auch niemals schlagen, wenn ich ein Mann wäre. Je stumpfer der Witz, um so schärfer muß die Waffe sein, und je ungeschliffner der Mensch, deste nöthiger braucht er ein geschliffnes Schwert. (Zur Th.) Der Graf kann jeden Augenblick hier sein!

(Sie nimmt Viola's Mantel, Barett und Degen auf, und will eilig ab.)

Viola.

Wohin, Mädchen? Was soll das werden?

Mary.

Die Entwicklung der Comödie! (Geht schnell durch den Vordergrund nach links.)

Siebenter Auftritt.

Viola. Southampton (aus dem Garten).

Viola
(ohne ihn zu bemerken).

So warte doch, Mary — nein, sie läuft davon!

Southampton
(erstaunt).

Mein Gott! Was ist denn das?

Viola
(ihn erblickend, für sich).

Der Graf — o Himmel!

(Sie will hinweg.)

Southampton
(tritt schnell unter die Halle und ergreift ihre Hand).

Du willst entfliehn, geliebtes Doppelwesen?
Ein Engel bist Du, und es steht Dir frei,
Als Jüngling oder Jungfrau zu erscheinen.
Verweile doch! — Wie schön ist die Gestalt,
Die Du Dir heute wähltest, süßes Mädchen.
Mit welchem Namen soll ich Dich begrüßen?
O, sprich!

Viola.

Viola nennt man mich, Herr Graf!

Southampton.

Viola! Frühlingshauch, der durch die Lüfte wallet!
Erwacht der Lenz mit seinen Strahlenbolzen,
Dann ist das Eis, dann ist der Schnee zerschmolzen:
Die Flur bedeckt ein frischer, milder Thau,
Und duftige Violen schimmern blau.
So geht es mir! Nun lachet meinem Leben
Ein holder Frühling . . . alles will sich heben
In kalter Brust, die wundervoll erglüht,
Seit liebeathmend dort Viola blüht.

Viola.

Herr Graf, wie mögt Ihr mich so bitter höhnen?
Ich kenne leider Euren wahren Sinn.
O, seid nicht hart und laſſet Euch versöhnen —
Kann ich dafür, daß ich ein Mädchen bin?

Southampton.

Der dumpfe Traum, er iſt zum Glück beendet,
Ich fühle mich, erwachend, froh und frei.
Viola, glaube mir, ich war verblendet,
Und was ich ſprach, mein Herz war nie dabei.
Doch eh die Seele nahverührt geblieben,
Kaum ſah ich Dich, ſo fing ich an zu lieben.

Viola.

Ich weiß, Herr Graf, Ihr haſſet mein Geſchlecht,
Und wertet nimmermehr ein Frauenknecht.
Wie Euch auch Freunde und Bekannte quälen,
Ihr wollet nicht, Ihr mögt Euch nicht vermählen.

Southampton.

So ſagt' ich einſt — ich war ein rechter Thor!
Du lehreſt mich zum ſchönern Sein empor.
Du haſt des Weibes Hoheit mir verkündet,
Das kalte Herz haſt Du mir angezündet,
Und ſeine Opferglut bring' ich Dir dar.

Viola.

An keinem Mädchen iſt ein gutes Haar!
Erkünſtelt iſt ihr Reiz und ihre Jugend,
Sie wiſſen nichts von Treue und von Tugend.
Ihr Wert iſt falſch und ihre Sanftheit Tug,
Und wer ſie kennt, der flieht den Betrug. —
Ich denke dran, ſo ſagtet Ihr, Herr Graf!

Southampton.

Viola, iſt es recht, Viola, iſt es brav,
Daß Ihr mich ſo mit eignen Worten peinigt?
Ich bet' Euch an, ich liebe Euch innig treu.

Und wär' ich immerdar mit Euch vereinigt,
Dann ſtrahlte mir die Welt noch einmal neu.
Es lag mein Geiſt in Finſterniß verloren,
Mir war ſo ſchaurig in der trüben Nacht,
Als ich Euch ſah, da ward ich erſt geboren,
Da ahnt' ich erſt der Schöpfung volle Pracht.

Viola.

Mein edler Herr, Ihr ſeid ja ganz begeiſtert!
Hat Eurer ſich die Liebe auch bemeiſtert?
Ja, wer zu tief in Weiberaugen blickt,
Der wird vom falſchen Zauber leicht umſtrickt.
Für ſtilles Glück ein wüſter Sinnenrauſch,
Für Freiheit Qual — ein gar zu ſchlechter Tauſch!
Ihr werdet jene Circen fliehen müſſen,
Denn blaſſe Lüge wohnt in ihren Küſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Shakeſpeare (auf dem Garten).

Shakeſpeare.

Was muß ich ſehn! Umſchlingt ein bunter Traum
Mit ſeinen Blütenranken mir die Sinne? ...
Geſchehen Wunder?

Southampton.

Ja, Du theurer Freund!
Sie ſind geſchehn: hier hat ſich viel verändert:
Es blühen Blumen jetzt aus todtem Stein,
Aus einem Jünglinq iſt ein Mädchen worden,
Ein Blinder fand der Augen helles Licht,
Und freut ſich des beglückten Daſeins wieder.

Shakeſpeare.

Wer war der Blinde denn?

Southampton.

Ich war es selbst!
Denn Frauenschönheit, Frauengunst und Tugend
Erblickt ich nirgends . . . Wie ein Blindgeborner.
So stand ich fühllos unter dieser Pracht!
Abirrend von dem Drange der Natur,
Liebt' ich mich selbst, liebt' ich die Männer nur.

Shakespeare
(zu Viola).

Und Ihr, die uns bisher als Mann erschienen,
Aus Euch ward eine Jungfrau nun?
(Man sieht, daß Rosalinde seitwärts dem Gespräche lauscht.)

Viola.

Zu dienen!
Die Dichter sehen scharf — Ihr kanntet mich?

Shakespeare.

O nimmermehr! Der Blindeste war ich!
Was kann ich thun? . . . Bekennen und bereuen? . . .
Das will ich gern, will keine Beichte scheuen.
Vernehmt! — Von wilder Eifersucht entflammt,
Beleidigt' ich die Freunde allesammt.
Vertraun und Liebe wollten mir entschwinden:
Ich glaubte, Graf, Du liebtest Rosalinden;
Ich glaubte auch, sie hätte Dich erhört —
Da wurde zum Vulkan mein Blut empört.

Viola.

Was hat die Gute nur bei Euch verdächtigt?
Nein, Rosalinde war zum Zorn berechtigt!
Ihr thatet gegen mich so sehr galant,
Drum dachten wir, Ihr hättet mich erkannt
Und liebtet mich — —

Shakespeare.

Verzeihung, schöne Miß'
Wohl seid Ihr hold genug, mit einem Lächeln

Der Felſen Grund zu ſtürzen und das Meer,
Deß wilder Schaum empor zum Himmel brandet,
In einen blauen Spiegel umzuwandeln.
Doch wahre Lieb' iſt feſter noch gebannt,
Als Sturm und See und als der Felſen Wurzel.

Southampton.

Wohlan! Die bunten Fäden zu verwirren,
Hat ſich ein böſer Dämon ſehr bemüht;
Wir Alle ſollten wanken oder irren,
Doch treue Liebe hat in uns geglüht,
Drum mußten wir die Klarheit wiederfinden —
Es flieht der Traum, der unſer Glück zerſtört!

Shakeſpeare.

Doch Eine fehlt — —

Viola.

Ihr meinet Roſalinden.

Neunter Auftritt.

Roſalinde (im den Vordergrund kommend). Die Vorigen.

Southampton
(bemerkt ſie).

Da iſt ſie!

Roſalinde.

Und hat alles angehört.

Shakeſpeare.

So wirſt Du um ſo leichter mir vergeben!
Mich blendete ein Wahn, ein greller Blitz.
Die finſtre Eris, die den Eros haſſet,
Sie wollt' uns trennen — —

Viola.

Ja, geliebte Freundin'
Es war die Leidenſchaft, die ihn verwirrte.
Auf ſeine Liebe kannſt Du ſicher bau'n.

Roſalinde.

Wer innig liebt, wird innig auch vertrau'n.
Er hatte ew'ge Treue mir geſchworen,
Und nahm beim erſten Sturme ſchon die Flucht.

Shakeſpeare.

Die Lieb' iſt als ein blindes Kind geboren.

Roſalinde.

Die Liebe nicht, jedoch die Eiferſucht.

Southampton.

Vergeben und Vergeſſen! ſprecht es aus.

Viola.

Ich helfe bitten, liebe Roſalinde!

Roſalinde.

Wohl drängt es mich im Herzen zum Verzeihn,
Jedoch die Klugheit ſpricht ein feſtes: „Nein!“
Wo liebend ſich ein Weib dem Mann vereinigt,
Da wird ſie auch durch Eiferſucht gereinigt.
Er ſelber lebt und webt, wie's ihm gefällt,
Er nennt beſcheiden ſich den Herrn der Welt,
Die Gattin darf nur ſtets im Hauſe walten.
Nun kommt er heim, die Stirn in düſtre Falten:
Sie ſchmeichelt ihm, ſie bringt ihm Gruß und Kuß . . .
Er lächelt nicht — ſie iſt ſein Weib — ſie muß.
Die Ehe bleibt ein Kaukaſus auf Erden —
Wohlan! Ich mag nicht angeſchmiedet werden.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hales und Junker Andreas (erscheinen im Garten).

J. Andreas
(zu Hales).

Seht Ihr sie? Die mit dem blauen Mantel und dem goldnen Haar — das ist sie!

Viola.

Hilf Himmel! Da kommt der Junker schon wieder, mit dem ich das Duell gehabt.

Southampton.

Ja, und er richtet ganz sonderbare Liebesblicke auf mich. Bemerkt Ihr es wohl?

Hales
(zu J. Andreas).

Nun, Sir! Seid Ihr auch überzeugt, daß sie Euch liebt?

J. Andreas.

Ob ich überzeugt bin? Lächerlich! (Er kommt, von Hales gefolgt, in die Saulenhalle, und wirft sich vor Southampton auf's Knie.)

Rosalinde.

Was soll denn daraus werden?

J. Andreas
(zu Southampton).

Holdselige Jungfrau! Schmachten ließ ich Euch, aber verschmachten sollt Ihr nicht, deshalb bekenne ich hiermit . .

Southampton.

Meint Ihr mich wirklich, Sir?

J. Andreas
(zärtlich).

Wen anders, als Euch? — Deshalb bekenne ich hiermit offen, daß ich Euch wieder liebe.

Shakespeare.

Ich glaube, der Mensch hat seinen Verstand verloren.

Hales.

Nein, Shakespeare, Du thust ihm Unrecht! Ich muß dem Junker bezeugen, daß er einen derartigen Verlust niemals zu befürchten hatte.

J. Andreas.

Ihr seid überrascht? Thut nichts, Ihr werdet Euch schon erholen! Junker Andreas von Fieberwang reicht Euch sein Herz und seine Hand.

Southampton.

Es möchte Euch unangenehm berühren, Junker, wenn ich Euch meine Hand zu Theil werden ließe. Geht in's Land, wo der Pfeffer wächst, doch Du, Viola, quäle mich nicht länger, sondern sprich es aus, daß Du die Meine werden willst.

Viola.

Ja, wenn ich mir's recht überlege — eh' ich Euch dem Junker Andreas gönne, lieber nehme ich Euch selbst! (Sie reicht Southampton die Hand.)

Southamton
(sie an sich ziehend).

O, Viola, wie unaussprechlich glücklich machst Du mich!
(Shakespeare und Rosalinde drücken den Beiden ihre Freude aus.)

J. Andreas
(aufstehend, zu Hales.)

Könnt Ihr das begreifen, Sir?

Hales.

Junker, ich denke mir, es wird wohl alles nur Verstellung sein.

J. Andreas
(macht ein pfiffiges Gesicht).

Ah, ich verstehe!

Viola.

Aber wer kommt denn da?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Malwool tritt aus der Seitenkuliſſe, und iſt ganz nach der Vorſchrift des Briefes gekleidet, den er im zweiten Akt empfangen hat.

J. Andreas.

Bei meiner armen Seele! Ich muß dieſe ſiebenfarbige Erſcheinung für Lord Malwool halten.

Malwool

(geht, ohne die Andern zu beachten, auf Roſalinde zu, bleibt vor ihr ſtehen, und ſpricht mit Pathos).

Du theurer Gegenſtand der Zärtlichkeit,
Nach Deinem holden Anblick dürſt' ich ſehnlich,
Darum vertauſchte ich mein dunkles Kleid,
Und macht' es meinem lichten Innern ähnlich.

Roſalinde.

Was ſoll das vorſtellen? Haben wir mitten im Sommer Faſtnacht?

Shakeſpeare.

An Narren fehlt es wenigſtens nicht!

Malwool.

O, ſüße Roſalinde, wie lieblich klingen die Worte:
Mit grünem Wams bedecke dir die Bruſt . . .
Die Hoffnung ſollſt du in dem Herzen tragen!
Ich möchte liebend dich umwehn — du mußt
Den rothen Mantel um die Schulter ſchlagen.

Roſalinde.

Wollen Mylord mir nicht entdecken, was Dero abenteuerliche Tracht und die räthſelhaften Verſe zu bedeuten haben?

Malwool.

Himmliſche Blödigkeit! Warum ſtrebſt Du, es vor dieſen Leuten zu verhehlen? Stehen die Reime nicht in dem Liebesbrief, den ich von Dir empfing?

(Shakeſpeare, Southampton und Viola lachen; Hales und Maur winken einander zu.)

Malvoel.

Habe ich nicht alles gethan, was Du verlangteſt? Unſchuld — da iſt die weiße Feder! Hoffnung — das grüne Wams! Liebe — der rothe Mantel! Neid — die gelben Strümpfe! Und hieß es nicht zum Schluß?

Mit blauem Band umwinde Dir das Knie,
Daß auch Beſtändigkeit bei Dir ich finde.
Die feſte Treue, Du entbehrſt ſie nie
An Deiner ewig treuen Roſalinde.

Nun, da iſt die Beſtändigkeit — der blaue Kniegürtel! Ich komme jetzt, meine ewig treue Roſalinde als Braut zu umarmen.

Roſalinde.

Nein, das wird mir doch zu toll! William, weiſeſt Du dieſe anmaßende Lordſchaft nicht nach Gebühr zurück?

Shakeſpeare.

O, das ſoll bald geſchehn, wenn ich nur Erlaubniß dazu habe! — (Zu Malvoel.) Eure Herrlichkeit ſehen wohl ein, daß Dero Gegenwart hier ſtört. Ich gebe mir die Ehre, Eurer Herrlichkeit die herrliche Roſalinde als meine Braut vorzuſtellen; ich bitte Eure Herrlichkeit, uns auch in der Ferne Dero Gunſt zu erhalten, und — — nun, das iſt die ganze Herrlichkeit!

Malvoel
(nach einer Pauſe, beleidigt zu J. Andreas).

Mich will bedünken, daß wir geprellt ſind!

J. Andreas
(geheimnißvoll).

Nicht doch, Mylord! Es iſt alles nur Verſtellung!

Malvoel
(ſieht erſt ganz verdutzt aus, dann klärt ſich ſein Antlitz auf, und er ſagt mit pfiffig lächelnder Miene).

Ja ſo!

Shakeſpeare.

Glück auf, mir winken neue Götterſtunden,
Denn meine Roſalinde iſt verſöhnt.

Roſalinde.

Verſöhnt noch nicht! — Ihr habt Euch ſchwer verſündigt..

Hales.

Ja, ohne Buße kommet Ihr nicht los,
Darum nur gleich das Urtheil angekündigt.

Southampton
(zu Roſalinden).

Ich ſehe wohl, der Zorn iſt nicht mehr groß,
Und ſeine Strafe, denk' ich, wird gelinde.

Shakeſpeare.

Gewiß! Sie lächelt wieder freundlich hold,
Die zorn- und dornenfreie Roſalinde.

Roſalinde.

Was ſoll ich dazu ſagen — —?

Shakeſpeare.

Was Ihr wollt!

Hales.

Wohlan, daß wir den ganzen Scherz belachen,
Soll Shakeſpeare ſchnell ein Luſtſpiel daraus machen.

Roſalinde.

Dem guten Rath wird Beifall ſtets gezollt!
(Zu Shakeſpeare.)
Seid Ihr bereit? Ein Luſtſpiel — —

Shakeſpeare.

Was Ihr wollt!

Viola.

Nun, ſolche Folgſamkeit muß wahrlich rühren,
Deshalb vernehmt: ſie hat Euch nie gegrollt!

Southampton.

Doch welchen Titel ſoll das Luſtſpiel führen?

Shakeſpeare

(zu Roſalinden).

Beſtimmt nur!

Roſalinde.

Ja, was wähl' ich?

Shakeſpeare.

Was Ihr wollt!

Roſalinde.

Stets: was ihr wollt! Ihr mögt Euch nur befleißen,
Daß Euch die That ſo leicht wird wie das Wort,
Denn: „Was ihr wollt!“ ſoll unſer Luſtſpiel heißen.

Shakeſpeare.

Und an die Arbeit mach' ich mich ſofort!

Roſalinde.

Das Stück iſt aus, jedoch im Publikum,
Was wird man dort zu ſolchem Spiele ſagen?

Shakeſpeare.

Wer kann ein ganzes Publikum befragen!
Es ſpricht vielleicht: „Das Luſtſpiel war recht dumm,
„Die Sprache matt! Allein man muß geſtehen,
„Wir haben ſchlechtre Stücke ſchon geſehen!“

(Der Vorhang fällt.)